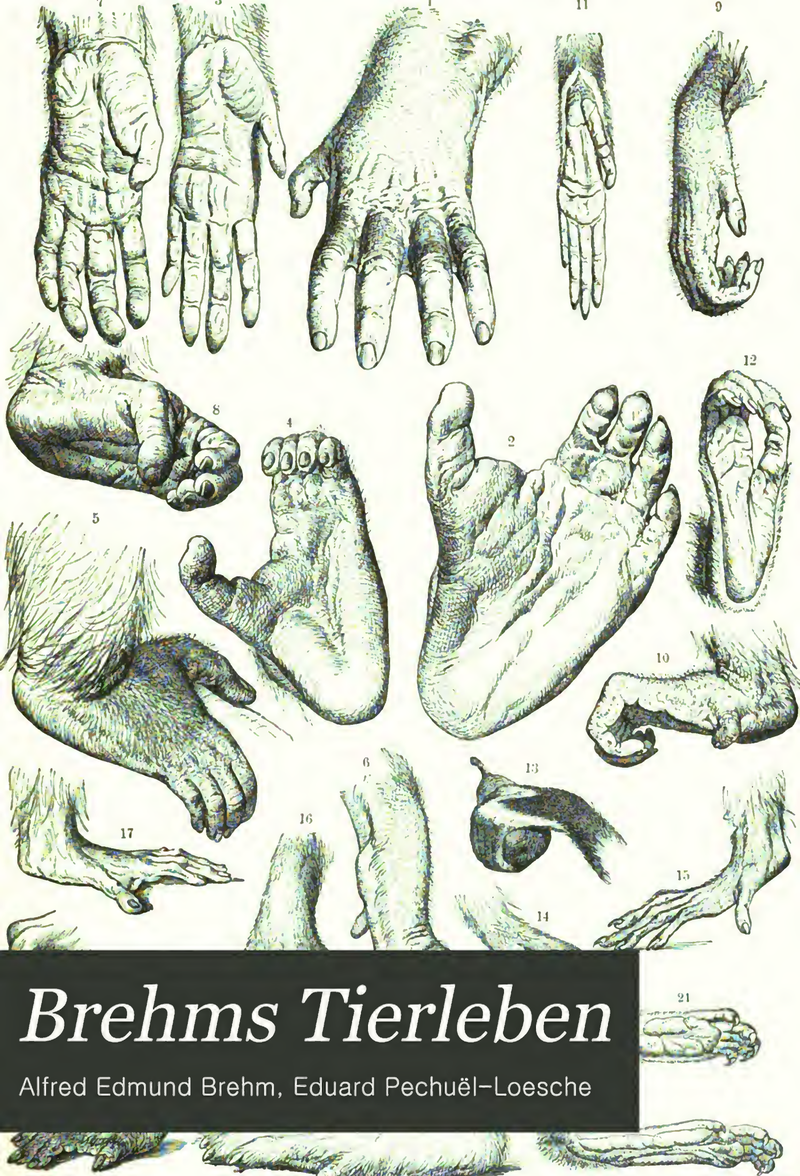


Brehms Tierleben

Alfred Edmund Brehm, Eduard Pechuël-Loesche



Brehms Tierleben.

Erster Band.

Holzfreies Papier.

Brehms Tierleben.

Allgemeine Kunde des Tierreichs.

Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Von

Prof. Dr. Pechuel-Loesche.

Säugetiere — Erster Band.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1890.

Die Säugetiere.

Von

Dr. Alfred E. Brehm.

Unter Mitwirkung von Dr. **Wilh. Haacke**

neubearbeitet von

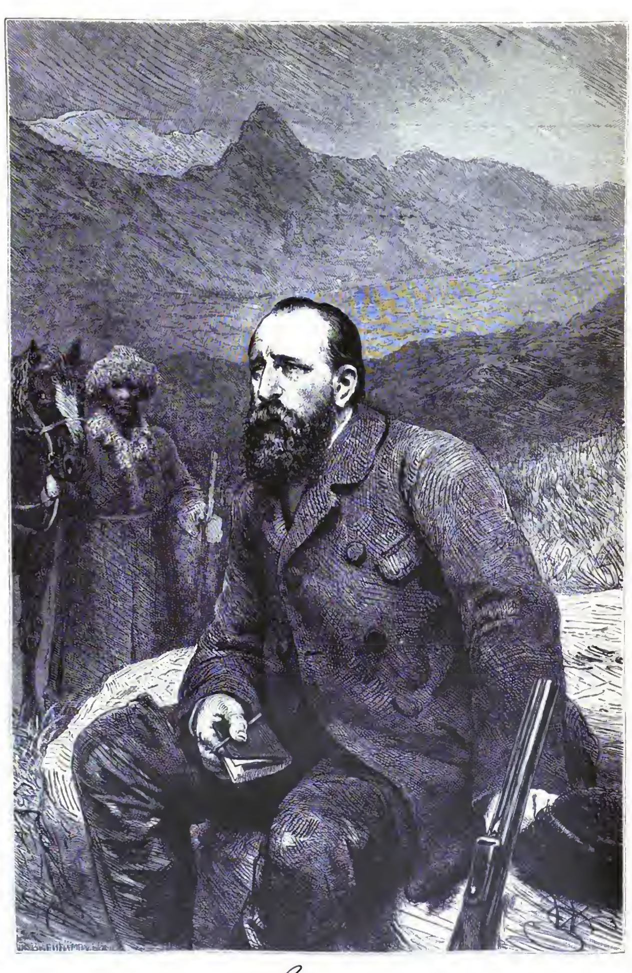
Professor Dr. Pechuel-Loesche.

Erster Band:

Affen, Halbaffen, Flattertiere, Raubtiere.

Mit 139 Abbildungen im Text und 19 Tafeln
von **G. Beckmann, C. F. Deiker, R. Kretschmer, W. Kuhnert, P. Meyerheim, G. Mützel, E. Schmidt** und **Fr. Specht.**

Leipzig und **Wien.**
Bibliographisches Institut.
1890.



Dr Brehm



Inhalts-Verzeichnis.

Erste Ordnung: Affen (Pitheci).



Inhalts-Verzeichnis.

Erste Ordnung: Affen (Pithecei).

Zweite Ordnung: **Halbaffen oder Äffer** (Prosimii).

Dritte Ordnung: **Flattertiere** (Chiroptera).

Vierte Ordnung: Raubtiere (Carnivora).

Verzeichnis der Abbildungen.

Auf besonderen Tafeln.

Im Text.

Affen.

Halbaffen.

Aus dem Vorworte zur ersten Auflage.

Unser reiches Schrifttum besitzt viele tierkundliche Werke von anerkannter Trefflichkeit, aber wenige, in denen die Lebenskunde der Tiere ausführlich behandelt ist. Man begnügt sich, zumal in den oberen Klassen, mit einer möglichst sorgfältigen Beschreibung des äußeren und inneren Tierleibes, ja, man gibt sich zuweilen den Anschein, als halte man es für unvereinbar mit der Wissenschaftlichkeit, dem Leben und Treiben der Tiere mehr Zeit und Raum zu gönnen als erforderlich, um zu beweisen, daß der in Rede stehende Gegenstand ein lebendiges, d. h. nicht bloß ein fühlendes und bewegungsfähiges, sondern auch ein handelndes und wirkendes Wesen ist.

Die Ursachen dieses ebenso ungerechtfertigten wie einseitigen Verfahrens sind unschwer zu erkennen. Unsere Meister der Tierkunde zieren die Hochschulen oder wirken an den öffentlichen Sammlungen. Hier haben sie eine für die Zergliederungs- und Systemkunde verlockende Menge von Stoff zur Verfügung, und wenn sie diesen Stoff wirklich bewältigen wollen, bleibt ihnen zur Beobachtung des Lebens der Tiere keine Zeit — ganz abgesehen davon, daß zu solcher Beobachtung ein Jäger- und Wanderleben eine der ersten Bedingungen ist.

Wir danken gedachten Forschern überaus wichtige Aufschlüsse über den äußeren und inneren Bau des Tierleibes und hierdurch Erklärung gewisser Lebensäußerungen; wir sehen in ihnen immer die das Ganze überblickenden und ordnenden Meister der Wissenschaft und sind geneigt, die jagenden und sammelnden Reisenden jenen gegenüber als Gehilfen und Handlanger zu betrachten, obgleich wir uns nicht verhehlen können, daß nur sie es sind, welche uns mit dem ganzen Tiere bekannt machen. Denn erst das lebende Tier ist ein „fühlendes und bewegungsfähiges" Wesen: das tote, ausgestopfte, in Weingeist aufbewahrte ist und bleibt immer nur ein Gegenstand.

Die Reisenden und die unsere Fluren jagend durchstreifenden Forscher also sind es, von denen wir Schilderungen des Tierlebens fordern müssen und fordern dürfen. Ihnen ist die Aufgabe geworden, vor allem das lebende Tier ins Auge zu fassen; für die wissenschaftliche Behandlung des toten Tieres finden sich andere Kräfte: denn auch für das ersprießliche Gedeihen der Tierkunde ist Teilung der Arbeit unerläßliche Bedingung.

Solche Ansichten haben mich bestimmt, das vorliegende Buch zu schreiben. Durch Lehre und Vorbild meines unvergeßlichen Vaters bin ich von Jugend auf zur eigenen Beobachtung der Tiere veranlaßt worden und habe hierzu später, während eines langjährigen Wanderlebens im Norden und Süden sowie in meinem späteren Wirkungskreise, manche Gelegenheit gefunden, die vielen anderen verschlossen blieb. Dessenungeachtet hielt ich meine Beobachtungen allein zu einer Veröffentlichung nicht für wichtig genug und glaubte deshalb, sie mit den Erfahrungen anderer verschmelzen zu müssen. Hierdurch mußte die Arbeit das Gepräge

einer allgemeinen Tierkunde erhalten, und da diese Allgemeinheit nun einmal angebahnt, beschloß ich, den ursprünglichen Plan so zu erweitern, wie er jetzt in der Ausführung vorliegt.

Älteren Beobachtern habe ich ihr Erstlingsrecht stets gewahrt, wenn ich fand, daß die Beobachtungen richtig oder mindestens wahrscheinlich; ich habe dies auch dann gethan, wenn ich die betreffenden Tiere selbst beobachtet hatte, und ebenso haben die Künstler es angegeben, ob sie das lebende Tier gezeichnet, oder nur eine gute Abbildung benutzt. Wo ich konnte, bin ich an die Quelle gegangen, und nur bei unwesentlichen Angaben, beispielsweise bei der Wiedergabe altklassischer Stellen, habe ich das unterlassen: ich hatte Wichtigeres zu thun, als in altem Wuste zu wühlen. Wenn also hinsichtlich solcher Angaben Fehler bemerkt werden, mag Oken sie verantworten.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Ein Buch wie das „Tierleben“, welches eine übereinstimmend günstige Beurteilung erfahren und eine allgemeine Verbreitung gefunden hat, von allen Lehrern mit Freude und Dank begrüßt, von allen Lernenden mit Vergnügen und Nutzen gelesen, auch in die Sprachen fast aller gebildeten Völker übertragen worden ist, legt seinen Verfassern die zwingende Verpflichtung auf, jede neu erscheinende Auflage der sorgfältigsten Umarbeitung zu unterziehen. Dieser Verpflichtung, ohne irgend welche Rücksicht auf den Inhalt der ersten Auflage, nachzukommen, habe ich mich nach besten Kräften bestrebt; sie ist ebenso von meinen Herren Mitarbeitern bedingungslos anerkannt und erfüllt worden; sämtliche mitwirkenden Künstler haben dieselben Grundsätze befolgt; die Verlagshandlung hat allen Wünschen Rechnung getragen, überhaupt keine Opfer gescheut, um die gestellte Aufgabe zu ermöglichen; viele Freunde des Werkes endlich haben es sich angelegen sein lassen, dasselbe durch wertvolle Beiträge zu fördern. Das „Tierleben“ erscheint, dank solchem Zusammenwirken, in durchaus veränderter Gestalt, berichtigt, verbessert, bereichert und vervollständigt nach allen Richtungen hin: ein neues Buch unter altem Titel. Sein Gepräge aber haben wir nicht verwischen, seine Eigenschaft als volkstümliches Werk ihm nicht rauben wollen.

Nach wie vor soll das „Tierleben“ bestimmt sein, in gebildeten Familien sich einzubürgern und zu einem Hausschatze im besten Sinne des Wortes zu werden. Für streng wissenschaftliche Kreise ist es nicht geschrieben, für unreife Kinder ebensowenig; gleichwohl dürften jene auch in dem volkstümlichen Buche manches Beachtenswerte finden und werden diese, durch Vermittelung Erwachsener, seinen Inhalt sich erschließen können.

Von diesen und den früher erörterten Gesichtspunkten aus wolle man auch die neue Auflage betrachten. Das „Tierleben“ hat, meiner Ansicht nach, selbst eine strengere Beurteilung nicht zu fürchten. Wer in ihm sucht, was er nach Titel und Anlage zu finden berechtigt ist, wird sich nicht getäuscht sehen; wer sich des Titels stets erinnert, das nicht suchen, was er nicht finden kann. Mängel und Irrtümer haften erklärlicherweise wohl auch dieser Auflage an; sie hervorzuheben und zu berichtigen, damit sie später vermieden werden können, möge die dankenswerte Aufgabe des Lesers sein. Eine sachgemäße und wohlwollende Beurteilung wird mich stets zu warmem Danke verpflichten, eine von Mißgunst oder vom Parteistandpunkte beeinflußte, böswillige Bemängelung auch fernerhin unnahbar finden.

Berlin, am 6. März 1876. **A. E. Brehm.**

Vorwort zur dritten Auflage.

Auf den Wunsch des Bibliographischen Instituts, „Brehms Tierleben" in dritter Auflage durchzuarbeiten und herauszugeben, bin ich um so freudiger eingegangen, als auch ich dem Werke nicht geringe Anregung und Belehrung zu verdanken habe.

Die glückliche Anlage und Gesamtauffassung treu zu wahren und bei der Bearbeitung die Rücksicht und Sorgfalt zu bekunden, welche dem Verfasser wie dem eigenartigen und so erfolgreichen Buche gebührt, erschien mir als erste Pflicht. Diese zu erfüllen habe ich mich bemüht, auch dort, wo durchgreifende Änderungen geboten waren.

Der Aufschwung der Erdkunde, hervorgerufen durch zahlreiche Expeditionen nach fremden Ländern und genährt durch die steigende Teilnahme an kolonialen Bestrebungen, hat auch die Kunde des Tierlebens wesentlich gefördert und zwar nicht zum wenigsten infolge von Brehms anreizendem Wirken. Die Bewohner ferner Gebiete werden jetzt vielseitiger und schärfer beobachtet, umsichtiger und schlichter geschildert als in früherer Zeit. Denn wer mit dem Tierleben mannigfaltig gearteter Länder vertraut geworden ist, hat nicht bloß eigene Erfahrungen zu verzeichnen, er hat auch, und dies ist wichtiger, an Unterscheidungskraft gewonnen, um die Tragweite der eigenen wie der Erfahrungen anderer abzuwägen und danach sein Urteil zu bemessen.

So hat sich, wie in der Anschauung über fremdartige Verhältnisse überhaupt, auch ein Wandel in der Auffassung vom Wesen vieler Tiere, zumal der Schreckgestalten der Wildnis, verhältnismäßig rasch vollzogen, und dieser Wandel der Auffassung mußte in der neuen Auflage des vorliegenden Buches zum Ausdruck kommen. Ältere und einseitige Berichte habe ich durch neue und umfassendere ergänzt, vielfach auch ersetzt und Lebensschilderungen von Tieren, welche in die frühere Auflage noch nicht aufgenommen werden konnten, eingefügt. Dabei habe ich mich befleißigt, stets im Sinne Brehms zu arbeiten, der auch als Meister des Wortes anerkannt ist. Um seines Werkes eigenartiges Gepräge und fesselnden persönlichen Charakter möglichst zu erhalten, trete ich nirgends mit meinem eigenen Ich hervor: wo es galt, meine Beobachtungen einzureihen, gab ich sie, wie die jedes anderen Gewährsmannes, als fremde Anführung wieder, wie es Brehm früher schon selbst gethan hat.

Nur in einer Hinsicht habe ich dem abgeschiedenen Gelehrten gewissermaßen Gewalt angethan und das Wort gekürzt: ich habe alle die polemischen Stellen gestrichen, die wohl niemand ergötzen konnten, viele dagegen abstoßen und verletzen mußten. Das Abgestrichene hatte ohnehin nichts zu schaffen mit einer Darstellung des Lebens der Tiere, die doch bestimmt ist, einen jeden, welcher Gesinnung und welches Glaubens er immer sei, anzuregen, zu erfreuen, zu belehren.

Es ergab sich bald, daß die Aufgabe, die ich übernommen hatte, eine Arbeitsleistung erforderte, welcher der Einzelne in der vereinbarten Zeit nicht gerecht werden konnte. Deshalb wurde es notwendig, einen Mitarbeiter zu suchen, der geneigt war, das Systematische des Werkes zu übernehmen. Ich fand einen solchen in Herrn Dr. Wilhelm Haacke, dessen veränderte Einteilung des Stoffes den Gesamtinhalt nicht beeinflußt, aber den Einblick in den verwandtschaftlichen Zusammenhang der in ihrem Leben geschilderten Formen erleichtern soll. Wenn es uns nicht gelungen ist, die einschlägige Litteratur so zu verwerten und Brehms Werk derartig zu vervollständigen, wie es gewünscht werden könnte, so geschah es nicht, weil es uns an Eifer und gutem Willen gebrach, sondern weil die Arbeit, die eines Jahrzehntes bedürfte, in viel kürzerer Zeit vollendet werden muß und einen gewissen Umfang nicht überschreiten darf.

Nicht bloß der Text der neuen Auflage hat eine gründliche Durcharbeitung und mannigfache Bereicherung erfahren, auch die Ausstattung ist gehoben worden: der Druck ist größer und deutlicher hergestellt; viele veraltete Abbildungen sind erneuert und manche, die bis dahin fehlten, hinzugefügt worden und zwar in so trefflicher Ausführung, daß den Künstlern aufrichtiger Dank gebührt.

Diejenigen Tierfreunde, welche seit Jahren in der Stille ihre Beobachtungen und Berichtigungen an das Bibliographische Institut eingesendet haben, werden sich überzeugen, daß ihre nachmals mir übergebenen Beiträge allenthalben Verwendung gefunden haben. Mit dem warmen Danke für ihre Bemühungen verbinde ich die an sie und alle Beobachter gerichtete freundliche Bitte, in solcher Weise auch fernerhin den Aufbau der Tierlebenkunde zu unterstützen.

Jena, am 1. Juli 1890.

Pechuel-Loesche.

Alfred Edmund Brehm.

Von Dr. Ernst Krause.

Nur wenige Naturforscher unserer Zeit sind als Lehrer und Hausfreunde zu so weiten Kreisen des deutschen Volkes in innigste Beziehung getreten wie der Verfasser des „Tierlebens“, welches sich als Schatzbehälter des für alle Tierfreunde Wissenswürdigsten nicht nur in den Bibliotheken der vornehmen und reichen Leute, sondern auch auf dem Bücherbrette vieler einfacher Förster und Jagdliebhaber befindet, die sich den Kaufschilling am Munde absparen mußten. Sie alle ohne Zweifel werden begierig sein, näheres über das eigene Leben des ausgezeichneten Mannes zu erfahren, der ihnen das Leben und Treiben der Tiere so lebendig und wahrheitsgetreu vorführen konnte, weil er die Mehrzahl von ihnen teils in ihrer eigenen Heimat, teils im täglichen Umgange in der Gefangenschaft beobachtet hatte. Eben durch sein seit früher Jugend bekundetes Streben, das Benehmen der Tiere in der ihnen naturgemäßen Umgebung und den ihnen daselbst drohenden Gefahren gegenüber kennen zu lernen, wurde sein eigenes Leben reich genug, um unsere Aufmerksamkeit für eine kurze Stunde zu fesseln.

Man fühlt sich versucht, zu sagen, daß das junge Menschenkind, welches am 2. Februar 1829 im Pfarrhause zu Unterrenthendorf im Neustädter Kreise des Großherzogtums Sachsen-Weimar das Licht der Welt erblickte, schon von seiner Geburt und Abstammung her dazu ausersehen gewesen sei, der begeisterte Freund und sorgsame Beobachter des Tierlebens zu werden, als welcher er in allen Weltteilen bekannt geworden ist. Denn sein Vater, der Pfarrer Christian Ludwig Brehm, war einer der genauesten Kenner der heimischen Natur und gehörte mit Bechstein, Naumann, Thienemann und Gloger zu den Begründern der deutschen Vogelkunde als Wissenschaft. Es war ein ganz eigentümliches Leben und Treiben, ziemlich abweichend von demjenigen in den meisten anderen Pfarrhäusern, unter welchem das dunkelblonde Kind heranwuchs. Des Pastors zweite Frau, die Mutter unseres Alfred, eine geborene Bertha Reiz, war eine Frohnatur wie einst die Frau Rat in Frankfurt am Main, welche die Kinder vermöge ihrer sehr lebendigen Erzählungs- und Vorlesungsgabe früh mit der klassischen Litteratur bekannt machte und sie, wie auch der Vater that, in ihrem lustigen Jugendtoben mit äußerster Nachsicht gewähren ließ. Letzterer hing an manchem Wochentage schon am frühen Morgen das Jagdgewehr über die

Schulter und birschte in den damals fast Urwäldern zu vergleichenden Beständen in den Thälern der Roda bis zum späten Abend, wobei die Söhne ihn gelegentlich begleiten und die Beute, die meist nur in selteneren Vögeln bestand, nach Hause tragen durften. Im besonderen gilt dies von Alfred, der sich noch in späteren Jahren mit unendlichem Entzücken an dieses Umherschweifen in den thüringischen Wäldern erinnerte und erzählte, wie er an seinem achten Geburtstage ein eigenes Gewehr erhalten und am selben Tage seinen ersten Vogel, eine Goldammer, erlegt hatte, die dann der Merkwürdigkeit halber ausgestopft und der großen Vogelsammlung des Vaters einverleibt worden war.

Diese Streifzüge dehnten sich über ein größeres Gebiet aus, als es jemals ein thüringischer Privatmann beschossen hat, denn dem weit und breit bekannten, in jedem Forsthause freudig willkommen geheißenen „alten Brehm" wurde von Privatleuten und forstamtlichen Behörden gern der Vorzug eingeräumt, seine „Jagd" überall unbehindert auszuüben, wußte man doch, daß sie nicht zu irgend einem persönlichen Vorteile, sondern einzig zum Nutzen der Wissenschaft betrieben wurde. Daß er aber seine Söhne so früh an diesen Streifzügen teilnehmen ließ, erklärt sich daraus, daß er selber von seiner frühesten Jugend an Sammler und Vogelliebhaber gewesen war und keinen Nachteil für seine Lebensführung dabei entdeckt, sondern im Gegenteile gefunden hatte, daß die Beschäftigung mit den Wundern und Geheimnissen der Natur das menschliche Gemüt nur veredeln kann. Übrigens beteiligte er sich, obwohl an Treffsicherheit niemand nachstehend, durchaus nicht an Treibjagden und ähnlichen Vergnügungen; seine „Waldspaziergänge mit der Flinte" waren, selbst wenn er das Gewehr an die Wange legte, immer nur der Beobachtung seiner Lieblinge gewidmet, so daß er in seinen zahlreichen ornithologischen Werken einen Wissensstoff sammelte, an dem Jahrzehnte gezehrt haben und noch zehren.

In unseren Tagen, wo eine strengere Richtung wieder vielfach hervortritt, erscheint ein dem edlen Weidwerk huldigender Landpfarrer allerdings wie eine Gestalt aus der Vorzeit, und es hat seiner Zeit auch keineswegs an strengblickenden Amtsbrüdern gefehlt, die über die „Allotria" des alten Herrn Pfarrers von Renthendorf eifrig zu Gerichte saßen. Indessen wußten seine Gemeindekinder, von denen er zwei Generationen getauft, getraut und zu Grabe geleitet hat, besser, was sie an ihm hatten, und sie wünschten sich keinen anderen Seelsorger als gerade diesen Mann mit offenem Auge und offener Hand, der die Herrlichkeiten der Schöpfung so genau bis in die verborgensten Winkel hinein studiert hatte und mit kurzen, kräftigen Worten Erbaulicheres und, wo es not that, Tröstlicheres zu sagen wußte als mancher seiner Amtsbrüder. Er gehörte nicht zu denjenigen, welche sich mit Vorliebe in biblischen Wendungen bewegen und die Gottheit beständig in die kleinen Angelegenheiten der Menschen einmischen; aber alles, was er sprach und schrieb, entquoll einer tief religiösen Grundstimmung, der die Kenntnis der allwaltenden Natur eine höhere Weihe gab.

Es ist nach alledem kein Wunder, daß dem „jungen Brehm" der Vater als das Urbild eines echten und wahren Priesters, wie er sein soll, stets vor Augen blieb, und weil er nun bei einer großen Anzahl geistlicher Herren nichts von der Milde und Gerechtigkeitsliebe seines Vaters und im allgemeinen so wenig Ähnlichkeit mit dem Wesen dieses treuen Beraters seiner Gemeinde zu finden vermeinte, so erklärt sich daraus der für einen Pfarrerssohn

wohl befremdliche Ingrimm Brehms gegen die „Pfaffen“ von selbst. Die hier gegebene Charakteristik des Vaters entstammt in den allgemeinen Zügen der Schilderung des Sohnes in der „Gartenlaube“. Da der letztere keine eigenen Aufzeichnungen über seine Jugendjahre hinterlassen hat und trotz aller angewandten Mühe keine ausführlichere Auskunft darüber zu erlangen war, so sind wir auf dasjenige angewiesen, was er hierüber gelegentlich seinen Freunden und namentlich dem Berliner Schriftsteller H. Beta (gestorben 1876) zum Behufe einer kurzen Lebensschilderung erzählt hat.[1] Wir ersehen daraus, wie der Keim zur Beobachtung des Lebens der Tiere auf diesen unter der väterlichen Leitung unternommenen Ausflügen durch Wald und Flur gelegt wurde:

„Da fliegt eine Feder, von welchem Vogel ist sie, Alfred? Hörst du es dort pfeifen und singen? Wer ist der Tonkünstler, wie heißt er, und wie sieht er aus? Wie machen wir's, um ihn aufzusuchen? Hier ist ein Nest. Welcher Vogel kann es nur gebaut haben? Wie erkennt man überhaupt den Vogel nicht nur an den Federn, sondern an irgend einer Feder? An seinem Neste? Seinen Eiern? Seinem Schlage oder Rufe? Wie spricht dieser oder jener Vogel in Liebe, Zorn, Gefahr oder Furcht?“ — — — Zuweilen wurde schon lange vor Sonnenaufgang aufgebrochen, um in Gesellschaft befreundeter Weidmänner ein besonderes Schauspiel der Natur, ein Morgenkonzert der Künstler, welche alle „vom Blatt“ singen, oder ein Ballett berühmter Tänzer unter den Vögeln zu besuchen. Der Morgen graut durch den tautriefenden, wasserdichtenden Wald herein und schimmert mit zweifelhaftem Lichte auf den Tanzplatz des balzenden Auerhahnes. Die Weidmänner schleichen sich, mit dem Knaben Brehm in der Mitte, heran und harren mit schlagenden Herzen des ersten Tones. Bald dringt auch ein vernehmliches „Töd“ durch die Zweige, und ihm folgt mit beschleunigter Geschwindigkeit eine ganze Reihe von Töd-öd-öd-öds, welche mit einem schnalzenden „Glack“ abschließen. Niemand rührt sich, und auch der blonde Junge muß mäuschenstill sein, bis der eigentliche Tanz beginnt, wozu sich der verliebte Hahn mit einem schleifenden und wetzenden „Heide-heide-heide-heide-heide-heiderei“ selbst die Musik macht. Das ist der Augenblick, sich auf kunstgerechte Weise näher heranzuschleichen und das tödliche Rohr zu richten. Plötzlich knallt es durch die Waldesstille, und der Knabe sieht es ..... noch als Mann, wie sich die Dampfwolke schwer auf das nasse Gesträuch senkt, als wollte es den mitten in seinem Lieblingstanze dahingestreckten Tänzer wie mit einem Leichentuche bedecken. Aber der Auerhahn, der höchste Triumph des Waldjägers, wird freudig dem alten Priester Gottes und der Natur für sein unvergleichliches Vogelmuseum übergeben.

Unter dieser frühen und unübertrefflichen Anleitung erwarb sich schon der Knabe jenes Späherauge, das den Vogel in Wolkenhöhe und den Vierfüßler am Horizonte verfolgen konnte, und dem so leicht kein Getier entging, mochte es sich am Boden hindrücken oder im dichten Laube verbergen. Aber sein Blick wurde auch auf die feineren Unterschiede in Form

[1] „Gartenlaube“ 1869, S. 20. — Einige weitere Einzelheiten verdankt der Verfasser dieser Zeilen der freundlichen Mitteilung des einzigen lebenden Sohnes, Herrn Dr. med. Horst Brehm, und des Herrn Archidiakonus D. L. Korn in Eisenberg sowie einigen Freunden Brehms. Der Hauptstoff für die vorliegende Lebensschilderung mußte den eigenen Schriften Brehms entnommen werden, so daß die Angaben allerseits zuverlässig sein dürften.

und Färbung verwandter Arten hingelenkt, und in dieser Beziehung hätte kein angehender Naturforscher einen besseren Lehrmeister finden können als der junge Brehm in seinem Vater. Denn dieser war ein mit solcher Sorgfalt und Scharfsichtigkeit ausgerüsteter Beobachter, daß viele seiner Mitforscher klagten, er sähe die Tiere allzu genau an und nähme mehr an ihnen wahr, als zu ihrer Unterscheidung nötig wäre. In der That fand der alte Brehm so feine Unterschiede an den von ihm gesammelten Vögeln heraus, daß er immer neue, bestimmten Gegenden eigentümliche Formen aufstellen mußte, die er dann als besondere Arten oder Unterarten beschrieb und, um sie auseinander zu halten, mit besonderen Namen belegte. Er geriet darüber oft mit seinen Fachgenossen, welche diese Unterformen nicht als feststehende Arten anerkennen wollten, in wissenschaftlichen Streit, der indessen von ihm selbst immer mit der gebührenden Ruhe und Besonnenheit geführt wurde, obwohl er nach seinen ausgebreiteten Erfahrungen darauf bestehen mußte, daß diese Unterarten der verschiedenen Länder und Gebiete an sich ebenso beständig und feststehend seien wie die bisher allein anerkannten, sogenannten typischen Formen der ersten Beschreiber. Es war der Streit um die Beständigkeit der Art, der hier seinen Schatten vorauswarf, und der alte Brehm war in dieser Richtung einer der kenntnisreichsten Vorgänger Darwins, sofern er besser als die meisten anderen Tierforscher wußte, daß dasjenige, was man als Art bezeichnet, keinen festbegrenzten Formenkreis umschließt, sondern sich selber wieder aus Unterarten zusammensetzt, die man nur darum nicht voneinander zu trennen weiß, weil sie durch eine oft lange Reihe von Übergängen miteinander verbunden sind.

Nach einer entgegengesetzten Richtung arbeiteten seine Studien auch wieder darauf hin, die Überzahl der Formen einzuschränken. Denn seine allmählich auf ca. 9000 Stück angewachsene Sammlung meist einheimischer Vögel enthielt die einzelnen Arten nicht nur in zahlreichen Spielarten aus allen Gegenden Deutschlands und in beiden Geschlechtern, sondern auch in mannigfachen Alters- und Entwickelungszuständen, in denen manche Arten ein höchst verschiedenes Ansehen darbieten und infolge einer doppelten Mauser oft sogar ein sehr ungleiches Jahreszeitenkleid tragen. Auf alle solche Fragen und im besonderen auf die nach den klimatischen und örtlichen Abänderungen gab das Brehmsche Museum, welches der Sohn vor seinen Augen wachsen sah und vergrößern half, die ergiebigste Auskunft, und oft kamen berühmte Forscher aus weiter Ferne nach dem kleinen thüringischen Orte, um sich hier Gewißheit zu verschaffen oder das Urteil des alten Brehm, der trotz seiner in manchen Punkten abweichenden Ansichten von allen Ornithologen als eine Autorität ersten Ranges anerkannt wurde, in Anspruch zu nehmen. Dadurch entwickelte sich ein lebhafter Austauschverkehr in Ideen und Beweisstücken, dessen wir Erwähnung thun müssen, um es verständlich zu machen, wie der Landpfarrer mit seinen bescheidenen Mitteln eine der reichhaltigsten Vogelsammlungen der Welt zusammenbringen konnte, die allein gegen 700 Stück der meist größeren Raubvögel enthielt. Reisende, die fremde Länder besuchten, sandten große Kisten mit Bälgen seltener Vögel, und so hat Karl Werner den „alten Brehm" auf einem im Britischen Museum befindlichen Gemälde in seinem Arbeitszimmer dargestellt, neben ihm eine von dem Afrikareisenden Theodor von Heuglin gesandte und halb ausgepackte Kiste mit Vogelbälgen, von denen aber erst eine damalige Neuheit, der

Schuhschnabel (Balaeniceps rex), ausgestopft auf dem Tische steht, während er zur Erinnerung an seine Vorliebe für deutsche Vögel ein zutrauliches Blaukehlchen auf der Hand hält.

Natürlich wurde nicht immer bloß Naturkunde getrieben, gesammelt und ausgestopft, sondern der Vater ergänzte die Lücken, welche der Besuch der Elementarschule naturgemäß bei seinen Kindern zurücklassen mußte, durch sorgsamen, selbsterteilten Privatunterricht, so daß sie später wohlvorbereitet höhere Lehranstalten beziehen konnten. Abends saß Alfred oft — und hier lasse ich wieder Beta das Wort — „mit seinen Geschwistern still und lauschend in dem Studierzimmer des Vaters, und sie sahen zu, wie er ‚stopfte‘, während die Mutter sehr dramatisch Erlebnisse erzählte oder aus Schiller und Goethe vorlas. Ihr dramatisches Talent war sehr bedeutend und ist ziemlich ungeschwächt auf den Sohn und dessen Bruder Reinhold, den Doktor in Madrid, übergegangen. Mit einer von den Brüdern gemeinsam verfaßten Posse, benannt ‚Die beiden Zimmerleute‘, die beide Meier heißen, beide aus Ruhla und beide verheiratet sind (die ganze Handlung des spannenden Stücks), haben sie manchen Thüringer Philister und Bauer in Lachkrämpfen unter den Tisch gebracht. Er (Alfred) hätte einen vortrefflichen Schauspieler gegeben und auch als Sänger seinen Mann gestellt.“ Sein lebelang blieb ihm die Vorliebe für die Poesie im allgemeinen und für die dramatische Dichtung im besondern treu, und noch auf der sibirischen Reise (1876) verkürzte er den Reisegefährten durch Deklamationen aus Goethes „Faust“ die Fahrt auf dem einsamen Irtisch. Sicherlich hat dieser von mütterlicher Seite ererbte Geschmack an Schönheiten der Sprache und des Gedankenausdrucks die Lebendigkeit und Anschaulichkeit seines Stils vorteilhaft beeinflußt. Seine Erstlingsschriften waren mit Anführungen in gebundener Rede fast überladen, und Dichtungen, welche tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatten, wie das herrliche Gedicht Rückerts über das Leben des Eichhörnchens im Baumwipfel, wurde er nicht müde, immer von neuem zu wiederholen.

Mit einer gewissen Verwunderung erfahren wir nach alledem, daß der angehende Naturforscher nach seiner 1843 erfolgten Konfirmation sich nicht, wie sein Bruder Reinhold, dem Studium der Medizin oder der reinen Naturwissenschaft zuwendete, sondern ein praktisches Fach erwählte und Architekt zu werden beschloß. War es Zaghaftigkeit, die ihn befürchten ließ, als Beobachter niemals seinem Vater gleichkommen zu können? War es die klare Erkenntnis, daß nichts für die Anerkennung eines jungen Naturforschers hinderlicher sein kann, als wenn er gerade das Fach erwählt, in welchem sein Vater einen bedeutenden Namen gewonnen? Oder geschah es nur, um zunächst einen festen Anhalt für das Leben zu gewinnen, da die Aussichten eines bloßen Naturwissenschaftlers für eine anständige Versorgung damals noch geringer waren als heute? Er widmete sich in der That dem Baufache in Altenburg bis 1847, also volle 4 Jahre lang, und er hat die dabei erworbenen praktischen Kenntnisse später ohne Zweifel bei der Leitung und Einrichtung zoologischer Institute recht gut verwerten können. Die sich unerwartet darbietende Gelegenheit, fremde Länder zu besuchen, riß ihn ziemlich plötzlich aus diesen Brotstudien.

Der württembergische Baron John Wilhelm von Müller, ein eifriger Jäger, Naturfreund und Vogelliebhaber, welcher schon früher einen Teil Afrikas für ornithologische Zwecke durchstreift hatte, suchte für eine zweite Reise dieser Art, die sich weiter nach dem

Innern des damals noch ganz unerschlossenen Weltteiles erstrecken sollte, einen jüngeren Begleiter, der im Schießen, Sammeln und Präparieren von Tieren, namentlich von Vögeln, geübt wäre, und er fand in dem jungen Brehm, dessen ganze Naturleidenschaft bei diesem Antrage erwachte, den geeignetsten Begleiter, den er irgend wünschen konnte, wenn sich auch später das gegenseitige Verhältnis erheblich getrübt hat, denn das letztere geschah ohne Brehms Verschulden. Der Vater, welcher schon früher einmal auf eigene Kosten seinen Schüler Schilling nach den Ostseeküsten entsendet hatte, damit er an seiner Stelle das Leben und Treiben der Meeresvögel erforschen sollte, konnte natürlich nicht viel gegen einen Reiseplan einwenden, von dem sich die Vogelkunde im allgemeinen und seine Sammlungen im besonderen manchen Zuwachs versprechen durften. In der That hat Alfred, wie hier nebenbei bemerkt werden mag, ebenso wie sein Bruder Reinhold nicht unbeträchtlich zur Vermehrung der Sammlungen des Vaters beigetragen. Denn die beiden Söhne wußten ja am besten, wie der Alte sammelte und für seine Zwecke sammeln mußte. Dem Afrikareisenden drückte er den Wunsch aus, von dort Schafstelzen zu bekommen, und dieser brachte ein halbes Tausend zusammen; er verlangte Turmfalken und erhielt nahezu so viel Stücke, wie das Jahr Tage zählt. Alles, was an Vogelleichen in seinen Besitz kam und sich brauchbar erwies, feierte dann unter seinen geschickten Händen eine fröhliche Auferstehung, und mit den so gewonnenen zahlreichen Duplikaten tauschte er in der Folge Seltenheiten aus allen Ländern des Erdballes ein, wie und woher er sie bekommen konnte.

Die Reisenden segelten am 6. Juli 1847 von Triest ab, und der junge Brehm ahnte damals nicht im geringsten, daß es volle 5 Jahre dauern würde, bis er die thüringischen Wälder wiedersehen sollte. Nach einem kurzen Aufenthalte an der griechischen Küste kamen sie nach Ägypten, um daselbst bald die Erfahrung zu machen, daß man im Lande der Palmen nicht ungestraft mit unbedecktem Haupte wandeln darf, denn beide litten in der Wunderstadt Kairo an den Folgen des Sonnenstichs und erlebten daselbst eine schreckensvolle Minute, als am 7. August ein kurzes Erdbeben die Häuser der Hauptstadt erschütterte, während sie krank und elend, völlig unfähig, sich ins Freie zu retten, auf ihrem Schmerzenslager stöhnten. Später indessen verlebten sie in Gesellschaft des Baron von Wrede noch sehr angenehme Tage in Kairo, der Stadt, welche in Brehms Erinnerung jederzeit die Krone der orientalischen Städte geblieben ist, und schlossen sich dann einer Mission katholischer Geistlichen an, die am 28. September nach dem Innern Afrikas aufbrach, und mit der sie gemeinsam eine Nilbarke für die Reise bis Assuan mieteten. Ihr nächstes Ziel war Chartum, die neuerdings in den Kämpfen der Mahdisten vielgenannte Hauptstadt des ägyptischen Sudan. Sie gingen der stromaufwärts nur langsam vorwärts kommenden Barke gewöhnlich jagend am Ufer voraus, denn für diese Reisenden war Ägypten nicht bloß durch seine alten Kulturdenkmäler, die natürlich nach Möglichkeit besucht wurden, eine neue Welt. Der Naturforscher erlebt im fremden Weltteile sozusagen mit jedem Schritte neue Überraschungen, von denen der Alltagsreisende nichts weiß; jeder Vogel beinahe, dessen sie ansichtig wurden, stellte sich als erstrebenswertes Gut dar, und fast jedesmal kehrten sie mit Beute reich beladen zu ihrem Schiffe zurück. In Dongola, woselbst die Mission Aufenthalt nahm, trennten sich die beiden Reisegesellschaften, die „Müllersche Expedition“ gelangte mit eigener Barke nach Ambukol,

woselbst die Vorbereitungen zu einer kurzen Reise durch die Wüstensteppe Bajuda zu treffen waren, die am 30. Dezember angetreten wurde. Das denkwürdige Jahr 1848 begann gleich am Neujahrstage nicht gerade angenehm mit Verirrung und Durstqualen. Aber schon am 4. Januar war das Land der Schwarzen des Sudan mit seinen schattigen Wäldern erreicht; Nashornvögel und Marabus, der bis hierher zurückgedrängte heilige Ibis und der kleine schwarze Storch des Sudan bereiteten sie auf eine neue Zone des Tierlebens vor. Das letztgenannte Tier ist dort und noch in höherem Grade als sein schwarzweißer Vetter bei uns Hausfreund, wie denn überhaupt der Mohammedaner dazu neigt, jedem unschädlichen Tiere Gastfreundschaft zu erweisen, und seine Kinder von frühester Jugend auf anhält, die Eier und Brut der Vögel zu schonen. Deshalb brüten dort viele Vögel sehr vertrauensvoll in der Nähe der menschlichen Wohnungen, und Brehm vermochte sich nur durch die Vorspiegelung, Arznei daraus bereiten zu wollen, die Eier des verehrten „Simbil" zu verschaffen.

Am 8. Januar erreichten die Reisenden Chartum, die damals erst 25 Jahre alte Hauptstadt des Sudan, und wurden von dem Gouverneur Soliman Pascha sehr freundlich empfangen. Da hier ein längerer Aufenthalt in Aussicht genommen war, wurde alsbald eine kleine Menagerie angelegt, ein zahmer und sehr drolliger Marabu, einige Affen, Gazellen und Strauße angeschafft, worauf Brehm sogar mit einigen jungen Hyänen Züchtungsversuche zu machen begann. Die Jagd war sehr ergiebig, namentlich in den Wäldern an den Ufern des Blauen Flusses, wohin sich Brehm mit zwei nubischen Dienern begeben hatte; aber ein starker Anfall des klimatischen Fiebers, welches sich schon während der Nilreise eingestellt hatte und ihn hier mitten im Urwalde an seinem 20. Geburtstage durchschüttelte, zwang ihn, im elendesten Zustande nach Chartum zurückzukehren, um sich die einzige dagegen wirksame Arznei, Chinin, zu holen. Einigermaßen wiederhergestellt, kehrte Brehm in den Urwald zurück, um seine bereits zu 130 präparierten Vogelbälgen angewachsene Beute zu holen, und bei dieser Gelegenheit hätte eine Mißhelligkeit mit dem Baron beinahe zu einem Bruche und vorzeitigem Abschlusse der afrikanischen Reise geführt. Letzterer hatte nämlich auf eine größere Ausbeute gerechnet, obwohl diese bei der Schwierigkeit, in dem unwegsamen, von Stacheln und Dornen starrenden Urwalde vorwärts zu kommen, ganz abgesehen von den Krankheitsanfällen, ansehnlich genug war. „Mich empörte", schreibt Brehm in seinem Reisebericht, „diese Undankbarkeit; ich hatte selbst fieberschwach noch gearbeitet. Damals habe ich zum ersten Male gefühlt, daß die Bemühungen eines Sammlers oder Naturforschers nur selten anerkannt werden. Und hätte nicht gerade die Wissenschaft ihre unwiderstehlichen Reize, wäre sie es nicht, welche die ihr Ergebenen durch den Genuß, ihr, der hohen, dienen zu können, belohnt, ich würde von jener Stunde an keine Beobachtung mehr gemacht, kein Tier mehr gesammelt haben. Und damit würde ich mir selbst die Thore meines Glückes verschlossen haben, denn mehr und mehr lerne ich es verstehen: meine beschwerlichen Reisen, meine trüben Erfahrungen haben mir überreichen Lohn gebracht."

Ende Februar schlossen sich die Reisenden dem Major Petherik, einem in ägyptischen Diensten stehenden Engländer, welcher der Landessprache kundiger war als sie, zur Weiterreise nach Kordofan an, woselbst der Genannte geologische Untersuchungen vorzunehmen

hatte. Man fuhr aus dem Blauen in den Weißen Fluß bis zum Dorfe Torrah, wo Brehm und Baron Müller, von heftigen Fieberanfällen gepeinigt, nicht ohne Bangen der Landreise entgegensahen, die am 9. März angetreten wurde und sie bald ins Innere des glühenden und ungesunden Kordofan brachte. Nach einem längeren Aufenthalte in El Obeïd zogen sie weiter, und es wurde sogar ein Vordringen bis zum Lande der Takale-Neger (12 Grad nördlicher Breite) geplant, welches zum Glücke für den bereits schwer am Fieber leidenden Brehm nicht zur Ausführung kam. Die Ausbeute an Adler-, Falken- und Geierarten sowie an Prachtvögeln der Wälder war zwar sehr ergiebig, und auch sonst wäre der Aufenthalt lehrreich und romantisch genug gewesen, denn Hyänen und Leoparden umkreisten allnächtlich die Dörfer, und mehrmals raubten sich Löwen, die nicht wie die ersteren von den Hunden zurückgewiesen wurden, ihre Beute aus dem Vieh der Hürden. Aber das mörderische Klima zwang die Reisenden, nach 4 Monaten umzukehren, und es war die höchste Zeit gewesen, denn Brehm stand auf der Rückreise durch die Wüste auf dem Rücken seines Kamels so entsetzliche Qualen aus, daß er nicht glaubte, mit dem Leben davonzukommen.

„Flehentlich beschwor ich den Baron und die Bedienten, mir einige Tropfen Wasser zu übergeben, ‚denn weiter bedürfe ich ja doch nichts mehr‘, und mich dann meinem Schicksale zu überlassen; nur solle man mich nicht fort und fort auf jene Folter, den Sattel, zurücktreiben. Ich erinnere mich nicht, mich jemals unglücklicher gefühlt zu haben. Wenn mich der Baron oder der alte ehrliche Giterendo (ein zu Obeïd in Dienst genommener Nubier) von neuem zum Reiten zwangen, glaubte ich meine ärgsten Feinde vor mir zu sehen, und doch thaten gerade sie alles, was in ihren Kräften stand, um mir meinen qualvollen Zustand zu erleichtern." Gleichwohl wurden die Zwischenzeiten der Anfälle zu Beobachtungen ausgenutzt. Endlich wurde der Bahr el Abiad erreicht, dessen Wellengeplätscher den Reisenden wie Himmelsmusik erklang. Binnen 2 Tagen brachte sie ein Schifflein nach der Hauptstadt Ostsudans zurück, und nicht einmal die Fülle der verschiedenartigsten Vögel, die den Fluß bedeckten und fast unwiderstehlich zur Jagd einluden, konnte sie auf ihrem Wege zurückhalten. Froh, dem mörderischen Klima entronnen zu sein, sehnten sie sich nach dem Umgange gebildeter Menschen und vernahmen in Chartum staunenden Ohres die Umwälzungen, welche inzwischen (im Frühjahre 1848) sich im alten Europa vollzogen hatten.

Obwohl die nunmehr anbrechende Regenzeit noch eine reichliche Vermehrung der Sammlungen versprach, mußte der zweite Aufenthalt in Chartum des Fiebers wegen abgekürzt werden, und die Reisenden, denen der Generalgouverneur zwei für Ägypten bestimmte Barken zur Verfügung stellte, traten mit ihren Sammlungen und ihrer zu den mannigfachsten Studien Anlaß bietenden Menagerie lebender Tiere am 28. August die Rückreise nach Ägypten an; sie gewährten dabei einem ausgedienten türkischen Soldaten, Ali, in welchem Brehm für seine ferneren Reisen einen getreuen Diener erwarb, das erbetene Plätzchen auf den Schiffen. Mit Lebensgefahr wurden die Katarakte passiert, sogar der große Katarakt von Wadi Halfa, obwohl alle von dem Wagnisse abrieten, dem sich noch kein Europäer ausgesetzt hätte, und bei welchem selbst geschickte nubische Schwimmer oft das Leben verlören.

Weiterhin wurden noch die Krokodilkatakomben bei Monfalut besucht und daraus die Sammlungen um mehrere Menschen- und Krokodilmumien bereichert, wobei Brehm, der

einst mit knapper Not dem Rachen eines Krokodils entgangen war, als er einen in den Fluß gefallenen Seeadler wieder herausholen wollte, und seitdem den Krokodilen ewige Feindschaft geschworen hatte, angesichts der Tausende von Krokodilen, die einbalsamiert in diesen engen Gängen aufgestapelt liegen, zu der Ansicht gelangte, daß diese Scharen jedenfalls keines natürlichen Todes verblichen, sondern vielmehr in der Notwehr erschlagen und zur Sühne für den an ihnen geübten Totschlag einbalsamiert worden seien. Am 28. Oktober kamen sie in Kairo an, froh und glücklich, nun allen Gefahren der Wüste und des Klimas entronnen zu sein und ihre eroberten Schätze in Sicherheit gebracht zu haben. Der Rest des Jahres wurde mit einigen von dort aus unternommenen Jagdausflügen verbracht, und dann begleitete Brehm am 29. Januar den Baron, der sich mit dem nächsten Lloyddampfer nach Europa zurückbegab, nach Alexandrien, wo sie sich trennten. Sie hatten verabredet, daß Brehm in Ägypten zurückbleiben solle, um auf Wunsch und Rechnung des Barons eine zweite, besser ausgerüstete Reise ins Innere Afrikas zu unternehmen und dort für diesen zu sammeln.

„Es that mir weh", schreibt Brehm, „mich von dem Baron trennen zu müssen. Ich hatte mit ihm Deutschland verlassen und Nordostafrika bis zu den Negerländern bereist, Freud' und Leid zwei Jahre lang mit ihm geteilt; wir hatten zusammen viel Schönes erlebt, viel Schweres ertragen, in einem Zelte gelebt, unter einer Decke geschlafen und mit einem Becher aus den Brunnen der Wüste Wasser geschöpft. Obgleich er manchmal ungerecht gegen mich gewesen war, hatten wir doch im ganzen wie Brüder zusammen gelebt. Jetzt trennten sich unsere Wege: er eilte der lieben, teuren Heimat zu, ich sollte mich nach dem fernen Süden wenden . . . . . ."

Seinen zweiten Aufenthalt in Ägypten, der 20 Monate, bis zum Mai 1850, dauerte, verwendete Brehm nicht nur dazu, Natur und Tierwelt des Landes genau zu studieren, sondern er begann auch den Bewohnern mit ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Lebensweise und ihren sozialen Verhältnissen eine eingehendere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so daß er den gesamten zweiten Band seiner später veröffentlichten Reisebeschreibung dem Lande Ägypten und seinem Volke widmen konnte. Um in dieses fremdartige Leben genauer einzudringen und sich zugleich für seine weiteren Reisen zweckentsprechend vorzubereiten, nahm er einen arabischen Sprachlehrer, mit dem er Stadt und Land durchwanderte, die Berührung aller Gesellschaftsklassen suchte, in den Kaffeehäusern den Deklamationen des Meddah (d. h. des Märchenerzählers und Improvisators) lauschte, orientalische Tracht anlegte, teil an den Festaufzügen der Gläubigen nahm und sich so verhielt, daß viele in ihm bereits einen Abtrünnigen sahen. Dieses gründlichere Einleben in die von den unserigen so verschiedenen Lebensverhältnisse gab nicht nur seinen späteren Schilderungen einen erhöhten Reiz, sondern ebnete ihm auch auf seinen weiteren Reisen in den mohammedanischen Ländern die Wege, erwarb ihm das Vertrauen der Anhänger des Propheten und eröffnete ihm Blicke in Verhältnisse, die dem flüchtigen Reisenden meist gänzlich unbekannt und unverständlich bleiben. So konnte er unbehindert den Festlichkeiten der Nileröffnung, des Bairam ꝛc. beiwohnen und nahm schließlich sogar den arabischen Namen und Titel Chalihl-Efendi an. Wenn er einem Araber seinen wirklichen Namen nannte, so sagten sie: „Brehm? was ist

das? das ist ja gar kein Name, du heißest wahrscheinlich J=Bre=hm, d. h. Ibrahim (Abraham), der Freund Gottes (Chalihl=Allah)." Noch weniger fand der Vorname Alfred Gnade vor den Ohren der Gläubigen, weil er ihnen viel zu nahe an das arabische Afreihd (d. h. Teufel) anklang, um gebraucht zu werden. Um allen diesen Bedenken und Weitläufigkeiten aus dem Wege zu gehen, nahm Brehm ein für allemal den Namen Chalihl (Freund) an, von dem man ihm sagte, daß das ein sehr guter Name sei. Und da er nun arabisch zu lesen und zu schreiben gelernt hatte, so setzte man Efendi, den üblichen Titel gebildeter Leute bei den Arabern, hinzu und nannte ihn Chalihl=Efendi.

Auch manche wichtige Bekanntschaften wurden während dieses zweiten ägyptischen Aufenthaltes neu angeknüpft oder aufgefrischt, die zum Teile für die geplante Sudanreise von größter Bedeutung wurden. So z. B. die des Dr. Konstantin Reitz, des späteren Konsuls in Chartum, der sich damals bei dem österreichischen Generalkonsulat in Alexandrien befand, welches seit jeher eine besondere Ehre darin gesetzt hat, auch den deutschen Reisenden nützlich zu sein. Ferner die des bekannten Reisenden und Naturforschers Rüppell aus Frankfurt am Main, der schon in früheren Jahrzehnten einen bedeutenden Teil Nordostafrikas durchforscht hatte und manche nützliche Ratschläge erteilen konnte. Eine angenehme Abwechselung brachte das Eintreffen des Schriftstellers Bogumil Goltz aus Thorn, Verfassers des vielgelesenen „Kleinstädters in Ägypten", in dessen Gesellschaft mehrere genußreiche Tage verbracht wurden. Noch enger gestaltete sich naturgemäß der Umgang mit dem Baron von Wrede, der bereits die Türkei, Syrien und Palästina, einen großen Teil Kleinasiens und Arabiens bereist hatte und vom Baron von Müller ebenfalls für seine „dritte wissenschaftliche Expedition" angeworben worden war. Wie schon im vorhergegangenen Winter, verbrachte Brehm auch im nächsten längere Zeit am Mensalehsee, wo sich unzählige einheimische und fremde Vögel ein Rendezvous geben, so daß wiederum reiche Studien und Sammlungen gemacht werden konnten. Und noch im Vorfrühlinge 1850 sah er die geflügelten nordischen Wanderer, die aus Innerafrika nach Europa zurückkehrten, hier Station machen und gab den Schwalben, Staren, Grasmücken &c., die vielleicht beim Pfarrhause von Renthendorf vorbeiziehen mochten, sehnsüchtige Grüße nach der lang entbehrten Heimat mit.

Seine Gedanken weilten jetzt noch unablässiger als sonst daselbst, denn sein ungefähr sieben Jahre älterer Stiefbruder Oskar hatte sich entschlossen, die Gefahren der Sudanreise, deren Vorbereitungen nun immer ernstlicher betrieben wurden, zu teilen. Der vom österreichischen Konsulat erwirkte Ferman der ägyptischen Regierung, welcher den Reisenden alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen und bei allen ägyptischen Behörden freundliche und ehrenvolle Aufnahme zu sichern bestimmt war, befand sich bereits seit März 1849 in Brehms Händen und war ihm schon jetzt im Verkehre mit den letzteren von wesentlichem Vorteile. Allerdings hatte er sich nun auch sonst genugsam eingelebt, um zu wissen, wie man türkischen Beamten entgegentreten muß, um seinen Zweck zu erreichen. Er hatte seinen auf der Nilfahrt als Diener angenommenen Ali, den ausgedienten türkischen Soldaten, als Khawas mit silberbeschlagenen Pistolen im Gürtel ausgerüstet, um ihn, der seine Rolle mit der erforderlichen Unverschämtheit spielte, bei allen Gelegenheiten in den Diwan der türkischen Machthaber, von denen irgend etwas erlangt werden sollte, vorauszuschicken. Diesem auf

genauer Volkskenntnis begründeten, wenn auch für den einfachen Pfarrerssohn ziemlich anspruchsvollen Auftreten verdankte er große Annehmlichkeiten, da viel darauf ankommt, auf diese jahrtausendelang geknechteten und an Unterwerfung unter jedes machtvolle Auftreten gewöhnten Völker zunächst durch den Schein Eindruck zu machen.

Während der Baron von Müller in den wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands großartige Ankündigungen über das beabsichtigte Vordringen seiner „dritten Expedition" bis zum Herzen des schwarzen Weltteiles verbreitete und die österreichische Regierung dafür zu gewinnen suchte, wartete Brehm in Kairo sehnsüchtig auf die verheißenen Geldsendungen zur Ausrüstung derselben. Der erstere hatte sich einen Kostenanschlag für eine auf dem Weißen Nil bis zu den Bari-Negern unter dem 4. Grad nördlicher Breite ausgedehnte Expedition ausgebeten, denn dort sollten die Reisenden dauernden Aufenthalt nehmen, Anpflanzungen machen, die Sprache erlernen und das Vertrauen der Eingeborenen gewinnen, um ihn (den Baron Müller) daselbst zu erwarten. Brehm berechnete die Kosten einer solchen Expedition für zwei Europäer mit Dienerschaft, einschließlich der Ausrüstung mit einer Nilbarke und anderen Gegenständen, für die Dauer von 18 Monaten auf 84,000 Piaster (ca. 5600 Thaler). Am 24. November traf Brehms Bruder Oskar mit dem Dr. med. Richard Vierthaler aus Köthen, der sich der Expedition auf eigene Kosten anschließen wollte, ein, brachte aber vom Baron von Müller statt der beanspruchten 84,000 nur 30,000 Piaster mit, eine Summe, die bereits durch die Ausrüstung und Anschaffung der Lebensmittel nahezu aufgebraucht war, so daß Brehm als Führer der Expedition (da Baron von Wrede unter diesen Verhältnissen vorgezogen hatte, zurückzutreten) es nicht hätte verantworten können, seine Gefährten mit den wenigen hundert Thalern, die noch übrig waren, in so weite Fernen zu führen. Endlich, nachdem der Baron noch 500 Thaler gesendet und fest versprochen hatte, zum 1. Juli mit weiteren Mitteln in Chartum einzutreffen, konnte die neue Reise am 24. Februar 1850 angetreten werden. Alle Teilnehmer waren frohester Hoffnung, und keiner ahnte, daß von der gesamten Expedition nur der Führer die Heimat wiedersehen würde.

Die Reise, zu der außer dem türkischen Invaliden Ali noch zwei deutsche Bediente, Karl Schmidt und August Tischendorf, sowie mehrere Nubier geworben waren, ließ sich denn auch anfangs glücklich an. Neben der höheren Jagd wurde diesmal auch die niedere Jagd auf Käfer und andere Insekten (von Brehms Bruder) eifrig betrieben, namentlich als die Reisenden von Wadi Halfa ab ihren Weg auf Kamelen nach Neu-Dongola fortsetzten, woselbst sie am 26. April eintrafen, und so war alle Aussicht vorhanden, daß die Ausbeute diesmal noch erheblich über die der ersten Reise hinausgehen würde. Allein bereits in Dongola, woselbst man für mehrere Tage Aufenthalt genommen hatte, wurden diese Hoffnungen durch einen überaus harten Schicksalsschlag grausam vereitelt. Bei einem gemeinsamen Bade der Brüder im Nil ertrank Oskar Brehm am 8. Mai 1850 und mußte in der Wüste bei Dongola bestattet werden. „Sein Tod", schrieb Brehm einige Jahre später, „war der härteste Schicksalsschlag, der mich je betroffen hat." Die aufrichtige Teilnahme von fünf Religionsparteien, welche dem Fremdlinge aus Deutschland die letzte Ehre erwiesen, mochte einige Linderung gewähren; der Gouverneur der Provinz kam persönlich, um Brehm zu trösten, und sandte von dem Baue einer Moschee Steine, um das Grab zuzuwölben. Mit

welchen Gefühlen die Reisenden am 14. Mai weiterzogen, kann man sich vorstellen; die Frage, ob irgend einer von ihnen die Heimat wiedersehen würde, wich monatelang nicht aus ihren Gedanken. Auch für die Expedition an sich war der Tod des älteren Brehm ein unersetzlicher Verlust, denn er war ein überaus eifriger Sammler und hatte jene Liebe und jenen Blick für das Kleinleben in der Natur, die dem jüngeren Brehm gemangelt zu haben scheinen, wenigstens findet man in seinen Reisewerken nur ausnahmsweise eines Käfers oder Schmetterlings gedacht, die doch in jenen warmen Zonen einen so auffälligen Bestandteil des Tierlebens ausmachen.

Am 13. Juni erreichte die Karawane nach mancherlei Beschwernissen Chartum, fand bei den alten Freunden Brehms einen herzlichen Empfang und auch von seiten des inzwischen eingesetzten neuen Generalgouverneurs der Königreiche des Sudan, Abd el Latif Pascha, eine gute Aufnahme. Der letztere, ein als Sklave nach Konstantinopel und später nach Ägypten gelangter, im Dienste des Vizekönigs Mohammed Ali emporgekommener Tscherkesse, hatte inzwischen mit kräftiger Hand der bei Brehms erstem Aufenthalte vorhandenen Unordnung und dem rein auf persönlichen Erwerb gerichteten Ausbeutesystem der einheimischen Beamten wie der dort ansässigen Europäer gesteuert, und es wurde für Brehm von größter Wichtigkeit, daß er sich bald die entschiedene Gunst dieses noch jungen, zwar herrschsüchtigen und strengen, aber, wie wir sehen werden, auch freigebigen und großdenkenden Mannes erwarb. Die mitgebrachten Mittel waren bereits zu Ende gegangen, aber sobald es ihm gelungen war, eine kleine Anleihe aufzunehmen, trat Brehm im September einen sechswöchentlichen Jagdausflug in die Wälder am Blauen Nil an, welcher sich durch reiche Ausbeute belohnte. Allerdings stellte sich auch, wie vorauszusehen, das Fieber wieder ein, und der in Chartum zurückgebliebene Dr. Vierthaler erschrak über das Aussehen Brehms, als dieser Ende Oktober von seinem Ausfluge zurückkehrte.

Da inzwischen weder der Baron von Müller in Person noch eine Sendung von demselben eingetroffen war, so geriet Brehm bald in die höchste Geldverlegenheit, und er wäre unrettbar schlimmen Wucherern in die Hände gefallen, wenn sich nicht der eben erwähnte Gouverneur Latif Pascha auf das uneigennützigste seiner angenommen und ihm die Summe von 5000 Piastern ohne Zinsen vorgestreckt hätte. Kaum war das Fieber wieder bezwungen, als Brehm, diesmal in größerer Gesellschaft, darunter auch Dr. Vierthaler, einen neuen Jagdausflug in die Tropenwälder am Blauen Flusse unternahm, der 3 Monate dauerte und sich weit über Sennar hinaus, bis nach Rosaires, der ehemaligen Hauptstadt der Fungi, ausdehnte und die kühnsten Hoffnungen, die er sich jemals in seinen Jugendträumen von dem Vogelleben der wärmeren Länder ausgemalt haben mag, verwirklichte. Man beobachtete und erbeutete die seltensten Vögel, hörte allnächtlich den Löwen in der Nähe des Lagers, sah Elefantenherden und Affengesellschaften und machte Jagd auf Krokodile und Nilpferde, wobei Brehm einmal in Gefahr geriet, der Verfolgung eines gereizten Hippopotamus zum Opfer zu fallen. Mehr als 1400 Vogelbälge bildeten die Ausbeute dieses Jagdausfluges am Blauen Nil.

Bald nach ihrer Rückkehr nach Chartum (März 1851) langte der neuernannte österreichische Konsul, Dr. Konstantin Reitz, dessen Bekanntschaft Brehm bereits in Alexandrien

gemacht hatte, daselbst an und brachte mit einem Briefe des Barons von Müller die Bestätigung der bereits gerüchtweise zu Brehms Ohren gelangten bösen Nachricht mit, daß dieser bankrott sei. Der Brief enthielt nur Beileidsbezeigungen und Beteuerungen, daß er völlig außer stande sei, Geld zu senden. Brehm, als Führer der Expedition, befand sich nun in der denkbar übelsten Lage. Er hatte soeben noch für drei Engländer, die nach Chartum gekommen und in Geldverlegenheit geraten waren, und von denen der eine wenige Tage nach ihrer Abreise dem Klima erlag, eine kleine Summe auf seine Rechnung entliehen und sah sich nun, mehr als 3000 km von der Heimat entfernt, im Innern Afrikas verlassen und verraten, vielleicht, wenn sich nicht in Chartum selbst hilfreiche Menschen gefunden hätten, der äußersten Not, ja dem Hunger preisgegeben! Aber hier trat nun die allezeit Zutrauen erweckende Persönlichkeit Brehms in ihre Rechte, denn mehrere der hilfreichen Menschen, welche ihn in uneigennützigster Weise mit Geldmitteln versorgten, ohne jede Bürgschaft für deren Rückerstattung, waren Mohammedaner, deren vollstes Vertrauen er durch sein Auftreten und den Zauber seines Wesens gewonnen hatte. Einstweilen, während er noch auf Geldmittel aus der Heimat wartete, die ihm als Lösegeld dienen sollten, bot neben der Jagd und dem Verkehre mit den Freunden die Beobachtung eingefangener und gezähmter Tiere dem selbst gefangenen Naturforscher Trost und Unterhaltung. Auf ihrem Hofe hielten sie unter anderem eine Gesellschaft sehr anhänglicher Ibisse, gelegentlich auch Geierarten, allerlei Affen und einmal auch ein Krokodil, welches sich alle möglichen Quälereien gefallen ließ und nur durch in die Nasenlöcher geblasenen Tabaksrauch wütend gemacht werden konnte. „Ja, wahrlich, ich hätte nicht klagen sollen", schreibt er später über diese Zeit der Not und Ungewißheit, „ich hatte bei aller meiner Armut doch noch viel, sehr viel. Ich hatte Gottes Sonne und seine hochheilige Natur, ich hatte in meinem Hofe eine eigene kleine Welt. Wieviel Vergnügen machten mir meine zahmen Ibisse, die lebenden großen Tiere; wie schmeichelten mir die Affen, wie liebkoste mich Bachida! ...... Ich gewann sie sehr lieb, sie wurde meine beste Freundin. In ihrem Charakter fand man noch Offenherzigkeit, Kraftfülle, Ehrlichkeit und Gemütlichkeit vereint......" Bachida war eine junge Löwin, welche Latif Pascha einem Freunde und Hausgenossen Brehms, dem deutschen Kaufmann Bauerhorst aus St. Petersburg, geschenkt hatte. Sie wurde so anhänglich, daß sie Brehm wie ein großer Hund auf Schritt und Tritt folgte und nicht selten sein Lager teilen durfte. Mitunter bekam sie zwar noch Wildheitsrückfälle und mußte dann gezüchtigt werden (einmal sogar mußte Brehm ein Kind ihren Krallen entreißen!), sie wurde aber ihrem Pfleger gegenüber immer wieder sanft und zutraulich. Auch ein Meerkatzenmännchen (Cercopithecus griseo-viridis) gab Gelegenheit zu merkwürdigen Einblicken in die Tierseele, sofern es sich durchaus untröstlich zeigte, als ein von ihm an Kindesstatt angenommenes Äffchen seiner Art starb. Brehm hat die rührende Geschichte bei seiner Schilderung der Meerkatzen genauer erzählt, und ich erwähne sie nur, um anzudeuten, wie sich hier seine tieferen Studien über das Tierseelenleben vorbereiteten.

Nach 14monatlichem Aufenthalte im Sudan hatte er immer noch keine Mittel auftreiben können, um seine Schulden zu bezahlen, und doch drängte das immer häufiger und nachdrücklicher sich wiederholende Fieber zum Verlassen des mörderischen Himmelstriches. Die Abreise

des eben erwähnten Petersburger Kaufmanns, der sich erbot, Brehm und sein Gepäck mit nach Kairo zu nehmen und sämtliche Reisekosten auszulegen, bot eine nicht so leicht wiederkehrende Gelegenheit, der Heimat näher zu kommen, aber wie konnte er fort aus Chartum, ohne seine Verpflichtungen gegen den Gouverneur und andere dortige Freunde und Gönner erfüllt zu haben? Er mußte sich demnach entschließen, Latif Pascha die Bitte vorzutragen, seine Schuld von Kairo aus bezahlen zu dürfen, und dieser willigte nicht nur ohne weiteres darein, sondern drängte Brehm noch außerdem 5000 Piaster Reisegeld auf. „Welchen Namen gebe ich nun den Handlungen dieses Mannes?" frägt der letztere. „Christliche? Im Vergleiche zu den Handlungen der Christen Chartums wäre dieser Ausdruck doch eine Herabsetzung jener Wohlthaten, die ich bei mir selbst nicht verantworten könnte....... Ich muß es meinem Leser überlassen, selbst einen Namen für sie aufzufinden. Nur wundere man sich nicht, wenn ich die Türken achte und liebe. Sie haben mich dazu gezwungen durch viele Thaten des Edelmutes, der reinsten Menschlichkeit, Menschenliebe und Barmherzigkeit."

Es bedarf eines Hinweises, daß diese „Christen" Chartums, an die sich Brehm vergeblich um Hilfe gewandt, eben vorzugsweise Abenteurer und Emporkömmlinge waren, die teils vom Wucher lebten, teils viel zu habsüchtig waren, um ihre an dem schnell aufgeblühten Handelsplatze erworbenen Glücksgüter aufs Spiel zu setzen, um einem kranken Deutschen, der den nächsten Tag sterben konnte, zu helfen. Die deutschen Freunde verfügten nicht über mehr Mittel, als sie notwendig gebrauchten. So mußte er sich eben an vermögende Mohammedaner wenden, die das in ihre Menschenliebe gesetzte Vertrauen über alle Erwartung rechtfertigten. In der That benahm sich Hussein Arha, ein anderer mohammedanischer Gläubiger des verlassenen Deutschen, gleich edelmütig, und ebenso hatten sich Ali, der türkische Diener, der sich in Chartum verheiratete und dort blieb, sowie seine nubischen Diener stets treu wie Gold erwiesen. Es wurde Brehm natürlich nicht leicht, von allen diesen treuen Menschen, von dem trefflichen Reitz und seinem Reisebegleiter Vierthaler zu scheiden; die letzteren beiden begleiteten die Abreisenden noch eine Strecke auf dem Nil, auf welchem sie sich am 18. August 1851 einschifften. Sie tranken auf fröhliches Wiedersehen in Deutschland und dachten gewiß nicht, daß sie sich zum letzten Male die Hände schüttelten, aber Vierthaler, der in Chartum blieb, erlag im folgenden Sommer dem Fieber, Reitz ein halbes Jahr später. Brehm verdankte wohl nur seinem jugendfrischen, abgehärteten Körper (er stand ja erst im Beginne der zwanziger Jahre!), daß er dem heimtückischen Klima, dem fast alle seine Gefährten so bald erlagen, glücklich entronnen war. Die Rückreise verlief bis auf einen Unfall bei den Nilkatarakten, der ihm für etwa 600 Thaler Naturalien kostete, glücklich, und am 26. Oktober langten die Reisenden wieder in Brehms Lieblingsstadt Kairo an. Die im Sudan eingegangenen Verbindlichkeiten konnten mit Hilfe dortiger Christen, welche Brehm wieder einigermaßen mit seinen Glaubensgenossen aussöhnten, schon von hier aus gelöst werden, und Brehm erholte sich in dem während des Winters herrlichen Klima der ägyptischen Hauptstadt bald von den Strapazen und Krankheitsanfällen der letzten Monate. In Gesellschaft des Naturforschers Theodor von Heuglin, des Dr. med. Theodor Billharz aus Sigmaringen sowie einiger anderer

Personen wurde dann noch ein Ausflug nach dem Roten Meere und Sinai, sodann ein Jagdzug in Ägypten unternommen, und hierauf wurde die Abreise zur langentbehrten Heimat gerüstet.

Am 30. April 1852 reiste Brehm mit seinen toten und lebenden Naturschätzen, zu denen noch eine für den Berliner zoologischen Garten bestimmte Sammlung lebender Tiere gekommen war, deren Überführung er auf Ansuchen des preußischen Konsulats übernommen hatte, von Kairo ab und kam nach einem längeren Aufenthalte in Alexandrien am 28. Mai in Triest an, woselbst ein ihm entgegengesandter Tierwärter die für Berlin bestimmten Tiere in Empfang nahm. Nachdem er seine reichen Sammlungen größtenteils in Wien verkauft und von seiner treuen Bachiba zärtlichen Abschied genommen hatte, kam er am 16. Juli 1852 wieder in seiner thüringischen Heimat an und konnte nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit seine teueren Eltern und Geschwister wieder ans Herz drücken. Übrigens hatte er einige seiner lebenden Andenken an den schwarzen Weltteil behalten, und man mag in dem betreffenden Kapitel nachlesen, welche losen Streiche eine der Meerkatzen in dem thüringischen Pfarrhause anstellte, wie sie die Hühnereier stahl und die Speisekammer plünderte und mit dem Milchtöpfchen auf einen Baum flüchtete, um es con amore zu leeren. „Anfangs warf er (Hassan) die ausgeleerten Töpfe achtlos weg und zerbrach sie dabei natürlich fast immer; dafür wurde er bestraft, und zu dem innigen Vergnügen meiner Mutter brachte er ihr nun regelmäßig die leeren, aber unzerbrochenen Töpfchen wieder."

Es ist natürlich, daß der lange Aufenthalt in Ägypten und Innerafrika von dem bedeutsamsten Einflusse auf Brehms ferneren Lebensgang wurde und die alten Lebenspläne vollständig umstürzen mußte. War auch die Expedition und er selbst zu mangelhaft vorbereitet gewesen, um zu bedeutenden wissenschaftlichen Ergebnissen zu führen, so wurden doch die Beobachtungen, die er auf der Jagd und in seiner Behausung an den gefangenen Tieren anstellen konnte, für die Richtung seiner ferneren Studien bestimmend. Von einer Fortsetzung seiner Architektenlaufbahn konnte selbstverständlich keine Rede mehr sein; er besuchte vielmehr die Universitäten Jena und Wien (1853—56), um sich gänzlich dem Naturstudium zu widmen. Obwohl bereits in der Mitte der Zwanziger stehend, hatte er damals den Sinn für das muntere Studententreiben noch nicht verloren, trat bei den „Sachsen" ein und machte durch die wunderliche Gesellschaft von Affen und anderen mitgebrachten afrikanischen Tieren, die er auf seiner „Bude" hielt, tiefen Eindruck auf die jenaischen Philister, bei denen er unter dem Namen „Pharao" bekannt wurde. Schon in dieser Zeit war er vielfach litterarisch thätig, veröffentlichte namentlich ornithologische Beobachtungen in den Fachzeitschriften und nahm 1853 an der Gründung der „Deutschen Ornithologischen Gesellschaft" thätigen Anteil. Er veröffentlichte in derselben Zeit seine „Reiseskizzen aus Nordostafrika" (Jena 1855, 3 Bände), die nicht nur reich sind an Reiseabenteuern, Natur- und Jagdschilderungen, namentlich was die Vogelwelt anbetrifft, sondern auch für die Ethnologie wertvolle Beobachtungen über Charakter, Lebensweise, Sitten 2c. der Bevölkerung von Ägypten, Nubien, Sennar und Kordofan enthalten. Auf dem Titel des Werkes erscheint der neuernannte Doktor der Philosophie bereits als „Mitglied der kaiserlich leopoldinisch-karolinischen Akademie und anderer gelehrter Gesellschaften".

Schon im nächsten auf die Vollendung dieses Buches und seiner Studien folgenden Jahre (1856) trat er mit seinem Bruder, dem noch jetzt in Madrid lebenden Arzt Dr. Reinhold Brehm, dem Verfasser des „Inkareiches“, der ebenfalls ein tüchtiger Jäger und Tierbeobachter geworden war, eine Reise nach Spanien an, die durch den Verkehr mit Gebirgsjägern, Schmugglern, Räubern und Ziegenhirten nicht viel weniger abenteuerlich ausfiel als die im schwarzen Weltteile und wiederum reiche Früchte für die Erweiterung der Naturanschauung und der Tierstudien sowie für die Sammlung des Vaters einbrachte.

Bald nach der Rückkehr aus Spanien nahm Brehm seinen Wohnsitz in Leipzig (1858), wo er in dem trefflichen Volksschriftsteller E. A. Roßmäßler einen väterlichen Freund fand, mit dem er später „Die Tiere des Waldes“ (1863—67) gemeinsam herausgab, und wo sich die für beide Teile vorteilhafte Verbindung mit der „Gartenlaube“ anknüpfte, die den Namen des jungen Reisenden zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte und mehrere Jahrzehnte überdauert hat. Ernst Keil, der geniale Schöpfer und Leiter dieser ehemals erfolgreichsten aller illustrierten Wochenschriften, wußte, was er an dem neuen Mitarbeiter gewonnen, und gab bereitwillig die Mittel dazu her, daß Brehm die im Herzen Deutschlands begonnenen und in der Nähe des Äquators fortgesetzten Studien zu seinem „Leben der Vögel“ angesichts der Vogelberge des hohen Nordens zu einem vorläufigen Abschluß bringen konnte. Er ging bis nach Norwegen, Lappland und dem Nordkap. Das poetisch gestimmte „Leben der Vögel“, zu dem er so die Skizzen in Süd und Nord gesammelt, erschien zuerst 1861 und später in neuer Auflage, während inzwischen beständig Einzelschilderungen in der „Gartenlaube“ und in Roßmäßlers „Aus der Heimat“ wie auch wissenschaftliche Abhandlungen in der „Naumannia“ und in Cabanis' „Journal für Ornithologie“ veröffentlicht wurden.

Es kam nun darauf an, sich einen eigenen Herd zu gründen, und um sich dafür eine feste Einnahme zu sichern, nahm Brehm eine Anstellung als Lehrer der Geographie und Naturwissenschaften am „modernen Gesamtgymnasium“ des Dr. Rudolf Zille und an einer höheren Töchterschule in Leipzig an und führte dann (1861) seine Braut Mathilde Reiz aus Greiz als Gattin heim. Die zierliche, behende Frau wurde im eigentlichen Sinne des Wortes der gute Genius seines Lebens, die Muse seiner Schriftstellerthätigkeit. Wohl nur selten hat eine Schriftstellerfrau mit ähnlichem eindringenden Verständnisse, mit gleicher unvergänglicher Bewunderung über Thun und Treiben, Arbeiten und Erholungen ihres Mannes gewacht wie diese Frau, die alles über ihn vermochte und ihn sogar, wenn der Augenblick es erforderte, dazu brachte, daß er die bequeme „Jagdjoppe“ mit dem verhaßten Fracke vertauschte. Sie war eifersüchtiger auf seinen Ruhm als er selber.

Ein eigener Glückszufall fügte es, daß sie ihn auf seiner nächsten wissenschaftlichen Reise begleiten konnte. Der Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha rüstete im Jahre 1862 eine Reise nach Ägypten und den Bogosländern, deren Absicht nicht bloß dahin ging, ihm, der Herzogin und den begleitenden Fürsten die Anschauung afrikanischer Kulturländer und Wildnisse zu verschaffen, die nicht bloß Elefanten- und Löwenjagden gewähren, sondern zugleich den Charakter einer wissenschaftlichen Expedition annehmen sollte. Brehm war nach den Bogosländern vorausgeeilt, um mit seiner Menschenkenntnis, Sprachgewandtheit und

Erfahrung in afrikanischen Angelegenheiten geeignete Standplätze und Jagdgelegenheiten auszukundschaften, und traf am 6. März 1862 in Massaua, dem 1885 von den Italienern besetzten und in der Neuzeit vielgenannten Orte an der westlichen Küste des Roten Meeres, ein. Mit Unterstützung eines dort anwesenden holländischen Barons und eines Paters der italienischen Mission hielt er erfolgreiche Umschau in dem an neuen Tieren und Pflanzen für ihn so reichen Lande und ermittelte als den geeignetsten Rastplatz die von 8000 Fuß hohen Bergspitzen umgebene Hochebene von Mensa. Leider blieben ihm nur ca. 2 Wochen Zeit für eingehende, ruhige Beobachtungen, denn schon am 27. März trafen die Fürstlichkeiten mit ihrem Gefolge, dem auch der bekannte Romanschriftsteller Friedrich Gerstäcker und der treffliche Tiermaler Robert Kretschmer angehörten, in Massaua ein.

Sowohl der schmale Wüstenstreifen zwischen dem Meere und dem Hochgebirge als dieses selbst ergaben sich als sehr reich an interessanten Tieren; der Strohpalast der Herzogin, um den sich das Zeltlager der übrigen Reisenden gruppierte, wurde allnächtlich von heulenden Hyänen umkreist, und bald konnte Brehm den jagdlustigen Herrschaften die frohe, aber anfangs mit völligem Unglauben aufgenommene Botschaft bringen, daß er die Spuren einer Elefantenherde im Gebirge entdeckt habe. Die Jagden auf Antilopen, Affen, Elefanten, Klippschliefer und Vögel der verschiedensten Art waren in der That so ergiebig, die Landschaft so schön und die Vegetation im Gebirge so üppig, daß Brehm auf dem von zwei berühmten Naturforschern (Rüppell und Ehrenberg) erforschten Gebiete sicherlich eine reiche Nachlese gehalten haben würde, wenn nicht zweierlei Umstände hindernd dazwischengetreten wären. Einmal die Kürze der Zeit, denn der gesamte Aufenthalt in den Bogosländern währte nur wenige Wochen, und dann das Mißgeschick, daß Brehm schon am 9. April vom Fieber befallen wurde, welches ihn bis zu seiner am 25. April angetretenen Rückreise nach Europa nicht wieder verließ und seine Beobachtungsfähigkeit natürlich auf das äußerste beeinträchtigte.

Gleichwohl wird man wahrhaft überrascht von der Fülle der Beobachtungen, welche er unter diesen höchlichst ungünstigen Verhältnissen dennoch angestellt und in dem naturwissenschaftlichen Berichte über diese Reise niedergelegt hat, der unter dem Titel: „Ergebnisse einer Reise nach Habesch im Gefolge Seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Coburg-Gotha, Ernst II." (Hamburg 1863) als Ergänzung des fürstlichen Reisewerkes erschien. Gegenüber dem herrlichen Pflanzenschmucke dieser „afrikanischen Schweiz" empfand er von neuem bitter die Lücken seiner Pflanzenkenntnis und rief schmerzlich aus: „Wie gern möchte ich noch weiter von dieser Welt erzählen, wenn ich es vermöchte! Aber sie ist mir fremd geblieben und mußte es mir bleiben. Wie unendlich habe ich hier bedauert, nicht Pflanzenkundiger zu sein, wie sehr, daß nicht Einer der ganzen Reisegesellschaft die auffallenden Formen, welche hier sich dem Blicke aufdrängen, welche hier so recht zur Betrachtung, zur Lehre auffordern, zu benennen wußte! Doch auch für mich gab es von dem, was mir verständlicher war, unendlich vieles zu schauen!"

Sein Buch über die Habeschreise enthält zwei Abschnitte über die „Lebenskunde einiger Säugetiere" und „Beobachtungen über einige Vögel und deren Leben", die so reich sind an Einblicken in das innere Leben und Treiben der abessinischen Tierwelt, daß man kaum

begreifen kann, wie er, der doch gewissermaßen die Ämter eines Reisemarschalls und Oberjägermeisters in seiner Person vereinigte und der obendrein von Krankheit niedergeworfen war, alles das in den wenigen den gesellschaftlichen Pflichten abgestohlenen Augenblicken hat beobachten können. Es ist eben das Geheimnis des Forschers, mehr zu sehen als andere, sich im geeigneten Augenblicke zu vervielfältigen und auf der Jagd nicht nur die Bewegungen, sondern das ganze Gebaren der Tiere ins Auge zu fassen. Immer mehr war nun in Brehm die Neigung für das seit längerer Zeit ziemlich allgemein vernachlässigte Studium des Tierlebens in den Vordergrund getreten. Er nahm zwar auch jetzt noch vor dem Beginne des die Glieder verrenkenden Ausbalgens und Ausstopfens sorgsam alle Maße der neuerlegten Vögel, aber solcher messenden und beschreibenden, die Leiche auf das genaueste zergliedernden und in die Systeme einordnenden Zoologen gab es ja ehemals übergenug: die Kustoden und Museumsvorsteher, die Lehrer und Professoren der Zoologie beschäftigten sich ja damals fast ausschließlich mit diesen Aufgaben. Aber über das Leben im allgemeinen, über die geistigen Regungen und Fähigkeiten, über das Sinnen- und Gefühlsleben namentlich der ausländischen Tiere war seither nur außerordentlich wenig bekannt und noch weniger zuverlässig begründet. Die Biologie und Tierpsychologie gehörten früher nicht zu den „zünftigen Wissenschaften"; erst nach Darwins Auftreten bekamen diese Wissenschaften Ziel und Inhalt, und die vergleichende Tierpsychologie wurde ein wissenschaftliches Bedürfnis.

„In den neueren tierkundlichen Werken", schrieb Brehm in seiner Habeschreise, „wird sonderbarerweise das Leben der Tiere kaum berücksichtigt. Man begnügt sich mit genauen Beschreibungen des Leibes und wendet weitaus die größte Aufmerksamkeit auf dessen Zergliederung. Gewöhnlich erhalten wir nur über das Vorkommen eines Tieres die dürftigsten Nachrichten, während über die Lebensweise, die Sitten, Gewohnheiten, die Nahrung &c. ein tiefes Stillschweigen herrscht. Wenn wir nun auch diese neuere Richtung der Forschung als im hohen Grade ersprießlich für die Wissenschaft anzusehen haben, dürfen wir uns doch auf der anderen Seite nicht verhehlen, daß ein Zurückkehren zu den vortrefflichen Lebensschilderungen, welche die Naturforscher voriger Jahrhunderte bis zu Cuvier herauf uns hinterließen, ebenfalls nützlich, ja sogar notwendig ist. Die Engländer können uns in dieser Richtung heutigestags als Muster gelten. Von ihnen erhalten wir gegenwärtig noch die besten Lebensbeschreibungen wenig bekannter Tiere, während unsere deutschen Forscher wie die Franzosen uns nur ab und zu ein Bröcklein ihrer Erfahrungen vorlegen. Von nicht naturwissenschaftlich gebildeten Reisenden gelangen weit bessere Berichte über diesen Gegenstand zu unserer Kenntnis als von den Forschern selbst."

In der Erwägung, daß hier Wandel geschaffen werden müsse, und in der klaren Erkenntnis, daß die Tierlebenskunde nicht nur ein ebenbürtiger Zweig der Naturforschung, sondern sogar derjenige ist, welcher weitere Kreise mehr anzieht als irgend ein neugefundener Knochen im Skelette der Tiere, wurde in Übereinkunft mit dem Eigentümer und Leiter des damals noch in Hildburghausen heimischen Bibliographischen Instituts das große Werk geplant, dem diese Zeilen zur Einleitung dienen, das „Illustrierte Tierleben", von dem im Jahre 1863 bereits der erste Band erschien. Es war von vornherein dazu bestimmt, im beabsichtigten Gegensatze zu den der Schule und Universität dienenden systematischen

Handbüchern der Zoologie eine Darstellung des Lebens der Tiere für Haus und Familie zu werden, ein Werk, aus dem jeder Tierfreund, mochte er nun ein unstudierter Landwirt oder Jagdliebhaber oder ein Gelehrter sein, dasjenige über seine Lieblinge finden sollte, was in den eigentlichen zoologischen Handbüchern nicht anzutreffen ist und doch das allgemeine Interesse des Tierfreundes zunächst in Anspruch nimmt: die Lebensweise, Ernährungsart, das gesellschaftliche Leben der Tiere, ihre Gemütsart und geistigen Fähigkeiten, ihr Benehmen in den verschiedenen Lebenslagen, ihre Kunstfertigkeiten, Instinkte und Triebe, ihre Werbungen und Paarungen, ihr Familienleben, die Wanderungen, Freundschaften und Feindschaften untereinander und dem Menschen gegenüber. Im Vereine mit Professor Ernst Taschenberg in Halle, der die Insekten und Spinnentiere, sowie mit Professor Oskar Schmidt (gestorben 1886), damals in Graz, später in Straßburg, welcher die wirbellosen Wassertiere übernahm, unterstützt von den trefflichen Tiermalern Robert Kretschmer und Emil Schmidt in Leipzig, von denen ersterer schon in den Bogosländern mit Brehm zusammen gearbeitet hatte, wurde ein Werk geschaffen, dessen Erfolge weltbekannt sind. Die Vollendung der ersten Ausgabe (in sechs starken Bänden) zog sich bis zum Jahre 1869 hin.

Schon während des Erscheinens vom ersten Bande des „Tierlebens" war aus Hamburg der verlockende Ruf an Brehm gelangt, die durch den Tod des Barons von Merk erledigte Stelle eines Direktors des dortigen zoologischen Gartens zu übernehmen. Da der Plan vorlag, den Garten völlig umzuschaffen, und auch die Mittel dazu vorhanden waren, diesen zu einer der ersten Anstalten dieser Art in Deutschland zu erheben, so mußte der Antrag für ihn doppelt verführerisch erscheinen, zumal in anbetracht der Aussicht, daß er dadurch Gelegenheit erhalten sollte, gefangene Tiere in noch viel größerem Umfange und mit größerer Bequemlichkeit als bisher zu beobachten und diese Studien für sein begonnenes Werk auszunützen. In der That ist es ihm auch gelungen, den Garten und das damit in Verbindung gebrachte Aquarium schnell zu einem bis dahin noch nicht vorhandenen Glanze zu bringen. Allein das Amt hatte seine schweren Schattenseiten in der Abhängigkeit von den Meinungen einer vielköpfigen „Zoologischen Gesellschaft", deren Wünsche oft seine besten Absichten durchkreuzten, seine Thätigkeit lähmten und bald ganz verleideten. Brehms Charakter hatte sich während der fünfjährigen afrikanischen Reise zu einer starken Subjektivität und zu einem lebendigen Unabhängigkeitsgefühl entwickelt. Als Führer einer kleinen Karawane, der gegenüber Entschlossenheit und Entschiedenheit notwendige Bedingungen waren, niemand als sich selbst verantwortlich und dem Besterkannten rücksichtslos folgend, war er nicht der Mann geworden, sich irgendwie unterzuordnen und fremden Wünschen, die ihm unzweckmäßig schienen, im geringsten, selbst nur scheinbar entgegenzukommen. Sonst von weicher Gemütsart, wohlwollend gegen jedermann, den Freunden in der Not ein zuverlässiger Freund, war er unbeugsam, wenn es die Vertretung seiner Überzeugung galt, und ganz unmöglich schien es ihm, der sich brüstenden Mittelmäßigkeit oder unfähigen, aber einflußreichen Leuten eine Schmeichelei zu sagen. Er hätte einen vortrefflichen Selbstherrscher abgegeben, aber für den gewöhnlichen, auf ein wenig Heuchelei und Schmiegsamkeit beruhenden gesellschaftlichen Verkehr war er nicht geschaffen, und mochte die kleine Frau, der er sonst nicht leicht etwas abschlagen konnte, noch so sehr bitten, dem oder jenem

Einflußreichen ein freundliches Gesicht zu machen und seinen Rat zu erbitten, die kurze Antwort lautete fast immer: „Wozu denn? Ich thu's nicht!" und damit war die Sache abgethan. Man begreift, daß eine solche Unbeugsamkeit bald zu Reibungen und endlich zum Bruche führen mußte. Obendrein war zu dieser Zeit der Tod seines verehrten und geliebten Vaters (am 23. Juni 1864) dazu gekommen, seine Stimmung zu verschlechtern. Unermüdliche geistige Arbeit — denn es galt ja, das „Tierleben" fertigzustellen — half ihm über diese Aufregungen und Zerwürfnisse hinwegzukommen.

Gleichwohl begab er sich von neuem in ein ähnliches Joch, was man bei seinem Charakter und nach den gemachten Erfahrungen als einen Fehler und Irrtum bezeichnen muß, den er dann auch wieder schwer genug zu büßen hatte. Aber als er Ende 1866 Hamburg verließ, eröffnete sich ihm unter, wie er glaubte, ungleich günstigeren Anzeichen die Aussicht, eine Musteranstalt für Tierpflege in der preußischen Hauptstadt begründen zu helfen und dieser als unabhängiger, d. h. keinem wissenschaftlichen Komitee untergeordneter, Leiter zur Blüte verhelfen zu können, und einer solchen Aussicht mochte es allerdings schwer sein, zu widerstehen. Es handelte sich um die Begründung des Berliner Aquariums, dessen Bau von einer Aktiengesellschaft geplant war, und zu dessen Leitung dann auch Brehm bald gewonnen wurde. Mit dem frühverstorbenen genialen Baumeister W. Lüer aus Hannover wurde nunmehr ein Plan entworfen und ausgeführt, der weder in seinem großartigen Entwurfe noch in seiner poetischen Ausgestaltung bis dahin ein Vorbild gehabt hatte. Es durfte nicht ein nüchternes Gebäude mit Sälen voller kastenförmiger Wasserbehälter werden, sondern ein halbunterirdischer Grottenbau, in dessen Gängen man sowenig wie möglich an künstliche Veranstaltungen erinnert werden sollte, so daß der Beschauer, gleichsam auf dem Meeresgrunde wandelnd, in natürliche Felshöhlungen blickt, in denen das von oben hereinfallende Licht jedesmal eine andere Tierwelt sichtbar macht, ohne daß die Wassertiere durch den Anblick des im Dunkeln bleibenden Besuchers gestört werden. Ursprünglich hatte man wohl wie bei den älteren Anlagen dieser Art sich auf die Schaustellung der Wassertiere zu beschränken gedacht, aber durch Brehms Eintritt wurde der Plan alsbald umgestaltet, denn er erkannte mit Recht die Vielseitigkeit des Inhalts für eine Grundbedingung der gedeihlichen Entwickelung eines solchen Unternehmens und wollte vor allem und unter keinen Umständen seine Lieblinge, die Vögel, darin vermissen. Brehms Grundidee war mit seinen eigenen Worten, daß dem Besucher in verlockender Kürze ein Spaziergang von der Wüste aus durch den Urwald zum Meere dargeboten werde. Wie richtig die eben erwähnte Forderung der Vielseitigkeit war, geht daraus hervor, daß noch heute neben den eigentlichen Wassertieren stets besondere „Zugstücke" nötig sind, um das Interesse der Besucher lebendig zu erhalten, und es darf nur an die Rolle der anthropoiden Affen erinnert werden, welche trotz der bedeutenden, durch ihre Hinfälligkeit verursachten Kosten fast niemals im Berliner Aquarium gefehlt, ja dessen besonderen Ruhm ausgemacht haben.

Die verschiedensten Gebirgsgegenden Deutschlands mußten dazu beitragen, durch Lieferung der Bausteine diesen „Tempel der Natur" zu einem schon in seinem Aufbau lehrhaften zu gestalten. Basaltsäulen vom Siebengebirge, Tropfstein vom Deister, Felsblöcke aus dem Harz, Thüringer Wald und Erzgebirge wurden herbeigeschafft, um unter der geschickten

Leitung des Maurermeisters Seiffarth nicht nur zu den phantastischen Grottenwerken zusammengefügt zu werden, die das Erstaunen jedes Besuchers fesseln, sondern auch zu einer „geologischen Grotte“ geordnet zu werden, in der man den Bau der Erdrinde mit Einem Blicke übersieht. Auch sonst wurde die anregende Belehrung überall und unmerklich der Schaulust verschwistert, so z. B. in einer Darstellung der künstlichen Fischzucht, die Brehm um so mehr am Herzen lag, als er damals dem hilflos daniederliegenden Berliner Schriftsteller H. Beta den Stoff zu seinem Werke über „Die Bewirtschaftung des Wassers“ beschaffte und ihm unermüdlich beistand, es in entsprechender Weise zu vollenden. Denn Beta verstand als ursprünglich politischer Schriftsteller wenig genug von diesen Dingen und hätte das Buch ohne Brehms Unterstützung gar nicht schreiben können.

Es war eine Lust, zu sehen, mit welchem Eifer und Erfolge Brehm daran ging, seine Anstalt auch in Bezug auf den Inhalt des Wunderbaues zu der reichsten der Welt zu machen. Sein Name, seine vielseitigen Verbindungen und vor allem seine alte Übung und sein Geschick in der Tierpflege kamen ihm hierbei natürlich auf das beste zu statten. Ich erinnere mich eines Besuches bei Brehm noch vor Eröffnung des Aquariums, bei dem ich Gelegenheit hatte, seine Fürsorge und sein Geschick in der Behandlung der Tiere zu beobachten. Wir fanden ihn mitten unter Kisten und Kasten, die ihm Tierschätze aus allen Teilen der Welt zugeführt hatten, und zwischen den Kisten war ein förmliches Gewächshaus von Zimmerpflanzen aufgebaut, auf denen eine große Schar von Chamäleons, wohl an die 40—50 Stück, saßen. Brehm erzählte uns, wie er anfangs in großer Not gewesen wäre, die wunderlichen Tiere am Leben zu erhalten, denn sie hätten eine jämmerliche Pergamentfarbe angenommen und wollten weder Speise noch Trank zu sich nehmen. Da sei er auf die Idee gekommen, daß ihnen vielleicht der starke Morgentau ihrer Heimat fehle, und er habe sie mit einem sogenannten Verstäuber leicht abgebraust, worauf sie so frisch grün und munter wurden, wie wir sie sahen. Es war ein wunderbares Genrebild, den Naturforscher so in seiner Versuchsanstalt zu sehen, besonders als sein kleiner Sohn, der jetzige Arzt Dr. Horst Brehm, hereinkam und ein junges Krokodil, fast so lang wie er selbst, quer unter dem Arme trug, ohne sich vor dem drohend aufgesperrten Rachen desselben zu fürchten.

Nach alledem war es nur natürlich, daß sich das Berliner Aquarium seit seiner Eröffnung (1869) unter Brehms Leitung bald einen Weltruf erwarb und zum Vorbilde für die meisten später errichteten Anstalten dieser Art dienen mußte. Noch heute ist die oben angedeutete Grundidee Brehms für den Besuch des Aquariums maßgebend geblieben. Man gelangt vom Eingange her zunächst durch den „Schlangengang“, in dem sich zu beiden Seiten allerhand Reptile und Schlangen nebst Skorpionen und ähnlichem Gezücht im heißen Wüstensande regen, in die vom Geschrei vielfarbiger Vögel erfüllte Hauptgrotte, die den „Urwald“ mit seinen Nester bauenden Vögeln, fliegenden Hunden, Affen und anderen Klettertieren repräsentiert, bevor man an Krokodil- und Schildkrötenbecken, Biberbauten und anderen Anlagen vorbei zu dem eigentlichen Aquarium und zwar zuerst zu den Süßwasserbecken und dann zu den Meeresbecken im untersten Geschoß des Baues gelangt. Natürlich fehlte es auch hier nicht an sachlichen und persönlichen Hindernissen. So bereitete die Herstellung eines den Meerestieren zuträglichen künstlichen Seewassers anfangs Schwierigkeiten,

bis es dem damaligen Chemiker, jetzigen Direktor der Anstalt, Dr. Hermes, gelang, diesem Übelstande abzuhelfen. Ernsthafter waren auch hier die persönlichen Reibungen, die sich nach und nach zwischen den zum Zusammenwirken berufenen Männern entwickelten. In dem Bewußtsein des reinsten Strebens für das Beste der ihm anvertrauten Anstalt und in den Mitteln nicht kargend, wurde Brehm leicht schroff in seinen Abweisungen, wenn man in seine Pläne hineinzureden oder sie gar zu durchkreuzen suchte, und so wurde auch hier ein ersprießliches Zusammenwirken mit der Zeit unmöglich und das Amt zuletzt zu einem wahren Martyrium für den selbstbewußten Mann. Auf welcher Seite dabei die größere Schuld gelegen hat, soll hier nicht untersucht werden, nur das muß erwähnt werden, daß die Gegenpartei so weit ging, durch allerhand dunkle Ehrenmänner die erbärmlichsten Gerüchte gegen die Lauterkeit der Brehmschen Geschäftsführung auszustreuen. Niedrige Seelen haben zuletzt kein anderes Mittel zu ihrer Kriegsführung als die Verleumdung, aber daß er sie so weit reizen mußte, war sein tragisches Verhängnis.

Nach etwa achtjähriger, äußerlich erfolgreicher Leitung legte er im Frühjahre 1874 müde und krank das Amt nieder, welches er besser nicht übernommen hätte, und wie schlimm die Erregungen der letzten Jahre auf seine Gesundheit eingestürmt hatten, geht daraus hervor, daß er unmittelbar darauf in eine heftige Krankheit (Gehirnentzündung) verfiel und nur mit Mühe und Not aus drohender Lebensgefahr errettet werden konnte. Um sich zu erholen, verlegte der vom schweren Krankenlager Erstandene für einige Zeit seinen Wohnsitz nach Kunersdorf bei Hirschberg am Riesengebirge, woselbst er sich in der frischen Gebirgsluft auch bald so erholte, daß er zu Michaelis desselben Jahres mit seiner Familie wieder nach Berlin zurückkehren konnte. Von da ab ist er ein freier Mann geblieben, der nur seiner natürlichen Anlage und Befähigung, als Naturforscher und Volksschriftsteller zu wirken, lebte und seine Zeit fortan so einteilte, daß er in der Regel im Sommer an seinen Büchern arbeitete, während er im Winter jene Vortragsreisen durch die größeren Städte Deutschlands und der benachbarten Länder unternahm, die unter den Gebildeten aller Stände einen so außerordentlichen Beifall gefunden haben. Brehms Vortrag hatte große Vorzüge, denn abgesehen von seinem klangvollen Organ, verfügte er über die Gabe, ohne falsches Pathos und ohne schauspielerische Künste einfach und doch überaus eindringlich und lebensvoll zu schildern. Obwohl er meist über seine eigenen Beobachtungen in Afrika oder im hohen Norden berichtete, hatte man niemals das Gefühl, einen berühmten „Afrikareisenden", der zehnmal „im Interesse der Wissenschaft" in Gefahr war, zu verhungern oder aufgefressen zu werden, vor sich zu haben, und dieses bescheidene Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit übte auf alle Zuhörer einen unwiderstehlichen Zauber.

Er konnte seine Muße damals wohl gebrauchen, denn er hatte sein Buch „Gefangene Vögel, ein Hand- und Lehrbuch für Liebhaber und Pfleger einheimischer und fremdländischer Käfigvögel", von dem 1872 der erste Band erschienen war, und in dem er seine eigenen Erfahrungen wie diejenigen der namhaftesten Praktiker wiedergab, zu beendigen, und neben der Vollendung dieses Werkes (1876), welches der Stubenvogelpflege zum ersten Male eine gediegene Grundlage gab, und von welchem der große Aufschwung dieser Liebhaberei datiert, für die er auch in der „Gartenlaube" fortdauernd wirkte, kam die Bearbeitung

einer neuen Auflage von Roßmäßlers „Süßwasser-Aquarium“ (1875) und vor allem diejenige der zweiten Auflage des „Tierlebens“ an die Reihe, von dem der erste Band 1876 ausgegeben wurde. Wer die erste Auflage dieses großen Werkes mit der zweiten vergleicht, weiß, daß die Neubearbeitung ein Stück ernster Arbeit einschloß, denn Brehm hatte sich durch den seltenen und verdienten Erfolg nicht verführen lassen, die Hände in den Schoß zu legen, sondern ergänzte, feilte, verbesserte und berichtigte unermüdlich weiter. Das Werk, welches ursprünglich nur 6 Bände umfaßte, wuchs fast auf das Doppelte des Umfanges heran. Zu den erprobten Zeichnern der ersten Auflage war eine Reihe vortrefflicher neuer Künstler getreten, denen gegenüber es unrecht sein würde, wenn wir nicht wenigstens Gustav Mützels und Ludwig Beckmanns besonders gedenken wollten.

Aber lange bevor er diese Arbeit vollendet hatte, gelangte wieder eine Aufforderung zur Mitreise in ferne Himmelsstriche an ihn, der er bei seinem unzähmbaren Forscher-, Jagd- und Reisedrang nicht zu widerstehen vermochte, zumal die auf Vermehrung seines Ruhmes mehr als er selbst bedachte Gattin dazu drängte, die Gelegenheit, neue Länder zu sehen, nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. Wir sprechen von dem Vorschlage und der Aufforderung seines langjährigen Freundes und Berufsgenossen Dr. Otto Finsch aus Bremen, an der wissenschaftlichen Expedition zur Erforschung von Westsibirien, die von dem „Verein für die deutsche Nordpolarfahrt in Bremen“ ins Leben gerufen wurde, teilzunehmen. Im wesentlichen bestand diese Expedition, zu deren Kosten A. M. Sibiriakoff in Irkutsk 20,000 Mark beitrug, nur aus Brehm und Finsch, welche beide ihrem eigentlichen Fache nach Ornithologen waren, und es darf als ein günstiger Umstand bezeichnet werden, daß sich ihnen ein württembergischer Offizier, Graf Karl von Waldburg-Zeil-Trauchburg, der zugleich Botaniker war, auf eigene Kosten anschloß. Die Reise wurde nach den besten Vorbereitungen im Vorfrühling 1876 angetreten, und schon am 19. März langten die Teilnehmer mit der Eisenbahn in Nishni-Nowgorod an, von wo die Weiterbeförderung auf bösen, durchgetaueten Wegen in Schlitten über den Ural erfolgte, dann teils zu Pferde, teils auf Kamelen durch Kosaken-, Tataren- und Kirgisensteppen bis zum Alatau und Altai fortgesetzt wurde, worauf nach einem kurzen Ausfluge über die chinesische Grenze, durch die Gebiete der Samojeden und Ostjaken nordwestlich nach den Tundren aufgebrochen wurde, bis zum Karischen Meere hin, wobei ein ansehnlicher Teil des Hin- und Rückweges zu Wasser, teils in kleineren Fahrzeugen, teils mit Flußdampfern, zurückgelegt wurde.

Trotz des außerordentlich freundlichen Entgegenkommens, welches die Teilnehmer fast überall fanden, war die Reise zum Teil recht beschwerlich, namentlich in ihrem zweiten Teile auf der Tundra Nordwestsibiriens, woselbst zu der von Brehm in seinen späteren Vorträgen mit äußerster Anschaulichkeit geschilderten Unwegsamkeit und Mückenplage noch die damals in jenen Strichen wütende Renntierseuche kam, die den Lebensunterhalt und das Vorwärtskommen durch das Fehlen des wichtigsten Nahrungs- und Zugtieres jener Striche bedeutend erschwerte. Die Expedition war in ethnologischer Beziehung vielleicht ergebnisreicher als in zoologischer und botanischer Richtung, denn die Reisenden waren ja in diesen ansiedelungsarmen Gegenden auf den beständigen und unmittelbarsten Verkehr mit der einheimischen Bevölkerung angewiesen, mußten in den Jurten der Nomaden schlafen und ihre

der Gegend angemessene Lebensweise nachahmen. Sie hatten sich selbst über die verrufenen Ostjaken und Samojeden in keiner Weise zu beklagen, und Finsch hat ihnen in seiner Reisebeschreibung ein Charakterzeugnis ausgestellt, um das sie, namentlich was ihre Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit anbetrifft, manches zivilisierte Volk beneiden könnte. Auch gingen die Prophezeiungen eines samojedischen Schamanen, der ihnen mit Hilfe der Zaubertrommel wahrsagte, daß sie glücklich nach Hause kommen und Orden nebst anderen Auszeichnungen davontragen würden, zum Teil, wie wir sehen werden, bestens in Erfüllung, und wenn der zweite Teil der Prophezeiung, daß sie schon im nächsten Jahre nach dem gesegneten Lande wiederkommen würden, nicht in Erfüllung gegangen ist, so sind daran offenbar einzig und allein die Reisenden, nicht aber der Prophet schuld gewesen.

Für den Verfasser des „Tierlebens“ war der Ausflug insofern nicht unergiebig, als er dazu gelangte, zahlreiche Gebirgs- und Steppentiere zu beobachten und zu erlegen. Diese Steppenjagden und deren großartige Zurüstung hatten die Reisenden besonders der Fürsorge des Gouverneurs General von Poltoratzky und dessen Gemahlin, die daran teilnahm, zu danken. Um den letzteren zu ehren, erschienen kirgisische und andere Steppengrößen aus weitem Umkreise, und es entfaltete sich dann ein reiches Bild des fremdartigen Nomadenlebens mit festlichem Gepränge im Zelte des Gouverneurs, das von einer Zeltstadt umgeben erschien. Brehm, der das Glück gehabt hatte, das einzige Argalischaf zu erlegen, wurde dafür von dem kirgisischen Improvisator am Abend als der europäische Nimrod im Liede gefeiert. Überhaupt zeigte sich, daß das „Tierleben“ den Namen seines Verfassers schon damals bis zu den Grenzen Sibiriens und Chinas getragen hatte, und sein durch lange Erfahrung erworbenes Geschick im Verkehre mit fremden Völkern bewährte sich auch hier wieder auf das glänzendste. Hatte er doch sogar den tatarischen Molla in Kasan zur Bewunderung gezwungen, als er ihm bewies, daß er den Koran in seiner arabischen Ursprache besser verstehe als er, der mohammedanische Priester. Nach etwa neunmonatlicher Abwesenheit trafen Brehm und Finsch wieder in der Heimat ein, während Graf Waldburg-Zeil einstweilen noch in Rußland zurückblieb.

In seinen späteren Vorträgen, die zum Teil nach seinem Tode in der „Gartenlaube“ zum Abdruck gekommen sind, hat Brehm mit Vorliebe Einzelheiten dieser Reise geschildert; sein sehr sorgfältig geführtes Tagebuch gedenkt sein Sohn Dr. Horst Brehm demnächst zu veröffentlichen. Bald nach der Ende 1876 erfolgten Rückkehr aus Sibirien begannen Brehms Beziehungen zu dem vielbeklagten Kronprinzen Rudolf von Österreich, der, selbst ein eifriger Weidmann und Forscher auf dem Gebiete der Vogelkunde, seine Verdienste vollauf zu schätzen wußte, ihm die aufrichtigste Zuneigung entgegenbrachte und ihn bald durch seine persönliche Freundschaft auszeichnete. Der nähere Verkehr begann 1877, und schon im nächsten Jahre begleitete Brehm den Kronprinzen auf einer Reise nach Ungarn, 1879 nach Spanien, Reisen, die man mehr als wissenschaftliche denn als bloße Vergnügungsreisen bezeichnen darf, denn sie galten zu einem guten Teile der von Brehm früh in Angriff genommenen „Adlerfrage“, für die sich Kronprinz Rudolf, der ein eifriger Mitarbeiter ornithologischer Zeitschriften war, lebhaft interessierte. Auch der kürzlich verstorbene Ornitholog Eugen von Homeyer wurde zu diesen Untersuchungen eingeladen, und der

Kronprinz bemühte sich, die beiden von ihm verehrten Vogelkundigen beständig mit frischem Forschungsmaterial zu versorgen. Im Jahre 1879 hatten Brehm und Homeyer beispielsweise auf Veranlassung des Kronprinzen nicht weniger als 80 Adler untersucht, um zu erforschen, ob zwischen dem Steinadler und dem Goldadler eine Artverschiedenheit festzustellen sei. Oft erhielt Brehm ausführliche, bis zu 20 Seiten (!) lange Handschreiben des Kronprinzen mit Jagdberichten und ornithologischen Beobachtungen, und der persönliche Verkehr war ein so ungezwungener, daß Brehm, wenn er wochenlang als Gast bei seinem hohen Gönner auf dem Hradschin in Prag weilte, in seiner „historischen" Jagdjoppe einherging. Das in dieser Ungezwungenheit des Verkehrs gewiß seltene Verhältnis zwischen dem Thronerben und dem Naturforscher bestand trotz mancherlei Anfeindungen bis zum Tode des letzteren fort.

Die erwähnten Forschungsreisen in Österreich-Ungarn und Spanien, die er als Begleiter des Kronprinzen Rudolf angetreten hatte, waren reich an Ehren und Auszeichnungen geworden. Im Jahre 1878 hatte ihm Kaiser Franz Joseph den Orden der Eisernen Krone verliehen, mit welchem damals noch die Erhebung in den persönlichen Adels- und Ritterstand verbunden war. Nun durfte er wenigstens keine Beleidigung mehr darin finden, wenn ihn die Österreicher nach landesüblicher Gepflogenheit als Herrn von Brehm begrüßten. In Außer-Österreich hat er, soviel mir bekannt, keinen Gebrauch davon gemacht. Das folgende Jahr brachte ihm das Komturkreuz des spanischen Ordens Isabella la Catholica und das Komturkreuz des St. Jago-Ordens von Portugal. Allen diesen ausländischen Auszeichnungen voran war die Verleihung der großen Medaille für Kunst und Wissenschaft gegangen, mit welcher der Herzog von Meiningen dem Forscher seine Hochachtung bezeigte, und ebenso die Ernennungen zur Mitgliedschaft zahlreicher gelehrten Gesellschaften.

Aber diese Jahre, die so reich an Auszeichnungen waren, schlugen seinem Herzen auch tiefe Wunden durch die herbsten Verluste, die er jemals zu überwinden hatte. Schon bald nach seiner Rückkehr aus Sibirien mußte er (1877) seine alte Mutter begraben, und im folgenden Jahre verlor er bei der Geburt seines jüngsten Söhnchens die unersetzliche Gattin, sie, die ihm im schönsten Sinne des Wortes die beste Stütze, Gehilfin und Mitarbeiterin bei seinem Tagewerke gewesen war. Es war ein Schlag, von dem er sich nie völlig wieder erholt hat, denn die Sonne seines Lebens war untergegangen! — Anderseits wuchs der Kreis seiner Verehrer und der Beifall seiner Vorlesungen von Jahr zu Jahr, und seine äußeren Lebensverhältnisse gestalteten sich so günstig, daß er alljährlich im Sommer 3—4 Monate einzig der Erholung auf seiner Besitzung in Renthendorf widmen konnte, woselbst der nur als Tierfreund bekannte Naturforscher eifrig — Rosen züchtete und es zu einer bedeutenden Sammlung der schönsten und seltensten Arten brachte. Im Winter ging es dann wieder mit neuen Kräften auf die Reise, um womöglich ein Vermögen zu erwerben, welches die Zukunft der Töchter und Söhne nach menschlichem Berechnen sichern sollte.

Ohne Zweifel — denn für sich selbst brauchte er nicht viel — war es auch diese liebevolle Fürsorge für die Seinigen, die ihn 1883 dazu veranlaßte, ein ihm angetragenes Abkommen für eine größere Vortragsreise in Nordamerika zu unterzeichnen, die wahrscheinlich infolge

der damit verbundenen Anstrengungen und Aufregungen viel dazu beigetragen hat, seinem arbeitsreichen Leben ein verfrühtes Ziel zu setzen. Kurz vor Antritt der Reise, die von Ende 1883 bis April 1884 währte, erkrankten seine fünf Kinder sämtlich an Diphtheritis, und er hätte seine Reise unter diesen Umständen natürlich unterlassen, wenn ihn sein Kontrakt nicht zu schwerem Reugelde verpflichtet hätte, wozu noch kam, daß der behandelnde Arzt die beruhigendsten Zusicherungen über den Zustand der Kinder geben zu können glaubte. In der That kamen vier von ihnen glücklich davon, aber den jüngsten Sohn, das letzte Vermächtnis der geliebten Frau, seinen und der ganzen Familie Liebling, raffte die tückische Krankheit dahin, bevor Brehm noch den Fuß auf das amerikanische Festland gesetzt hatte.

„So schonend und allmählich", schreibt mir sein Sohn, von dem wir vielleicht später eine ausführlichere Lebensschilderung zu erwarten haben, „ihm auch diese Nachricht beigebracht wurde, so tief erschütterte sie ihn doch. Man kann sagen, daß er seitdem völlig innerlich gebrochen war. Mechanisch erledigte er seine schwere Arbeit von 50 Vorträgen, dann im Mississippithal warf ihn eine Malaria, der die seelische Erschütterung nur allzu wirksam vorgearbeitet hatte, aufs Krankenlager .... und er erholte sich nur langsam. Ein an Körper und Geist gebeugter Greis kehrte er heim. Wir erschraken über sein graues Haar, über das trübe Auge, als wir ihn wiedersahen ...."

Er brachte nach der Rückkehr zunächst einige Wochen zu seiner Erholung in Friedrichstanneck bei Eisenberg zu und trat dann die letzte seiner vielen Reisen nach Unterrenthendorf an. Es bildete sich eine schwere Nierenerkrankung (Morbus brightii) bei ihm aus, die seine Kräfte sehr schnell aufzehrte, wobei ihn das Nachlassen der früher unermüdbaren Arbeitskraft am meisten beunruhigte. Den Sommer über hielt sich sein starker Körper aufrecht, aber zum Herbste ging es dann langsam mit ihm zu Ende. Der noch nicht 56jährige Mann, der sich noch mit so reichen Plänen getragen und noch so viel für seine Forschungsgebiete hätte leisten können, erlag am 11. November 1884 nachmittags gegen 5 Uhr seiner Krankheit. Ein Schlaganfall erlöste ihn unvermutet von seinen Leiden. Die damals durch die Zeitungen gegangenen Nachrichten, daß er kurz vor seinem Tode erblindet sei, waren übrigens unrichtig. Allerdings hatte er an geringen Sehstörungen, wie sie bei dieser Krankheit häufig vorkommen, zu leiden gehabt, aber von Blindheit war keine Rede.

In den Jahren seiner Kraft war Brehm ein schöner, schlanker Mann mit höchst ausdrucksvollem Gesicht, dem die hohe Stirn, die kräftige Adlernase, die freundlichen graublauen Augen, der dunkle Vollbart und das meist langgetragene dunkle Haupthaar etwas Apostelmäßiges gaben. Und so als ein begeisterter Verkünder der Naturgröße, als ein Verächter und Bekämpfer der Bemühungen, die Menschheit der Naturkenntnis zu entfremden, faßte er seine Mission zu allen Zeiten mit einem heiligen Eifer auf, der ihm manchmal scharfe Worte in die Feder gab. Sein Wesen war aller Halbheit abhold, er konnte weder den Höfling abgeben, noch unter schmeichlerischen Worten seine wahre Gesinnung verbergen und mußte sich naturgemäß dadurch viele Feinde, nicht nur im klerikalen Lager, sondern auch unter Fachgenossen, machen. Mit dieser Geistesanlage ist ein starkes Selbstgefühl untrennbar verbunden, und es ist wohl möglich, daß er dabei manchmal aus den reinsten Absichten anderen zu viel gethan hat.

Es scheint mir aber auf einem Mißverständnis zu beruhen, wenn man ihm dieserhalb ein hochfahrendes Wesen zugeschrieben hat. Denn im Grunde war ihm eine kindlich heitere Natur und Unbefangenheit eigen. Er konnte ebenso wie durch seine Vorträge eine große Zuhörerschaft, einen kleinen Kreis durch Erzählung seiner Erlebnisse fesseln, und dabei war ihm alle Großsprecherei so weit fremd, daß er seine Kinder zu deren größtem Leidwesen aus dem Zimmer schickte, wenn er im engeren häuslichen Kreise von seinen Reisen erzählte. Sie sollten ihn nicht als den berühmten Reisenden kennen lernen! Seine Gemütsart neigte in jüngeren Jahren, wie schon oben angedeutet, sogar zu allerlei lustigen und humoristischen Streichen, die er stets mit der hölzernsten Trockenheit abzumachen pflegte. „Wir saßen", erzählt mir Dr. Otto Dammer, „eines schönen Tages während der Leipziger Messe beim Frühschoppen. Da kam plötzlich Brehm herein und erzählte von einer riesig großen Schildkröte, die er in einer Schaubude gesehen, und er ruhete nicht, bis die ganze Gesellschaft, er mit Roßmäßler voran, ihm folgte. Angekommen, stieg er über den niedrigen Zaun, kletterte auf die Schildkröte und wußte das Tier so zu reizen, daß es mit ihm in dem engen Raume herumkroch — unter freiem Himmel, zum großen Jubel des Publikums. Und dabei verzog er keine Miene!" Höchst wahrscheinlich war dabei die Absicht, dem Tierbudenmann eine Mehreinnahme zu verschaffen, nicht ganz ohne Einfluß gewesen.

Soll ich nun hier noch weiter von dem schriftstellerischen Wirken Brehms und von seinen gedruckten Werken reden? Ich glaube, es ist für die Freunde und Leser des „Tierlebens" gänzlich überflüssig, und nur für die Gegner desselben mag ein kurzes Wort hier am Platze sein. Brehms Schriften sind oft hart getadelt und angegriffen worden, denn durch seine ständige Mitarbeiterschaft an der „Gartenlaube", durch seine Verteidigung des freien Standpunktes der Forschung, durch seine Hinneigung zu Darwin und seinen unverhüllten Haß gegen die fromme Heuchelei hatte er sich unzählige Feinde, namentlich im klerikalen Lager, erworben. Man hat daher an seinen Werken viel zu mäkeln gewußt und von seinem „Tierleben" (in einem Konkurrenzblatt der „Gartenlaube") gesagt, es sei nichts weiter als eine unwissenschaftliche Zusammenstellung aus dem Munde von Jägern und Jagdliebhabern und daher auch nur für solche brauchbar. Man hat im besonderen hervorgehoben, daß sich aus dem Benehmen einzelner, durch Gefangenschaft eingeschüchterter oder schlecht erzogener Tiere keine Schlüsse über Gemütsart und geistige Fähigkeiten ihrer Sippschaft im allgemeinen ziehen ließen.

Der eine Vorwurf ist aber genau ebenso unberechtigt wie der andere. Daß Brehm keine „wissenschaftliche Zoologie" schreiben wollte, in welcher eine Berücksichtigung der unscheinbarsten Merkmale geboten wäre, sagen Titel und Vorwort. Wenn man ihm aber vorwarf, nicht individualisieren zu können, und daß er die aus dem Benehmen eines einzelnen Tieres gezogenen Schlüsse geneigt gewesen sei, auf die ganze Artgenossenschaft auszudehnen, so that man ihm bitter unrecht. War ein bestimmtes Tier bisher nur in einem einzigen Stück der Beobachtung zugänglich gewesen, so konnte er allerdings nichts weiter thun, als die Ergebnisse dieser alleinstehenden Beobachtung mitzuteilen. In all den Fällen aber, wo eine größere Anzahl von Gewährsmännern zu haben war, urteilte er durchaus nicht nach vereinzelten Beobachtungen. Daß er als Anwalt der Tiere manchmal geneigt war, ihre

guten Seiten zu überschätzen, und bei anderen wieder durch Reiseberichte sich verlocken ließ, ihre Furchtbarkeit mehr als billig hervorzuheben, mag zugegeben werden. Man darf aber solche Äußerungen nicht aus einem großen Ganzen herausgreifen und ein Gewicht darauf legen, das sie nicht beanspruchen. Jedenfalls war Brehm von aller Empfindsamkeit in der Naturauffassung frei, und die Verbreitung des vorliegenden Werkes zeigt, welche außerordentlich bedeutende Menschenzahl er für die Versenkung in das Seelenleben der Tiere und die Größe der Natur gewonnen hat. Das aber ist, abgesehen von seinen wertvollen eigenen Forschungen, die er in Fachzeitschriften niedergelegt hat, ein Verdienst, welches niemand versuchen darf, ihm streitig machen zu wollen.

Ein Blick auf das Leben der Gesamtheit.

Alle mit den Ergebnissen der zeitgenössischen Tierkunde vertrauten Männer wissen, daß in den Lehrbüchern dieser Wissenschaft der Gebieter der Erde die Reihe der belebten Wesen, welche wir „Tiere" nennen, eröffnet oder schließt: Erste Ordnung, erste Familie, einzige Gattung: **Mensch**, so heißt es im Lehrbuche, und es gilt in unserer Zeit als selbstverständlich, daß unmittelbar hinter dem Homo sapiens der Gorilla oder der Orang-Utan folgt. Denn der Mensch ist nichts mehr und nichts minder als ein Säugetier oder ein Tier mit rotem, eigenwarmem Blute, dessen Junge von ihrer Mutter gesäugt werden: und jede Mutter, welche ohne zu grübeln und mit namenloser Wonne ihrem Kinde sich hingibt und so das schönste Bild des Menschen darstellt, beweist, daß sie der ersten Klasse des Tierreichs angehört; ja auch jeder, selbst der unwissenschaftlichste und oberflächlichste Beobachter gesteht zu, daß zwischen dem Menschen und dem Schimpansen die Ähnlichkeit größer ist als zwischen dem Affen und dem Pferde oder Rinde.

Erst in der Neuzeit hat die Frage über die Stellung des Menschen im Reiche der Tiere die allein richtige Beantwortung gefunden, denn unseren Vorgängern fehlte noch das Beste: ausreichender Stoff zur Vergleichung. Man kannte genau genug bloß den höchststehenden Menschen und zu wenig die nächsten Verwandten desselben. Der allein richtige Weg der vergleichenden Untersuchung wies dem Menschen erst seine natürlichen Verbindungen an.

Die heutige Naturwissenschaft setzt unter allen Umständen das Erforschte und Erkannte an die Stelle des Erdachten und Erträumten. Sie vergleicht den gegenwärtigen mit dem gewesenen, den am weitesten vorgeschrittenen mit dem am tiefsten stehenden Menschen, folgt seinem Entwickelungsgange bis in die tiefste Nacht der Vergangenheit und gelangt so zu einem in vollster Entwickelung begriffenen Wesen und damit zu ganz anderen Ergebnissen, als die Wissenschaft früherer Zeiten zu finden im stande gewesen ist.

Nach dieser Vorbemerkung, durch welche sich das „Tierleben" ohne Vorbehalt auf den Boden der heutigen Wissenschaft stellen will, erscheint es zwar kaum gerechtfertigt, wenn ich im nachfolgenden das oberste Glied der Säugetierklasse ganz überspringe oder höchstens hier und da berücksichtige. Aber unser Buch darf sich um so mehr ausschließlich mit den übrigen Säugetieren beschäftigen, als es in Rankes Werk „Der Mensch" eine ausführliche Ergänzung aus berufenster Feder erhalten hat.

Der Begründer wissenschaftlicher Tierkunde und der bedeutendste ihrer Vertreter im klassischen Altertume, Aristoteles, verteilte die ihm bekannten Tiere auf neun Gruppen: Die lebendig gebärenden Vierfüßer, welche den heutigen Säugetieren nach Ausschluß der Waltiere entsprechen, die Vögel, die eierlegenden Vierfüßer, unsere Kriechtiere

und Lurche umfassend, die **Waltiere** und **Fische**. Diesen fünf Gruppen „blutführender" Tiere, in denen wir unschwer die Wirbeltiere der gegenwärtigen Tierkunde erkennen, reiht er die übrigen vier Gruppen als „blutlose" an, ohne indessen solchergestalt zwei große Hauptgruppen aufzustellen, was erst um den Beginn dieses Jahrhunderts durch die von **Lamarck** getroffene Gegenüberstellung der „Wirbeltiere" und „Wirbellosen" geschah. Die blutlosen Gruppen des Aristoteles entsprechen allerdings genau den letzteren. Es sind: die **Weichtiere**, zu denen er freilich nur die Kraken zählte, die **Weichschaltiere**, mit unseren Krustern zusammenfallend, die **Kerftiere**, zu denen auch die Spinnen, Tausendfüßer und Würmer gestellt wurden, und endlich die **fußlosen Schaltiere**, nämlich die Schnecken, Muscheln und Seeigel.

Erst im vorigen Jahrhundert wurde die durch den großen Stagiriten in Angriff genommene übersichtliche Gruppierung der tierischen Formen um ein Bedeutendes gefördert, als **Karl von Linné** neben folgerichtiger Durchführung einer knappen und bestimmten wissenschaftlichen Kunstsprache zum ersten Male das ganze Tierreich auf Gruppenstufen höherer und niederer Wertigkeit verteilte, insbesondere aber für die wichtigste dieser Gruppenstufen, die Tierart, die zuerst im 17. Jahrhundert bei **John Ray** als bestimmter Begriff auftritt, die doppelte Namengebung einführte. Die Tierarten vereinigte **Linné** zu Gattungen; so bilden der Löwe (Felis leo) und der Tiger (Felis tigris) zwei verschiedene Arten der Gattung der Katzen (Felis). Aus den Gattungen setzen sich die Familien und aus diesen die Ordnungen zusammen; endlich vereinigen sich die Ordnungen zu Klassen. Von letzteren unterschied **Linné** sechs: Säugetiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und Würmer.

Mit **George Cuvier**, welcher, gestützt auf seine außerordentlichen Kenntnisse vom inneren Leibesbau der Tiere, das Tierreich nach den Besonderheiten des Nervensystems und den Lagerungsbeziehungen der Hauptorgane in vier durch ebenso viele „Baupläne" ausgezeichnete Kreise teilte, gelangen wir allmählich zu den heutigen Hauptabteilungen. **Cuvier** unterschied Wirbel- und Weich-, Glieder- und Strahltiere. Durch berichtigende und verbessernde Trennungen und Zusammenfassungen der diesen vier Kreisen **Cuviers** untergeordneten Gruppen gelangten seine Nachfolger zur Aufstellung einer größeren Anzahl oberster Gruppenstufen des Tierreiches, welche man, neueren Anschauungen entsprechend, mit Vorliebe Tierstämme nennt. Wir werden deren neun unterscheiden: die Wirbel-, Mantel- und Weichtiere, die Weichtierähnlichen, die Gliederfüßer, Würmer, Stachelhäuter, Hohl- und Urtiere. Will man diese neun Kreise in zwei große Hauptabteilungen sondern, so empfiehlt sich mehr als die Unterscheidung von Wirbeltieren und Wirbellosen diejenige von Darm- und Urtieren. Jene besitzen einen allerdings hier und da verkümmerten Darm und mehrere durch die Verschiedenartigkeit des feineren Gefüges gekennzeichnete Körperschichten; diesen fehlt mit dem Darme der Aufbau aus gesonderten Schichten; sie besitzen nur den Formenwert einer einzigen „Zelle" oder höchstens einer kleinen Gemeinde gleichartiger Zellen.

Es ist unerläßlich, daß wir, wenn auch nur flüchtig, einen Blick auf die Gesamtheit der Wirbeltierklassen werfen, von denen uns diejenige, der wir selbst angehören, demnächst zuerst beschäftigen soll. Alle Wirbeltiere kennzeichnet vor allem ein inneres, knorpeliges oder knöchernes Achsenskelett, an dessen Rückenseite die Hauptmasse des Nervensystems liegt, während die Werkzeuge der Verdauung und Atmung, das Herz und die Harn- und Geschlechtsorgane an der Bauchseite des Achsenskeletts liegen. In der Richtung dieses Achsenskeletts weist der Wirbeltierkörper eine Gliederung in eine Reihe von Folgestücken auf, an welcher die meisten Organe mehr oder weniger deutlich teilnehmen, und alle Organe zeigen im

großen und ganzen eine Anordnung, welcher zufolge der gesamte Körper in zwei einander spiegelbildlich gleiche Hälften zerfällt, deren Ebenmaß indessen häufigen Störungen unterworfen ist. Bei keinem Wirbeltiere überschreitet die Anzahl der paarig angeordneten Gliedmaßen vier, ohne daß diese Anzahl indessen bei allen Wirbeltieren erreicht oder beibehalten wäre. Das in einem vollständig geschlossenen Gefäßnetze kreisende Blut der Wirbeltiere ist mit Ausnahme des farblosen Blutes des Lanzettfischchens von roter Farbe, gebunden an die in der Blutflüssigkeit schwebenden Blutkörperchen. Die Atmungsorgane der Wirbeltiere, mögen sie aus Kiemen oder Lungen bestehen, sind stets mit dem vorderen Abschnitte des Darmes verbunden.

Innerhalb des Kreises der Wirbeltiere werden wir, den herrschenden Anschauungen entsprechend, nur fünf Klassen unterscheiden: die Säugetiere, Vögel, Kriechtiere, Lurche und Fische.

Die Säugetiere schienen früher die am schärfsten und bestimmtesten nach außen hin abgegrenzte Wirbeltierklasse zu bilden. Heute läßt sich solches kaum von ihnen aussagen. Als wichtigstes und allen anderen Tieren fehlendes Merkmal der Säugetiere konnte, ihrem Namen entsprechend, bis vor kurzem der Besitz von Milchdrüsen zur ersten Ernährung der Jungen aufgefaßt werden. Allein nach Gegenbaur scheiden die Säugedrüsen der Schnabel- oder Kloakentiere keine wirkliche Milch, verflüssigten Hauttalg, sondern eine schweißartige Ernährungsflüssigkeit ab, denn eine sorgfältige Untersuchung hat ergeben, daß diese Drüsen umgewandelte Schweiß-, nicht aber, wie bei den übrigen Säugern, ursprünglich Talgdrüsen sind. Zudem ist der Besitz von wirklichen Haaren, welche bei keinem anderen Wirbeltiere vorkommen und deshalb zur Kennzeichnung der Säuger dienen könnten, nicht allen Säugetieren eigen. Bei allen Walfischen ist nur noch die Oberlippe, und diese oft nur beim ungeborenen Jungen, mit vereinzelten Haaren besetzt. Das warme Blut, das indessen bei dem zu den Kloakentieren gehörigen Ameisenigel beträchtlich weniger warm ist als bei anderen Säugern, teilen diese letzteren mit den Vögeln; nicht minder auch den Besitz der Lungen als ausschließlicher Atmungsorgane. Ein doppelter Gelenkhöcker am Hinterhaupte kommt außer den Säugern auch den Lurchen zu. Auch die Eigenschaft des Lebendiggeborenwerdens findet sich nicht bei allen Säugetieren, denn die Kloakentiere legen Eier mit fester, pergamentartiger Schale, und beim Ameisenigel werden diese Eier längere Zeit hindurch regelrecht in einem Hautbeutel bebrütet. Dagegen besitzen die Säugetiere in dem vollkommenen, die Brust- von der Bauchhöhle trennenden Zwerchfelle eine besondere Auszeichnung.

Der Schädel ist bei den Säugetieren von der Wirbelsäule getrennt und besteht überall aus den nämlichen, im wesentlichen gleichartig verbundenen Knochenstücken; sein Oberkiefer ist stets mit ihm verwachsen, und die in ihm und dem Unterkiefer stehenden Zähne haben, so verschiedenartig sie gebaut oder gestellt sein mögen, doch das Eine gemein, daß sie immer in Zahnhöhlen oder Alveolen eingekeilt sind. Meistens sieben Wirbel bilden den Hals, mag er nun kurz oder lang sein, den Hals der Giraffe ebensowohl wie den des Maulwurfes. Schon den Vögeln gegenüber zeigt sich der Hals der Säugetiere somit als durchaus einhellig gebaut: denn dort nimmt mit der Länge des Halses auch die Zahl der Wirbel beträchtlich zu. Der Brustteil der Wirbelsäule wird von 10—24, der Lendenteil von 2—9, die Kreuzbeingegend von 1—9 und der Schwanz von 4—46 Wirbeln gebildet. Rippen oder Rippenstummel kommen zwar an verschiedenen Wirbeln vor; doch versteht man gewöhnlich unter den Rippen bloß die an den Brustwirbeln sitzenden, platten und gebogenen Knochen, welche sich mit dem Brustbeine entweder fest oder durch Knorpelmasse verbinden und die Brusthöhle einschließen. Ihre Anzahl stimmt regelmäßig mit jener der Brustwirbel

überein; die Anzahl der wahren oder das Brustbein erreichenden im Verhältnisse zu den sogenannten falschen oder durch Knorpelmasse mittelbar an das Brustbein gehefteten oder frei endigenden Rippen ist aber großen Schwankungen unterworfen. Die Gliedmaßen sind diejenigen Teile des Säugetierleibes, welche schon im Gerippe die größten Verschiedenheiten bemerklich werden lassen: — fehlt doch das hintere Paar manchen Waltieren gänzlich oder verkümmert wenigstens bis auf unbedeutende Reste! Auch am vorderen Gliederpaare weisen namentlich der Schultergürtel und die Hand oft wesentliche Abweichungen auf; das Schlüsselbein kann sehr stark sein oder gänzlich fehlen; die Finger sind sämtlich vorhanden oder zum Teil verkümmert, je nachdem die Hand zur Pfote oder Tatze, zum Hufe oder zur Flosse geworden ist: es kann die gewöhnliche Fingerzahl Fünf bis auf Eins herabsinken. Die Ausbildung der Knochen des Beines ist nicht minder verschiedenartig.

Das Knochengerüst des Säugetierkörpers wird durch die Muskeln bewegt, durch dieselben Gebilde, welche bei vielen Tieren für uns weitaus das Wichtigste des ganzen Leibes sind, weil sie uns zur Nahrung dienen. Diese Muskeln, welche wir im gewöhnlichen Leben einfach „Fleisch" zu nennen pflegen, sind an den Knochen befestigt und bewegen diese nach verschiedenen Richtungen hin. Ich würde eine genaue Kenntnis des menschlichen Leibes voraussetzen müssen, wollte ich sie beschreiben, und ich will meinen Lesern nicht gern durch nicht streng hierher gehörige Auseinandersetzungen lästig werden. So mag es genügen, wenn ich bemerke, daß die Muskeln durchaus im Einklange mit den Eigentümlichkeiten des Gerippes und mit der Lebensweise des Tieres stehen, welche, teilweise wenigstens, mit der Gestalt desselben eng zusammenhängt. Mannigfache Veränderungen der ganzen Anlage erschweren zudem eine übersichtliche Beschreibung. Dem einen Tiere fehlt dieser Muskel ganz, bei dem andern ist er besonders entwickelt: der Wal besitzt gar keine eigentlichen Halsmuskeln, bei dem Affen sind sie fast ebenso ausgebildet wie bei dem Menschen; die Säugetiere, welche klettern, graben, flattern oder greifen, haben starke Brustmuskeln zur Beugung des Armes, diejenigen, welche laufen, starke Hüft- und Schenkelmuskeln; die, welche den Schwanz als fünftes Bein oder überhaupt statt der hinteren Beine benutzen, besitzen an ihm kräftige Schwanzmuskeln; die Gesichtsmuskeln sind bei allen Raubtieren auffallend verstärkt. Kurz, jedes Tier zeigt eine seiner Lebensweise entsprechende Ausrüstung.

Sehr verschiedenartig gebaut sind auch die Weichteile des Säugetierleibes. Die Verdauungswerkzeuge lassen, so sehr sie einander im ganzen ähneln, viele Abweichungen in ihrem Baue erkennen. Der Mund hat durchweg fleischige und feinfühlende Lippen. Die in beide Kiefern eingekeilten und sie bewaffnenden Zähne kommen in höchster Ausbildung nur bei Säugetieren vor und sind für die Lebensweise sowie für die wissenschaftliche Einordnung und Bestimmung von entscheidender Bedeutung. Ihre Einteilung in Schneide-, Eck-, Lücken- und Backenzähne ist bekannt, und ebenso weiß man wohl auch, daß wiederum der Mensch in seinem Gebisse eine seltene Einhelligkeit der verschiedenen Zahnarten zeigt; denn jeder meiner Leser hat gesehen, wie sehr die Eckzähne im Maule des Hundes die Schneidezähne oder wie sehr diese im Maule des Eichhornes die Backenzähne durch ihre Ausbildung überbieten. Die Zähne stehen immer in hohem Einklange mit der Ernährungsweise des Tieres:

„Jeglicher Mund ist geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt, es sei nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt; in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den Gliedern die Nahrung".

So mag nun also der Mund gar keine Zähne mehr haben, wie bei dem Ameisenigel, oder über zweihundert Zähne zählen, wie bei einem Delphin: immer wird er der Ernährungsweise des Tieres entsprechen.

An den Mund reiht sich die Speiseröhre an, welche sich niemals wie bei den Vögeln kropfartig erweitert. Der Magen, in welchen der Schlund übergeht, ist immer ein mehr oder weniger dünnhäutiger, einfacher oder bis dreifach eingeschnürter Sack. Ganz eigentümlich gebildet ist er bei denjenigen Tieren, welche ihre Speise nach dem Weiden noch einmal behaglich durchkauen und dann erst in die Abteilung für Verdauung senden, an den ersten Speichern vorüber. Über die ausscheidenden Drüsen, wie Leber, Mund- und Bauchspeicheldrüsen und Nieren, braucht hier im allgemeinen ebensowenig gesagt zu werden wie über den Darm: es genügt, wenn wir festhalten, daß der Harn nur bei Säugetieren besonders entleert wird, und daß in der Umgebung des Afters oft Drüsen vorkommen, welche eigentümliche, gewöhnlich sehr stark riechende oder stinkende Stoffe absondern.

Die Gefäße weichen wenig von dem allgemeinen Gepräge ab; Herz und Adern und Auffauggefäße sind bei dem einen Säugetiere so ziemlich wie bei dem anderen gebildet, obgleich auch hier Schwankungen bemerklich werden. Das Herz besitzt immer zwei Kammern und zwei Vorkammern; die Schlagadern sind ausdehnbar, die Blutadern innen mit Klappen versehen; die Saugadern haben viele Vereinigungspunkte und münden durch einen Hauptgang in die große Hohlader.

Die Brusthöhle ist durch das Zwerchfell vollständig geschlossen; die Lunge hängt frei in ihr und steht nicht mit besonderen Luftsäcken in Verbindung; die Luftröhre teilt sich gewöhnlich in zwei Äste und hat immer nur einen einzigen Kehlkopf, welcher im Anfange der Röhre liegt und aus einer bei den verschiedenen Arten schwankenden Anzahl von Knorpeln gebildet wird. Mit ihm stehen bei einigen Säugetieren eigentümliche Stimmsäcke in Verbindung. Die Stimmbänder fehlen nur den Walen.

Gehirn und Nerven sind oft verschieden ausgebildet. Ersteres füllt zwar regelmäßig die Schädelhöhle aus; allein diese ist auch oft verhältnismäßig sehr klein und die Masse des Gehirnes dann äußerst gering. Bei keinem einzigen anderen Säugetiere überwiegt das Gehirn das Rückenmark in demselben Grade wie bei dem Menschen, und bei keinem ist das Großhirn so entwickelt wie bei ihm. Hierin gibt sich schon leiblich die geistige Überlegenheit des Menschen über alle übrigen Tiere kund. Bei einigen niederen Säugern ist das Großhirn glatt und ungefurcht; doch erreicht es bei vielen höheren eine außerordentliche Entwickelung und zeigt dann die bekannten eigentümlichen Windungen. Die Sinneswerkzeuge bekunden eine große Übereinstimmung in ihrer Anordnung; nur bei den Walen finden sich Abweichungen von der allgemeinen Regel. Diese besitzen wohl noch eine Nase, im günstigsten Falle aber nur einen sehr mangelhaften Geruchssinn. Übrigens fließen die sonst paarigen Nasenlöcher nur bei den Delphinen zu einem einzigen zusammen; bei allen Säugetieren sind sie von Knochen und Knorpeln umgeben, welche ihre Gestalt bedingen. Auffallend verlängerte Nasen oder Rüssel, welche zuweilen sehr umfassend bewegt werden können, sind regelmäßig Tastwerkzeuge geworden; der Rüssel des Elefanten ist ein Greifwerkzeug. Die Riechmuscheln stehen hinsichtlich ihrer Größe und Ausdehnung mit der Ausbildung des Sinnes im Einklange; ihr sehr entwickelter unterer Teil hat jedoch mit der Geruchsempfindung nicht in dem Grade zu thun wie ihr oberer Teil und der obere Teil der Scheidewand, auf denen der Riechnerv sich verzweigt. Die Werkzeuge des Gehörs sind meistens sehr vollkommen; das Ohr besitzt stets drei Bogengänge und namentlich bei den Landbewohnern eine oft sehr große Muschel. Das Gesicht überwiegt die übrigen Sinne nicht in dem Grade wie bei den Vögeln; die stets paarigen Augen sind meistens verhältnismäßig klein und niemals im Innern willkürlich beweglich wie die der zweiten Tierklasse; die Nickhaut ist fast überall stark verkümmert, die Lider aber sind vollkommen und hier und da bewimpert; der Stern ist rund oder senkrecht und seitlich verlängert. Bei einigen Säugetieren, wie bei dem Blindmoll, werden die Augen von der äußeren Haut überdeckt. Die

Muskeln, welche den Augapfel bewegen, sind oft zusammengesetzter und zahlreicher als bei dem Menschen; denn zu den vier geraden und zwei schiefen, welche hier wirken, treten noch andere hinzu. Der Geschmack ist weit vollkommener als der der Vögel, wie schon die fleischige, nervenreiche Zunge schließen läßt. Diese zeigt sich übrigens höchst verschieden hinsichtlich ihrer Gestalt, Beschaffenheit und Bewegungsfähigkeit: sie kann breit, platt, flach und unbeweglich oder schmal, lang, ja wurmförmig und vorstreckbar sein, ist zuweilen an den Seiten gefranst, zuweilen mit Hautstacheln besetzt, wie die Zunge des Löwen und aller Katzen überhaupt, kann auch noch eine Art Unterzunge haben. Das Gefühl endlich zeigt sich als Tastsinn in oft hoher Ausbildung und kann insbesondere durch die Nase oder durch die Hand oder auch durch Schnurrhaare vermittelt werden. Das Vermögen der Empfindung macht sich stets und fast an allen Leibesteilen bemerklich.

Die **Haare**, welche wir als Grannen- und Wollhaare, Wolle und Borsten unterscheiden, sind allerdings vorherrschend; doch kommen auch Schuppen und Stacheln, hornige Schilder und hornartige Hautschwielen oder die bloße Haut als äußere Leibesbedeckungen vor, wie ja überhaupt die Gebilde der Oberhaut höchst verschieden sein können, obgleich sie allesamt nur als mannigfaltige Ausprägungen eines und desselben Stoffes betrachtet werden müssen. Eine solche Verschiedenheit zeigt sich auch in den Nägeln, welche bald platt und dünn, bald rund und dick, gerade und gebogen, stumpf und scharf oder Nägel und Krallen, Klauen und Hufe sind.

Das männliche Säugetier besitzt immer eine als Reiz- und Begattungsorgan dienende Rute, welche die von den paarigen Hoden abgesonderte Samenflüssigkeit in die Scheide des Weibchens überträgt. Alle weiblichen Säugetiere besitzen einen paarigen, aber bei dem Schnabeltiere und Ameisenigel auf der rechten Seite verkümmerten Eierstock. Der Eierstock ist rundlich, eiförmig oder traubig und enthält viele nur bei den Gabeltieren ansehnliche Eierchen, über die erst die Neuzeit Genaueres berichten konnte. Von hier aus führen die paarigen Eileiter zum Fruchtbehälter hinab, welcher bei den Gabel- und Beuteltieren bloß eine Erweiterung des Eileiters und somit gleichfalls doppelt vorhanden ist; ähnliches gilt auch von den Fruchtbehältern der meisten Nager und des Erdferkels. Bei den höher stehenden Ordnungen schmilzt der Fruchtbehälter zu einem einzigen Sacke zusammen. Er mündet mit dem Harnleiter bei den Schnabeltieren in den unteren Mastdarm, bei allen übrigen in die, bei den Beuteltieren doppelte, Scheide. — Die äußeren Ernährungsdrüsen für das neugeborene Junge, die Brüste, fehlen bei keinem Säugetiere, sind aber bei den Gabeltieren umgewandelte Schweiß-, bei den anderen Säugern zur Milchabsonderung tauglich gewordene Talgdrüsen. Bald sind sie an die Brust allein, bald zwischen die Leisten, bald endlich auf Brust, Bauch und Leistengegend zugleich gestellt und schwanken bedeutend auch in ihrer Anzahl. Kurz vor und nach der Zeugung treten sie in Wirksamkeit; in der Kindheit sind sie nur in der Anlage vorhanden. Eine Brustwarze oder Zitze kommt bei den Gabeltieren nicht zur Ausbildung.

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen für unsere oberflächliche Betrachtung des Säugetierleibes genügen. Wer sich darüber ausführlich belehren will, findet Hand- und Lehrbücher genug, welche ihn in verständlicher Weise mehr berichten können. **Unser** Zweck ist, das Zusammenwirken von Leib und Seele, das Leben des ganzen Tieres kennen zu lernen, und diesen Zweck fassen wir daher vor allem ins Auge.

Das Leben aller Angehörigen unserer Klasse bietet uns reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung. Die Säugetiere sind nicht so leichtlebig wie die Vögel; sie sind viel bedächtiger und schwerfälliger als jenes bewegungslustige Volk der Höhe. Ihnen mangelt die

heitere Lebendigkeit und unerschöpfliche Lebensfröhlichkeit der Lieblinge des Lichtes; sie zeigen dafür eine gewisse Behäbigkeit und Lebensgenußsucht, welche vielen sehr gut und vielen sehr schlecht ansteht. Hinsichtlich ihrer Beweglichkeit und Bewegungsfähigkeit kommen sie den Vögeln nicht im entferntesten gleich. Nur wenige kennen die unbeschreibliche Lust einer ungebundenen Bewegung, nur wenige jagen jauchzend zwecklos umher. Sie haben ein ernsthaftes Wesen und verschmähen ein unnützes Anstrengen ihrer leiblichen Kräfte. Bloß in der Kindheit, und wenn die allmächtige Liebe sie kindisch oder kindlich macht, sind sie zu fröhlichem Spiele geneigt und geben sich ganz der Lust der Bewegung hin. Bei den Vögeln ist es anders. Hier heißt sich bewegen leben, und leben sich bewegen. Der Vogel ist in steter Unruhe und möchte am liebsten die ganze Nacht zum Tage machen, um seiner ewigen Regsamkeit volles Genüge zu leisten. Sein kleines Herz schlägt schneller, sein Blut jagt stürmischer durch seine Adern, seine Glieder scheinen gelenker, gestählter zu sein, als es bei den Säugetieren der Fall ist. Das Säugetier scheint die wahre Lebensbehaglichkeit erst zu empfinden, wenn es sich möglichst bequem hingelagert hat und sich, wenn nicht dem Schlafe, so doch wenigstens einem Halbschlummer hingeben kann. Ein in solchem Zustande verharrender, fauler Mensch, ein auf dem Rücken liegender Hund, eine auf weichem Polster ruhende Katze und vor allem der wiederkäuende Ochs mögen meine Behauptung bildlich erläutern: ersterer hat mit letzterem noch das gemein, daß er sich nach Kräften bemüht, während der Ruhe des Leibes auch dem Geiste die ausgiebigste Erholung zu gönnen. Ein solches „süßes Nichtsthun“ mit offenen Augen kommt unter den Vögeln höchstens bei einem voll- und vollgefressenen Geier vor. Sie sind eben Bewegungs-, jene Empfindungstiere.

Man kann allerdings nicht sagen, daß die Bewegungsfähigkeit der Säugetiere gering sei; denn sie gehen, laufen, springen, klettern, „fliegen“, schwimmen und tauchen wie die Vögel. Aber die Masse beherrscht, die Scholle fesselt sie, und so wird ihre größte Schnelligkeit von den Seglern der Lüfte, von den erdfrei gewordenen, luftigen Vögeln durchschnittlich überboten. Ja selbst die Erdvögel, wie der Strauß oder der Kasuar, wetteifern im Laufen mit dem schnellfüßigen Rosse oder der behenden Antilope. Und wenn die armen Säugetiere nun gar versuchen wollen, den gefiederten Scharen es gleichzuthun, zeigen sie erst recht, wie weit sie hinter diesen zurückstehen: — die Fledermaus ist nur ein Zerrbild des Vogels.

Die Säugetiere gehen auf zwei oder auf vier Beinen. Einen aufrechten Gang hat bloß der Mensch, kein zweites Tier außer ihm. Kein Affe geht aufrecht; die Känguruhs oder Springbeuteltiere, welche sich ausschließlich auf den Hinterbeinen fortbewegen, gehen nicht, sondern springen, d. h. fördern sich durch Aufschnellen ihrer Beine satzweise, und die Springmäuse, welche eins ihrer Hinterbeine um das andere bewegen, gehen nicht aufrecht. Alle übrigen Landtiere laufen auf ihren vier Füßen, und zwar indem sie ein Vorderbein und das gegenseitige Hinterbein zugleich oder fast zugleich aufheben, vorstrecken und wieder niedersetzen. Eine Ausnahme hiervon machen Elefant, Nilpferd, Kamel, Giraffe und mehrere Antilopen: sie bewegen beide Beine einer Seite fast genau zu gleicher Zeit. Diese Gangart, der Paß, kann auch unseren gezähmten Einhufern anerzogen werden. Jede Beschleunigung des Gehens hebt beide Gangarten, den Paß oder den Wechselschritt, wenigstens scheinbar auf. Man glaubt nämlich, daß ein im schnellsten Laufe dahinjagendes Tier zuerst beide Vorderfüße und dann beide Hinterfüße auf den Boden setze und wieder erhöbe, obgleich es in Wirklichkeit seinen ursprünglichen Gang behält. Die Schnelligkeit dieser Bewegung ist so verschieden, daß eine allgemeine Schätzung derselben hier unausführbar erscheint; zudem hat man sie auch nur beim Pferde genau gemessen. Auf freier ebener Bahn legen die schnellsten Renner mehrere Kilometer mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von etwa 15 m in 1 Sekunde zurück. Eine ähnliche Schnelligkeit dürfte im Freileben der Säugetiere

übrigens selten vorkommen. Und was ist sie gegen die des Vogelfluges? Schon die langsame Krähe würde mit dem Rennpferde wetteifern können; die Brieftaube überholt es bald, denn sie durchmißt in derselben Zeit bei kürzeren Flügen einen um die Hälfte größeren Raum. Alte Tauben der Hamburger Brieftaubengesellschaft „Courier“ haben die Entfernung von Paris bis Hamburg in 13½ Stunden zurückgelegt, in 1 Sekunde 15,4 m; die von Frankfurt a. O. bis Hamburg in 4¼ Stunden, in 1 Sekunde 22,13 m; die von Lemförde bis Hamburg in 2 Stunden 38 Minuten 40 Sekunden, in 1 Sekunde 22,36 m. Und wenn nun erst ein Edelfalke zu ernster Jagd oder ein Segler zum Liebesreigen seine kraftgestählten, unermüdlichen Schwingen in Bewegung setzt: wo bleibt da die Schnelle des edlen Rosses? und die der Lokomotiven, deren höchste zulässige Schnelligkeit an 30 m in 1 Sekunde beträgt, während in Wirklichkeit einige der schnellsten Jagdzüge auf freier Strecke nur 23 bis etwa 29 m in 1 Sekunde durcheilen?

Das Springen geschieht sehr verschiedenartig. Alle Säugetiere, welche springend laufen, wie die vorhin genannten, schnellen sich durch plötzliches Ausstrecken ihrer zusammengebogenen Hinterbeine vorwärts und machen Sätze anstatt der Schritte. Diejenigen, welche nur dann springen, wenn sie angreifen oder ein Hindernis übersetzen wollen, schnellen sich immer durch die Kraftanstrengung aller vier Beine empor, wenn auch die Hinterbeine das Hauptsächlichste dabei leisten müssen. Der Schwanz bestimmt oder regelt die Richtung des Sprunges: und deshalb ist auch bei fast allen Springern dieses notwendige Steuer besonders entwickelt, bei dem Affen ebensowohl wie bei der Springmaus, bei der Katze wie bei dem Känguruh. Ausnahmsweise, z. B. bei den Langarmaffen, verrichten die Hinterbeine anstatt des Schwanzes den Dienst des Steuerns, wie ja auch alle kurzschwänzigen Vögel (Alken, Steißfüße, Seetaucher u. a.) bloß mit den Füßen steuern. Die Kraft des Sprunges ist sehr bedeutend. Ein Affe kann einen in wagerechter Richtung 5 m von ihm entfernten Zweig springend erreichen; einige Arten sollen noch mehr leisten können. Ein Eichhorn springt ungefährdet aus einer Höhe von 20 und mehr Meter zur Tiefe nieder; ein Rothirsch setzt über eine Wand von 2,5, ein Löwe vielleicht über eine solche von 3 m Höhe, eine Gemse über eine Kluft von gleicher Weite; ein Springbock schnellt sich vielleicht bis 2 m senkrecht empor. Der hüpfende Gang der Springbeuteltiere fördert fast ebenso schnell wie der Lauf des Hundes; eine Springmaus wird niemals von einem laufenden Menschen eingeholt. Im Springen sind die Säugetiere Meister unter den Wirbeltieren; selbst der behende, starke Lachs, welcher doch oft unter den scheinbar ungünstigsten Umständen bedeutend hohe Sprünge macht, kann mit ihnen nicht wetteifern.

Sehr merkwürdig und verschieden ist die Kletterbewegung der Säugetiere. Wir finden unter denjenigen, deren ganzes Leben auf dem Baume verfließt, ausgezeichnete Kletterer, Seil- oder Zweigkünstler und Gaukler. Nicht nur alle vier Beine, Hände oder Pfoten, sondern auch der Schwanz werden in Thätigkeit gesetzt; der letztere übernimmt sogar eine eigentümliche Rolle, deren Wiederholung wir nur bei einigen Kriechtieren und Fischen bemerken: er dient als Werkzeug zum Anheften und Aufhängen des Leibes. Alle Affen der Alten Welt klettern, indem sie das Gestein oder die Äste und Zweige mit ihren vier Händen packen und sich durch Anziehen der Vorderarme und Strecken der hinteren Glieder fortschieben. Daß bei solchen Künstlern auch das Umgekehrte stattfinden kann, versteht sich von selbst. Ganz anders klettern viele Affen Amerikas. Sie sind geistig wie leiblich träger, also vorsichtiger und langsamer als ihre übermütigen Verwandten in der Alten Welt, auch ihre Bewegungen müssen daher andere sein. Allerdings werden die Hände noch benutzt; der Schwanz aber ist es, welcher zum Festhalten dient. Seine starken Muskeln rollen dessen Ende so fest um einen Ast oder Zweig, daß der ganze Leib hierdurch allein schon einen Henkel erhält, mit welchem er sich so sicher befestigen kann, daß die Benutzung aller vier

Beine möglich wird. Dieser Schwanz nun ist es, welcher vorausgeschickt wird, um Anhalt zu suchen; an ihm klettert unter Umständen der Affe wie an einem festgebundenen Seile empor. Von beiden Familien unterscheiden sich die Krallenkletterer, zu welchen schon eine Familie der wirklichen Affen gehört. Sie häkeln sich mit ihren gebogenen, scharfen Krallen in die Baumrinde ein und gebrauchen den Schwanz höchstens noch zum Anstemmen gegen die Fläche, an welcher sie hinaufklettern, oder gar nicht mehr. Unser Eichhorn und die Katze, der Marder und der Bär, der Beutelbilch und das Löwenäffchen sind solche Krallenkletterer. Sie können sich mit großer Klettergeschwindigkeit auf wagerechten, schiefen und senkrechten Flächen bewegen, ja auf ihnen förmlich umherlaufen, und einzelne von ihnen, wie die Kusus und Beutelratten, besitzen dazu auch noch einen Wickelschwanz und geben dann kaum den Affen im Klettern etwas nach. Weit schwerfälliger ist das Klettern der Faultiere. Ihre Füße sind zwar mit starken Krallen versehen, sie benutzen diese aber weniger zum Einhäkeln in die Rinde als vielmehr zum Umklammern der Äste und Zweige der Bäume. An den Stämmen sollen sie wie ein Mensch emporklimmen. Noch einfacher, keineswegs aber ungefährlicher ist das Ersteigen von Felswänden oder starken Steilungen der Gebirge. Die Paviane, auf den Bäumen tölpisch, müssen als die Meister in dieser Fertigkeit angesehen werden; gleich hinter ihnen aber kommen — die Wiederkäuer, welche auf Gebirgen leben. Sie steigen zwar bloß, allein dieses Steigen ist ein Klettern in halsbrechender Weise und erfordert entschieden eine weit größere Sicherheit und eine kaum minder große Gewandtheit als das Klettern aller vorher genannten Tiere. Auch sehr große und scheinbar so plumpe Tiere wie Elefant, Flußpferd, Büffel betreten geschickt halsbrecherische Gebirgspfade und steigen schier ungangbar erscheinende Abhänge auf und ab. Afrikanische Hausziegen sieht man bisweilen recht seltsame Kletterkünste ausüben: die nach manchem Blattwerke sehr lüsternen Ziegen hängen sich an quer geriegelte Zäune, indem sie die Läufe dazwischen drängen, oder steigen in niedrigen, sparrig gewachsenen Bäumen mit schiefem Stamme umher, indem sie rauhrindige starke Äste belaufen, auf glattrindigen aber sich niederlegen und, auf dem Leibe ruhend, gewissermaßen reitend, mit beiderseits herabhängenden Läufen entlang rutschen.

Man sollte nicht meinen, daß die Vögel auch in dieser Bewegung die Säugetiere wenigstens in einer Hinsicht überträfen. Ein Eichhörnchen „reitet“ allerdings schneller an einem Stamme hinan als ein Specht, keineswegs aber auch so behend und zierlich kopfunterst an dem Stamme hinab wie die Spechtmeise, mit welcher hierin nur die Eidechsen, namentlich die Geckos, wetteifern können. Die Affen, Katzen und Eichhörnchen und einige marderartige Tiere gehen zwar auch in der genannten Richtung nach unten: sie klettern aber nicht, sondern rutschen und können sich, wenn sie einmal in Bewegung gekommen sind, keineswegs so ohne alle Umstände auf derselben Stelle erhalten wie der erwähnte Vogel. Affen thun es übrigens nur zu ihrer oder der Zuschauer Belustigung an geglätteter Stange, wenn sie gefangen gehalten werden; freilebend lassen sie sich stets Schwanz voran zum Boden herab, sei es an Stämmen oder Lianen, und zwar gewöhnlich Hand unter Hand, also umgekehrt wie beim Aufsteigen — es wäre denn, daß sie in höchster Angst flüchteten, dann aber springen sie am liebsten in die Tiefe. Die Klettergabe des Vogelaffen Papagei steht weit hinter jener seines Vorbildes zurück. Er stümpert nur, wo der Affe vollkommener Künstler ist.

Das Flattern der Säugetiere, welches oft schon mit Unrecht „Fliegen“ genannt ward, lehrt uns eine andere Bewegungsart unserer Klasse kennen. Es läßt sich in ihr allerdings eine Steigerung wahrnehmen; doch bleibt diese Bewegung immer nur bei dem Anfange, bei dem Versuche stehen und gelangt nie zur Vollendung. In den Flugeichhörnchen und Flugbeutlern sehen wir die Anfänger in dieser Fertigkeit. Sie benutzen die zwischen

ihren Beinen ausgespannte Haut eben nur als Fallschirm, wenn sie aus der Höhe in die Tiefe hinabspringen wollen, und sind nicht im stande, sich durch Bewegen dieser Haut in freier Luft zu erheben. Auch die Flattermakis vermögen nicht etwas anderes zu leisten. Einzig und allein die wahren Fledermäuse sind befähigt, mit Hilfe der Flughaut, welche zwischen ihren Gliedmaßen und zumal zwischen ihren unmäßig verlängerten Fingern sich ausspannt, in der Luft sich zu bewegen. Das geschieht, indem sie mit der ausgespannten Flughaut schief auf die Luft schlagen und sich dadurch erheben und zugleich fördern. Es scheint, als ob ihr sogenanntes Fliegen sehr leicht von statten ginge. Sie machen so schnelle und jähe Wendungen, daß sie bloß von einem recht tüchtigen Schützen im Fluge erlegt werden können, streichen flatternd rasch eine Strecke weit fort und heben und senken sich gewandt und schnell. Und dennoch ist diese Bewegung kein Flug, sondern nur ein schwerfälliges Sich-Dahinwälzen, ein Kriechen durch die Luft. Jeder Windhauch stört das Flattern der Fledermaus, ein Sturm macht es unmöglich! Der Grund hiervon ist leicht zu erkennen. Die Flughaut ist nicht eine Fläche wie der Vogelflügel, welche bald den Durchzug der Luft verwehrt, bald aber erlaubt, sondern verursacht bei jeder Bewegung Widerstand. Wenn nun auch das Flugwerkzeug des Säugetieres beim Heben etwas verkleinert wird, bleibt der größere Widerstand doch fühlbar und drückt das Tier wieder etwas nach unten; der Niederschlag hebt es, der Aufzug senkt es: es muß flattern! Wie ganz anders erscheint der Flug des Vogels! „Er ist", so habe ich mich früher ausgedrückt, „die köstlichste, erhabenste aller Bewegungen: bald ein geruhiges Schweben, bald ein pfeilschnelles Stürmen, bald ein Wiegen, Schaukeln, Spielen, bald ein Gleiten, Dahinschießen, ernstes Eilen, bald ein Reisen mit Gedankenschnelle, bald ein Lustwandeln, langsam, gemächlich; bald rauschen die Wellen des Äthermeeres unter ihm, bald hört man keinen Laut, auch nicht den geringsten, leisesten; bald erfordert er schwere Flügelschläge, bald keine einzige Flügelbewegung; bald erhebt er den Vogel zu Höhen, von denen uns Menschen nur träumt, bald nähert er ihn der Tiefe, dem Meere, daß dessen Wogen die Fittiche netzen mit ihrem Schaume." Er kann so mannigfaltig, so verschieden sein, als er nur will: immer bleibt und immer heißt er Flug. Bloß das Flugwerkzeug des Vogels nennen wir Flügel; nur mit ihm begabt der Künstlergedanke die entfesselte Seele: — mit der Flughaut der Fledermaus verhäßlicht er dagegen den Teufel. Mag auch die nächtliche Lebensweise der Fledermäuse den ersten Gedanken zu solchen Einbildungen gegeben haben: die Form, die Gestalt der Flughaut ist maßgebend gewesen. Und weil solche Flatterhaut nun gerade „dem aus der Höhe zur Tiefe gestürzten Engel verliehen wurde", während der „nach oben schwebende Bote des Himmels" die Schwinge erhielt, deutet dies sinnbildlich darauf hin, daß die unbewußte Dichterseele des Künstlers wenigstens die eine Wahrheit ahnte: Nur der Vogel ist erdfrei geworden, — das Säugetier hängt auch mit Flügelgedanken noch an der Scholle!

Hierbei ist aber noch eins zu bedenken. Der allervollendetste Flieger, der Segler allein, nur er, welcher so recht eigentlich der Höhe angehört, ist mit der erlangten Erdfreiheit auch fremd auf der Erde geworden; der Flatterer ist es stets. Jedes Flattersäugetier erscheint als ein trauriges Mittelding zwischen den Geschöpfen der Tiefe und denen der Höhe. Auf der Erde läuft selbst das überaus behende Flattereichhorn verhältnismäßig schwerfällig dahin; die Fledermaus aber humpelt eben bloß noch. An den Hinterbeinen hängt sie sich auf zum Schlafen, das Haupt immer erdwärts gekehrt; auf ihren Flugwerkzeugen kriecht sie weiter! Nur halb vertraut mit dem Äther, fremd auf der Erde: — welch trauriges Los ist ihr geworden mit ihrem „Flügel!" —

Freundlicher, beglückender für das Tier ist die vielen Säugern verliehene Gabe, das Wasser bewohnen, in ihm schwimmen, in seine Tiefen hinabtauchen zu können. Nur sehr wenige Säugetiere sind gänzlich unfähig, schwimmend auf der Oberfläche des Wassers sich

zu erhalten: ich glaube bloß der ungeübte Mensch und einige Affen, z. B. die Menschenaffen und die Paviane; daß letztere wohl ertrinken können, wenn sie in das Wasser fallen, weiß ich aus Erfahrung. Alle übrigen versinken wenigstens nicht alsbald in die Tiefe. Die Meerkatzen schwimmen und tauchen vortrefflich; die Fledermäuse erhalten sich lange Zeit auf den Wellen; die Raubtiere, Nager, Ein- und Vielhufer schwimmen wohl fast sämtlich; unter den Beuteltieren gibt es wenigstens eins, welches nur im Wasser lebt, und die übrigen kommen wahrscheinlich auch nicht gleich darin um. Eigentliche Wassersäugetiere aber sind, mit Ausnahme der den höheren Ordnungen angehörigen Wasserbewohner, doch bloß die wahren Fischsäuger: die Seekühe und die Waltiere. Sie sind gleichsam zu säugenden, kiemenlosen Fischen geworden und brauchen ihr Wohngebiet allein der Atmung wegen noch auf wenige Augenblicke (wenigstens mit einem Teile ihres Leibes) zu verlassen; sie werden im Wasser geboren, leben, lieben und sterben in ihm. Kein Schwimm- oder Tauchvogel dürfte sie in der Schnelligkeit, kaum einer in der Gewandtheit ihrer Bewegungen übertreffen: Wassersäugetiere und Wasservögel stehen sich durchschnittlich gleich.

Es ist anziehend und belehrend zugleich, die Steigerung der Schwimmthätigkeit zu verfolgen und die den Schwimmern gegebenen Bewegungswerkzeuge vergleichend zu betrachten. Wir können dabei zuerst auch auf die unfreiwilligen Schwimmer blicken. Hier ist das behufte Bein als das unvollkommenste Werkzeug anzusehen; allein unter den Vielhufern treffen wir bereits ausgezeichnete Schwimmer, ja im Flußpferde schon ein echtes Wassertier. Die Hand steht höher als der Huf, erfordert aber wie immer so auch zum Schwimmen größere Geschicklichkeit. Viel leichter wird dies den Pfotentieren. Die weit vorreichende Fingerverbindung durch die Spannhaut läßt aus der Pfote ein breiteres Ruder bilden, und dieses muß um so vollkommener sein, je mehr die Spannhaut sich ausdehnt und zur Schwimmhaut wird. Übrigens ist letztere keineswegs unbedingtes Erfordernis zu geschicktem Schwimmen: denn die Wasserspitzmaus schwimmt unzweifelhaft ebensogut wie das Schnabeltier, obgleich bei ihr nur straffe Haare zwischen den Zehen den breiten Entenfuß des letzteren ersetzen. Die Robben stehen in der Mitte zwischen den Pfotentieren und den eigentlichen Fischsäugern. Ihre Füße sind nur noch dem Namen nach Füße, in Wahrheit aber bereits Flossen; denn die Zehen sind schon gänzlich in die Bindehaut eingewickelt, und nur die Nägel lassen sie äußerlich noch sichtbar erscheinen. Bei den Walen fehlt auch dieses Merkmal; die Zehen werden durch Knorpelgewebe dicht und unbeweglich miteinander verbunden, und bloß die gesamte Flosse ist noch beweglich; die hinteren Gliedmaßen verschwinden, aber der Schwanz breitet sich wagerecht zur echten Flosse aus: das Mittelding zwischen Säuger und Fisch steht vor uns. Eine solche Verschiedenheit der Werkzeuge ändert auch die Bewegung. Die Huf- und Pfotentiere gehen oder strampeln im Wasser und stoßen sich dadurch weiter; die Flossen- und Fischsäuger fördern sich, indem sie ihre Ruder auch rudermäßig benutzen, d. h. mit der schmalen Kante durch die Wellen vorschieben und dann mit der Breitseite gegen sie drücken, oder aber den Flossenschwanz kräftig seitlich oder auf und nieder bewegen, wie der Bootsmann sein Fahrzeug mit einem Ruder durch die Fluten treibt, wenn er dieses im Stern einlegt und bald nach rechts und bald nach links hin drückt, immer aber mit der Breitseite wirken läßt. Die Pfotentiere mit Schwimmhäuten legen ihre Ruder zusammen, wenn sie die Beine vorwärts bewegen, und breiten sie aus, wenn sie gegen das Wasser arbeiten: sie rudern wie die Vögel.

Nach den Beobachtungen der Walfänger kann die Schnelligkeit der Schwimmbewegung beinahe mit der des Laufes wetteifern; denn ein angeworfener Nordwal versinkt, laut Scoresby, so geschwind, daß, wenn er so forttauchen könnte, er in einer Stunde Zeit eine Strecke von 12 Seemeilen oder über 22 km, etwa 6 m in 1 Sekunde, zurücklegen würde. Die Hälfte dieser Strecke durcheilt er in derselben Zeit ohne Anstrengung. Große Wale

der verschiedensten Arten durchschwimmen, nach Pechuel-Loesche, Strecken von 6—10 km, in voller Flucht aber von 18—25 km in der Stunde, das ist bis zu 7 m in 1 Sekunde, und die Delphine, die Zwerge unter den Walen, sind teilweise noch schneller, denn sie umschwärmen lustig spielend und springend einen in bester Fahrt befindlichen Schnelldampfer.

Die unwillkürlichen Bewegungen des inneren Leibes sind bei den Säugetieren durchschnittlich langsamer als bei den Vögeln. Das Herz schlägt seltener, und der Luftwechsel ist weniger häufig in der Brust des Säugetieres als in der eines gleich großen Vogels. Hiermit steht die etwa um 2 Grad geringere Blutwärme des ersteren im Einklange. Den Wassersäugetieren gewährt diese verhältnismäßige Trägheit der Atmungs- und Blutumlaufswerkzeuge große Vorteile; sie erlaubt ihnen, länger unter dem Wasser auszuharren, als es die Vögel vermögen. Ein Nordwal soll, nach Scoresby, wenn er angeworfen wurde, bis 40 Minuten unter Wasser verweilen können, ehe ihn das Bedürfnis des Atemschöpfens emportreibt. Die Potwale dagegen, die nach Pechuel-Loesches Beobachtungen von allen Walarten am tiefsten und längsten zu tauchen vermögen, bleiben ungestört 20 bis 40 Minuten, wenn erschreckt oder harpuniert, sogar manchmal bis zur doppelten Zeit unter Wasser. So lange vermag es kein Vogel unter den Wellen auszuhalten! Wenigstens habe ich immer bemerkt, daß die Alken, selbst wenn ich sie angeschossen hatte und heftig verfolgte, bereits 3 Minuten nach ihrem Untertauchen wieder an der Oberfläche erschienen und nach Luft schnappten. Die Eidergans soll zwar bis 7 Minuten unter Wasser bleiben können: ich habe dies aber nie beobachtet. So viel dürfte feststehen, daß alle Vögel, welche länger als 4 Minuten unter Wasser waren, beim Aufsteigen sehr erschöpft sind und fast augenblicklich ersticken, wenn man sie unter Wasser faßt und noch einige Zeit dort festhält. Von den Flußpferden gibt Pechuel-Loesche an, daß sie, wenn ungestört, etwa 2—3 Minuten, wenn verfolgt, verwundet, höchstens 7—8, gewöhnlich aber bloß 4—5 Minuten unter Wasser bleiben. Zur Vergleichung und vielleicht auch zur Berichtigung möge die Bemerkung dienen, daß der Mensch etwa 70 Sekunden lang tauchen kann. Diese Angabe gründet sich auf die Beobachtungen, welche von wissenschaftlichen Männern auf besondere Anfragen englischer Gelehrten bei Gelegenheit der Perlenfischerei auf Ceylon angestellt wurden. Einige Wasserkünstler, die sich in Europa sehen lassen, haben es freilich durch kunstgerechte Ausbildung noch weiter gebracht.

Am eigentümlichsten und zugleich auffallendsten zeigt sich die Trägheit der Atmung bei denjenigen Säugetieren, welche Winterschlaf halten, solange dieser Totenschlummer anhält. Ein Murmeltier z. B., welches nach Mangilis Beobachtungen im wachen Zustande während eines Zeitraumes von zwei Tagen 72,000mal atmet, thut dies während des Winterschlafes in Zeit von sechs Monaten nur 71,000mal, verbraucht also während dieser Zeit höchstens den neunzigsten Teil der Luft, bezüglich Sauerstoffmenge, welche während des Wachseins zu seinem Leben erforderlich ist.

Mit den Atmungswerkzeugen steht die Stimme in so enger Beziehung, daß wir sie schon jetzt berücksichtigen können. Wenn wir die Säugetiere auch hierin wieder mit den Vögeln vergleichen, muß uns sogleich die geringe Biegsamkeit der Stimme fast aller Glieder unserer Klasse auffallen. Der Mensch ist das einzige Säugetier, welches eine vollkommenere Stimme besitzt, als die Vögel sie haben; ja seine Stimme steht so hoch über der aller Vögel und anderen Tiere, daß man sie mit als einen Hauptgrund der Erhebung des Menschengeschlechts zu einer eigenen Klasse angesehen hat. Gegliederte Sprache erscheint allerdings als ein so außerordentlich großer Vorzug des Menschen, daß solche einseitige Gedanken wohl kommen können. Er allein ist es, welcher die stimmbegabten, sangfertigen Vögel übertrifft, welcher durch seine Stimme dem Ohre nicht lästig wird wie die übrigen Säugetiere. Schwatzhafte, keifende oder zornig kreischende Menschen müssen wir

freilich ausnehmen, weil sie sich eben ihrer hohen Stellung entheben und uns das Säugetier im allgemeinen vor die Seele führen. Dieses muß als ein klang- und sangloses Geschöpf bezeichnet werden, als ein Wesen, welches im Reiche der Töne fremd ist und jedes Ohr durch die Verunstaltung des Tones beleidigt. Schleiden behauptet zwar, daß der Esel ein tonverständiges Säugetier sei, weil sein bekanntes J—A in einer Oktave sich bewege: ich möchte diesen Ausspruch aber doch nur als einen Scherz betrachten und den Esel vielmehr für meine Behauptung beanspruchen, d. h. ihn zu den verabscheuungswürdigsten Tonverderbern zählen. Kaum ein einziges Säugetier besitzt eine Stimme, welche unser Ohr befriedigen oder gar entzücken könnte. Die Stimme der meisten erscheint uns in hohem Grade widerwärtig und wird dies um so mehr, je größer die Aufregung und Begeisterung ihres Erzeugers ist. Ich will nur einen einzigen Vergleich zwischen Vögeln und Säugetieren anstellen. Die allmächtige Liebe begabt den Mund des Vogels mit Klängen und Tönen, welche unser Herz gewaltsam an sich reißen: aus dem Maule des Säugetieres aber spricht dieselbe allgewaltige Macht in ohrenzerreißender Weise. Welch ein Unterschied ist zwischen dem Liebesgesange einer Nachtigall und dem einer Katze! Hier wird jeder Ton zerquetscht, verunstaltet und gemißhandelt, jeder Naturlaut zum quälenden, ohrenzerreißenden Mißklange umgewandelt: dort wird der Hauch zur Musik, die Musik zu dem herrlichsten und reichsten Liebesgedichte in Klängen und Tönen. Das Liebesflehen der Katze ist ein Lied,

> „Das Stein' erweichen,
> Menschen rasend machen kann!"

das Lied der Nachtigall ist

> „Nichts als ein Ach,
> Das Ach ist nichts als Liebe!"

Und nicht bloß zur Zeit der Liebe ist die Stimme des Säugetieres unserem Ohre unwillkommen, sondern stets, sobald sie irgend welche Aufregung bekundet, ja auch, wenn dies nicht der Fall, fast immer. Wir alle freuen uns der Worte unseres Lieblingsdichters:

> „Blökend ziehen heim die Schafe",

sicherlich aber weniger des Blökens als vielmehr des Bildes der Heimkehr wegen. Das Blöken selbst ist ebenso großer Tonunfug wie das Meckern der Ziege oder das Grunzen des Schweines, das Quieken der Ferkel, das Pfeifen der Mäuse und das Knurren des Eichhorns. Es fällt niemand ein, von singenden Säugetieren zu reden[1], weil man den Menschen gewöhnlich ausnimmt, wenn man von den Säugern spricht, und dann nur von Schreien, Bellen, Brummen, Brüllen, Heulen, Wiehern, Blöken, Meckern, Grunzen, Knurren, Quieken, Pfeifen, Fauchen reden kann — wahrhaftig nicht von angenehmen Tönen. Wir sind zwar an die Stimmen vieler unserer treuen Hausgefährten so gewöhnt, daß wir sie zuletzt ebenso gern vernehmen wie den rauhen Brummbaß eines uns lieb gewordenen Freundes; fragen wir aber einen Tondichter nach dem Tonwerte des Hundegebelles, Katzenmiauens, Rossewieherns oder Eselgeschreies: so lautet die Antwort sicherlich nicht anerkennend; und selbst das tonkünstlerisch verbesserte Hunde-Wau-Wau in „Preciosa" dürfte schwerlich vor dem Ohre eines strengen Beurteilers Gnade finden. Kurz, die Stimme aller Säugetiere, mit Ausnahme des Menschen, ist rauh, mißtönig, unbiegsam und unbildsam, und sogar die, welche uns zuweilen gemütlich, ansprechend dünkt, hört auf, beides zu sein, sobald irgend welche Erregung die Seele des Tieres bewegt, während bei dem Vogel oft

[1] Man hat allerdings mehrfach von „singenden" Mäusen gesprochen; es bedarf aber unzweifelhaft noch anderweitiger Beobachtung, um jenen Ausdruck zu rechtfertigen. Das „Singen" der Mäuse ist sicherlich nichts anderes als ein zwitscherndes Pfeifen.

das gerade Gegenteil von alledem stattfindet. Auch hinsichtlich der Stimme ist der Vogel Bewegungstier.

Über die Verdauung, die Bewegung des Ernährungsschlauches, wollen wir wenig Worte verlieren. Sie ist eine ganz vortreffliche, wenn sie auch nicht so rasch vor sich geht wie die des Vogels und zuweilen, wie bei den Winterschläfern, monatelang unterbrochen sein kann. Wer sich hierüber gründlicher belehren will, mag irgend ein Lehrbuch über die Lebensthätigkeit oder die „Physiologie“ des Menschen zur Hand nehmen: dort findet er diesen Abschnitt ausführlicher behandelt, als ich dies thun kann. Eine Art der Verdauung darf ich hier aber doch nicht übergehen, weil sie bloß bei wenigen Säugern vorkommt: ich meine das Wiederkäuen. Die nutzanwendenden Weisheitsbewunderer der Schöpfung belehren uns, daß viele pflanzenfressende Säugetiere notwendigerweise Wiederkäuer sein müssen, „weil sie sich zum Fressen nicht so viel Zeit nehmen könnten“ und deshalb die ihnen nötige Nahrungsmenge auf einmal einzunehmen gezwungen wären; ich, der ich die hohe Zweckmäßigkeit der Schöpfung mit vollster Bewunderung anerkenne, muß gestehen, daß ich den Grund, warum es Wiederkäuer gibt, nicht kenne. Sollten sie vielleicht dazu da sein, um vielen Menschen durch ihre gerade beim Wiederkäuen ersichtlich werdende Faulheit zum abschreckenden Beispiele zu dienen?

Es scheint, als ob das Geschäft des Wiederkäuens zu jeder Zeit stattfinden könne, sobald nur das Tier nicht mit Abbeißen und Verschlingen der ersten Nahrung thätig ist. Eine behagliche Lage und eine gewisse Ruhe ist unbedingtes Erfordernis zum Wiederkäuen; ich wenigstens habe bisher bloß Kamele während des Laufens wiederkäuen sehen. Sowie aber die gewünschte Ruhe des Leibes eingetreten ist, beginnt der Magen augenblicklich sein Geschäft, und das Tier betreibt die wichtige Sache mit solcher Hingebung, daß es aussieht, als sei es in die tiefsinnigsten Gedanken versunken. In Wahrheit aber denkt es an gar nichts oder höchstens daran, daß die faule Ruhe des Leibes in keiner Weise unterbrochen werde. Deshalb käut das Leittier eines Wildrudels nur dann wieder, wenn es nicht mehr für das Wohl der Gesamtheit zu sorgen hat, sondern durch einen anderen Wächter abgelöst worden ist. Das alte, noch immer beliebte Sprichwort:

„Nach dem Essen sollst du stehen
Oder tausend Schritte gehen“

wird von den eß- und verdauungsverständigen Wiederkäuern am schlagendsten widerlegt.

Solange wir uns mit der rein leiblichen Thätigkeit der Säugetiere beschäftigten, mußten wir die großen Vorzüge anerkennen, welche die Bewegungstiere oder Vögel, wenigstens in vielen Stücken, den Mitgliedern unserer Klasse, den Empfindungstieren, gegenüber besitzen. Anders ist es aber, wenn wir die geistigen Fähigkeiten der Säuger betrachten. Die Sinnesthätigkeit, welche bei den unteren Klassen als die einzige geistige Regung angesehen werden muß, ist auch bei den Fischen, Kriechtieren und Lurchen noch eine verhältnismäßig sehr geringe und bei den Vögeln eine vielfach beschränkte; bei unserer Klasse aber treten alle Sinne gleichsam erst in volle Wirksamkeit. Ihre einhellige und gleichmäßige Entwickelung erhebt die Säugetiere hoch über die Vögel. Die letzteren sind vorzugsweise „Augen-“, jene „Allsinnstiere“. Die Vögel sehen besser als die Säuger, weil ihr großes Auge vermöge seiner inneren Beweglichkeit in ausgezeichnetster Weise für verschiedene Entfernungen eingestellt und sehfähig gemacht werden kann: sie stehen dagegen in allen übrigen Sinnesthätigkeiten weit hinter den letzteren zurück. Bei den Säugetieren zeigt sich schon überall mehr oder weniger jene Allseitigkeit, welche im Menschen zur vollen Geltung gelangt: und deshalb eben stehen sie an der Spitze des Tierreiches.

Das Gefühl dürfte unter allen Sinnen derjenige sein, welcher am wenigsten hervortritt: und wie ausgebildet ist gerade dieser Sinn bei den Säugetieren! Das gewaltigste Waltier soll durch die geringste Berührung seiner Haut zum sofortigen Tieftauchen bewogen werden; der Elefant spürt augenblicklich die Fliege, welche sich auf seinem dicken Felle festsetzt; dem Ochsen verursacht leises Krabbeln zwischen seinen Hörnern angenehmen Kitzel; den schlafenden Hund erweckt das sanfteste Streicheln. Und alle diese Tiere sind gefühllos zu nennen im Vergleiche zum Menschen. Bei ihm ist die äußere Haut ja so zartfühlend, daß auch der leiseste Lufthauch, welcher sie trifft, empfunden wird. Der Tastsinn zeigt sich zwar schwächer als die Empfindung, aber doch überall mindestens in demselben Grade wie bei den Vögeln. Selbst die Einhufer besitzen ein gewisses Tastgefühl in ihren Füßen trotz des Hornschuhes, welcher vom Hufbeschläger wie ein dürres Stück Holz behandelt werden kann; man muß nur ein Reittier beobachten, wenn es nachts das Gebirge hinauf- oder hinabsteigt: mit seinem Hufe prüft es den Weg, mit ihm betastet es den Boden. Die Tastfähigkeit der Schnurrhaare ist schon viel größer; die mit ihnen versehenen Tiere tasten wohl fast ebenso gut wie viele Kerbtiere, welche ihren ersten Sinn in den Fühlhörnern tragen. Unsere Hauskatze, die Ratte oder die Maus zeigen in sehr ersichtlicher Weise, wie nützlich ihnen die Schnurrhaare sind: sie beschnuppern oft nur scheinbar einen Gegenstand oder wenigstens erst, nachdem sie ihn betastet haben. Allen Nachtsäugetieren dienen die Schnurrhaare als unentbehrliche Wegweiser bei ihren nächtlichen Wanderungen: sie ersetzen vielfach die edleren Sinneswerkzeuge des Gesichtes und Geruches. Zu welcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit aber der Tastsinn in unserer Klasse gelangen kann, hat jeder meiner Leser an seiner eigenen Hand erfahren, wenn diese auch noch weit hinter der eines Künstlers oder eines Blinden zurückstehen dürfte. Die Hand ist das vollkommenste aller Tastwerkzeuge: sie kann das Gesicht, wenn auch nicht ersetzen, so doch oft und wirksam vertreten.

Der Geschmackssinn kommt, streng genommen, erst in unserer Klasse zu allgemeiner Geltung. Ein gewisser Grad von Geschmack darf zwar den Vögeln und auch den übrigen Wirbeltieren nicht abgesprochen werden; denn man kann beobachten, daß sie manche Speisen lieber fressen als andere; allein der Sinn erhält doch nur bei wenigen Vögeln, z. B. bei den Papageien und Zahnschnäblern, ein Werkzeug, welches vermöge seiner Weichheit und der hierdurch wirksam werdenden Nerventhätigkeit das Schmecken möglich macht, während dieses Werkzeug, die Zunge, bei der großen Mehrzahl so verhärtet und verkümmert ist, daß es den chemischen Hergang des Schmeckens, die Auflösung der Speiseteile und die dann zur Sinneswahrnehmung gelangende Verschiedenheit derselben, unmöglich einleiten und befördern kann. Anders ist es bei den Säugern. Hier ist die Zunge regelmäßig schmeckfähig, mag sie auch noch so hart und rauh erscheinen. Salz und Zucker äußern, wie jedermann weiß, fast immer ihre Wirkung auf die Geschmackswerkzeuge der Säugetiere; sogar die Katzen verschmähen diese beiden Stoffe nicht, sobald sie gelöst ihnen geboten werden. Die harte Zunge des stumpfsinnigen Kamels, welche durch nadelscharfe Mimosendornen nicht verletzt werden kann, widersteht dem chemischen Einflusse des Salzes nicht, sondern fühlt sich höchst angenehm geschmeichelt, wenn dieser Zauberstoff fühlbar wird; der Elefant, dessen Zunge als ein ungefüges Stück Fleisch erscheint, beweist durch große Zufriedenheit, daß dieses klotzige Fleischstück mit Süßigkeiten oder geistigen Getränken äußerst angenehm gekitzelt wird; und alle, selbst die wildesten Katzen finden in der Milch eine Leckerei. Aber auch hinsichtlich des Geschmackes ist es wieder der Mensch, welcher die hohe Ausbildung dieses Sinnes am deutlichsten kundgibt: lernen wir doch in ihm oft genug ein Wesen kennen, welches in dem Reize dieser Empfindung einen Genuß findet, der es nicht nur die Wonnen der übrigen Sinnesthätigkeiten, sondern auch alle geistigen Freuden überhaupt vergessen

läßt; — bei einem echten Fresser heißt schmecken leben, und leben schmecken! Hierin stehen die Vögel wieder unendlich weit zurück hinter den Säugern.

Der Geruchssinn erreicht bei den letzteren ebenfalls eine äußerst hohe Entwickelung. Ein vergleichender Überblick der verschiedenen Tierklassen belehrt uns, daß gerade der Geruch schon bei niederen Tieren einer der ausgeprägtesten Sinne ist: ich will bloß an die Kerbtiere erinnern, welche dem Blumendufte nachschwärmen oder zu Aas- und Kothaufen von fern herangezogen, ja schon durch den eigentümlichen Geruch ihrer Weibchen herbeigelockt werden. Die Fische erscheinen in der Nähe eines Aases, welches ihnen vorgeworfen wird, in Flüssen sogar von oben her, aus derjenigen Richtung, nach welcher hin das Wasser doch unmöglich Vermittler des Riechstoffes sein kann; bei den Kriechtieren und Lurchen aber ist der Geruch so schlecht, daß sie wenigstens nichts mit ihm aufspüren können; mag man auch behaupten, daß einige Schlangen ihre Weibchen mit Hilfe dieses Sinnes aufsuchen und finden. Unter den Vögeln haben wir bereits viele, welche tüchtige Spürnasen besitzen, wenn auch die Erzählungen, welche Geier und Raben Aas und andere stinkende Stoffe auf Meilen hin wahrnehmen lassen, auf irrigen und mangelhaften Beobachtungen beruhen. Sie leitet das Gesicht. Anders verhält es sich bei den Säugern. Hier finden wir viele Tiere, deren Geruchssinn eine wahrhaft überraschende Ausbildung erlangt hat. Der Geruch ist selbstverständlich nur befähigt, gasförmige Stoffe zur Sinneswahrnehmung zu bringen; wie es aber möglich, bloß noch Spuren solcher Gase aufzuspüren und zum Bewußtsein gelangen zu lassen, ist ein Rätsel. Ein Hund spürt die bereits vor Stunden getretene Fährte seines Herrn unter tausend anderen Menschenfährten unfehlbar aus oder folgt dem Wilde, welches gestern einen gewissen Weg ging, auf diesem Wege durch das zu vollem Bewußtsein kommende Riechen, d. h. Ausscheiden des einen eigentümlichen Geruches aus hundert anderen Gerüchen, und hat dazu nicht mehr Anhalt als die Gase, welche von einer augenblicklichen Berührung des Stiefels oder Hufes und des Bodens herstammen. Dies uns zu denken oder klar vorzustellen, halte ich für unmöglich. Ebenso unvorstellbar für uns Stumpfsinnige ist diejenige Ausbildung des Geruches, welche wir „Wittern" nennen. Daß ein Hase den verborgenen Jäger, welcher im Winde steht, auf 30 Schritte Entfernung riechen kann, erscheint uns nicht gar so merkwürdig, weil selbst unsere Nasen, welche doch durch Stubenluft und alle möglichen anderen edeln oder unedeln, unserem geselligen Leben notwendig anhängenden Düfte hinlänglich entnervt sind, die eigentümlichen Gerüche unserer Haustiere auf 10—20 Schritt, die des Wildschweines auf noch weitere Entfernung, wahrzunehmen vermögen: daß aber ein Ren den Menschen noch auf 500 Schritt hin wittert, ist unbegreiflich, und ich würde es nicht geglaubt haben, hätte ich es nicht durch eigene Beobachtung erfahren müssen. Nach Selous wittert der afrikanische Elefant die mehrere Stunden alte Fährte eines Menschen sofort, wenigstens in der offenen Landschaft, in der Strauchsteppe. Spüren und Wittern sind gleich wunderbar für uns, weil wir weder die eine noch die andere Höhe des Geruches auch nur annähernd erreichen können.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle Tiere, welche gute Spürer oder Witterer sind, feuchte Nasen besitzen. Man kann also, so sonderbar dies auch klingen mag, von der mehr oder weniger feuchten Nase aus regelmäßig auf die Höhe des Geruches schließen. Die Nase der Katze ist schon viel trockener als die des Hundes, die des Affen noch trockener als die der Katze, die des Menschen wieder trockener als die des Affen, und die gradweise abnehmende Fähigkeit des Geruchssinnes der betreffenden Säuger steht hiermit im vollen Einklange. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle Abstufungen der Ausbildung des Geruchssinnes von den riechunfähigen Walen an bis zu den spürenden und witternden Säugetieren verfolgen, und es mag deshalb genügen, wenn ich noch angebe, daß unter den Feuchtnasen wiederum diejenigen am ausgezeichnetsten wirken, deren

Geruchswerkzeuge noch besonders beweglich oder zu echten Schnüffelnasen umgewandelt sind. In den Nasenbären oder Koatis und in den Schweinen lernen wir solche Schnüffler kennen, dürfen dabei aber nicht vergessen, daß auch die Nasen der Hunde, Schleich- und Ginsterkatzen, Marder und anderer höchst beweglich sind. Daß die Fledermäuse, welche noch besondere Nasenanhänge besitzen, den Feuchtnasen nicht nachstehen, ist leicht erklärlich: eine derartige Ausbildung des Sinneswerkzeuges, wie sie sich bei ihnen kundgibt, kann nur zur Schärfung des Sinnes dienen. Endlich glaube ich noch anführen zu müssen, daß diejenigen Wohlgerüche, welche stumpfsinnige Nasen angenehm kitzeln, für alle feinriechenden Tiere abscheuliche Dinge sind: jeder Hund wendet sich mit demselben Ekel von dem Kölnischen Wasser ab wie vom Schwefelwasserstoffgas. Nur stumpfsinnige Tiere berauschen sich in Düften, wie die Katze in denen des Baldrians; die wahren Geruchstiere meiden alle nervenerregenden Gase mit Sorgfalt, ja mit Angst, weil starke Gerüche für sie wahrscheinlich geradezu schmerzlich sind — wie vielfach auch für die auf niederer Gesittungsstufe stehenden Menschen, die sogenannten „Wilden".

Fraglich erscheint, ob bei den Säugern der Sinn des Geruches von dem des Gehöres überboten wird oder nicht. So viel steht fest, daß der letztere in unserer Klasse eine Entwickelung erreicht wie in keiner anderen. Der Gehörssinn ist zwar schon bei den tiefer stehenden Klassen des Tierreiches ziemlich ausgebildet, jedoch nirgends in dem Grade wie bei den zwei oberen Klassen; allein das vollkommenste Ohr der Vögel steht immer tiefer als das Säugetierohr. Daß die Vögel ganz vortrefflich hören, geht schon aus ihren tonkünstlerischen Begabungen hervor: sie erfreuen und beleben sich gegenseitig durch ihren liederreichen Mund und durch ihr Gehör, welches ihnen eben das Reich der Töne erschließt. Es ist aber bemerkenswert, daß auch unter ihnen nur diejenigen liederbegabt sind oder nur diejenigen sich in Klängen und Tönen berauschen, welche das am wenigsten entwickelte Gehör besitzen, während den Feinhörigen, allen Eulen z. B., dieselben Töne, welche andere Vögel entzücken, ein Greuel sind. Geradeso ist es bei den Säugern. Hier zeigt schon der äußere und noch mehr der innere Bau des Ohres die höhere Begabung des entsprechenden Sinnes an; die Begabung aber kann sich so steigern, oder der Sinn kann sich so verfeinern, daß ihm Klänge, welche stumpferen oder dazu erzogenen Ohren wohllautend erscheinen, gellend oder unangenehm werden. Ein musikalisches Gehör ist deshalb noch nicht fein zu nennen; es kann auf einer tieferen Stufe der Entwickelung als das eines wirklich feinhörenden Tieres stehen, und wenn man von seiner Ausbildung spricht, kann dies immer nur mit Rücksicht auf die Grenzen seiner besonderen Begabung geschehen. Beim Menschen steht der Sinn des Gehöres wie der des Geruches auf einer tieferen Stufe als bei anderen Säugern; dies thut aber seiner Stellung unter den Lebewesen durchaus keinen Abbruch: denn eben die gleichmäßige Ausbildung aller Sinne ist es, welche ihn über alle Tiere erhebt.

Die Hörfähigkeit der Säuger ist sehr verschieden. Taub ist kein einziger von ihnen: wirklich feinhörig aber sind nur wenige. Das äußere Ohr gibt einen so ziemlich richtigen Maßstab zur Beurteilung der geringeren oder größeren Entwickelung des Sinnes; d. h. alle Tiere, welche große, stehende und bewegliche Ohrmuscheln besitzen, hören besser als diejenigen, deren Ohrmuscheln hängend, klein oder gar verkümmert sind. Mit dem äußerlich verbesserten Sinneswerkzeuge vermehrt sich die Empfänglichkeit für die Töne; um es mit wenig Worten zu sagen: großohrige Säuger hassen, kleinohrige lieben Töne und Klänge. Ob der Delphin entzückt dem Schiffe folgt, von dessen Bord Musik zu ihm herabklingt, bleibe dahingestellt; aber der Seehund erscheint an der Oberfläche des Wassers, wenn der Fischer leise und klangvoll pfeift, freilich aber auch, wenn bloß an den Bootsrand geklopft wird; das Roß wiehert vor Lust beim Schmettern der Trompeten; das Kamel stelzt frischer dahin,

wenn die Zugglocke läutet; der Bär erhebt sich beim Tone der Flöte; der Elefant, welcher wohl einen großen Ohrlappen, aber keine große Ohrmuschel besitzt, bewegt seine Beine tanzartig bei der Musik, unterscheidet sogar schmelzende Arien von kräftigen Märschen oder Kriegsgesängen. Aber keines dieser Tiere gibt einen für uns angenehmen, wohltönenden Laut von sich wie die tonbegabten Vögel, welche die Musik lieben und durch sie zum Singen und Jubeln aufgemuntert werden; sie ähneln vielmehr noch den Kriechtieren, der Schlange z. B., welche von der Pfeife ihres Beschwörers herbeigelockt wird, ihr gehorcht. Anders benehmen sich die feinhörigen Sänger beim Empfinden der Töne und Klänge, welche ihren Ohren zu stark sind. Der Hund erträgt den Baß des Mannes, nicht aber den Sopran der Frau; er heult beim Gesange des Weibes wie bei Tönen aus Blaswerkzeugen, während er die milderen Saitentöne schon viel besser leiden mag. Noch auffallender gebärdet sich eine großohrige Fledermaus, wenn sie Musik hört: sie gerät in peinliche Unruhe, zuckt mit den Vordergliedern und begleitet die äußeren Bewegungen mit zitternden Lauten ihrer Stimme; ihr sind die starken Töne geradezu entsetzlich. Wie sich das Wild beim Hören geller Töne benimmt, weiß ich nicht: ich glaube aber, daß es ebenso empfindlich gegen sie ist wie die anderen großohrigen Tiere.

Nach Pechuel-Loesches Beobachtungen werden Flußpferde durch lauten eintönigen Lärm, besonders durch das Schlagen metallener Gegenstände, nicht bloß neugierig gemacht, sondern manchmal auch herangelockt. Ihre Neigung, die besonders bei alten einsamen Bullen zu bemerken ist, in der Dunkelheit und, wo sie noch nicht beschossen worden sind, auch am Tage Kähne auf ziemlich weite Strecken zu begleiten, glaubt er wenigstens teilweise durch ihr Gefallen am Lärme, am laut schallenden Gesange der Ruderer erklären zu dürfen, obschon er als den hauptsächlichen Beweggrund ihre Lust am Wettschwimmen, die bei den Walen noch entschiedener vorhanden ist, betrachtet. Sein zahmer Streifenwolf wurde durch eine wohllautende Stimme, wenn man ruhig und singend betont zu ihm sprach, förmlich bezaubert; Gesang oder lärmende Musik der Eingeborenen waren ihm gleichgültig, Trompetentöne jagten ihn in die Flucht. Ein sehr stattlicher afrikanischer Widder von der glatthaarigen Rasse der Eingeborenen und ebenso ein alter Mandrill wurden durch Geigenspiel außerordentlich erfreut. Seine Meerkatze, die jahrelang in völliger Freiheit in Europa lebte, versuchte regelmäßig, wenn jemand laut oder leise pfiff, in drolligster Weise die Töne vom Munde wegzuhaschen, öffnete wohl auch die Lippen des Pfeifenden mit den Fingern, um in der Mundhöhlung nachzusehen. Klavierspiel, wenn frische Weisen kräftig vorgetragen wurden, regte sie eine kurze Zeit zu übermütiger Lustigkeit an, aber nicht lange; denn sie kam bald heran und verlangte mit Gebärden und leisen Klagelauten, daß aufgehört werde. Trotzdem liebte sie es sehr, durch tolles Herumspringen auf den Tasten sich selbst Musik zu machen. Getragene, leicht gespielte Melodien gefielen ihr so gut, daß sie sich gewöhnlich auf den Schoß des Spielenden legte und lange Zeit behaglich zuhörte, bis die angeborene Rastlosigkeit sie wieder davontrieb. Andere Affen verschiedener Art, die in afrikanischen Faktoreien gehalten wurden, zeigten beim Vernehmen von Tönen abweichendes Verhalten. Lauten Gesang, besonders von Weibern, begleiteten die einen mit Gelärm, während andere davon bloß aufgeregt wurden oder neugierig zuhörten. Einen Trompetenstoß beantworteten sie alle mit Gezeter, die Schimpansen mit wütendem Geheule, der Gorilla mit Angstlauten, wobei er sich zugleich so regelmäßig entleerte, daß Trompetenstöße bei ihm gleich einer stets wirksamen Medizin angewendet wurden. Affenbanden im Urwalde zetern auf bei einem plötzlichen nahen „Jauchzer“, bei einem Schusse, der ihnen nicht gilt, auch bei einem recht schmetternden Donnerschlage. Der stattliche Hammel Mifuka, der Regent und Friedensstifter unter den Tieren des Hofes zu Tschintschotscho, konnte lautes Sprechen oder Schreien nicht leiden. Wurde ihm irgend jemand im Gehöfte zu laut,

und dergleichen ereignet sich in Afrika oft, so näherte er sich dem Störer, gewann ihm die Kehrseite ab und rannte ihn kunstgerecht in kurzem Anlaufe nieder. Ein merkwürdiger Musikliebhaber war ein stattlicher Pelikan, der in São Paulo de Loanda wohlbekannt und auch gefüttert sich sowohl in der Stadt als auch an der nahen Bai aufhielt. Wenn des Abends das Orchester spielte, erschien er unbekümmert zwischen den Lustwandelnden auf der Promenade und hörte gravitätisch umherspazierend der Musik zu.

Übrigens läßt sich über die wirkliche Schärfe des Gehörssinns nichts Bestimmtes sagen. Wir sind nur im stande, bei den einzelnen Tieren von bezüglicher Schärfe zu reden; die Höhe der Entwickelung des Sinnes läßt sich nicht messen. Daß sehr viele Säuger noch Geräusche hören, welche wir durchaus nicht mehr wahrnehmen können, ist sicher: wie weit dies aber geht, wissen wir nicht. Es steht wohl fest, daß eine Katze wie die Eule das Geräusch, welches eine Maus beim Laufen verursacht, vernimmt; allein wir vermögen nicht zu bestimmen, auf welche Entfernung hin sie die leisen Fußtritte noch vom Rascheln des Windes unterscheiden können. Die großohrige Fledermaus hört wahrscheinlich das Fluggeräusch kleiner Schmetterlinge, von deren Bewegung wir entschieden nichts mehr durch den Gehörssinn wahrnehmen können, der Wüstenfuchs vielleicht das Krabbeln eines Käfers im Sande noch auf ein gutes Stück; unser Fuchs läßt sich durch Nachahmen des Mäusegezwitschers vom Jäger im Freien auf ziemliche Entfernung reizen. Das Wild vernimmt den Schall der Fußtritte des Jägers auf 100, vielleicht 200 Schritt: alle diese Angaben aber beweisen gar nichts und gewähren uns keinen Anhalt zu genauer Bestimmung.

Der Gesichtssinn der Säugetiere erreicht wahrscheinlich nie dieselbe Schärfe wie der Geruch und das Gehör. Daß alle Säuger hinsichtlich des Sehens von den Vögeln übertroffen werden, habe ich bereits erwähnt, bis zu welchem Grade aber, dürfte schwer zu sagen sein, da wir auch hierin wirkliche Beobachtungen nur an uns selbst machen können. Überdies erkennen sie ihren Feind selbst in der Nähe kaum, wenn er sich nicht bewegt, nicht die Augen wendet. Es ist wohl anzunehmen, daß von den Tagsäugern kaum einer den Menschen in der Entwickelung seines Auges und der damit verbundenen Sehschärfe überbietet; wenigstens kenne ich keine Beobachtungen, welche dem widersprächen. Anders verhält es sich bei den Nachttieren, also fast allen Räubern, einigen Affen, allen Halbaffen, den Flattertieren, mehreren Nagern und anderen. Sie besitzen entweder sehr entwickelte oder aber auch sehr verkümmerte Augen. Die wahren Raubtiere haben unstreitig das schärfste Gesicht unter allen Säugern; ihre Augen sind auch so empfänglich für die Einwirkung des Lichtes, daß schon gewöhnliches Tageslicht wenigstens vielen äußerst unangenehm wird. Das Raubtierauge besitzt daher viel innere Beweglichkeit; diese ist aber keine willkürliche wie bei den Vögeln, sondern eine unwillkürliche, welche mit der größeren oder geringeren Helle genau im Einklange steht. Unsere Hauskatze zeigt uns deutlich, wie das Licht auf ihr Auge wirkt: dieses schließt sich bei Tage dergestalt, daß der Stern nur wie ein schmaler Strich erscheint, während es mit der Dunkelheit verhältnismäßig sich ausdehnt. Sie bestätigt also auch hinsichtlich des Gesichtes die Wahrheit, daß nur ein mittelmäßig entwickelter Sinn stärkere Reize vertragen kann. Als Regel darf gelten, daß alle Säuger, welche runde Augensterne besitzen, Tagtiere sind oder bei Tage und bei Nacht verhältnismäßig gleich scharf sehen, während diejenigen, deren Stern spaltartig erscheint, erst mit der Dämmerung die volle Schärfe ihres Sinnes benutzen können.

Merkwürdig erscheint die in der höchsten Klasse einige Male vorkommende Verkümmerung der Augen, welche vollkommene Blindheit bedingen kann, wie beim Blindmoll. Das Auge fehlt, soviel bis jetzt bekannt, keinem Säugetiere: unser Maulwurf, welcher oft genug mit seinem „blinden“ Bruder verwechselt worden ist, besitzt schon ein ziemlich sehfähiges Auge, und deshalb enthalten die schönen Worte unseres Rückert die volle Wahrheit:

„Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur
Ein kleines Auge, wie er's brauchet, die Natur;

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf
Im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
Wenn wühlend er emporwirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
Braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
Auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und ohne daß er's weiß, nimmt er mit sich hernieder
Auch einen Strahl und wühlt im Dunkeln wieder."

Das Auge der Säugetiere müssen wir übrigens auch noch von einem anderen Standpunkte betrachten: als äußeres, sichtbares Bild des Geistes. Bei den unteren Klassen hat es noch nicht die Beredsamkeit erlangt, daß es als Spiegel der Seele erscheinen könnte. Wir finden es zwar bei der Schlange tückisch, beim Krokodil hämisch und bei einigen Vögeln mild, bei anderen aber streng, ernst, mutig: allein mit wenigen Ausnahmen legen wir selbst das hinein, was wir zu sehen glauben. Erst aus dem lebendigen Falken- oder Adlerauge spricht uns das Innere an; bei dem Auge der Säugetiere ist dies aber fast immer der Fall. Hier können wir wirklich von einem Gesichtsausdrucke reden: und an einem solchen nimmt ja eben das Auge den größten Anteil. Deshalb hat sich das Volk mit richtiger Erkenntnis längst seine Bilder gewählt und spricht mit Recht von dem blöden Auge des Rindes, dem schönen Auge der Giraffe, dem milden der Gazelle, dem treuherzigen des Hundes, dem dummen des Schafes, dem falschen des Wolfes, dem glühenden des Luchses, dem tückischen des Affen, dem stolzen des Löwen; denn bei allen diesen Tieren ist das Auge wirklich der truglose Spiegel des Geistes. Die Bewegung der Tierseele spricht aus dem Auge, dieses ersetzt die fehlende Sprache. Schmerz und Freude, Betrübnis und Heiterkeit, Angst und Leichtsinn, Kummer und Fröhlichkeit, Haß und Liebe, Abschen und Wohlwollen finden in dem Auge ihren stummberedten Verkündiger: der Geist offenbart sich hier äußerlich. Und so mag uns das Auge als Bild und Dolmetsch zur allgemeinen Betrachtung des Tiergeistes führen.

Wir sind weit entfernt, das Wesen des Tiergeistes erkannt zu haben, aber wir studieren am Tiere in der Absicht, uns selbst kennen zu lernen. Wir schreiten in unserer Erkenntnis vor von Jahr zu Jahre, von Tag zu Tage, und schon seit langem lassen wir vom Tiergeiste Scheitlins goldene Worte gelten: „Alles Tier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Tiere!"

Das Säugetier besitzt Gedächtnis, Verstand und Gemüt und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Erkenntnis, Wahrnehmungsgabe, Urteil, Schlußfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Erfahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Haß gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Mißachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmut, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Tier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Tier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesamtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und teilt mit Hungrigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich

beherrschen, zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft, sammelt und spart für sie.

Die verschiedenen Geistesgaben bestimmen den Charakter.

Das Tier ist mutig oder furchtsam, tapfer oder feig, kühn oder ängstlich, ehrlich oder diebisch, offen oder verschmitzt, gerade oder hämisch, stolz oder bescheiden, zutraulich oder mißtrauisch, folgsam oder störrisch, dienstsam oder herrschsüchtig, friedfertig oder streitlustig, heiter oder traurig, lustig oder grämlich, gesellig oder ungesellig, freundschaftlich gegen andere oder feindselig gegen die ganze Welt — und wer könnte sagen, was sonst noch alles!

Eines dürfen wir hier nicht vergessen: ich meine die Steigerung, welcher alle Geisteskräfte des Tieres fähig sind, wenn ihm Erziehung zu teil wird. Es gibt ebensowohl gesittete, wohlerzogene oder ungesittete, flegelhafte, ungezogene Tiere wie Menschen. Der Erzieher übt einen unendlichen Einfluß auf das Tier aus. Der hauptsächlichste und vorzüglichste Erzieher aber ist der Mensch. Ein einziges Beispiel mag genügen: unser am besten erzogenes Tier, der Hund, soll es sein. Dieser wird mit der Zeit ein wahres Spiegelbild seines Herrn; er eignet sich sozusagen dessen Charakter an: der Jagdhund den des Jägers, der Fleischerhund den des Fleischers, der Schifferhund den des Schiffers, der Lappen-, Eskimo-, Indianerhund den seiner bezüglichen Gebieter. Männer sind durchaus bessere Tiererzieher als Frauen; dies beweisen oder bewiesen die Mopse, die Hunde und Katzen einsam stehender Frauen oder Jungfrauen: sie sind regelmäßig verzogen, nicht erzogen. Das Tier verlangt Ernst und Festigkeit von dem, welcher es lehrt, nicht aber zu große Milde und Wankelmut.

Bei der Einzelbeschreibung der Säugetiere werde ich nicht verfehlen, zu meinen Behauptungen auch Beweise zu liefern.

Die Verbreitung der Säuger erstreckt sich auf alle Meere, Festländer und größeren Inseln der Erde. Nur die Inseln des hohen Meeres, welche nie mit einem Festlande zusammenhingen, besitzen keine eingeborenen Säugetiere. Doch ist der Heimatkreis der einzelnen Säugerart ein beschränkter. Nur das Meer gestattet den Bewohnern aus unserer Klasse große Willkürlichkeit der Bewegung und Ortsveränderung, allein immer nicht in demselben Grade wie dem Vogel die Luft. Auch die Meersänger beweisen, daß ihre Klasse dem Lande und nicht dem Wasser angehört; denn selbst sie ziehen wenigstens teilweise die Küste dem offenen Meere vor.

Auf dem Festlande nimmt der Verbreitungskreis der Säugetiere viel engere Grenzen an als in dem Meere. Viele Arten haben ein sehr kleines Vaterland. Man hat die Länder der Erde mit Rücksicht auf ihre tierischen Bewohner zu gewissen Reichen vereinigt und diese tiergeographische genannt. Jedes dieser Reiche, deren wir sechs unterscheiden und auf der beifolgenden Karte übersichtlich darstellen, hat immer seine ihm eigentümlichen tierischen Einwohner.

Das erste Reich, das altweltlich-nordische, umfaßt ganz Europa, Nordafrika bis zur Sahara und ganz Asien mit Ausnahme von Südarabien, Vorder- und Hinterindien und Südchina nebst den zugehörigen Inseln. Dieses Reich ist ausgezeichnet durch den fast ausschließlichen Besitz der eigentlichen Maulwürfe und durch seinen Reichtum an Luchsarten, welche letzteren sonst überhaupt kaum in der Alten Welt und in der Neuen nur im äußersten Norden gefunden werden. Von anderen Raubtieren sind ihm zwei Dachsarten eigen. Unter den Hirschen, Rindern und Antilopen weist es mehrere eigentümliche Gattungen auf, und die ganze Gruppe der Schafe und Ziegen ist mit Ausnahme von zwei Arten auf dieses Reich beschränkt. Viele Gattungen und Arten von Nagern werden einzig und allein hier gefunden, und nur wenige Arten von Wühlmäusen, Bilchen und Springmäusen leben anderswo.

An das nordische Reich der Alten Welt schließt sich im Südwesten das äthiopische, welchem außer Afrika südlich von der Sahara auch Südarabien und Madagaskar angehören. Hier ist die Heimat des Gorillas und des Schimpansen, des Babuins, zahlreicher Halbaffen, des Löwen, der gefleckten Hyäne, des Erdwolfes und Hyänenhundes, der Giraffe, der Zebra-Arten und der Flußpferde. Außerordentlich zahlreich sind im äthiopischen Reiche die Antilopenarten, von denen wir über 70 zählen, und in reichlicher Weise sind die Affen, Schweine, Schleichkatzen und Nager vertreten. Durchaus eigentümlich sind diesem Reiche die Erdferkel, Rohrrüßler, Goldmulle und Spitzottern. Nicht minder ausgezeichnet als durch diese große Bewohnerschaft eigenartiger Säuger ist das äthiopische Reich durch das Fehlen anderer, sonst weitverbreiteter Tiere; so mangeln durchaus die Bären und Hirsche.

Dem östlichsten Punkte des äthiopischen Reiches kommt sehr nahe das orientalische Reich: Vorderindien mit Ceylon, Hinterindien mit Sumatra, Java und Borneo und Südchina mit Formosa und den Philippinen. Die dasselbe auszeichnenden hervortretendsten Züge seiner Säugetierwelt werden geliefert von den Gibbons und Orang-Utans, dem Sonnen- und Honigbären, dem Königstiger, dem Schabrackentapir und indischen Elefanten und dem Zwerghirschchen. Außerdem finden wir als eigentümliche Bewohner des orientalischen Reiches die Schlank- und Plumploris und den Gespenstaffen, den Flattermaki und die Spitzhörnchen, nicht minder auch viele Schleichkatzen, drei Antilopen, fünf Nashörner und die rundschwänzigen Flughörnchen.

Das australische Reich ist das merkwürdigste der Erde. Nur hier finden wir die eierlegenden Gabeltiere und die Beuteltiere mit einziger Ausnahme der Beutelratten, die auf Amerika beschränkt sind. Von anderen Landsäugetieren begegnen uns dagegen nur einige kleine Nager als eingeborene Tierarten, denn was sonst noch vorkommt, wie der Dingo und auf der nordaustralischen Inselwelt das Schwein, muß als verschleppt oder verschlagen angesehen werden. Als Verbindungsglied zwischen der orientalischen und australischen Region, deren Grenze zwischen Bali und Lombok, zwischen Borneo und Celebes und zwischen den Philippinen und Molukken hinläuft, kann die merkwürdige Insel Celebes gelten, die für sich betrachtet werden muß, obwohl sie sich an das australische Reich anschließt. Außer einer Reihe von Säugern, welche entweder nach Westen oder nach Osten hingehören, leben auf Celebes drei eigentümliche Tiere, welche in anderen Gegenden ganz ohne nähere Verwandtschaft sind. Es sind dieses der Hirscheber, die Anoa, ein antilopenähnlicher Büffel, und ein schwarzer und beinahe schwanzloser, babuinartiger Affe. Außer Neuholland und Neuguinea nebst den benachbarten Inseln gehören zum australischen Reiche auch Neuseeland und Polynesien. Auf den vulkanischen und korallinischen Inseln des Stillen Ozeans fehlen einheimische Landsäuger gänzlich, während Neuseeland eine ausgestorbene Rattenart und ein äußerlich otterähnliches Tier aufweist, das heute noch an den Gebirgsseen der Südinsel lebt, aber noch nie erbeutet worden ist und möglicherweise das niedrigste aller lebenden Säugetiere darstellt.

Die Neue Welt, Amerika, weist nur zwei Reiche auf, das nordische und südliche, deren ziemlich verwischte Grenze sich in einem langgestreckten, nach Norden offenen Bogen vom Golf von Mexiko bis zum Kalifornischen Meerbusen hinzieht. Die Inseln des letzteren gehören durchweg dem südamerikanischen Reiche an.

Das nordamerikanische Reich schließt sich eng an das nordische Reich der Alten Welt an. Dort wie hier gibt es Luchse, Wölfe und Füchse, Wiesel, Bären, Elentiere und Hirsche, Wühlratten, Biber, Eichhörnchen und Hasen. Die Arten Amerikas sind den altweltlichen sehr ähnlich, und manche sind kaum von diesen zu unterscheiden. Auch der Bison der Prärien ist ein naher Verwandter des Wisent von Litauen. Aber außer den genannten gibt es andere Säuger in Nordamerika, welche diesem Reiche sein eigenartiges Gepräge sichern.

Das sind drei eigentümliche Gattungen von Maulwürfen, darunter der höchst sonderbare Sternmull, ebenso viele Gattungen marderartiger Geschöpfe mit Einschluß des gefürchteten Stinktieres und die ausgezeichnete Familie der Waschbären. Auch die Gabelantilope und die Bergziege der Trapper gehören den dem Reiche eigentümlichen Gattungen an. Die Mäuse Amerikas unterscheiden sich wesentlich von denen der übrigen Erde, auch eine eigentümliche Springmaus treffen wir hier an, außerdem aber die sehr sonderbaren Taschenratten, welche allerdings die Südgrenze des Reiches überschreiten. Der Präriehund, das Borstenschwein und das Opossum sind weitere Tiere, welche das arktische Reich der Neuen von dem der Alten Welt unterscheiden. Dann aber fehlen ersterem die Igel, Wildschweine und Bilche, während ihm nur ein einziges Schaf eigen ist.

Die Tierwelt des südamerikanischen Reiches ist beinahe so ausgezeichnet wie die Australiens, aber bei weitem reicher. Zahnarme, Beuteltiere und Nager bilden die Hauptmasse seiner Säugetiere. Zu ihnen gesellen sich die Greifschwanzaffen und Löwenäffchen, die Vampire, die Nasenbären und Pekaris, die Lamas und Alpakas. Von Zahnarmen finden wir hier allein die Faultiere, die Gürteltiere und Ameisenbären, unter den Nagern die Chinchillas und Agutis. Die Mehrzahl der Beutelratten ist auf Südamerika beschränkt. Es fehlen dem ganzen südamerikanischen Reiche die Schleichkatzen, und nur in Westindien finden sich einige wenige Arten von Insektenfressern, während Schafe, Rinder und Antilopen gleichfalls gänzlich fehlen und die Schweine, Elefanten und Nashörner der Alten Welt nur durch die kleinen Pekaris und Tapire ersetzt werden. So steht das südamerikanische Reich durch seinen Reichtum an eigentümlichen Säugetierformen, von denen viele ein altertümliches Gepräge tragen, verbunden mit seinem Mangel zahlreicher sonst weitverbreiteter Tiere da als das erste unter den großen tierkundlichen Reichen der Erde, in deren Darstellung wir Wallace gefolgt sind. Auf die Verbreitung der einzelnen Gruppen der Säugetiere werden wir bei der Besprechung einer jeden näher eingehen. Ganz im allgemeinen kann man noch sagen, daß sich der Verbreitungsbezirk einer Art in ostwestlicher Richtung regelmäßig weiter erstreckt als von Norden nach Süden hin.

Die Anzahl aller jetzt lebenden und bekannten Säugetierarten beträgt über zweitausend. Hiervon gehören etwa 150 Arten Europa (gegen 60 ausschließlich) an; ungefähr 240 Arten wohnen in Afrika, 350 Arten in Asien, 400 Arten in Amerika und gegen 140 in Australien.

Hierzu würden die vorweltlichen Säugetiere zu zählen sein. Die Verbreitung derselben war eine andere, als die der jetzigen es ist. Nur wenige Vorweltssäuger haben die Zeit der Schuttlandsbildung überlebt und finden sich gegenwärtig noch; die übrigen sind ausgestorben und gestrichen aus dem Buche der Lebendigen. Aber Neumayr hat es in seiner „Erdgeschichte" trefflich verstanden, ihre auf uns überkommenen Reste neu zu beleben und mit den ins Leben Zurückgerufenen die Landschaften der Vorwelt zu bevölkern.

Leibliche und geistige Begabungen eines Säugetieres bestimmen seine Lebensweise in der ihm gegebenen Heimat. Jedes richtet sich nach seinen Gaben ein und benutzt die ihm gewordene Ausrüstung in der ergiebigsten Weise. Eine gewisse verständige Willkür in der Lebensart kann keinem Säugetiere abgesprochen werden. Sie sind natürlich mehr an eine gewisse Örtlichkeit gebunden als das leichte, bewegungslustige Volk der Vögel; allein sie wissen dafür eine solche Örtlichkeit vielleicht besser oder vielseitiger zu benutzen als diese.

Die Säugetiere sind wesentlich Landbewohner, und je einhelliger entwickelt eine Art unserer Klasse ist, um so mehr wird sie Landtier sein. Im Wasser finden wir daher bloß die ungleichmäßiger entwickelten, plumpesten oder massigsten, auf dem Lande dagegen die ebenmäßigsten, edelsten Gestalten. Die größten Landsäuger sind im Vergleiche zu den Walen Zwerge. Das Wasser erleichtert jede Bewegung einer großen, ungeschlachten Masse, und je leichter ein Tier sich zu bewegen vermag, um so größer kann es sein. Daß auch das Umgekehrte stattfindet, beweisen alle Tiere, welche zu ihrer Fortbewegung große Kraftanstrengung nötig haben, wie z. B. die Gräber und Flatterer, die Maulwürfe oder Fledermäuse. Bei ihnen ist die Körpermasse in demselben Verhältnisse verkleinert, in welchem sie bei den Wassersäugern sich vergrößert hat.

So zeigt sich also schon in der Leibesgröße eine Übereinstimmung mit der Lebensweise des Tieres. Noch mehr aber stimmt diese letztere mit der Ausrüstung überein. Daß ein Fisch- oder Flossensäuger schwimmt oder ein Flattertier fliegt, versteht sich eigentlich von selbst, ebensogut aber auch, daß der Affe oder das Eichhorn oder die Katze klettern, der Maulwurf gräbt und die Viel- und Einhufer oder Wiederkäuer auf dem Boden laufen: ihre Gliederung weist sie dazu an. Hierzu kommt nun noch die Willkürlichkeit in der Wahl des Ortes, um den Aufenthalt eines Tieres zu bestimmen.

Hinsichtlich der Ordnungen läßt sich folgendes sagen: Die Affen der Alten Welt sind Baum- oder Felsentiere, die der Neuen und die Äffer aber ausschließlich Baumtiere; die Fledermäuse treiben sich in der Luft umher, schlafen aber auf oder in Bäumen und in Klüften; die Kerbtierräuber leben größtenteils auf dem Boden, einige aber auch unter der Erde und andere sogar auf Bäumen; die fleischfressenden Raubtiere bewohnen Bäume und Felsen, den Boden und das Wasser: doch gehört die größere Anzahl den Erdtieren an, und nur sehr wenige führen ein teilweise unterirdisches Leben; die Beuteltiere hausen auf der Erde, in Höhlen, im Wasser und auf Bäumen, die Nagetiere überall, nur nicht im Meere, größtenteils aber in Höhlen; die Zahnlosen sind Erd-, Höhlen- und Baumtiere; die Huftiere leben wieder größtenteils auf dem Boden, einige aber auch im Sumpfe oder im Wasser selbst; die Flossenfüßer und Wale sind Wasserbewohner.

Es muß jedem, welcher beobachtet, auffallen, daß der Wohnkreis des Tieres häufig in dem Geschöpfe selbst sich kundgibt. Die Zusammengehörigkeit von Land und Tier offenbart sich nicht selten in den jedem Tiere eigentümlichen Formverhältnissen, namentlich aber sehr scharf und bezeichnend in der Färbung. Als allgemeine Regel kann gelten, daß das Säugetier eine Färbung besitzt, welche der vorherrschenden Färbung seines Wohnortes mehr oder weniger entspricht. Der außerordentliche Vorteil, welchen das Tier von einer solchen Gleichfarbigkeit mit seiner Umgebung ziehen kann, wird klar, wenn wir bedenken, daß das Raubtier an seine Beute möglichst unbemerkbar sich anschleichen, das schwache Tier aber sich vor dem Räuber möglichst gut verstecken muß.

Schon die Affen sind durchgehends ihren Wohnorten gleich gefärbt und Braun, Graugrün und Grau die hauptsächlichsten Färbungen ihres Haarkleides; sie entsprechen eben der Baumrinde oder dem Gelaube und Grase sowie den Felsen, auf denen sie wohnen. Alle Flattertiere, welche auf Bäumen leben, zeigen ebenfalls eine braune oder grünliche Färbung, diejenigen, welche in Felsenritzen schlafen, das ungewisse Grau der Felsen oder der Dämmerung. Unter den Raubtieren finden sich viele, welche als wahre Spiegelbilder ihrer Heimat zu betrachten sind. Der Wolf trägt ein echtes Erdkleid: das Fahlbraun und Grau seines Pelzes schmiegt sich allen Färbungen seines Wohnkreises an; Reineke, der Schleicher, zeigt uns, daß er bei uns zu Lande ebensowohl zum Nadel- wie zum Laubwalde paßt; sein Vetter im Norden, der Polarfuchs, legt im Winter ein Schneekleid, im Sommer ein Felsenkleid an; ein anderes Glied seiner Sippschaft, der Fenek, trägt das isabellfarbene

Gewand der Wüste. Die Hyänen, als Nachttiere, sind in Grau gekleidet, in diejenige Farbe, welche am ehesten dem Auge verschwindet. Löwe und Pardel, Gepard und Serval geben sich als echte Steppentiere zu erkennen; Braungelb ist Grundfarbe, aber allerlei anders gefärbte Flecken zeigen sich auf ihr: die Steppe ist bunter und kann daher auch bemalte Tiere beherbergen. Unsere nordischen Katzen entsprechen ihrer farbloseren Heimat und unserer trüberen Nacht: Grau ist ihre Hauptfärbung; der Karakal dagegen bekundet sich als echtes Wüstentier; der Tiger verschwindet zwischen den Rohrstengeln der Bambuswälder mit seinen schwarzen Streifen, der Leopard in den buntlaubigen Gebüschen Mittelafrikas; die amerikanischen Katzen stimmen gut zu ihren bunten Wäldern. In den Ginster- und Schleichkatzen sehen wir echte Erdtiere: Grau mit oder ohne Flecken und Streifen und ein überall hinpassendes, sehr schwer zu beschreibendes Graugrün sind die hauptsächlichsten Färbungen ihres Pelzes. Die Marder bekunden ihre Allseitigkeit auch im Felle. Beim Baummarder ist es braun, beim Steinmarder gräulicher, beim Iltis fahler; das Wiesel endlich wechselt seine Sommertracht mit dem Winter- oder Schneekleide. Unser Bär ist erdbraun, der Eisbär weiß, der Waschbär rindenfarbig. Die Beuteltiere zeigen ebenfalls Erd-, Gras- oder Baumfärbung. Sehr deutlich tritt die Gleichfarbigkeit bei den Nagern hervor. Ich erinnere an die Hasen. Jeder Jäger weiß, was es sagen will, einen Hasen im Lager zu sehen: die Ähnlichkeit seines Pelzes und des Bodens ist so groß, daß man auf zehn Schritte Entfernung an ihm vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken. Der Wüstenhase ist natürlich isabellgelb, der nordische und Hochgebirgshase aber wechselt ein Sommer- und ein Winterkleid. Das Kaninchen, ein Höhlentier, hat graue Färbung. Unser Eichhörnchen ist fichtenrindenbraun, das nordische und fliegende dagegen sind birkenrindenfarbig. Feldmäuse haben ein graubraunes, Wüstenmäuse ein fahlgelbes, Steppenmäuse ein gelblichbraunes, oft gestreiftes Haarkleid. Unter den Wiederkäuern tragen die Hirsche ein Waldkleid, die Gemsen, Renntiere und Steinböcke ein Felsenkleid, die Antilopen ein Steppen- oder Wüstenkleid. Die Einhufer geben sich wenigstens im Quagga, Zebra und wilden Esel als Steppentiere, die Vielhufer in ihrem unbestimmbaren Grau als Sumpfbewohner zu erkennen. Kurz, die angegebene Regel ist eine allgemeine, und Ausnahmen sind nicht häufig. Man wird selten irren, wenn man in einem braun, graugrün oder silbergrau gefärbten Säuger einen Baumbewohner, in einem dunkelgrau, fahlgelb, rötlichgrau, erdbraun und schneeweiß gefärbten einen Erdbewohner vermutet. Isabellgelb ist Wüstenfarbe, Dunkelgelb Steppenfarbe, Aschgrau Felsenfarbe; bei Nachttieren ist Grau vorherrschend, Tagtiere zeigen es mehr mit anderen Farben gemischt. Große Unsicherheit, Unbestimmbarkeit der Färbung läßt auf Vielseitigkeit in der Lebensweise schließen; bestimmte Färbung deutet auf einen abgeschlossenen bestimmten Wohnort des Tieres: einfach gelbe Tiere sind immer Wüstenbewohner, einfach weiße fast ausnahmslos Schneetiere.

Nicht alle, aber doch viele Säugetiere wechseln alljährlich ihr Kleid; es läßt sich dieser Vorgang jedoch kaum mit der Mauser der Vögel vergleichen. Bei den beschuppten Mitgliedern der Klasse, namentlich bei Schuppen- und Gürteltieren, ersetzen sich wahrscheinlich nur die gewaltsam ausgerissenen Panzerteile; bei denen, welche ein Stachelkleid tragen, wie Igel und Stachelschweine, fallen unzweifelhaft viele von den umgewandelten Haaren aus: es fragt sich nur, ob dies ebenso regelmäßig geschieht, wie bei behaarten Säugern die Härung erfolgt. Bei den Waltieren findet der Ersatz ihrer schleimigen Haut wohl in derselben Weise statt wie bei uns die Neubildung der Oberhaut; Beobachtungen hierüber fehlen aber noch gänzlich. Auch bei den Affen, insbesondere bei den Menschenaffen, habe ich keine innerhalb einer bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Frist vor sich gehende Härung, vielmehr nur ein allmähliches Nachwachsen der Haare bemerkt, und möglicherweise gibt es noch viele in den Wendekreisländern lebende Säugetiere, bei denen es sich ebenso

verhält. Unsere nordischen Säugetiere aber hären sich samt und sonders und zwar in einer wesentlich sich gleichbleibenden Weise. Nachdem die kalte Jahreszeit vorüber und der Frühling wirklich eingetreten ist, lockern sich die Wurzeln der Haare des bisher getragenen Kleides, und es fallen Grannen- und Wollhaare aus. Gleichzeitig sprossen neue Grannenhaare hervor, wachsen ziemlich rasch und durchdringen das filzige Gewebe des alten abgestoßenen Pelzes, welcher, wenn er reich war, noch geraume Zeit in flockigen Fetzen am Leibe hängen bleibt und erst nach und nach abgekratzt, abgescheuert und abgeweht wird; bald darauf beginnt auch das Nachwachsen der Wollhaare, deren raschere Entwickelung jedoch erst später im Jahre erfolgt. Es besteht daher das Sommerkleid der Säugetiere höherer Breitengrade und Gebirgsgürtel überwiegend aus Grannenhaaren, während im Winterkleide die Wollhaare vorherrschen, erstere mit Beginn der kalten Jahreszeit wohl auch gänzlich wieder ausfallen können. So geschieht es beispielsweise bei unseren Hochwildarten, deren Decke im Sommer aus Grannen- und wenigen, hier eigentümlich veränderten Wollhaaren, im Winter dagegen fast ausschließlich aus letzteren besteht. Eine doppelte Härung, d. h. ein vollständiges Wechseln des Kleides im Frühlinge und im Herbste, findet meines Wissens bei keinem Säugetiere statt; wohl aber kann ein Ausbleichen und Umfärben der Haare erfolgen. Die Härung beginnt plötzlich, das Nachwachsen der neuen Haare geschieht allmählich. Selbst sehr tüchtige Beobachter haben angenommen, daß das Fell solcher Tiere, welche ein dunkles Sommer- und ein weißes Winterkleid tragen, einer zweimaligen Härung unterworfen sei, sich jedoch, wie meine an gefangenen Eisfüchsen und Schneehasen angestellten, später mitzuteilenden Beobachtungen unwiderleglich darthun, vollständig geirrt.

Bei weitem die meisten Säugetiere sind gesellig und scharen sich deshalb mit anderen ihrer Art oder auch mit Gleichlebenden fremder Arten in kleine oder große Trupps zusammen. Niemals erlangen solche Verbindungen die Ausdehnung oder Kopfzahl der Flüge, welche die Vögel bilden; denn bei diesen thun sich, wie bekannt, oft sogar Millionen zu einem Ganzen zusammen. Bei den Säugern kommen nur unter gewissen Umständen Gesellschaften von Tausenden vor. Mehr noch als die gleiche Lebensweise vereinigt die Not: vor der Feuerlinie einer brennenden Steppe weichen selbst erklärte Feinde in dichtem Gedränge.

In vielen größeren Gesellschaften erwirbt sich das befähigtste Mitglied die Oberherrschaft und erlangt schließlich unbedingten Gehorsam. Unter den Wiederkäuern kommen regelmäßig die alten Weibchen zu solcher Ehre, namentlich diejenigen, welche kinderlos sind; bei anderen geselligen Tieren, z. B. bei den Affen, werden nur Männchen Zugführer und zwar erst nach sehr hartnäckigem, nebenbuhlerischem Kampfe, aus dem sie endlich als allgemein gefürchtete Sieger hervorgehen: hier ist die rohe Stärke maßgebend, bei jenen die Erfahrung oder der gute Wille. Das erwählte oder wenigstens anerkannte Leittier übernimmt die Sorge für den Schutz und die Sicherheit der ganzen Herde und verteidigt die schwachen Glieder derselben zuweilen mit Aufopferung. Minder Verständige und Schwächere schließen sich Klügeren an und leisten allen ihren Anordnungen zur Sicherung Folge.

Gewisse Säugetiere leben einsiedlerisch. Alte griesgrämige und bösartige Männchen werden gewöhnlich von dem Rudel oder der Herde verbannt und hierdurch nur noch mürrischer und wütender gemacht. Allein es gibt auch andere Säuger, welche überhaupt ein Einsiedlerleben führen und mit jedem Eindringlinge sofort in heftigster Weise den Kampf beginnen. Dabei kommt es nicht selten vor, daß der Sieger den Besiegten geradezu auffrißt, und zwar läßt sich, wie bekannt, schon der Mensch eine solche Abscheulichkeit zu schulden kommen.

Die Mehrzahl unserer Klasse wacht bei Tage und schläft bei Nacht; jedoch gibt es fast unter allen Ordnungen Tag- und Nachttiere. Einzelne haben keine bestimmte Zeit zum

Schlafen, sondern ruhen oder wachen, wie es ihnen gerade beliebt: so die Meertiere oder in den höheren Breiten auch die Landtiere während der Sommerzeit. Es mag im ganzen genommen vielleicht mehr eigentliche Tag- als Nachttiere geben, jedoch ist die Zahl derjenigen, welche bei Nacht lebendig und thätig sind, nicht viel geringer als die Menge derer, welche bei Tage ihrem Erwerbe nachgehen. Unter den Affen gibt es bloß einige nächtlich lebende Arten; die Fledermäuse dagegen schlafen fast den ganzen Tag, und nur wenige kommen aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorscheine, solange die Sonne noch am Himmel steht; unter den Kerbtier- und Fleischfressern, den Nagern, Vielhufern und Wiederkäuern gibt es wenigstens sehr viele Nachttiere, wenn auch mehrere Arten der Wehrloseren solche erst aus Furcht vor Verfolgung geworden sein mögen. Die starken und die sehr flüchtigen oder auf Bäumen lebenden sind größtenteils Tagtiere, einer Verfolgung aber auch weniger ausgesetzt; es würde jedoch voreilig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle Nachttiere feigere, schwächere, dümmere und plumpere Tiere seien als die, welche bei Tage thätig sind; denn wir brauchen eben bloß an die Katzen, Marder, Hirsche und andere, welche fast ohne Ausnahme bei Tage und bei Nacht wach sind, zu denken, um des Gegenteiles uns bewußt zu werden. Als allgemeine Regel kann gelten, daß die wehrloseren Tiere, welche durch ihren Aufenthalt nicht vor Gefahren geschützt sind, die Nacht zu ihrer Thätigkeit benutzen.

Während ihres Wachens beschäftigen sich die meisten Säuger ausschließlich mit Aufsuchen ihrer Nahrung. Dieselbe kann höchst verschieden sein. Alle Mitglieder unserer Klasse sind selbstverständlich Pflanzenfresser oder aber Räuber, welche andere Tiere verzehren. Fast alle Erzeugnisse der beiden Reiche finden ihre Liebhaber. Die Pflanzenfresser verzehren ganze Pflanzen, z. B. Gräser, Disteln, Mose, Flechten, oder einzelne Teile von Pflanzen, als Blüten, Blätter, Früchte, Körner, Sämereien, Nüsse, Zweige, Äste, Dornen und Rinde. Die Raubtiere nähren sich von anderen Säugern oder von Vögeln, Kriechtieren, Lurchen, Fischen, Krebsen, Würmern und Weichtieren; einige fressen bloß ihre selbst erlegte Beute, andere lieben Aas; manche verschonen sogar ihr eigenes Fleisch und Blut nicht.

Diese Mannigfaltigkeit der Nahrung bedingt auch die Verschiedenheit des Erwerbes derselben, d. h. die Verschiedenheit in der Erbeutung und Aufnahme. Einige nehmen ihre Nahrung mit den Händen zu sich; der Elefant steckt sie mit dem Rüssel in das Maul; die größte Mehrzahl aber nimmt sie unmittelbar mit dem Maule auf, oft, nachdem sie dieselbe vorher mit den Tatzen erfaßt und festgehalten hat. Pflanzennahrung wird mit den Händen oder dem Rüssel abgebrochen, mit den Zähnen abgebissen, mit Zunge und Lippen abgerupft, mit dem Rüssel aus der Erde gewühlt, tierische Nahrung dagegen bei wenigen, z. B. bei den Fledermäusen, Hunden, Fischottern, Robben und Walen, gleich mit dem Maule aufgenommen, bei anderen aber mit den Händen oder Tatzen erfaßt und dem Maule zugeführt und bei einigen auch mit dem Rüssel ausgegraben, so von den Maulwürfen, Spitzmäusen, Igeln und Schweinen.

Die Säugetiere fressen viel, verhältnismäßig jedoch weniger als die Vögel. Dies steht auch mit ihrer geringeren Regsamkeit vollkommen im Einklange. Nach der Mahlzeit suchen sie die Ruhe und verfallen hierbei entweder bloß in einen Halbschlummer, wie die Wiederkäuer, oder in wirklichen Schlaf. Zum Spielen oder unnützen Bewegen zeigen sich, wie gesagt, nur wenige aufgelegt; es sind fast nur die Jungen, welche hierzu Lust haben und durch ihr tolles Treiben auch die gefälligen Alten aufzurütteln wissen. Bei guter und reichlicher Nahrung bekommen alle Säugetiere ein glattes, glänzendes Haarkleid und lagern im Zellgewebe und in den Leibeshöhlen viel Fett ab, welches bei einigen zur Erhaltung des Lebens während der Hungerzeit dienen muß. Einigen Pflanzen- und Kerbtierfressern nämlich geht während des Winters die Nahrung vollkommen aus, und sie sind zu klein

und zu schwach, als daß sie sich dagegen lange halten könnten. Zum Wandern in wärmere oder nahrungsreichere Gegenden unfähig, würden sie unbedingt zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht in sehr merkwürdiger Weise für sie gesorgt hätte. Es scheint zwar, daß sie sich selbst schützen könnten, indem sie sich tief gelegene, dick und weich ausgepolsterte und deshalb warme Wohnungen unter der Erde bauen und in ihnen Vorratskammern anlegen, welche auch reichlich mit Nahrung versehen werden; allein die Natur übernimmt doch die Hauptsorge für ihre Erhaltung, und die eingetragene Nahrung dient bloß dazu, sie während der Zeit, in welcher sie wirklich noch Nahrung bedürfen, gegen das Verhungern zu schützen. Diese Säuger, welche so recht eigentlich als Schutzkinder der Natur erscheinen, bedürfen lange Zeit gar keiner Nahrung von außen her, sondern zehren, während sie in einen todesähnlichen Schlaf versinken, langsam von ihrem Fette: sie halten Winterschlaf.

Wenn der Herbst fast zu Ende geht und der Winter hereinbricht, ziehen die Schläfer in ihre künstlichen, sehr warmen Schlupfwinkel sich zurück, rollen sich zusammen und fallen nun bald in eine schlafähnliche Erstarrung. Ihr Herzschlag wird langsamer und ihre Atmungsthätigkeit dem entsprechend in auffallender Weise gemildert oder unterbrochen; die Körperwärme nimmt ab; die Glieder werden steif und kalt; der Magen und Darmschlauch entleeren sich vollständig und schrumpfen zusammen. Der Leib erhält hierdurch eine Fühllosigkeit, welche ohnegleichen ist. Um hierzu einen Beleg zu geben, will ich erwähnen, daß das Herz eines im Winterschlafe enthaupteten Murmeltieres noch drei Stunden nach seiner Tötung fortschlug, anfangs 16—17mal in der Minute, dann immer seltener, und daß der abgeschnittene Kopf nach einer halben Stunde noch Spuren von Reizbarkeit zeigte. Der Winterschlaf ist ein Scheintod; das Leben des Schläfers gibt sich bloß noch in Andeutungen kund. Allein auch nur aus diesem Grunde ist es möglich, daß das Tier überlebt. Wenn Herz und Lungen wie bei dem lebenden Tiere arbeiteten, würde das im Sommer gesammelte Fett, welches für mehrere Monate ausreichen muß, bald aufgezehrt sein; die geringe Atmungsthätigkeit aber verlangsamt den Verbrennungshergang im Innern des Körpers in günstigster Weise für die Erhaltung des Lebens. Ich habe bereits mitgeteilt, daß der Winterschläfer während seines Scheintodes etwa neunzigmal weniger atmet als im wachen Zustande, und füge hinzu, daß im entsprechenden Verhältnisse auch die Körperwärme herabgestimmt wird. Eine Messung, welche man bei einem im Winterschlafe befindlichen Murmeltiere vornahm, ergab bloß noch etwas über 8,75 Grad Celsius Wärme, während die Blutwärme der Säugetiere sonst durchschnittlich zwischen 35 und 37,5 Grad beträgt. Setzt man das schlafende Tier der Kälte aus, so erfriert es, wenn ich nicht irre, schon bei einer Wärme unter der seines Blutes während der Schlafzeit, und ebenso hat eine plötzliche Erwärmung des Scheintoten den Tod zur Folge; bringt man ihn aber allmählich in höhere und höhere Wärme, so erwacht er nach und nach, und seine Blutwärme steigt allgemach bis auf die gewöhnliche Höhe. Übrigens erträgt kein Winterschläfer auch solches gemachsame Erwecken mehrere Male nacheinander: jeder Wechsel während seines Halblebens ist ihm schädlich. Hieraus erklärt sich wohl auch, daß er sein Winterlager immer nur in Höhlen nimmt und diese durch sorgfältiges Verstopfen noch besonders gegen die äußere Luft und deren Wärmewechsel abzuschließen sucht. Es ist höchst merkwürdig, daß Siebenschläfer aus fremden Ländern, wenn sie zu uns gebracht werden, im Winter ebenfalls ihren Totenschlaf halten, während sie dies in ihrer Heimat gerade in der Zeit der größten Hitze thun. Allein wir sehen auch hieraus wieder, daß die Zeit der Dürre heißer Erdstriche eben nur mit unserem Winter verglichen werden kann, niemals mit unserem Sommer.

Mit dem Herannahen des Frühlings erwacht der Winterschläfer und fristet nun sein Leben zuerst mit den Schätzen, welche er im vorigen Sommer eintrug. Anfangs schläft er auch nach dem Erwachen aus dem Totenschlafe noch oft und lange, doch mehr in

gewöhnlicher Weise; sobald er aber sein Schutzlager verlassen kann, überkommt ihn große Aufregung; denn nunmehr geht er seinem Geschlechtsleben nach. Nur die kleineren Säugetiere verfallen in einen wirklichen Winterschlaf, die größeren, wie der Bär, schlafen zeitweilig, obschon tage-, ja vielleicht wochenlang, nehmen aber während dieser Zeit ebenfalls nur wenig Nahrung zu sich.

Einige Säugetiere unternehmen zuweilen Reisen, um ihre Lage zu verbessern; doch kann man bei unserer Klasse nicht wie bei den Vögeln von einer wirklichen Wanderung sprechen. Es kommt allerdings vor, daß sie eine Gegend verlassen und in eine andere ziehen; der Weg aber, den sie zurücklegen, ist nie so lang, daß er mit dem Zuge der Vögel verglichen werden könnte. Von Nahrungsmangel gepeinigt, rotten sich die Lemminge, jene munteren und anziehenden Bewohner der nordischen Gebirge und Ebenen, in großer Masse zusammen und wandern nun gemeinschaftlich in die Tiefe hinab, versuchen sogar über Meeresarme zu setzen, gehen aber dabei fast regelmäßig zu Grunde; südafrikanische Antilopen, das Renntier und der Bison, der wilde Esel, die Seehunde und Wale treten aus demselben Grunde noch weitere Wanderungen an; einige Fledermäuse haben sogar einen beschränkten Zug: allein alle diese Reisen stehen unendlich weit hinter denen der Vögel zurück.

Das Leben der Säugetiere ist viel einförmiger als das der beweglichen Luftbewohner. Bloß die gescheiteren Arten suchen in dieses Einerlei einige Abwechselungen zu bringen, indem sie sich auf irgend welche Weise miteinander unterhalten. Bei dem großen Haufen teilt sich der Tag in Fressen und Schlafen, Schlafen und Fressen. Die Brunstzeit verändert dieses Betragen immer. Sie ist bei den meisten Säugetieren an einen bestimmten Jahresabschnitt gebunden und fällt entweder in das Frühjahr oder in den Herbst oder auch selbst in den Winter, je nachdem das Tier längere oder kürzere Zeit trächtig geht. Die Satz- oder Wurfzeit der Säugetiere nämlich ist regelmäßig der Frühling, welcher für das Junge oder für die säugende Alte reichliche Nahrung bietet; und der Satzzeit entspricht nun die Brunstzeit. Während derselben zeigt sich das Säugetier oft in ganz anderer Weise als außerdem: die männlichen Tiere, welche sich sonst nicht um die weiblichen bekümmern, finden sich bei diesen ein und bekunden eine große Erregung ihres Geistes und Leibes. Mit den zunehmenden Gefühlen der Liebe wächst die Eifersucht und der Haß gegen etwaige Nebenbuhler; heftige Kämpfe werden zwischen diesen ausgefochten und Kampflustige zu denselben durch lautes Schreien eingeladen; selbst in der Seele des furchtsamsten Säugetieres regt sich der Mut und die Kampfeslust. Der als Sinnbild der Furchtsamkeit dastehende Hase kämpft mit seinem Nebenbuhler verhältnismäßig ebenso wacker wie der Löwe, wenn er auch seinen Liebesgegner nur tüchtig mit den Vorderpfoten ohrfeigt; der scheue Hirsch wird kühn und selbst dem Menschen gefährlich; die Stiere zeigen eine namenlose Wut; die Raubtiere aber scheinen gegen alle fremden Geschöpfe milder gesinnt zu werden, als sie es früher waren: die Liebe nimmt sie vorherrschend in Anspruch. In der verschiedenartigsten Weise machen die Männchen ihren Weibchen den Hof. Die Affen werden äußerst zudringlich und erlauben kein Sprödethun; die Hunde dagegen bleiben liebenswürdig, selbst wenn die Hündin noch so ärgerlich über die Liebeserklärungen sich stellt; die Löwen brüllen, daß die Erde zu erzittern scheint, und die verliebten Löwinnen gebärden sich, als ob sie ihre Liebhaber verschlingen wollten; die Katzen rufen mit unglaublicher Sanftheit sehnsuchtsvoll nach dem Gegenstande ihrer Schwärmerei, sind aber so reizbar gegen die Nebenbuhler, daß die zarten Töne bei deren Anblick sofort in ein höchst wütendes Fauchen übergehen; die männlichen Maulwürfe sperren ihr Weibchen augenblicklich in einen ihrer unterirdischen Gänge ein, sobald es sich zu spröde zeigt, und lassen ihm hier Zeit, sich zu besinnen; die Wiederkäuer führen gleichsam zur Ehre des weiblichen Teiles große Kämpfe auf, müssen aber sehen, wie ihnen der Siegespreis oft von Feiglingen, welche den Zweikampf klug benutzen, entrissen

wird. Auch die Weibchen sind sehr aufgeregt, behalten jedoch die ihnen eigene Sprödigkeit trotzdem bei und beißen, schlagen, stoßen und wehren sich sonstwie gegen die sich nähernden Männchen, deren Zärtlichkeit sie sich später doch gefallen lassen. Die Paarung erfolgt bei vielen in der häßlichsten und uns widerstrebendsten Weise; sobald sie vorüber ist, tritt große Gleichgültigkeit zwischen beiden Geschlechtern ein, und die meisten Männchen bekümmern sich nun gar nicht mehr um die Weibchen, denen sie kurz vorher so glühende Liebeserklärungen machten. In geschlossener, länger als ein Jahr währender Ehe leben wahrscheinlich nur einige Wiederkäuer, namentlich mehrere kleine Antilopenarten und vielleicht auch noch einzelne Wale: alle übrigen sind der Vielehigkeit zugethan.

In der Regel genügt eine einmalige Begattung der brünstigen Säugetiere zur Befruchtung aller Eier, welche für eine und dieselbe Geburt zur Entwickelung gelangen, obgleich deren Zahl in sehr erheblichen Grenzen schwanken kann. Mehr als 24 Junge wirft kein Säugetier auf einmal; schon ihrer 14 oder 16 werden selten zugleich geboren. Alle großen Säuger gebären weniger und seltener Junge als kleinere, bei denen die Frucht schon innerhalb drei Wochen nach der Begattung ausgetragen und das geborene Junge in derselben Frist auch erzogen werden kann. Bei denen, welche länger als sechs Monate trächtig gehen, kommt regelmäßig nur ein Junges zur Welt. Nur die Kloakentiere legen Eier.

Die Geburt selbst geht fast immer rasch und leicht vorüber, ohne daß irgend ein mitleidiges anderes Tier dabei behilflich wäre. Ein glaubwürdiger Mann hat mir allerdings erzählt, daß er eine solche Hilfe bei den Hauskatzen beobachtet und gesehen habe, wie eine ältere Katze die Nabelschnur der Kinder einer jüngeren Mutter abbiß; doch steht dieser Fall bis jetzt noch zu vereinzelt da, als daß wir von ihm folgernd etwas allgemein Gültiges sagen könnten. Sogleich nach der Geburt leckt die Mutter ihre Kleinen sorgfältig rein und wärmt sie mit ihrem eigenen Leibe. Einige Nager bauen vorher ein Nest und füttern dieses mit ihren abgerupften Haaren aus, um eine sanfte Wiege für ihre Jungen zu haben; die große Mehrzahl aber wirft dieselben auf die bloße Erde oder doch nur in eine nicht mit Nest versehene Höhle. Beim Ameisenigel gelangt das abgelegte Ei in einen sich kurz vor der Eiablage entwickelnden Brutbeutel am Bauche der Mutter, bei den Beuteltieren saugt sich das neugeborene Junge alsbald an einer der Zitzen im Beutel fest. Die Nachgeburt wird von vielen Tieren, welche sonst nie Fleisch anrühren, gierig aufgefressen, so von den Ziegen, Antilopen und Stachelschweinen.

Die neugeborenen Jungen zeigen einen sehr verschiedenen Grad der Entwickelung. Bei den Beuteltieren ähneln sie einem rohen Stücke Fleisch; sie werden erst in der Hautfalte am Bauche gleichsam ausgetragen; auch die dem Eie entschlüpften Jungen der Gabeltiere sind klein und unförmlich; die meisten Raubtiere sind blind, wenn sie geboren werden, und öffnen erst nach einer oder zwei Wochen ihre Augen; viele Säugetiere dagegen kommen sehr ausgebildet zur Welt und sind im stande, ihrer Mutter schon wenige Stunden nach der Geburt zu folgen. Andere kommen zwar sehend zur Welt, jedoch so hilflos, daß die Mutter sie wochenlang mit sich herumtragen muß; so sehen wir die Kinder der Affen und Fledermäuse lange Zeit mit allen vier Gliedern fest angeklammert an ihrer Mutter hängen.

Jede Säugetiermutter liebt ihre Kinder ungemein und verteidigt sie mit Aussetzung ihres eigenen Lebens gegen jeden Feind, selbst gegen den Vater. Dieser bekümmert sich, streng genommen, gar nicht um sie, ja wird ihnen im Gegenteile oft geradezu gefährlich, indem er sie auffrißt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Selten nimmt er mittelbar teil an der Pflege und Erziehung seiner Sprößlinge: er verteidigt sie nämlich zuweilen, wenn der Gesamtheit eine Gefahr droht, bei welcher er überhaupt eintritt. Um so mehr thut die Mutter. Sie allein ernährt, reinigt, leitet, straft und schützt, kurz erzieht ihre Kinder. Sie bietet ihnen das Gesäuge oder jagt später für sie, leckt und putzt sie, führt sie

aus dem Schlupfwinkel oder wieder in denselben zurück, spielt mit ihnen und lehrt sie ihre Nahrung erbeuten, gibt ihnen Unterricht, hält sie wohl auch durch Strafen zum Gehorsam an und kämpft für sie mit jedem Feinde, welcher es wagen sollte, sie anzugreifen. Die Liebe macht sie erfinderisch, friedliebend, mild, heiter gegen ihre Nachkommenschaft, oder auch heftig und wütend, bösartig und zornig nach außen hin. Sie lebt und sorgt bloß für ihre Kinder und scheint, solange sie diese vollständig in Anspruch nehmen, für nichts anderes Sinn zu haben. Selbst das ernsthafteste Tier wird als Mutter kindlich und spiellustig, wenn sein Kind dies wünscht. Ohne Übertreibung kann man behaupten, daß ihr die Liebe und Zärtlichkeit, der Stolz und die Freude der Mutter an den Augen abzulesen sind: man muß nur einen Hund, eine Katze, ein Pferd, eine Ziege in Gesellschaft ihrer Sprößlinge beobachten — keine Menschenmutter kann stolzer als sie auf ihr Kind sein. Und sie haben auch das vollste Recht dazu; denn alle jungen Säugetiere sind, wenn sie nur erst einigermaßen Herr ihrer Kräfte geworden, allerliebste Geschöpfe, welche ja selbst uns große Freude bereiten.

Man kann bei jeder Säugetiermutter wahrnehmen, daß sie ihr Betragen gegen ihre Jungen mit der Zeit wesentlich verändert. Je mehr das junge Volk heranwächst, um so kälter wird das Verhältnis zwischen Mutter und Kind: die Alte kennt den Grad der Bedürftigkeit des letzteren genau und bestrebt sich, wie jedes Tier überhaupt, seine Nachkommenschaft so rasch wie möglich selbständig zu machen. Deshalb entzieht sie derselben nach einer gewissen Säugezeit zunächst die Milch und gewöhnt sie nach und nach, ihre Nahrung sich selbst zu suchen. Sobald dieser Zweck erreicht und das junge Tier selbständig geworden ist, endigt die Zärtlichkeit zwischen ihm und der Mutter, und jeder Teil geht nunmehr seinen eigenen Weg, ohne sich um den anderen zu kümmern. Die geistig begabtesten Tiere, wie die Pferde und Hunde, beweisen uns, daß sich Mutter und Kind sehr bald nach ihrer Trennung so voneinander entfremden, daß sie sich, wenn sie wieder zusammenkommen, gar nicht mehr kennen, während wir dagegen Beispiele haben, daß das geschwisterliche Verhältnis zweier Jungen lange Zeit sich erhalten kann.

Die zur Erlangung der Selbständigkeit eines Säugetieres notwendige Zeit ist fast ebenso verschieden wie seine Größe. Unter denen des Landes bedarf der Mensch entschieden die meiste Zeit zu seiner Ausbildung, selbst der Elefant wird eher groß als er.

Wahrscheinlich erreichen nur die großen Huftiere und die größten Meersäuger ein höheres Alter als der Mensch. In demselben Grade, in welchem die Entwickelung verlangsamt ist, nimmt das Alter zu oder umgekehrt ab. Schon mittelgroße Säugetiere können, wenn sie 10 Jahre alt geworden sind, als greise Tiere betrachtet werden; bei anderen tritt das Greisentum vielleicht erst nach 20 Jahren ein: allein ein Alter von 30 Jahren, in welchem der Mensch doch bekanntlich erst zur vollen Blüte gelangt, ist schon sehr selten. Das Greisentum zeigt sich sowohl in der Abnahme der Kräfte wie auch im Ergrauen des Haares, im Verkümmern des Gebisses und der Waffen wie in der Verkleinerung gewisser Schmuckzeichen: so setzen alte Hirsche geringere Geweihe auf als vollkräftige, Raubtieren werden Zähne und Krallen stumpf, alten Elefanten brechen vielfach die Stoßzähne ab oder werden rissig und kernfaul. Ob der Tod unter den freilebenden Tieren vorwiegend durch Krankheiten oder aus Altersschwäche erfolgt, vermögen wir nicht zu beurteilen. Die kranken pflegen sich in die geheimsten Verstecke zurückzuziehen, wunde oder verkrüppelte der gesellig lebenden Arten werden von ihresgleichen verlassen, sogar ausgestoßen; sie enden ihr Dasein im Verborgenen. Wir dürfen wohl annehmen, daß sie verschiedentlich, jung wie alt sterben, daß ihnen kein besseres Los als dem Menschen beschieden ist. Seuchen, welche in entsetzlicher Weise unter Tieren unserer Klasse wüten, kommen vor; die Mäuse z. B., welche sich zuweilen ins Unglaubliche vermehren, sterben in Zeit von wenig Wochen

in solcher Masse dahin, daß ihre kleinen Leichname verwesend die Luft verpesten. Ähnliches ist auch unter größeren Arten in Wald und Flur unserer Heimat wie in fernen Wildnissen beobachtet worden.

Das Tier steht unmittelbar unter dem Zwange der Natur. Wie die Erscheinungen sich vollziehen, widrige Ereignisse hereinbrechen, lebt es in Fülle oder leidet Mangel, friert, hungert, verschmachtet es, wird es jählings vernichtet. Die Not treibt es aus dem vertrauten Wohngebiete zu oftmals weiten Wanderungen, bis es entkräftet liegen bleibt und verendet. Es wird von selbstverschuldeten Unglücksfällen: Knochenbrüchen, Verlust des Augenlichtes, seiner Bewehrung, betroffen, wie sie ein falscher Tritt, ein verfehlter Sprung, der Kampf mit Nebenbuhlern mit sich bringen. In harten, schneereichen Wintern, während langer furchtbarer Dürren stirbt es eines elenden Hungertodes und erliegt Feuer und Rauch, wenn von Gras- und Waldbränden umzingelt. Es wird von Überschwemmungen überrascht und geht ermattet in den Wassern zu Grunde; es verkommt in Sturm und Kälte ungewöhnlicher Art, wird von Lawinen in die Tiefe gerissen, von Steinschlägen zermalmt, von stürzenden Urwaldriesen zerschmettert und selbst vom Blitzstrahl niedergestreckt. Und wie viele hauchen ihr Leben aus unter Zähnen und Krallen der Stärkeren, verlieren es durch Fallen, Schlingen, Gift und Geschosse des Menschen.

„Das Tier hat auch ein Schicksal“, sagt Scheitlin. „Es hängt von seinen Verhältnissen zur Natur und den natürlichen Umgebungen zu dem Menschen, wenn es mit ihm in Verkehr kommt, zum Teile auch von sich selbst ab. Oft muß es des Menschen Schicksal und der Mensch das des Tieres teilen; es geht mit ihm zu Grunde im Feuer und Wasser, in der Schlacht und im Kampfe. Manche Pferde sind Helden, für welche keine Kugel gegossen zu sein scheint, andere streckt die erste feindliche Kugel nieder. Das junge, schöne Füllen wird fast mit Gold aufgewogen, dann zugeritten, zu freien, frohen Wettrennen benutzt, bald darauf mit Stricken an eine Kutsche gespannt, doch immer noch mit Hafer gefüttert: es ist noch der Ruhm seines Kutschers, der Stolz seines Reiters. Dann geht es an einen Lohnkutscher über; rohe Menschen quälen es beinahe zu Tode. Es muß dennoch alltäglich wie ein Sklave ziehen; es hinkt, dennoch muß es laufen. Ist es ein Postpferd geworden, so geht es ihm nicht besser. Es wird halb oder ganz blind, seine Weichen und sein Vorderrücken bluten vom Riemenwerke, sein Bauch von Bremsenstichen. Ein armer, roher Bauer hat es für wenige Thaler auf Leben und Tod gekauft; es wird noch einige Jahre lang mit Stroh gefüttert, angeflucht, mit den groben Schuhen in die Rippen geschlagen und zuletzt, wenn es zehnmal auf der Straße erlegen, totgestochen, oder es krepiert endlich. Das ist der Fluch mancher Pferde, und diesen Fluch trägt mancher edle Hund, mancher Bär, mancher Büffel, manches andere Tier. Tagelöhner sind auch sie, und ihr Leben ist ein immerwährender Streit auf Erden. Von den höchsten Stufen der Ehre steigen sie zur tiefsten Schande herab; ihr Dasein geht vom üppigsten Überflusse bis zum nagendsten Hunger, von rascher Jugendfülle und Blüte zur elendesten Krankheit und Altersschwäche herab. Glücklich, daß wenigstens das tiefstehende Tier seinen Lebensfluch nicht erkennt, traurig, daß der Mensch vergessen kann, daß die höheren Tiere sehr wohl zwischen guter und schlechter Behandlung unterscheiden lernen!

„Andere Tiere aber leben in Glück und Freude von Anfang an bis zu Ende. Manches Hündchen wird wie ein Kind geliebt, gekost, geküßt, zu Tische geladen, kostbar gespeist, Ärzten übergeben, beweint, begraben; mancher gelehrige und gutmütige Hund hat ein Schicksal, dessen Glück dasjenige der meisten Menschen übertrifft, so daß er sagen müßte: das Los ist mir gefallen auf das lieblichste, mir ist ein schönes Erdenteil geworden. Er darf mit tanzen, mit denken, mit reisen, mit genießen, kurz, soweit er kann, gerade wie ein

Mensch thun; es wird an seinem Grabe noch geschluchzt. Mancher völlig untaugliche, bissige Hund, manches blindgewordene Pferd bekommt bis zu seinem Sterben ein schönes Gnadenbrot, wie es Tausende von Menschen, die es besser verdienten und eher bedürften, nicht bekommen. Auch das Tier hat sein Schicksal."

Aber nicht bloß die wenigen Haustiere, welche hier aufgeführt wurden, müssen dem Menschen zollen mit Leib und Leben, mit ihren Kräften, Fleisch, Haut, Haar, Horn und Dünger: er hat noch weit mehr sich unterjocht und nutzbar gemacht, selbst solche, welche nicht mit ihm seine Wohnung teilen; zum Lasttragen, Ziehen und Reiten, zum Kriege wie zur Jagd, zum Post- und Hirtendienst, zu Gauklerkünsten und Kurzweil müssen sie ihm ihre Kräfte leihen. Zur Nahrung dienen ihm ihr Fleisch, ihre Milch, ihr Schmer und Fett und selbst ihre eigenen gesammelten Vorräte. Andere liefern Wohlgerüche, Spezerei und Arzneimittel, sehr viele müssen ihr Pelz- und Rauchwerk zu seiner Kleidung, ihre Haut zu Leder, ihre Wolle zu Gespinsten und Geweben hergeben, noch andere liefern Horn, Elfenbein, Zähne, Fischbein für seine Industrie, Dungstoffe für seinen Acker. Einen solchen Nutzen kann keine andere Klasse des Tierreiches für uns aufweisen, und deshalb eben sind die Säuger bei weitem die wichtigsten aller Tiere für den menschlichen Haushalt; deshalb eben kann man sagen, daß das bequeme Leben der Menschen, wie wir es gewohnt sind, ohne die Säugetiere geradezu unmöglich sein würde. Aber wir sehen auch wiederum aus dem Nutzen, welchen die Säugetiere uns gewähren, aus der treuen Hilfe, welche sie uns leisten, aus der Verbrüderung, welche sie mit uns eingehen, — wie nahe, wie innig verbunden wir, als die höchststehenden Säuger, mit den übrigen sind, denen wir unser Joch auferlegt haben.

Man kann die jetzt lebenden Säugetiere nach Ausschluß des Menschen nach verschiedenen Einteilungsgründen gruppieren. Wir wollen im ganzen 15 Ordnungen unterscheiden: Zunächst die Affen, Halbaffen und Fledermäuse, die Raubtiere, Flossenfüßer, Insektenfresser und Nagetiere. Diese 7 Ordnungen nebst den Zahnarmen, Beuteltieren und Kloakentieren könnte man auch wegen der mit Nägeln versehenen oder bekrallten Finger und Zehen als Krallensäuger bezeichnen. Ihnen würden gegenüberstehen die Ordnungen der Rüsseltiere, Paarzeher und Unpaarzeher, deren Zehen durchweg behuft sind. Unter diesen Huftieren pflegte man früher die zu den Paarzehern gehörigen Wiederkäuer als „Zweihufer" den übrigen oder „Vielhufern", beziehungsweise „Einhufern" gegenüberzustellen. Als eine dritte Hauptabteilung könnten dann als Fischsäuger unsere beiden Ordnungen der Waltiere und Seekühe gelten, bei deren Vertretern weder Nägel und Krallen noch Hufe vorkommen.

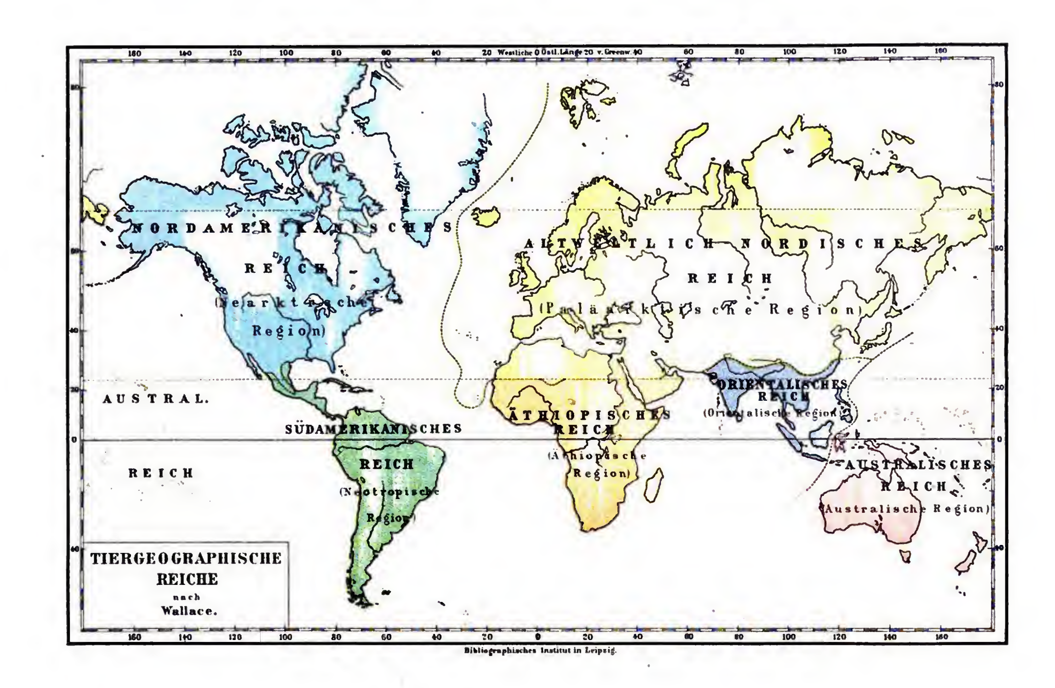
Zu einer natürlicheren Einteilung der aufgezählten Säugerordnungen gelangen wir, wenn wir die beiden Ordnungen der Kloaken- oder Gabeltiere und der Beuteltiere je als eine Hauptabteilung auffassen und sämtliche übrigen Ordnungen zu einer dritten Hauptabteilung zusammenstellen.

Jeder Keimling eines Affen oder Halbaffen, einer Fledermaus, eines Raubtieres, Flossenfüßers, Insektenfressers, Nagers, Rüsseltieres, Paar- und Unpaarzehers, Waltieres, einer Seekuh oder eines Zahnarmen ist durch ein die Atmung des Keimlings vermittelndes und durch dessen Nabelschnur mit ihm verbundenes Organ, einen Mutterkuchen, an die Innenwand des Fruchtbehälters seiner Mutter befestigt. Alle diese Säugerordnungen sind deshalb in die Unterklasse der Mutterkuchentiere zusammenzufassen. Bei den Beutel- und Kloakentieren fehlt ein Mutterkuchen, beide Ordnungen unterscheiden sich aber sehr wesentlich voneinander. Nur die Kloakentiere besitzen eine gemeinsame Ausfuhröffnung für die Verdauungs-, Harn- und Geschlechtswerkzeuge, eine Kloake. Nur sie legen großdotterige, mit einer festen, pergamentähnlichen Schale versehene Eier und schließen sich überhaupt näher

den übrigen Wirbeltierklassen an. Die nur bei ihnen warzen- oder zitzenlosen Säugewerkzeuge besitzen den Bau von Schweißdrüsen, während jene aller übrigen Säuger nach Bau und Entwickelung den Talgdrüsen zuzurechnen sind. Wollte man nur zwei Hauptabteilungen der Säuger unterscheiden, so müßte man die Kloakentiere, obwohl sie mit den Beuteltieren die diese auszeichnenden Beutelknochen und den Mangel des Mutterkuchens teilen, sämtlichen übrigen Säugetieren gegenüberstellen. Bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft erscheint es jedoch zweckentsprechender, noch an drei Unterklassen, den Mutterkuchen-, Beutel- und Kloakentieren, festzuhalten.

Die folgende Übersicht, in welcher diese drei Unterklassen in umgekehrter Reihenfolge aufgeführt sind, vereinigt die ältere Einteilung nach der Zehenbekleidung mit der neueren nach der Beschaffenheit der Geschlechts- und Säugewerkzeuge und der Art der Entwickelung. Die Zahlen 1—15 geben die von uns befolgte Reihenfolge der Ordnungen an:

Unterklasse	Ordnung	Gruppe
III. Unterklasse: Kloakentiere. Mit Kloakenbildung, Entwickelung ohne Mutterkuchenbildung, eierlegend, ohne Zitzen, Säugewerkzeuge schweißdrüsenartig, Beutelknochen vorhanden.	15. Gabeltiere	A. Krallensäuger.
II. Unterklasse: Beuteltiere. Ohne Kloakenbildung, Entwickelung ohne Mutterkuchenbildung, lebendig gebärend, mit Zitzen, Säugewerkzeuge talgdrüsenartig, Beutelknochen orhanden.	14. Beuteltiere	A. Krallensäuger.
I. Unterklasse: Mutterkuchentiere. Ohne Kloakenbildung, Entwickelung mit Mutterkuchenbildung, lebendig gebärend, mit Zitzen, Säugewerkzeuge talgdrüsenartig, Beutelknochen fehlend.	1. Affen	A. Krallensäuger.
	2. Halbaffen	
	3. Fledermäuse	
	4. Raubtiere	
	5. Flossenfüßer	
	6. Insektenfresser	
	7. Nagetiere	
	8. Zahnarme	
	9. Rüsseltiere	B. Hufsäuger.
	10. Unpaarzeher	
	11. Paarzeher	
	12. Seekühe	C. Fischsäuger.
	13. Waltiere	


TIERGEOGRAPHISCHE REICHE
nach
Wallace.
NORDAMERIKANISCHES REICH
(Nearktische Region)
ALTWELTLICH NORDISCHES REICH
(Paläarktische Region)
SÜDAMERIKANISCHES REICH
(Neotropische Region)
ÄTHIOPISCHES REICH
(Äthiopische Region)
ORIENTALISCHES REICH
(Orientalische Region)
AUSTRALISCHES REICH
(Australische Region)
AUSTRAL.
REICH
Westliche 0 Östl. Länge 20 v. Greenw.
Bibliographisches Institut in Leipzig.

Erste Ordnung.

Die Affen (Pitheci).

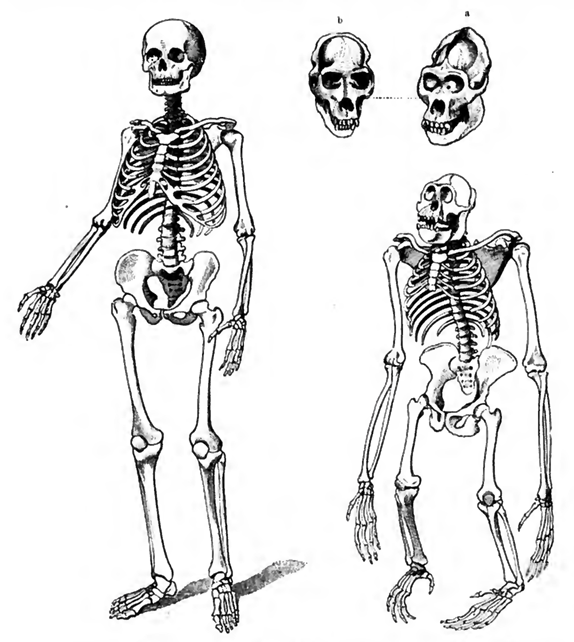
Wagler nennt die Affen „umgewandelte Menschen“ und wiederholt damit die uralte und doch immer neue Ansicht aller Völker, welche mit diesen fratzenhaften Wesen verkehrt haben und verkehren; nahezu das Gegenteil seines Ausspruches würde heutzutage gültigen Anschauungen entsprochen haben. Nicht die Affen sind umgewandelte Menschen, sondern diese vollkommener entwickelte Vettern der Affen.

Von den alten Völkern scheinen nur die Ägypter und Inder eine gewisse Zuneigung für die Affen gezeigt zu haben. Die alten Ägypter, auf deren Affenwürdigung ich zurückkommen werde, gruben ihre Bildnisse in den unvergänglichen Porphyr ein und schufen nach ihnen die Abbilder ihrer Götter; die alten Inder erbauten ihnen, wie ihre Nachkommen es heute noch thun, Häuser und Tempel. Salomo ließ sich zwar ebenfalls Affen aus Ophir kommen, und die Römer hielten solche zu ihrem Vergnügen, studierten, ihren Leib zergliedernd, an ihnen den inneren Bau des Menschen, freuten sich der drolligen Nachahmungssucht der Tiere, ließen sie wohl auch mit Raubtieren kämpfen, befreundeten sich aber nie recht mit ihnen und verkannten ebensowenig wie Salomo das „Tier“ in ihnen. Die Araber gehen noch weiter; denn sie sehen in ihnen Söhne, Enkel, Urenkel und Nachkommen des Ungerechten, denen nichts heilig, nichts achtbar, nichts zu gut und nichts zu schlecht ist, welche keine Freundschaft halten mit anderen Geschöpfen des Herrn und verflucht sind seit dem Tage, an welchem sie durch das Strafgericht des Gerechten aus Menschen zu Affen verwandelt wurden, von Allah Verdammte, welche jetzt das Bild des Teufels und des Adamssohnes in wunderlicher Vereinigung zur Schau tragen.

Wir denken nicht viel anders als die Araber. Anstatt unsere nächsten Verwandten wollen auch wir kaum mehr in ihnen erkennen als Zerrbilder unserer selbst, schleudern das Urteil der Verdammnis auf sie und finden bloß diejenigen Affen wirklich anziehend, welche die wenigste Ähnlichkeit mit den Menschen zeigen, während uns alle diejenigen Arten, bei denen diese Ähnlichkeit schärfer hervortritt, viel weniger anmuten. Unser Widerwille gegen die Affen begründet sich ebensowohl auf deren leibliche wie geistige Begabungen. Sie ähneln dem Menschen zu viel und zu wenig. In der Gestalt des Menschen zeigt sich vollendetes Ebenmaß, in der Affengestalt gibt sich oft widerliche Fratzenhaftigkeit kund. Ein einziger Blick auf das Knochengerüst des Menschen und das des Affen zeigt den in beider Anlage begründeten Unterschied, welcher jedoch keineswegs ein durchgreifender ist, vielmehr nur als ein bedingter, nicht aber unbedingter aufgefaßt werden darf. Jedenfalls ist es unrichtig, die Affen als mißgebildete Geschöpfe zu bezeichnen, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt und auch von mir selbst geschehen ist. Es gibt bildschöne, und es gibt sehr häßliche Affen; mit

dem Menschen aber ist dies nicht im geringsten anders: in einem Eskimo, Buschmann oder Neuholländer sehen wir auch kein Vorbild Apollos. An und für sich sind die Affen sehr wohl ausgestattete Tiere; mit dem höchststehenden Menschen verglichen, erscheinen sie als Zerrbilder des vollendeteren Wesens.

Die Leibesgröße der Affen spielt in weiten Grenzen; der Gorilla kommt einem starken Manne, das Seidenäffchen einem Eichhorne gleich. Auch der Bau des Leibes ist sehr ver-



Gerippe des Menschen und des Gorillas: a männlicher und b weiblicher Schädel des letzteren. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

schieden, wie die im allgemeinen treffenden Bezeichnungen „Menschen-, Hunds- und Eichhornaffe" besser als lange Beschreibungen darthun. Einige sind massig, andere schlank, diese plump, jene zierlich gebaut; die einen haben stämmige, die anderen schmächtige Gliedmaßen, die meisten lange, einige kurze, einzelne gar keine Schwänze. Ebenso verhält es sich mit der Behaarung: bei diesen deckt ein spärliches Haarkleid, bei jenen ein ziemlich dichter Pelz den Leib. Die Farben des Felles, im ganzen düster, können doch zuweilen lebhaft und

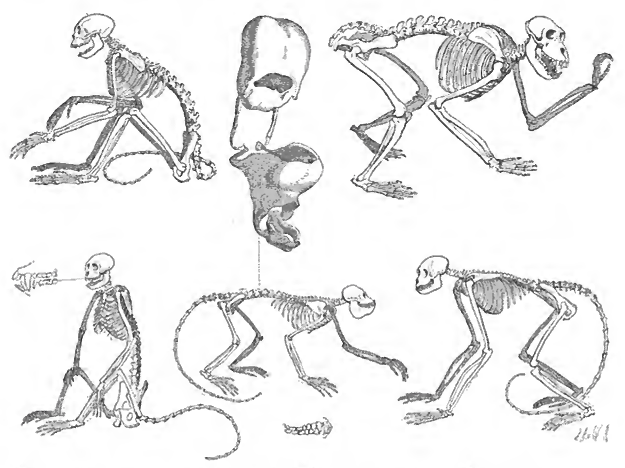
ansprechend sein, während die der nackten Teile oft geradezu grell, für unser Auge abstoßend erscheinen. Es kommen auch Weißlinge vor. Und in Siam, im Lande des „weißen Elefanten“, wo Albinos aus der Tierwelt Mode zu sein scheinen, werden schöne weiße Affen gern zahm gehalten.

Die Übereinstimmung des inneren Leibesbaues der Affen ist größer, als man, von ihrer äußeren Erscheinung folgernd, vermuten möchte. Das Gerippe enthält 12—16 Brustwirbel, 4—9 Lendenwirbel, 2—5 Kreuzbein- und 3—33 Schwanzwirbel; das Schlüsselbein ist stark; die Unterarmknochen sind getrennt und sehr beweglich, die Handwurzelknochen gestreckt, die der Finger aber teilweise verkümmert, während an den Füßen gerade der entgegensetzbare Daumen auffällt. Der Schädel ist sehr verschieden gestaltet, je nachdem der Schnauzenteil vor- oder zurücktritt und der Hirnkasten sich erweitert; die Augen liegen vorn in stark umrandeten Knochenhöhlen, und die Jochbogen stehen nicht bedeutend vom Schädel ab. Das Gebiß enthält alle Zahnarten: 2 Schneidezähne, 1 oft außerordentlich und wie bei Raubtieren entwickelter Eckzahn, 2 oder 3 Lück- und 3 Mahlzähne in jeder Kieferhälfte pflegen es zu bilden. Unter den Muskeln verdienen die der Hände unsere Beachtung, weil sie im Vergleiche zu denen der Menschenhand viel einfacher erscheinen. Der Kehlkopf befähigt nicht zu einer Sprache im menschlichen Sinne; die sackartigen Erweiterungen der Luftröhre dagegen begünstigen gellende, heulende Laute. Besonderer Erwähnung wert sind die Backentaschen, welche einige Affensippen besitzen: Ausbuchtungen der Mundhöhlenwände, welche durch eine hinter dem Mundwinkel gelegene Öffnung mit der Mundhöhle in Verbindung stehen und zur zeitweiligen Aufspeicherung der Nahrung dienen. Bei den Meerkatzen, Makaken und Pavianen erreichen sie die höchste Entwickelung und ziehen sich tiefer herab als der Unterkiefer; bei den Schlankaffen verringern sie sich bis auf ein sehr kleines Säckchen; den Menschenaffen wie denen der Neuen Welt fehlen sie gänzlich.

Man nennt die Affen oft auch Vierhänder und stellt ihnen die Zweihänder oder Menschen wegen des abweichenden Hand- und Fußbaues als grundverschiedene Tiere gegenüber. Indessen die Affen und Menschen unterscheiden sich durch ihren Hand- und Fußbau wohl merklich, aber nicht grundsätzlich. Vergleicht man Menschen- und Affenhand und Menschen- und Affenfuß, so ergibt sich, daß die einen wie die anderen nach derselben Urform gebaut sind. Der den übrigen Fingern oder Zehen entgegensetzbare Daumen findet sich nun beim Menschen nur an den Händen, bei den Krallenaffen nur an den Füßen, bei den übrigen Affen an Händen und Füßen. Ich bin weit entfernt, die Verschiedenheit der Hände und Füße bei Mensch und Affe wegleugnen zu wollen, stelle aber in Abrede, daß diese Unterschiede des Baues zu einer grundsätzlichen Trennung berechtigen könnten.

Um meiner Behauptung eine Grundlage zu geben, beschreibe ich Hand und Fuß eines jungen lebenden Schimpansen. Die mittelgroße Hand erscheint ihrer Schmalheit halber sehr lang: ihre Breite, in der Mitte des Handtellers gemessen, beträgt nur 5 cm, ihre Länge dagegen 13 cm. Der Daumen ist auffallend klein, schwach und so kurz, daß er zusammengelegt nur die Einlenkung des Zeigefingers erreicht. Die Finger, welche äußerlich wie beim Menschen in der Hälfte der Handlänge gelenken und sich ebenso wie hier abstufen, sind bedeutend kräftiger, zumal dicker als der Daumen; namentlich gilt dies für Mittel- und Ringfinger, wogegen Zeige- und Kleinfinger zumal im Vergleiche zu den menschlichen schwächer erscheinen. Auffallend kurz ist das Nagelglied der Finger, welche außerdem einen durchaus regelmäßigen Bau zeigen. Alle Nägel sind im Verhältnisse zu den menschlichen klein. Der Daumen kann den übrigen Fingern ebenso weit entgegengesetzt werden, wie dies an der menschlichen Hand der Fall ist; auch die Finger lassen sich fast ebenso weit wie die der menschlichen Hand spreizen; doch scheint die willkürliche Beweglichkeit der gesamten Hand, obgleich sie allen von mir angestellten Bewegungen im ganzen und einzelnen willig

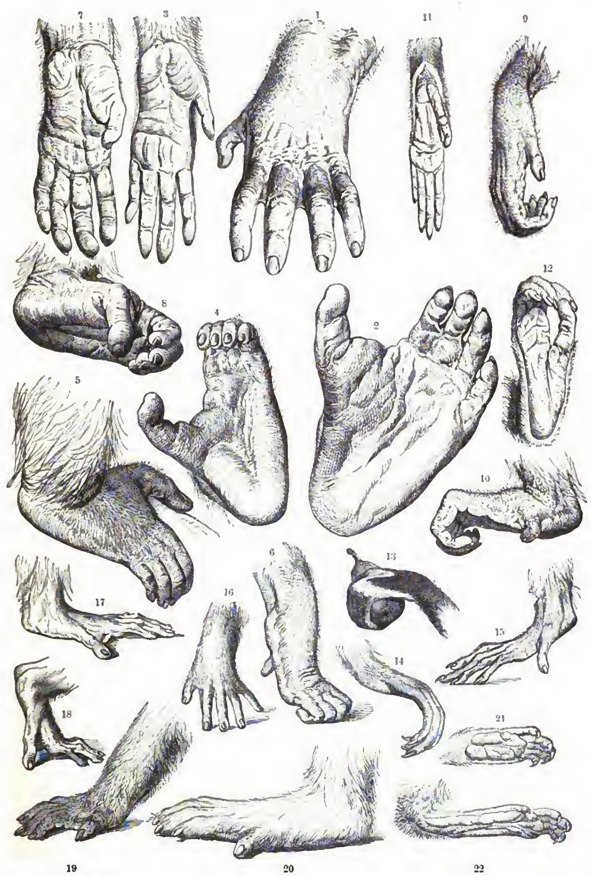
folgt, beschränkter zu sein als die der unserigen. Der Fuß ist fast genau ebenso lang wie die Hand, 12,8 cm nämlich, erscheint jedoch breiter und ist dies von der Einlenkung der Zehen wirklich, da hier die Breite reichlich 5,5 cm beträgt. Die Zehen sind verhältnismäßig länger als die menschlichen und namentlich die Daumenzehen stark entwickelt; denn während die Länge der Mittelzehe 3,8 cm beträgt, mißt die Daumenzehe 4,6 cm. Letztere kann auch ebenso gut und ebenso weit wie der Daumen den anderen Fingern den übrigen Zehen entgegengesetzt, aber ebenso ohne sonderliche Anstrengung an dieselben so fest an-



Gerippe des weiblichen Hulmans. Stimmsäcke des Brüllaffen (vergrößert). Bärenpavian.
Marimonda. Brüllaffe. Meerkatze.
(Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

geschlossen werden, daß sich beide einzig und allein in der Einlenkungsstelle nicht berühren. Im übrigen ähnelt der Fuß dem menschlichen in jeder Hinsicht, bis auf die Hautfalten der Sohle sogar, obschon diese erklärlicherweise einen etwas anderen, durch die größere Beweglichkeit der Daumenzehe bedingten Verlauf haben. Hand und Fuß sind bis zu den Knöcheln mit Haaren bekleidet, von hier an aber nackt.

Soll ich das Ergebnis einer auch auf den inneren Bau von Menschen- und Affenhand, Menschen- und Affenfuß gerichteten Vergleichung in wenige Worte zusammenstellen, so lauten diese, daß wir außer stande sind, bezüglich desselben einen durchgreifenden Unterschied zwischen Mensch und Affe aufzufinden. Selbstverständlich weichen die Glieder des Affen von den entsprechenden des Menschen ab; beide aber sind genau nach denselben Grundzügen gebaut, und die Verschiedenheiten dürfen wohl auf die Verschiedenheit der Verwendung zurückgeführt werden. Daß bei den Affen der Gegensatz zwischen Hand und Fuß leicht ersichtlich ist, lehrt ein Blick auf die nebenstehend gegebenen Abbildungen.



1 2, Gorilla; 3—8 Schimpanse; 9, 10 Orang-Utan; 11—13 Gibbon (Lar); 14, 15 Stummelaffe (Guereza); 16—18 Hutaffe; 19, 20 Pavian (Babuin); 21, 22 Krallenaffe (Seidenäffchen).

Hand und Fuß verschiedener Affen.

Ungeachtet der großen Ähnlichkeit zwischen Mensch und Affe lassen sich Unterscheidungsmerkmale aufstellen; nur darf man denselben nicht ausnahmsweise ein größeres Gewicht beilegen, als man sonst bei Vergleichung verschiedener Säugetiere zu thun pflegt. Der hagere, behaarte Leib, die langen Arme, die dünnen Beine ohne Waden, die Gesäßschwielen bei einem großen Teile der Arten, der vielen zukommende lange Schwanz und vor allem der Kopf mit dem rückliegenden und kleinen Schädel und den eingezogenen dünnen Lippen sind Kennzeichen der Affen, durch die sie sich vom Menschen deutlich unterscheiden.

Oken beschreibt die Affen im Vergleiche zu dem Menschen mit folgenden Worten: „Die Affen sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig, sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiele, indem sie dazwischen einen Streich machen wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es gibt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen thun sie bloß so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher wie in sittlicher Hinsicht.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Schilderung im wesentlichen nicht unrichtig ist. Wir wollen jedoch auch gegen die Affen gerecht sein und dürfen deshalb wirklich gute Seiten derselben nicht vergessen. Über ihre geistigen Eigenschaften in Einem abzuurteilen, ist nicht gerade leicht, weil die ganze Sippschaft zu viele sich widersprechende Eigentümlichkeiten zeigt. Man muß freilich anerkennen, daß die Affen boshaft, listig, tückisch, jähzornig, rachsüchtig, sinnlich in jeder Hinsicht, zänkisch, herrsch- und raufsüchtig, reizbar und grämlich, kurz leidenschaftlich sind, darf aber auch die Klugheit und Munterkeit, die Sanftheit und Milde, die Freundlichkeit und Zutraulichkeit gegen den Menschen, ihre Unterhaltungsgaben, ihre erheiternde Ernsthaftigkeit, ihre Geselligkeit, ihren Mut und ihr Einstehen für das Wohl der Gesamtheit, ihr kräftiges Verteidigen der Gesellschaft, welcher sie angehören, selbst gegen ihnen überlegene Feinde, und ihre oft sehr unschuldige Lust an Spielereien und Neckereien nicht vergessen. Und in einem Punkte sind sie alle groß: in ihrer Liebe gegen ihre Kinder, in dem Mitleiden gegen Schwache und Unmündige nicht allein ihrer Art und Familie, sondern selbst anderer Ordnungen, ja sogar anderer Klassen des Tierreiches.

Die geistige Ausbildung, welche die Affen erreichen können, erhebt sie zwar nicht so hoch über die übrigen Säugetiere, mit Ausschluß des Menschen, stellt sie aber auch nicht so tief unter den Menschen, als von der einen Seite angenommen, von der anderen behauptet worden ist. Die Hand, welche der Affe besitzt, gewährt ihm vor vielen Tieren so große Vorzüge, daß seine Leistungen teilweise größer erscheinen, als sie sind. Er ist gelehrig, und der Nachahmungstrieb, welchen viele seines Geschlechtes besitzen, erleichtert es ihm, Kunst oder Fertigkeiten zu erlernen. Deshalb eignet er sich nach kurzer Übung die verschiedenartigsten Kunststücke an, welche einem Hunde z. B. nur mit großer Mühe gelingen. Allein man darf nie verkennen, daß er das ihn Gelehrte immer nur mit einem gewissen Widerstreben, niemals aber mit Freude und Bewußtsein ausführt. Es hält nicht schwer, einen Affen an allerlei Verrichtungen zu gewöhnen; allein er wird dieselben nie mit derselben Sorgfalt, ich möchte sagen Gewissenhaftigkeit thun wie ein wohlerzogener Hund. Dafür haben wir den Hund aber auch Jahrtausende hindurch gezüchtet, gepflegt, gelehrt, unterrichtet und ein ganz anderes Geschöpf aus ihm gebildet, als er war, während der Affe keine Gelegenheit hatte, mit dem Menschen in nähere Verbindung zu kommen. Was Affen leisten können, wird aus dem Nachfolgenden hervorgehen und damit der Beweis geliefert werden, daß man recht hat, sie zu den klügsten aller Tiere zu zählen. Ein hoher Grad von Überlegung ist ihnen nicht abzusprechen. Sie besitzen ein vortreffliches Gedächtnis und wissen

ihre Erfahrungen verständig zu benutzen, mit wirklicher Schlauheit und List ihre Vorteile immer wahrzunehmen, bekunden überraschendes Geschick in der Verstellung und lassen es sich oft nicht merken, welche heillose Absicht sie in ihrem Gehirne ausbrüten, wissen sich Gefahren gewandt zu entziehen und finden trefflich die Mittel auf, gegen sie sich zu wahren. Auch Gemüt muß ihnen zuerkannt werden. Sie sind der Liebe und Zuneigung fähig, besitzen Dankbarkeit und äußern ihr Wohlwollen gegen diejenigen, welche ihnen Gutes thaten. Ein Pavian, welchen ich besaß, bewahrte mir unter allen Umständen seine unverbrüchliche Zuneigung, obgleich er leicht mit jedermann Freundschaft schloß. Sein Herz schien jedoch bloß für die Liebe zu mir Raum zu haben; denn er biß seinen eben gewonnenen Freund, sobald ich mich ihm und diesem nahte. Eine ähnliche Engherzigkeit habe ich bei allen Arten der Ordnung, welche ich beobachten konnte, wahrgenommen. Die Liebe, welche alle Affen gegen ihresgleichen bethätigen, spricht ebenfalls für ein tiefes Gemüt. Sehr viele Tiere verlassen die Kranken ihres Verbandes, einige töten, andere fressen sie sogar: die Affen versuchen selbst ihre Toten wegzuschleppen. Doch ist ihre Zuneigung oder Liebe im allgemeinen ebenso wetterwendisch, wie sie selbst es sind. Man braucht bloß das Affengesicht zu studieren, um sich hierüber klar zu werden. Seine Beweglichkeit ist unglaublich groß. In ebenso rascher wie unregelmäßiger Folge durchlaufen es alle nur denkbaren Ausdrücke: Freundlichkeit und Wut, Ehrlichkeit und Tücke, Lüsternheit, Genußsucht und andere Eigenschaften und Leidenschaften mehr. Und noch will es scheinen, als könne das Gesicht den Kreuz- und Quersprüngen des Affengeistes kaum folgen.

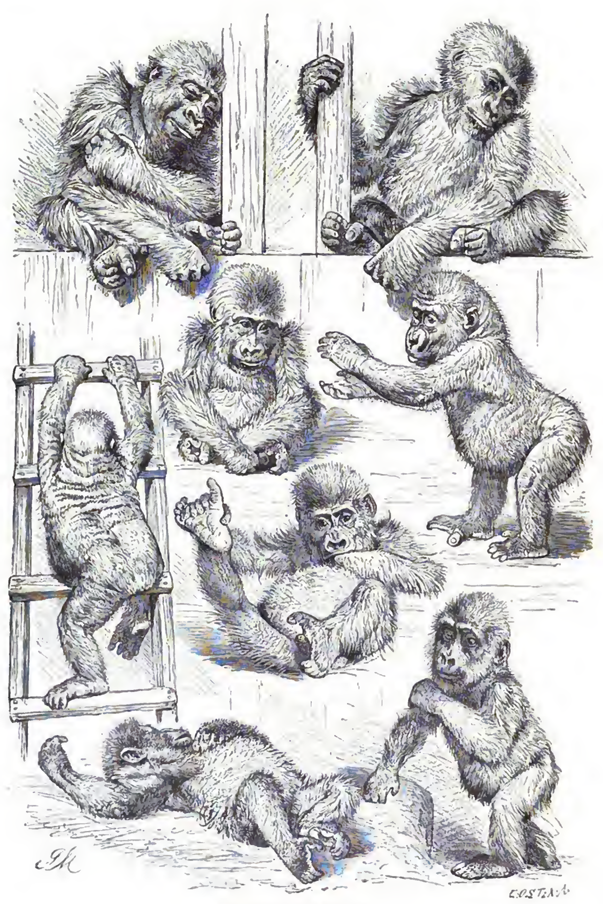
Hervorgehoben zu werden verdient, daß alle Affen trotz ihres Verstandes auf die albernste Weise überlistet und getäuscht werden. Ihre Leidenschaften tragen häufig einen vollständigen Sieg über ihre Klugheit davon. Sind jene rege geworden, so achten sie auch die plumpeste Falle nicht mehr und vergessen ihre Sicherheit gänzlich über der Absicht, ihrer Gier zu frönen. In solcher Weise beherrschen die Leidenschaften auch die klügsten Affen — just wie so manche Menschen. Ob man deshalb berechtigt ist, ihren Verstand zu unterschätzen, möchte zu bezweifeln sein.

Die Affen waren in früheren Schöpfungsabschnitten über einen größeren Teil der Erde verbreitet als gegenwärtig. Jetzt beschränkt sich ihr Vaterland auf die warmen Teile der Erde. Gleichmäßige Wärme scheint Lebensbedingung für sie zu sein. Einige Paviane steigen zwar ziemlich hoch im Gebirge empor und ertragen geringere Wärmegrade, als man vermuten möchte; fast alle übrigen Affen aber sind gegen Kälte höchst empfindlich. Jeder Erdteil besitzt seine eigenen Arten, Asien mit Afrika wenigstens eine gemeinschaftlich. In Europa kommt nur eine Art vor und zwar in einem einzigen Trupp, welcher an den Felsenwänden Gibraltars unter dem Schutze der Besatzung dieser Festung lebt. In Australien fehlen sie gänzlich. Gibraltar ist übrigens nicht der nördlichste Ort, welcher Affen besitzt; denn ein japanischer Makake geht noch weiter nach Norden hinauf, etwa bis zum 37. Grade nördlicher Breite. Nach Süden zu reichen die Affen ungefähr bis zum 35. Grade südlicher Breite, doch nur in der Alten Welt, während sich der Verbreitungskreis der Neuweltsaffen bloß etwa vom 28. Grade nördlicher Breite bis zum 29. Grade südlicher Breite erstreckt.

Der Verbreitungskreis einer Art ist ziemlich beschränkt, obwohl es vorkommt, daß in entfernten Ländern eines und desselben Erdteiles gewisse sich sehr ähnliche Arten einander entsprechen.

Die Mehrzahl der Affen gehört dem Walde an; nur ein kleiner Teil lebt auf felsigen Gebirgen. Ihre Ausrüstung weist sie auf das Klettern hin: Bäume bilden daher ihren Lieblingsaufenthalt; Felsenaffen besteigen diese bloß im Notfalle.

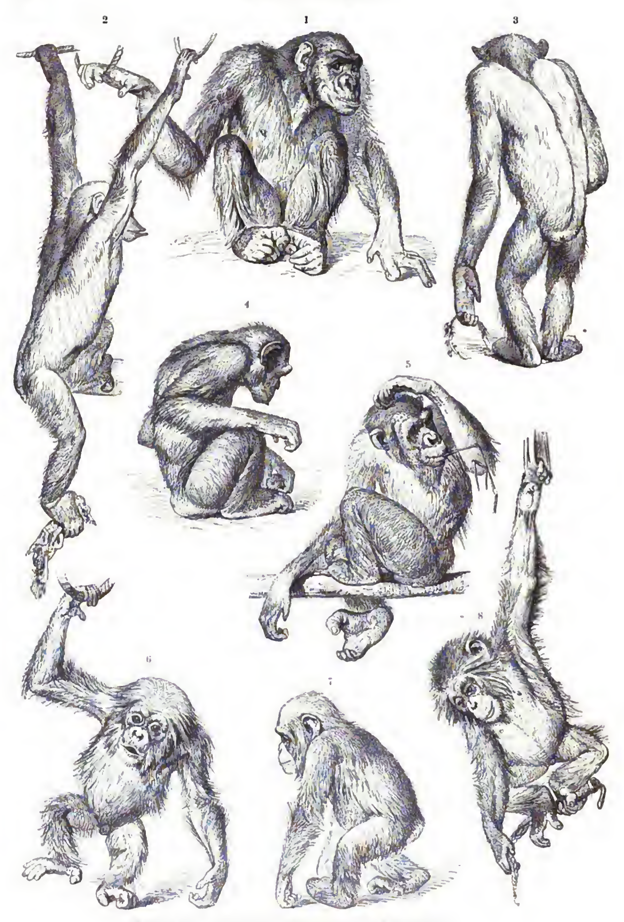
Die Affen gehören unstreitig zu den lebendigsten und beweglichsten Säugetieren. Solange sie auf Nahrungserwerb ausgehen, sind sie nicht einen Augenblick lang ruhig. Schon



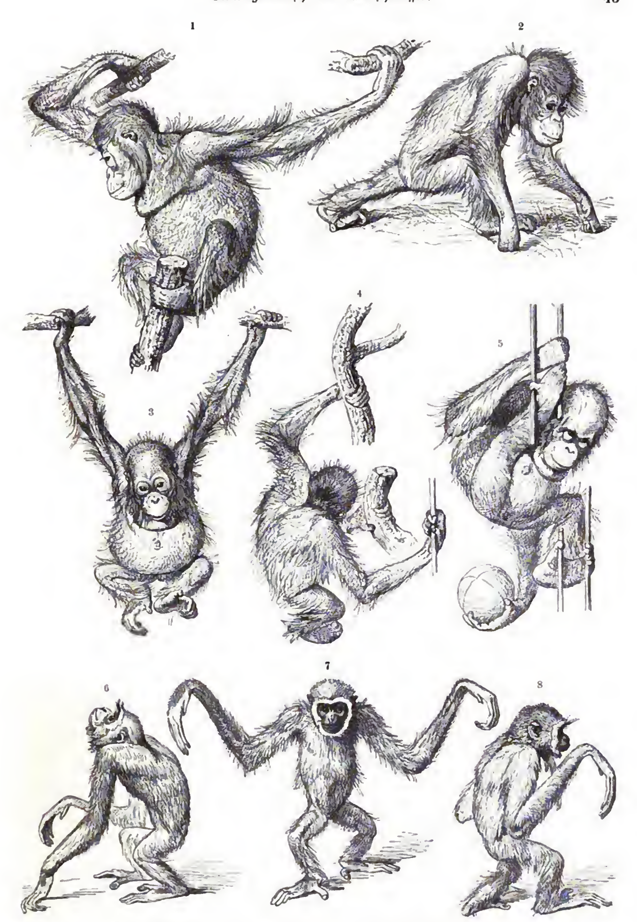
Stellungen des Gorillas.

die Mannigfaltigkeit ihrer Nahrung bedingt dies. Ihnen ist alles Genießbare recht. Früchte, Zwiebeln, Knollen, Wurzeln, Sämereien, Nüsse, Knospen, Blätter und saftige Pflanzenstengel bilden den Hauptteil ihrer Mahlzeiten; ein Kerbtier aber wird auch nicht verschmäht, Eier und junge Vögelchen sind Leckerbissen. Da gibt es nun immer etwas zu begucken, zu erhaschen oder abzupflücken, zu beriechen und zu kosten, um es entweder zu genießen oder auch wegzuwerfen. Solche Untersuchungen um das liebe Futter erfordern viel Bewegung; deshalb ist die ganze Bande niemals ruhig. Von Eigentum haben die Schelme äußerst mangelhafte Begriffe: „Wir säen, aber die Affen ernten", sagen die Araber Ost-Sudans. Felder und Gärten werden als höchst erquickliche Orte angesehen und nach Möglichkeit gebrandschatzt. Jeder einzelne Affe verwüstet, wenn er dies thun kann, zehnmal mehr, als er frißt. Gegen solche Spitzbuben hilft weder Schloß noch Riegel, weder Hag noch Mauer; sie öffnen Schlösser und steigen über Mauern hinweg, und was nicht gefressen werden kann, wird wenigstens mitgenommen, Gold und Edelsteine auch. Man muß eine Affenherde selbst gesehen haben, wenn sie auf Raub auszieht, um begreifen zu können, daß ein Landwirt sich halbtot über sie ärgern kann. Für den Unbeteiligten ist die Beobachtung der sich während des Raubzuges in ihrer ganzen Regsamkeit zeigenden Geschöpfe freilich ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Alle Künste gelten. Es wird gelaufen, gesprungen, geklettert, gegaukelt, im Notfalle auch geschwommen. Die Künsteleien auf dem Gezweige übersteigen allen Glauben. Nur die Menschenaffen und Paviane sind schwerfällig, die übrigen vollendete Gaukler: sie scheinen fliegen zu können. Sätze von 6—8 m Sprungweite sind ihnen Spaß; von dem Wipfel eines Baumes springen sie 10 m tief hernieder auf das Ende eines Astes, beugen denselben durch den Stoß tief herab und geben sich, während der Ast zurückschnellt, noch einen mächtigen Schwung, strecken Schwanz oder Hinterbeine als Steuer lang aus und durchfliegen wie ein Pfeil die Luft. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter, auch durch die fürchterlichsten Dornen, als wandele man auf getäfeltem Fußboden. Eine Schlingpflanze ist eine höchst bequeme Treppe für die Affen, ein Baumstamm ein gebahnter Weg. Sie klettern vor- und rückwärts, oben auf einem Aste hin oder unten an ihm weg; wenn man sie in einen Baumwipfel wirft, erfassen sie mit einer Hand ein Zweiglein und hängen an ihm geduldig, bis der Ast zur Ruhe kommt, steigen dann an ihm empor und so unbefangen weiter, als hätten sie sich stets auf ebenem Boden befunden. Bricht der Zweig, so fassen sie im Fallen einen zweiten, hält dieser auch nicht, so thut es doch ein dritter, und im Notfalle bringt sie ein Sturz auch nicht außer Fassung. Was sie mit der Vorderhand nicht ergreifen können, fassen sie mit der Hinterhand, oder die Breitnasen mit dem Schwanze. Dieser wird von allen als Steuer angewandt, wenn weite Sprünge ausgeführt werden sollen, dient auch sonst noch zu den verschiedensten Zwecken, sei es selbst als eine Leiter für den nächsten. Bei den Breitnasen wird er zur fünften — nein, zur ersten Hand. An ihm hängt sich der ganze Affe auf und wiegt und schaukelt sich nach Belieben; mit ihm holt er sich Nahrung aus Spalten und Ritzen; ihn benutzt er als Treppe für sich selbst; er dient anstatt der Hängematte, wenn sein Eigner Mittagsruhe halten will.

Die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihrer Bewegungen zeigt sich übrigens nur beim Klettern. In dieser Beziehung leisten selbst die Menschenaffen Erkleckliches, obgleich sie, wenigstens die höher begabten, mehr nach Art eines Menschen als nach Art anderer Ordnungsverwandten klettern. Der Gang der Affen ist immer mehr oder weniger plump und schwerfällig. Meerkatzen, Makaken, Roll- und Krallenaffen gehen noch am besten, die erstgenannten können für kurze Zeit auch so schnell laufen, daß es gewöhnlichen Hunden kaum gelingt, sie einzuholen; schon die Paviane aber humpeln in spaßhafter Weise dahin. Der Gang der Menschenaffen ist kaum noch Gang zu nennen. Während jene mit der ganzen Sohle auftreten, stützen diese sich auf die eingeschlagenen Knöchel der Finger ihrer Hände und werfen



Stellungen verschiedener Menschenaffen (Schimpansen).



Stellungen verschiedener Menschenaffen (1–5 Orang-Utan, 6–8 Gibbon)

den Leib schwerfällig vorwärts, so daß die Füße zwischen die Hände zu stehen kommen. Dabei werden letztere seitlich aufgesetzt, die Tiere stützen sich also auf die eingeschlagene Faust der Hände und auf die Außenseite oder äußere Kante der Füße, deren Mittelzehen oft ebenfalls unter die Sohle gekrümmt werden, wogegen die große, weit abstehende Zehe als wesentliche Stütze des Leibes dient. Nur die Gibbons scheinen nicht im stande zu sein, in solcher Weise zu laufen, gehen vielmehr auf dem Boden in der Regel aufrecht, strecken dabei alle Zehen aus, spreizen die Daumenzehe bis zu einem rechten Winkel vom Fuße ab und halten sich mittels der ausgebreiteten Arme im Gleichgewichte, recken dieselben auch um so weiter aus, je schneller sie forttrippeln. Auch viele Hunds-, Neuwelts- und selbst Krallenaffen vermögen längere oder kürzere Strecken aufrecht gehend zurückzulegen; alle aber fallen, wenn sie das Gleichgewicht nicht länger erhalten können, auf die Vorderglieder nieder und gehen bei ernsterem Laufe, beispielsweise wenn sie verfolgt werden oder zum Kampfe schreiten wollen, stets auf allen vieren. Die beigegebenen Tafeln bringen verschiedene Stellungen der Menschen-, später folgende Abbildungen solche der übrigen Affen zur Anschauung.

Einige Sippen der Ordnung schwimmen vortrefflich, andere gehen im Wasser unter wie Blei. Zu ersteren gehören die Meerkatzen, von denen ich einige mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit über den Blauen Nil schwimmen sah, zu den letzteren wahrscheinlich die Paviane und vielleicht auch die Brüllaffen; von jenen ertrank uns einer, als wir ihn baden wollten. Die Schwimmunkundigen scheuen das Wasser in hohem Grade: man hat eine fast verhungerte Familie von Brüllaffen auf einem Baume gefunden, dessen Fuß durch Überschwemmung unter Wasser gesetzt worden war, ohne daß die Affen es gewagt hätten, nach anderen, kaum 60 Schritt entfernten Bäumen sich zu retten. Ulloa, welcher über brasilianische Tiere schrieb, hat daher für die armen, schwimmunkundigen Tiere eine hübsche Brücke erfunden, welche gewiß sehr gute Dienste leisten würde, wenn — die Affen sie benutzen wollten. Er erzählt, daß je ein Brüllaffe mit seinen Händen den Schwanz eines anderen packe, und daß in dieser Weise die ganze Gesellschaft eine lange Kette aus lauter Affengliedern bilde, welche vermittelst des Schwanzes des Endgliedaffen am Wipfel eines Uferbaumes befestigt und hierauf durch vereinigte Kraft aller Glieder in Schwingungen gesetzt werde, bis das Vorderglied den Zweig eines Baumes des jenseitigen Ufers erfassen und sich dort festhalten könne. Auf der solchergestalt hergerichteten Brücke sollen nun zuerst die Jungen und Schwächeren auf das andere Ufer übersetzen, dann aber der Vorderaffe die ganze Kette, deren Endglied seine Klammer löst, zu sich hinüberziehen. Prinz von Wied, ein sehr gewissenhafter Beobachter, nennt diese Erzählung bei ihrem rechten Namen: „eine spaßhafte Fabel“.

Alle Affen sind außerordentlich starkgliederig und heben Lasten, welche verhältnismäßig für unsere schwachen Arme zu schwer sein würden: ein Pavian, den ich besaß, hing sich viele Minuten lang an einem Arme auf und hob seinen dicken Leib daran in die Höhe, so hoch es der Arm zuließ.

Das gesellige Leben der Affen ist ein für den Beobachter sehr anziehendes. Wenige Arten leben einsiedlerisch, die meisten schlagen sich in Banden zusammen. Von diesen erwählt sich jede einzelne eine ständige Heimat, welche größeren oder geringeren Umfang haben kann. Die Wahl fällt regelmäßig auf Gegenden, welche in jeder Hinsicht günstig scheinen. Etwas zu knacken und zu beißen muß es geben, sonst wandert die Bande aus. Waldungen in der Nähe menschlicher Ansiedelungen sind ihnen in dürftigen Gebieten Paradiese: der verbotene Baum darin kümmert die Affen nicht, wenn nur die Äpfel auf ihm gut sind. Mais- und Zuckerrohrfelder, Zwiebel-, Obst-, Melonen- und Bananenanpflanzungen gehen über alles andere; Dorfschaften, in denen jeder, welcher die unverschämten Spitzbuben züchtigt, den Aberglauben der Bewohner zu fürchten hat, sind auch nicht übel. Wenn sich die

Bande erst über den Wohnort geeinigt hat, beginnt das wahre Affenleben mit all seiner Lust und Freude, seinem Kampf und Streit, seiner Not und Sorge. Das stärkste oder älteste, also befähigtste männliche Mitglied einer Herde schwingt sich zum Zugführer oder Leitaffen auf. Diese Würde wird ihm nicht durch das allgemeine Stimmrecht übertragen, sondern erst nach sehr hartnäckigem Kampfe und Streite mit anderen Bewerbern, d. h. mit sämtlichen übrigen alten Männchen, zuerteilt. Die längsten Zähne und die stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone: in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit gegen das schwächere Geschlecht übt er nicht: im Sturme erringt er der Minne Sold. Kein weibliches Glied der Bande darf sich einer albernen Liebschaft mit irgend welchem Grünschnabel hingeben. Seine Augen sind scharf, und seine Zucht ist streng; er versteht in Liebessachen keinen Spaß. Auch die Äffinnen, welche sich oder besser ihn vergessen sollten, werden gemaulschellt und zerzaust, daß ihnen der Umgang mit anderen Helden der Bande gewiß verleidet wird; der betreffende Affenjüngling, welcher die Haremsgesetze des auf sein Recht stolzen Sultans verletzt, kommt noch schlimmer weg. Die Eifersucht macht diesen furchtbar. Es ist auch thöricht von einer Äffin, solche Eifersucht heraufzubeschwören; denn der Leitaffe ist Manns genug für sämtliche Äffinnen seiner Herde. Wird diese zu groß, dann sondert sich unter der Führung eines inzwischen stark genug gewordenen Mitbruders ein Teil vom Haupttrupp ab und beginnt nun für sich den Kampf und den Streit um die Oberherrschaft in der Leitung der Herde und in der Liebe. Kampf findet immer statt, wo mehrere nach gleichem Ziele streben; bei den Affen vergeht aber sicher kein Tag ohne Streit und Zank. Man braucht eine Herde nur kurze Zeit zu beobachten und wird gewiß bald den Streit in ihrer Mitte und seine wahre Ursache kennen lernen.

Im übrigen übt der Leitaffe sein Amt mit Würde aus. Schon die Achtung, welche er genießt, verleiht ihm Sicherheit und Selbständigkeit, welche seinen Untergebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt. So sieht man, daß selbst die Äffinnen sich bemühen, ihm die höchste Gunst, welche ein Affe gewähren oder nehmen kann, zu teil werden zu lassen. Sie beeifern sich, sein Haarkleid stets von den lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten, und er läßt sich diese Huldigung mit dem Anstande eines Paschas gefallen, welchem eine Lieblingssklavin die Füße kraut. Dafür sorgt auch er treulich für die Sicherheit seiner Bande und ist deshalb in beständiger Unruhe. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke, keinem Wesen traut er, und so entdeckt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr.

Die Affensprache darf ziemlich reichhaltig genannt werden; wenigstens verfügt jeder Affe über sehr wechselnde Laute für verschiedenartige Erregungen. Auch der Mensch erkennt bald die Bedeutung dieser Laute. Der Ausruf des Entsetzens, welcher stets die Mahnung zur Flucht in sich schließt, ist besonders bezeichnend. Er läßt sich allerdings sehr schwer beschreiben und noch weniger nachahmen; man kann eben nur sagen, daß er aus einer Reihe kurzer, abgestoßener, gleichsam zitternder und mißtöniger Laute besteht, deren Wert der Affe durch die Verzerrung des Gesichtes noch besonders erläutert. Sobald dieser Warnungston laut wird, nimmt die Herde eiligst die Flucht. Die Mütter rufen ihre Kinder zusammen; diese hängen im Nu an ihnen fest, und mit der süßen Bürde beladen, eilen sie so schnell als möglich nach dem nächsten Baume oder Felsen. Erst wenn der Leitaffe sich wieder ruhig zeigt, sammelt sich die Herde und beginnt dann nach kurzer Zeit den Rückweg, um die unterbrochene Plünderung wieder aufzunehmen.

Pechuel-Loesche, der Affen vornehmlich in westafrikanischen Wildnissen beobachtete, weiß folgendes über sie mitzuteilen: „Affen, besonders Meerkatzen, gibt es in großer Menge,

doch nicht allerorten. In verschiedenen Gegenden könnte man jahrelang leben, ohne auch nur einen zu sehen. Sie lieben nicht die Savannen mit ihren verstreuten Buschwäldern und Gehölzen, sondern bevorzugen die Wasserwälder der Flußniederungen und die Regenwälder der Gebirge. Die Nähe des Wassers ist ihnen Bedürfnis. Nur ausnahmsweise, wenn etwa leckere Beeren in der Savanne reifen, oder wenn die vielbegehrten Grashüpfer recht zahlreich auftreten, unternehmen die Waldaffen weitere Streifzüge aus ihrer Heimat in das Grasland. Dann begegnet man ihnen bisweilen in recht trockenen Steppenflecken, wo sie zwischen verdorrten und geknickten Grasbüscheln der Jagd auf Insekten obliegen oder im vielteiligen Gezweige des Gestrüppes umhersteigen, um Früchte zu pflücken. Paviane bevorzugen diese öderen Landschaften, wenn sie nur steinig und gebirgig sind. Die in Südwestafrika sehr zahlreich vertretenen Tschakmas habe ich im Hererolande regelmäßig nur in den trostlosesten Felseneinöden angetroffen, wo sie, auf den Höhen sitzend und entlang wandernd, den Fremdling mit weithallendem Gebelle begrüßen.

„Die Meerkatzen schwimmen ausgezeichnet, die Paviane, mit Ausnahme des Mandrills, den ich kräftig schwimmen gesehen habe, wahrscheinlich schlecht oder gar nicht, da sie hauptsächlich Gebiete bewohnen, die keine Gelegenheit zu Übungen im Wasser darbieten. Den menschenähnlichen Affen scheinen breite und tiefe Gewässer unüberwindliche Schranken zu sein. Da die in den üppigen tropischen Urwäldern lebenden Affen Überfluß an Nahrung haben, fügen sie den Pflanzungen der Eingeborenen keinen großen Schaden zu; man hört wenigstens darüber nicht klagen. Nur Schimpansen und Gorillas sollen Maniok und Erdnüsse ausgraben sowie die Früchte der Musaceen stehlen. Mir bekannte wohlgepflegte Gärten und Pflanzungen vieler Faktoreien sowie die unseren um Tschintschotscho an der Loangoküste sind in Jahren von wilden Affen niemals geplündert worden, während freilich die in unserem Gehöfte zahm gehaltenen sie recht gern besuchten. Dagegen schädigten Meerkatzen mehrmals unseren in öder Berggegend am Kongo, bei Vivi, angelegten Garten in frühester Morgenstunde. So ist wohl anzunehmen, daß namentlich die Affen, die überhaupt in armen Gegenden leben oder sie gelegentlich auf Streifzügen besuchen, die angebauten Feldfrüchte als willkommene Beute betrachten.

„Wer Affen überlisten will, muß sehr vorsichtig zu Werke gehen. Besonders im Walde sind sie weit öfter zu hören als zu erblicken. Es erfordert Übung, bis das Auge geschickt wird, die beweglichen und gewandten Turner zwischen den Laubmassen zu erkennen, und nur zu oft verkünden ängstliche wie zornige Warnungsrufe, daß sie ihren Feind früher entdeckt haben. Mit hurtigen Sprüngen entfliehen sie aus dem Schußbereiche oder verbergen sich ganz still zwischen schützenden Blättern, um leise davonzuschleichen. Obwohl sie viel Leichtsinn besitzen und manchmal den Menschen mit erstaunlicher Unbefangenheit betrachten, sind sie doch in der Regel sehr scheu und beim Schmausen wie bei den tollsten Spielen sehr achtsam auf alles, was um sie vorgeht.

„Am besten sind sie in den Morgen- und Abendstunden zu erlegen, wenn man im Kahne längs des Ufers mit dem Strome treibt, und recht gut mittels des Feldstechers zu beobachten, wenn man sich in der Mitte eines breiten Gewässers hält. Auch ist es lohnend, sich an einem günstigen Orte im Walde anzustellen, wo Bäume mit leckeren Früchten wachsen, oder sich anzubirschen, wenn der nicht zu verkennende Lärm von ferne eine wandernde Schar ankündigt. Unter solchen Umständen mag der Jäger beim hastigen Anlaufen sogar Geräusch im Buschwerke verursachen, ohne befürchten zu müssen, daß er sich verrate; sobald er aber in Bewegung gesehen wird, ist es mit der Jagd vorbei. Die behenden Tiere enteilen in der Höhe viel schneller, als er ihnen, durch Gewächse behindert, auf der Erde zu folgen vermag. Schon ein rasches Wenden des Auges, das Begegnen des Blickes genügt, sie zu vertreiben. Verhält man sich aber vollkommen still, ist man im Buschwerke wohl

verborgen, so kann man die übermütige Gesellschaft in unmittelbarer Nähe schmausen sehen, während Kerne, Schalen und angebissene Früchte herabregnen.

„Gleich den Graupapageien verwüsten die Affen, wenn sie aus dem Vollen wirtschaften können, sehr viel mehr, als sie verzehren. Unter einer Ölpalme mit reifen Fruchtständen liegen unversehrte und angebissene Früchte wie gesäet umher. Es muß ihnen recht schwierig sein, in den festgeschlossenen stacheligen Fruchtstand die erste Lücke zu brechen; man sieht es deutlich, wie sie von allen Seiten versuchen, die Stacheln wegbeißen und mit den Fingern bohren. Die Papageien sind vermöge ihres kräftigen Schnabels weit geschickter für diese Arbeit, die dann von den Affen weitergeführt wird. Unter einer stattlichen Anacardiacee mit kirschengroßen, in Trauben hängenden Früchten liegen in der Reifezeit, wenn die vergeudende Sippschaft einen Besuch abgestattet hat, die pflaumenblauen Beeren so dicht umhergestreut, daß man manchmal nicht gehen kann, ohne bei jedem Schritte etliche zu zertreten. Ähnlich ist es bei anderen guten Fruchtbäumen. Die scheinbare Verschwendung hat indes ihren Nutzen: des Nachts halten allerlei nicht kletternde Tiere, namentlich Wildschweine, eine dankbare Nachlese, und der erfahrene Jäger belauert sie dort.

„Um die heiße Mittagszeit pflegen die Affen der Ruhe im Waldesdunkel; bis 9 Uhr morgens und nach 4 Uhr nachmittags sind sie am regsten und kommen dann besonders gern an die Ufer der Gewässer.

„Alle mir bekannten Affenarten sind außerordentlich zählebig und bedürfen einer sehr gut sitzenden Kugel oder eines starken Schrotschusses — letzterer, Hasenschrot, ist für die meisten vorzuziehen — um unter Feuer zu verenden. Hat man sie nicht nahe und sicher, so schießt man besser gar nicht, weil die bloß verwundeten Tiere doch nicht zu erlangen sind. Bei strenger Beachtung dieser guten alten Jagdregel wird man nie in die traurige Lage kommen, einem sich in Todesqualen windenden Affen den Gnadenschuß geben zu müssen.

„Das Fleisch der Jungen und die Leber aller Altersklassen ist zart und auch wohlschmeckend, doch hindern die begleitenden Gedanken den Europäer, sich mit der Speise auszusöhnen. Es soll übrigens keineswegs auf die so häufig hervorgehobene Ähnlichkeit eines zubereiteten Affen mit einem Kinde angespielt werden. Dieser verbrauchte und gänzlich unpassende Vergleich sollte endlich aus Reisebeschreibungen verschwinden, denn ungefähr mit dem nämlichen Rechte könnte ein gebratener Hase kinderähnlich genannt werden. Die Menschenähnlichkeit des Affen liegt in seinen Bewegungen, nicht in seiner Körperform. Eine Ausnahme bilden die seltenen Menschenaffen. Vielleicht könnte man sie, wenn sie am Spieße stecken, mit einiger Phantasie bei flüchtigem Hinblicke für Menschen halten. Aber schwerlich haben die Reisenden, welche immer wieder jenen beunruhigenden Vergleich vorbringen, jemals einen Schimpansen, viel weniger einen Gorilla braten sehen.“

Mut kann man den Affen nicht absprechen. Die stärkeren stellen sich selbst furchtbaren Raubtieren und dem noch gefährlicheren Menschen kühn zur Wehre und lassen sich auf Kämpfe ein, deren Ausgang für manchen Angreifer mindestens zweifelhaft ist. Selbst die zierlichen Meerkatzen gehen, gereizt oder in die Enge getrieben, ihren Gegnern zu Leibe. Größere Affen, namentlich Menschenaffen und Paviane, besitzen in ihren Zähnen furchtbare Waffen und können es mit einem Feinde wohl aufnehmen. Weibliche Affen lassen sich nur, wenn sie sich ihrer Haut wehren oder ihr Junges verteidigen müssen, in Streit ein, bethätigen dann aber ebenso große Tapferkeit wie die Männchen. Schon mit den größeren Pavianarten beginnt ohne Feuergewehr kein Eingeborener einen Kampf; dem Gorilla gegenüber wird er nicht einmal durch das Feuergewehr in allen Fällen zum überlegenen Gegner. Jedenfalls ist der Jähzorn, die beispiellose Wut der Affen, welche ihre Stärke noch bedeutend steigert, sehr zu fürchten, und die Gewandtheit, welche sie alle besitzen, nimmt ihrem Feinde nur zu häufig die Gelegenheit, ihnen einen entscheidenden Schlag beizubringen.

Sie kämpfen mit Händen und Zähnen, schlagen, kratzen und beißen. Vielverbreitete Angaben über andere Verteidigungsweisen sind durch sorgfältige Beobachtungen nicht bestätigt worden. „Es wird erzählt“, sagt Pechuel-Loesche, „daß die Affen sich mit abgebrochenen Ästen wehren, und es wird ziemlich allgemein angenommen, daß sie Steine, Früchte, Holzstücke und andere Gegenstände von oben herab auf ihre Gegner schleudern. Dieser Glaube entspringt wohl durchweg ungenauen Beobachtungen. Seine Anhänger und Verbreiter sahen vielleicht doch nur, was sie nach den mannigfaltigen Berichten voraussetzten, nicht, was wirklich geschah. Baumaffen brechen im übermütigen Spiele dürres Geäst ab, indem sie darauf springen, wippen und daran rütteln, aber sie werfen nicht damit nach einem etwa unten Stehenden, ebensowenig wie mit Früchten oder anderen Gegenständen, die sie vielleicht in den Händen halten und natürlich fallen lassen, wenn sie erschreckt werden und fliehen. Auch Paviane, davon ich besonders die Tschakmas zu hunderten recht oft und sorgfältig beobachten konnte, denken nicht daran, von ihren Felsensitzen mit Steinen nach Verfolgern zu werfen. Von den Stellen, wo sie sich gerade befinden, rollen und fallen zwar Felsbrocken herab, aber nur zufällig und auch dann, wenn kein Feind in Sicht ist. Denn die kräftigen Tiere wenden eifrig loses Gestein um, weil darunter allerlei Getier haust, dem sie nachstellen. Auch bei ihrem Umherklettern und lustigen Spielen, bei ihrer Flucht bringen sie — wie der Mensch, der an Berghalden herumsteigt — manche Felstrümmer aus dem Gleichgewichte, lösen sie Geröllanhäufungen, die dann zu Thal prasseln; ferner verursachen sie dies aus reinem Mutwillen, so wie Baumaffen einen brüchigen dürren Zacken loswippen. Ich habe mit meiner Frau, der das Gebaren der Paviane, als der oftmals einzigen und sehr lärmenden Lebewesen in den Felseneinöden Südwestafrikas, viel Vergnügen bereitete, gerade dieses Treiben eingehend beobachtet, um mich besonders davon zu überzeugen, ob sie wirklich werfen. Dies thun sie sicherlich nicht. Wohl aber können wir uns erklären, wie die entgegengesetzte Auffassung entstanden ist. Sind nämlich Tschakmas beunruhigt und gereizt, etwa weil man in der Nähe ihrer Felsensitze schleicht oder klettert, dann springen sie aufgeregt umher, bellen und grunzen, schlagen herausfordernd mit den Vorderhänden auf den Boden, scharren mit den Hinterbeinen und schnellen dabei auch allerlei lockere Gegenstände, besonders Felstrümmer, fort, an denen sie gleichsam ihr Mütchen kühlen. Selbstverständlich rollen und hüpfen manche der nach beliebigen Seiten geschnellten Steine die Gehänge und Wände hinab — aber ein zielbewußtes Abrollen oder gar Werfen ist das doch nicht zu nennen. Davon habe ich endlich auch im Lande lebende Europäer überzeugt, die bis dahin fest an das Steinschleudern der Affen glaubten. Ganz so werden es wohl auch andere Pavianarten treiben, die ich in der Wildnis nicht gesehen habe. Jeder Reisende sollte nur seinen eigenen Augen trauen und keine Gelegenheit versäumen, unbefangene sorgfältige Beobachtungen anzustellen.“

In der Gefangenschaft halten fast alle Affenarten gute Freundschaft; doch bildet sich bald ein ähnliches Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnis wie unter einer freilebenden Bande. Der Stärkste erringt auch hier die Oberherrschaft und knechtet und peinigt den Schwächeren so lange, bis dieser sich fügt. Zarte Rücksicht zu nehmen, ist nicht der Affen Art; Übermut macht sich jederzeit geltend, selbst inniggeliebten Pfleglingen gegenüber. Größere Arten, und zwar die Männchen ebensowohl wie die Weibchen, nehmen sich der kleineren, hilfloseren regelmäßig an; starke Äffinnen zeigen selbst Gelüste nach kleinen Menschenkindern oder allerlei jungen Tieren, welche sich tragen lassen. So abscheulich der Affe sonst gegen Tiere ist, so liebenswürdig beträgt er sich gegen Tierjunge oder Kinder, am liebenswürdigsten natürlich gegen die eigenen, und daher ist die Affenliebe sprichwörtlich geworden.

Die Affen gebären ein Junges, wenige Arten zwei. Dies ist regelmäßig ein kleines, häßliches Geschöpf, ausgestattet mit doppelt so lang erscheinenden Gliedmaßen, wie seine

Eltern sie besitzen, und einem Gesichte, welches seiner Falten und Runzeln halber dem eines Greises ähnlicher sieht als dem eines Kindes. Dieser Wechselbalg ist aber der Liebling der Mutter, und sie hätschelt und pflegt ihn in rührender oder — lächerlicher Weise; denn die Affenliebe streift, mindestens in unseren Augen, an das Lächerliche. Das Kind hängt sich bald nach seiner Geburt mit beiden Vorderhänden an dem Halse, mit beiden Hinterhänden aber an den Weichen der Mutter fest, in der geeignetsten Lage, die laufende Mutter nicht zu behelligen und ungestört zu saugen. Ältere Affenkinder springen bei Gefahr auch wohl auf Schulter und Rücken ihrer Eltern.

Anfangs ist der Affensäugling gefühl- und teilnahmlos, um so zärtlicher aber die Mutter. Sie hat ohne Unterlaß mit ihm zu thun; bald leckt sie ihn, bald laust sie ihn wieder, bald drückt sie ihn an sich, bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wolle sie sich an seinem Anblicke weiden, bald legt sie ihn an die Brust, bald schaukelt sie ihn hin und her, als wolle sie ihn einwiegen. Plinius versichert ernsthaft, daß Äffinnen ihre Jungen aus Liebe zu Tode drücken; in der Neuzeit ist dies niemals beobachtet worden. Nach einiger Zeit beginnt der junge Affe mehr oder weniger selbständig zu werden, verlangt namentlich ab und zu ein wenig Freiheit. Diese wird ihm gewährt. Die Alte läßt ihn aus ihren Armen, und er darf mit anderen Affenkindern scherzen und spielen; sie aber verwendet keinen Blick von ihm und hält ihn in beständiger Aufsicht, geht ihm übrigens willig auf allen Schritten nach und erlaubt ihm, was sie gewähren kann. Bei der geringsten Gefahr stürzt sie auf ihn zu, läßt einen eigentümlichen Ton hören und ladet ihn durch denselben ein, sich an ihre Brust zu flüchten. Etwaigen Ungehorsam bestraft sie mit Knüffen und Püffen, oft mit förmlichen Ohrfeigen. Doch kommt es selten dazu; denn das Affenkind ist so gehorsam, daß es manchem Menschenkinde zum Vorbilde dienen könnte, und gewöhnlich genügt ihm der erste Befehl seiner Mutter. In der Gefangenschaft teilt sie, wie ich mehrfach beobachtet habe, jeden Bissen treulich mit ihrem Sprößlinge und zeigt an seinem Geschicke einen solchen Anteil, daß man sich oft der Rührung nicht erwehren kann. Der Tod eines Kindes hat in vielen Fällen das Hinscheiden der gefangenen Mutter zur Folge. Stirbt eine Äffin, so nimmt das erste beste Mitglied der Bande die Waise an Kindes Statt an, und die Zärtlichkeit gegen ein Pflegekind der eigenen Art ist kaum geringer als die, welche dem eigenen Kinde zu teil wird. Bei anderartigen Pfleglingen ist dies anders: hier zeigt sich der Affe oft als unerklärliches Rätsel. Er pflegt seinen angenommenen Liebling nach Möglichkeit, drückt ihn an sich, reinigt ihn, behält ihn unter steter Aufsicht, gibt ihm aber gewöhnlich nichts zu fressen, sondern nimmt das für das Pflegekind bestimmte Futter ohne Gewissensbisse zu sich, hält jenes auch, während er frißt, sorgsam vom Napfe weg. So habe ich an Pavianen beobachtet, wenn sie junge Hunde oder Katzen zu Pfleglingen erkoren hatten.

Es ist noch nicht ermittelt, wie viele Jahre der Affe durchschnittlich zu seinem Wachstume braucht. Daß diese Zeit bei den größeren Arten eine längere als bei den kleineren ist, versteht sich wohl von selbst. Meerkatzen und amerikanische Affen sind vermutlich in 3—4 Jahren erwachsen, Paviane aber bedürfen 8—12 Jahre zu ihrem Wachstume, und die größeren Menschenaffen erreichen wahrscheinlich noch viel später ihre Mannbarkeit, da bei ihnen der Zahnwechsel kaum in einem früheren Lebensabschnitte als beim Menschen eintritt. Im Freileben scheinen alle Affen wenigen Krankheiten ausgesetzt zu sein; mindestens weiß man nichts von Seuchen, welche dann und wann unter ihnen wüten sollten. Wie hoch sie ihr Alter bringen, kann nicht bestimmt werden; doch darf man wohl annehmen, daß die Menschenaffen auch ein volles Menschenalter erreichen, vielleicht noch älter werden als der Mensch. Bei uns zu Lande leiden alle außerordentlich. Gewöhnlich pflegt die Lungenschwindsucht ihr Leben zu beenden. Ein kranker Affe ist eine Erscheinung, welche jedermann rühren muß. Der sonst so heitere Gesell sitzt traurig und elend da und schaut

den mitfühlenden Menschen kläglich bittend, ja wahrhaft menschlich in das Gesicht. Je mehr er seinem Ende zugeht, um so milder wird er; das Tierische verliert sich, und die edlere Seite seines Geistes zeigt sich heller. Er erkennt jede Hilfe mit größtem Danke, sieht bald in dem Arzte seinen Wohlthäter, nimmt ihm gereichte Arzneien willig ein, gestattet sogar wundärztliche Eingriffe, ohne sich zu wehren. Auch bei übrigens gesunden Affen kränkelt in der Regel wenigstens der Schwanz; sein Ende wird wund, eitert, bekommt den Brand, und ein Glied nach dem anderen fällt ab.

Ich weiß nicht, ob ich irgend einen Affen als Hausgenossen anraten darf. Die munteren Gesellen bereiten viel Vergnügen, verursachen aber noch weit mehr Ärger. Auf lose Streiche aller Art darf man gefaßt sein, und wenn man eben nicht die Geisteskräfte des Affen studieren will, bekommt man jene doch bald gründlich satt. Die größeren Arten werden auch mitunter gefährlich; denn sie beißen und kratzen fürchterlich. Als frei herumgehendes Haustier ist der Affe nicht zu dulden, weil sein ewig regsamer Geist beständig Beschäftigung verlangt. Wenn sein Herr solche ihm nicht gewährt, schafft er sie sich selbst und dann regelmäßig nicht eben zum Vorteile des Menschen. Einige Arten sind schon wegen ihrer Unanständigkeit nicht zu ertragen.

Das Leben und Treiben der zahmen, fast als Haustiere zu betrachtenden Affen in der Station der Loango-Expedition, wo außer Gorilla und Schimpansen noch mehrere Arten Meerkatzen, Mandrille und ein Mohrenaffe beobachtet wurden, schildert Pechuel-Loesche folgendermaßen: „Ein sehr fesselnder Charakterzug unserer Affen war es, irgend ein Geschöpf oder Ding zum Gegenstande ihrer Neigung oder doch Sorgfalt zu erwählen. Daraus erwuchsen die sonderbarsten Tierfreundschaften. Es ist ja allgemein bekannt, daß Affen die Kinder selbst irgend welcher anderen Art ohne weiteres annehmen, auf das zärtlichste beschützen und sich selbst von den Toten nicht trennen wollen. Wenn unser Schäferhund Trine uns wieder mit Jungen beschenkt hatte und diese von Flöhen wimmelten, so setzten wir sie zu den Meerkatzen ins Affenhaus. Dort wurden sie freudig aufgenommen, gleich emsig wie zart gesäubert und gehätschelt, während der alte Hund von außen ganz verständig zusah. Ein großes Gezeter gab es aber, wenn wir die Pfleglinge wieder abholten; man hatte sie unter sich verteilt und gedachte offenbar, sie dauernd zu behalten.

„Der übermütige Mohrenaffe hielt treu zusammen mit dem Gorilla und mit dem Regenten des Gehöftes: dem stattlichen glatthaarigen Hammel Msuka. Der Pavian Jack hatte Freundschaft mit einem straffen Ferkel geschlossen und versuchte auf dessen Rücken öfters die seltsamsten Reiterkünste; später trat an Stelle des munteren Schweinchens ein herangewachsener Hund, mit dem er in drolligster Weise spielte. Die unwirsche Isabella hatte sich einen Graupapagei erwählt; als sie ihm aber eines Tages die schönen roten Schwanzfedern einzeln auszurupfen begann, löste sich der merkwürdige Freundschaftsbund.

„Der Mohrenaffe vertrug sich mit den Meerkatzen ausgezeichnet, wenn er und sie sich in vollständiger Freiheit austummeln durften; dann tollten sie gemeinschaftlich im Gehöfte, über Dächer, in Garten und Feld. Anders, wenn er angelegt war und die Meerkatzen in ihrer Behausung saßen; dann führten sie Krieg gegeneinander durch die Gitterstäbe des Affenhauses: Mohr schlug hinein, zauste und knuffte die zierlicheren Genossen, wenn immer er sie greifen konnte. Und diese hatten es auf seinen Stolz und zugleich besten Angriffspunkt: auf den schönen langen Schwanz, abgesehen. Wehe Mohr, wenn dieses buschige Anhängsel einmal an die Lücken der Affenhausstäbe geriet: im Nu hatten es die Meerkatzen hineingezogen und hingen sich daran, so viele ihrer nur Halt fanden, so daß Mohr, schmählich und hilflos gegen die Stäbe geklemmt, nun seine Mißhandlungen mit Zinsen heimgezahlt erhielt.

„Man sagt den Affen nach, daß sie sehr lüstern nach gebrannten Getränken seien. Die unseren waren es nicht, bewiesen sogar einen großen Abscheu dagegen. Nachdem wir sie

eines Tages mit Orangen, die voll Rum gesogen waren, bewirtet hatten, wovon mehrere einen Rausch bekamen, nahmen sie Früchte längere Zeit nur noch mit großem Mißtrauen an und ließen sich in keinem Falle wieder täuschen. Eine Meerkatze, die ich jahrelang in Europa vollständig freilebend gehalten habe, trank Rotwein und gutes Bier — davon besonders den Schaum — sehr gern, hat sich aber, obwohl sie beliebig zulangen durfte, nicht ein einziges Mal übernommen."

In anbetracht der Untugenden, welche der Affe zeigt, der Tollheiten, welche er verübt, verschwindet der geringe Nutzen, welchen er gewährt. Ihn zu allerlei Kunststücken abzurichten, ist sehr leicht. Man zeigt ihm in handgreiflicher Weise dasjenige, was er ausführen soll, und prügelt ihn so lange, bis er es ausführt: hierin beruht die ganze Kunst, welche man anwenden muß! In der Regel lernt der Schüler binnen 1—2 Stunden ein Kunststück; doch muß man ihn in Übung halten, weil er rasch wieder vergißt. Mit seiner Ernährung hat man keine Not: er frißt alles, was der Mensch genießt.

In ihrer Heimat, sofern wenig begünstigte, aber besiedelte Gegenden in Frage kommen, schaden die Affen ungleich mehr, als sie nützen. Man ißt das Fleisch einiger Arten und verwendet das Fell anderer zu Pelzwerk, Beuteln und dergleichen: allein dieser geringe Gewinn kommt nicht in Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, welchen die Affen im Walde, Felde und Garten verursachen, und es ist wirklich unbegreiflich, daß heute noch die Inder in ihnen heilige Geschöpfe sehen und sie deshalb pflegen und hegen, als wären sie wirklich Halbgötter.

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, welche die Erforschung der Affen und ihrer Beziehungen zum Menschen neuerdings gewonnen hat, darf ein nochmaliger Rückblick auf ein vergangenes Volk und seine Anschauungen über unsere nächsten Verwandten als der beste Schluß des vorstehenden erachtet werden. Ich verdanke das Folgende meinem verehrten Freunde Dümichen, einem unserer Altertumsforscher, welcher die Güte gehabt hat, mir in kurzer Zusammenfassung mitzuteilen, was die Denkmäler der Pharaonenzeit in Bezug auf die den alten Ägyptern bekannt gewesenen und von ihnen zur Darstellung gebrachten Tiere uns berichten.

„Während die steinernen Urkunden an den Außen- und Innenwänden altägyptischer Tempel uns vorzugsweise Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte erkennen lassen; während hier in Bild und Schrift die mehr als dreitausendjährige Geschichte jenes wunderbaren Volkes uns vorgeführt wird, des Volkes, welches vor Jahrtausenden am Ufer des Nils wohnte, groß an politischer Macht und das erste seiner Zeit an Kunst und Wissenschaft; während die Tempel uns vorzugsweise von dem Staatsleben der alten Ägypter und von ihrem religiösen Dichten und Trachten erzählen und uns bestätigen, was Griechen und Römer preisend berichten über die Weisheit altägyptischer Priester: sind es seltsamerweise gerade die Darstellungen und Inschriften, mit denen die Wände der Grabkapellen geschmückt sind, welche das Leben des alten Ägypters und seine Freude am Leben in anschaulichen Bildern vorführen. Was der Verstorbene besaß, was er erlebt und geliebt, was seinen Geist beschäftigte und was sein Herz erfreute — alles das sehen wir in seinem Grabe, soweit es eben bildlich sich darstellen ließ, zur Darstellung gebracht. Unter den lebensvollen Bildern nun, welche, überall an den Wänden ägyptischer Grabkapellen uns entgegentretend, von einer in nebelhafter Ferne hinter uns liegenden Vergangenheit uns erzählen, nehmen fast immer einen hervorragenden Platz die in mannigfachster Abwechselung dargestellten Szenen aus dem Tierleben ein. Man sieht, wie der ägyptische Künstler mit einer besonderen Vorliebe immer und immer wieder gerade bei diesem Gegenstande seine schöpferische Thätigkeit hat walten lassen. Hier erblicken wir z. B. den Inhaber des Grabes, wie er den ganzen Reichtum seiner Herden an sich vorüberziehen läßt, dort ist Vogel- und Fischfang abgebildet; hier

wird uns eine Jagd auf Löwen, Antilopen und Gazellen vorgeführt; dort sehen wir, wie man den großen Niltieren, dem Krokodile und Nilpferde, zu Leibe geht und anderes mehr. Diese zumeist durch hieroglyphische Beischriften noch weiter erläuterten Tierbilder, in denen der ägyptische Künstler die einzelnen Tiere in ihrer bezeichnendsten Eigentümlichkeit, und zwar nicht selten mit dem glücklichsten Erreichen der Naturwahrheit, zur Anschauung bringt, diese reichen tierkundlichen Beiträge von seiten der Denkmäler darf die naturforschende Wissenschaft der Gegenwart entschieden nicht außer acht lassen, und sehr zutreffend bemerkt der um die Aufklärung des ägyptischen Altertumes so hoch verdiente Brugsch in Bezug hierauf an einer Stelle seiner Schriften: ‚Diese Art steinerner Bilderbücher, welche sich in alten Gräbern der ältesten geschichtlichen Epoche Ägyptens, und man kann sagen der Menschengeschichte, überhaupt wiederfinden — und, wie ich hinzuzufügen mir erlaube, auch auf den Denkmälern des neuen Reiches keineswegs ganz aufhören — sind von einem hohen Werte für den Forscher, sie gewähren ihm in der leichtesten Weise gemalte Wörterbücher, genauer und sicherer, als es jede andere schriftliche Überlieferung thun könnte. Sie geben ferner bedeutsame Winke über das älteste Vorkommen und die Verbreitung der Haustiere und bieten nach dieser Seite hin der Geschichte der Naturforschung einen unschätzbaren Stoff.‘

„Aus der Ordnung der Affen finden wir und zwar in zahlreichen Beispielen den Mantelpavian oder Hamadryas und den Babuin abgebildet. Selten, aber doch einige Male kommen beide Meerkatzen des Ostsudan, Nisnas und Abulandj der heutigen Araber, vor. In den Wandgemälden der Grabkapellen, welche dem Totenacker des alten Memphis angehören, in den Felsengräbern von Beni-Hassan, in der thebanischen Nekropolis und anderen Grabdenkmälern begegnen uns Darstellungen des erstgenannten Affen, ebenso auf Tempelwänden. Doch sehen wir hier fast immer nur das Männchen, dessen Bedeutung hier stets eine mythologische ist und zwar meistens in Beziehung zum Monde steht, natürlich abgesehen davon, wo das Bild desselben in den Inschriften der Tempel als einfaches Schriftzeichen von mancherlei Bedeutung erscheint. Ganz allerliebst, mitunter geradezu meisterhaft ausgeführt sind die kleinen aus verschiedenen Steinen geschnittenen Figuren, einen sitzenden Hamadryas darstellend, von denen man in allen ägyptischen Museen Europas mehrfache Stücke findet. Da weder der Hamadryas noch der Babuin in Ägypten heimisch sind, und ebensowenig die beiden Meerkatzen der Tierwelt des unteren Nillandes angehören, sind wir durch das Vorkommen derselben schon auf solchen Denkmälern, welche teils noch aus den ältesten Zeiten, teils aus dem Mittelalter des altägyptischen Reiches herrühren, zu dem Schlusse berechtigt, daß bereits in jenen Urzeiten der Geschichte, aus denen die gedachten Denkmäler stammen, ein Verkehr zwischen Ägypten und dem Heimatslande unserer vier Affenarten bestanden haben muß. Und weiter schließen wir, daß dieser Verkehr wohl damals schon vorzugsweise durch die Schiffahrt auf dem Roten Meere vermittelt worden sein wird, wie das denn auch in der That einzelne Tempelinschriften geschichtlichen Inhalts, auf welche wir später noch näher zurückkommen werden, zu bestätigen scheinen. Das Vorkommen unseres Affen auf den ältesten ägyptischen Denkmälern liefert also mehrmals den Beweis von einer uralten Verbindung Ägyptens mit dem fernen Süden und Südosten und von einer vielleicht schon im 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung stattgehabten Schiffahrt auf dem Roten Meere.

„Was nun insbesondere die erste der vier auf den Denkmälern abgebildeten Affenarten, eben unseren Mantelpavian, betrifft, so lautet die hieroglyphische Schreibung desselben: An, Anin, Anan, Anân, welche Bezeichnung, wenn man sie wörtlich übersetzen wollte, so viel bedeutet als Nachahmer, Nachäffer, weshalb denn auch dieses Wort mit dem gleichbedeutenden ‚Uten‘, einer anderen Benennung des Hamadryas, ganz allgemein für alle Affenarten in den Inschriften gebraucht wird. Wir haben demgemäß in dem altägyptischen Anin oder Annin besser ganz dieselbe Ableitung wie in unserem Worte: Affe; denn es dürfte

wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das in Rede stehende herzuleiten ist von der Wurzel An mit der Grundbedeutung, einen Gegenstand durch Nachahmung in irgend einer Weise durch Bild oder Wort darstellen, woraus denn, durchaus dem Geiste des altägyptischen Sprachbaues entsprechend, alle jene scheinbar so verschiedenen, aber nichtsdestoweniger sämtlich auf die angegebene Wurzel zurückgehenden Bedeutungen entstanden, in denen nun das Wort je nach dem Zusammenhange und je nach dem Determinitiv, d. h. demjenigen Zeichen, welches gleichsam als eine Erklärung und nähere Bestimmung der voranstehenden Wurzel noch angefügt wird, in den Inschriften erscheint als Nachbilden, Nachahmen, Nachahmer, Malen, Maler, Beschreiben, Schreiber, Schreibtafel, Schrift. Bemerkenswert ist, daß in der späteren Zeit unter der Ptolemäerherrschaft, wo man sich mit den Bilderschriftzeichen allerlei Schreibspielereien erlaubte, in den Inschriften zuweilen geradezu das Bild eines sitzenden Mantelpavians, welcher den Griffel oder die Rohrfeder in der rechten Hand hält, für das Wort Schreiben, Schreiber, Schrift, eintritt. Noch glaube ich hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen, eine in betreff der Unterscheidung und Namensfeststellung des Hamadryas oder Babuin äußerst lehrreiche Abbildung an einer Wand des oberägyptischen Terrassentempels, des von Deïr el Bahheri, auf der Westseite von Theben, in welcher uns eine im 17. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von Ägypten aus nach Arabien unternommene Seereise vorgeführt wird. In meiner ‚Flotte einer ägyptischen Königin‘ habe ich diese geschichtlich wichtige Darstellung zur Mitteilung gebracht, und gibt uns Tafel 2 derselben die Belastung der ägyptischen Flotte mit den fremdländischen Erzeugnissen. Die alten Ägypter versäumten es selten, ihre Wandgemälde durch hieroglyphische Beischriften noch besonders zu erläutern; so finden wir denn auch eben zur Seite der Schiffe eine Erklärung, in welcher uns unter anderem ein sorgfältiges Verzeichnis der Schifferladungen, gewissermaßen der Frachtbrief, gegeben wird. Diese Inschrift lautet in wörtlicher Übersetzung: ‚Das Belasten der Schiffe mit einer großen Menge von Kostbarkeiten des Landes Arabien, allerlei wohlriechenden Hölzern, Haufen von Weihrauchharz, mit grünenden Weihrauchbäumen (man sieht, wie dieselben, in Holzkübel gepflanzt, von je sechs Männern auf die Schiffe getragen werden), mit Ebenholz, mit reinem Elfenbein, mit Gold und Silber aus dem Lande der Hirten, mit dem kostbaren Taschepholze und Kassierinde, mit Ahemweihrauch und Mestemschminke, mit Ananaffen (Hamadryas), Kafuaffen (Babuin) und Tasemtieren (Wüstenluchsen), mit Fellen von Panthern des Südens, mit Weibern und ihren Kindern.‘ Niemals ist eine Zufuhr gemacht worden gleich dieser von irgend einem Könige seit Erschaffung der Welt.

„Die meisterhafte Vollendung in der Ausführung dieser Wandskulpturen und die überraschend treue Nachbildung der beiden Affen, welche den Worten ‚Anan‘ und ‚Kafu‘ hier nachgesetzt sind, stellen es außer Zweifel, daß wir in dem Anan den Hamadryas und in dem Kafu den Babuin vor uns haben. Das alte ägyptische Kafu ist übrigens, was Beachtung verdient, kein ägyptisches Wort, sondern wohl dem Indischen entlehnt, wo es im Sanskrit und Malabarischen als ‚Kapi‘ erscheint, und offenbar ist aus ihm das hebräische ‚Kof‘ entstanden. Dieser Kafu der heiligen Inschriften, der ‚Kof‘ der Bibel, welcher gelegentlich einer Salomonischen Ophirfahrt erwähnt wird, ist also, wie die oben besprochene Tempelinschrift den klaren Beweis liefert, der Babuin und nicht, wie man bisher angenommen, der Hamadryas. Die hieroglyphischen Bezeichnungen für die übrigen Arten, die Meerkatzen nämlich, wage ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben, da in den wenigen Darstellungen, welche mir von diesen Tieren bekannt sind, die Beischrift fehlt. Der Name mag in einem von jenen Worten stecken, welche gelegentlich zur Bezeichnung des Affen in den Inschriften gebraucht wurden.

„In dem zweifellos auf altägyptische Quellen zurückkehrenden Werke des Hieroglyphenerklärers Horopollon, welches uns in der griechischen Übersetzung eines gewissen

Philippus erhalten worden ist, wird in Bezug auf den Hamadryas unter anderem gesagt: Schrift hätten die Ägypter in den Hieroglyphen durch das Bild eines Hamadryas ausgedrückt, weil sie der Ansicht gewesen, daß eine gewisse Art derselben diese gekannt, und daß wegen der Kenntnis der Buchstaben sie, die Ägypter, mit jenen, den Affen, verwandt seien. Man habe in den Tempeln gedachte Tiere gehalten, und jedesmal, wenn ein Hamadryas in den Tempel eingeführt worden, habe ihm der Priester Schreibtafel, Tinte und Feder gereicht, damit er durch das, was er auf die Tafel schriebe, den Beweis liefere, ob er zu jener Art gehöre und zur Aufnahme berechtige. Aus denselben Gründen sei auch der Hamadryas dem Merkur, dem Urheber aller Wissenschaft, geheiligt gewesen.

„In diesem Ausspruche Horopollons liegt viel Wahres. Die Forschung hat bestätigt, daß zu den von den alten Ägyptern in den Tempeln heilig gehaltenen Tieren, welche nach ihrem Tode einbalsamiert wurden, und von denen mehrfach Mumien gefunden worden sind, auch der Hamadryas gehörte. Wir wissen, daß derselbe insbesondere dem Gotte Thoth (Hermes) in seiner Auffassung als Herr der Schrift und aller Wissenschaft wie in seiner Auffassung als Mondgott geweiht war, und daß er in verschiedenen Tempeln, namentlich in Hermopolis, gehalten wurde. Die ägyptischen Priester, dieses Tieres Klugheit erkennend, werden es gewiß nicht verabsäumt haben, demselben allerlei überraschende Kunststücke beizubringen, unter anderem auch das, auf eine Schreibtafel einzelne Zeichen zu malen, welche dann als hieroglyphische ausgegeben worden sein mögen, und es dürfte hiermit vielleicht das vorerwähnte, in den Inschriften sich findende Bild eines schreibenden Mantelpavians zusammenhängen. Weiter wird im Horopollon erzählt, daß man zur Bezeichnung des Mondes das Bild eines Mantelpavians gemalt habe, weil der wunderbare Einfluß jenes Gestirnes auf unser Tier beobachtet worden sei, indem der männliche Hamadryas von Trauer erfüllt werde über den Verlust des Mondes, sich um jene Zeit verberge und keine Nahrung zu sich nehmen wolle, und indem man an dem Weibchen zu eben jener Zeit einen regelmäßigen Blutfluß wahrgenommen habe. Beides sei ebenfalls Veranlassung gewesen, daß man diese Tiere in den Tempeln gehalten habe, um durch sie die Zeit, in welcher Sonne und Mond in Konjunktion stehen, zu erkennen. Die Tag- und Nachtgleichen hätte man ebenfalls durch einen sitzenden Hamadryas ausgedrückt, und infolge des häufigen und regelmäßigen Wasserabschlagens, welches man um diese Zeit an dem Mantelpaviane beobachtet, sei man auf die Erfindung der Wasseruhren und die Einteilung des Tages und der Nacht in je zwölf gleiche Teile geführt worden. Trismegistus, wird dann weiter erzählt, habe, als er in Ägypten gewesen, obige Wahrnehmung in betreff des zwölfmaligen, in gleichen Zeitabständen erfolgenden Wasserabschlagens an dem Hamadryas gemacht; dies habe ihn auf die Erfindung eines Werkzeuges geführt, welches ein Gleiches gethan, und daher stamme die Einteilung des Tages in zwölf Stunden.

„Auch in allen diesen Aussprüchen liegt wiederum viel Wahres. In den astronomischen Darstellungen, welche zumeist an den Decken der Tempel angebracht sind, wird der Mantelpavian in deutlichste Beziehung zum Monde gesetzt. Bald tritt er zur Bezeichnung des Mondes selbst ein, bald erscheint er in aufrechter Stellung mit erhobenen Händen, in freudiger Erregung den aufgehenden Mond begrüßend, und ebenso wird das Bild eines sitzenden Hamadryas zur Bezeichnung der Tag- und Nachtgleichen gebraucht. Wie weit nun diesen Auffassungen eine richtige Naturbeobachtung von seiten der alten Ägypter zu Grunde liegt, was es mit dem Einflusse des Mondes auf den Hamadryas, mit der Freude über dessen Wiedererscheinung, mit der Trauer des Männchens und seinem Verstecken, wenn er des Mondlichtes beraubt ist, mit dem Blutflusse des Weibchens zu eben jener Zeit, mit dem häufigen und regelmäßigen Wasserabschlagen dieser Affenarten, was es mit alledem für eine Bewandtnis habe: darauf zu antworten, kommt nicht der Altertums-, sondern der Naturkunde zu.

„Während der Mantelpavian, wie wir sahen, vorzugsweise in mythologischer Auffassung auf ägyptischen Denkmälern uns entgegentritt, während ihm der besondere Vorzug zu teil wurde, an geheiligter Stelle eine Rolle zu spielen, treffen wir die anderen drei Arten seiner Ordnung, den Babuin und beide Meerkatzen, im altägyptischen Hause an. Musik und Tanz, Zwerge, Hunde und Affen bildeten die ergötzliche Unterhaltung in dem Hause des vornehmen Ägypters; und so finden wir denn in Darstellungen, welche uns derartige Szenen vorführen, ziemlich häufig eins von letzteren lustigen Äffchen abgebildet, wie es, an dem Lehnstuhle seines Herrn angebunden, diesen durch seine komischen Sprünge und Grimassen erheitert.

‚Der Affe gar possierlich ist,
Zumal, wenn er vom Apfel frißt.‘

Auch dieser gewiß wahre Ausspruch ist bereits auf den altägyptischen Denkmälern wiederholt bildlich dargestellt, nur mit dem Unterschiede, daß es dort nicht Äpfel, sondern Feigen sind, deren Vertilgung der bald auf, bald unter dem Baume sitzende Affe sich angelegen sein läßt.“

Wir teilen die Ordnung der Affen in die drei Familien der Schmalnasen (Catarrhini), Breitnasen (Platyrrhini) und Krallenaffen (Arctopitheci). Schmal- und Breitnasen haben an allen Fingern und Zehen Nägel, die Krallaffen nur an den Daumen der hinteren Gliedmaßen, während ihre übrigen Finger und Zehen bekrallt sind. Schmalnasen und Breitnasen unterscheiden sich insbesondere durch Nasenscheidewand und Gebiß. Jene ist hier breit, dort schmal; demgemäß sind die Nasenlöcher der Schmalnasen mehr nach vorn, die der Breitnasen seitwärts gerichtet. Die Schmalnasen haben sowohl oben und unten als rechts und links 2 Schneidezähne, 1 Eckzahn, 2 Lücken- und 3 Backenzähne. Bei den Breitnasen sind die entsprechenden Zahlen 2, 1, 3, 3, bei den Krallaffen 2, 1, 3, 2. Die Schmalnasen finden sich nur auf der östlichen Erdhalbkugel, es sind „Altweltsaffen“; Breitnasen und Krallaffen sind als „Neuweltsaffen“ auf Amerika beschränkt.

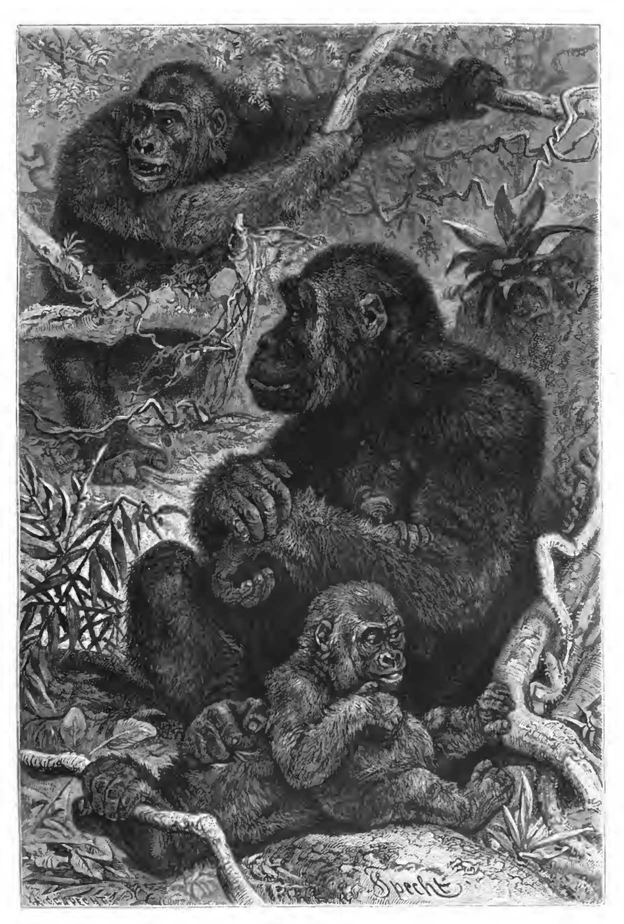
Die Schmalnasen gleichen in Bezug auf Nasenscheidewand und Anordnung des Gebisses dem Menschen. Das Gebiß besitzt aber im Gegensatze zum menschlichen im Oberkiefer zwischen dem Eckzahne und dem benachbarten Schneidezahne eine Lücke zur Aufnahme des unteren Eckzahnes. Bemerkenswert ist der lange knöcherne Gehörgang am Schädel. Keine Schmalnase besitzt einen Greifschwanz. Die Familie zerfällt in zwei Unterfamilien: die Menschenaffen (Anthropomorpha) und die Hundsaffen (Cynopithecini). Jene treten nur mit dem äußeren Fußrande, diese mit der ganzen Sohle auf. Den Menschenaffen fehlen Schwanz und Backentaschen immer; die wenigsten haben Gesäßschwielen. Letztere sind bei den Hundsaffen stets vorhanden, häufig besitzen diese Backentaschen und Schwanz.

Die Menschenaffen (Anthropomorpha), die wir als besondere Unterfamilie von den übrigen trennen, besitzen folgende Merkmale: Der Leib ist menschenähnlich gebildet; die Vorderglieder aber sind länger, die hinteren kürzer als bei den Menschen. Das Gesicht erscheint namentlich durch den Bau und die Stellung der Augen und Ohren menschenähnlicher als das aller übrigen Affen. Ein Schwanz fehlt gänzlich. Das Haarkleid besteht aus langen, jedoch ziemlich dünn stehenden, schlichten Grannenhaaren, welche bloß das Gesicht und die Zehen frei lassen; Gesäßschwielen sind meist nicht vorhanden. Das Gebiß ähnelt dem des Menschen; die Eckzähne erreichen jedoch bei alten Männchen tierische Größe. Alle hierher gehörigen Affen bewohnen die Alte Welt und zwar Asien und Afrika.

Vor mehr als 2000 Jahren rüsteten die Karthager eine Flotte zu dem Zwecke aus, Ansiedelungen an der Westküste von Afrika zu gründen. Auf 60 großen Schiffen zogen Tausende von Männern und Frauen zu diesem Behufe von Karthago aus, versehen mit Nahrung und allen zum Wirtschaften dienlichen Gegenständen. Der Befehlshaber dieser Flotte war Hanno, welcher seine Reise in einem wohlbekannten Werke (dem „Periplus Hannonis") der damaligen Welt beschrieb. Im Verlaufe der Reise gründete die Mannschaft jener Schiffe sieben Ansiedelungen, und nur der Mangel an Nahrungsmitteln zwang sie, früher, als man wollte, zurückzukehren. Doch hatten die kühnen Seefahrer die Sierra Leone bereits hinter sich, als dieses geschah. Jener Hanno nun hinterließ uns in seinem Berichte eine Mitteilung, welche auch für uns von Wichtigkeit ist. Die betreffende Stelle lautet: „Am dritten Tage, als wir von dort gesegelt waren und die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in diesem wieder eine Insel, auf welcher sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, und die Dolmetscher nannten sie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir sie verfolgten; sie entkamen leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken verteidigten. Wir erlangten drei Weibchen; jedoch konnten wir dieselben nicht fortbringen, weil sie bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie töten; wir zogen sie aber ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago." Die Häute wurden dort später, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Hanno unter den wilden, behaarten Menschen nur einen Menschenaffen meinen kann, und wenn er auch vielleicht den Schimpansen vor Augen gehabt hat, sind wir doch berechtigt, den riesigsten aller Affen Gorilla zu nennen.

Der Gorilla, Ndschina, Nguyala, Mpungu der Eingeborenen (Gorilla gina, Simia, Pithecus, Satyrus, Troglodytes und Chimpanza gorilla, Gorilla und Troglodytes savagei), einziger Vertreter der Gattung Gorilla, ist kaum kleiner, aber bei weitem breitschulteriger als ein starker Mann. Laut Owen, der zuerst eine ausführliche Abhandlung über den Gorilla geschrieben hat, beträgt nach den von Savage und Du Chaillu eingesandten Stücken beim Männchen die Höhe von der Sohle bis zum Scheitel 1,65 m, die Breite von einer Schulter zur anderen 95 cm, die Länge des Kopfes und Rumpfes zusammengenommen 1,08 m, die der Vorderglieder 1,08 m, der Hinterglieder bis zur Ferse 75 cm, bis zur Spitze der Mittelzehe aber 1,5 m. Doch wird es noch größere männliche Gorillas geben, denn von Koppenfels hat die Höhe eines frisch geschossenen zu 1,9 m bestimmt, und auch R. Hartmann gibt größere Maße an. Die Weibchen sind kleiner. Die Länge und Stärke des Rumpfes und der Vorderglieder, die unverhältnismäßige Größe der Hände und Füße sowie die durch Bindehaut größtenteils vereinigten mittleren Finger und Zehen sind die bezeichnendsten Merkmale. Der Umriß des Kopfes bildet von dem stark hervortretenden Augenbrauenbeine an nach dem Scheitel zu anfänglich eine etwas eingesenkte, später sanft gewölbte Linie, steigt am Scheitel auf und fällt nach dem Nacken zu gerade ab. Der Brauenbogen wird durch die aufliegende dicke Haut und starke Behaarung noch weiter vorgerückt und läßt das nicht große, dunkelbraune Auge um so tiefer zurücktreten. Die Nase ist flach gedrückt, in der Mitte der Länge nach eingebuchtet und an ihren Flügeln sehr verbreitert, tritt aber, der weiten, schief nach vorn und oben geöffneten Nasenlöcher halber, an ihrer Spitze merklich hervor; sie liegt in recht verschiedenen Abständen von den Augen, wodurch die meisten, von struppigem Haar umrahmten Gorillaphysiognomien ein unleugbares individuelles Gepräge erhalten. Das breite Maul wird durch dicke Lippen geschlossen, welche minder beweglich sind als bei anderen Menschenaffen, mehr mit denen des Menschen übereinstimmen und ebenfalls auffällige individuelle Verschiedenheiten zeigen. Das Kinn



GORILLA.

würde seiner Kürze halber zurücktreten, wäre nicht der ganze Unterteil des Gesichtes vorgeschoben. Das ziemlich weit nach hinten, in gleicher Höhe mit den Augen gelegene Ohr ist verhältnismäßig kleiner als das des Schimpansen, jedoch vergleichsweise größer als das des Menschen, diesem ähnlicher als das irgend eines anderen Affen, Leiste wie Gegenleiste, Ecke wie Gegenecke wohl entwickelt und selbst ein zwar kleines, aber entschieden hängendes Läppchen vorhanden. Der kurze Hals bildet hinten wegen der langen, mit mächtigen Muskeln überdeckten Wirbelfortsätze mit Hinterkopf und Rücken eine gerade Linie, trennt sich daher nur seitlich und vorn vom Rumpfe ab, so daß der Kopf unmittelbar auf letzterem zu sitzen scheint. Der Rumpf selbst fällt ebensowohl durch seine außerordentliche Stärke wie seine, im Vergleiche zu dem des Menschen, unverhältnismäßige Länge auf; der mächtige Brustkasten ist ungemein geräumig, die Schulterbreite fast unmäßig, der Rücken sanft gebogen, ohne daß die Schulterblätter hervortreten, der Bauch allseitig gewölbt. Die Glieder unterscheiden sich wesentlich von denen des Menschen durch die gleichmäßige Stärke ihrer einzelnen Teile, indem dem Oberarme die Anschwellung, dem Schienbeine die Wade gänzlich fehlt. Verhältnismäßig ist der Oberarm länger, der ganze Arm aber kürzer als bei anderen Menschenaffen, unter Berücksichtigung der Rumpflänge vergleichsweise nicht viel länger als beim Menschen, obgleich dies, der verhältnismäßig kurzen Beine halber, den Anschein hat. Der Unterarm geht ohne erhebliche Verschmächtigung in die ebenso kurze wie breite und dicke, wegen ihres langen Tellers ausgezeichnete Hand über, deren drei überaus dicke und kräftige, gleichsam geschwollene Mittelfinger bis zu dem dritten Gliede durch eine Bindehaut vereinigt sind, also höchstens zwei Glieder frei bewegen können, und Nägel tragen, welche zwar denen der Menschenhand an Größe gleichkommen, im Verhältnisse zu den Fingern aber klein erscheinen; der Daumen ist wie bei allen Menschenaffen schwach und kurz, kaum halb so lang als jeder andere Finger. Mit denen der Verwandten verglichen, erscheinen der Oberschenkel stark, der Unterschenkel dagegen ebenso kurz als schwach, der Fuß kurz und unförmlich breit, die an ihrer Spitze verbreiterte, sehr bewegliche Daumenzehe, welche unter einem Winkel von 60 Graden zu den anderen steht, verhältnismäßig stark und lang, die übrigen Zehen, unter denen die dritte die längste, die letzte sehr verkürzt ist, und deren zweite bis vierte unter sich ebenfalls größtenteils durch Haut verbunden sind, jener gegenüber kurz und schwach. Das am Nacken, Schultern, Hüften leicht gewellte, sonst straffe, aber ziemlich lange und zottige Haar läßt das Vordergesicht, nach oben bis zu den Augenbrauen, seitlich bis zur Mitte der Jochbogen, nach unten hin bis zum Kinne, das Ohr, die Hand und den Fuß seitlich und, soweit Finger und Zehen nicht vereinigt sind, auch unten gänzlich frei. Dagegen bekleidet es ziemlich regelmäßig den übrigen Leib, Oberkopf, Nacken, Schultern, Oberarme sowie Ober- und Unterschenkel, wo es manchmal 10 cm und darüber lang wird, am dichtesten, Brust und Bauch am spärlichsten, ist bei alten Tieren aber auch auf Mittel- und Unterrücken gewöhnlich abgerieben und hat, mit Ausnahme des Unterarmes, seinen Strich von vorn und oben nach hinten und unten, am Unterarme dagegen von unten nach oben. Alle nackten Teile haben graulich schieferschwarze, die mit Haaren bekleideten Hautteile dunkel lederbraune, die Haare dagegen verschiedene, schwer zu beschreibende Färbung. Ein düsteres Dunkelgrau, hervorgebracht durch wenige rötliche und viele graue Haare, herrscht vor; die Mischung beider Farben wird gleichmäßiger auf Oberkopf und Nacken, weshalb diese Teile deutlich graurot, sogar fuchsig aussehen; auf dem Rücken kommt mehr das Grau, an den inneren Schenkelseiten das Braun zur Geltung. Einige schmutzigweiße Haare finden sich am Gesäße. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht, außer durch Größe und Kopfbildung, alte und junge nicht wesentlich, nur besitzt der junge Gorilla die allen unentwickelten Tieren eigenen unproportionierten Formen.

Die Zähne sind sehr kräftig, die Eck- oder Hundszähne kaum weniger als bei Raubtieren entwickelt; der hinterste untere Backenzahn zeigt drei kleine äußere und zwei innere Höcker, nebst einem hinteren Anhange. Das Gerippe entspricht hinsichtlich seiner Massigkeit der Größe des Tieres. Der ungeheure Schädel fällt besonders auf durch die Länge und Schmalheit des seitlich sehr zusammengedrückten, hinten eckig vortretenden, innen kleinen, d. h. wenig geräumigen Hirnteiles, den mächtig entwickelten Scheitelkamm des Männchens, der diesem selten, dem Weibchen stets fehlt, durch die weit vortretenden Brauen und Jochbogen und den riesigen Unterkiefer, der von 13 Rippenpaaren umschlossene Brustkasten durch seine Weite, das Arm- und Handgerüst durch seine gewaltige Stärke. Nach Huxley und R. Hartmann ist das Skelett des Fußes nicht das einer hinteren Hand, sondern das eines echten Greiffußes mit sehr beweglicher langer und dicker großer Zehe, die beim Klettern treffliche Dienste leistet.

Noch ist es nicht möglich, den Verbreitungskreis des Gorilla genau anzugeben. Er scheint bloß in einem verhältnismäßig kleinen Gebiete Westafrikas, und zwar Unterguineas, heimisch zu sein. Bisher ist er in den etwa zwischen dem Gleicher und dem 5. Grade südlicher Breite gelegenen Küstenländern sowie in den westlichen Teilen des angrenzenden Gebirges beobachtet worden. Da er ein Waldbewohner ist, wird er nicht weiter südwärts bis zum Kongo, auch nicht in den jenseits des Gebirges liegenden Landschaften, wahrscheinlich aber nordwärts von den Ogowe- und Gabunländern mindestens bis in das Kamerungebiet verbreitet sein, soweit sich die regen- und darum waldreichere Zone erstreckt. Vielleicht kommt er auch noch in gleichbegünstigten Gegenden Oberguineas vor.

Nach Hanno berichten zuerst wieder Eduard Lopez, Seemann und Händler, und Andreas Battel, Soldat und Freibeuter, die beide zu Ende des 16. Jahrhunderts sich in verschiedenen Gegenden Unterguineas aufhielten, über die großen Menschenaffen Westafrikas. Battel erzählt auch vom echten Gorilla der Loangoküste und führt zuerst den dort unter den Eingeborenen gebräuchlichen Namen „Mpungu“ an, wodurch jeder Zweifel gehoben wird. Gelegentlich der Beschreibung von Mayumba (Yumba) und des dort mündenden Stromes, den er Banna nennt (es ist die Flußlagune Banya gemeint) sagt er: „Die Wälder sind derartig überfüllt mit Pavianen, Meerkatzen, Affen und Papageien, daß sich jedermann fürchtet, in denselben zu reisen. Namentlich gilt dies für zwei Ungeheuer, welche in diesen Waldungen leben und im höchsten Grade gefährlich sind. Das größte dieser Scheusale wird von den Eingeborenen ‚Pongo‘ (richtiger ‚Mpungu‘), das kleinere ‚Ensego‘ (richtiger ‚Nsiku‘) genannt. Der Pongo hat den Gliederbau eines Menschen, ähnelt aber eher einem Riesen als einem Manne; denn er ist sehr groß und besitzt zwar das Antlitz eines Menschen, aber hohlliegende Augen, welche von langen Brauenhaaren überdeckt werden; Gesicht und Ohren sind haarlos, die Hände ebenfalls, der Leib dagegen ist, wenn auch nicht gerade dicht, mit Haaren bekleidet, welche eine düstere Färbung haben. Vom Menschen unterscheidet er sich nur durch seine Beine, welche keine Waden zeigen. Er geht stets auf seinen Füßen und hält, wenn er auf dem Boden läuft, seine Hände zusammengeklammert im Nacken. Er schläft auf Bäumen und baut sich Dächer gegen den Regen. Sein Futter besteht aus Früchten, welche er in den Wäldern findet, auch wohl aus Nüssen; Fleisch ißt er niemals. Sprechen kann er nicht, und sein Verständnis ist nicht größer als das eines Viehes. Haben die Eingeborenen, welche die Wälder durchreisen müssen, nachts ein Feuer angezündet, so erscheinen die Pongos am Morgen, sobald jene das Lager verlassen, und sitzen am Feuer, bis dasselbe ausgeht; denn sie verstehen nicht, daß man, um es zu erhalten, Holz zulegen muß. Oft vereinigen sie sich zu Gesellschaften und töten manchen Neger im Walde, oft auch überfallen sie Elefanten, welche weidend in ihre Nähe kommen, und schlagen dieselben so mit ihren mächtigen Fäusten, daß sie brüllend davonlaufen. Niemals kann

man diese Pongos lebend erhalten, weil zehn Männer nicht im stande sind, sie festzuhalten; doch erlegt man viele ihrer Jungen mit vergifteten Pfeilen. Der junge Pongo klammert sich so fest an den Leib seiner Mutter, daß die Eingeborenen, wenn sie das Weibchen erlegen, auch das Junge erhalten, welches die Mutter nicht verläßt. Stirbt eines dieser Ungeheuer, so bedecken es die übrigen mit einem großen Haufen von Zweigen und Holz; solche Haufen findet man viele in den Wäldern."

Später erwähnt ein Schiffsführer, welcher längere Zeit an der Westküste Afrikas sich aufgehalten hat, derselben Affen, führt aber drei Arten von ihnen auf und bemerkt, daß der größte „Impungu" heiße.

Erst im Jahre 1846 gelang es Wilson, einem amerikanischen Missionar, den Schädel dieses Affen zu erhalten. Derselbe ließ keinen Zweifel zu, daß er einer noch unbeschriebenen Art angehöre. Nach einigen Anstrengungen wurde ein zweiter Schädel erworben; andere Teile des Gerippes konnten später erlangt werden. Die Eingeborenen, vollständig vertraut mit Wesen und Sitten dieses Tieres, gaben die eingehendsten Berichte über seine Größe, seine Wildheit, die Beschaffenheit der Waldungen, welche es bewohnt, versprachen auch in kürzester Frist ein vollständiges Gerippe zu beschaffen. Wilson selbst hat einen Gorilla gesehen, nachdem er getötet worden war. Nach seiner Versicherung ist es unmöglich, einen richtigen Begriff weder von der Scheußlichkeit seines Aussehens, noch von seiner außerordentlichen Muskelkraft zu geben. Es ist nicht überraschend, daß die Eingeborenen sogar bewaffnet mit ihm zusammenzutreffen fürchten. Sie sagen, daß er sehr wild sei und unabänderlich zum Angriffe übergehe, wenn er mit einem einzelnen Manne zusammenkomme; „ich selbst", versichert Wilson, „habe einen Mann gesehen, welchem eines dieser Ungeheuer die Wade fast gänzlich weggebissen hatte, und welcher wahrscheinlich in Stücke zerrissen worden wäre, hätte er nicht rechtzeitig die Hilfe seiner Gefährten erhalten. Es wird versichert, daß sie dem bewaffneten Manne das Gewehr aus der Hand reißen und den Lauf zwischen ihren Kiefern zusammendrücken; und wenn man die ungeheure Muskelkraft der Kinnladen in Erwägung zieht, kann man nicht finden, daß dies unmöglich sei."

Ungefähr in derselben Zeit stellte Savage unter den Negern eingehende Nachforschungen über die Lebensweise des Affen an und veröffentlichte die Ergebnisse derselben in der „Bostoner naturwissenschaftlichen Zeitung" vom Jahre 1847, ohne den bisherigen, auf Überlieferungen durch Eingeborene beruhenden Schilderungen wesentlich Neues hinzuzufügen. Im Jahre 1852 gibt Ford übereinstimmende Nachrichten. Er hatte aber Gelegenheit, einen gefangenen kleinen Gorilla zu beobachten. „Das wilde Wesen des Gorilla konnte man deutlich sehen an einem kleinen Jungen, welches hierher gebracht wurde. Man hielt es mehrere Monate und gab sich die größte Mühe, um es zu zähmen; es war jedoch so unverbesserlich, daß es mich noch eine Stunde vor seinem Tode biß."

Der nächstfolgende Berichterstatter ist Du Chaillu. Ich würde dessen Mitteilungen vorzugsweise benutzt haben, hätte die Darstellung nicht beim ersten Lesen ein unbesiegliches Mißtrauen in mir erweckt. Ich bin durchaus der Meinung Reades, daß Du Chaillus Erzählung ein wunderbares Gemisch von Wahrheit und Dichtung ist, und stimme dem letztgenannten bei, wenn er sagt, daß jener vieles über den Gorilla geschrieben hat, welches wahr, aber nicht neu ist, und weniges, welches neu, aber nicht wahr ist. Reade sagt: „In einem Vortrage, welchen ich in einer Sitzung der Londoner tierkundlichen Gesellschaft las, und welcher in den Schriften der Gesellschaft veröffentlicht worden ist, habe ich die Gründe entwickelt, aus denen ich mit vollster Sicherheit schließen darf, daß Du Chaillu niemals einen Gorilla erlegt hat." Der nämlichen Ansicht sind die übrigen Reisenden, welche jene Gebiete besuchten und mit den Eingeborenen verkehrten. Du Chaillu berichtet wie seine Vorgänger nach Hörensagen, gibt aber dem Mitgeteilten die frischere Färbung

des persönlichen Erlebnisses. So soll denn hier nur noch Raum finden, was Du Chaillu über einen in seinen Besitz gelangten jungen Gorilla sagt, obwohl seine Beobachtungen durch später gemachte bessere keineswegs bestätigt werden. „Am 4. Mai lieferten einige Neger, welche in meinem Auftrage jagten, einen jungen, lebenden Gorilla ein. Ich kann unmöglich die Aufregung beschreiben, welche mich erfaßte, als man das kleine Scheusal in das Dorf brachte. Der Affe war etwa 2—3 Jahre alt, 2½ Fuß hoch, aber so wütend und halsstarrig, wie nur einer seiner erwachsenen Genossen hätte sein können. Meine Jäger fingen ihn in dem Lande zwischen dem Rembo und dem Vorgebirge St. Katharina. Nach ihrem Berichte gingen sie zu fünft nahe einer Ortschaft an der Küste lautlos durch den Wald, hörten ein Geknurre, welches sie sofort als den Ruf eines jungen Gorilla nach seiner Mutter erkannten, und beschlossen, ohne Zögern dem Schrei zu folgen. Mit den Gewehren in der Hand schlichen die Braven vorwärts, einem düsteren Dickichte des Waldes zu. Sie wußten, daß die Mutter in der Nähe sein würde, und erwarteten, daß auch das gefürchtete Männchen nicht weit sein möchte, beschlossen jedoch, alles aufs Spiel zu setzen, um womöglich das Junge lebend zu erhalten. Beim Näherkommen hatten sie einen selbst ihnen seltenen Anblick. Das Junge saß einige Schritte entfernt von seiner Mutter auf dem Boden und beschäftigte sich, Beeren zu pflücken. Die Alte schmauste von denselben Früchten. Meine Jäger machten sich augenblicklich zum Feuern fertig: und nicht zu spät; denn die Alte erblickte sie, als sie ihre Gewehre erhoben. Glücklicherweise töteten sie die besorgte Mutter mit dem ersten Schusse. Das Junge, erschreckt durch den Knall der Gewehre, rannte zu seiner Erzeugerin, hing sich an sie, umarmte ihren Leib und versteckte sein Gesicht. Die Jäger eilten herbei; das hierdurch aufmerksam gewordene Junge verließ aber sofort seine Mutter, lief zu einem schmalen Baume und kletterte an ihm mit großer Behendigkeit empor, setzte sich hier nieder und brüllte wütend auf seine Verfolger herunter. Doch die Leute ließen sich nicht verblüffen. Nicht ein einziger fürchtete sich, von dem kleinen wütenden Vieh gebissen zu werden. Man hieb den Baum um, deckte, als er fiel, schnell ein Kleid über den Kopf des seltenen Wildes und konnte es nun, so geblendet, leichter fesseln. Doch der kleine Gesell, seinem Alter nach nur ein unerwachsenes Kind, war bereits erstaunenswürdig kräftig und nichts weniger als gutartig, so daß die Leute nicht im stande waren, ihn zu führen, und sich genötigt sahen, seinen Hals in eine Holzgabel zu stecken, welche vorn verschlossen wurde und als Zwangsmittel dienen mußte. So kam der Gorilla in das Dorf. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich aller Gemüter. Als der Gefangene aus dem Boote gehoben wurde, in welchem er einen Teil seines Weges zurückgelegt hatte, brüllte und bellte er und schaute aus seinen bösen Augen wild um sich, gleichsam versichernd, daß er sich gewiß rächen werde, sobald er könne. Ich sah, daß die Gabel seinen Nacken verwundet hatte, und ließ deshalb möglichst rasch einen Käfig für ihn anfertigen. Nach 2 Stunden hatten wir ein festes Bambushaus für ihn gebaut, durch dessen sichere Stäbe wir ihn nun beobachten konnten. Er war ein junges Männchen, erwachsen genug, um seinen Weg allein zu gehen, für sein Alter auch mit einer merkwürdigen Kraft ausgerüstet. Gesicht und Hände waren schwarz, die Augen jedoch noch nicht so tief eingesunken wie bei den alten, Brust und Bauch dünner, die Arme länger behaart. Das Haar der Brauen und des Armes, welches rötlichbraun aussah, begann sich eben zu erheben; die Oberlippe war mit kurzen Haaren bedeckt, die untere mit einem kleinen Barte, die Augenlider waren fein und dünn, die Augenbrauen etwa 2 cm lang; eisgraues Haar, welches in der Nähe der Arme dunkelte und am Steiße vollständig weiß erschien, bedeckte seinen Nacken.

„Nachdem ich den kleinen Burschen glücklich in seinen Käfig gelockt hatte, nahete ich mich, um ihm einige ermunternde Worte zu sagen. Er stand in der fernsten Ecke; sowie ich mich aber näherte, bellte er und sprang wütend nach mir. Obgleich ich mich so schnell,

wie ich konnte, zurückzog, erreichte er doch meine Beinkleider, zerriß sie und kehrte augenblicklich wieder nach seinem Winkel zurück. Dies lehrte mich Vorsicht; doch gab ich die Hoffnung, ihn zu zähmen, nicht auf. Meine erste Sorge war natürlich, Futter für ihn zu schaffen. Ich ließ Waldbeeren holen und reichte ihm diese nebst Wasser; doch wollte er weder essen noch trinken, bevor ich mich ziemlich weit entfernt hatte. Am zweiten Tage war Joe, wie ich ihn genannt hatte, wilder als am ersten, fuhr auf jedermann zu, welcher nur einen Augenblick vor seinem Käfige stand, und schien bereit, uns alle in Stücke zu zerreißen. Ich brachte ihm einige Pisangblätter und bemerkte, daß er davon nur die weichen Teile fraß. Er schien eben nicht wählerisch zu sein, obschon er jetzt und während seines kurzen Lebens, mit Ausnahme der wilden Blätter und Früchte seiner heimischen Wälder, alles Futter verschmähte. Am dritten Tage war er noch mürrischer und wütender, bellte jeden an und zog sich entweder nach seinem fernen Winkel zurück oder schoß angreifend vor. Am vierten Tage glückte es ihm, zwei Bambusstäbe auseinander zu schieben und zu entfliehen. Beim Eintreten in mein Haus wurde ich von ärgerlichem Brüllen begrüßt, welches unter meiner Bettstelle hervorkam. Augenblicklich schloß ich die Fenster und rief meine Leute herbei, das Thor zu beaufsichtigen. Als Freund Joe dies sah, bekundete er grenzenlose Wut: seine Augen glänzten, der ganze Leib bebte vor Zorn, und rasend kam er unter dem Bette vor. Wir schlossen das Thor und ließen ihm das Feld, indem wir vorzogen, lieber einen Plan zu seiner sicheren Gefangennahme zu entwerfen, als uns seinen Zähnen auszusetzen. Es war kein Vergnügen, ihn wieder zu fangen: er war schon so stark und wütend, daß ich selbst einen Faustkampf mit ihm scheute, aus Furcht, von ihm gebissen zu werden. Mitten im Raume stand der biedere Gesell und schaute grimmig auf seinen Feind, prüfte dabei aber mit einiger Überraschung die Einrichtungsgegenstände. Ich besorgte, daß das Picken meiner Uhr sein Ohr erreichen würde und ihn zu einem Angriffe auf diesen unschätzbaren Gegenstand begeistern, oder daß er vieles von dem, was ich gesammelt hatte, zerstören möchte. Endlich, als er sich etwas beruhigt hatte, schleuderten wir ihm glücklich ein Netz über den Kopf. Der junge Unhold brüllte fürchterlich und wütete und tobte unter seinen Fesseln. Ich warf mich schließlich auf seinen Nacken, zwei Mann faßten seine Arme, zwei andere die Beine: und dennoch machte er uns viel zu schaffen. So schnell wie möglich trugen wir ihn nach seinem inzwischen ausgebesserten Käfige zurück und bewachten ihn dort sorgfältiger.

„Niemals sah ich ein so wütendes Vieh wie diesen Affen. Er fuhr auf jeden los, welcher ihm nahete, biß in die Bambusstäbe, schaute mit bösen Augen um sich und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er ein durch und durch bösartiges und boshaftes Gemüt hatte.“

Im Verlaufe seiner Erzählung teilt Du Chaillu mit, daß Joe weder durch Hunger noch durch „gesittete Nahrung“ zu bändigen war, nach einiger Zeit, als er zum zweitenmal durchbrach, mit vieler Mühe wieder gefangen, trotz alles Widerstrebens in Ketten gelegt wurde und zehn Tage darauf plötzlich starb, seinen Herrn zuletzt aber wohl kennen gelernt hatte. Später will Du Chaillu ein junges Gorillaweibchen erhalten haben, welches mit außerordentlicher Zärtlichkeit an der Leiche seiner Mutter hing und das ganze Dorf durch seine Betrübnis in Aufregung versetzte. Das Tierchen war noch ein kleiner Säugling und starb, weil Milch nicht zu bekommen war, schon am dritten Tage nach seinem Fange. Es scheint, daß Du Chaillu sich hat sehr beeinflussen lassen durch die oben erwähnten Schilderungen von Ford.

Unter allen früheren Berichterstattern macht W. Reade den Eindruck der größten Verläßlichkeit. „Als ich im Inneren der Gorillagegenden reiste“, sagt er, „pflegte ich in jedem Dorfe, welches mir zur Nachtherberge wurde, nachzufragen, ob sich hier ein Neger befinde, welcher einen Gorilla getötet habe. Wollte das Glück, daß dies der Fall war, so ließ ich

ihn zu mir bringen und befragte ihn mit Hilfe eines Dolmetsch über die Sitten und Gewohnheiten der Affen. Diesen Plan verfolgte ich unter den Belingi am Muni, unter Schikeni am Gabun und unter den Kommi am Fernandovaz. Ebenso befragte ich auch die aus dem Inneren stammenden Sklaven, welche von ihren Herren als Jäger verwendet wurden. Alle Nachrichten, welche ich empfing, habe ich verglichen und nur das behalten, welches durch das gleichlautende Zeugnis aller Jäger dieser drei verschiedenen Gegenden Innerafrikas bestätigt wurde. Während der Schimpanse in der Nachbarschaft kleiner Steppen haust, scheint der Gorilla das düstere Zwielicht der dichtesten Wälder zu lieben. Er läuft auf allen vieren, und man sieht ihn zuweilen allein, zuweilen in Begleitung eines Weibchens und Jungen. Von den Bäumen bricht er sich Zweige und Blätter, welche sich in einer ihm erreichbaren Höhe über dem Boden befinden. Zuweilen erklettert er auch einen Baum, um dessen Früchte zu genießen. Eine Grasart, — wahrscheinlich ist Amomum granum paradisi, eine Scitaminee, gemeint — welche in feuchten Buschwäldern wächst, liebt er so, daß man sein Vorkommen da, wo dieses Gewächs vorhanden, fast mit Sicherheit annehmen kann. Morgens und abends besucht er die Pflanzungen der Dörfer, frißt Pisang und Zuckerrohr und läßt seinen kläglichen Schrei vernehmen. Nachts erwählt er sich einen Baum, um auf ihm zu schlafen. Wenn das Weibchen trächtig ist, baut das Männchen, meist in einer Höhe von 5—8 m über dem Boden, ein Nest, d. h. ein bloßes Lager aus trockenen Stecken und Zweigen, welche es mit den Händen zusammenschleppt. Hier bringt das Weibchen sein Junges zur Welt und verläßt dann das Nest. Während der Brunstzeit (?) kämpfen die Männchen um ihre Weibchen. Ein glaubwürdiger Zeuge sah zwei von ihnen im Kampfe; einer war viel größer als der andere, und der kleinere wurde getötet. Aus dieser Thatsache scheint mir hervorzugehen, daß die Gorillas in Vielehigkeit leben wie andere Tiere, welche um die Weibchen kämpfen. Das gewöhnliche Geschrei des Gorillas ist kläglich, das Wutgeschrei dagegen ein scharfes, rauhes Bellen, ähnlich dem Gebrülle eines Tigers.

„Entsprechend der Neigung der Neger, alles zu übertreiben, hörte ich anfänglich die verschiedensten Geschichten bezüglich der Wildheit des Gorillas. Als ich aber die wirklichen Jäger befragte, fand ich sie, soweit ich zu urteilen vermochte, wie alle mutigen Leute bescheiden und eher schweigsam als geschwätzig. Ihre Mitteilungen über die Wildheit der Affen reichen kaum bis an die Erzählungen von Savage und Ford heran. Sie leugnen, daß der Gorilla, ohne gereizt zu sein, den Menschen stets angreife. ‚Laßt ihn in Frieden‘, sagen sie, ‚und er läßt euch in Frieden.‘ Wenn er aber beim Fressen oder im Schlafe plötzlich überrascht wird, dreht er sich in einem Halbkreise herum, heftet seine Augen fest auf den Mann und stößt einen unwillig klagenden Schrei aus. Versagt das Gewehr des Jägers, oder wird der Affe nur verwundet, so läuft er zuweilen davon; manchmal aber stürzt er sich mit wütendem Blicke, herunterhängender Lippe und nach vorn überfallendem Haarschopfe auf den Gegner. Es scheint nicht, daß er sehr behend sei; denn die Jäger entkommen ihm häufig. Er greift stets auf allen vieren an, packt den betreffenden Gegenstand, reißt ihn in seinen Mund und beißt ihn. Die Geschichte vom Zusammenbeißen des Gewehrlaufes wird allgemein erzählt, ist aber durchaus nicht wunderbar, weil die billigen Gewehre aus Birmingham von jedem starkkieferigen Tiere zusammengequetscht werden dürften. Von den verschiedensten Seiten her hörte ich erzählen, daß Leute durch den Gorilla getötet worden seien; immer aber fand ich, daß solche Erzählungen auf Überlieferungen sich gründeten. Der Jäger, welcher mich in den Waldungen von Ngumbi führte, wurde einst von einem Gorilla verwundet. Seine Hand war vollständg verkrüppelt und die Narben der Zahnwunden am Gelenke noch sichtbar. Ihn forderte ich auf, mir genau die Art und Weise des Angriffes eines Gorillas zu zeigen. Ich stellte den Jäger vor, er den Gorilla. Er nahm eine gebückte Stellung an, und ich that, als ob ich ihn schießen wollte. Nun kam er auf

allen vieren auf mich zu, ergriff meine Hand am Gelenke, zog sie zu seinem Munde, biß hinein und lief davon. ‚So‘, sagte er, ‚hat der Gorilla mit mir gethan.‘ Durch solche einfache Zeugen gelangt man unter den Negern am ersten zur Wahrheit. Der Leopard gilt allgemein für ein wilderes und gefährlicheres Tier als der Gorilla. Auch der Schimpanse greift, wenn er angefallen wird, einen Menschen an; dasselbe thut der Orang-Utan, dasselbe thun in der That alle Tiere vom Elefanten bis zu den Kerbtieren herunter. Ich kann also keinen Grund zu der Annahme finden, daß der Gorilla wilder und mehr geneigt zum Angriffe auf einen Menschen sei als andere Tiere, welche wie unser Affe bedächtig und furchtsam sind, und welche ihre ausgezeichnete Befähigung im Riechen und Hören sich zu nutze machen, um vor dem Menschen zu entfliehen.

„In meiner bescheidenen Eigenschaft als ein bloßer Sammler von Thatsachen wünsche ich nichts weiter, als zu der Wahrheit zu gelangen. Meine Angaben unterscheiden sich von denen meiner Vorgänger, und ich muß frei zugestehen, daß für die eine wie für die andere Seite gleiche Berechtigung vorliegt. Alle Neger sind geneigt, eher zu übertreiben als zu unterschätzen. Ich habe eine größere Anzahl von Zeugen befragt als vielleicht Wilson, Savage und Ford zusammen und, nachdem die Frage einmal wichtig geworden war, doppelte Vorsicht bei meinen Untersuchungen angewendet; aber jene hatten ihrerseits großen Vorteil über mich, weil sie die Sprache der Eingeborenen kannten und keiner Dolmetschen bedurften, auch besser mit dem Wesen der Eingeborenen vertraut waren als ich. Den bezüglichen Wert unserer Mitteilungen vermag ich also nicht bestimmt abzuschätzen, schon weil ich nicht weiß, von welchem Stamme jene ihre Nachrichten erhalten haben. Das, was ich aus persönlicher Anschauung versichern kann, ist folgendes: Ich habe die Nester des Gorillas gesehen und beschrieben, bin jedoch nicht im stande, bestimmt zu sagen, ob sie als Betten oder nur als zeitweilige Lager benutzt werden. Ich habe ebenso wiederholt die Fährte des Gorillas gefunden und darf deshalb behaupten, daß der Affe gewöhnlich auf allen vieren läuft. Niemals habe ich mehr Fährten gesehen als von zwei Gorillas zusammen. Auch habe ich einen jungen Gorilla und einen jungen Schimpansen in gefangenem Zustande beobachtet und darf versichern, daß beide gleich gelehrig sind. Endlich kann ich behaupten, daß der Gorilla wenigstens zuweilen vor dem Menschen flüchtet; denn ich war nahe genug, um zu hören, daß einer von mir weglief.

„Von den vielen Erzählungen über den Gorilla, welche mir mitgeteilt wurden, habe ich alle nicht genug beglaubigten weggelassen. Eine von diesen berichtet z. B., daß zuweilen eine Gorillafamilie einen Baum erklettere und sich an einer gewissen Frucht toll und voll fresse, während der alte Vater unten am Fuße des Baumes verbleibe. ‚Kannst du‘, sagen die Eingeborenen, ‚nahe genug herankommen, um ihn zu erlegen, so kannst du auch den Rest der Familie töten.‘ Die zweite Geschichte ist die, welche von allen großen Affen berichtet wird: daß sie Frauen mit sich nehmen. Man wird jedoch berechtigt sein, Zweifel zu hegen, wenn erzählt wird, daß eine Frau in die Wälder geschleppt und halbwild unter den Affen gelebt habe.“

Winwood Reade schließt seine Mitteilungen mit der Bemerkung, daß er nicht im stande gewesen sei, etwas zu erfahren, worin der Gorilla vom Schimpansen wesentlich sich unterscheide. Beide Tiere bauen Nester, beide gehen auf allen vieren, beide greifen in ähnlicher Weise an, beide vereinigen sich, obschon sie durchaus nicht gesellig sind, zuweilen in größerer Anzahl 2c. „Ein weißer Mann hat bis jetzt weder einen Gorilla noch einen Schimpansen erlegt. Die Vorsicht der Tiere, die Ungewißheit ihres Aufenthaltes, die Eifersucht der eingeborenen Jäger stempelt eine derartige Jagd zu einem sehr schwierigen Unternehmen.“

Seitdem Reade, unstreitig der gewissenhafteste Berichterstatter, das Vorstehende mitgeteilt hat, ist unsere Kenntnis über den Gorilla wesentlich vermehrt worden. Zweimal

ist es deutschen Forschern, Mitgliedern der Güßfeldtschen Loango-Expedition, gelungen, junge Gorillas am Leben zu erhalten und im Jahre 1876 sowie 1883 nach Europa zu befördern, wo sie unter Obhut von Direktor Hermes im Berliner Aquarium lange genug gelebt haben, um Vertretern der Wissenschaft eine Klarstellung verwickelt gewordener Fragen zu ermöglichen. Ferner hat Hugo von Koppenfels, ein leidenschaftlicher Jäger, im vorigen Jahrzehnt mehrmals Reisen in die Gabun- und Ogoweländer unternommen, um die merkwürdigen Tiere in ihrer Heimat aufzusuchen.

Koppenfels ist bis jetzt der einzige Europäer, der nachweislich Gorillas in der Wildnis beobachtet und eigenhändig erlegt hat. Er bestätigt viele der Angaben, die andere, besonders Reade, nach Hörensagen berichtet haben, und ergänzt sie nach eigenen Erfahrungen.

„So unglaublich es auch klingen mag, so kann ich doch versichern, daß selbst unter den jagdliebenden Buschbewohnern kaum ein Drittel der Bevölkerung jemals einen Gorilla in der Wildnis zu Gesicht bekommen hat. Der Gorilla lebt, bis auf die alten hypochondrischen Männer, im engeren Familienkreise und treibt sich des großen Verbrauches an Nahrung wegen nomadisierend umher, indem er da nächtigt, wo er sich bei Anbruch der Dunkelheit gerade befindet. Er baut also jeden Abend ein neues Nest und errichtet dies auf gesunden, schlank gewachsenen, nicht viel über 0,3 m starken Bäumen in einer Höhe von 5—6 m. Dasselbe ist storchartig in der ersten Abzweigung stärkerer Äste aus grünen Reisern angelegt. Die Jungen und, wenn diese noch der Wärme bedürfen, auch die Mutter pflegen darauf der nächtlichen Ruhe, wogegen der Vater zusammengekauert am Fuße des Stammes, mit dem Rücken daran gelehnt, die Nacht verbringt und so die Seinigen vor dem Überfalle des Leoparden beschützt. In der trockenen Jahreszeit, wenn ihm Wasser und Nahrung im tiefen Inneren der Wälder knapp zu werden beginnen, sucht er die Pflanzungen der Eingeborenen heim, dort nach Affenart große Verwüstungen anrichtend. Die Eigentümer stellen dann Wachen aus, und es gelingt in den meisten Fällen, ihn durch wiederholtes Abfeuern der Flinten zu verscheuchen. Zuweilen kommt es jedoch vor, daß alte Gorillamänner im Bewußtsein ihrer herkulischen Kraft, im Vertrauen auf ihre äußerst scharfen Sinne, vom Hunger getrieben, sich dadurch nicht stören lassen, sondern nächtlicherweile ihre Verwüstungen fortsetzen. Die Geschädigten sehen sich dann wohl oder übel genötigt, dem Nimmersatte aufzulauern oder nachzustellen, um ihn unschädlich zu machen. Dies gelingt ihnen in den seltensten Fällen, da der schlaue Bursche die ernste Absicht seiner Verfolger bald herauswittert und sich auf einige Zeit empfiehlt.

„Sofern er unbehelligt bleibt, greift der Gorilla den Menschen nicht an, meidet vielmehr dessen Begegnung. Wird er jedoch überrascht, so richtet er sich auf, stößt aus tiefer Brust ein nicht wiederzugebendes, kurz abgebrochenes, bald rollendes, bald grunzendes Gebrüll aus und bearbeitet mit seinen Riesenfäusten die gigantische Brust, wobei unter Zähnefletschen und einem unendlich boshaften Ausdrucke des Gesichtes sich seine Haare auf Kopf und Nacken vibrierend sträuben. Ein wütender alter Gorilla bietet einen Furcht erweckenden Anblick. Reizt man ihn nicht und zieht sich bei guter Zeit allmählich zurück, noch bevor seine Wut ihren Höhepunkt erreicht, so glaube ich nicht, daß er zum Angriffe schreiten würde. Sollte man aber das Unglück haben, ihn nur leicht zu verwunden, dann freilich bin ich, ohne es selbst erlebt zu haben, fest überzeugt, daß er den Schützen annimmt, und wehe diesem, wenn ihm nicht sofort eine zweite Kugel zu Gebote steht! Ein Fliehen ist ihm gegenüber unmöglich, eine Verteidigung mit anderen als Schußwaffen ein Unding.

„Soviel ich zu beobachten Gelegenheit fand, lebt der Gorilla von Vegetabilien. Die Jungen zeigen aber in der Gefangenschaft eine ganz besondere Vorliebe für animalische Kost; es läßt sich daraus schließen, daß sie auch in der Wildnis Fleisch sowie Eier nicht verschmähen. Der Gorilla ist mit dem Schimpansen, sofern man ihn nur einmal gesehen, nicht

zu verwechseln. Abgesehen von der weit überragenden Größe, der robusteren Gestalt, hat er eine im Alter zunehmende graue Haarfärbung. Seine Gesichtsfarbe ist jedoch von der Jugend bis zum Alter schwarz; bei den Schimpansen verändert sie sich mit den Spielarten und dem Alter. Die gesamte Muskulatur des überaus massigen Körpers des Gorillas ist, bis auf die allen Affen fehlenden Waden, zur Unförmlichkeit ausgebildet, und sofern ich mir eine solche Kraftvergleichung erlauben darf, würde ich, seine zwar unbeholfen erscheinende, in der That aber große Gewandtheit mit in Anschlag bringend, auf ihn gegen einen starken Bären wetten. Die Eingeborenen benennen ihn verschieden. Die Mpongwe, Orunku, Kama, Galloa: ‚Ndschina‘; die Mpangwe (Fan oder Pan, wie sie sich selbst nennen) geben ihm den Namen ‚Nguyala‘."

Seinen ersten Gorilla erlegte H. von Koppenfels am Weihnachtsfeste 1874. Er hatte sich unfern von einem Ibabaume angestellt, dessen Früchte die Gorillas sehr lieben, und wo er von ihnen frisch angebissene gefunden hatte. „Eine Stunde wohl mochte ich vergeblich gewartet haben. Die Schatten der hereinbrechenden Nacht wurden bemerkbar; die Moskiten fingen an, mich empfindlich zu peinigen, und ich wollte bereits den Platz verlassen, als ein leichtes Brechen in der Gegend des Ibabaumes vernehmbar wurde. Hinter meinem Stamme hervorlugend, gewahrte ich dort eine Gorillafamilie sorglos mit den Früchten beschäftigt. Sie bestand aus den beiden Eltern und zwei im Alter verschiedenen Jungen; das menschliche Alter zum Maßstabe genommen, konnte das ältere 6 Jahre, das jüngere 1 Jahr alt sein. Es war rührend anzusehen, mit welcher Liebe das Weibchen um das Jüngste besorgt war. Der Vater hingegen kümmerte sich um nichts als um Stillung des eigenen Hungers. Die besseren Früchte mochten wohl aufgezehrt sein, als das Gorillaweibchen mit außerordentlicher Behendigkeit den Stamm erklomm und die reifen Früchte herunterschüttelte.

„Der männliche Gorilla begab sich nun kauend zum nahen Wasser, um zu trinken. Ihn hatte ich keinen Augenblick aus den Augen gelassen. Die Erzählungen Du Chaillus und die märchenhaft übertriebenen der Eingeborenen hatten beim Erscheinen der Tiere in mir eine große Erregung hervorgerufen. Diese verschwand indes, als der Gorilla nahe am Rande des Wassers mit einem Male Unruhe zu erkennen gab und in geduckter Stellung nach dem Baume sicherte, der mich verbarg. Zu spät jedoch witterte er den nahen Feind, denn ich verfolgte bereits jede seiner Bewegungen mit der Büchse im Anschlage. Wenige Augenblicke genügten, das mich unbeweglich anäugende Wild aufs Korn zu nehmen. Der Schuß krachte. Noch bevor der Pulverrauch sich verzog, hatte ich eine neue Patrone in den Lauf geführt, so den Angriff des Tieres erwartend. Mein schwarzer Begleiter stand zitternd hinter mir, ein zweites Gewehr in der Hand. Es erfolgte jedoch kein Angriff. Der männliche Gorilla war tödlich getroffen auf das Gesicht gestürzt. Die Jungen flüchteten, einmal kurz aufschreiend, in das Dickicht; die Mutter sprang aus beträchtlicher Höhe vom Baume zur Erde und eilte ihnen nach. Sie zu schießen, vergaß ich in der Aufregung. So hatte mir das Jagdglück zur Zeit, in welcher man bei uns die Weihnachtsbäume anzündete, ein prächtiges Christgeschenk zu teil werden lassen."

Nicht lange darauf schoß Koppenfels bei einer zufälligen Begegnung den stärksten Gorilla, den er überhaupt erlegt hat. Er war, von seinen Trägern gefolgt, im Walde einen schmalen Wildwechsel entlang gegangen. „Plötzlich ertönte hinter mir ein Schrei des mir zunächst gehenden Galloa, und unter dem Zurufe: ‚Gib acht, Herr, ein großer Gorilla!‘ warfen die feigen Burschen ihre Last fort und liefen davon. Ich war durch den Ruf bestürzt und gewahrte erst, als seitwärts ein dumpfes Grollen hörbar wurde, eine dunkle Masse kaum 15 Schritt von mir sich riesenhaft aufrichten. Es war der größte Gorilla, den ich je gesehen, und der erste, welcher standhielt. Hätte er meine Bestürzung benutzt, ich wäre verloren gewesen. Auf eine Probe, wie lange dieses gegenseitige Anschauen wohl dauern

würde, ließ ich es nicht ankommen. Als ich die Doppelbüchse hob, wurde das rollende Gebrüll bellender; das Trommeln auf der Brust wurde schneller; die struppigen Kopfhaare sträubten sich zitternd, und es schien, als wollte mein schreckliches Gegenüber zum Angriffe übergehen. Hätte ich mich bei guter Zeit vorsichtig zurückgezogen, würde der Gorilla, davon bin ich überzeugt, mich nicht angenommen haben. Es lag dies indes gar nicht in meiner Absicht. Meiner Aufregung Herr geworden, zielte ich ruhig und sicher nach dem Herzen. Nach abgegebenem Schusse schnellte das Tier in die Höhe und fiel, die Arme ausbreitend und sich drehend, auf das Gesicht. Hierbei hatte es eine 5 cm starke Liane erfaßt, und so mächtig war seine Kraft, daß es mit dieser dürre und grüne Äste zur Erde riß. Sein Gewicht schätzte ich auf 200 kg; seine Körperlänge betrug 1,9 m."

H. von Koppenfels' schlichte Schilderungen und Angaben über das Wesen der Gorillas, die ganz und gar auf eigener Anschauung beruhen, vermitteln uns eine richtigere Vorstellung von diesem seltenen Waldbewohner und entkleiden ihn eines großen Teiles der ihm angedichteten Schrecklichkeit. Man kann R. Burton, dem so nüchternen Beurteiler afrikanischer Dinge, nur beistimmen, wenn er, alles zusammenfassend, was er vordem selbst an Ort und Stelle erkundet hat, sagt: „Es ist ein armer Teufel von Affen, nicht ein höllisches Traumgebilde, halb Mensch, halb Bestie".

Der Versuch, junge Gorillas, die bisweilen von den Eingeborenen zur Küste gebracht werden, lebend nach Europa überzuführen, war regelmäßig mißglückt. Die Tiere starben schon unterwegs. Nur einmal soll in den sechziger Jahren ein junger Gorilla nach England gelangt und kurze Zeit von einem Tierbändiger gehalten worden sein, der ihn nicht einmal erkannte, nicht wußte, welchen Schatz er besaß. Erst den Mitgliedern der deutschen Loango-Expedition gelang das Unternehmen erfolgreich. Falkenstein, Arzt und Zoolog der Expedition, erhielt durch einen glücklichen Zufall einen jungen Gorilla, der aber auch schon dem Schicksale der übrigen verfallen schien, und vornehmlich seiner unermüdlichen Sorgfalt für das Tier ist es zu danken, daß dieses zunächst längere Zeit in Afrika und danach im Aquarium zu Berlin beobachtet und angestaunt werden konnte.

„Als ich", erzählt Falkenstein, „am 2. Oktober 1875 Pontanegra erreichte und in das Magazin des Portugiesen Laurentino Antonio dos Santos trat, fand ich einen jungen Gorilla, den wir leider vorher vergeblich im Walde zu erhalten gesucht hatten, an die Brückenwage gefesselt vor. Vor wenigen Tagen hatte ihn ein Neger, der die Mutter geschossen hatte, aus dem Inneren gebracht, und man suchte ihn nun, so gut es ging, so lange zu ernähren, bis der nächste vorbei passierende Dampfer ihn für einen möglichst hohen Preis mit nach Europa nehmen konnte. Es war ein junges Männchen, das elend genug aussah, weil es bisher von den vorgesetzten Waldfrüchten wenig genossen hatte, und es wäre zweifellos zu Grunde gegangen wie seine Vorgänger bei ähnlichen früheren Versuchen, wenn man es in diesem Zustande an Bord eines Schiffes gebracht hätte. Schon jetzt glaubte ich nicht, daß es möglich sein würde, das Tier am Leben zu erhalten, hoffte jedoch, es bis Tschintschotscho zu bringen, um wenigstens die erste Photographie eines lebenden Gorillas aufnehmen zu können, und bot daher jeden erschwingbaren Preis, wenn er mir überlassen würde. Herr Laurentino lehnte dies jedoch ab mit dem Bemerken, daß er sich freue, mir im Namen aller seiner Landsleute, die ich stets so uneigennützig behandelt und gepflegt hätte, eine Anerkennung zu teil werden zu lassen; er bäte mich herzlich, den Affen als Geschenk von ihm anzunehmen. Da ich den Wert desselben kannte, im Falle es gelingen sollte, ihn lebend nach Europa zu führen, sträubte ich mich anfänglich, von der Liebenswürdigkeit Gebrauch zu machen, ließ jedoch bald dem wahrhaft herzlichen Anerbieten gegenüber und in der Erwägung, daß in anderen Händen der Wert doch ein sehr fraglicher war, jedes Bedenken schwinden und verabschiedete mich mit ihm unter lebhaftem Danke, den ich hier, nachdem

die damals bewiesene Uneigennützigkeit so herrliche Früchte für die Wissenschaft und die Afrikanische Gesellschaft getragen hat, noch einmal in wärmster Weise wiederhole.

„Auf der Station angekommen, war es meine erste Sorge, alle erreichbaren Waldfrüchte holen zu lassen und eine Mutterziege zu erwerben, um die ziemlich gesunkenen Kräfte des jungen Anthropomorphen zu heben; selbstverständlich verfolgten wir seine Freßversuche mit großem Interesse und fühlten uns in hohem Grade erleichtert, als er nicht nur die Milch mit Behagen trank, sondern auch verschiedene Früchte, namentlich aber die der in den Savannen wachsenden Anona senegalensis, mit sichtlich erwachtem Appetite auswählte. Trotzdem blieb er noch längere Zeit so matt, daß er während des Fressens einschlief und den größten Teil des Tages in einer Ecke zusammengekauert schlafend verbrachte. Nach und nach gewöhnte er sich an die Kulturfrüchte, wie Bananen, Guayaven, Orangen, Mango, und begann, je kräftiger er wurde, und je öfter er bei unseren Mahlzeiten zugegen war, alles, was er genießen sah, selbst gleichfalls zu versuchen. Indem er so allmählich dahin gebracht wurde, jegliche Nahrung anzunehmen und zu vertragen, wuchs die Aussicht, ihn glücklich nach Europa überzuführen. Dies ist gewiß der einzige Weg, später andere und vielleicht ältere Exemplare für die Überfahrt fähig zu machen; jeder Versuch, sie unmittelbar nach der Erlangung, ohne vorherige Entwöhnung von der alten Lebensweise, ohne sie den veränderten Verhältnissen ganz langsam und planmäßig anzupassen, an Bord zu bringen, wird immer wieder von neuem ein mehr oder weniger schnelles Hinsiechen und den Tod zur Folge haben.

„Wenn in anderen Berichten die Wildheit auch junger Gorillas besonders betont und das Unwahrscheinliche ihrer Zähmbarkeit ausgesprochen worden ist, so waren wir bei dem unserigen in der Lage, gerade entgegengesetzte Erfahrungen zu machen: er gewöhnte sich in wenigen Wochen so sehr an seine Umgebung und die ihm bekannt gewordenen Personen, daß er frei herumlaufen durfte, ohne daß man Fluchtversuche hätte zu befürchten brauchen. Niemals ist er angelegt oder eingesperrt worden, und er bedurfte keiner anderen Überwachung als einer ähnlichen, wie man kleinen umherspielenden Kindern angedeihen läßt. Er fühlte sich so hilflos, daß er ohne den Menschen nicht fertig werden konnte und in dieser Einsicht eine wunderbare Anhänglichkeit und Zutraulichkeit entwickelte. Von heimtückischen, bösen, wilden Eigenschaften war keine Spur vorhanden, zuweilen aber zeigte er sich recht eigensinnig. Er hatte verschiedene Töne, um den in ihm sich entwickelnden Ideen Ausdruck zu geben; davon waren die einen eigentümliche Laute des eindringlichsten Bittens, die anderen solche der Furcht und des Entsetzens. In selteneren Fällen wurde noch ein widerwilliges, abwehrendes Knurren vernommen.

„Was über das eigentümliche Trommeln der Gorillas berichtet wird, und was Hugo von Koppenfels auf seinen Jagden beobachtete, fanden wir völlig bewahrheitet, da unser ‚Mpungu‘ zu verschiedenen Malen, augenscheinlich im Übermaße des Wohlbefindens und aus reiner Lust, die Brust mit beiden Fäusten bearbeitete, indem er sich dabei auf die Hinterbeine erhob. Dies ist übrigens, soviel ich weiß, während seines Aufenthaltes in Europa nicht mehr beobachtet worden, vielleicht gerade weil er den Grad der Gesundheit hier nicht bewahren konnte, den er zu jener Zeit in seiner Heimat wiedererlangt hatte. Außerdem gab er seiner Stimmung häufig in rein menschlicher Weise durch Zusammenschlagen der Hände, das ihm nicht gelehrt worden war, Ausdruck und vollführte, zuzeiten sich überstürzend, hin- und hertaumelnd, sich um sich selbst drehend so ausgelassene Tänze, daß wir manchmal bestimmt glaubten, er müsse sich auf irgend eine Weise berauscht haben. Doch war er nur aus Vergnügen trunken; nur dies ließ ihn das Maß seiner Kräfte in den übermütigsten Sprüngen erproben.

„Besonders auffällig war die Geschicklichkeit und Behutsamkeit, die er beim Fressen an den Tag legte: kam zufällig einer der übrigen Affen ins Zimmer, so war nichts vor ihnen

sicher, alles faßten sie neugierig an, um es dann mit einer gewissen Absichtlichkeit von sich zu werfen oder achtlos fallen zu lassen. Ganz anders der Gorilla: er nahm jede Tasse, jedes Glas mit einer natürlichen Sorgfalt auf, umklammerte das Gefäß mit beiden Händen, während er es zum Munde führte, und setzte es dann leise und vorsichtig wieder nieder, so daß ich mich nicht erinnere, ein Stück unserer Wirtschaft durch ihn verloren zu haben. Und doch haben wir dem Tiere niemals den Gebrauch der Geräte noch andere Kunststücke gelehrt, damit wir es möglichst naturwüchsig nach Europa brachten. Ebenso waren seine Bewegungen während des Fressens ruhig und manierlich; er nahm von allem nur so viel, als er zwischen dem Daumen, dem dritten und Zeigefinger fassen konnte, und schaute gleichgültig zu, wenn von den vor ihm aufgehäuften Futtermengen etwas weggenommen wurde. Hatte er aber noch nichts erhalten, so knurrte er ungeduldig, beobachtete von seinem Platze bei Tische aus sämtliche Schüsseln genau und begleitete jeden von den Negerjungen abgetragenen Teller mit ärgerlichem Brummen oder einem kurz hervorgestoßenen grollenden Husten, suchte auch wohl den Arm der Vorbeikommenden zu erwischen, um durch Beißen oder täppisches Schlagen sein Mißfallen noch nachdrücklicher kundzuthun. In der nächsten Minute spielte er wieder mit ihnen wie mit seinesgleichen. Er trank saugend, indem er sich zu dem Gefäße niederbückte, ohne je mit den Händen hineinzugreifen oder es umzustoßen, setzte kleinere jedoch auch an den Mund. Im Klettern war er ziemlich geschickt, doch ließ sein Übermut ihn hin und wieder die gebotene Vorsicht vergessen, so daß er einmal aus den Zweigen eines glücklicherweise nicht hohen Baumes auf die Erde herabfiel. Es scheint aber, als würden die Bäume nur von ihnen erstiegen, um Nahrung zu suchen, während der gewöhnliche Aufenthaltsort der Waldboden ist. Ebenso bleiben sie gewiß nachts auf der Erde und raffen sich von allen Seiten Blätter und Reisig zum Lager zusammen, wie wir es den unserigen oft mit einer alles um sich her vergessenden Emsigkeit thun sahen.

„Bemerkenswert war dabei seine Reinlichkeit; denn wenn er zufällig in Spinngewebe oder Abfallstoffe gegriffen hatte, so suchte er sich mit einem komischen Abscheu davon zu befreien oder hielt beide Hände hin, um sich helfen zu lassen. Ebenso zeichnete er sich selbst durch völlige Geruchlosigkeit aus und liebte über alles, im Wasser zu spielen und herumzupatschen, ohne daß ihn übrigens ein eben genommenes Bad gehindert hätte, sich gleich darauf im Sande mit anderen Affen zu amüsieren und herumzukollern. Von allen den seine Individualität scharf ausprägenden Eigenschaften verdient seine Gutmütigkeit und Schlauheit oder eigentlich Schalkhaftigkeit hervorgehoben zu werden: war er, wie dies wohl anfänglich geschah, gezüchtigt worden, so trug er die Strafe niemals nach, sondern kam bittend heran, umklammerte die Füße und sah mit so eigentümlichem Ausdrucke empor, daß er jeden Groll entwaffnete; wollte er überhaupt etwas erreichen, so konnte kein Kind eindringlicher und einschmeichelnder seine Wünsche zu erkennen geben als er. Wurde ihm trotzdem nicht gewillfahrt, so nahm er seine Zuflucht zur List und spähte eifrig, ob er beobachtet würde. Gerade in solchen Fällen, in denen er mit Beharrlichkeit eine gefaßte Idee verfolgte, war ein vorgefaßter Plan und richtige Überlegung bei der Ausführung unverkennbar. Sollte er z. B. nicht aus dem Zimmer heraus oder umgekehrt nicht in dasselbe hinein, und waren mehrere Versuche seinerseits, seinen Willen durchzusetzen, abgewiesen worden, so schien er sich in sein Schicksal zu fügen und legte sich unweit der betreffenden Thür mit erheuchelter Gleichgültigkeit nieder, bald aber richtete er den Kopf auf, um sich zu vergewissern, ob die Gelegenheit günstig sei, schob sich allmählich näher und näher, indem er, sorgfältig Umschau haltend, sich um sich selbst drehte, richtete sich, an der Schwelle angekommen, behutsam und nach oben schielend auf und galoppierte dann, mit einem Sprunge darüber setzend, so eilfertig davon, daß man Mühe hatte, ihm zu folgen.

„Mit ähnlicher Beharrlichkeit verfolgte er sein Ziel, wenn er Appetit nach Zucker oder Früchten, die in einem Schranke des Eßraumes aufbewahrt wurden, erwachen fühlte. Dann verließ er plötzlich sein Spiel, schlug eine seiner Absicht entgegengesetzte Richtung ein, die er erst änderte, wenn er außer Sehweite gekommen zu sein glaubte. Dann aber eilte er direkt in das Zimmer und zu dem Schranke, öffnete ihn und that einen behenden, sicheren Griff in die Zuckerbüchse oder die Fruchtschüssel (zuweilen zog er sogar die Schrankthüre wieder hinter sich zu), um dann behaglich das Erbeutete zu verzehren oder schleunig damit zu entfliehen, wenn er entdeckt war. In seinem ganzen Wesen aber verriet er dabei deutlich das Bewußtsein, auf unerlaubten Pfaden zu wandeln.

„Ein eigentümliches, fast kindisch zu nennendes Vergnügen gewährte es ihm, durch Klopfen an hohle Gegenstände Töne hervorzurufen, und selten ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, ohne beim Passieren von Tonnen, Schüsseln oder Blechen dagegen zu trommeln; auch trieb er dieses übermütige Spiel sehr häufig während unserer Heimreise auf dem Dampfer, wo er sich ebenfalls frei bewegen durfte. Unbekannte Geräusche waren ihm aber in hohem Grade zuwider. So ängstigte ihn der Donner oder auf das Blätterdach prasselnder Regen, mehr aber noch der langgezogene Ton einer Trompete oder Pfeife so sehr, daß stets sympathisch eine beschleunigte Verdauung angeregt wurde, die es geraten erscheinen ließ, ihn in möglichster Entfernung von sich zu halten. Bei ihn befallenden leichten Indispositionen wendeten wir eine derartige Musik mit einem Erfolge an, wie er in anderen Fällen durch Purgiermittel nicht besser erzielt wird.

„Unter fortgesetzter Pflege gedieh unser Schützling zusehends, bis zu Anfang Februar 1876; zu dieser Zeit aber befiel ihn eine schwere, mit Konvulsionen verbundene Krankheit, die nur als eine eigentümliche, heftige Malaria-Infektion gedeutet werden konnte. Vier Wochen lang fürchteten wir täglich, ihn zu verlieren, bis seine außerordentlich kräftige Konstitution und vielleicht der konsequente Gebrauch von Chinin und Kalomel endlich den Sieg davontrug und ihn allmählich der Genesung entgegenführte. Die Freude darüber war eine allseitige und konnte selbst nicht getrübt werden, als ein Gerücht von dem Dresdener Pseudogorilla bis an unsere Küste hinüber hallte, der uns um die Genugthuung, das erste lebenskräftige Individuum nach Europa geführt zu haben, zu bringen drohte. Glücklicherweise wurde aus dem Streite der Gelehrten und einer einlaufenden Abbildung sehr bald klar, daß man sich in Europa teilweise in einem gewaltigen Irrtume befand, der eben nur durch unser glücklich erhaltenes Exemplar aufgeklärt werden konnte und auch wirklich aufgeklärt worden ist, eine Mühe, der sich der bekannte Anatom R. Hartmann mit großer Hingebung unterzogen hat.

„Die unendliche Mühe, die Mpungu allen Expeditionsmitgliedern gemacht hatte, wurde reichlich durch die Aufmerksamkeit, die ihm während seines ziemlich anderthalbjährigen Aufenthaltes in Berlin von allen Seiten gezollt wurde, aufgewogen; und wenn ihn auch schließlich die allen anthropoiden Affen Verderben drohende Lungenkrankheit gleichfalls hinwegraffte, so war dann ein Verlust für die Wissenschaft wenigstens nicht mehr zu beklagen. Was an ihm zu beobachten war, hatte reichlich beobachtet werden können, und sein Körper gab außerdem noch Gelegenheit, alle Organe bis in die feinsten Details zu studieren.

„Interessant ist es noch, das Wachstum Mpungus von dem Moment seines Erwerbes, dem 2. Oktober 1875, bis zu seinem Tode am 13. November 1877 zu verfolgen. Die erste Messung ergab: ganze Länge von der Fußsohle bis zum Scheitel in gestreckter Lage 73 cm; Rumpflänge allein 46 cm; aufrechte Höhe beim natürlichen Stehen 65 cm, Schulterbreite 25 cm. Das Gewicht betrug 14 kg. Bei der letzten Messung war die ganze Länge 86,5 cm, Rumpflänge 56½ cm; aufrechte Höhe 76 cm, Schulterbreite 29 cm. Das Gewicht betrug 21 kg. Er hat also in dem Zeitraume von 2 Jahren um ein Sechstel seiner

Höhe und die Hälfte seines ursprünglichen Gewichtes zugenommen. In der Zeit seiner kräftigsten Gesundheit wurde die Zahl seiner Atemzüge im Mittel auf 24 in der Minute, die der Pulse auf 88 und die Temperatur an dem unfehlbarsten Orte auf 37,7 Grad Celsius festgestellt.

„Der Tod erfolgte unter den Erscheinungen der galoppierenden Schwindsucht, zu welcher sich in den letzten Tagen ein heftiger Magendarmkatarrh gesellt hatte. Die übrigens in Gegenwart der ersten pathologisch-anatomischen Autorität vorgenommene Obduktion ergab noch das überraschende Resultat, daß Mpungu mehrere sehr schwere Krankheiten in der kurzen Zeit seines Lebens und zwar wahrscheinlich der letzten Periode durch seine außerordentlich kräftige Konstitution überwunden hatte. Es zeigten sich nicht nur die Reste einer früheren Herzbeutel- und Brustfellentzündung, sondern auch einer sehr ausgedehnten Darmerkrankung. Diese alle hatte er glücklich durchgemacht, und wäre es nicht gerade dieses unheilbare Übel gewesen, dem er erlag, so wäre es der wahrhaft aufopfernden Pflege seines Besitzers und Wärters wohl gelungen, ihn noch jahrelang der Wissenschaft zu erhalten.

„Anderen wird es vorbehalten sein, durch neue größere Exemplare das bisher gewonnene Material zu vermehren, und wir haben wenigstens durch Verbreitung des großen Wertes, den man diesen Anthropoiden beilegt, an der Küste das Streben nach ihrer Erwerbung so anzuregen versucht, daß die alle Gelehrten und Laien gleichmäßig interessierende Frage hoffentlich bald wieder ihrer Lösung um einen Schritt näher geführt wird."

Über die weitere Entwickelung dieses Gorillas in dem Aquarium zu Berlin berichtet Direktor Hermes in einem während der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Hamburg gehaltenen Vortrag in eingehender Weise: „Das Berliner Aquarium hat seit Jahren großen Wert auf den Besitz anthropomorpher Affen gelegt. Innerhalb der letzten Jahre ist es in den Besitz aller vier Anthropomorphen gelangt: des Gibbons, des Orangs, des Schimpansen und des Gorillas. Ich hatte daher die beste Gelegenheit, über ihr Gefangenleben eingehende Studien zu machen und Vergleiche anzustellen.

„Auf der niedrigsten Stufe stehend ist der kleinste derselben, der Gibbon, zugleich der zarteste und geschickteste von allen. Das mit weißem Barte umrahmte Gesicht und die abenteuerlich langen Arme geben ihm ein merkwürdiges Aussehen. Er ist der einzige, welcher, auf ebener Erde gehend, stets einen aufrechten Gang besitzt. Freilich ist sein Gang mehr ein Balancieren, er erinnert an einen Seiltänzer, der mit seinen halb ausgestreckten Armen das Gleichgewicht zu halten sucht. Als Bewohner des Waldes klettert er vortrefflich und führt, von Ast zu Ast sich schwingend, die weitesten und elegantesten Sprünge aus.

„Ihm gegenüber ist der Orang ein ungeschickter und phlegmatischer Geselle. Jung zutraulich und liebenswürdig, wird er mit zunehmendem Alter wild und ungebärdig. Es vergingen Monate, und es bedurfte täglicher Leckerbissen, ehe ich wagen durfte, mich dem großen Orang, dem größten, der jemals in Gefangenschaft war, zu nähern. Seinem Aussehen nach war er ein wahres Scheusal. Die rote, zottige Behaarung, die eng aneinander gerückten, kleinen, tückischen Augen in dem glatten Gesichte, die Abscheu erregenden Manieren, das furchtbare Gebiß ließen ihn als ein teuflisches Ungeheuer erscheinen, bei dessen Anblick man kaum glauben könnte, daß in ihm eine im ganzen gutmütige Natur steckt. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, ihn für einen wegelagernden Waldstrolch zu halten.

„Im Gegensatze zu dem linkischen Orang bietet der Schimpanse ein Bild der ausgelassensten Munterkeit und Geschicklichkeit, an Intelligenz jenen weit überragend. Die liebenswürdigste aller Schimpansen, Tschego, kannte ihre Umgebung genau und gehorchte aufs Wort. Als ein die Reinlichkeit über alles liebendes Fräulein putzte und polierte sie die Glasscheiben ihres Käfigs. Sie kannte und benutzte die zum allgemeinen Affenkäfig und zum Orang führenden Schlüssel, suchte sie sogar aus dem Bunde heraus. Unter den

Affen hatte sie ihre ausgesprochenen Lieblinge, mehr noch liebte sie Kinder, und je kleiner diese waren, desto mehr beschützte sie dieselben. Größere behandelte sie mehr als ihresgleichen, scherzte mit ihnen, teilte Ohrfeigen aus und that es ihnen im Purzelbaumschlagen zuvor. Als sie vor einiger Zeit einem Herzleiden erlag, war mir zu Mute, als ob ein alter Bekannter von mir geschieden wäre. Ein anderer Schimpanse, zwar schon 2 Jahre in Gefangenschaft, aber noch wild und ungezogen, ersetzt zwar die Art, nicht aber entfernt das Temperament, die Tugenden Tschegos.

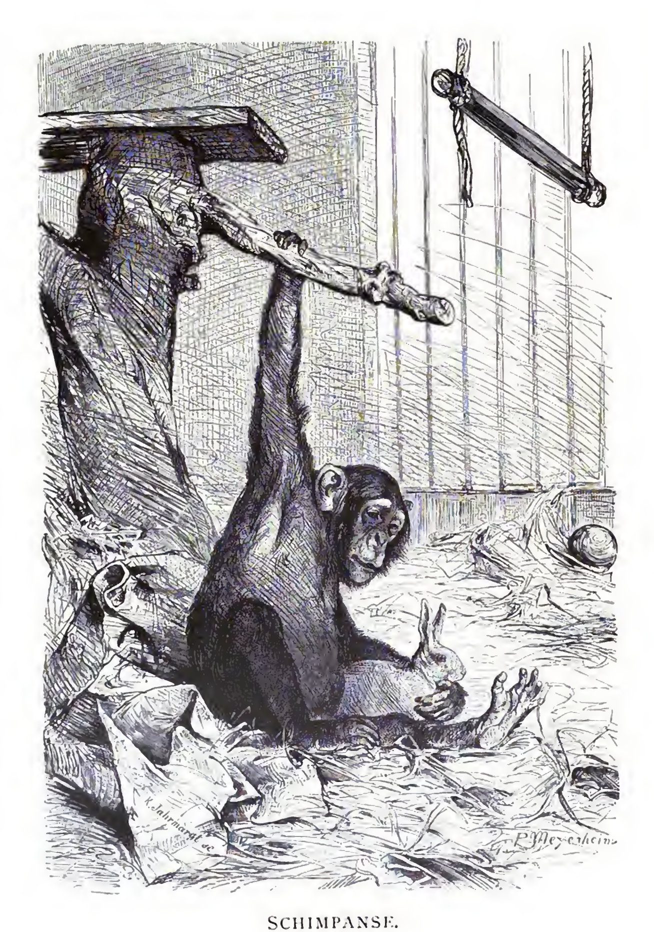
„Von allen Anthropomorphen der vornehmste aber ist der Gorilla. Es ist, als habe er ein Adelspatent mit auf die Welt gebracht. Unser etwa 2 Jahre alter männlicher Gorilla hat eine Höhe von fast 3 Fuß erreicht. Sein Körper ist bedeckt mit seidenweichem, grau meliertem, auf dem Kopfe rötlichem Haare. Seine derbe, gedrungene Gestalt, seine muskulösen Arme, sein glattes, glänzend schwarzes Gesicht mit den wohlgeformten Ohren, das große, kluge, neckische Auge geben ihm etwas frappant Menschenähnliches. Er würde einem Negerknaben gleichen, wenn die Nase förmlicher gestaltet wäre. Dieser Eindruck steigert sich durch die Unbeholfenheit seines ganzen Wesens; jede seiner Bewegungen läßt mehr einen tölpelhaften Buben als einen Affen erkennen. Wenn er, dasitzend wie eine Pagode, seinen Blick über das ihn anstaunende Publikum schweifen läßt und dann mit nickendem Kopfe plötzlich in die Hände klatscht, hat er sich im Nu die Herzen aller erobert. Er verkehrt gern in großer Gesellschaft, unterscheidet Jung von Alt, Männlich von Weiblich. Gegen Kinder von 2—3 Jahren ist er liebenswürdig, er küßt sie gern und läßt sich alles gefallen, ohne jemals von seinen überlegenen Kräften Gebrauch zu machen. Ältere Kinder behandelt er schon schlechter; läßt er sich auch gern auf das Spielen mit ihnen ein, rennt mit ihnen um die Wette um Tisch und Stühle, die er häufig umwirft, dabei in neckischer Weise bald diesem, bald jenem einen Schlag mit der Oberfläche seiner Hand versetzend, so geniert er sich auch nicht im mindesten, mitten im Spiele ein Bein zu erfassen und seine Zähne daran zu probieren. Auf dem Arme von Damen benimmt er sich höchst dankbar, er umarmt sie, und sich an ihre Schulter lehnend, bleibt er gern längere Zeit auf ihrem Schoße. Im allgemeinen Affenkäfig spielt er gern, und hier ist er der unbedingte Beherrscher, selbst der Schimpanse ordnete sich ihm widerstandslos unter. Er behandelte diesen aber ebenbürtiger, indem er ihn fast ausschließlich als Spielgefährten erwählte und ihn, wenn auch manchmal etwas derb, liebkoste, während er rücksichtslos mit dem gemeinen Affengesindel verkehrte. Er packte den Schimpansen, und ihn festhaltend, wälzte er sich mit ihm auf der Erde. Entwischte er ihm, so fiel der Gorilla wie ein ungeschickter Knabe mit vorgestreckten Händen auf die Erde. Sein Gang hat mit dem des Schimpansen viel Ähnlichkeit, er geht auf der Sohle des Fußes, indem er sich wie dieser auf die Außenflächen der Hand stützt. Aber er setzt die Füße mehr auswärts und trägt den Kopf aufrecht mit einer Vornehmheit, die den Eindruck, als gehöre er den höheren Ständen an, hinterläßt. In guter Laune, die ihn übrigens selten verläßt, steckt er die Spitze der roten Zunge aus dem glänzend schwarzen Gesichte, was den negerbubenhaften Eindruck noch erhöht.

„Menschenähnlich wie sein ganzes Wesen ist auch die Weise, wie er lebt. Morgens um die achte Stunde erhebt er sich von seinem Lager, setzt sich aufrecht hin, gähnt, kratzt sich an einigen Stellen seines Körpers und bleibt schlaftrunken, teilnahmlos, bis er seine Morgenmilch eingenommen hat, die er aus einem Glase zu trinken pflegt. Nunmehr, ganz ermuntert, verläßt er sein Bett, sieht sich in der Stube um, ob er für seine Zerstörungslust einen Gegenstand findet, guckt zum Fenster hinaus, fängt zu klatschen und in Ermangelung passenderer Gesellschaft mit dem Wärter zu spielen an. Stets muß dieser bei ihm sein. Nicht einen Augenblick bleibt er ganz allein. Mit schrillen Tönen schreit er, wenn er sich von diesem verlassen findet. Um 9 Uhr wird er gewaschen, was ihm wohlgefällt. Mit

grunzendem Tone gibt er seiner Freude hierüber Ausdruck. Dem Zusammenleben mit dem Wärter entsprechend, hält er seine Mahlzeiten wie dieser. Zum Frühstücke erhält er ein Paar Wiener, Frankfurter oder Jauersche Würste oder ein mit Hamburger Rauchfleisch, Berliner Kuhkäse oder sonstwie belegtes Butterbrot. Dazu trinkt er am liebsten seine kühle Weiße; höchst originell sieht er aus, wenn er das umfangreiche Glas mit seinen kurzen, dicken Fingern anfaßt, das ihm entfallen würde, wenn er nicht einen Fuß zu Hilfe nähme. Obst ißt er gern und viel, von Kirschen sondert er sorgfältig die Kerne. Um 1 Uhr bringt die Frau des Wärters ihm sein Essen. Solange er während des heißen Sommers in meiner Wohnung lebte, erwartete er sehnsuchtsvoll diese Stunde. Er ließ es sich nicht nehmen, die Korridorthür selbst zu öffnen, wenn es klingelte. Erscheint die Frau, so untersucht er die Speisen und nascht gern von dem, was ihm am besten schmeckt. Eine Ohrfeige ist die gewöhnliche Folge seiner Naschhaftigkeit, und artig erwartet er dann, nicht einen Blick von den Speisen wendend, den Beginn der Mahlzeit. Zuerst eine Tasse Bouillon. Im Nu ist diese bis auf die Nagelprobe geleert. Dann gibt es Reis oder Gemüse, vornehmlich Kartoffeln, Mohrrüben oder Kohlrabi mit Fleisch gekocht. Die Frau hält darauf, daß er sich anständig benimmt, und er gebraucht in der That den Löffel schon mit Geschick. Sobald er sich aber unbeobachtet glaubt, fährt er mit dem Munde in die Schüssel. Zum Schlusse ist ihm ein Stück eines gebratenen Huhnes am willkommensten. Er ist kein Kostverächter, was der Wärter ißt, ist auch seine Speise, und an Menge gibt er diesem nicht viel nach. Ist das Essen vorüber, so will er seine Ruhe haben. Ein ein- bis anderthalbstündiger Schlaf macht ihn wieder aufgelegt zu neuem Spiele. Nachmittags erhält er Obst, abends Milch oder Thee und Butterbrot. Um 9 Uhr geht er zur Ruhe. Er liegt auf einer Matratze in eine wollene Decke eingehüllt. Der Wärter bleibt bei ihm sitzen, bis er eingeschlafen ist, was bei seinem großen Bedürfnisse nach Schlaf nicht allzu lange dauert. Lieber schläft er mit dem Wärter in einem Bette, wobei er ihn umfaßt und den Kopf auf eine Stelle seines Körpers legt. Er schläft fest die ganze Nacht hindurch und pflegt vor 8 Uhr nicht zu erwachen.

„Auf diese Weise hat der Gorilla gleichmäßig gelebt und sich so wohl dabei befunden, daß sein Gewicht sich von 31 auf 37 Pfund vermehrt hat. Da plötzlich, vor etwa 14 Tagen, erkrankte er an einer Luftröhrenentzündung, mit der ein starkes Fieber verbunden war. Der sonst so muntere Affe lag teilnahmlos im Bette, hustete und röchelte, daß es ein Jammer war. Dabei verhielt er sich höchst unliebenswürdig, so daß er biß, wenn man ihn berührte. Fast 8 Tage dauerte dieser besorgniserregende Zustand; außer Thee und Wasser nahm er nichts zu sich. Mehrere Ärzte versammelten sich täglich mehrmals an seinem Bette, darunter sein treuer Pfleger aus Afrika; er wurde mit Chinin behandelt und mußte Emser Kränchen trinken. Nachdem er das Bitter des Chinins das erste Mal gekostet, zog er später bei jedesmaliger Annäherung des Theelöffels die Decke über den Kopf. In seinem großen Krankenzimmer wurde stets eine gleichmäßige, mit Wasserdunst geschwängerte Temperatur von 19 Grad erhalten. Er erholte sich schnell, und als ich ihn am Sonntag verließ, aß er wieder, zeigte die Zunge und klatschte in die Hände, untrügliche Zeichen seines Wohlbefindens. Vor wenigen Minuten noch brachte mir Professor Virchow die Nachricht, daß der Gorilla gestern auf ihn den Eindruck gemacht, als sei er ganz wieder der alte. Die Teilnahme des Publikums für den Patienten war groß, mehr als hundert Anfragen nach seinem Befinden erfolgten täglich. In kürzester Zeit hat er es verstanden, der allgemeine Liebling zu werden, und unstreitig ist Mpungu einer der populärsten Bewohner der deutschen Reichshauptstadt.

„Es ist ihm ein eigener Glaspalast, der mit einem kleinen Palmenhause in Verbindung steht, erbaut worden. Dieser soll ihm die feuchte Atmosphäre seiner tropischen Heimat ersetzen. So darf ich bei seiner sonst kräftigen Natur wohl hoffen, den Gorilla als höchste



SCHIMPANSE.

Zierde unseres Aquariums längere Zeit zu erhalten, Deutschland zur Ehre, der Menschheit zur Freude, der Wissenschaft zum Ruhme.“

Dieser Gorilla starb (13. November 1877), nachdem er 9 Monate in Afrika, 15 Monate in Berlin beobachtet worden war und eine längere Kunstreise nach England vortrefflich bestanden hatte. Der zweite Gorilla gelangte durch Vermittelung von Pechuel-Loesche, dem ehemaligen Gefährten Falkensteins, als er Anfang 1883 von seiner Kongoreise heimkehrte, lebend nach Europa und wiederum in das Aquarium zu Berlin. Er stammte ebenfalls von der Loangoküste und zwar aus der nämlichen Landschaft wie der erste. Doch war er kleiner als dieser, auch nicht so kräftig und zeigte darum wohl schon in Afrika wie auf der Reise eine geringere Munterkeit und geistige Regsamkeit. Die Reise mitten im Winter konnte ihm auch nicht so günstig sein wie dem ersten die Überführung im Hochsommer. Jedenfalls erwies er sich gleich liebenswürdig und gutmütig wie sein Vorgänger und verriet ebensowenig wie dieser irgend welche Spur von der Wildheit, die einigen vordem in Afrika gefangen gesehenen jungen Gorillas nachgesagt worden war. Er lebte unter Obhut von Direktor Hermes 14 Monate lang in Berlin und starb am 16. März 1884 an ähnlichen Krankheiten wie der erste Mpungu. Bemerkenswert ist, daß beide Tiere die Seekrankheit nicht bekamen.

Alle weiteren Versuche, Gorillas lebend nach Europa überzuführen und zu erhalten, sind bisher mißglückt.

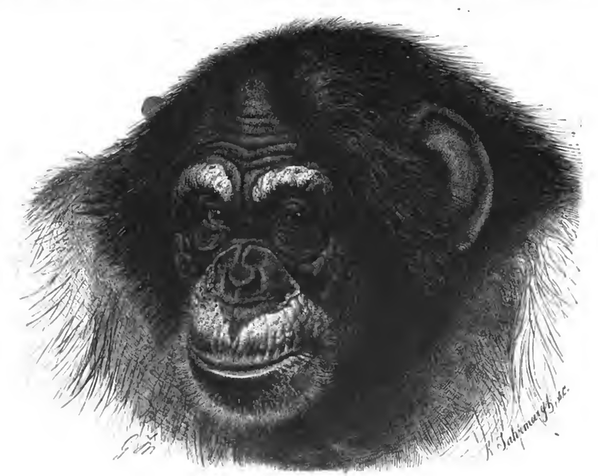
*

Der vorstehend mehrfach erwähnte Schimpanse, Barris, Inschoko, Insiègo, Kulu Hamba, Nschiègo Mbuve, Baam, Nsiku, Tschimpänso, und wie er sonst noch bei den Eingeborenen heißen oder von Reisenden genannt worden sein mag (Simia troglodytes, Anthropopithecus, Pithecus chimpanza, Mimetes und Pseudanthropus troglodytes, Satyrus lagarus und chimpanza, Troglodytes niger), wird ebenfalls als Vertreter einer besonderen Gattung betrachtet. Er ist beträchtlich kleiner, im Rumpfe verhältnismäßig viel kürzer als der Gorilla, trotzdem er dieselbe Anzahl von rippentragenden und Lendenwirbeln (13 und 4) besitzt wie dieser.

„Alte männliche Schimpansen“, sagt R. Hartmann, „erreichen eine aufrechte Höhe von 1,3—1,7 m. Alte Weibchen werden schwerlich je über 1,3 m groß. Die bei uns in den zoologischen Gärten und Menagerien gehaltenen Exemplare waren meist jüngere Weibchen. Der Hirnschädel ist im ganzen flachkugelig. Niemals kommt es beim Männchen zur Entwickelung jenes hohen über die Scheitelmitte ziehenden Längskammes und der starken queren Hinterhauptsleiste, welche den Schädel des männlichen Gorillas auszeichnen. Die Seitenlinien des Schädels einigen sich selbst bei ganz alten Schimpansen-Männchen nur selten zur Bildung eines niedrigen und nur in kurzer Strecke verlaufenden Kammes. Die Augenbrauenbogen sind selbst bei alten Schimpansen niemals so stark wulstig entwickelt wie bei den Gorillas, sie treten daher auch nie so stark nach außen hervor. Die Kiefergegend ist bei manchen außerordentlich vorragend, sehr schiefzahnig; bei anderen nicht. Die Kiefern sind bei letzteren nicht so schnutenförmig verlängert, und die Kronränder der Schneidezähne stoßen unter einem weniger spitzen Winkel zusammen. Die Zähne der Schimpansen erreichen nur selten die Breite und Dicke, nie aber die Länge der Gorillazähne. Die Gegend der vorderen Nasenöffnung ist beim Schimpansenschädel gewöhnlich flacher, eingedrückter als an demjenigen des Gorillas. Der Knochenbau des Rumpfes und der Extremitäten erscheint bei ersterem Affen im ganzen schlanker, zierlicher, weniger massiv als bei letzterem. Wohl läßt sich sagen, daß, abgesehen von gewissen unterscheidenden Merkmalen, namentlich im Bau des Beckens, auch das Schimpansenskelett dem menschlichen sehr nahe steht.

„Das Schimpansenprofil hat etwas viel Flacheres als dasjenige des Gorillas. Der Ausdruck desselben ist weit milder. Klar und seelenvoll blicken die großen, mit ziemlich

hellbrauner Regenbogenhaut versehenen Augen, von nicht hohen Knochen und Augenwülsten nur mäßig überdacht. Die Nase ist flach, mit einer wenig tiefen mittleren Längsrinne und mit nicht gewulstetem Knorpel der Flügel mit schmaler Scheidewand versehen. Beim Gorilla dagegen tritt die Nase mit ihren mächtigen kolbigen Flügelknorpeln dick und wulstig hervor. Die Oberlippe des Schimpansen ist lang, gewölbt und mit vielen von oben nach unten ziehenden und quer verlaufenden Runzeln bedeckt. Wie beim Gorilla ragt die Unter-



Schimpanse.

lippe etwas über die Oberlippe hinweg. Beide Teile sind ungemein beweglich und können rüsselförmig vorgestreckt werden.

„Es gibt nun auch Schimpansen, bei welchen sich zwischen innerem Augenwinkel und Hinterrand des Nasenknorpels nur ein kleiner Zwischenraum befindet. Bei anderen Individuen ist derselbe aber größer. Manche Tiere haben längere, manche kürzere Lippen, je nachdem der die Schneidezähne tragende Oberkieferteil länger oder kürzer ist. Die Wangen sind faltig und von einer schmutzigen, gelblichen Fleischfarbe, die aber im Alter häufig einen rußschwarzen oder braunschwärzlichen, meist fleckenweise sich verteilenden Anflug erhält. Dasselbe zeigt sich an Ohren, Händen und Füßen sowie zuweilen auch an der Körperhaut, welche letztere jedoch meistens gelblich fleischfarben bleibt. Das Ohr des Schimpansen ist im allgemeinen größer und weniger menschenähnlich als dasjenige vieler Gorillas gebildet. Es ist mehr gerundet, mehr einem Halbkreise sich nähernd, flacher und zeigt öfters mannigfaltige Knorpelleisten, Vorsprünge und Wülste, welche wir am Ohrknorpel des Menschen vergeblich suchen. Die Krempe ist selten deutlich. Gemeinhin hat das Ohr des Schimpansen 6—7 cm Höhe und 5—5,5 cm Breite. Aber manche Individuen haben auch kleinere Ohren,

die sich in ihrer Gestaltung denen des Gorillas nähern. Andererseits gibt es auch, nach dem Schreiber dieser Zeilen vorliegenden Beispielen, Gorillas mit großen, 7 cm hohen, 5,25—5,5 cm breiten Ohren von ähnlicher Gestalt, wie sie sich in der Mehrzahl der Schimpansen darbieten.

„Die Schultern alter Schimpansenmännchen sind breit, Brust und Rumpf tonnenförmig; erstere ist zwar muskulös, aber gegen letzteren wenig oder gar nicht abgesetzt. Nur alte Männchen haben, ähnlich den Gorillas, eingezogene Flanken, nicht aber jüngere Männchen und selbst ältere Weibchen. Die Arme sind lang, reichen etwas über das Knie hinaus, sind sehr muskulös, aber nicht so gewaltig wie die oberen Gliedmaßen der Gorillas. An den Händen ist der Daumen dünn und kurz, die Finger sind lang, bei alten Tieren sehr dick und stark, runzelig und bis gegen die Mitte der ersten Fingerglieder durch eine Bindehaut miteinander verbunden. Der Mittelfinger ist der längste. An den Beinen ist der Unterschenkel völlig wadenlos. An dem platten Fuße ist die große Zehe durch einen tiefen Einschnitt von den übrigen Zehen getrennt; sie ist lang und dick. Die Sohle ist langgestreckt, runzelig und platt. Der Hacken ist wie beim Gorilla nur schwach ausgebildet. Die Nägel sind bei beiden Affenarten rundlich, gewölbt, schwärzlich hornbraun bis schwarz.

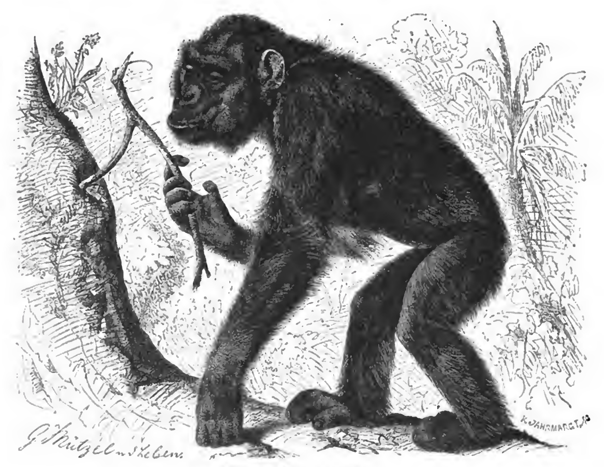
„Das Haar des Schimpansen ist schlicht, nicht wollig oder zottig, auf dem Vorderkopfe meist gescheitelt, lang am Hinterkopfe, an Wangen, Schultern, am Rücken, Ober- und Unterarme, Ober- und Unterschenkel, kürzer dagegen an den übrigen Körperteilen. Die Hauptfarbe ist ein dunkles Schwarz. Dies schillert bei manchen Exemplaren matt rötlichbraun. An alten Schimpansen fand ich die Haarspitzen der Gliedmaßen grau oder fuchsig gefärbt, was dem Kolorite dieser Teile einen bald aschigen, bald fahlrötlichen Schein verlieh. Das Untergesicht ist mit dünnen, kurzen, weißlichen Haaren besetzt. Dergleichen zeigen sich auch um den After her, hier freilich länger und dichter stehend.

„Die Schimpansen gehen auf allen vieren, indem sie die Finger gegen die hohle Hand einschlagen und die mit Gangschwielen bedeckten Rückenflächen derselben auf den Boden aufstemmen. Der Fuß wird entweder ebenso, mit eingeschlagenen Zehen, gebraucht oder auch mit flacher Sohle aufgesetzt. Das Aufrechtstehen hält der Schimpanse nicht lange aus, er sucht dabei eine Stütze für die Hände oder legt letztere über dem etwas nach hinten gebeugten Kopfe zusammen, wie um damit das Gleichgewicht zu halten.

„Wenn sich nun auch der alte männliche Gorilla und der Schimpanse nicht unbeträchtlich voneinander unterscheiden, so ist dies nicht so sehr der Fall zwischen jungen männlichen und weiblichen Tieren beider Arten verschiedenen Lebensalters. Bei dem ungemein starken individuellen Variieren aller dieser Tiere hält es nicht selten schwer, dieselben als besondere Arten voneinander zu trennen, sobald man nicht in der Lage ist, den allerdings vorwiegend charakteristischen Schädelbau in Vergleich zu ziehen. Größe und Form der Ohren gibt ein nur unsicheres Unterscheidungsmerkmal ab. H. von Koppenfels hält sogar auch die von älteren Beobachtern für so beträchtlich erachteten Verschiedenheiten der Hände und Füße beider Affenarten für etwas sehr Trügerisches. Dem Erfolge meiner neueren Untersuchungen gemäß, kann ich dem Reisenden darin nur beipflichten.

„Bei dieser bedeutenden Ähnlichkeit des Äußeren hat man nun an stattfindende Kreuzung, an Bastardbildung zwischen Gorilla und Schimpanse, gedacht. Beide Formen kommen ja nebeneinander vor, stehen einander nahe, und es sind bereits anderweitige Beispiele von Bastardierung zwischen anderen, allerdings gefangenen Affen bekannt geworden. H. von Koppenfels hörte viel von solchen Kreuzungen. Derartige Bastarde sollen die Ohren und Farbe der Schimpansen und die Schnauze wie auch sonstige Merkmale der Gorillas haben. Die Bälge von ihm erlegter angeblicher Bastarde befinden sich im Hofnaturalienkabinette zu Dresden; die der Bezeichnung nach dazu gehörigen Schädel waren freilich nur

diejenigen unverfälschter Schimpansen. Ulrici zu Dresden und andere wollten auch in der so viel besprochenen Äffin Masuka des dortigen zoologischen Gartens einen solchen Bastard erblicken. Ich gestehe, daß mir diese ganze Sache noch etwas mythisch vorkommt. Trotzdem aber muß die in Anregung gebrachte Bastardfrage noch näher untersucht werden. Sollte sie nicht ihre sehr einfache Lösung in der großen Variabilität beider Affenformen finden, welche eine strenge Sonderung der Arten verbietet? Erst viele und genaue Forschungen werden die richtige Antwort auf diese Frage geben.

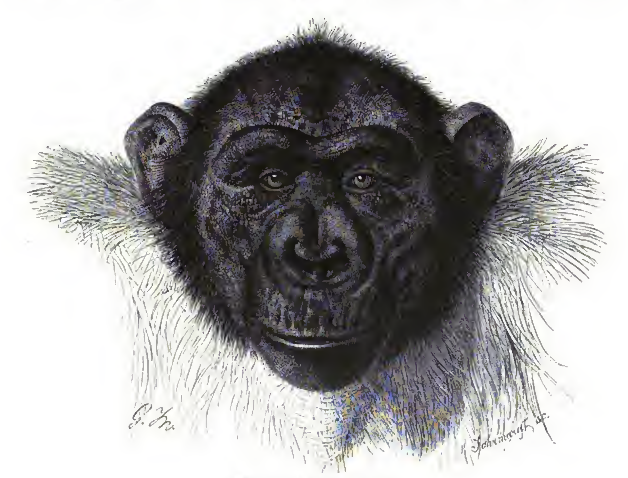


Schimpanse Masuka, Dresden.

„Manche haben behauptet, ein Schimpanse sehe jedesmal wie der andere aus. So kann es aber nur ungeübten Beobachtern vorkommen. Jemand, der viele solcher Tiere auf ihren physiognomischen Bau hin geprüft hat, wird die große individuelle Verschiedenheit des letzteren bemerkt haben. Man hat wiederum danach Vertreter mehrerer Arten herauserkennen wollen und die Charaktere derselben sicherzustellen gesucht. Allein diese angeblich verschiedenen Spezies von Schimpansen haben die Probe einer selbst nur flüchtigen Kritik nicht bestehen können. Verfasser, an Hand eines sehr reichhaltigen Materials im stande, diese Sache eingehend prüfen zu können, empfiehlt dringend, sich vorläufig mit einer einzigen Spezies Schimpansen zu begnügen.

„Die individuellen Abweichungen der Physiognomie und des Rumpfbaues sind auch bei diesem Tiere sehr beträchtlich. Es scheint mir, daß je näher überhaupt in ihrer Organisation die Affen dem Menschen treten, die Eigenart des Individuums auch desto stärker sich geltend macht."

Die Erfahrungen, die von Koppenfels gesammelt hat, bestätigen nur das Vorstehende. „Vom Gorilla sind bis jetzt keine Spielarten bekannt, wohl aber vom Schimpansen. Du Chaillu hat sich dadurch verzeihlicherweise verleiten lassen, solche von letzterem mit ‚Kulu Hamba‘ und ‚Nschiëgo Mbuve‘ als neue Arten zu bezeichnen. Als ich in der Nähe des Aschiralandes ein überaus starkes männliches Tier aus einem großen Trupp von Schimpansen schoß, die wohl zufällig gemeinschaftlich mit einer Gorillafamilie Kolanüsse schmausten, da ließ ich mich gleichfalls verleiten, die Vermutung auszusprechen, den von Du Chaillu entdeckten ‚Kulu Hamba‘ erlegt zu haben, und dachte an die Mög-



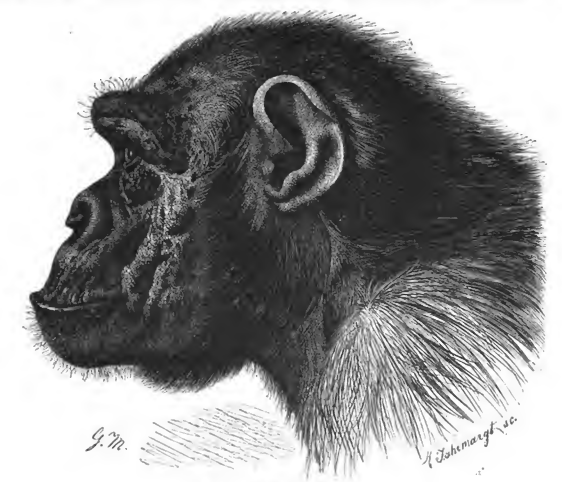
Schimpanse Mafuka, Dresden.

lichkeit, da ich Gorillas und Schimpansen friedlich bei einander traf, daß eine Bastardierung zu Grunde liegen könne. Aber der Kulu Hamba ist weiter nichts als ein großer Schimpanse, den die Aschiraleute nach ihrer Sprache verschieden bezeichnen. Die Malimbas nennen ihn ‚Kulu‘, die Mpongwe, Galloa, Kama, Orunku hingegen ‚Nschiëgo‘. Einige dieser Stämme, ich glaube die Kama, setzen zur näheren Bezeichnung noch ‚Mbuve‘ hinzu, welches so viel heißt wie: nestbauender Affe.“

Pechuel-Loesche, der in Afrika neben zwei Gorillas viele Schimpansen vergleichen konnte, berichtet: „Je nachdem man äußeren Merkmalen größere oder geringere Tragweite zugesteht, lassen sich beliebig viele Varietäten, wenn man will, auch Arten von Schimpansen unterscheiden. Darauf näher einzugehen, kann nicht von Nutzen sein, solange man in Europa nur vereinzelte junge, durchaus nicht mehr naturwüchsige Schau- und Wundertiere kennt und das Freileben nicht genauer beobachtet worden ist. Die Eingeborenen der Loangoküste und von Yumba unterscheiden zwei Spielarten von Schimpansen, die sich

niemals zu einander gesellen sollen: eine größere und seltene, nur im Gebirge heimische, die sie ‚Tschimpänso‘ nennen — danach dürfte die üblich gewordene Bezeichnung der Fiote-sprache entstammen und etwa Wurzelgräber bedeuten — und die gewöhnliche Art, die sie ‚Nsiku‘ nennen, die wir allein kennen gelernt und tot wie lebendig mit nach Europa gebracht haben. Doch waren kaum zwei der unseren einander gleich.

„An entlegenen Orten erhielt ich von jagdkundigen Eingeborenen in der Hauptsache ganz übereinstimmende Angaben über den Tschimpänso. Er sei schlauer, weit größer und stärker sowie bösartiger als der Nsiku, habe ein glatteres, mehr graues, manchmal auch



Schimpanse Mafuka, Dresden.

braunes Fell und immer ein schwarzes Gesicht wie der Gorilla. Er wird auch gleich diesem gefürchtet. Ein Nest auf Bäumen baue er nicht, sondern raffe Laub und Gezweig zu einem Lager auf der Erde zusammen. Gleich dem Gorilla raube er junge Weiber und behalte sie im Walde bei sich. Die bösen Tiere lebten nur in kleinen Familien beisammen und nicht in Banden wie die Nsiku.“ Obwohl diese Angaben anscheinend recht bestimmt lauten, vermag ihnen doch Pechuel-Loesche kein so großes Gewicht beizulegen, um danach das Vorhandensein einer zweiten Art anzunehmen, zumal da er auf späteren Reisen keinerlei Bestätigung erlangen konnte. Der S. 78 erwähnte und hier dreimal abgebildete Schimpanse Mafuka des Dresdener zoologischen Gartens war vielleicht ein Tschimpänso; jedenfalls stammte er von der Loangoküste und war in Ymba erworben worden.

Um zu beweisen, daß die Alten den Schimpansen gekannt haben, führt man das berühmte Mosaikbild an, welches einstmals den Tempel der Fortuna in Präneste schmückte und unter vielen anderen Tieren der oberen Nilländer auch unseren Menschenaffen dargestellt

haben soll. Erwähnt wird dieser von vielen Schriftstellern der letztvergangenen Jahrhunderte meist unter dem Namen „Insiëgo“ oder „Nschiëgo“, welchen er in Mittelafrika heute noch führt. Ein junger Schimpanse wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebend nach Europa gebracht, von Tulpius und Tyson zergliedert und von Dapper beschrieben. Von dieser Zeit an gelangte das Tier wiederholt zu uns, und neuerlich trifft es sogar mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf dem europäischen Tiermarkte ein.

Früher hielt man Ober- und Niederguinea mit den Hinterländern, etwa von Sierra Leone bis zum Kongo, für seine ausschließlich Heimat. Dort bewohnt er die Waldungen an den Flüssen der Küste und in den Gebirgen. H. von Koppenfels jagte ihn in den Gabun- und Ogoweländern. Weiter südwärts ist er nach den Befunden der deutschen Loango-Expedition bis in die Nähe des Kongo gemein, in manchen Landschaften sogar recht häufig. Jetzt wissen wir auch vornehmlich durch deutsche Forscher, daß er bis tief in das Innere von Afrika, bis in das Seengebiet verbreitet ist, dort etwa so weit wie die Ölpalme und der Graupapagei. Schon Heuglin sagt: „Auf dem dichtbelaubten Hochholze längs der Flüsse im Lande der Niam-Niam haust in Paaren und Familien der Mban (richtiger Baâm), ein Affe von der Größe eines Mannes und von wildem Wesen, welcher sich nicht scheut, den ihn verfolgenden Jäger anzugreifen. Derselbe baut sich große Nester auf den Kronen der Bäume und versieht sie mit einem dichten Schutzdache gegen den Regen. Er hat eine olivenschwärzliche, nicht dichte Behaarung, nacktes, fleischfarbenes Gesicht und weißliches Gesäß.“

„Man kann nicht sagen“, berichtet Savage aus Niederguinea, „daß die Schimpansen gesellig leben, da man selten mehr als ihrer fünf, höchstens ihrer zehn zusammen findet. Auf gute Gewähr mich stützend, darf ich behaupten, daß sie sich gelegentlich in größerer Anzahl versammeln, um zu spielen. Einer meiner Berichterstatter versichert, bei einer solchen Gelegenheit einmal nicht weniger als ihrer fünfzig gesehen zu haben, welche sich durch Jubeln, Schreien und Trommeln auf alten Stämmen erfreuten. Sie meiden die Aufenthaltsorte der Menschen soviel wie möglich. Ihre Wohnungen, mehr Nester als Hütten, errichten sie auf Bäumen, im allgemeinen nicht hoch über dem Boden. Größere oder kleinere Zweige werden niedergebogen, abgeknickt, gekreuzt und durch einen Ast oder einen Gabelzweig gestützt. Zuweilen findet man ein Nest nahe dem Ende eines dicken blattreichen Astes, 8—12 m über der Erde; doch habe ich auch eins gesehen, welches nicht niedriger als 13 m sein konnte. Einen festen Standort haben die Schimpansen nicht, wechseln ihren Platz vielmehr beim Aufsuchen der Nahrung oder aus sonstigen Gründen, je nach den Umständen. Wir sahen sie öfters auf hoch gelegenen Stellen, wohl nur deshalb, weil die dem Feldbau der Eingeborenen günstigeren Niederungen öfters gelichtet werden und jenen dann passende Bäume zum Bau ihrer Nester mangeln. Selten sieht man mehr als ein oder zwei Nester auf einem und demselben Baume oder sogar in derselben Umgebung. Doch hat man einmal deren fünf gefunden.“ Nester, wie solche Du Chaillu bespricht und abbildet, wahrhaft künstliche Flechtereien nämlich, beschreibt kein einziger der übrigen Berichterstatter.

In der Ruhe nimmt der freilebende Schimpanse gewöhnlich eine sitzende Stellung an. Man sieht ihn in der Regel stehen oder gehen; wird er dabei entdeckt, so fällt er unverzüglich auf alle viere und entfernt sich fliehend von dem Beobachter. Wie man schon aus dem Baue vermuten kann, ist der Schimpanse ein geschickter Kletterer. Bei seinen Spielen schwingt er sich auf weite Entfernungen von einem Baume zum anderen und springt mit staunenerregender Behendigkeit. Die Nahrung besteht wahrscheinlich aus denselben Pflanzen und Früchten, welche der Gorilla verzehrt: Früchte, Nüsse, Blatt- und Blütenschößlinge, vielleicht auch Wurzeln bilden wohl die Hauptspeise. Nicht selten soll er Bananen und andere Fruchtbäume besuchen, welche die Neger zwischen ihren Maisfeldern anpflanzen, oder sich in verlassenen Negerdörfern, in denen die Papaya in großer Menge wächst, einfinden

und dort so lange verweilen, als es Nahrung gibt, nach Aufzehrung derselben aber wieder Wanderungen von größerer oder geringerer Ausdehnung unternehmen. Der Schimpanse bekundet scharfen Verstand und warme Liebe zu seinen Jungen.

Über Zeit und Umstände der Paarung, Schwangerschaft und Entwickelung der Jungen ꝛc. sind mir keinerlei Angaben bekannt; ich weiß bloß aus Beobachtung an gefangenen Jungen, daß deren Wachstum weit langsamer vor sich geht, als man bisher angenommen zu haben scheint. Der Zahnwechsel beginnt nicht vor dem zurückgelegten vierten Lebensjahre, wahrscheinlich noch um ein Jahr später. Ein Schimpanse, welchen ich drei Jahre lang pflegte, war, als er in meinen Besitz kam, jedenfalls älter als zwei Jahre und wechselte erst kurz vor seinem Tode die unteren Schneidezähne; der Zahnwechsel würde also, die Richtigkeit meiner Annahme vorausgesetzt, erst im sechsten Lebensjahre stattgefunden haben. Wenn man, hierauf fußend, den Schimpansen bezüglich seines Wachstums und des zu erreichenden Alters dem Menschen annähernd gleichstellt, wird man sich schwerlich irren.

Über das Freileben der Schimpansen geben uns die Mitteilungen von H. von Koppenfels wertvolle Aufschlüsse, da sie eigener Anschauung entspringen. „Gleich dem Gorilla baut der Schimpanse für seine Jungen ein storchartiges Nest, nur mit dem Unterschiede, daß er dasselbe auf stärkeren Bäumen, in größerer Höhe und etwas kleiner anlegt. Der männliche Gorilla, als mehr auf der Erde lebend, verbringt, wie schon bemerkt, die Nächte am Fuße des das Nest tragenden Stammes, der Schimpanse hingegen auf dem Baume selbst, in einer Vergabelung von Zweigen, hart unter dem Neste seiner Familie. Du Chaillu konnte also leicht zu dem Glauben gelangen, daß dieses nur für seine Jungen hergerichtete Nest ein Schutzdach sei.“ Eine Begegnung mit Schimpansen schildert von Koppenfels folgendermaßen: „Mehrere Tage hatte ich nun schon vergeblich weite Strecken abgesucht, als eines Morgens das dumpfe Grollen eines Gorillas an mein Ohr schlug, gleich darauf der laut gellende Schrei eines jungen Tieres. Sofort entledigte ich mich aller überflüssigen Gegenstände und schlich mich vorsichtig hinan. Nach einiger Zeit höre ich Zweige rascheln; das Geräusch nimmt zu, und ich sehe eine große Bande Schimpansen auf hohen Kolanußbäumen die Früchte pflücken. Näher kommend, bemerke ich etwas entfernter ein Gorillaweibchen; zugleich ertönt abermals das Grollen aus einem dichten Unterholze.

„Nunmehr war ich schon so nahe, daß ich leicht bemerkt werden konnte. Ich legte mich daher flach auf die Erde und kroch wie eine Schlange vorwärts. Endlich hatte ich ganz erschöpft einen verbergenden Farnbestand erreicht. Dort kauerte ich mich nieder; waren doch die nächsten Schimpansen im Bereiche meiner Büchse. Auf sie hatte ich es indes nicht abgesehen, sondern auf den alten, mir noch unsichtbaren männlichen Gorilla. Wie dies aber bewerkstelligen? Schräg über mir hatte ich die scharfäugenden Schimpansen, und nur auf Umwegen konnte ich zum Verstecke des verborgenen Tieres gelangen. Es ist sehr bedauerlich, daß man im Jagdeifer oft vergißt, die Tiere in ihrem Gebaren zu beobachten, und nicht bedenkt, daß die Kenntnis davon oft wichtiger ist als der Besitz des Tieres selbst. Während der kurzen Frist, welche ich mir in den Farnen zur Beobachtung gönnte, fiel mir die gemessene Vorsicht auf, mit welcher die Schimpansen auf die äußersten Enden der langen Zweige auf allen vieren hinausliefen, um Nüsse zu pflücken. Wurden die Äste dünner, so hingen sie sich, den Rücken der Erde zugekehrt, daran, hatten mit jeder Hand einen Zweig erfaßt und behielten beim Fortbewegen jedesmal drei sichere Haltepunkte, bevor sie mit der freien Hand nach den Früchten griffen, die sie dann auf weniger halsbrechenden Plätzen verzehrten, um ihr schwindelerregendes Klettern immer wieder von neuem zu beginnen. Da fühlte ich mich plötzlich über und über von den fürchterlichsten aller Ameisen, den sogenannten „Treibern“, bedeckt. Da war kein Besinnen möglich. Blitzschnell hatte ich die Doppelbüchse auf den größten mir erreichbaren Affen gerichtet und mit Erfolg gefeuert.

Der vermeintliche Kulu Hamba, der freilich nur ein mächtiger gewöhnlicher Schimpanse war, stürzte, durch das Unterholz vor dem Zerschmettern geschützt, zur Erde nieder. Aber auch ich sprang, von Schmerzen gepeinigt, aus der gefährlichen Nähe der überaus schrecklichen Ameisen, bloß mit Abwehren derselben beschäftigt."

Des weiteren berichtet Pechuel-Loesche über Schimpansen im Gebiete von Loango: „In manchen Gegenden, namentlich am Kuilu und an der Banyamündung (Yumba), müssen sie, nach dem allenthalben vernehmbaren Geschrei zu urteilen, außerordentlich häufig sein. Sie leben in Familien und Banden beisammen. Ihr entsetzliches Jammern, ihr wütendes Kreischen und Heulen, welches des Morgens und Abends, manchmal auch des Nachts losbricht, macht einem die Tiere recht verhaßt. Da sie wahre Virtuosen sind in Hervorbringen nichtswürdiger Laute und auch das Echo diese mannigfach zurückgibt, kann man nicht abschätzen, wie viele sich an dem wüsten Lärme beteiligen; manchmal aber vermeint man ihrer mehr denn hundert zu hören. Wer einen Begriff bekommen will, was Schimpansenfamilien in musikalischer Beziehung zu leisten vermögen, der fahre ein paar Tage auf dem Kuilu ins Gebirge und gebe acht, in welcher Richtung eine Bande Meerkatzen gezogen ist. Ich habe diese rastlosen und übermütigen Affen, die ich hinreichend in der Wildnis und in unserem Gehöfte beobachtete, stark in Verdacht, daß sie es sind, welche die unbehilflichen Anthropomorphen in handgreiflicher Weise so lange necken und peinigen, bis der Urwald von ihrem Geschrei widerhallt.

„In der Regel scheinen sich die Schimpansen auf der Erde in dichtem Gebüsche und Scitamineenbeständen aufzuhalten und Bäume nur behufs der Erlangung von Früchten zu besteigen. Auf weichem Grunde drücken sich ihre Fährten sehr deutlich ab; wo das Amomum wächst, halten sie sich besonders gern auf, und dort findet man auch die hochroten Fruchtschalen weithin verstreut.

„In unserem Gehöfte hat es nie an Schimpansen gemangelt, da sie teils als Gaben der Dankbarkeit für glückliche Kuren an Falkenstein übersandt, teils um Waren im Werte von 3—10 Mark angeboten wurden. Eine besondere Individualität, Energie, Lebhaftigkeit, natürliche hoch entwickelte Intelligenz war weder bei jungen noch alten zu bemerken. Wurden sie erschreckt oder geärgert, so erhoben sie alle unter albernen unbehilflichen Gebärden ihr Geschrei, während die größeren zugleich auch mit ihren Fäusten wie rasend auf die Erde, Dächer und Kisten trommelten. Obwohl in ihrem Charakter einige Verschiedenheit nicht zu verkennen war, erwiesen sie sich doch in ihrem Wesen ausnahmslos als recht ordinäre Tiere, denen man wenig Sympathie entgegenbringen, die man im allgemeinen weder bösartig noch gutmütig und in keinem Falle liebenswürdig oder dankbar nennen konnte. Neben ihnen erschien unser Gorilla wie ein vornehmes Geschöpf. Freilich haben wir unseren Schimpansen wie allen unseren Tieren volle Freiheit gelassen, damit sie ihre Ursprünglichkeit bewahren möchten. Daß sie durch den Menschen erzogen werden können und in Europa recht gebildet leben, ist bekannt."

Unter den Eingeborenen Westafrikas geht eine Überlieferung, nach welcher die Schimpansen einmal Mitglieder ihres eigenen Stammes gewesen seien, wegen ihrer schlechten Gewohnheiten aber aus aller menschlichen Gesellschaft verstoßen und infolge hartnäckigen Beharrens bei ihren gemeinen Neigungen allmählich auf den gegenwärtigen Zustand herabgesunken wären.

Wie es scheint, kämpft der Schimpanse mit dem Menschen einzig und allein, um sich zu verteidigen. Fürchtet er gefangen zu werden, so leistet er dadurch Widerstand, daß er seine Arme um den Gegner schlingt, ihn zu sich heranzieht und zu beißen versucht. Savage hat einen Mann gesehen, welcher so an den Füßen bedeutend verwundet worden war. „Die starke Entwickelung der Eckzähne beim erwachsenen Schimpansen möchte Neigung zu

Fleischnahrung andeuten. Solche zeigt sich jedoch nur, wenn er gezähmt wurde. Anfänglich weist er Fleisch zurück, nach und nach aber verzehrt er es mit einer gewissen Vorliebe. Die Eckzähne, welche sich frühzeitig entwickeln, spielen also nur eine Rolle bei der Verteidigung. Kommt ein Schimpanse mit dem Menschen in Zwiespalt, so ist beinahe das erste, was er thun will, beißen."

Entgegen Savage, aber übereinstimmend mit von Koppenfels tritt Falkenstein dafür ein, daß der Schimpanse, gleich dem Gorilla, auch in der Wildnis animalische Kost aller Art recht gern verzehrt, wenn er sie nur erlangen kann. „Man darf", sagt Falkenstein im Werke der Loango-Expedition, „in einem sehr verbreiteten Vorurteile befangen, durchaus nicht ängstlich sein, jeder Art von Affen Fleischnahrung in irgend einer Form zu verabreichen. Das lehren sie uns selbst, wenn wir sie im Freien zu beobachten Gelegenheit haben, indem sie mit wahrer Leidenschaft den Insekten, namentlich Spinnen und Heuschrecken, nachstellen, aber auch Vögel und Eier zu erlangen streben. Für Schimpansen sind Ratten Leckerbissen, die sie gegen alle Gelüste der Genossen energisch verteidigen, und ebenso verlangt der Gorilla nach Fleisch, das er zum guten Gedeihen notwendig braucht. Im Walde wird er sich, wenn die Jagd ungünstig ist, vielleicht oft mit Früchten begnügen müssen, wenigstens fand ich bei zwei großen erlegten Schimpansen nur vegetabilische Reste im Magen. Doch bin ich überzeugt, daß der Befund ein zufälliger war, und daß man bei anderen Gelegenheiten den Nachweis der animalischen Kost leicht wird führen können."

Unter allen Menschenaffen gelangt gegenwärtig der Schimpanse am häufigsten lebend zu uns, hält hier aber leider nur ausnahmsweise 2—3 Jahre aus, während er, wie man versichert, in Westafrika bis 20 Jahre in Gefangenschaft gelebt haben und groß und stark geworden sein soll. Bis jetzt hat man stets beobachtet, daß die Gefangenen sanft, klug und liebenswürdig waren. Degrandpré sah auf einem Schiffe ein Weibchen, welches außerordentlich gelehrig war und mancherlei Arbeiten verrichtete. Buffon erzählt, daß sein Schimpanse traurig und ernsthaft aussah und sich abgemessen und verständig bewegte. Von den häßlichen Eigenschaften der Paviane zeigte er keine einzige, war aber auch nicht mutwillig wie die Meerkatzen, gehorchte aufs Wort oder auf ein Zeichen, bot den Leuten den Arm an und ging mit ihnen umher, setzte sich zu Tische, benutzte ein Vorstecktuch und wischte sich, wenn er getrunken hatte, damit die Lippen; schenkte sich selbst Wein ein und stieß mit anderen an, holte sich eine Tasse und Schale herbei, that Zucker hinein, goß Thee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemand fügte er ein Leid zu, sondern näherte sich jedem bescheiden und freute sich ungemein, wenn ihm geschmeichelt wurde. Traills Schimpanse hielt man einen Spiegel vor: sogleich war seine Aufmerksamkeit gefesselt; auf die größte Beweglichkeit folgte die tiefste Ruhe. Neugierig untersuchte er das merkwürdige Ding und schien stumm vor Erstaunen, blickte sodann fragend seinen Freund an, hierauf wieder den Spiegel, ging hinter diesen, kam zurück, betrachtete nochmals sein Bild und suchte sich durch Betasten desselben zu überzeugen, ob er wirkliche Körperlichkeit oder bloßen Schein vor sich habe: ganz so wie es wilde Völker thun, wenn ihnen zum erstenmal ein Spiegel gereicht wird. Leutnant Sayers erzählt von einem jungen Männchen, welches er wenige Tage nach der Gefangenschaft an der Westküste Afrikas erhielt, daß es sehr bald und im hohen Grade vertraut mit ihm wurde, noch innigere Freundschaft aber mit einem Negerknaben schloß und im höchsten Zorne zu kreischen anfing, wenn jener ihn nur für einen Augenblick verlassen wollte. Sehr eingenommen war der Affe für Kleidungsstücke, und das erste beste, das ihm in den Weg kam, eignete er sich an, trug es sogleich auf den Platz und setzte sich unabänderlich, mit selbstzufriedenem Gurgeln, darauf, gab es auch gewiß nicht ohne harten Kampf und ohne die Zeichen der größten Unzufriedenheit wieder her. „Als ich diese Vorliebe bemerkte", fährt der Erzähler fort, „versah ich

ihn mit einem Stücke Baumwollenzeug, von dem er sich dann, zur allgemeinen Belustigung, nicht wieder trennen mochte, und welches er überallhin mitschleppte, so daß keine Verlockung stark genug war, ihn zum Aufgeben desselben auch nur für einen Augenblick zu bewegen. Die Lebensweise der Tiere in der Wildnis war mir völlig unbekannt; ich versuchte deshalb, ihn nach meiner Art zu ernähren, und hatte den besten Erfolg. Morgens um 8 Uhr bekam mein Gefangener ein Stück Brot in Wasser oder in verdünnter Milch geweicht, gegen 2 Uhr ein paar Bananen oder Pisang und, ehe er sich niederlegte, wieder eine Banane, eine Apfelsine oder ein Stück Ananas. Die Banane schien seine Lieblingsfrucht zu sein, für sie ließ er jedes andere Gericht im Stiche, und wenn er sie nicht bekam, war er höchst mürrisch. Als ich ihm einmal eine verweigerte, bekundete er die heftigste Wut, stieß einen schrillen Schrei aus und rannte mit dem Kopfe so heftig gegen die Wand, daß er auf den Rücken fiel, stieg dann auf eine Kiste, streckte die Arme verzweiflungsvoll aus und stürzte sich herunter. Alles dies ließ mich so sehr für sein Leben fürchten, daß ich den Widerstand aufgab. Nun erfreute er sich seines Sieges auf das lebhafteste, indem er minutenlang ein höchst bedeutungsvolles Gurgeln hören ließ: kurz, jedesmal, wenn man ihm seinen Willen nicht thun wollte, zeigte er sich wie ein verzogenes Kind. Aber so böse er auch werden mochte, nie bemerkte ich, daß er geneigt gewesen wäre, seinen Wärter oder mich zu beißen oder sich sonstwie an uns zu vergreifen."

Ich kann diese Berichte nach eigener Erfahrung bestätigen und vervollständigen, da ich selbst mehrere Schimpansen jahrelang gepflegt und beobachtet habe. Einen solchen Affen kann man nicht wie ein Tier behandeln, sondern mit ihm nur wie mit einem Menschen verkehren. Ungeachtet aller Eigentümlichkeiten, welche er bekundet, zeigt er in seinem Wesen und Gebaren so außerordentlich viel Menschliches, daß man das Tier beinahe vergißt. Sein Leib ist der eines Tieres, sein Verstand steht mit dem eines rohen Menschen fast auf einer und derselben Stufe. Es würde abgeschmackt sein, wollte man die Handlungen und Streiche eines so hoch stehenden Geschöpfes einzig und allein auf Rechnung einer urteilslosen Nachahmung stellen, wie man es hin und wieder gethan hat. Allerdings ahmt der Schimpanse nach; es geschieht dies aber genau in derselben Weise, in welcher ein Menschenkind Erwachsenen etwas nachthut, also mit Verständnis und Urteil. Er läßt sich belehren und lernt. Wäre seine Hand ebenso willig oder gebrauchsfähig wie die Menschenhand, er würde noch ganz anderes nachahmen, noch ganz anderes lernen. Er thut eben, soviel er zu thun vermag, führt das aus, was er ausführen kann; jede seiner Handlungen aber geschieht mit Bewußtsein, mit entschiedener Überlegung. Er versteht, was ihm gesagt wird, und wir verstehen auch ihn, weil er zu sprechen weiß, nicht mit Worten allerdings, aber mit so ausdrucksvoll betonten Lauten und Silben, daß wir uns über sein Begehren nicht täuschen. Er erkennt sich und seine Umgebung und ist sich seiner Stellung bewußt. Im Umgange mit dem Menschen ordnet er sich höherer Begabung und Fähigkeit unter, im Umgange mit Tieren bekundet er ein ähnliches Selbstbewußtsein wie der Mensch. Er hält sich für besser, für höher stehend als andere Tiere, namentlich als andere Affen. Sehr wohl unterscheidet er zwischen erwachsenen Menschen und Kindern: erstere achtet, letztere liebt er, vorausgesetzt, daß es sich nicht um Knaben handelt, welche ihn necken oder sonstwie beunruhigen. Er hat witzige Einfälle und erlaubt sich Späße, nicht bloß Tieren, sondern auch Menschen gegenüber. Er zeigt Teilnahme für Gegenstände, welche mit seinen natürlichen Bedürfnissen keinen Zusammenhang haben, für Tiere, welche ihn sozusagen nichts angehen, mit denen er weder Freundschaft anknüpfen noch in irgend ein anderes Verhältnis treten kann. Er ist nicht bloß neugierig, sondern förmlich wißbegierig. Ein Gegenstand, welcher seine Aufmerksamkeit erregte, gewinnt an Wert für ihn, wenn er gelernt hat, ihn zu benutzen. Er versteht Schlüsse zu ziehen, von dem einen auf etwas anderes zu folgern, gewisse

Erfahrungen zweckentsprechend auf ihm neue Verhältnisse zu übertragen. Er ist listig, sogar verschmitzt, eigenwillig, jedoch nicht störrisch; er verlangt, was ihm zukommt, ohne rechthaberisch zu sein, bekundet Launen und Stimmungen, ist heute lustig und aufgeräumt, morgen traurig und mürrisch. Er unterhält sich in dieser und langweilt sich in jener Gesellschaft, geht auf passende Scherze ein und weist unpassende von sich. Seine Gefühle drückt er aus wie der Mensch. In heiterer Stimmung lacht er freilich nicht, aber er schmunzelt doch wenigstens, d. h. verzieht sein Gesicht und nimmt den unverkennbaren Ausdruck der Heiterkeit an. Trübe Stimmungen dagegen verkündet er ganz in derselben Weise wie ein Mensch, nicht allein durch seine Mienen, sondern auch durch klägliche Laute, welche jedermann verstehen muß, weil sie menschlichen mindestens in demselben Grade ähneln wie tierischen. Wohlwollen erwidert er durch die gleiche Gesinnung, Übelwollen womöglich in eben derselben Weise. Bei Kränkungen gebärdet er sich wie ein Verzweifelter, wirft sich mit dem Rücken auf den Boden, verzerrt sein Gesicht, schlägt mit Händen und Füßen um sich, kreischt und rauft sich sein Haar. Andere Affen bekunden ähnliche Geistesfähigkeiten; beim Schimpansen aber erscheint jede Äußerung des Geistes klarer, verständlicher, weil sie dem, was wir beim Menschen sehen, entschieden ähnlicher ist als die Verstandesäußerung jener Tiere.

Der Schimpanse, welcher, während ich diese Zeilen in die schnellläufige Feder des Eilschreibers fließen lasse, in meinem Zimmer umhergeht und sich nach Herzenslust unterhält, langte in der traurigsten Verfassung an. Er war ermüdet und ermattet von der Reise, krank und leiblich und geistig herabgekommen. In dieser Lage verlangte er die sorgsamste Pflege, eine solche, wie man sie einem kranken Kinde angedeihen läßt, und erhielt diese und eine treffliche Erziehung durch einen der ausgezeichnetsten Tierpfleger, meinen alten Freund Seidel, in der freundlichsten Weise. Kein Wunder, daß er an diesem Manne hängt wie ein Kind an seiner Mutter, daß er sich seinen Wünschen fügt und in überraschend kurzer Zeit zu dem folgsamsten Pfleglinge unter der Sonne geworden ist. Namentlich seitdem er seine Krankheit vollständig überwunden hat, zeigt er sich als ein ganz anderes Geschöpf als vorher. Er ist rege und thätig ohne Unterlaß, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sucht sich ununterbrochen mit irgend etwas zu beschäftigen, und sollte er auch nur mit seinen Händen klatschend auf seine Fußsohlen klopfen, ganz so wie Kinder es ebenfalls zu thun pflegen. So ungeschickt er zu sein scheint, wenn er geht, so gewandt und behend ist er wirklich und zwar bei jeder Bewegung. In der Regel geht er in der sämtlichen Menschenaffen eigenen Weise auf allen vieren und zwar mit schiefer Richtung seines Leibes, indem er sich mit den Händen auf die eingeschlagenen Knöchel stützt und entweder ein Hinterbein zwischen den Vorderarmen und eins außerhalb derselben setzt oder beide Hinterbeine zwischen die Vorderarme schiebt. Trägt er jedoch etwas, so richtet er sich fast zu voller Höhe auf, stützt sich nur mit einer Hand auf den Boden und bewegt sich dann eigentlich ebenso geschickt als sonst. Wirklich aufrecht, also nur auf beiden Beinen allein, ohne sich mit einem Arme zu stützen, geht er bloß dann, wenn er in besondere Erregung gerät, beispielsweise wenn er glaubt, daß sich sein Pfleger von ihm entfernen wolle, ohne ihn mitzunehmen. Bei dieser Bewegung hält er die im Armgelenke gebogenen Hände seitlich vom Kopfe ab nach oben, um das Gleichgewicht herzustellen. Der Gang auf allen vieren sieht äußerst holperig aus, fördert aber verhältnismäßig rasch genug und jedenfalls mehr, als ein Mensch zu laufen im stande ist. Eigentliche Beweglichkeit und Behendigkeit entfaltet er aber doch nur im Klettern, und hierin unterscheidet er sich, wie wahrscheinlich alle übrigen Menschenaffen, wesentlich von seinen Ordnungsverwandten. Er klettert nach Art eines Menschen, nicht nach Art eines Tieres, und turnt in der ausgezeichnetsten Weise. Mit seinen Armen ergreift er einen Ast oder sonstigen Halt und schwingt sich nun mit

überraschender Gewandtheit über ziemlich weite Entfernungen weg, macht auch verhältnismäßig große Sätze, immer aber so, daß er mit einer Hand oder mit beiden einen neuen Halt ergreifen kann. Die Füße spielen beim Klettern und Turnen den Händen gegenüber eine untergeordnete Rolle, obgleich sie selbstverständlich ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen und die höchst beweglichen Zehen gebührend benutzt werden. Mit dem ihm gebotenen Turngeräte macht er sich vom Morgen bis zum Abend zu schaffen und weiß ihm fortwährend neue Seiten der Verwendung abzugewinnen. Er schaukelt sich minutenlang mit Behagen, klettert an seiner hängenden Leiter auf und ab, setzt diese in Bewegung, geht am Reck, mit den Händen fest hangend, hin und her und führt andere Turnkünsteleien mit vollendeter Fertigkeit aus, ohne jemals im geringsten unterrichtet worden zu sein. So sicher er sich auf diesen ihm bekannten Turngeräten fühlt, so ängstlich gebärdet er sich, wenn er auf einen Gegenstand klettert, welcher ihm nicht fest genug zu sein scheint: ein wackeliger Stuhl z. B. erregt sein höchstes Bedenken. Den Händen fällt der größte Teil aller Arbeiten zu, welche er verrichtet. Mit ihnen untersucht und betastet, mit ihnen packt er Gegenstände, während der Fuß nur aushilfsweise als Greifwerkzeug benutzt wird. Er gebraucht seine Hände im wesentlichen ganz so wie ein Mensch und unterscheidet sich von diesem hauptsächlich darin, daß er die einzelnen Finger der Hand unter sich weniger als der Mensch bewegt, d. h. gewöhnlich mit dem Daumen und der übrigen ganzen Hand zugreift; doch wendet er bei genaueren Untersuchungen sehr regelmäßig auch den Zeige- oder Mittelfinger an.

Winwood Reade erzählt, daß ihm auf die Frage, ob sich der Gorilla auf die Brust schlage und ein Geräusch wie das einer Trommel hervorbringe, erwidert worden sei, der Gorilla habe keine Trommel, wohl aber der Schimpanse; daß man ihn dann, als er die Trommel zu sehen gewünscht, zu einem hohlen Baume geführt und ihm gezeigt habe, wie der Schimpanse diesem durch Stampfen mit den Beinen einen trommelnden Ton zu entlocken wisse. Der Bericht der Neger ist gewiß vollständig richtig. Denn auch der zahme Schimpanse thut dasselbe, indem er bei heiterer Stimmung, gleichsam um seinen Übermut auszulassen — noch mehr aber, wenn er wütend ist — nicht bloß mit den Händen auf den Boden schlägt, wie andere Affen es ebenfalls thun, sondern auch mit den Beinen auf und nieder trampelt, besonders da, wo es tönt, und damit allerdings ein trommelndes Geräusch hervorbringt. Er zeigt sich wahrhaft entzückt, wenn sich ein Mensch herbeiläßt, in derselben Weise wie er zu klopfen, ja er fordert Bekannte geradezu auf, derartig mit ihm zu spielen.

Mein Schimpanse kennt seine Freunde genau und unterscheidet sie sehr wohl von Fremden, befreundet sich aber bald mit allen, welche ihm liebreich entgegenkommen. Am behaglichsten befindet er sich im Kreise einer Familie, namentlich wenn er aus einem Zimmer ins andere gehen, Thüren öffnen und schließen und sich sonstwie zu unterhalten vermag. Man vermeint es ihm anzusehen, wie gehoben er sich fühlt, wenn er sich einmal frei unter ihm wohlwollenden Menschen bewegen und mit ihnen am Tische sitzen darf. Merkt er, daß man auf seine Scherze eingeht, so beginnt er mit seinen Händen auf den Tisch zu klopfen und freut sich höchlich, wenn seine Gastgeber ihm folgen. Außerdem beschäftigt er sich mit genauer Untersuchung aller denkbaren Gegenstände, öffnet die Ofenthüre, um sich das Feuer zu betrachten, zieht Kisten heraus, kramt sie aus und spielt mit dem, was er hier findet, vorausgesetzt, daß es nicht verdächtig erscheint; denn er ist im hohen Grade ängstlich und kann vor einem Gummiballe sich entsetzen. Sehr genau merkt er, ob er beobachtet wird oder nicht. Im ersteren Falle thut er nur das, was ihm erlaubt wird, im letzteren läßt er sich mancherlei Übergriffe zu schulden kommen, gehorcht aber, wenn sein Pfleger ihm etwas verbietet, auf das bloße Wort hin, obschon nicht immer sogleich. Lob feuert ihn an, namentlich wenn es sich um Schwingen und Turnen handelt. Beschenkt oder freudig überrascht, beweist er sich dankbar, indem er, ohne gerade hierzu abgerichtet oder gelehrt worden zu

sein, seinen Arm zärtlich um die Schulter des Wohlthäters legt und ihm eine Hand oder echt menschlich auch einen Kuß gibt. Genau dasselbe thut er, wenn er des Abends aus seinem Käfig genommen und auf das Zimmer gebracht wird. Er kennt die Zeit und zeigt sich schon eine Stunde, bevor er in sein Zimmer zurückgebracht wird, höchst unruhig. In dieser letzten Stunde darf sein Pfleger sich nicht entfernen, ohne daß er in ausdrucksvolles Klagen ausbricht oder auch wohl verzweifelnd sich gebärdet, indem er sich, wie beschrieben, auf den Boden wirft, mit Händen und Füßen strampelt und ein unerträgliches Kreischen ausstößt. Dabei beachtet er die Richtung, in welcher sein Pfleger sich bewegt, genau und bricht nur dann in Klagen aus, wenn er meint, daß jener ihn verlassen wolle. Wird er getragen, so setzt er sich wie ein Kind auf den Arm seines Pflegers, schmiegt den Kopf an dessen Brust und scheint sich außerordentlich behaglich zu fühlen. Von nun an hat er anscheinend bloß den einen Gedanken, sobald als möglich auf sein Zimmer zu kommen, setzt sich hier auf das Sofa und betrachtet seinen Freund mit treuherzigem Blicke, gleichsam als wolle er in dessen Gesichte lesen, ob dieser ihm heute abend wohl Gesellschaft leisten oder ihn allein lassen werde. Wenn er das erstere glaubt, fühlt er sich glücklich, wogegen er, wenn er das Gegenteil merkt, sehr unglücklich sich gebärdet, ein betrübtes Gesicht schneidet, die Lippen weit vorstößt, jammernd aufschreit, an dem Pfleger emporklettert und krampfhaft an ihm sich festhält. In solcher Stimmung hilft auch freundliches Zureden wenig, während dieses sonst die vollständigste Wirkung auf ihn äußert, ebenso wie er sich ergriffen zeigt, wenn er ausgescholten wurde. Man darf wohl sagen, daß er die an ihn gerichteten Worte vollständig versteht; denn er befolgt ohne Zögern die verschiedensten Befehle und beachtet alle ihm zukommenden Gebote; doch gehorcht er eigentlich nur seinem Pfleger, nicht aber Fremden, am wenigsten, wenn diese sich herausnehmen, in Gegenwart seines Freundes etwas von ihm zu verlangen.

Im hohen Grade anziehend benimmt er sich Kindern gegenüber. Er ist an und für sich durchaus nicht bösartig oder gar heimtückisch und behandelt eigentlich jedermann freundlich und zuvorkommend, Kinder aber mit besonderer Zärtlichkeit, und dies um so mehr, je kleiner sie sind. Mädchen bevorzugt er Knaben, aus dem einfachen Grunde, weil letztere es selten unterlassen können, ihn zu necken; und wenn er auch auf solche Scherze gern eingeht, scheint es ihn doch zu ärgern, von so kleinen Persönlichkeiten sich gefoppt zu sehen. Als er zum erstenmal meinem sechswöchentlichen Töchterchen gezeigt wurde, betrachtete er zunächst das Kind mit sichtlichem Erstaunen, als ob er sich über dessen Menschentum vergewissern müsse, berührte hierauf das Gesicht überaus zart mit einem Finger und reichte schließlich freundlich die Hand hin. Dieser Charakterzug, welchen ich bei allen von mir gepflegten Schimpansen beobachtet habe, verdient besonders deshalb hervorgehoben zu werden, weil er zu beweisen scheint, daß unser Menschenaffe auch im kleinsten Kinde immer noch den höher stehenden Menschen sieht und anerkennt. Gegen seinesgleichen benimmt er sich keineswegs ebenso freundlich. Ein junges Schimpanseweibchen, welches ich früher pflegte, zeigte, als ich ihm ein junges Männchen seiner Art beigesellte, keine Teilnahme, kein Gefühl von Freude oder Freundschaft für dieses, behandelte das schwächere Männchen im Gegenteile mit entschiedener Roheit, versuchte es zu schlagen, zu kneipen, überhaupt zu mißhandeln, so daß beide getrennt werden mußten. Ein solches Betragen hat sich keiner der von mir gepflegten Schimpansen gegen Menschenkinder zu schulden kommen lassen.

Abweichend von anderen Affenarten ist er munter bis in die späte Nacht, mindestens so lange, als das Zimmer beleuchtet wird. Das Abendbrot schmeckt ihm am besten, und er kann deshalb nach seiner Ankunft im Zimmer kaum erwarten, daß die Wirtschafterin ihm den Thee bringt. Erscheint dieselbe nicht, so geht er zur Thüre und klopft laut an diese an; kommt jene, so begrüßt er sie mit freudigem „Oh! Oh!“, bietet ihr auch wohl die Hand.

Thee und Kaffee liebt er sehr, den ersteren stark versüßt und mit etwas Rum gewürzt, wie er überhaupt alles genießt, was auf den Tisch kommt, und sich auch an Getränken, namentlich an Bier, gütlich thut. Beim Essen stellt er sich auf das Sofa, stützt beide Hände auf den Tisch oder legt sich mit dem einen Arme auf, nimmt mit der einen Hand die Obertasse von der unteren, schlürft mit Behagen den flüssigen Inhalt und geht dann erst zu den eingebrockten Brotstückchen über. Soweit er diese erlangen kann, zieht er sie mit den Lippen an sich; geht es auf die Neige, so bedient er sich, da ihm untersagt ist, mit den Händen zuzulangen, des Löffels mit Geschick. Während des Essens zeigt er sich aufmerksam auf alles, was vorgeht, und seine Augen sind ununterbrochen nach allen Seiten gerichtet. Wie andere junge Tiere seiner Art hat er zuweilen natürlich zu erklärende Gelüste, ißt z. B. eine größere Menge Salz, ein Stück Kreide, eine Handvoll Erde; niemals aber habe ich an ihm die abscheuliche Unart, den eigenen Kot zu verschlingen, bemerkt, wie solches an Affen, einschließlich seiner Art- und Sippschaftsgenossen, und ebenso zuweilen an Menschenkindern beobachtet worden ist. Der innige Umgang mit ernst und verständig erziehenden Menschen hat seine Sitten auch in dieser Hinsicht veredelt und vielleicht vorhanden gewesene häßliche Gelüste im Keime erstickt.

Nachdem er gespeist, will er sich in seiner Häuslichkeit noch ein wenig vergnügen, jedenfalls noch nicht zu Bette gehen. Er holt sich ein Stück Holz vom Ofen oder zieht die Hausschuhe seines Pflegers über die Hände und rutscht so im Zimmer umher, nimmt ein Hand- oder Taschentuch, hängt sich dasselbe um oder wischt und scheuert das Zimmer damit. Scheuern, Putzen, Wischen sind Lieblingsbeschäftigungen von ihm, und wenn er einmal ein Tuch gepackt hat, läßt er nur ungern es sich wieder nehmen. Anfangs sehr unreinlich, hat er sich bald daran gewöhnt, seinen Käfig, das Zimmer und das Bett nicht mehr zu beschmutzen; und wenn er einmal das Mißgeschick hat, in Schmutz zu treten, zeigt er sich sehr verdrießlich, gebärdet sich genau wie ein Mensch in gleichem Falle, betrachtet mit entschiedenem Ekel den Fuß, hält ihn soweit als möglich von sich, schüttelt ihn ab und nimmt dann eine Handvoll Heu, um sich damit zu reinigen. Ja, es ist bemerkt worden, daß er letzteres, nachdem es Dienste gethan, zur Thür seines Käfigs hinauswarf.

Sobald das Licht ausgelöscht wird, legt er sich zu Bette, weil er sich im Dunkeln fürchtet. Er schläft ruhig die Nacht hindurch, streckt und reckt sich aber mitunter, namentlich wenn es ihm zu kalt oder zu warm wird. In schwülen Sommernächten ruht er langgestreckt auf dem Rücken, beide Hände gleichseitig unter den Kopf gesteckt; im Winter hingegen liegt er mehr zusammengekauert. Mit Tageshelle ermuntert er sich und ist von nun an wieder so rege als tags vorher.

Mit anderen Tieren pflegt er wenig Umgang. Größere fürchtet, kleine mißachtet er. Ein Kaninchen, welches ihm zum Spielen beigegeben wurde, mißhandelte er ebenso wie das erwähnte Weibchen das zu ihm gesetzte Männchen der eigenen Art. Vögel lassen ihn gleichgültig, falls sie nicht in besonders naher Beziehung zu seinem Gebieter stehen und dadurch seine Teilnahme erregen. In seinem Zimmer befindet sich ein Graupapagei, mit welchem er sich stets zu schaffen macht. So furchtsam er selbst ist, so kann er es doch nicht unterlassen, diesen zu ängstigen. Leise schleicht er an den Bauer heran, hebt plötzlich eine Hand hoch und thut, als ob er seinen Gefährten erschrecken wolle. Dieser aber ist viel zu sehr an ihn gewöhnt, als daß er sich fürchten sollte, und hat für den Schimpansen ergötzlicherweise nur ein verbietendes „Pst! Pst!“, welches er seinem Herrn abgelauscht, zur Antwort. Vor Schlangen und anderen Kriechtieren sowie vor Lurchen hat er eine lächerliche Furcht. Schon ihr Anblick verursacht ihm Entsetzen. Zeige ich ihm Krokodile, so ruft er halb ängstlich, halb ärgerlich „Oh! Oh!“ und sucht sich schleunigst zu entfernen; lasse ich ihn Schlangen durch eine Glasscheibe betrachten, so stößt er denselben Ruf aus, versucht aber nur

ausnahmsweise sich zu entfernen, weil er die Bedeutung des trennenden Glases genau kennt; nehme ich aber eine Schildkröte, Eidechse oder Schlange in die Hand, so eilt er im schnellsten Laufe davon, um sich zu sichern. Alles schlangenähnliche Getier ist ihm unheimlich.

Heute, während ich diese Zeilen überlese, weilt das vortreffliche Tier nicht mehr unter den Lebenden. Eine Lungenentzündung, welche auf eine Halsdrüsengeschwulst folgte, hat seinem Dasein ein Ende gemacht. Ich habe mehrere Schimpansen krank und einige von ihnen sterben sehen: keiner von allen hat sich in seinen letzten Lebenstagen so menschlich benommen wie dieser eine. Das mehrfach erwähnte Männchen kam ebenfalls krank in Europa an, war, wie ein leidendes Kind in gleicher Lage, eigensinnig, klammerte sich ängstlich an dem ihm zuerteilten Wärter fest oder ruhte bewegungslos auf seinem Lager, den schmerzenden Kopf mit einer oder beiden Händen haltend, verweigerte Arzneien zu nehmen, zeigte sich auch sonst oft unfolgsam und unartig: vorstehend beschriebener Schimpanse, der gesittetste, welchen ich jemals kennen gelernt habe, verleugnete auch während seiner Krankheit die ihm gewordene Erziehung nicht. Er genoß die sorgsamste Pflege mehrerer Ärzte, welche dem Verlaufe der Krankheit mit um so größerer Teilnahme folgten, je mehr sie den Leidenden schätzen lernten, und ich kann deshalb wohl nichts Besseres thun, als einen dieser Ärzte, Dr. Martini, anstatt meiner reden zu lassen.

„In meiner Eigenschaft als Arzt machte ich die Bekanntschaft des Schimpansen Ende Dezember bei trübem Winterwetter. Ich zögerte nicht, der auch an mich ergangenen Bitte, dieses Tier zu behandeln, Folge zu leisten; denn die vergleichende Anatomie sprach in vorliegendem Falle dem Menschenarzte größeres Recht als dem Tierarzte für die Behandlung zu. Ich hatte den Schimpansen vordem oft beobachtet und die Ausgelassenheit seines Wesens, das lebhafte Mienenspiel, die rastlose Beweglichkeit und die unbegrenzte Liebe zu seinem Pfleger angestaunt. Um so mehr überraschte mich der Eindruck, welchen der kranke Affe auf mich machte. Bis auf den Kopf in sein Deckbett gehüllt, lag er ruhig und teilnahmlos gegen alles, was um ihn her vorging, auf seinem Lager, den Ausdruck schweren Leidens im Antlitze, von Hustenanfällen geplagt, in oberflächlicher, aber beschleunigter Atmung nach Luft haschend, nur zeitweise unter Schmerzensseufzern die Augen aufwärts schlagend. Wie ein Kind scheute er vor mir, dem ihm unbekannten Manne, zurück und machte an diesem Tage eine genauere Untersuchung unmöglich. Letztere gelang erst, nachdem ich während der folgenden Besuche durch Beileidsbezeigungen und freundliches Nähertreten sein Vertrauen mir erworben hatte. Außer bedeutender Schwellung der Lymphdrüsen zu beiden Seiten des Halses ließen sich Veränderungen des Gewebes in beiden Lungenspitzen und eine neuerdings hinzugetretene Entzündung des linken unteren Lungenlappens feststellen. Hierzu kam noch eine eiternde Geschwulst vor und unterhalb des Kehlkopfes, welche nachweislich mit der Drüsenerkrankung im Zusammenhange stand und bereits Kehlkopf und Luftröhre zusammenpreßte, früher oder später also entweder zur Erstickung führen oder zum Durchbruche nach außen oder innen kommen oder, was wahrscheinlicher, ihren Inhalt in den Mittelfellraum senken und dadurch weitere Gefahren hervorrufen mußte. Das beklagenswerte Geschöpf schien sich dieser Geschwulst als Atmungshindernisses bewußt zu sein; wie bräunekranke Kinder in ihrem Lufthunger nach dem Sitze des Leidens fassen, so führte der Schimpanse meine untersuchende Hand, als erwarte er in dunkler Ahnung von dieser Hilfe, immer und immer wieder zur Halsgeschwulst zurück.

„Nach vorgängiger Beratung mit einem Berufsgenossen wurde die Öffnung des Senkungsgeschwüres durch einen Schnitt in der Höhe des Kehlkopfes als dringend notwendig erkannt. Leicht gefunden war dieser Rat, schwierig die Art und Weise der Ausführung. Jede Bewegung des leidenden Tieres während der wundärztlichen Operation konnte dem Messer eine tödliche oder doch schwer verletzende Richtung geben. Betäubung durch Chloroform

war infolge der schweren Erkrankung der Lunge untersagt; Chloralhydrat, in einer Gabe von 3 g versuchsweise angewandt, bewirkte kaum einen Halbschlummer, nicht aber Bewußtlosigkeit. Nach dreistündigem erfolglosen Warten gingen wir endlich mit Gewalt ans Werk. Vier Männer sollten das Tier festhalten. Umsonst: mit Aufbietung all seiner Kräfte schleuderte der Schimpanse die Leute zur Seite und hörte nicht eher zu toben auf, bis wir die vermeintlichen Peiniger zur Thür hinausgewiesen hatten. Was durch Zwangsmittel nicht zu erreichen gewesen war, sollte jetzt zu unserem Erstaunen freiwillig gewährt werden. Wieder beruhigt durch gütliches Zureden und Liebkosungen, gestattete der Leidende ohne Widerstreben eine nochmalige Untersuchung der Halsgeschwulst und leitete auch diesmal bittenden Blickes meine Hand. Dies mußte uns ermutigen, die Operation ohne Hilfe betäubender Mittel und ohne jegliche Fessel zu wagen. Auf dem Schoße seines Pflegers sitzend, beugte der Affe den Kopf rückwärts und ließ sich willig in dieser Stellung festhalten. Die erforderlichen Schnitte waren rasch geführt; das Tier zuckte weder, noch gab es einen Laut des Schmerzes von sich. Eine Menge dünnflüssiger Eiter quoll hervor, und mit seiner Entleerung schwand die Geschwulst. Jetzt trat freiere Atmung ein, obwohl die bestehende Lungenentzündung immer noch eine Vermehrung der Atemzüge veranlaßte. Ein unverkennbarer Ausdruck der Freude und des Besserbefindens prägte sich in den Zügen des Kranken aus, und dankbar reichte er, unaufgefordert, uns beiden die Hand, beglückt umarmte er seinen Wärter.

„Leider genügte die Beseitigung dieses einen Leidens nicht zur Rettung des Lebens. Die Halswunde heilte, aber die Lungenentzündung griff weiter um sich. So heldenmütig und verständig das kranke Tier sich während der wundärztlichen Behandlung gezeigt, so willig und folgsam nahm er die ihm gereichten Arzneien, so sanft und geduldig erschien er in seinen letzten Stunden. Er starb, wie ein Mensch, nicht wie ein Tier stirbt.“

Diese Schilderungen beschließe eine freundliche Mitteilung unseres Tiermalers Fr. Specht über einen Schimpansen in Nills Tiergarten zu Stuttgart. „Dieser Schimpanse“, schreibt uns Specht, „konnte förmlich lachen wie ein Mensch. Es scheint mir dieses deshalb bemerkenswert, da kein Tier die Fähigkeit besitzt, seiner Freude durch lautes Lachen Ausdruck zu geben. Es ist dieses meines Wissens noch nie in einer Beschreibung erwähnt worden. Wenn ich diesen liebenswürdigen Burschen unter den Armen faßte, in die Höhe warf und wieder auffing, so wollte seine Freude kein Ende nehmen, was er durch lautes Lachen bekundete. Ebenso wenn man ihn unter den Armen oder an den Fußsohlen kitzelte. Eines Tages brachte ich ein Stück weiße Kreide mit in den Käfig, setzte mich auf seinen Stuhl, er sofort auf meine Beine, um hier abzuwarten der Dinge, die da kommen sollten. Ich gab ihm nun die Kreide und malte, seine Hand führend, einen Marabu rc. auf die Wand seines Käfigs; er ließ mich ganz ruhig gewähren und sah mit großer Aufmerksamkeit zu. Als ich seine Hand frei ließ, sprang er blitzschnell auf den Boden, stellte sich vor die Wand und schattierte die Figuren mit einer Geschwindigkeit derart ab, daß in kurzer Zeit nichts mehr davon zu sehen war — zur größten Belustigung der Zuschauer. Er hatte demnach sofort begriffen.

„Gegenwärtig besitzt der Stuttgarter zoologische Garten zwei Schimpansen, welche sehr gut miteinander auskommen; dem Weibchen, welches schon früher da war, wurde ein Männchen beigesetzt. Die Kiste, in welcher sich der neue Ankömmling befand, wurde über Nacht in den geräumigen und warmen Käfig des Weibchens gestellt, um tags darauf die Vorstellung vorzunehmen. Als nun das Männchen aus seinem mit Watte ausgepolsterten Behälter heraustrat, standen sich beide, auf den Hinterfüßen stehend, einen Augenblick stumm gegenüber, um sich alsdann in die Arme zu fallen und sich herzlich und wiederholt zu küssen. Das Weibchen holte nun seine Decke herbei, breitete solche auf dem Boden aus, setzte sich

darauf und lud das Männchen durch Gebärden ein, es sich bequem zu machen. Ein reizendes Bild ist nun unter anderem, wenn dieses Paar am Tische bei der Mahlzeit sich gegenübersitzt. Beide genießen ihren Brei mit dem Löffel und ohne den geringsten Futterneid. Wenn die Trinkgefäße aufgestellt werden, hat das Weibchen die Eigenheit, den Becher des Männchens behutsam an sich heranzuziehen, trinkt daraus und stellt solchen ebenso ruhig an seinen Platz — der Mann soll eben nicht soviel trinken. Auch diese beiden Tiere bekunden ihre Freude beim Spiel durch herzliches Lachen."

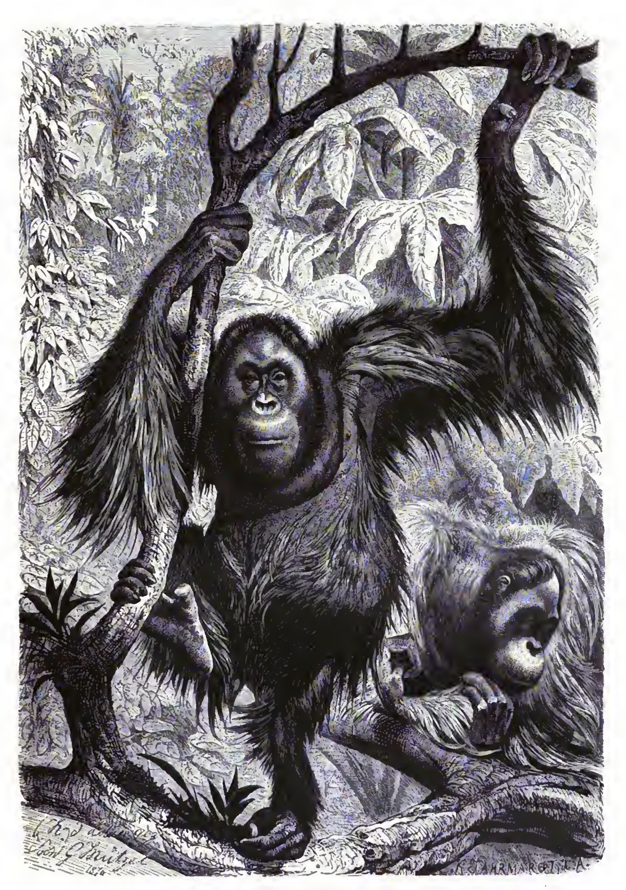
*

Von den afrikanischen Menschenaffen unterscheidet sich der wichtigste asiatische, welcher **Orang-Utan** (Waldmensch), fälschlich **Orang-Utang**, auf Borneo aber **Meias** oder **Majas** genannt wird (**Pithecus satyrus, Simia satyrus**), durch die bedeutend längeren Arme, welche bis zu den Knöcheln der Füße herabreichen, und durch den kegel- oder pyramidenförmig zugespitzten Kopf mit weit vorstehender Schnauze, hat auch nur zwölf rippentragende Wirbel. Solange er jung ist, gleicht sein Schädel dem eines Menschenkindes in hohem Grade; mit dem zunehmenden Alter aber tritt das Tierische auch bei ihm derartig hervor, daß der Schädel nur noch entfernt an den des jungen Affen erinnert.

Der größte männliche Orang-Utan, welchen Wallace erlegte, war im Stehen 1,35 m hoch, klafterte aber mit ausgestreckten Armen 2,4 m; das Gesicht war 35 cm breit; der Umfang des Leibes betrug 1,15 m. Der Leib, an welchem der Bauch stark hervortritt, ist an den Hüften breit, der Hals kurz und vorn faltig, weil das Tier einen großen Kehlsack besitzt, welcher aufgeblasen werden kann; die langen Gliedmaßen haben auch lange Hände und Finger. Die platten Nägel fehlen häufig den Daumen der Hinterhände. Die Lippen sind unschön, weil nicht allein gerunzelt, sondern auch stark angeschwollen und aufgetrieben; die Nase ist ganz flach gedrückt, und die Nasenscheidewand verlängert sich über die Nasenflügel hinaus; Augen und Ohren sind klein, aber denen des Menschen ähnlich gebildet. In dem furchtbaren Gebisse treten die Eckzähne stark hervor; der Unterkiefer ist länger als der Oberkiefer. Die Behaarung ist spärlich auf dem Rücken und sehr dünn auf der Brust, um so länger und reichlicher aber an den Seiten des Leibes, wo sie lang herabfällt. Im Gesichte entwickelt sie sich bartähnlich; auf den Oberlippen und am Kinne, am Schädel und auf den Unterarmen ist sie aufwärts, sonst abwärts gerichtet. Gesicht und Handflächen sind nackt, Brust und Oberseiten der Finger fast gänzlich nackt. Gewöhnlich ist die Färbung der Haare ein dunkles Rostrot, seltener ein Braunrot, welches auf dem Rücken und auf der Brust dunkler, am Barte aber heller wird. Die nackten Teile sehen bläulich- oder schiefergrau aus. Alte Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch ihre bedeutende Größe, dichteres und längeres Haar, reichlicheren Bart und eigentümliche Schwielen oder Hautlappen an den Wangen, welche sich halbmondförmig von den Augen an nach den Ohren hin und zum Oberkiefer herabziehen und das Gesicht auffallend verhäßlichen. Die jüngeren Tiere sind bartlos, sonst aber reicher behaart und dunkler gefärbt.

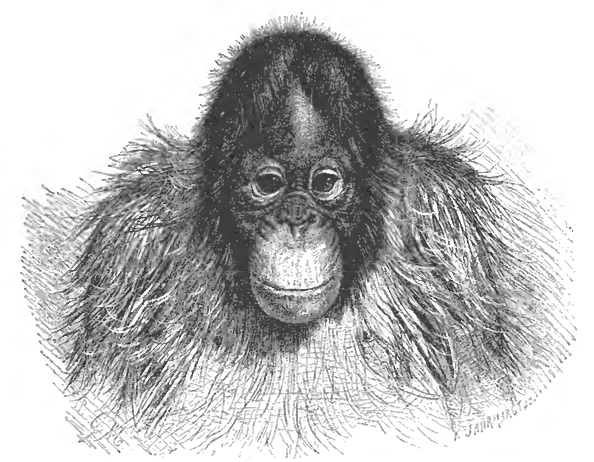
Einige Naturforscher nehmen mit den Eingeborenen, die nach S. Müller sogar die Geschlechter verschieden benennen, mehrere Arten Orang-Utans an; andere halten die Unterschiede für solche, welche durch das Alter der Tiere bedingt werden.

Der Orang-Utan ist seit alter Zeit bekannt. Schon Plinius gibt an, daß es auf den indischen Bergen Satyrn gäbe, „sehr bösartige Tiere mit einem Menschengesichte, welche bald aufrecht, bald auf allen vieren gingen und wegen ihrer Schnelligkeit nur gefangen werden könnten, wenn sie alt oder krank seien". Seine Erzählung erbt sich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert und empfängt von jedem neuen Bearbeiter Zusätze. Man vergißt



ORANG-UTAN.

fast, daß man noch von Tieren redet; aus den Affen werden beinahe wilde Menschen. Übertreibungen jeder Art verwirren die ersten Angaben und entstellen die Wahrheit. Bontius, ein Arzt, welcher um die Mitte des 17. Jahrhunderts auf Java lebte, spricht wieder einmal aus eigener Anschauung. Er sagt, daß er den Waldmenschen einigemal gesehen habe und zwar ebensowohl Männer als Weiber. Sie gingen öfters aufrecht und gebärdeten sich ganz wie andere Menschen. Bewunderungswürdig wäre ein Weibchen gewesen. Es habe sich geschämt, wenn es unbekannte Menschen betrachtet hätten, und nicht nur das Gesicht, sondern auch seine Blöße mit den Händen bedeckt; es habe geseufzt, Thränen vergossen und



Orang-Utan.

alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Mensch zu sein. Die Javaner behaupten, daß die Affen wohl reden könnten, wenn sie nur wollten, es jedoch nicht thäten, weil sie fürchteten, arbeiten zu müssen. Daß die Waldmenschen aus der Vermischung von Affen und indianischen Weibern entständen, sei ganz sicher. Schouten bereichert diese Erzählung durch einige Entführungsgeschichten, in denen Waldmenschen der angreifende, malayische Mädchen aber der leidende Teil sind. Es versteht sich fast von selbst, daß die Orang-Utans nach allen diesen Erzählungen aufrecht auf den Hinterfüßen gehen, obwohl hinzugefügt wird, „daß sie auch auf allen vier Beinen laufen könnten“. Eigentlich sind die Reisebeschreiber an den Übertreibungen, welche sie auftischen, unschuldig; denn sie geben bloß die Erzählungen der Eingeborenen wieder. Diese wußten sich natürlich die Teilnahme der Europäer für unsere Affen zu nutze zu machen, weil sie ihnen solche verkaufen wollten und deshalb ihre Ware nach Kräften priesen, — nicht mehr und nicht minder, als es Tierschausteller bei uns zu Lande auch heute noch thun.

Dank den trefflichen Forschungen Wallaces sind wir über das Freileben des Orang-Utans genauer unterrichtet als über das jedes anderen Menschenaffen. Der genannte Reisende hatte die beste Gelegenheit, das Tier kennen zu lernen und die Berichte der Eingeborenen mit seinen eigenen Beobachtungen zu vergleichen. Zur Ehre seiner Vorgänger, von denen mehrere, namentlich Owen, Kessel und Brooke, bemüht waren, ihre Schilderungen von Fabeln und Irrtümern zu reinigen, muß ich sagen, daß unser Gewährsmann, obgleich er nur eigene Beobachtungen wiedergibt, die Angaben jener in allem Wesentlichen bestätigt.

„Man weiß", sagt er, „daß der Orang-Utan Sumatra und Borneo bewohnt, und hat guten Grund, zu glauben, daß er auf diese beiden großen Inseln beschränkt ist. Jedoch scheint er auf der ersteren viel seltener zu sein als auf der letzteren. Hier hat er eine weite Verbreitung. Er bewohnt ausgedehnte Gegenden der Südwest-, Südost-, Nordost- und Nordwestküsten, hält sich aber ausschließlich in niedrig gelegenen und sumpfigen Wäldern auf. In Sadong findet man ihn bloß in flachen, wasserreichen, mit hohem Urwalde bedeckten Gegenden. Über die Sümpfe erheben sich viele vereinzelt stehende Berge, welche zum Teile von Dajaken bewohnt werden und mit Fruchtbäumen bebaut worden sind. Sie bilden für den Meias einen Anziehungspunkt; denn er besucht sie ihrer Früchte halber, obwohl er sich des Nachts stets in den Sumpfwald zurückzieht. In allen Gegenden, wo der Boden sich etwas erhebt und trocken ist, wohnt der Orang-Utan nicht. So kommt er beispielsweise in den tieferen Thälern des Sadonggebietes häufig vor, fehlt dagegen jenseits der Grenze, innerhalb welcher Ebbe und Flut bemerkbar sind. Der untere Teil des Sarawakthales nun ist sumpfig, jedoch nicht überall mit hohem Walde bedeckt, sondern meist von der Nipapalme bestanden, und nahe der Stadt Sarawak wird das Land trocken und hügelig und ist in Besitz genommen von kleinen Strecken Urwald mit Dschangeln. Eine große Fläche ununterbrochenen und gleichmäßig hohen Urwaldes ist für das Wohlbefinden unseres Affen Bedingung. Solche Wälder bilden für ihn ein offenes Land, in welchem er sich nach jeder Richtung hin bewegen kann, mit derselben Leichtigkeit, wie der Indianer durch die Steppe und der Araber durch die Wüste zieht. Er geht von einem Baumwipfel zum anderen, ohne jemals auf den Boden hinabzusteigen. Die hohen und trockenen Gegenden, welche mehr durch Lichtungen und später auf diesen wachsende, niedere Dschangeln bedeckt sind, eignen sich wohl für Menschen, nicht aber für die eigentümliche Art der Bewegung unseres Tieres, welches hier auch vielen Gefahren ausgesetzt sein würde. Wahrscheinlich finden sich außerdem in seinem Gebiete auch Früchte in größerer Mannigfaltigkeit, indem die kleinen inselartigen Berge als Gärten oder Anpflanzungen dienen, so daß inmitten der sumpfigen Ebene die Bäume des Hochlandes gedeihen können.

„Es ist ein seltsamer und fesselnder Anblick, einen Meias gemächlich seinen Weg durch den Wald nehmen zu sehen. Er geht umsichtig einen der größeren Äste entlang in halb aufrechter Stellung, zu welcher ihn die bedeutende Länge seiner Arme und die verhältnismäßige Kürze seiner Beine nötigen, und zwar bewegt er sich wie seine Verwandten, indem er auf den Knöcheln, nicht wie wir auf den Sohlen geht. Stets scheint er solche Bäume zu wählen, deren Äste mit denen des nächststehenden verflochten sind, streckt, wenn er nahe ist, seine langen Arme aus, faßt die betreffenden Zweige mit beiden Händen, scheint ihre Stärke zu prüfen und schwingt sich dann bedächtig hinüber auf den nächsten Ast, auf welchem er wie vorher weiter geht. Nie hüpft oder springt er, niemals scheint er auch nur zu eilen, und doch kommt er fast ebenso schnell fort, wie jemand unter ihm durch den Wald laufen kann." — An einer anderen Stelle meint Wallace, daß er im Laufe einer Stunde bequem eine Entfernung von 5—6 englischen Meilen zurücklegen könne. „Die langen mächtigen Arme sind für ihn von größtem Nutzen; sie befähigen ihn, mit Leichtigkeit die höchsten Bäume

zu erklimmen, Früchte und junge Blätter von dünnen Zweigen, welche sein Gewicht nicht aushalten würden, zu pflücken und Blätter und Äste zu sammeln, um sich ein Nest zu bauen." Ein von unserem Forscher verwundeter Orang-Utan zeigte seinem Verfolger, in welcher Weise der Bau solches Nestes geschieht. „Sobald ich geschossen hatte", erzählt Wallace, „kletterte der Meias höher im Wipfel des Baumes hinauf und hatte bald die höchsten Spitzen desselben erreicht. Hier begann er sofort ringsherum Zweige abzubrechen und sie kreuz und quer zu legen. Der Ort war trefflich gewählt. Außerordentlich schnell griff er mit seinem einzigen noch unverwundeten Arme nach jeder Richtung hin, brach mit der größten Leichtigkeit starke Äste ab und legte sie rückwärts quer übereinander, so daß er in wenigen Minuten eine geschlossene Masse von Laubwerk gebildet hatte, welche ihn meinen Blicken gänzlich entzog. Ein ähnliches Nest benutzt der Meias auch fast jede Nacht zum Schlafen; doch wird dieses meist niedriger auf einem kleinen Baume angebracht, in der Regel nicht höher als 8—15 m über dem Boden, wahrscheinlich weil es hier weniger den Winden ausgesetzt ist als oben. Der Meias soll sich in jeder Nacht ein neues machen; ich halte dies jedoch deshalb kaum für wahrscheinlich, weil man die Überreste häufiger finden würde, wenn das der Fall wäre. Die Dajaken sagen, daß sich der Affe, wenn es sehr naß ist, mit Pandanusblättern oder sehr großen Farnen bedeckt. Das hat vielleicht zu dem Glauben verleitet, daß er sich eine Hütte in den Bäumen erbaue.

„Der Orang-Utan verläßt sein Lager erst, wenn die Sonne ziemlich hoch steht und den Tau auf den Blättern getrocknet hat. Er frißt die mittlere Zeit des Tages hindurch, kehrt jedoch selten während zweier Tage zu demselben Baume zurück. Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, nährt er sich fast ausschließlich von Obst, gelegentlich auch von Blättern, Knospen und jungen Schößlingen. Unreife Früchte zieht er den reifen anscheinend vor, ißt auch sehr sauere oder stark bittere. Insbesondere scheint ihm die große rote fleischige Samendecke einer Frucht vortrefflich zu schmecken. Manchmal genießt er nur den kleinen Samen einer großen Frucht und verwüstet und zerstört dann weit mehr, als er ißt, so daß man unter den Bäumen, auf denen er gespeist hat, stets eine Menge Reste liegen sieht. In hohem Grade liebt er die Durian und vernichtet eine Menge dieser köstlichen Früchte, kreuzt aber niemals Lichtungen, um sie zu holen. Äußerst selten steigt der Orang-Utan auf die Erde herab, wahrscheinlich nur dann, wenn er, vom Hunger getrieben, saftige Schößlinge am Ufer sucht, oder wenn er bei sehr trockenem Wetter nach Wasser geht, von welchem er für gewöhnlich genug in den Höhlungen der Blätter findet. Nur einmal sah ich zwei halberwachsene Orangs auf der Erde in einem trockenen Loche. Sie spielten zusammen, standen aufrecht und faßten sich gegenseitig an den Armen an. Niemals geht dieser Affe aufrecht, es sei denn, daß er sich mit den Händen an höheren Zweigen festhalte, oder aber, daß er angegriffen werde. Abbildungen, welche ihn darstellen, wie er mit einem Stocke geht, sind gänzlich aus der Luft gegriffen.

„Vor dem Menschen scheint sich der Meias nicht sehr zu fürchten. Diejenigen, welche ich beobachtete, glotzten häufig einige Minuten auf mich herab und entfernten sich dann nur langsam bis zu einem benachbarten Baume. Wenn ich einen gesehen hatte, mußte ich oft 1000 Schritt und weiter gehen, um mein Gewehr zu holen; trotzdem fand ich ihn nach meiner Rückkehr fast stets auf demselben Baume oder innerhalb eines Umkreises von ein paar hundert Fuß. Niemals sah ich zwei ganz erwachsene Tiere zusammen, wohl aber Männchen wie auch Weibchen zuweilen begleitet von halberwachsenen Jungen.

„Die Dajaken sagen, daß der Meias niemals von Tieren im Walde angefallen wird, mit zwei seltenen Ausnahmen. Alle Dajakenhäuptlinge, welche ihr ganzes Leben an Orten zugebracht haben, wo das Tier häufig vorkommt, versicherten: kein Tier sei stark genug, um den Meias zu verletzen, und das einzige Geschöpf, mit dem er überhaupt kämpft, ist

das Krokodil. Wenn er kein Obst in den Dschangeln findet, geht er an die Flußufer, um hier junge Schößlinge und Früchte, welche dicht am Wasser wachsen, zu fressen. Dann versucht es das Krokodil, ihn zu packen; der Meias aber springt auf dasselbe, schlägt es mit Händen und Füßen, zerfleischt und tötet es. Der Mann fügte hinzu, daß er einmal solchem Kampfe zugeschaut habe, und versicherte, daß der Meias stets Sieger bleibe. Ein anderer Häuptling sagte mir folgendes: ‚Der Meias hat keine Feinde; denn kein Tier wagt es, ihn anzugreifen, bis auf das Krokodil und die Tigerschlange. Er tötet aber das Krokodil stets durch seine gewaltige Kraft, indem er sich auf dasselbe stellt, seine Kiefern aufreißt und ihm die Kehle aufschlitzt. Greift eine Tigerschlange den Meias an, so packt er sie mit seinen Händen, beißt sie und tötet sie bald. Der Meias ist sehr stark; kein Tier in den Dschangeln ist so kräftig wie er.‘

„Ausnahmsweise geschieht es wohl auch, daß ein Orang-Utan mit Menschen kämpft. Eines Tages kamen einige Dajaken zu mir, um mir zu erzählen, daß ein Meias am gestrigen Tage einen ihrer Genossen beinahe getötet habe. Einige Meilen den Fluß hinab steht das Haus eines Dajaken, und die Bewohner sahen einen großen Orang-Utan, welcher sich an den Schößlingen einer Palme am Ufer gütlich that. Aufgeschreckt zog er sich in die Dschangeln zurück, und eine Anzahl mit Speeren und Beilen bewaffneter Männer liefen hin, um ihm den Weg abzuschneiden. Der vorderste Mann versuchte seinen Speer durch den Körper des Tieres zu rennen; der Meias aber ergriff seinen Gegner mit den Händen, packte in demselben Augenblicke den Arm mit dem Maule und wühlte sich mit den Zähnen in die Muskel über dem Ellbogen ein, sie entsetzlich zerreißend und zerfetzend. Wären die anderen nicht zur Stelle gewesen, er würde den Mann noch weit ernstlicher verletzt, wenn nicht getötet haben. Die Gefährten aber machten das mutige Tier bald mit ihren Speeren und Beilen nieder. Der Verwundete blieb lange Zeit krank und erlangte den Gebrauch seines Armes niemals vollständig wieder.“ Von der Wahrheit dieser Erzählung konnte sich Wallace selbst überzeugen, weil er am nächsten Tage den Kampfplatz besuchte und dem getöteten Orang-Utan den Kopf abschnitt, um diesen seinen Sammlungen einzuverleiben.

Gelegentlich einer seiner Jagden erlangte unser Forscher auch einen jungen Orang-Utan. Von Dajaken herbeigerufen, sah er einen großen Meias sehr hoch auf einem Baume sitzen und erlegte ihn mit drei Schüssen. Während die Leute ihn zurüsteten, um ihn nach Hause zu tragen, bemerkte man noch ein Junges, welches mit seinem Kopfe im Sumpfe lag. „Dieses kleine Geschöpf“, berichtet Wallace, „war nur 1 Fuß lang und hatte augenscheinlich am Halse der Mutter gehangen, als sie vom Baume herabfiel. Glücklicherweise schien es nicht verwundet zu sein, und nachdem der Mund vom Schlamme gesäubert worden war, fing es an zu schreien und schien kräftig und lebhaft. Als ich es nach Hause trug, geriet es mit seinen Händen in meinen Bart und faßte so fest hinein, daß ich große Mühe hatte, frei zu kommen; denn die Finger sind gewöhnlich am letzten Gelenke hakenartig nach innen gebogen. Es hatte noch keinen einzigen Zahn; doch kamen einige Tage darauf die beiden unteren Vorderzähne zum Vorscheine. Unglücklicherweise konnte ich keine Milch schaffen, da weder Malaien noch Chinesen noch Dajaken dieses Nahrungsmittel verwenden, und vergeblich bemühte ich mich um ein weibliches Tier, welches mein Kleines säugen könnte. Ich sah mich daher genötigt, ihm Reiswasser aus der Saugflasche zu geben. Dies aber war doch eine zu magere Kost, und das kleine Geschöpf gedieh auch nicht gut dabei, obgleich ich gelegentlich Zucker und Kokosnußmilch hinzufügte, um die Atzung nahrhafter zu machen. Wenn ich meinen Finger in seinen Mund steckte, saugte es mit großer Kraft, zog seine Backen mit aller Macht ein und strengte sich vergeblich an, etwas Milch herauszuziehen, und erst nachdem es das eine Zeitlang getrieben hatte, stand es mißmutig davon ab und fing ganz wie ein Kind unter ähnlichen Umständen zu schreien an. Liebkoste

und wartete man es, so war es ruhig und zufrieden; sowie man es aber ablegte, schrie es stets, namentlich in den ersten paar Nächten, welche es unter großer Unruhe verbrachte. Ich machte einen kleinen Kasten als Wiege zurecht und reichte ihm eine weiche Matte, welche täglich gewechselt und gereinigt wurde, fand es jedoch sehr bald nötig, auch den kleinen Meias zu waschen. Diese Behandlung gefiel ihm, nachdem er sie einigemal durchgemacht hatte, in so hohem Grade, daß er zu schreien begann, sobald er schmutzig war, und nicht eher aufhörte, als bis ich ihn herausnahm und nach dem Brunnen trug. Obwohl er beim ersten kalten Wasserstrahl etwas strampelte und sehr komische Grimassen schnitt, beruhigte er sich dann doch sofort, wenn das Wasser über seinen Kopf lief. Das Abwaschen und Trockenreiben liebte er außerordentlich, und vollkommen glücklich schien er zu sein, wenn ich sein Haar bürstete. Dann lag er ganz still und streckte Arme und Beine von sich, während ich das lange Haar auf Rücken und Armen strählte. In den ersten paar Tagen klammerte er sich mit allen vieren verzweifelt an alles, was er packen konnte, und ich mußte meinen Bart sorgfältigst vor ihm in acht nehmen, da seine Finger das Haar hartnäckiger als irgend etwas festhielten und ich mich ohne Hilfe unmöglich von ihm befreien konnte. Wenn er aber ruhig war, wirtschaftete er mit den Händen in der Luft umher und versuchte irgend etwas zu ergreifen. Gelang es ihm, einen Stock oder einen Lappen mit zwei Händen oder mit diesen und einem Fuße zu fassen, so schien er ganz glücklich zu sein. In Ermangelung eines anderen ergriff er oft seine eigenen Füße, und nach einiger Zeit kreuzte er fast beständig seine Arme und packte mit jeder Hand das lange Haar unter der entgegengesetzten Schulter. Bald aber ließ seine Kraft nach, und ich mußte auf Mittel sinnen, ihn zu üben und seine Glieder zu stärken. Zu diesem Zwecke verfertigte ich ihm eine kurze Leiter mit drei oder vier Sprossen und hing ihn eine Viertelstunde lang an dieselbe. Zuerst schien ihm dies zu gefallen; er konnte jedoch nicht mit Händen und Füßen in eine bequeme Lage kommen und ließ, nachdem er jene verschiedene Male geändert hatte, eine Hand nach der anderen los, bis er zuletzt auf den Boden herabfiel. Manchmal, wenn er nur an zwei Händen hing, ließ er eine los und kreuzte sie nach der gegenüberliegenden Schulter, um hier sein eigenes Haar zu packen, und da ihm dieses meist angenehmer als der Stock zu sein schien, ließ er auch die andere los, fiel herab, kreuzte beide Arme und lag zufrieden auf dem Rücken. Da ich sah, daß er Haar so gern hatte, bemühte ich mich, ihm eine künstliche Mutter herzustellen, indem ich ein Stück Büffelhaut in einen Bündel zusammenschnürte und niedrig über dem Boden aufhing. Zuerst schien ihm dasselbe ausgezeichnet zu gefallen, weil er mit seinen Beinen nach Belieben umherzappeln konnte und immer etwas Haar zum Festhalten fand. Meine Hoffnung, die kleine Waise glücklich gemacht zu haben, schien erfüllt. Bald aber erinnerte er sich seiner verlorenen Mutter und versuchte zu saugen. Dazwischen zog er sich soviel als möglich in die Höhe und suchte nun überall nach der Saugwarze, bekam aber nur den Mund voll Haare und Wolle, wurde verdrießlich, schrie heftig und ließ nach zwei oder drei vergeblichen Versuchen gänzlich von seinem Vorhaben ab. Eines Tages war ihm etwas Wolle in die Kehle gekommen, und ich fürchtete schon, daß er ersticken würde; nach vielem Keuchen aber erholte er sich doch wieder. Somit mußte ich die nachgeahmte Mutter zerreißen und den letzten Versuch, das kleine Geschöpf zu beschäftigen, aufgeben. Nach der ersten Woche fand ich, daß ich ihn besser mit einem Löffel füttern und ihm mehr abwechselnde und nahrhaftere Kost reichen könnte. Gut eingeweichter Zwieback mit etwas Ei und Zucker gemischt, manchmal süße Kartoffeln wurden gern gegessen, und ich bereitete mir ein nie fehlschlagendes Vergnügen dadurch, daß ich die drolligen Grimassen beobachtete, durch welche er seine Billigung oder sein Mißfallen über das, was ich ihm gegeben hatte, ausdrückte. Das arme kleine Geschöpf beleckte die Lippen, zog die Backen ein und verdrehte die Augen mit dem Ausdrucke der höchsten Befriedigung,

wenn er seinen Mund mit dem, was er besonders liebte, voll hatte, während er andererseits den Bissen eine kurze Zeit mit der Zunge im Munde herumdrehte, als ob er einen Wohlgeschmack daran suchen wolle, und wenn er ihn nicht süß oder schmackhaft genug fand, regelmäßig alles wieder ausspie. Gab man ihm dasselbe Essen fernerhin, so begann er zu schreien und schlug heftig um sich, genau wie ein kleines Kind im Zorne zu thun pflegt.

„Als ich meinen jungen Meias ungefähr 3 Wochen besaß, bekam ich glücklicherweise einen jungen Makaken, welcher klein, aber sehr lebhaft war und allein fressen konnte. Ich setzte ihn zu dem Meias, und sie wurden sogleich die besten Freunde. Keiner fürchtete sich im geringsten vor dem anderen. Der kleinere Makak setzte sich ohne die mindeste Rücksicht auf den Leib, ja selbst auf das Gesicht des Meias, und während ich diesen fütterte, pflegte jener dabei zu sitzen und alles aufzunaschen, was daneben fiel, gelegentlich auch mit seinen Händen den Löffel aufzufangen. War ich mit der Atzung fertig geworden, so leckte er das, was an den Lippen des Meias saß, begierig ab und riß diesem schließlich das Maul auf, um zu sehen, ob noch etwas darin sei. Den Leib seines Gefährten betrachtete er wie ein bequemes Kissen, indem er sich oft darauf niederlegte, und der hilflose Meias ertrug allen Übermut seines Gefährten mit der beispiellosesten Geduld; denn er schien zu froh zu sein, überhaupt etwas Warmes in seiner Nähe oder einen Gegenstand zur Verfügung zu haben, um den er zärtlich seine Arme schlingen konnte. Nur wenn sein Gefährte weggehen wollte, hielt er ihn so lange, als er konnte, an der beweglichen Haut des Rückens oder Kopfes oder auch wohl am Schwanze fest, und der Makak vermochte nur nach vielen kräftigen Sprüngen sich los zu machen. Merkwürdig war das verschiedene Gebaren dieser zwei Tiere, welche im Alter nicht weit auseinander sein konnten. Der Meias benahm sich ganz wie ein kleines Kind, lag hilflos auf dem Rücken, rollte sich langsam hin und her, streckte alle viere in die Luft, in der Hoffnung, irgend etwas zu erhaschen, war aber noch kaum im stande, seine Finger nach einem bestimmten Gegenstande hinzubringen, öffnete, wenn er unzufrieden war, seinen fast zahnlosen Mund und drückte seine Wünsche durch ein sehr kindliches Schreien aus; der junge Makak dagegen war in beständiger Bewegung, lief und sprang umher, wann und wo es ihm Vergnügen machte, untersuchte alles, ergriff mit der größten Sicherheit die kleinsten Dinge, erhielt sich mühelos auf dem Rande des Kastens im Gleichgewichte, kletterte an einem Pfahle hinauf und setzte sich in den Besitz von allem Eßbaren, welches ihm in den Weg kam. Man konnte keinen größeren Gegensatz sich denken: der Meias erschien neben dem Makaken noch mehr denn als ein kleines Kind.

„Nachdem ich meinen Gefangenen ungefähr einen Monat besessen hatte, zeigte sich, daß er wohl allein laufen lernen würde. Wenn man ihn auf die Erde legte, stieß er sich mit den Beinen weiter oder überstürzte sich und kam so schwerfällig vorwärts. Wenn er im Kasten lag, pflegte er sich am Rande gerade aufzurichten, und es gelang ihm auch ein- oder zweimal bei dieser Gelegenheit, sich herauszuhelfen. War er schmutzig oder hungrig, oder fühlte er sich sonst vernachlässigt, so begann er heftig zu schreien, bis man ihn wartete. Wenn niemand im Hause war, oder wenn man auf sein Schreien nicht kam, wurde er nach einiger Zeit von selbst ruhig. Sowie er aber dann einen Tritt hörte, fing er wieder um so ärger an.

„Nach 5 Wochen kamen seine beiden oberen Vorderzähne zum Vorscheine. In der letzten Zeit war er nicht im geringsten gewachsen, sondern an Größe und Gewicht derselbe geblieben wie anfangs. Das kam zweifellos von dem Mangel an Milch oder anderer ebenso nahrhafter Kost her. Reiswasser, Reis und Zwieback waren doch nur dürftige Ersatzmittel, und die ausgepreßte Milch der Kokosnuß, welche ich ihm manchmal gab, vertrug sich nicht mit seinem Magen. Dieser Nahrung hatte ich auch eine Erkrankung an Durchfall zuzuschreiben, unter welcher das arme kleine Geschöpf sehr litt; doch gelang es mir, ihn durch

eine geringe Gabe Rizinusöl wiederherzustellen. Eine oder zwei Wochen später wurde er wieder krank und diesmal ernstlicher. Die Erscheinungen waren genau die des Wechselfiebers, auch von Anschwellungen der Füße und des Kopfes begleitet. Er verlor alle Eßlust und starb, nachdem er in einer Woche bis zu einem Jammerbilde abgezehrt war. Der Verlust meines kleinen Lieblings, den ich fast 3 Monate besessen und groß zu ziehen gehofft hatte, that mir außerordentlich leid. Monatelang hatte er mir durch sein drolliges Gebaren und seine unnachahmlichen Grimassen das größte Vergnügen bereitet."

Zur Vervollständigung des von Wallace so trefflich gezeichneten Lebensbildes eines jungen Orang-Utan will ich noch einige ältere Berichte folgen lassen. Die ersten genauen Beobachtungen verdanken wir dem Holländer Vosmaern, welcher ein Weibchen längere Zeit zahm hielt. Das Tier war gutmütig und bewies sich niemals boshaft oder falsch. Man konnte ihm ohne Bedenken die Hand in das Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges, Schwermütiges. Es liebte die menschliche Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechtes, zog aber diejenigen Leute vor, welche sich am meisten mit ihm beschäftigten. Man hatte es an eine Kette gelegt, worüber es zuweilen in Verzweiflung geriet; es warf sich dann auf den Boden, schrie erbärmlich und zerriß alle Decken, welche man ihm gegeben hatte. Als es einmal freigelassen wurde, kletterte es behend in dem Sparrwerke des Daches umher und zeigte sich hier so hurtig, daß vier Personen 1 Stunde lang zu thun hatten, um es wieder einzufangen. Bei diesem Ausfluge erwischte es eine Flasche mit Malagawein, entkorkte sie und brachte den Wein schleunigst in Sicherheit, stellte dann aber die Flasche wieder an ihren Ort. Es fraß alles, was man ihm gab, zog aber Obst und gewürzhafte Pflanzen anderen Speisen vor. Gesottenes und gebratenes Fleisch oder Fische genoß es ebenfalls sehr gern. Nach Kerbtieren jagte es nicht, und ein ihm dargebotener Sperling verursachte ihm viel Furcht; doch biß es ihn endlich tot, zog ihm einige Federn aus, kostete das Fleisch und warf den Vogel wieder weg. Rohe Eier soff es mit Wohlbehagen aus. Der größte Leckerbissen schienen ihm Erdbeeren zu sein. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser; es trank aber auch sehr gern alle Arten von Wein und besonders Malaga. Nach dem Trinken wischte es die Lippen mit der Hand ab, bediente sich sogar eines Zahnstochers in derselben Weise wie ein Mensch. Diebstahl übte es meisterhaft; es zog den Leuten, ohne daß sie es merkten, Leckereien aus den Taschen heraus. Vor dem Schlafengehen machte es stets große Anstalten. Es legte sich das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, legte sich noch ein besonderes Bündel unter den Kopf und deckte sich dann zu. Allein schlief es nicht gern, weil es die Einsamkeit überhaupt nicht liebte. Bei Tage schlummerte es zuweilen, aber niemals lange. Man hatte ihm eine Kleidung gegeben, welche es sich bald um den Leib und bald um den Kopf legte und zwar ebensowohl, wenn es kühl war, als während der größten Hitze. Als man ihm einmal das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um. Einst gab man ihm eine junge Katze. Es hielt dieselbe fest und beroch sie sorgfältig. Die Katze kratzte es in den Arm, da warf es dieselbe weg, besah sich die Wunde und wollte fortan nichts wieder mit Miez zu thun haben. Es konnte die verwickeltsten Knoten an einem Stricke sehr geschickt mit den Fingern oder, wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen auflösen und schien daran eine solche Freude zu haben, daß es auch den Leuten, welche nahe zu ihm hintraten, regelmäßig die Schuhe aufband. In seinen Händen besaß es eine außerordentliche Stärke und konnte damit die größten Lasten aufheben. Die Hinterhände benutzte es ebenso geschickt wie die vorderen. So legte es sich z. B., wenn es etwas mit den Vorderhänden nicht erreichen konnte, auf den Rücken und zog den Gegenstand mit den Hinterfüßen heran. Es schrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich

dieses Geschrei dem Heulen eines Hundes. Die Auszehrung machte seinem jungen Leben bald ein Ende.

Ein anderer zahmer Meias, von dem uns Jeffries erzählt, hielt seinen Stall sehr reinlich, scheuerte den Boden desselben öfters mit einem Lappen und Wasser und entfernte alle Überreste von Speisen und dergleichen. Er wusch sich auch Gesicht und Hände wie ein Mensch. Ein anderer Orang-Utan zeichnete sich durch große Zärtlichkeit gegen alle aus, welche freundlich mit ihm sprachen, und küßte seinen Herrn und seinen Wärter echt menschlich. Gegen Unbekannte war er sehr schüchtern, gegen Bekannte ganz zutraulich.

Der Orang, welchen Cuvier in Paris beobachtete, war etwa 10—11 Monate alt, als er nach Frankreich kam, und lebte dort noch fast ein halbes Jahr. Seine Bewegungen waren langsam und auf dem Boden schwerfällig. Er setzte beide Hände geschlossen vor sich nieder, erhob sich auf seine langen Arme, schob den Leib vorwärts, setzte die Hinterfüße zwischen die Arme vor die Hände und schob den Hinterleib nach, stemmte sich dann wieder auf die Fäuste ꝛc. Wenn er sich auf eine Hand stützen konnte, ging er auch auf den Hinterfüßen, trat aber immer mit dem äußeren Rande des Fußes auf. Beim Sitzen ruhte er in der Stellung der Morgenländer mit eingeschlagenen Beinen. Das Klettern wurde ihm sehr leicht; er umfaßte dabei den Stamm mit den Händen, nicht mit den Armen und Schenkeln. Wenn sich die Zweige zweier Bäume berührten, kam er leicht von einem Baume zum anderen. In Paris ließ man ihn an schönen Tagen oft in einem Garten frei; dann kletterte er rasch auf die Bäume und setzte sich auf die Äste. Wenn ihm jemand nachstieg, schüttelte er die Äste aus allen Kräften, als wenn er seinen Nachfolger abschrecken wollte; zog man sich zurück, so endeten diese Vorsichtsmaßregeln; erneuerte man den Versuch, so begannen sie sogleich wieder. Die Essenszeit kannte er genau, kam regelmäßig zur rechten Zeit zu seinem Wärter hin und nahm, was dieser ihm gab. Fremdenbesuche wurden ihm oft lästig, und nicht selten versteckte er sich so lange unter seinen Decken, bis die Leute wieder fort waren. Bei Bekannten that er dies nie. Nur von seinem Wärter nahm er Futter an. Als sich einst ein Fremder an den gewöhnlichen Platz seines Pflegers setzte, kam er zwar herbei, verweigerte aber, als er den Fremden bemerkte, alle Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich, wie in Verzweiflung, vor den Kopf. Seine Speise nahm er mit den Fingern und nur selten gleich mit den Lippen auf und beroch alles, was er nicht kannte, vorher sorgfältig. Sein Hunger war unverwüstlich: er konnte, wie die Kinder, zu jeder Zeit essen.

Zuweilen biß und schlug er zu seiner Verteidigung um sich, aber nur gegen Kinder und mehr aus Ungeduld als aus Zorn. Er war überhaupt sanft und liebte die Gesellschaft, ließ sich gern schmeicheln und gab Küsse im eigentlichen Sinne. Wenn er etwas sehnsüchtig verlangte, ließ er einen starken Kehllaut hören. Denselben vernahm man gleichfalls, wenn er im Zorne war; doch wälzte er sich dann oft am Boden und schmollte, falls man ihm nicht willfahrte. Zwei junge Katzen hatte er besonders liebgewonnen und hielt die eine oft unter dem Arme oder setzte sie sich auf den Kopf, obschon sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut festhielt. Einigemal betrachtete er ihre Pfoten und suchte die Krallen mit seinen Fingern auszureißen. Da ihm dies nicht gelang, duldete er lieber die Schmerzen, als daß er das Spiel mit seinen Lieblingen aufgegeben hätte.

Eine fernere Mitteilung rührt von einem guten Beobachter her, welcher einen Orang-Utan drei Monate mit sich auf dem Schiffe hatte. Das Tier hauste, solange sich das Schiff in den asiatischen Gewässern befand, auf dem Verdecke, seinem beständigen Aufenthalte, und suchte sich nur des Nachts eine geschützte Stelle zum Schlafen aus. Während des Tages war der Orang-Utan außerordentlich aufgeräumt, spielte mit anderen kleinen Affen, welche sich an Bord befanden, und lustwandelte im Takelwerke umher. Das Turnen und Klettern

schien ihm ein besonderes Vergnügen zu machen; denn er führte es mehrmals des Tages an verschiedenen Tauen aus. Seine Gewandtheit und die bei diesen Bewegungen sichtbar werdende Muskelkraft war erstaunenswert. Kapitän Smitt, der Beobachter, hatte einige hundert Kokosnüsse mitgenommen, von welchen der Affe täglich zwei erhielt. Die äußerst zähe, 2 Zoll dicke Hülle der Nuß, welche selbst mit einem Beile nur schwer zu durchhauen ist, wußte er mit seinem gewaltigen Gebisse sehr geschickt zu zertrümmern. Er setzte an dem spitzigen Ende der Nuß, wo die Frucht kleine Erhöhungen oder Buckel hat, mit seinen furchtbaren Zähnen ein, packte die Nuß dann mit dem rechten Hinterfuße und riß so regelmäßig die zähe Schale auseinander. Dann durchbohrte er mit den Fingern eine der natürlichen Öffnungen der Nuß, trank die Milch aus, zerschlug hierauf die Nuß an einem harten Gegenstande und fraß den Kern.

Nachdem das Schiff die Sundastraße verlassen hatte, verlor gedachter Waldmensch mit der abnehmenden Wärme mehr und mehr seine Heiterkeit. Er hörte auf zu turnen und zu spielen, kam nur noch selten auf das Verdeck, schleppte die wollene Decke seines Bettes hinter sich her und hüllte sich, sobald er still saß, vollständig in dieselbe ein. In der gemäßigten südlichen Zone hielt er sich größtenteils in der Kajütte auf und saß dort oft stundenlang mit der Decke über dem Kopfe regungslos auf einer Stelle. Sein Bett bereitete er sich ebenfalls mit der größten Umständlichkeit. Er schlief nie, ohne vorher seine Matratze zwei- bis dreimal mit dem Rücken der Hände ausgeklopft und geglättet zu haben. Dann streckte er sich auf den Rücken, zog die Decke um sich, so daß nur die Nase mit den dicken Lippen frei blieb, und lag in dieser Stellung die ganze Nacht oder 12 Stunden, ohne sich zu rühren. In seiner Heimat geschah sein Aufstehen und Niederlegen so regelmäßig wie der Gang einer Uhr. Punkt 6 Uhr morgens oder mit Sonnenaufgang erhob er sich, und sowie der letzte Strahl der Sonne hinter dem Gesichtskreise entschwunden war, also Punkt 6 Uhr abends, legte er sich wieder nieder. Je weiter das Schiff nach Westen segelte und demgemäß in der Zeit abwich, um so früher ging er zu Bette und um so früher stand er auf, weil er eben auch nur seine 12 Stunden schlief. Diese Veränderung des Schlafengehens stand übrigens nicht genau mit der Zeitrechnung des Schiffes im Verhältnisse; allein eine gewisse Regelmäßigkeit war nicht zu verkennen. Am Vorgebirge der Guten Hoffnung ging er bereits um 2 Uhr des Mittags zu Bette und stand um 1/23 Uhr des Morgens auf. Diese beiden Zeiten behielt er später bei, obwohl das Schiff im Verlaufe seiner Reise die Zeit noch um 2 Stunden veränderte.

Außer den Kokosnüssen liebte er Salz, Fleisch, Mehl, Sago &c. und wandte alle mögliche List an, um während der Mahlzeit eine gewisse Fleischmenge sich zu sichern. Was er einmal gefaßt hatte, gab er nie wieder her, selbst wenn er geschlagen wurde. 3—4 Pfund Fleisch aß er mit Leichtigkeit auf einmal. Das Mehl holte er sich täglich aus der Küche und wußte dabei immer eine augenblickliche Abwesenheit des Koches zu benutzen, um die Mehltonne zu öffnen, seine Hand tüchtig voll zu nehmen und sie nachher auf dem Kopfe abzuwischen, so daß er stets gepudert zurückkam. Dienstags und Freitags, sobald zum Essen geläutet wurde, stattete er den Matrosen unwandelbar seinen Besuch ab, weil die Leute an diesen Tagen Sago mit Zucker und Zimt erhielten. Ebenso regelmäßig stellte er sich um 2 Uhr in der Kajütte ein, um am Mahle teilzunehmen. Beim Essen war er sehr ruhig und, gegen die Gewohnheit der Affen, reinlich; doch konnte er nie dazu gebracht werden, einen Löffel richtig zu gebrauchen. Er setzte den Teller einfach an den Mund und trank die Suppe aus, ohne einen Tropfen zu verschütten. Geistige Getränke liebte er sehr und erhielt deshalb mittags stets sein Glas Wein. Er leerte dieses in ganz eigentümlicher Weise. Aus seiner Unterlippe konnte er durch Vorstrecken einen 3 Zoll langen und fast ebenso breiten Löffel bilden, geräumig genug, um ein ganzes Glas Wasser aufzunehmen. In diesen Löffel schüttete

er das betreffende Getränk, und niemals trank er, ohne ihn zuvor herzustellen. Nachdem er das ihm gereichte Glas sorgfältig berochen hatte, bildete er seinen Löffel, goß das Getränk hinein und schlürfte es sehr bedächtig und langsam zwischen den Zähnen hinunter, als ob er sich einen recht dauernden Genuß davon verschaffen wollte. Nicht selten währte dieses Schlürfen mehrere Minuten lang, und erst dann hielt er sein Glas von neuem hin, um es sich wieder füllen zu lassen. Er zerbrach niemals ein Gefäß, sondern setzte es stets behutsam nieder und unterschied sich hierdurch sehr zu seinem Vorteile von den übrigen Affen, welche, wie bekannt, Geschirre gewöhnlich zerschlagen.

Nur ein einziges Mal sah sein Besitzer, daß er sich an der Schiffswand aufrichtete und so einige Schritte weit ging. Dabei hielt er sich jedoch wie ein Kind, welches gehen lernt, immer mit beiden Händen fest. Während der Reise kletterte er selten umher und dann stets langsam und bedächtig; gewöhnlich that er es nur dann, wenn ein anderer, kleiner Affe, sein Liebling, wegen einer Unart bestraft werden sollte. Dieser flüchtete sich dann regelmäßig an die Brust seines großen Freundes und klammerte sich dort fest, und Bobi, so hieß der Orang-Utan, spazierte mit seinem kleinen Schützlinge in das Takelwerk hinauf, bis die Gefahr verschwunden schien.

Man vernahm nur zwei Stimmlaute von ihm: einen schwachen, pfeifenden Kehllaut, welcher Gemütsaufregung kennzeichnete, und ein schreckliches Gebrüll, welches dem einer geängsteten Kuh etwa ähnelte und Furcht ausdrückte. Diese wurden einmal durch eine Schule von Potwalen hervorgerufen, welche nahe am Schiffe vorüberschwamm, und ein zweites Mal durch den Anblick verschiedener Wasserschlangen, welche sein Gebieter mit aus Java gebracht hatte. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge blieb sich immer gleich.

Leider machte ein unangenehmer Zufall dem Leben des schönen Tieres ein Ende, noch ehe es Deutschland erreichte. Bobi hatte von seiner Lagerstätte aus den Kellner des Schiffes beobachtet, während dieser Rumflaschen umpackte, und dabei bemerkt, daß der Mann einige Flaschen bis auf weiteres liegen ließ. Es war zu der Zeit, als er sich schon um 2 Uhr nachmittags zu Bette legte. In der Nacht vernahm sein Herr ein Geräusch in der Kajütte, als wenn jemand mit Flaschen klappere, und sah beim Schimmer der auf dem Tische brennenden Nachtlampe wirklich eine Gestalt an dem Weinlager beschäftigt. Zu seinem Erstaunen entdeckte er in dieser seinen Orang-Utan. Bobi hatte eine bereits fast ganz geleerte Rumflasche vor dem Munde. Vor ihm lagen sämtliche leere Flaschen behutsam in Stroh gewickelt, die endlich gefundene volle hatte er auf geschickte Weise entkorkt und seinem Verlangen nach geistigen Getränken völlig Genüge leisten können. Etwa 10 Minuten nach diesem Vorgange wurde Bobi plötzlich lebendig. Er sprang auf Stühle und Tische, machte die lächerlichsten Bewegungen und gebärdete sich mit steigender Lebhaftigkeit wie ein betrunkener und zuletzt wie ein wahnsinniger Mensch. Es war unmöglich, ihn zu bändigen. Sein Zustand hielt ungefähr eine Viertelstunde an, dann fiel er zu Boden; es trat ihm Schaum vor den Mund, und er lag steif und regungslos. Nach einigen Stunden kam er wieder zu sich, fiel aber in ein heftiges Nervenfieber, welches seinem Leben ein Ziel setzen sollte. Während seiner Krankheit nahm er nur Wein mit Wasser und die ihm gereichten Arzneien zu sich, nichts weiter. Nachdem ihm einmal an den Puls gefühlt worden war, streckte er seinem Herrn jedesmal, wenn dieser an sein Lager trat, die Hand entgegen. Dabei hatte sein Blick etwas so Rührendes und Menschliches, daß seinem Pfleger öfters die Thränen in die Augen traten. Mehr und mehr nahmen seine Kräfte ab, und am 14. Tage verschied er nach einem heftigen Fieberanfalle.

Ich habe mehrere lebende Orang-Utans beobachtet, keinen einzigen aber kennen gelernt, welcher mit einem Schimpansen gleichen Alters hätte verglichen werden können. Allen fehlte die letzteren so auszeichnende neckische Munterkeit und die Lust zu scherzen: sie waren

im Gegenteile ernsthaft bis zum Äußersten, mehrere auch still und deshalb langweilig. Jede ihrer Bewegungen war langsam und gemessen, der Ausdruck ihrer braunen, gutmütigen Augen unendlich traurig. So stellten sie fast in jeder Hinsicht ein Gegenstück des Schimpansen dar.

*

Bei keiner Sippe der Affen zeigt sich die Entwickelung der Vorderglieder in gleichem Grade wie bei den Gibbons oder Langarmaffen (Hylobates). Sie tragen ihren Namen mit vollstem Rechte: denn die über alles gewohnte Maß verlängerten Arme erreichen, wenn sich ihr Träger aufrecht stellt, den Boden. Dieses eine Merkmal würde genügen, um die Langarmaffen von allen übrigen Mitgliedern ihrer Ordnung zu unterscheiden.

Die Gibbons bilden eine größere Gattung der Menschenaffen; man kennt etwa sieben Arten, welche ihr zugezählt werden müssen. Sie sind sämtlich Asiaten und gehören ausschließlich Ostindien sowie den nächstliegenden der großen Sundainseln: Sumatra, Java und Borneo, an. Die Arten erreichen eine ziemlich bedeutende Größe, wenn auch keine einzige über 1 m hoch wird. Ihr Körper erscheint trotz der starken und gewölbten Brust sehr schlank, weil die Weichengegend, wie bei dem Windhunde, verschmächtigt ist; die Hinterglieder sind bedeutend kürzer als die vorderen und ihre langen Hände bei einigen Arten noch durch die teilweise miteinander verwachsenen Zeige- und Mittelfinger ausgezeichnet. Der Kopf ist klein und eiförmig, das Gesicht menschenähnlich; die Gesäßschwielen sind klein, und der Schwanz ist äußerlich nicht sichtbar. Ein reicher und oft seidenweicher Pelz umhüllt ihren Leib; Schwarz, Braun, Braungrau und Strohgelb sind seine Hauptfarben. Alle Gibbons haben außerordentlich laute Stimmen und lassen ihre Rufe besonders gern in den Morgenstunden hören.

Der Siamang (Hylobates syndactylus, Pithecus syndactylus, Siamanga syndactyla), wegen der am Grunde verwachsenen Zeige- und Mittelzehe auch wohl als Vertreter einer besonderen Untergattung (Siamanga) betrachtet, ist der größte aller Langarmaffen und auch dadurch ausgezeichnet, daß seine Arme verhältnismäßig weniger lang als die der anderen Arten erscheinen. „Seine Gestalt nackt gedacht“, sagt Duvaucel, „würde eine häßliche sein, besonders deshalb, weil die niedrige Stirn bis auf die Augenbrauenbogen verkümmert ist, die Augen tief in ihren Höhlen liegen, die Nase breit und platt erscheint, die seitlichen Nasenlöcher aber sehr groß sind und das Maul sich fast bis auf den Grund der Kinnladen öffnet. Gedenkt man sonst noch des großen nackten Kehlsackes, welcher schmierig und schlaff wie ein Kropf am Vorderhalse herabhängt und beim Schreien sich ausdehnt, der gekrümmten, einwärts gekehrten Gliedmaßen, welche stets gebogen getragen werden, der unter vorstehenden Höckern eingesenkten Wangen und des verkümmerten Kinnes, so wird man sich sagen müssen, daß unser Affe nicht zu den schönsten seiner Ordnung gehört. Ein dichter, aus langen, weichen und glänzenden Haaren gebildeter Pelz von tiefschwarzer Farbe deckt den Leib; nur die Augenbrauen sind rotbraun. Auf dem Hodensacke stehen lange Haare, welche, nach unten gekehrt, einen nicht selten bis zu den Knieen herabreichenden Pinsel bilden. Die Haare richten sich am Vorderarme rückwärts, am Oberarme vorwärts, so daß am Ellbogen ein Busch entsteht.“ Es kommen auch Weißlinge vor; C. Bock erhielt deren einen lebendig. Ausgewachsene Männchen erreichen 1 m an Höhe, klaftern aber beinahe das Doppelte.

Der Siamang ist in den Waldungen von Sumatra gemein und wurde von tüchtigen Forschern in der Freiheit wie in Gefangenschaft beobachtet. Nach Rosenberg sollte er richtiger Amang genannt werden, da die erste Silbe nur der Artikel ist. Helfers vereinzelt stehende Angabe, daß der Siamang sogar im südlichen Tenasserim vorkomme, sowie die von

Wallace, daß er überhaupt auch auf der Malayischen Halbinsel heimisch sei, wird von Blanford in Zweifel gezogen.

Mehr das allgemeine Gepräge der Gattung zeigt der Hulock (Hylobates hulock, H. hoolock, Siamanga hoolock), ein Langarmaffe von etwa 0,90 m Höhe, ohne Kehlkopf und mit freien Zehen. Sein Pelz ist bis auf eine weiße Stirnbinde kohlschwarz, der des Jungen schwarzbraun, an den Gliedmaßen längs der Mittellinie des Leibes und auf dem Rücken aschgrau. Nach Blanford sind jedoch heller gefärbte Hulocks, bräunlichschwarze bis hell gelblichgraue, beiderlei Geschlechts, durchaus nicht selten. Die Gesäßschwielen sind deutlich. Der Hulock bewohnt Hinterindien und findet sich laut Blanford in den waldigen Berggegenden südlich von Assam bis hinab durch Arakan, nach Anderson bis Martaban. Seine östliche Verbreitung ist unsicher; unfern von Bhamo im Irawadithale kommt er noch vor. Den Namen, eigentlich Uluk, haben ihm die Hindu nach seinem sehr lauten Ruf gegeben.

Der Lar oder weißhändige Gibbon (Hylobates lar, Simia longimana) wird ungefähr ebenso groß wie der Hulock, hat schwarzgraue Färbung, lohfarbenes, rings von weißen Haaren umgebenes Gesäß, stets hellfarbige Hände und Füße sowie ein an den nackten Teilen schwarzes, meistens von einem weißlichen Haarkranz umrahmtes Gesicht. Die Gesamtfärbung wechselt von Schwarz bis Gelblichweiß; hellfarbige Tiere sollen viel häufiger als beim Hulock vorkommen und in manchen Gegenden überwiegen. Als Vaterland ist die Malayische Halbinsel und Tenasserim, wo er bis 1100 m hoch über dem Meere lebt, zu betrachten. Tickell behauptet, daß der Lar bis zur Nordgrenze von Pegu, und Anderson, daß er sogar in Arakan vorkomme. Die Verbreitung nach Osten ist unbekannt. Immerhin könnte er sich neben H. leucogenys in Siam finden; Bock nennt leider nicht die Art der Gibbons, die er in Scharen am Mekok beobachtete.

Der Unko oder richtiger Ungko (Hylobates rafflesii) ähnelt dem Hulock in der Größe, unterscheidet sich aber durch die Färbung sowie anatomisch dadurch, daß er 14 Rippenpaare besitzt. Gesicht und Pelz sind schwarz, auf dem Rücken und an den Weichen braunrötlich, Augenbrauen, Backen und Kinnbacken bei dem Männchen weiß, bei dem bedeutend kleineren Weibchen schwarzgrau. Die Insel Sumatra ist das Vaterland des Ungko; doch scheint er verhältnismäßig selten vorzukommen. Rosenberg fand ihn und den Amang in Gebirgswäldern bis zu 1000 m Höhe.

Der Wauwau (Hylobates variegatus, H. agilis, Pithecus variegatus) endlich, welcher demselben Vaterlande entstammt, nach Cantor aber neben dem Lar auch auf der Malayischen Halbinsel vorkommt, hat ein nacktes blauschwarzes, beim Weibchen ins Bräunliche spielendes Gesicht und langen reichen Pelz, dessen Färbung am Kopfe, auf dem Bauche und den Innenseiten der Arme und Schenkel dunkelbraun ist, über den Schultern und nach dem Halse zu unmerklich heller wird und auf den Weichen ins Blaßbraune übergeht, während die Aftergegend bis zu den Kniekehlen weiß und rötelfarbig gemischt erscheint. Hände und Füße sind dunkelbraun. Das Weibchen ist lichter, der Backenbart minder lang als bei dem Männchen, obschon immer noch groß genug, so daß der Kopf mehr breit als hoch erscheint. Die Jungen sind einfarbig gelblichweiß.

Ihre ganze Ausrüstung weist die Langarmaffen zum Klettern an. Sie besitzen jede Begabung, welche zu einer raschen, anhaltenden und gewandten Kletter- oder Sprungbewegung erforderlich ist. Die volle Brust gibt großen Lungen Raum, welche nicht ermüden, nicht ihren Dienst versagen, wenn das Blut durch die rasche Bewegung in Wallung gerät; die starken Hinterglieder verleihen die nötige Schnellkraft zu weiten Sprüngen, die langen Vorderglieder unerläßliche Sicherheit zum Ergreifen eines Astes, welcher zu neuem Stützpunkte werden soll, mit kürzeren Armen aber leicht verfehlt werden könnte. Wie lang im

Verhältnisse diese Arme sind, wird am deutlichsten klar, wenn man vergleicht. Ein Mensch klaftert, wie bekannt, ebenso weit, als er lang ist: der Gibbon aber klaftert fast das Doppelte seiner Leibeslänge; ein aufrecht stehender Mann berührt mit seinem schlaff herabhängenden Arme kaum sein Knie, der Gibbon hingegen seinen Knöchel. Daß solche Arme als Gehwerkzeuge fast unbrauchbar sind, ist erklärlich: sie eignen sich bloß zum Klettern. Des-



Lar oder weißhändiger Gibbon (Hylobates lar). 1/7 natürl. Größe.

halb ist der Gang der Langarmaffen ein trauriges Schwanken auf den Hinterfüßen, ein schwerfälliges Dahinschieben des Leibes, welcher nur durch die ausgestreckten Arme im Gleichgewichte erhalten werden kann, das Klettern und Zweigtanzen der Tiere aber ein lustiges, köstliches Bewegen, scheinbar ohne Grenzen, ohne Bewußtsein des Gesetzes der Schwere. Die Gibbons sind auf der Erde langsam, tölpisch, ungeschickt, kurz fremd, im Gezweige jedoch das gerade Gegenteil von alledem, ja wahre Vögel in Affengestalt. Wenn der Gorilla der Herkules unter den Affen ist, sind sie der leichte Merkur: trägt doch einer von ihnen,

Hylobates lar, seinen Namen zur Erinnerung an eine Geliebte des letzteren, an die schöne, aber schwatzhafte Najade Lara, welche durch ihre rastlose Zunge Jovis Zorn, durch ihre Schönheit aber zu ihrem Glücke noch Merkurs Liebe erweckte und hierdurch dem Hades entrann.

Der Lar lebt in Banden von 6—20, jung wie alt und beide Geschlechter beisammen. In seinem Wesen gleicht er dem Hulock, soll aber laut Tickell nicht ganz so lebhaft und behende wie dieser sein. Auch trinkt er anders und zwar wie der Siamang, indem er mit der Hand das Wasser schöpft und das von den Fingern träufelnde aufleckt. Auch sein Geschrei wird als durchaus verschieden von dem des Hulock geschildert. Der Lar bedient sich im Gezweige der Bäume so ausschließlich seiner Vorderglieder, daß er irgendwelche Gegenstände, die er mitnehmen will, lediglich mit den Füßen hält, besonders, wenn er fliehend geraubte Früchte in Sicherheit bringen will.

Am schwerfälligsten bewegt sich, seiner Gestalt entsprechend, der Siamang, da er nicht bloß langsam geht, sondern auch etwas unsicher klettert und nur im Springen seine Behendigkeit bekundet. Aber auch die übrigen vermögen auf dem Boden nur schwer fortzukommen. „Im Zimmer oder auf ebener Erde“, sagt Harlan von den Hulocks, „gehen sie aufrecht und halten das Gleichgewicht ziemlich gut, indem sie ihre Hände bis über den Kopf erheben, ihre Arme an dem Handgelenke und im Ellbogen leise biegen und dann rechts und links wankend ziemlich schnell dahinlaufen. Treibt man sie zu größerer Eile an, so lassen sie ihre Hände auf den Boden reichen und helfen sich durch Unterstützung schneller fort. Sie hüpfen mehr, als sie laufen, halten den Leib jedoch immer ziemlich aufrecht.“ Von den übrigen wird gesagt, daß es aussehe, als ob der Leib nicht allein zu lang, sondern auch viel zu schwer sei für die kurzen und dünnen Schenkel, sich deshalb vorn überneige, und daß ihre beiden Arme beim Gehen gleichsam als Stelzen benutzt werden müßten. „So kommen sie ruckweise vorwärts, vergleichbar einem auf Krücken humpelnden Greise, welcher eine stärkere Anstrengung fürchtet.“ Ganz das Gegenteil findet statt, wenn sie sich kletternd bewegen. Alle Berichterstatter sind einstimmig in ihrer Bewunderung über die Fertigkeit und Geschicklichkeit, welche die Langarmaffen im Gezweige bekunden.

Mit unglaublicher Raschheit und Sicherheit erklettert der Wauwau, laut Duvaucel, einen Bambusrohrstengel, einen Baumwipfel oder einen Zweig, schwingt sich auf ihm einigemal auf und nieder oder hin und her und schnellt sich nun, durch den zurückprallenden Ast unterstützt, mit solcher Leichtigkeit über Zwischenräume von 12—13 m hinüber, drei-, viermal nacheinander, daß es aussieht, als flöge er wie ein Pfeil oder ein schief abwärts stoßender Vogel. Man vermeint es ihm anzusehen, daß das Bewußtsein seiner unerreichbaren Fertigkeit ihm großes Vergnügen gewährt. Er springt ohne Not über Zwischenräume, welche er durch kleine Umwege leicht vermeiden könnte, ändert im Sprunge die Richtung und hängt sich an den ersten besten Zweig, schaukelt und wiegt sich an ihm, ersteigt ihn rasch, federt ihn auf und nieder und wirft sich wieder hinaus in die Luft, mit unfehlbarer Sicherheit einem neuen Ziele zustrebend. Es scheint, als ob er Zauberkräfte besäße und ohne Flügel gleichwohl fliegen könnte: er lebt mehr in der Luft als in dem Gezweige. Was bedarf solch begabtes Wesen noch der Erde? Sie bleibt ihm fremd, wie er ihr; sie bietet ihm höchstens die Labung des Trunkes, sonst stößt sie ihn zurück in sein luftiges Reich. Hier findet er seine Heimat; hier genießt er Ruhe, Frieden, Sicherheit; hier wird es ihm möglich, jedem Feinde zu trotzen oder zu entrinnen; hier darf er leben, erglühen in der Lust seiner Bewegung.

Diese Lust zeigte sich recht deutlich an einem weiblichen Wauwau, welchen man lebend nach London brachte. Man wollte an ihm die Bewegungsfähigkeit seiner Sippschaft prüfen und richtete ihm deshalb einen großen Raum besonders her. Hier und da, in verschiedenen Entfernungen, setzte man Bäume ein für das Kind der Höhe, um seinen wundervollen Bewegungen Spielraum zu gewähren. Die größte Weite von einem Aste zum anderen betrug

nur 6 m — wenig für einen Affen, welcher in der Freiheit das Doppelte überfliegen kann, viel, sehr viel für ein Tier, welches, seiner Freiheit beraubt, in ein ihm fremdes und feindseliges Klima gebracht und seiner ursprünglichen Nahrung entwöhnt worden war, welches eben erst eine so lange, entkräftende Seereise überstanden hatte. Doch trotz all dieser mißlichen Umstände gab der Gibbon derartige Beweise seiner Bewegungsfähigkeit zum besten, daß, wie mein Gewährsmann sagt, „alle Zuschauer vor Erstaunen und Bewunderung geradezu außer sich waren“.

Es war ihm eine Kleinigkeit, sich von einem Aste auf den andern zu schwingen, ohne die geringste Vorbereitung dazu bemerklich werden zu lassen, und er erreichte das erstrebte Ziel mit unwandelbarer Sicherheit. Er konnte seine Luftsprünge lange Zeit ununterbrochen fortsetzen, ohne dazu einen neuen ersichtlichen Ansatz zu nehmen; den zum Sprunge nötigen Abstoß gab er sich während der augenblicklichen Berührung der Äste, welche er sich zum Auffußen erwählt hatte. Ebenso sicher wie seine Bewegungen waren bei ihm Auge und Hand. Die Zuschauer belustigten sich, ihm während seiner Sprünge Früchte zuzuwerfen: er fing sie auf, während er die Luft durchschnitt, ohne es der Mühe wert zu achten, deshalb seinen Flug zu unterbrechen. Er hatte sich stets und vollkommen in seiner Gewalt. Mitten im schnellsten Sprunge konnte er die begonnene Richtung ändern; während des kräftigsten Dahinschießens erfaßte er einen Zweig mit einer seiner Vorderhände, zog mit einem Rucke die Hinterfüße zu gleicher Höhe empor, packte mit ihnen den Ast und saß im Augenblicke so ruhig da, als wäre er nie in Bewegung gewesen.

Es läßt sich denken, daß der Gibbon in der Freiheit noch ganz andere Proben seiner Beweglichkeit bieten kann, und die Erzählungen der Beobachter dürfen deshalb wohl auch allen Glauben verdienen, obgleich sie uns übertrieben zu sein scheinen. Manche Berichterstatter vergleichen die Bewegungen der freilebenden Langarmaffen mit dem Fluge der Schwalben! Um so bemerkenswerter ist eine Beobachtung von H. O. Forbes über den Siamang. Er sagt: „Daß diese Affen in so weiten Entfernungen von Baum zu Baum springen, wie man sagt, halte ich für unrichtig; denn wenn beim Fällen des Waldes nahe beim Dorfe eine Gesellschaft von Siamangs von den nächsten Bäumen nur 30 Fuß weit abgeschnitten wurde, kletterten sie bei jedem Axtstreich in höchster Angst am Baume auf und nieder und wagten nicht, den Zwischenraum zu überspringen; selbst wenn der Baum fiel, wagten sie nicht, sich durch Herabspringen zu retten, sondern ließen sich durch den Sturz desselben zerschmettern.“ Daraus dürfte indessen noch nicht zu schließen sein, daß sie einen Raum von 10 m, zumal schräg abwärts, nicht durchmessen können; es wäre doch möglich, daß sie, durch ihre ungewöhnliche und bedrohte Lage geängstigt und verwirrt, nicht daran denken, sich in der geläufigen Weise zu retten. Wallace sagt zwar ebenfalls, daß der Siamang sich viel langsamer als andere Gibbons bewege und nicht die „ungeheuren Sprünge“ liebe, gibt aber doch an, daß er sich auch „zwischen weit auseinander stehenden Bäumen hin- und herschwinge.“

Die Beobachtung der Tiere im Freileben hat übrigens ihre Schwierigkeiten, weil fast alle Arten den Menschen meiden und nur selten an die Blößen in den Waldungen herankommen. „Meist leben sie“, sagt Duvaucel von den Siamangs, „in zahlreichen Herden, welche von einem Anführer geleitet werden, nach Versicherung der Malayen von einem Unverwundbaren ihres Geschlechtes. Überrascht man sie auf dem Boden, so kann man sie auch gefangen nehmen; denn entweder hat der Schreck sie stutzig gemacht, oder sie fühlen selbst ihre Schwäche und erkennen die Unmöglichkeit zu entfliehen. Die Herde mag so zahlreich sein, als sie will, stets verläßt sie den verwundeten Gefährten, es sei denn, daß es sich um einen ganz jungen handelt. In solchem Falle ergreift die Mutter ihr Kind, versucht zu fliehen, fällt vielleicht mit ihm nieder, stößt dann ein heftiges Schmerzensgeschrei aus und stellt sich dem

Feinde mit aufgeblasenem Kehlsacke und ausgebreiteten Armen drohend entgegen. Die Mutterliebe zeigt sich aber nicht bloß in Gefahren, sondern auch sonst bei jeder Gelegenheit. Es war ein überraschendes Schauspiel, wenn es manchmal bei äußerster Vorsicht gelang, zu sehen, wie die Mütter ihre Kleinen an den Fluß trugen, sie ungeachtet ihres Geschreies abwuschen, darauf wieder abwischten und trockneten und überhaupt eine Mühe auf ihre Reinigung verwendeten, welche man manchen Menschenkindern wünschen möchte." Die Malayen erzählten Diard, und dieser fand es späterhin bestätigt, daß die noch nicht bewegungsfähigen Jungen immer von demjenigen Teile ihrer Eltern getragen und geleitet werden, welcher ihrem Geschlechte entspricht, und zwar die männlichen Kleinen vom Vater, die weiblichen von der Mutter. Ebenso berichten sie, daß die Siamangs öfter den Tigern zur Beute würden und zwar durch dieselbe Veranlassung, wie kleine Vögel oder Eichhörnchen Beute der Schlangen, nämlich durch Bezauberung, was, wenn die Geschichte überhaupt wahr ist, nichts anderes sagen will, als daß die Todesangst gedachte Affen vollständig sinnlos gemacht hat.

Über die Hulocks liegen ebenfalls ziemlich ausführliche Berichte vor. Diese Affen halten sich, laut Harlan, vorzüglich auf niedrigen Bergen auf, da sie Kälte nicht ertragen können. Ihre Nahrung besteht aus Früchten, doch verzehren sie auch gewisse Gräser, zarte Baumzweige und andere Pflanzenteile, kauen dieselben aus und verschlucken den Saft, während sie die ausgekaute Masse wegwerfen. Blanford teilt jedoch mit, daß sie, wie eigentlich von allen Affen zu erwarten, auch Insekten, besonders Spinnen, sehr gern fressen, ebenso Eier und sicherlich auch junge Vögel, wenn nicht überhaupt alle Vögel, die sie erwischen können. Wird doch vom Wauwau sogar berichtet, daß er Vögel im Fluge zu fangen vermöge. Nach Owen, welcher fast zwei Jahre lang im Wohngebiete der Hulocks lebte, vereinigen sich diese in ihren Wäldern zu Gesellschaften von 50 bis über 100 Stück; alte Männchen sondern sich, laut Blanford, auch von den Banden ab und führen, wie dies bei so vielen Säugetieren vorkommt, ein einsames Dasein. Gewöhnlich bemerkt man sie in den Wipfeln der Lieblingsbäume, auf deren Früchte sie besonders erpicht sind; manchmal aber kommen sie auf Fußpfaden aus dem dichten Walde heraus in die offenen Lichtungen. Eines Tages begegnete Owen plötzlich einer Gesellschaft von ihnen, welche sich fröhlich belustigten, bei seiner Annäherung aber sogleich Lärm schlugen und in das Dickicht der Bambus entflohen; ein andermal hingegen sah er sich, während er auf einer neu angelegten Straße einsam einherschritt, unvermutet von einer großen Gesellschaft unserer Affen umgeben, welche zwar überrascht, noch mehr jedoch erzürnt schienen über das Eindringen eines fremdartig gekleideten Wesens in den Bereich ihrer Herrschaft. Sonst pflegen sie bei Annäherung des Menschen so eilig wie möglich zu fliehen, weshalb sie auch nur äußerst selten einmal gesehen werden. Sie sind, wie mir Haßkarl mitteilt, ebenso vorsichtig als neugierig und erscheinen daher nicht selten am Rande eines freien, zum Feldbau entholzten Platzes, namentlich da, wo sie noch nicht durch Jäger scheu gemacht worden sind, verschwinden aber im Augenblicke, sobald sie bemerken, daß man sie beobachtet oder sich ihnen nähert, und werden dann so leicht nicht mehr gesehen.

Um so öfter hört man sie. Bei Sonnenauf- und -Untergang pflegen sie ihre lautschallenden Stimmen zu einem so furchtbaren Geschreie zu vereinigen, daß man taub werden möchte, wenn man nahe, und daß man wahrhaft erschrickt, wenn man die sonderbare Musik nicht gewohnt ist. Sie sind die Brüllaffen der Alten Welt, die Wecker der malayischen Bergbewohner und zugleich der Ärger der Städter, denen sie den Aufenthalt in ihren Landhäusern verbittern. Man soll ihr Geschrei auf eine englische Meile weit hören können. Von gefangenen Langarmaffen hat man es auch oft vernommen und zwar von denen, welche Kehlsäcke besitzen, ebenso gut wie von denen, welchen diese Stimmverstärkungstrommeln fehlen. Ein guter Beobachter, Bennett, besaß einen lebenden Siamang und bemerkte, daß

dieser, wenn er irgendwie erregt war, jedesmal die Lippen trichtermäßig vorstreckte, dann Luft in die Kehlsäcke blies und nun lospolterte, fast wie ein Truthahn. Er schrie ebensowohl bei freudiger als bei zorniger Aufregung. Auch das Ungkoweibchen in London schrie zuweilen laut und zwar in höchst eigentümlicher, tonverständiger Weise. Man konnte das Geschrei sehr gut in Noten wiedergeben. Es begann mit dem Grundtone E und stieg dann in halben Tönen eine volle Oktave hinauf, die chromatische Tonleiter durchlaufend. Der Grundton blieb stets hörbar und diente als Vorschlag für jede folgende Note. Im Aufsteigen der Tonleiter folgten sich die einzelen Töne immer langsamer, im Absteigen aber schneller und zuletzt außerordentlich rasch. Den Schluß bildete jedesmal ein gellender Schrei, welcher mit aller Kraft ausgestoßen wurde. Die Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, mit welcher das Tier die Tonleiter herschrie, erregte allgemeine Bewunderung. Es schien, als ob die Äffin selbst davon im höchsten Grade aufgeregt werde; denn jede Muskel spannte sich an, und der ganze Körper geriet in zitternde Bewegung. Auch vom Lar hat Tickell das Geschrei sehr genau in Noten aufzeichnen können. Ein Hulock, welchen ich vor geraumer Zeit lebend im Londoner Tiergarten sah, ließ ebenfalls sehr gern seine Stimme erschallen und zwar zu jeder Tageszeit, sobald er von dem Wärter angesprochen oder von sonst jemand durch Nachahmung seiner Laute hierzu angereizt wurde. Ich darf behaupten, daß ich niemals die Stimme eines Säugetieres, den Menschen ausgenommen, gehört habe, welche volltönender und wohllautender mir in das Ohr geklungen hätte als die des gedachten Langarmaffen. Zuerst war ich erstaunt, später entzückt von diesen aus tiefster Brust hervorkommenden, mit vollster Kraft ausgestoßenen und durchaus nicht unangenehmen Tönen, welche sich vielleicht durch die Silben hu, hu, hu einigermaßen wiedergeben lassen. Andere Arten sollen einen viel weniger angenehmen Ruf ausstoßen. So beginnt der Wauwau, wie mir Haßkarl mitteilt, mit einigen vereinzelt ausgestoßenen Lauten: ua, ua; hierauf folgt schneller: ua, ua, ua; dann: ua, uua, ua, ua, und zuletzt wird der Ruf immer kläglicher und rascher, das u kürzer, so daß es fast wie w klingt, das a länger, und nunmehr fällt die ganze Gesellschaft mit gleichen Lauten in den Vortrag des Sängers ein.

Blanford sagt, daß der Lärm der Hulocks, von fern gehört, an klagende Menschenstimmen erinnere, und H. O. Forbes, der im Bantamgebiete auf Java morgens regelmäßig von Gibbons (H. leuciscus), die er Wauwaus nennt, aus dem Schlafe geweckt wurde, meint: „Wenn man ihre Stimme zum ersten Male hört, kann man kaum glauben, daß sie nicht von einer Bande wilder, schreiender Kinder herrührt. Ihr ‚wuut, wuut, wut, wut, wut, wutwutwut‘, welches noch klagender und dumpfer bei bevorstehendem Regen klingt, ist gerade der Laut, den man nach ihrem melancholischen Aussehen von ihnen erwarten kann. Ein von einem Eingebornen gebrachtes lebendes Exemplar hielt ich einige Zeit in Gefangenschaft, und es wurde ein sehr niedliches und artiges Geschöpf; aber wenn die Stimme seiner freien Gefährten in sein Gefängnis drang, pflegte er sein Ohr dicht ans Gitter zu bringen und so eifrig und sehnsüchtig zu horchen, daß ich ihn nicht länger gefangen halten wollte, sondern am Rande seiner alten Waldesheimat aussetzen ließ. Seltsamerweise schienen seine früheren Gefährten, welche vielleicht den Gefangenschaftsgeruch an ihm wahrnahmen, seine Anständigkeit zu bezweifeln und nahmen ihn nicht wieder in ihre Gesellschaft auf. Ich hoffe, daß er in den freien Wäldern diesen Fehler bald verloren und sein altes Glück wiedergewonnen haben wird.“

Bock beschreibt das unverkennbare „Wa-Wa“ des H. leuciscus, das er in Südost-Borneo oft gehört hat, und gibt ferner an, daß dort auch der niedliche Malaat (Hylobates concolor) häufig gezähmt gehalten werde und frei in Häusern und Pflanzungen umherlaufe, ohne an Flucht zu denken. Die Eingeborenen meinen, sie würden von ihren freien Genossen getötet, wenn sie zu ihnen zurückkehrten.

Über die geistigen Fähigkeiten der Langarmaffen sind die Meinungen der Beobachter geteilt. Duvaucel stellt dem Siamang ein sehr schlechtes Zeugnis aus. „Seine Langsamkeit, sein Mangel an Anstand und seine Dummheit“, drückt er sich aus, „bleiben dieselben. Zwar wird er, unter Menschen gebracht, bald so sanft, wie er wild war, und so vertraulich, wie er vorher scheu war, bleibt aber immer furchtsamer als die anderen Arten, deren Anhänglichkeit er niemals erlangt, und seine Unterwürfigkeit ist mehr Folge seiner unbeschreiblichen Gleichgültigkeit als des gewonnenen Zutrauens. Er bleibt derselbe bei guter und schlechter Behandlung; Dankbarkeit oder Haß scheinen fremdartige Gefühle für ihn zu sein. Seine Sinne sind stumpf. Besieht er etwas, so geschieht dies ohne Empfindung; berührt er etwas, so thut er es ohne Willen. So ist er ein Wesen ohne alle Fähigkeiten, und wollte man das Tierreich nach der Entwickelung seines Verstandes ordnen, so würde er eine der niedrigsten Stufen einnehmen müssen. Meistens sitzt er zusammengekauert, von seinen eigenen langen Armen umschlungen, den Kopf zwischen den Schenkeln verborgen, und ruht und schläft. Nur von Zeit zu Zeit unterbricht er diese Ruhe und sein langes Schweigen durch ein unangenehmes Geschrei, welches weder Empfindung noch Bedürfnisse ausdrückt, also ganz ohne Bedeutung ist. Selbst der Hunger scheint ihn aus seiner natürlichen Schlaftrunkenheit nicht zu erwecken. In der Gefangenschaft nimmt er seine Nahrung mit Gleichgültigkeit hin, führt sie ohne Begierde zum Munde und läßt sie auch ohne Unwillen sich entreißen. Seine Weise, zu trinken, stimmt ganz überein mit seinen übrigen Sitten. Er taucht seine Finger ins Wasser und saugt dann die Tropfen von ihnen ab.“ Auch C. Bock nennt ihn in der Gefangenschaft träge und dumm; er zeige nicht die unterhaltende Lebhaftigkeit anderer Affen und scheine an Verstandeskräften zu verlieren. Derartige Erfahrungen an einzelnen Tieren dürfen aber nicht ganz allgemein aufgefaßt werden, zumal die übrigen Beobachter, wenn auch nicht das gerade Gegenteil sagen, so doch weit günstiger über unseren Affen berichten.

H. O. Forbes erhielt einen jungen Siamang, der mit seiner geschossenen Mutter vom Baume gestürzt war: „In sehr kurzer Zeit ließ er sich zähmen und wurde ein sehr angenehmer Gesellschafter. Der Ausdruck seines Gesichtes war sehr intelligent und bisweilen fast menschlich, aber in der Gefangenschaft zeigte er ein trauriges und gedrücktes Wesen, welches jedoch in der Aufregung gänzlich verschwand. Mit welcher Eleganz und Artigkeit nahm er das, was man ihm bot, mit seinen zarten, spitzen Fingern. Um zu trinken, legte er nicht die Lippen an das Gefäß, sondern hob das Wasser zum Munde, indem er seine halbgeschlossene Hand eintauchte und die Tropfen linkisch von den Fingern ableckte. Die artige, liebkosende Weise, wie er seine langen Arme um meinen Hals und seinen Kopf an meine Brust legte, wobei er ein zufriedenes Brummen hören ließ, war sehr liebenswürdig. Jeden Abend pflegte er mit mir einen Gang um den Dorfplatz zu machen, mit seiner Hand auf meinem Arme, und genoß den Spaziergang offenbar ebensosehr wie ich selbst. Es war ein merkwürdiger und lächerlicher Anblick, wie er aufrecht auf seinen etwas krummen Beinen in größter Hast dahintrippelte, als wollte er seinen Kopf verhindern, den Füßen vorauszueilen, wobei er auf die seltsamste Weise mit dem freien langen Arme über dem Kopfe hin- und herschlenkerte, um sich im Gleichgewichte zu halten.“

Bennett brachte einen Siamang fast bis nach Europa herüber, und dieser gewann sich in sehr kurzer Zeit die Zuneigung aller seiner menschlichen Reisegefährten. Er war sehr freundlich gegen die Matrosen und wurde bald zahm, war auch keineswegs langsam, sondern zeigte große Beweglichkeit und Gewandtheit, stieg gern im Takelwerke umher und gefiel sich in allerlei harmlosen Scherzen. Mit einem kleinen Papuamädchen schloß er zärtliche Freundschaft und saß oft, die Arme um ihren Nacken geschlungen, neben ihr, Schiffsbrot mit ihr kauend. Wie es schien, hätte er mit den übrigen Affen, welche sich am Bord

befanden, auch gern Kameradschaft gehalten; doch diese zogen sich scheu vor ihm zurück und erwiesen sich ihm gegenüber als sehr ungesellig: dafür rächte er sich aber. Sobald er nur immer konnte, fing er einen seiner mitgefangenen Affen und trieb mit dessen Schwanze wahren Unfug. Er zog den armen Gesellen an den ihm selbst fehlenden Anhängsel oft auf dem ganzen Schiffe hin und her oder trug ihn nach einer Rahe empor und ließ ihn von dort herunterfallen, kurz machte mit ihm, was er wollte, ohne daß das so gepeinigte Tier jemals im stande gewesen wäre, sich von ihm zu befreien. Er war sehr neugierig, besah sich alles und stieg auch oft an dem Maste in die Höhe, um sich umzuschauen. Ein vorüberziehendes Schiff fesselte ihn immer so lange auf seinem erhabenen Sitze, bis es aus dem Gesichtskreise entschwunden war. Seine Gefühle wechselten sehr rasch. Er konnte leicht erzürnt werden und gebärdete sich dann wie ein unartiges Kind, wälzte sich, mit Verrenkung der Glieder und Verzerrung des Gesichts, auf dem Verdecke herum, stieß alles von sich, was ihm in den Weg kam, und schrie ohne Unterlaß „ra! ra! ra!“ — denn mit diesen Lauten drückt er stets seinen Ärger aus. Er war lächerlich empfindlich und fühlte sich durch die geringste Handlung gegen seinen Willen sogleich im Tiefinnersten verletzt: seine Brust hob sich, sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und jene Laute folgten bei großer Erregung rasch aufeinander, wie es schien, um den Beleidiger einzuschüchtern. Zum Bedauern der Mannschaft starb er, noch ehe er England erreichte.

Auch Wallace stellt den Siamang in günstigerem Lichte dar. „Ich kaufte“, sagt er, „einen kleinen Langarmaffen dieser Art, welchen Eingeborene gefangen und so fest gebunden hatten, daß er dadurch verletzt worden war. Zuerst zeigte er sich ziemlich wild und wollte beißen; als wir ihn aber losgebunden, ihm zwei Stangen unter dem Vorbau unseres Hauses zum Turnen gegeben und ihn vermittelst eines kurzen Taues mit lose über den Stangen liegendem Ringe befestigt hatten, so daß er sich leicht bewegen konnte, beruhigte er sich bald, wurde zufrieden und sprang mit großer Behendigkeit umher. Zuerst bekundete er gegen mich eine Abneigung, welche ich dadurch zu beseitigen suchte, daß ich ihn immer selbst fütterte. Eines Tages aber biß er mich beim Füttern so stark, daß ich die Geduld verlor und ihm einen tüchtigen Schlag versetzte. Dies mußte ich bereuen, da er von nun an mich noch weniger leiden konnte. Meinem malayischen Knaben erlaubte er, mit ihm zu spielen, und gewährte uns dadurch und durch seine eigene Beschäftigung, durch die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er sich hin und her schwang, eine stete Quelle der Unterhaltung. Als ich nach Singapur zurückkam, zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er aß fast alle Arten Früchte und Reis, und ich hatte gehofft, ihn mit nach England bringen zu können; allein er starb, gerade ehe ich abreiste.“ Dies lautet ganz anders als der Bericht von Duvaucel und steht auch mit dem, was wir von andern Langarmaffen wissen, vollkommen im Einklange. Ein Hulock, welchen Harlan fünf Monate lebendig besaß, wurde in weniger als einem Monate so zahm, daß er sich an der Hand seines Gebieters festhielt und mit ihm umherging, wobei er sich mit der anderen Hand auf den Boden stützte. „Auf meinen Ruf“, erzählt Harlan, „kam er herbei, setzte sich auf einen Stuhl zu mir, um mit mir das Frühstück einzunehmen, und langte sich ein Ei oder einen Hühnerflügel vom Teller, ohne das Gedeck zu verunreinigen. Er trank auch Kaffee, Schokolade, Milch, Thee 2c., und obgleich er gewöhnlich beim Trinken nur die Hand in die Flüssigkeit tauchte, so nahm er doch darauf, wenn er durstig war, das Gefäß in beide Hände und trank nach menschlicher Weise daraus. Die liebsten Speisen waren ihm gekochter Reis, eingeweichtes Milchbrot, Bananen, Orangen, Zucker und dergleichen. Die Bananen liebte er sehr, fraß aber auch gerne Kerbtiere, suchte im Hause nach Spinnen und fing die Fliegen, welche in seine Nähe kamen, geschickt mit der rechten Hand. Wie die Inder, welche des Glaubens halber Fleischwaren verweigern, so schien auch dieser Gibbon gegen die letzteren Widerwillen zu haben.

„Mein Gefangener war ein außerordentlich friedfertiges Geschöpf und gab seine Neigung zu mir und seine Anhänglichkeit an mich in jeder Weise zu erkennen. Wenn ich ihn früh besuchte, begrüßte er mich mit fröhlichem, lautschallendem ‚Wau! Wau! Wau!‘, welches er wohl 5—10 Minuten lang wiederholte und nur unterbrach, um Atem zu holen. Erschöpft legte er sich nieder, ließ sich kämmen und bürsten und bekundete deutlich, wie angenehm ihm das war, indem er sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite legte, bald diesen, bald jenen Arm hinhielt und, wenn ich mich stellte, als ob ich fortgehen wollte, mich am Arme oder Rocke festhielt und mich wieder an sich zog. Rief ich ihn aus einiger Entfernung, und erkannte er mich an meiner Stimme, so begann er sogleich sein gewöhnliches Geschrei, bisweilen in klagender Weise, aber sobald er mich sah, sogleich in gewöhnlicher Stärke und Heiterkeit. Obwohl männlichen Geschlechtes, zeigte er doch keine Spur von jener Geilheit der Paviane. Leider ging er bald zu Grunde und zwar infolge eines Schlages in die Lendengegend, welchen er unversehens von einem meiner Diener in Kalkutta erlitten hatte. Ein junges Weibchen derselben Art, welches ich ebenfalls pflegte, starb auf dem Wege nach Kalkutta an einem Lungenleiden. Während der Krankheit litt es augenscheinlich große Schmerzen. Ein warmes Bad schien ihm Erleichterung zu verschaffen und that ihm so wohl, daß es, herausgenommen, sich von selbst wieder in das Wasser legte. Sein Benehmen war ungemein sanft, etwas schüchtern, Fremden gegenüber sogar scheu. An mich aber hatte es sich bereits nach einigen Tagen derartig gewöhnt, daß es schnell zu mir zurückgelaufen kam, wenn ich es an einen freien Platz gesetzt hatte, in meine Arme sprang und mich umhalste. Niemals zeigte es sich boshaft, niemals biß es, ja selbst gereizt verteidigte es sich nicht, sondern verkroch sich lieber in einen Winkel.“

Auch das vorhin erwähnte Weibchen des Wauwau war liebenswürdig in seinem Betragen und höchst freundlich gegen alle, denen es seine Zuneigung einmal geschenkt hatte. Es unterschied mit richtigem Gefühle zwischen Frauen und Männern. Zu ersteren kam es freiwillig herab, reichte ihnen die Hand und ließ sich streicheln; gegen letztere bewies es sich mißtrauisch, wohl infolge früherer Mißhandlungen, welche es von einzelnen Männern erlitten haben mochte. Vorher beobachtete es aber jedermann prüfend, oft längere Zeit, und faßte dann auch zu Männern Vertrauen, wenn diese ihm dessen würdig zu sein schienen.

Man sieht übrigens die Gibbons selten in der Gefangenschaft, auch in ihrem Vaterlande. Sie können den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen; sie sehnen sich immer zurück nach ihren Wäldern, nach ihren Spielen und werden immer stiller und trauriger, bis sie endlich erliegen.

In der zweiten Unterfamilie der Schmalnasen vereinigen wir die **Hundsaffen** (Cynopithecini). Sie kennzeichnet das stärkere Vortreten der Schnauze, welches sich namentlich bei den tiefer stehenden Sippen bemerklich macht, die geringere Länge der Arme, das häufige Vorhandensein eines Schwanzes und der Backentaschen und das regelmäßige Vorkommen von Gesäßschwielen. Übrigens sind sie sehr verschieden gebaut; denn von der gestreckten Gestalt der Schlankaffen bis zu der massigen der Hundskopfaffen oder Paviane finden sich fast alle Zwischenstufen vertreten. Sie verbreiten sich über die heißen Länder der Alten Welt, insbesondere über Indien vom Himalaja an, Hinterindien, Kotschinschina, den Malayischen Archipel, Südarabien und ganz Afrika, mit Ausnahme der östlichen Teile der Sahara, gehören zu den lebendigsten und beweglichsten Mitgliedern ihrer Ordnung, sind klug, großenteils aber boshaft und unanständig, fast überall, wo sie auftreten, mehr oder weniger schädlich, indem sie in der unverschämtesten Weise Pflanzungen und Gärten plündern, werden hier und da auch ihrer bösartigen Gelüste halber gefürchtet und haben sich bei einzelnen

Völkerschaften die größte Verachtung erworben, während sie bei anderen teilweise wenigstens im Geruche der Heiligkeit stehen.

Von den Gattungen der Hundsaffen wollen wir zunächst die Schlankaffen kennen lernen.

Die Schlankaffen (Semnopithecus) sind, wie ihr Name andeutet, schlanke und leichtgebaute Affen mit langen, feinen Gliedmaßen und sehr langem Schwanze, kleinem hohen Kopfe, nacktem Gesichte und verkürzter Schnauze, mit kleinen Backentaschen. Ihre Gesäßschwielen sind sehr klein. Sie besitzen am hintersten unteren Backenzahne fünf Höcker; ihr Knochenbau erinnert wegen seiner schlanken Formen an das Gerippe der Gibbons. Die Hände haben lange Finger; aber der Daumen der Vorderhände ist bereits verkürzt oder verkümmert und zum Greifen unbrauchbar geworden. Die Behaarung ist wundervoll fein, ihre Färbung stets ansprechend, bei einer Art höchst eigentümlich; die Haare verlängern sich am Kopfe oft bedeutend. Höchst merkwürdig ist der Bau des Magens, weil er wegen seiner Einschnürungen und der hierdurch entstandenen Abteilungen entfernt an den Magen der Wiederkäuer und näher an den der Känguruhs erinnert. Nach Owens und anderer Untersuchungen wird er durch zwei Einschnürungen in drei Teile geteilt, deren mittlerer wiederum Unterabteilungen in doppelter Reihe zeigt. Der Magen erhält hierdurch die größte Ähnlichkeit mit einem Grimmdarme, zumal er wie ein solcher mit deutlich hervortretenden Muskelbändern versehen ist. Ein Kehlsack von verschiedener Größe ist bei sämtlichen Arten vorhanden.

Das Festland Südasiens, Ceylon und die Eilande des indischen Inselmeeres bilden die Heimat der Schlankaffen. Hier leben sie in mehr oder minder zahlreichen Trupps in den Waldungen, am liebsten in der Nähe von Flußufern, nicht minder gern aber auch in der Nachbarschaft der Dörfer und Pflanzungen und führen, weil sie fast überall geschont werden, ein ungemein behagliches Leben. Um mit kurzen Worten ein allgemeines Bild ihres Freilebens zu geben, will ich der Einzelschilderung hervorragender Arten einige Bemerkungen vorausschicken und mich dabei auf die Mitteilungen von Tennent und Wallace stützen.

Wenn man den Schlankaffen in ihren heimischen Waldungen begegnet, sieht man sie in der Regel in Gesellschaft von zwanzig oder dreißig ihrer Art, in den meisten Fällen eifrig beschäftigt, sich Ähren und Knospen zu suchen. Äußerst selten bemerkt man sie auf dem Boden, es sei denn, daß sie herabgefallene Früchte ihrer Lieblingsbäume dort unten aufsuchen wollten. Vor den Eingeborenen fürchten sie sich nicht im geringsten, legen vielmehr die größte Sorglosigkeit an den Tag; der fremdartig gekleidete Europäer dagegen wird mehrere Minuten lang angestarrt und hierauf sobald wie möglich verlassen. In ähnlicher Weise erregt die Gegenwart eines Hundes ihre Neugier; anstatt aber dessen Bewegungen zu beobachten, pflegen sie stets durch Geschrei &c. sich hervorzuthun und zu verraten. In Furcht gesetzt, verbergen sie sich oft im Gezweige der Bäume und wissen dies in einer Art und Weise zu bewerkstelligen, daß sich eine Gesellschaft, welche sich vielleicht auf irgend einer Palme gütlich that, in der kürzesten Zeit unsichtbar macht. Trauen sie dem Frieden nicht, so flüchten sie und zwar mit einer Schnelligkeit, Gewandtheit und Sprungfertigkeit, welche innerhalb ihrer Familie kaum erreicht, geschweige denn überboten wird. Sie springen ungeheuer weit von den Ästen eines Baumes auf die etwas tieferen eines anderen, regelmäßig so, daß der Zweig, auf welchem sie fußten, durch ihr Aufspringen tief hinabgebogen wird und sie beim Zurückschnellen wieder in die Höhe schleudert; sie sind aber auch im stande, im Sprunge noch die Richtung zu ändern, um nötigen Falls einen anderen passenderen Zweig zu ergreifen und sich weiter fortzuhelfen. Es ist, wie Wallace bemerkt, sehr unterhaltend, zu sehen, wie dem Führer, welcher einen kühnen Sprung wagte, die anderen mit größerer oder geringerer Hast folgen; und nicht selten kommt es dann vor,

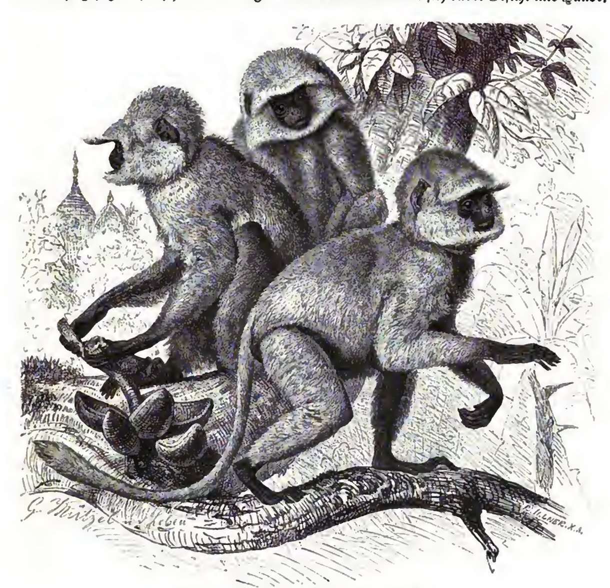
daß einer oder zwei der letzten gar nicht zum Sprunge sich entschließen können, bis die anderen außer Sicht sind. Dann werfen sie sich förmlich verzweifelt und aus Furcht, allein gelassen zu werden, in die Luft, durchbrechen die schwachen Zweige und stürzen oft zu Boden. Da, wo sie ungestört ihr Wesen treiben dürfen, werden sie zudringlich, erscheinen unmittelbar auf oder vor den Häusern und richten mancherlei Schaden an; ja es kommt sogar vor, daß sie Kindern gefährlich werden. So wurde, wie Tennent erzählt, das Kind eines europäischen Geistlichen, welches die leichtsinnige Amme vor das Haus hingesetzt hatte, von Schlankaffen überfallen und derartig gequält und gebissen, daß es den erlittenen Mißhandlungen erlag. Die Nahrung besteht aus den verschiedensten Pflanzenteilen, Früchten aller Art, soweit sie solche öffnen können, Knospen, Blättern und Blüten. Insbesondere nähren sie sich, laut Tennent, von Bananen. Doch scheinen sie gewisse Blumen und Blüten, beispielsweise die des roten Hibiscus, solchen Früchten noch vorzuziehen und vertilgen außerordentliche Mengen davon — ein Wink für diejenigen, welche derartige Affen in Gefangenschaft halten wollen.

Die Singhalesen haben die Meinung, daß die Überbleibsel eines Affen niemals im Walde gefunden würden. „Wer eine weiße Krähe, das Nest eines Reisvogels, eine gerade Kokosnußpalme oder einen toten Affen gesehen hat“, sagen sie, „ist sicher, ewig zu leben.“ Dieser Volksglaube stammt unzweifelhaft von Indien her, weil dort einer der hervorragendsten Schlankaffen göttliche Ehre genießt und man allgemein der Überzeugung ist, daß jemand, welcher auf dem Grabe eines solchen Affen oder auch nur auf seinem Todesplatze ruhen oder rasten wollte, sterben müßte, ja daß selbst noch die vergrabenen Knochen Unheil stiften könnten. Aus diesem Grunde läuft jeder, welcher ein Haus bauen will, zu den Zauberern seines Volkes und versichert sich durch ihre „Kunst“, daß auf dem für das Haus gewählten Platze niemals ein derartiges Unglück geschehen sei.

Unter den Schlankaffen verdient zunächst berücksichtigt zu werden der Hulman, der Langur oder Hanuman, wie die Hindu ihn nennen, der Wanar der Marathen — der heilige Affe der Inder (Semnopithecus entellus, Simia entellus). Er ist der gemeinste und in den meisten Gegenden Vorderindiens vorkommende Affe und verbreitet sich immer mehr, weil man ihn nicht allein schützt und hätschelt, sondern in gewissen Gegenden auch einführt. Die Gesamtlänge des ausgewachsenen Männchens beträgt nach Elliot 1,57 m, nach Jerdon manchmal bis 1,72 m, wovon freilich 97 cm auf den verhältnismäßig ungemein langen, gequasteten Schwanz kommen, das Gewicht 9—11 kg. Die Färbung des Pelzes ist gelblichweiß, die der nackten Teile dunkelviolett. Gesicht, Hände und Füße, soweit sie behaart sind, und ein steifer Haarkamm, welcher über die Augen verläuft, sind schwarz; der kurze Bart dagegen ist gelblich. Die Verbreitung dieses in nördlichen Teilen Vorderindiens so wohlbekannten Affen ist, seltsam genug, auch heute noch nicht genau abgegrenzt. Nach Blanford findet er sich nicht im Pandschab und in Sind, sondern erst östlich davon im südlichen Radschputana, in Gudscherat, Bombay, in den Mittelprovinzen, im südwestlichen Bengalen und Orissa, vielleicht auch noch südwärts vom Godawari. Hutton behauptet, daß er östlich vom Hugli und nördlich vom Ganges nicht heimisch und, wo er doch gesehen werde, eingeführt worden sei. Blanford dagegen versichert bestimmt, daß er auch in Audh vorkomme und im allgemeinen wohl auch am Fuße des Himalaja. Im Gebirge selbst wird er ersetzt durch S. schistaceus, mit dem er leicht verwechselt wird, der aber, heimisch von Kaschmir bis Bhutan, nirgends unter 2000 m Höhe herabsteigen soll.

Der Hulman nimmt nicht den letzten Platz unter den unzähligen Gottheiten der Hindu ein und erfreut sich dieser Ehre schon seit undenklichen Zeiten. Der Riese Ravan, so berichtet die altindische Sage, raubte Sita, die Gemahlin des Schri-Rama, und brachte sie nach seiner Wohnung auf der Insel Ceylon; der Affe aber befreite die Dame aus ihrer

Gefangenschaft und führte sie zu ihrem Gemahle zurück. Seitdem gilt er als Held. Viel wird berichtet von der Stärke seines Geistes und von seiner Schnelligkeit. Eine der geschätztesten Früchte, die Mango, verdankt man ihm ebenfalls, er stahl sie aus dem Garten des Riesen. Zur Strafe für seinen Diebstahl wurde er zum Feuertode verurteilt — von wem, wird nicht gesagt —, löschte aber das Feuer aus und verbrannte sich dabei Gesicht und Hände,



Hulman (Semnopithecus entellus). 1/10 natürl. Größe.

welche seitdem schwarz blieben. Dies sind die Gründe, welche die Brahminen bestimmten, ihn zu vergöttern.

Schon seit vielen Jahren hat man diesen Affen in seinem Vaterlande beobachtet; allein gerade deshalb sind wir am spätesten mit ihm bekannt geworden. Viele Reisende, selbst Naturforscher der neueren Zeit, verwechselten den Hulman mit seinem den Himalaja bewohnenden Verwandten (Semnopithecus schistaceus) und riefen dadurch Verwirrung hervor. Zudem war man der Meinung, daß ein so gemeines Tier auch oft nach Europa gebracht worden sein müsse, und verschmähte es daher, unseren Hulman auszustopfen und den Balg nach Europa zu senden. Hierzu kommt noch, daß es Schwierigkeiten oder vielmehr Gefahren hat, das heilige Tier zu töten; denn bloß die Marathen erweisen ihm

keine Achtung, während fast alle übrigen Inder ihn hegen und pflegen, schützen und verteidigen, wo sie nur können. Ein Europäer, welcher es wagt, das unverletzliche Tier anzugreifen, setzt sein Leben aufs Spiel, wenn er der einzige Weiße unter der leicht erregbaren Menge ist. Der Affe gilt eben als heilig. Eine regierende Familie behauptet, von ihm abzustammen, und ihre Mitglieder führen den Titel: „geschwänzte Rana“, weil sie vorgeben, daß ihr Ahnherr mit dem uns unnötig erscheinenden Anhängsel begabt gewesen sei. Ein portugiesischer Vizekönig von Indien, Constantino de Braganza, erbeutete einen Affenzahn aus dem Schatze eines Fürsten von Ceylon und erhielt bald darauf eine besondere Gesandtschaft des Königs von Pegu, welche ihm 300,000 Cruzaden anbieten ließ, wenn er ihr das kostbare Kleinod überlassen wolle. Solch eine hohe Summe dürfte wohl niemals für einen Zahn geboten worden sein; um so mehr aber muß es verwundern, daß jenes Gebot von den Europäern nicht angenommen wurde. Der Vizekönig versammelte seine Räte, und die weltlichen suchten ihn selbstverständlich zu überreden, diese bedeutende Summe anzunehmen; ein Priester aber war dagegen und zwar aus dem Grunde, weil er behauptete, daß man durch solchen Handel dem heidnischen Zauber- und anderen Aberglauben nur Vorschub leisten würde, und es gelang dem Eiferer, seiner Einwendung Gehör zu verschaffen. Im Grunde könnte uns dies zwar gleichgültig sein, wäre nicht dadurch ein Überbleibsel zerstört worden, welches für die Geschichte der indischen Götterlehre und auch für die Naturwissenschaft von Wichtigkeit gewesen sein würde. Man hätte nach diesem einzigen Zahne recht gut bestimmen können, welcher Affe der Träger des kostbaren Kleinodes gewesen sei.

Heutzutage noch ist die Achtung gegen das heilige Tier dieselbe wie früher. Die Inder lassen sich von dem unverschämten Gesellen ruhig ihre Gärten plündern und ihre Häuser ausstehlen, ohne irgend etwas gegen ihn zu thun, und betrachten jeden mit scheelen Augen, welcher es wagt, den Affen zu beleidigen. Tavernier erzählt, daß ein junger Holländer, welcher erst kurz vorher aus Europa gekommen war, vom Fenster aus einen jener Affen erlegte; darüber entstand aber ein so großer Lärm unter den Eingeborenen, daß sie kaum beschwichtigt werden konnten. Sie kündigten dem Holländer sogleich ihre Dienste auf, weil sie der festen Meinung waren, daß der Fremdling und auch wohl sie mit ihm zu Grunde gehen müßten. Duvaucel berichtet, daß es im Anfange ihm unmöglich war, einen dieser Affen zu töten, weil die Einwohner ihn stets daran verhinderten. So oft sie den Naturforscher mit seinem Gewehre sahen, jagten sie immer die Affen weg, und ein frommer Brahmine ließ es sich nicht verdrießen, einen ganzen Monat lang im Garten des Europäers Wacht zu halten, um die lieben Tiere augenblicklich zu verscheuchen, wenn der Fremde Miene machte, auf sie zu jagen. Forbes versichert, daß in Duboy ebensoviel Affen als Menschen anzutreffen sind. Die Affen bewohnen das oberste Stockwerk der Häuser und werden dem Fremden unerträglich. Wenn ein Einwohner der Stadt an seinem Nachbar sich rächen will, streut er Reis und anderes Getreide auf das Dach des Feindes und zwar kurz vor Anfang der Regenzeit, vor welcher jeder Hausbesitzer die Bedachung in Ordnung bringen lassen muß. Wenn nun die Affen das ausgestreute Futter wahrnehmen, fressen sie nicht nur das erreichbare, sondern reißen auch die Ziegel ab, um zu denjenigen Körnern zu gelangen, welche in die Spalten gefallen sind. Um diese Zeit ist aber wegen übergroßer Beschäftigung kein Dachdecker zu erhalten, und so kommt es, daß das Innere des Hauses den Regengüssen offen steht und dadurch verdorben wird.

Man trägt übrigens nicht nur für die gesunden, sondern auch für die kranken Affen Sorge. Tavernier fand in Ahmadabad ein Krankenhaus, worin Affen, Ochsen, Kühe &c. verpflegt wurden. Alle Söller werden zeitweilig für die Affen mit Reis, Hirse, Datteln, Früchten und Zuckerrohr bestreut. Die Affen sind so dreist, daß sie nicht nur die Gärten

plündern, sondern um die Essenszeit auch in das Innere der Häuser dringen und den Leuten die Speise aus der Hand nehmen. Der Missionar John versichert, daß er bloß durch angestrengte Wachsamkeit seine Kleider und andere Sachen vor diesen Dieben habe schützen können. Einmal rief ein Fakir vor dem Zelte Hügels die Affen zusammen, gab ihnen aber nichts zu fressen. Da fielen drei der ältesten ihn so boshaft an, daß er sie kaum mit dem Stocke abwehren konnte. Die Bevölkerung stand jedoch nicht auf seiner, sondern auf der Affen Seite und schimpfte ihn tüchtig aus, weil er die heiligen Tiere erst getäuscht habe und noch prügele. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Heilighaltung der Affen mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammenhängt. Die Inder meinen nämlich, daß ihre und ihres Königs Seele nach dem Tode den Leib solcher Affen sich zur Wohnung wählen. Als man im Jahre 1867 infolge einer Bittschrift einer großen Anzahl hindostanischer Fortschrittsmänner Befehl gab, 500 von den unverschämten Feld- und Gartendieben, welche die Umgegend Kischnagurs brandschatzten, mit Feuer und Schwert zu vertilgen, schrie eine nicht minder beträchtliche Menge über Vergewaltigung und Verfolgung der allerheiligsten Kirche und bat, die Verfügung zurückzunehmen, da man doch unmöglich ihre Vorfahren töten dürfe. Zum großen Schmerz der frommen Gläubigen achtete man diese Vorstellung ebensowenig als bei uns zu Lande ähnliche Notschreie, und die 500 heiligen Spitzbuben verloren ihr Leben. Beklagenswerte Heilige — auch euer goldenes Zeitalter nähert sich dem Ende!

Abgesehen von ihrer Unverschämtheit sind diese Affen schmucke und anziehende Geschöpfe. John sagt ausdrücklich, daß er niemals schönere Affen gesehen habe als die Hulmans. Ihr freundschaftlicher Umgang untereinander und ihre ungeheueren Sprünge fesseln jeden Beobachter. Mit ganz unglaublicher Behendigkeit steigen sie von der Erde auf die Gipfel der Bäume, stürzen von da sich wieder auf die Erde herab, brechen, wie zum Scherze, starke Zweige herunter, springen auf die Wipfel weit entfernter Bäume und gelangen in weniger als einer Minute von einem Ende des Gartens bis zum anderen, ohne die Erde zu berühren. Sie sind oft in wenigen Minuten in unglaublicher Menge versammelt, plötzlich verschwunden und ein paar Minuten später alle wieder da. In der Jugend haben sie einen ziemlich runden Kopf und sind sehr klug; sie wissen wohl zu unterscheiden, was ihnen schädlich oder nützlich ist, lassen sich auch sehr leicht zähmen, zeigen aber einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen. Mit zunehmendem Alter verändern sich die geistigen Eigenschaften, wie sich ihr Kopf verändert. Dieser wird platter, der Affe also tierischer, und damit tritt Stumpfheit an die Stelle der Klugheit; der Hang zur Einsamkeit verscheucht die Zutraulichkeit, plumpe Kraft verdrängt die Geschicklichkeit, so daß die alten Affen mit den jungen kaum noch etwas gemein haben.

Das tägliche Treiben und gesellige Leben der Hulmans ist das aller Hundsaffen. Sie bilden im Walde, ihrem eigentlichen Wohngebiete, zahlreiche Banden, denen ein aus hartnäckigen Kämpfen siegreich hervorgegangenes Männchen vorsteht, und streifen unter dessen Führung plündernd, raubend und mehr verwüstend als verbrauchend in ihm und in den benachbarten Feldern und Gärten umher, Gebrandschatzten zur Geißel, frommen Narren und unbeteiligten Forschern zur Augenweide. Ihre Vermehrung in günstigen, d. h. unter dem Schutze der Dummgläubigkeit stehenden, Gegenden ist eine Besorgnis erregende; dagegen sterben sie erwiesenermaßen in höher gelegenen Gegenden Oberindiens, woselbst sie eingeführt wurden und werden, bald wieder aus; denn diese Heiligen können reine Luft nicht vertragen. Blyth berichtet, daß hier und da halberwachsene oder besiegte Männchen einer Bande von dem sein Haremsrecht wahrenden Affensultan ausgetrieben und gezwungen werden, sich eigene Vereine zu bilden, erfuhr auch von den Eingeborenen, daß des Streitens und Kämpfens unter verschiedenen Männchen kein Ende wäre; Hutton beobachtete ähnliches

von dem auf dem Himalaja lebenden Verwandten des Hulman. Beide unternehmen, wie es scheint, zuweilen größere Streifzüge oder Wanderungen, jener bei Eintritt kalter Witterung in seinen Höhen, dieser, um von der blindgläubigen Bevölkerung Zoll zu erheben. Der heilige Feigenbaum Indiens soll der Lieblingsaufenthalt der Hulmans sein. Man erzählt, daß unter demselben Baume auch giftige Schlangen wohnen, mit welchen die Affen in beständiger Feindschaft leben. Hieran ist wohl nicht zu zweifeln, um so mehr aber an einem jener unschuldigen Märchen, welches von manchen frischweg für bare Münze genommen wird. Die Hulmans sollen nämlich, wenn sie eine schlafende Schlange finden, dieselbe hinten am Kopfe ergreifen, mit ihr auf den Boden herabsteigen und den Kopf des Kriechtieres so lange an Steine schlagen, bis sie ihn zermalmt haben, und dann, erfreut über die gelungene That, das sich windende und zuckende Tier ihren Jungen vorwerfen! Es wird übrigens versichert, daß diese Affen gefeit seien gegen gewisse vegetabilische Gifte; Gaben von Strychnin, die jedes andere Tier von gleicher Größe töten würden, sollen bei ihnen wirkungslos sein.

Zuweilen geraten auch zwei Banden von Hulmans aneinander und kämpfen erbittert, sei es um das von der einen bereits besetzte Wohngebiet, sei es um verlockende Fruchtgärten. Hughes schildert neuerdings einen solchen Kampf, der anscheinend um den Besitz eines Mangohaines geführt wurde. Zunächst beteiligten sich nur führende Männchen, zwei gegen eins, als aber das eine der zwei durch einen Biß in die Kehle und Aufreißen des Halses getötet war, eilten auch etliche Weibchen hinzu; diesem Angriffe erlag das beim ersten Gange Sieger gebliebene Männchen, und von seiner nun fliehenden, ohnehin schwächeren Bande schien die stärkere einige als Gefangene aufzugreifen. Von ihrer Bewegungsfähigkeit sagt Jerdon: „Sie springen überraschend behende von Zweig zu Zweig und machen im Notfall ganz erstaunliche Sprünge. Ich habe sie von Baum zu Baum, einen Zwischenraum von 20 und 30 Fuß, übersetzen sehen, wobei sie vielleicht 40 oder 50 Fuß schräg abwärts schwebten. Auch auf allen vieren laufen sie bemerkenswert schnell, indem sie mit hurtigen Sprüngen über den Boden hineilen.“ Dabei krümmen sie ihren langen Schwanz über den Rücken nach vorn, wie Blanford mitteilt. Diesem Gewährsmann zufolge findet man sie niemals weit ab vom Wasser. „Ihre Stimme“, bemerkt er an anderer Stelle, „ist laut und wird oft, besonders morgens und abends, gehört. Die zwei gewöhnlichsten Laute, die sie ausstoßen, sind ein hallender freudiger, fast wohlklingender Ruf, eine Art Jauchzer, wenn sie sich durch das Gezweig schwingen, und ein rauher Kehllaut, wenn sie beunruhigt oder ärgerlich sind. Dieser letztere ist dem Tigerjäger, zu dessen besten Freunden der Hanuman (Hulman) gehört, vertraut. Sicher geborgen in luftiger Höhe oder von Baum zu Baum folgend, wenn der Tiger davonschleicht, zeigt der Affe mit Gebärden und Stimme, wo sich sein Todfeind unten in Busch und Gras verbirgt. Es ist erstaunlich zu beobachten, wie diese Affen, selbst in den entlegensten Wildnissen, die Menschen als ihre Freunde, wenigstens als Verbündete gegen den Tiger zu betrachten scheinen. Doch ist es ein Irrtum der Jäger, anzunehmen, daß der rauhe Kehllaut stets das Vorhandensein eines Tigers oder Leoparden verkünde, denn ebenso oft lassen sie ihn hören, wenn sie irgendwie und von irgendwas überrascht sind; ich habe ihn vernommen, auch wenn die Affen bloß einen Hirsch flüchten sahen, und ich glaube, daß sie einen plötzlich erscheinenden Menschen nicht anders begrüßen würden.“ Im übrigen sagt Blanford, daß der Hulman ruhiger, weniger neugierig und übermütig sowie weniger zänkisch sei als die Makaken. In Gefangenschaft werden alte nicht selten griesgrämig und bösartig.

Auch der Hulman zeigt große Anhänglichkeit an seine Jungen. Duvaucel erzählt, daß er ein Weibchen dieses Affen erlegt habe, dann aber Zeuge eines wirklich rührenden Zuges geworden sei. Das arme Tier, welches ein Junges mit sich trug, wurde in der Nähe des Herzens verwundet. Es raffte alle seine Kräfte zusammen, nahm sein Junges,

hing es an einen Ast und fiel hierauf tot herunter. „Dieser Zug", setzt unser Gewährsmann hinzu, „hat mehr Eindruck auf mich gemacht als alle Reden der Brahminen, und diesmal ist das Vergnügen, ein so schönes Tier erlegt zu haben, nicht Meister geworden über die Empfindung der Reue, ein Wesen getötet zu haben, welches noch im Tode das achtungswürdigste Gefühl bethätigte."



Budeng (Semnopithecus maurus). $^1/_{10}$ natürl. Größe.

Unsere Gattung hat noch andere merkwürdige Mitglieder. Ein sehr schöner Affe ist der **Budeng** der Javaner (**Semnopithecus maurus**, Presbytis maurus). Er ist im Alter glänzend schwarz, im Gesichte und an den Händen wie Samt, auf dem Rücken wie Seide. Der Unterleib, welcher spärlicher behaart ist als der Oberleib, zeigt einen bräunlichen Anflug. Der Kopf wird von einer eigentümlichen Haarmütze bedeckt, welche über die Stirn hereinfällt und zu beiden Seiten der Wangen vortritt. Neugeborene Junge sehen goldgelb aus, und nur die Haarspitzen des Unterrückens, der Oberseite des Schwanzes und der Schwanzquaste sind dunkler. Bald aber verbreitet sich das Schwarz weiter, und nach wenigen Monaten sind die Hände, die Oberseite des Kopfes und die Schwanzquaste schwarz, und von nun an geht das Kleid mehr und mehr in das des alten Tieres über. Die Gesamtlänge dieses schönen Affen beträgt nahezu 1,5 m, wovon mehr als die Hälfte auf den Schwanz kommt.

„Der Budeng", sagt **Horsfield**, „lebt in großer Menge in den ausgedehnten Wäldern Javas. Man findet ihn in zahlreichen Gesellschaften auf den Wipfeln der Bäume, nicht selten in Trupps von mehr als 50 Stücken zusammen. Es ist wohlgethan, solche Scharen aus einiger Entfernung zu beobachten. Sie erheben bei Ankunft des Menschen ein lautes Geschrei und springen unter entsetzlichem Lärme so wütend in den Zweigen umher, daß sie oft starke Äste von den absterbenden Bäumen brechen und diese herab auf ihre Verfolger schleudern. (?)

„Mehr als der Budeng ist der **Lutung**, ein jenem nahe verwandter, aber roter Affe, vielleicht bloß eine Abart, ein Liebling der Eingeborenen. Wenn die Javaner diesen einfangen, geben sie sich die größte Mühe, ihn zu zähmen, und behandeln ihn mit vieler Liebe und Aufmerksamkeit. Der Budeng dagegen wird vernachlässigt und verachtet. Er verlangt

viel Geduld in jeder Hinsicht, ehe er das mürrische Wesen ablegt, welches ihm eigentümlich ist. In der Gefangenschaft bleibt er während vieler Monate ernst und murrköpfig, und weil er nun nichts zum Vergnügen der Eingeborenen beiträgt, findet man ihn selten in den Ortschaften. Dies geschieht nicht etwa aus Abneigung von seiten der Javaner gegen die Affen überhaupt; denn die gemeinste Art der Ordnung, welche auf der Insel vorkommt, wird sehr häufig gezähmt und nach der beliebten Sitte der Eingeborenen mit Pferden zusammen gehalten. In jedem Stalle, vom prinzlichen an bis zu dem eines niederen Beamten, findet man einen jener Affen: der Budeng aber gelangt niemals zu solcher Ehre."

Hier und da auf Java leben Budengs auch im halbwilden Zustande, gehegt und gepflegt von den Eingeborenen. „Ich besuchte", erzählt Jagor, „die Quelle des Progo, welcher die Provinz Kadu, den Garten von Java, bewässert und in das indische Weltmeer fließt. Die schöne Quelle, welche klar und sehr wasserreich aus einer mit Farnen dicht bewachsenen Lava hell hervorbricht, genießt bei den Javanern hohe Verehrung. Kaum waren wir angekommen, als von den umliegenden Bäumen eine Anzahl Affen und zwar Budengs herabstiegen und zutraulich-dreist uns umringten. Wir fütterten sie mit Mais. Diese Ansiedelung halbzahmer Affen besteht, nach der später noch mehrfach bestätigten Aussage des mich begleitenden Häuptlings, schon seit alter Zeit und überschreitet nie die Anzahl von 15. Heute waren ihrer zwar eigentlich 16, da eine alte Äffin ein Junges trug, welches unter dem Bauche der Mutter hing und den Kopf ängstlich hervorstreckte. Ist aber das Junge herangewachsen, so wird es gezwungen, die Gesellschaft zu verlassen, wenn es selbst nicht ein anderes, schwächeres Stück derselben zum Austritte zwingen kann. Niemals werden mehr als ihrer 15 geduldet; so wenigstens erzählte man mir allgemein." Ich brauche wohl kaum hervorzuheben, daß die Angabe der Eingeborenen eine irrtümliche ist. Wie bei den meisten anderen Affen werden einzelne Männchen von den übrigen weggebissen, schwerlich aber dürfte dies immer zur Folge haben, daß die Anzahl der Herde mathematisch genau dieselbe bleibt; dem widerspricht auch schon die vorstehende Mitteilung des sorgfältig beobachtenden Horsfield.

„Ungeachtet der Verehrung, welche der Budeng im allgemeinen seitens der Eingeborenen genießt, wird er von diesen gejagt, weil sie sein Fell benutzen. Bei diesen Jagden, welche gewöhnlich von den Häuptlingen angeordnet und befehligt werden, greift man die Tiere mit Schleuder und Stein an und vernichtet sie oft in großer Anzahl. Die Eingeborenen wissen die Felle auf einfache Weise, aber sehr gut zuzubereiten und verwenden sie dann, wie auch die Europäer thun, zu Satteldecken und allerlei Heerschmuck, namentlich werden jene geschätzt, welche ganz schwarz von Farbe sind und schöne, lange Seidenhaare besitzen.

„In der Jugend verzehrt der Budeng zarte Blätter von allerlei Pflanzen, im Alter wilde Früchte aller Art, welche in so großer Menge in seinen unbewohnten Wäldern sich finden." Tierische Stoffe wird er wohl auch nicht verschmähen.

Als ich den Budeng im Tiergarten zu Amsterdam zum ersten Male lebend sah, erkannte ich ihn nicht. Horsfield hat leider nur ein trauriges Zerrbild des Affen gegeben; andere haben es ihm nachgedruckt; die ausgestopften, welche ich in Museen fand, waren ebenfalls nur Schatten des lebenden Tieres: kurz, ich konnte, trotz aller Berichtigungen, welche ich den Mißgestalten in Büchern und Museen hatte angedeihen lassen, unmöglich ein so schönes Tier vermuten, als ich jetzt vor mir sah. Dieser Affe erregte die allgemeine Aufmerksamkeit aller Beschauer, obwohl er nicht das Geringste that, um die Blicke der Leute auf sich zu ziehen. Ich möchte sein stilles Wesen nicht so verdammen, wie Horsfield es gethan hat; denn ich glaube nicht, daß man ihn eigentlich „mürrisch" nennen kann. Er ist still und ruhig, aber nicht übellaunisch und ungemütlich. Das Paar, welches in Amsterdam lebte, hielt stets treu zusammen. Gewöhnlich saßen beide dicht aneinander gedrängt

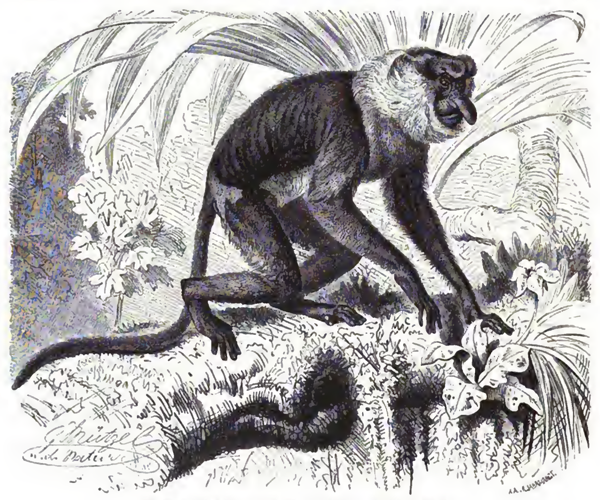
in sehr zusammengekauerter Stellung, die Hände über der Brust gekreuzt, auf einer hohen Querstange ihres Käfigs und ließen die langen, schönen Schwänze schlaff herabhängen. Ihr ernsthaftes Aussehen wurde vermehrt durch die eigentümliche Haarmütze, welche ihnen weit in das Gesicht hereinfällt. Wenn man ihnen Nahrung vorhielt, kamen sie langsam und vorsichtig herunter, um sie wegzunehmen, blieben dabei aber ruhig und bedächtig, wie immer. Der Gesichtsausdruck deutete entschieden auf große Klugheit hin; doch fehlte das Leben in den Augen.

Sehr eigentümlich benahmen sich die Budengs zwei Mohrenpavianen (Cynocephalus niger) gegenüber. Diese, wie alle ihre Verwandten, höchst übermütige Gesellen, machten sich ein wahres Vergnügen daraus, die armen Budengs zu foppen und zu quälen. Bei Tage wurden die ungezogenen Schwarzen gewöhnlich in das große Affenhaus gesteckt: dann hatten die harmlosen Javaner Ruhe und konnten sich ihres Lebens freuen; sobald aber ihre Nachtgenossen zu ihnen kamen, ging der Lärm und die Unruhe an. Beide Budengs krochen jetzt dicht zusammen und umklammerten sich gegenseitig mit ihren Händen. Die Paviane sprangen auf sie, ritten auf ihnen, maulschellierten sie, gaben ihnen Rippenstöße, zogen sie an dem Schwanze und machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihre innige Vereinigung zu stören. Zu diesem Ende kletterten sie auf den armen Tieren herum, als wenn diese Baumzweige wären, hielten sie am Haare fest und drängten sich endlich, den Hintern voran, zwischen die ruhig Sitzenden, bis diese schreckensvoll auseinander fuhren und in einer anderen Ecke Schutz suchten. Geschah dies, so eilten die Quälgeister augenblicklich hinter ihnen drein und begannen die Marter von neuem. Man sah es den Budengs an, wie außerordentlich unangenehm ihnen die zudringlichen Gesellen waren, wie sehr sie sich vor ihnen fürchteten. Sobald die schwarzen Teufel nur in den Käfig kamen, blickten jene angstvoll nach ihnen hinab, wie es die südamerikanischen Affen zu thun pflegen, wenn sie in große Furcht geraten. Während sie unter den Fäusten ihrer Peiniger litten, schrien sie oft jammervoll auf; aber das vermehrte nur die Wut der Paviane: sie wurden um so frecher und grausamer, je leidender sich jene verhielten.

In Antwerpen lebte ein Budeng unter kleinen Meerkatzen und Makaken. Alle Mitbewohner seines Käfigs waren kaum halb so groß als er, und trotzdem war auch hier wiederum er der Gequälte und Gefoppte. Eine kaum 1 Jahr alte Meerkatze spielte zur Zeit, in welcher ich den Garten besuchte, hier die Rolle des Mohrenpavians, und auch gegen diesen frechen Afrikaner verhielt sich der Javaner leidend und unterthänig. Es sah sehr komisch aus, wenn das kleine Geschöpf den großen Affen sozusagen nach seiner Pfeife tanzen ließ; es meisterte ihn vollständig und maßregelte ihn durch Püffe, Ohrfeigen, durch Kneipen und Raufen in wahrhaft jämmerlicher Weise. Man konnte nicht in Zweifel bleiben, daß Gutmütigkeit der Hauptzug des Budenggeistes ist; man vermißte in ihm förmlich jene Affenniederträchtigkeit, welche andere seines Geschlechtes so sehr auszeichnet. — Auch der Budeng scheint von unserem nordischen Klima viel zu leiden. Ob dieses die alleinige Ursache seiner grenzenlosen Gutmütigkeit ist, wage ich nicht zu entscheiden. Aber man sieht es ihm an, wie wohl ihm jeder Sonnenblick thut, wie glücklich er ist, wenn er nur einen Strahl des belebenden Gestirnes auffangen kann, dessen Glut seiner schönen Heimat alle Pracht und Herrlichkeit der Wendekreisländer verlieh.

Von den eigentlichen Schlankaffen trennt man gegenwärtig eine Art, welche sich im hohen Grade auszeichnet und zwar durch ihre Nase: den **Nasenaffen** oder **Kahau** (**Nasalis larvatus**, Semnopithecus nasicus, Simia nasalis, Simia rostrata). Im allgemeinen hat dieses absonderliche Geschöpf noch ganz den Bau der Schlankaffen; die vorspringende verzerrte Menschennase aber, welche wie ein Rüssel beweglich ist und vorgeschoben

oder zurückgezogen werden kann, verleiht ihm etwas im hohen Grade Eigentümliches. Der Leib ist schlank, der Schwanz sehr lang, die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge, die Backentaschen fehlen. Die Nase hängt hakenförmig über die Oberlippe herab, ist in der Mitte ziemlich breit, an ihrem äußeren Ende zugespitzt und längs ihres Rückens mit einer leichten Furche versehen; die Nasenlöcher sind sehr groß und können noch bedeutend ausgedehnt werden. Bei jungen Tieren ist das hier so merkwürdig gebildete Sinnwerkzeug noch klein und stumpf, und erst bei alten erreicht es seine bedeutende Größe. Laut C. Bock ist es jedoch nur alten Männchen, nicht auch Weibchen eigentümlich. Die Behaarung ist



Kahau oder Nasenaffe (Nasalis larvatus). 1/10 natürl. Größe.

reichlich und weich; am Scheitel sind die Haare kurz und dicht, an den Seiten des Gesichtes und am Hinterhaupte länger, um den Hals bilden sie eine Art von Kragen. An dem Scheitel, dem Hinterkopfe und in der Schultergegend sind sie lebhaft braunrot, auf dem Rücken und der oberen Hälfte der Seiten fahlgelb, dunkelbraun gewellt, an der Brust und dem Oberteile des Bauches licht rötlichgelb gefärbt; in der Kreuzgegend findet sich ein scharf abgegrenzter Fleck von graulichweißer Farbe, dessen Spitze nach der Schwanzwurzel zu gerichtet ist; die Gliedmaßen sehen in der oberen Hälfte gelblichrot, in der unteren, ebenso wie der Schwanz, aschgrau, die nackten Innenflächen der Hände und die Gesäßschwielen graulichschwarz aus. So zeigt auch dieser Affe eine sehr lebhafte Gesamtfärbung. Erwachsene Männchen des Kahau erreichen eine Größe von etwa 1,50 m; ihr Leib ist 0,7 m und der Schwanz etwas darüber lang. Die Weibchen bleiben kleiner, sollen jedoch schon vor ihrem vollendeten Wachstume fortpflanzungsfähig sein.

Der Kahau lebt gesellig auf Borneo. Über sein Freileben wissen wir wenig. **Wallace**, welcher Gelegenheit hatte, unseren Affen in seinen heimischen Wäldern zu beobachten, erwähnt seiner nur nebenbei: „An den Ufern des Flusses Simunjon hielten sich sehr viele Affen auf, unter anderen der merkwürdige Nasenaffe, welcher so groß ist wie ein dreijähriges Kind, einen sehr langen Schwanz und eine fleischige Nase, länger als die des dicknasigsten Menschen, hat.“ **Wurmb** bemerkt ungefähr folgendes. Des Morgens und Abends sammeln sich zahlreiche Scharen auf den Bäumen und an den Flußufern und erheben dann oft ein Geheul, welches dem Worte Kahau sehr ähnlich klingt und ihnen den eigentümlichen Namen verschafft hat. Sie sind schnell und gewandt und besitzen eine ungeheuere Fertigkeit im Springen und Klettern. Ihre geistigen Eigenschaften sind wenig bekannt, doch behauptet man, daß die Tiere sehr boshaft, wild und tückisch seien und sich nicht wohl zur Zähmung eigneten. Man sagt, daß sie, wenn sie überrascht werden, sich auf den Bäumen verbergen, aber mit großem Mute sich verteidigen, wenn sie angegriffen werden. Wirklich spaßhaft ist die Behauptung der Eingeborenen, daß die Kahaus beim Springen immer ihre Nase mit den Händen bedecken sollen, um sie vor unangenehmen Zusammenstößen mit dem Gezweige zu schützen. Ihre Nahrung kennt man nicht, darf aber vermuten, daß sie auch keine andere als die der Schlankaffen ist. Die Dajaken sollen fleißig Jagd auf die Nasenaffen machen, um ihr Fleisch zu erhalten, welches sie als wohlschmeckend schildern. Sie nennen die Tiere übrigens nicht Kahau, sondern **Bakara**, die Malayen aber **Bakantan**. „Die Nasenaffen“, schreibt mir **Haßkarl**, „welche in den Jahren 1841 und 1842 im Pflanzengarten zu Buitenzorg auf Java anlangten und dort gepflegt wurden, starben sehr bald, hatten aber freilich auch nicht genügenden Raum zu ausgiebiger Bewegung.“ Ob dies die einzige Ursache ihres Todes war, steht dahin; jedenfalls ist durch **Haßkarls** Angabe bewiesen, daß Kahaus geraume Zeit im Käfige sich halten lassen.

Dies bestätigt auch C. **Bock** in seinen Mitteilungen über sie: „Dieser Affe bewohnt die dichten Wälder an den Flußufern, aber niemals in großen Scharen, sondern stets zu zweien und dreien, und wählt sich die Wipfel der höchsten Bäume aus. Sie sind langsam in ihren Bewegungen und lassen sich nicht leicht stören. Ich erinnere mich, daß mir bei einer Gelegenheit die Dajaken drei langnasige Affen wiesen, die, außer Schußweite, sich auf einem sehr hohen Baume sonnten. Die Wilden machten Lärm, aber die Affen beachteten es nicht, bis ich einen Schuß auf sie abfeuerte, worauf sie mit zwei weiten Sprüngen in dem dichten Laubwerke verschwanden.“ Er sagt, daß sie gewöhnlich ruhig fliehen, indem sie mit einigen wohl abgemessenen, wenigstens 20 Fuß weiten Sätzen von Ast zu Ast springen. „Sie nähren sich von wilden Früchten und Blättern und erreichen eine bedeutende, oft eine gleiche Größe wie der Orang-Utan. (?) Von allen Affen, den Orang-Utan vielleicht ausgenommen, sind sie am schwersten in der Gefangenschaft zu erhalten. Zunächst ist es schwierig, sie an Reisnahrung zu gewöhnen, und außerdem scheinen sie in der Gefangenschaft zu verkümmern, wenngleich sie von Natur nicht sehr rührig sind. Sie erscheinen überaus trübselig, und ich sah sie lange Zeit in einer Stellung verharren, ohne daß sie die leiseste Bewegung machten oder, selbst wenn sie geneckt wurden, irgend eine Grimasse oder ein Zeichen von Ärger zu erkennen gaben. In Buitenzorg zeigte mir Herr **Teysmann** drei, die er über 2 Jahre erhalten hatte; lange Zeit hatte er ihnen frische Blätter aus dem Walde zu essen gegeben, sie aber allmählich an Reis gewöhnt.“

*

Auch die afrikanischen Verwandten der schlanken Asiaten, die **Stummelaffen** (*Colobus*), sind sehr auffallende, durch eigentümliche Färbung, sonderbare, aber schöne Mähnen und andere Haarwucherungen ausgezeichnete Tiere. Wie Indien lebendiger und reicher ist

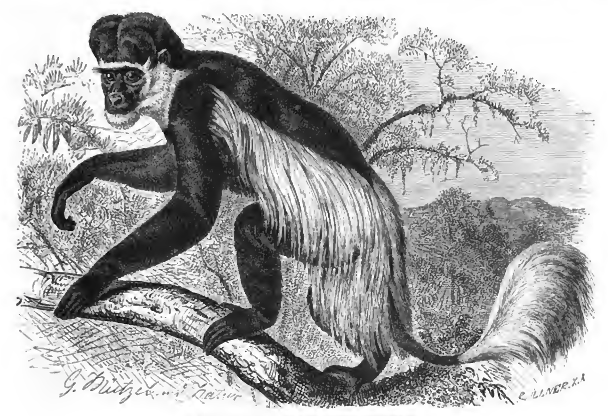
als das trockene Afrika, so sind auch die Schlankaffen heller und lebhafter gefärbt als die Stummelaffen, obwohl ich nicht behaupten will, daß diese weniger schön oder minder angenehm für unser Auge wären als jene. Im ganzen sind die Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden Gruppen nur sehr geringfügig. Die Stummelaffen zeichnen sich hauptsächlich dadurch vor den Schlankaffen aus, daß sie an den Vorderhänden außer den vier Fingern nur das stummelförmige Überbleibsel eines Daumens besitzen. Der Leib der Stummelaffen ist noch immer schlank und zierlich, die Schnauze kurz, der Schwanz sehr lang, die unter sich fast gleichlangen Gliedmaßen sind schmächtig, Backentaschen fehlen.

Unter diesen Tieren dürfen wir ohne Zweifel den Guereza oder Guerieze und Fonges der Abessinier (Colobus guereza) obenanstellen. Meiner Ansicht nach ist er der schönste aller Affen. Seine Färbung ist eine außerordentlich angenehme, und seine Behaarung eine so eigentümliche und zugleich so zierliche wie kaum noch bei einem anderen Tiere. Das Verdienst der Entdeckung des wunderschönen Geschöpfes gebührt unserem ausgezeichneten Landsmanne Rüppell, welcher es während seiner Reise in Abessinien in der Provinz Godscham auffand und den im Lande gebräuchlichen Namen zum wissenschaftlichen machte. Übrigens war der Affe schon früher bekannt; bereits Hiob Ludolf erwähnte seiner in einem sehr schätzbaren Werke über Äthiopien, gab aber zu der sehr mangelhaften Beschreibung eine noch mangelhaftere, ja falsche Abbildung, und machte es dadurch den Kundigen unmöglich, das Tier als besondere Art anzuerkennen und aufzuzeichnen. Auch ein anderer Reisender, Salt, gedenkt des Guereza, gibt aber ebenfalls eine fehlerhafte Beschreibung und eine Abbildung, zu welcher er die Ludolfsche Zeichnung und die Bruchstücke einer Haut, in deren Besitz er zufällig gekommen war, benutzte. Rüppell sah den Guereza lebend und konnte so am besten aus eigener Anschauung über ihn berichten. Später haben auch andere Naturforscher ihn beobachtet. Ich selbst fand in den Händen eines Hassanie am unteren Weißen Nil ein Fell desselben, welches der Mann als Tabaksbeutel benutzte, und erfuhr von dem Eigner, daß der Affe weiter südlich keineswegs zu den Seltenheiten gehöre. Auch Heuglin beobachtete ihn öfters in Abessinien und auf dem Weißen Flusse und erhielt sichere Nachrichten über sein Vorkommen in ganz anderen Gegenden Mittelafrikas, woraus hervorgeht, daß der Verbreitungskreis des Tieres viel größer sein muß, als wir gewöhnlich angenommen haben. In der That fand ihn später Thomson im Massailande, in der Landschaft Kikuju, und nach Johnston auch Hans Meyer nicht nur am Kilima Ndscharo in etwa 1000 m Höhe, sondern auch weiter südlich ziemlich häufig in der Landschaft Kahe, westlich vom Dschibesee, jenseit der Ugueneberge. Meyer entscheidet sich dafür, daß die von ihm beobachteten und erlegten Guerezas, deren Schwanz fast bis zur Wurzel mit einer langen weißen Fahne geschmückt ist, von den abessinischen, an welchen, wie die Abbildung zeigt, der weiße Schwanzbehang nur in Gestalt einer großen Quaste auftritt, wenigstens als Spielart, var. caudatus, unterschieden werden können.

Der Guereza ist ein wirklich herrliches Tier. Von dem schön samtschwarzen Leibe heben sich Stirnbinde, Schläfegegend, die Halsseiten, Kinn, Kehle und ein Gürtel oder eine Mähne sowie eine Einfassung um die nackten Gesäßschwielen und die Schwanzspitze, welche Teile weiß gefärbt sind, prachtvoll ab. Jedes weiße Haar ist aber auch vielfach braun geringelt, und hierdurch entsteht das silbergraue Aussehen der Behaarung. Die Mähne, wie ich den Seitengürtel vielleicht nennen kann, hängt wie ein reicher Beduinenmantel zu beiden Seiten des Körpers herab und ziert ihn unbeschreiblich. Ihre Haare sind von größter Weichheit und Feinheit und dabei von bedeutender Länge. Der schwarze Pelz des unteren Körpers schimmert hier und da zwischen dem kostbaren Behange hindurch; das Dunkelschwarz sticht lebendig ab von dem blendenden Weiß, und die dunklen Hände und

das dunkle Gesicht stehen hiermit so vollkommen im Einklange, daß unser Affe wohl den Preis der Schönheit verdienen dürfte. So viel Willkür, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, in der Bekleidung sich ausspricht, so zierlich und anmutig ist dieselbe. Die Leibeslänge beträgt 0,70 m, die Schwanzlänge ohne Quaste 0,75 m.

Der Guereza findet sich, wie mir Schimper mitteilte, vom 13. Grade nördlicher Breite an überall in Abessinien, am häufigsten in einem Höhengürtel von 2000—3000 m über dem Meeresspiegel. Hier lebt er in kleinen Gesellschaften von 10—15 Stücken auf hochstämmigen Bäumen, gern in der Nähe klarer fließender Gebirgsgewässer und häufig auch unmittelbar neben den einsam im Schatten geheiligter Bäume stehenden Kirchen. Eine

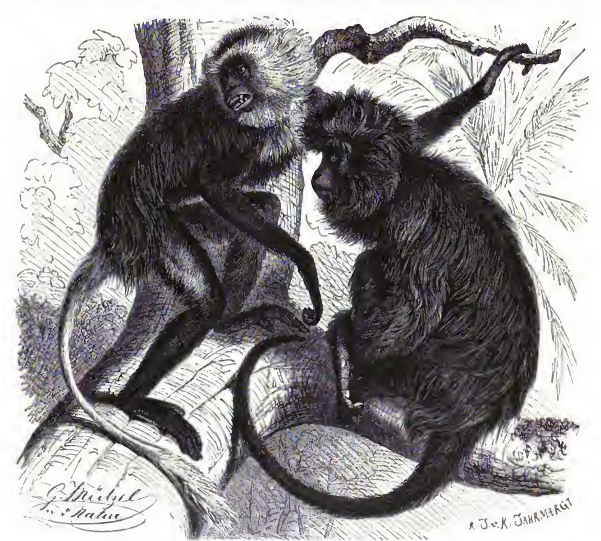


Guereza (Colobus guereza). 1/10 natürl. Größe.

Wacholderart (Juniperus procera), welche, im Gegensatze zu der bei uns wachsenden, so riesenhafte Verhältnisse zeigt, daß selbst unsere Tannen und Fichten neben ihr zu Zwergen herabsinken, scheint ihm ganz besonders zuzusagen: jedenfalls ihrer auch unserem Gaumen behagenden Beeren halber. Er ist, wie mein Berichterstatter mit besonderem Ausdrucke sagte, „ein im allerhöchsten Grade behendes Tier“, welches sich mit geradezu wunderbarer Kühnheit und Sicherheit bewegt. Wo der Guereza keine Nachstellungen erleidet, ist er, laut Heuglin, nicht scheu und bellt und kreischt mit katzenartig gebogenem Rücken den, welcher ihn aus seiner Ruhe stört, gemütlich an. Verfolgt zeigt er sich in seiner ganzen Schönheit. Mit ebenso großer Anmut als Leichtigkeit, mit ebensoviel Kühnheit als Berechnung springt der so wundersam geschmückte Gesell von Zweig zu Zweige oder aus Höhen von 15 m in die Tiefe hinab, und der weiße Mantel fliegt dabei um ihn herum, wie der Burnus eines auf einem arabischen Pferde dahinjagenden Beduinen um Roß und Reiter weht. Übrigens kommt er nur dann auf den Boden herab, wenn die Verfolger ihm sehr nahe auf den Leib rücken; als vollendetes Baumtier findet er in seiner luftigen Höhe alles, was er bedarf. Seine Nahrung ist die gewöhnliche der Baumaffen: Knospen, Blätter, Blüten, Beeren,

Früchte, Kerbtiere ꝛc. Im Gegensatze zu anderen Affen wird er von allen Eingeborenen als ein durchaus harmloses Geschöpf betrachtet, hauptsächlich wohl deshalb, weil er die Pflanzungen verschont oder wenigstens in ihnen niemals größere Verwüstungen anrichtet. Möglicherweise trägt sein Aufenthalt in der Nähe der Kirchen auch dazu bei, eine gute Meinung von ihm zu erwecken.

Die Jagd des Guereza hat ihre großen Schwierigkeiten. Auf den hohen Wipfeln seiner Lieblingsbäume ist er vor der Tücke des Menschen ziemlich sicher. Mit der Schrotflinte



Bärenstummelaffe (Colobus ursinus). Teufelsaffe (Colobus satanas).
¹/₈ natürl. Größe.

verwundet man wohl das starke, lebenszähe Tier, bekommt es aber nur selten in seine Gewalt. Der Jäger muß, wenn seine Jagd Erfolg haben soll, zur Büchse greifen: diese Waffe aber war von jeher und ist noch heute dem Eingeborenen ein Ding, mit welchem er nichts anzufangen weiß. Gut, daß dem so ist; mit der Büchse in geübter Hand hätte der Abessinier den schönen Affen vielleicht schon ausgerottet. In früheren Zeiten wurde ihm eifrig nachgestellt. Es galt als besondere Auszeichnung, einen Schild zu besitzen, welcher durch ein Fell dieses Affen seinen schönsten Schmuck erhalten hatte. Die Schilde der Abessinier und anderer ostafrikanischen Völkerschaften sind länglichrund und bestehen aus Antilopen- oder wohl auch Nilpferdhaut: diese bekleidete man nun mit dem Rücken- und Seitenfelle des Guereza, so daß der ganze Mähnengürtel jetzt zum Schmucke des Schildes wurde.

Man bezahlte in Gondar, der abessinischen Hauptstadt, ein solches Fell mit einem Speziesthaler, einer Summe, für welche man 5—6 fette Schafe einhandeln kann. Gegenwärtig ist jener Zierat bedeutend im Werte gesunken: die beschriebenen Schilde sind glücklicherweise nicht mehr gebräuchlich; — glücklicherweise, sage ich, weil ich hoffe, daß deshalb ein so anziehendes Geschöpf vorderhand noch der abscheulichen Vernichtungswut entgeht, mit welcher der Mensch überall „seinen erstgeborenen Brüdern" entgegentritt.

Heuglin besaß ein lebendes Junges, war aber nicht im stande, dasselbe zu erhalten, trotzdem er ihm die beste Pflege zu teil werden ließ. Auch in den Hütten der Landeseingeborenen sieht man gezähmte Guerezas nicht; es scheint also schwierig zu sein, ihnen die rechte Pflege angedeihen zu lassen. Nach Europa ist, soviel mir bekannt, nur ein einziger Guereza lebend gebracht worden; er starb kurz nach seiner Ankunft.

Auf eine Anfrage sind von Hans Meyer über den südlichere Gebiete bewohnenden Guereza, var. caudatus, folgende Mitteilungen eingegangen: „In dem hochstämmigen Galeriewalde von Kahe habe ich Guerezas mehrfach in kleinen Banden angetroffen und zwar immer nur auf der riesenhaften Juniperus procera, die dort häufig ist. In die Pflanzungen oder Felder kommt nach Angabe der Eingeborenen der Affe nie. Von weitem ist die Anwesenheit einer Guerezabande erkennbar an einem eintönigen singenden Summen, das in wechselndem Anwachsen und Abnehmen von den zusammensitzenden Familiengliedern ausgeht. Näher kommend, kann man die prachtvollen Gesellen in Banden von 4—8, alte und junge, in den hohen Wipfeln teils ruhig verdauend und summend, teils von den jungen Trieben und Beeren des Wacholderbaumes naschend, in Muße beobachten. Wird der Beobachter entdeckt, so schweigt die Gesellschaft plötzlich; leise ducken sie sich hinter dichtbelaubte Zweige oder Stammteile und blicken unverwandt herab, ohne aber zu fliehen. Das führende Männchen kommt jedoch behutsam näher, wendet sich unruhig nach der verdächtigen Erscheinung und stößt in kurzen Pausen einen Warnruf aus, der wie das Balzen eines Puters, gefolgt von einem mehr oder minder langen ‚Oa', klingt. Auf einen Schuß erfolgt allgemeiner rascher Rückzug, keine eigentliche Flucht, und prächtig sieht es aus, wenn bei den langen Sprüngen die weißen Mäntel und Schwänze wallen. Der Affe scheint dann wirklich zu fliegen.

„Der Geschossene muß schwer getroffen sein, um zu fallen. Deshalb jagen ihn die Eingeborenen selten, obwohl von den Massai das Fell für ihre Mäntel sehr gesucht ist."

Zwei auf nebenstehender Seite dargestellte Mitglieder der Gattung sind der Bärenstummelaffe (Colobus ursinus) und der Teufelsaffe (Colobus satanas).

Ersterer unterscheidet sich vom Guereza durch den Mangel des weißen Mähnengürtels, welcher durch das lange und flatternde, grobe, schmutzig fahlgelbe und schwarz gemischte Haar eben nur angedeutet wird, die längere Körperbehaarung und den fast fahnenlosen Schwanz. In der Größe und ebenso in der Lebensweise stimmt er so ziemlich mit dem Guereza überein; seine Heimat aber ist der Westen Afrikas: er findet sich in den Wäldern Oberguineas und auf Fernando Po. Pechuel-Loesche erhielt ihn dort mehrmals zum Kaufe angeboten, stand aber davon ab, die Tiere nach Europa überzuführen, weil sie sämtlich stets schon kränklich und recht schwach waren.

Der Teufelsaffe, welcher einfarbig schwarz ist und hauptsächlich auf Fernando Po lebt, wird von einzelnen Forschern, aber wohl mit Unrecht, als bloße Spielart des Bärenstummelaffen angesehen.

*

Afrika beherbergt nicht nur die größten, die klügsten und die häßlichsten Affen der Alten Welt, sondern auch die schönsten, nettesten und gemütlichsten. Zu diesen gehört unzweifelhaft

die zahlreiche Gattung, welche uns unter dem Namen „Meerkatzen“ (Cercopithecus) bekannt ist. Wir sehen dieses oder jenes Mitglied der betreffenden Gattung häufig genug in jedem Tiergarten oder in jeder Tierschaubude und finden es auch öfters als lustigen Gesellschafter irgend eines Tierfreundes.

Die Bezeichnung „Meerkatze“, welche schon im 16. Jahrhundert vorkommt, ist durch sogenannte Volksetymologie aus dem indischen Worte markata entstanden, das noch heute in Gebrauch ist für den Bunder. Natürlich hat unser Affe weder mit dem Meer noch mit einer Katze irgend etwas zu schaffen. Seinen Wohnort bilden die Wendekreisländer Afrikas, er findet sich aber nur auf dem Festlande, nicht auf den Inseln. Wo sich Urwälder finden, zeigen sich auch die Meerkatzen in großer Anzahl. Manche Arten erhalten wir ebensowohl aus dem Osten wie aus dem Westen und aus der Mitte des Erdteiles; die meisten aber kommen aus Westafrika, ziemlich viele auch aus Abessinien und den oberen Nilländern.

Sie zeichnen sich durch leichte und zierliche Formen, schlanke Gliedmaßen, feine, kurze Hände mit langen Daumen, auch durch einen langen Schwanz ohne Endquaste aus und besitzen weite Backentaschen und große Gesäßschwielen. Ihre Farben sind meistens ziemlich lebhaft, bei einzelnen Arten oft recht angenehm bunt. Man kennt ungefähr 20 Arten. In den Nilländern findet man zuerst unter dem 16. Grade nördlicher Breite Meerkatzen; im Westen und Osten reichen sie bis hart an die Meeresküste. Feuchte oder wenigstens von Flüssen durchschnittene Waldungen werden von ihnen trockenen Berggegenden stets vorgezogen; in der Nähe von Feldern siedeln sie sich außerordentlich gern an. Man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß man in Afrika da, wo man Papageien findet, auch unseren Meerkatzen begegnen wird oder umgekehrt Papageien zu vermuten hat, wo sich Meerkatzen aufhalten.

Die Meerkatzen gehören zu den geselligsten, beweglichsten, lustigsten und, wie bemerkt, gemütlichsten aller Affen. Man findet sie fast stets in ziemlichen Banden; Familien kommen kaum vor. Es ist eine wahre Lust, wenn man einer Herde dieser Tiere im Walde begegnet. Da kann man ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein sich Zürnen und Versöhnen, ein Klettern und Laufen, Rauben und Plündern, Gesichterschneiden und Gliederverrenken bemerken! Sie bilden einen eigenen Staat und erkennen keinen Herrn über sich an als den Stärkeren ihresgleichen; sie beachten kein Recht als das, welches durch spitze Zähne und kräftige Hände von dem alten Affenstammvater geübt wird; sie halten keine Gefahr für möglich, aus welcher es nicht auch einen Ausweg gebe; sie machen sich jede Lage behaglich, fürchten niemals Mangel und Not und verbringen so ihr Leben in beständiger Regsamkeit und Fröhlichkeit. Ein grenzenloser Leichtsinn und ein höchst spaßhafter Ernst im Vereine ist ihnen eigen; mit beiden beginnen und vollbringen sie alle ihre Geschäfte. Kein Ziel ist zu weit gesteckt, kein Wipfel zu hoch, kein Schatz sicher genug, kein Eigentum achtbar. So darf es uns nicht wundernehmen, daß die Eingeborenen Ostsudans nur mit grenzenloser Verachtung und mit Zorn von ihnen sprechen; ebensowenig aber wird man es dem unbeteiligten Beobachter verdenken, wenn er sie als höchst ergötzliche Wesen betrachtet.

Man kann eine Meerkatzenbande im Urwalde nicht übersehen. Wenn man auch den wechselvollen Ausruf des Leitaffen nicht vernimmt, hört man wenigstens bald das Geräusch, welches die laufende und springende Gesellschaft auf den Bäumen verursacht, und wenn man dieses nicht hört, sieht man die Tiere laufen, spielen, ruhig dasitzen, sich sonnen, gewisser Schmarotzer halber sich Liebesdienste erzeigen: niemals fällt es ihnen ein, vor irgend jemand sich zu verbergen. Auf dem Boden trifft man sie bloß da, wo es etwas zu fressen gibt; sonst leben sie in den Wipfeln der Bäume und nehmen ihren Weg von einem Aste zum anderen. Und dabei ist es ihnen völlig gleichgültig, ob sie die dichtesten Dornengebüsche durchlaufen oder nicht.

„Im wesentlichen", schreibt Pechuel-Loesche, „ähnelt das individuelle Gebaren der Affen in der Wildnis so sehr demjenigen, welches uns in zoologischen Gärten ergötzt, daß es hier keiner ausführlichen Schilderung bedarf; dagegen wird manche Einzelheit, mancher lediglich in ihrem Freileben zur Geltung kommende Zug der Mitteilung wert sein. Am häufigsten und eingehendsten kann man in Westafrika gewisse Arten von Meerkatzen beobachten, die sich ganz übereinstimmend benehmen.

„Das Rauschen belaubter Zweige und das Brechen dürrer Äste, auch Töne des Wohlbehagens, oft unterbrochen von Gezänk, verraten dem Eingeweihten die Annäherung einer Affenschar und die Richtung, in welcher sie zieht. Ist sie auf der Wanderschaft begriffen, strebt sie bestimmten Zielen zu, so ordnet sie sich in langer Reihe; jedes folgende Tier nimmt den Weg des vorangehenden, schwingt sich mittels der nämlichen Zweige von Baum zu Baum. Da sie nun das schwanke Geäst nicht eher belaufen, als bis es nach dem Sprunge des Vorgängers zur Ruhe gekommen ist, entstehen in dem Zuge nicht unerhebliche Lücken. Hierdurch wird dem Beobachter das Anschleichen wesentlich erleichtert.

„Jede Bande, die doch wohl nur aus einer weitverzweigten Familie besteht, hält sich, mit Ausnahme seltener Fälle, gesondert und steht unter der Führung eines alten, erfahrenen Männchens — wenigstens habe ich nie ein Weibchen an der Spitze gesehen. Der Leitaffe ist sehr besorgt um das Wohl der Seinen: er zieht voran, nimmt beim Ruhen in der Regel den höchsten Sitz auf dem Baume ein und hält Umschau, steigt zuerst zum Wasser hinab und ruft, warnt und lockt die übrigen durch verschiedene Töne, die man bald genau unterscheiden lernt, aber kaum beschreiben kann. Am auffälligsten ist ein, wie es scheint, nur von ihm hervorgebrachter weitschallender Laut — den ich nie von gefangenen Affen hörte — der die Mitte hält zwischen einem Schmatzen und einem Bellen, manchmal auch an das Springen eines Champagnerpfropfens erinnert. Dieser Laut ist wohl ein Ausdruck der vollkommenen Zufriedenheit, denn er wird fast ausschließlich gegen Abend, bisweilen auch noch in der Dunkelheit vernommen, nachdem die gesättigte und ermüdete Gesellschaft einen Rastbaum für die Nacht erwählt hat. Dann sieht man öfters die lustigen Springer, ehe sie zum Schlafen zusammenrücken, auf den äußersten, womöglich dürren Zweigen eines Waldriesen von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, sich mit einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Reinigung des Felles beschäftigen oder von ihrem erhabenen Sitze mit beneidenswerter Beschaulichkeit auf die schöne Welt unter sich hinabblicken. Zum Schlafen scheinen sie sich stets auf Gabelästen hart an den Stamm und aneinander zu drücken, so daß sie einen formlosen Klumpen bilden und sich gegenseitig wärmen. An kühlen Morgen können sie sich gar nicht voneinander trennen. So habe ich in der Frühe solche Schlafgesellschaften gesehen, die um der geliebten Wärme willen so innig aneinander gehudelt waren, daß nur die herabhängenden Schwänze eine Schätzung der Zahl ermöglichten. Will man sich, nicht aber den Schläfern, eine Freude bereiten, so braucht man sie nur anzurufen oder zu husten — dann explodiert der Klumpen förmlich.

„Schießt man von einer Bande das Leittier hinweg, so bemächtigt sich der übrigen vollkommene Ratlosigkeit, und sie zerstreuen sich, kopflos flüchtend, zunächst nach allen Seiten. Nie sind sie aber so bestürzt, daß sie weitere Schüsse abwarten, ehe sie sich in Sicherheit bringen. Im besten Falle kann man einen Doppelschuß machen, aber auch dazu gehört schon ein rascher Schütze. Doch kommt es vor, daß von den Fliehenden ein Unerfahrener trotz alles Schreckens noch einmal possierlich zurückschaut und ein Opfer seiner Neugier wird. Unbeschreiblich drollig berührt eine solche Flucht unter erschwerenden Umständen: wenn etwa ein großer Affenschwarm, welcher sich zu irgend einem dem Menschen unverständlichen Zwecke auf einem hohen, in der Regel frei aus dem Unterholze aufragenden und blätterlosen Baume versammelt hat, plötzlich einen Hauptkrakeeler aus seiner Mitte durch

eine Kugel für immer zur Ruhe gebracht sieht. Für einen Moment ist die ganze Versammlung starr vor Schrecken, dann bricht ein unglaubliches Getümmel los. Zeternd springen die entsetzten Kletterer durcheinander, rennen auf den Ästen zum Stamme oder nach außen; finden sie nicht genug rettende Zweige, von denen sie mit einem verzweifelten Sprunge zu benachbarten Bäumen gelangen, auch keine Liane, an welcher sie in langer Reihe — immer mit dem Schwanze voran — niedergleiten können, so werfen sie sich in äußerster Not, platt ausgestreckt, auf gut Glück aus größter Höhe hinab in das Buschwerk, wobei sie mit den langen Schwänzen geschickt steuern. Ein Plumpen, Prasseln und Rauschen — und fort, im Nu zerstoben ist die ganze Gesellschaft. Dergleichen auffallend zahlreiche Versammlungen habe ich mehrmals wahrgenommen, und den Eingeborenen ist die Thatsache wohlbekannt. Sie erzählen, die Affen hielten Palaver ab, Beratungen über irgend welche Angelegenheiten, und die einzelnen Banden fänden sich dazu von weither ein; es ginge auch dabei ganz ordentlich zu wie bei den Menschen. Manchmal sollten ihrer so viele zusammenkommen, daß ein stattlicher Baum sie nicht alle beherbergen kann und noch benachbarte Waldriesen besetzt sind.

„Bei ihrem gewöhnlichen Treiben im Walde bleiben die Banden gesondert und kümmern sich bei Begegnungen wenig umeinander; treffen sie jedoch auf einem beliebten Fruchtbaume zusammen, dann gibt es Mißhelligkeiten und von zornigem Keifen und Gezwitscher begleitete Balgereien. Währenddem versäumen sie indessen nicht, kletternd und springend, zuweilen in den gewagtesten Stellungen an dünnen Zweigen hängend, die begehrten Früchte zu pflücken. Dabei wissen sie denn auch den langen Schwanz trefflich als stützendes Glied zu gebrauchen, indem sie ihn seitwärts an das Geäst drücken oder in einem steilen Schraubengange darum legen. Diese Verwendung des Anhängsels scheint für sie sehr wesentlich zu sein, um einen festern Halt zu gewinnen. Freilich ist dabei nicht etwa an einen Greifschwanz zu denken!

„Vor dem Wasser fürchten sich die Meerkatzen nicht. Denn diejenigen, welche bei Ebbe in den Mangrovebeständen Krabben fangen und Muscheln suchen, habe ich dreist in das Wasser hineingreifen, auch mehrmals gänzlich durchnäßte, so daß sie die Tropfen abschütteln mußten, an den Wurzelgerüsten emporsteigen sehen. Die Anwohner des Kuilu und Banya teilten mir übereinstimmend mit, daß die Meerkatzen treffliche Schwimmer seien und bisweilen ganze Banden freiwillig von einem Ufer der breiten Gewässer zum anderen übersetzten. Das erklärt mir auch, warum wir auf einer kleinen, sehr affenreichen Insel des Kuilu, wo wir einige Wochen vorher gute Jagd gemacht hatten, späterhin nicht eines der Tiere mehr antrafen.

„Ihrem Wesen getreu, scheinen sie auch im Walde allerlei Kurzweil zu treiben. Eben dort, wo eine Bande entlang zieht, hört man auffällig oft das Knacken dürrer Äste und das wuchtige Niederkrachen morscher Zacken. Wer die Affen kennt, kann nicht glauben, daß sie unklug genug wären, auf trügerischen Brücken zu wandeln; es ist vielmehr anzunehmen, daß sie die Hölzer aus reinem Mutwillen in der Höhe abbrechen. Ferner schaukeln sie sich gern an den wie glatte Taue niederhängenden Luftwurzeln der Mangroven, und straffgespannte Lianen setzen sie durch Anspringen sowie Zerren oder Anschlagen mit den Händen gern in vibrierende Bewegung, bringen sie wie Saiten und Sehnen zum Summen und Dröhnen. Ich bezweifele ferner nicht, nach dem, was ich in unserem Gehöfte zu Tschintschotscho beobachtet habe, daß sie ihren Mutwillen auch an Schimpansen auslassen; denn es ist zu auffällig, daß man anhaltendes Heulen und Kreischen dieser Tiere fast immer dort im Walde vernimmt, wo sie mit Meerkatzen zusammentreffen.

„Außer dem Menschen scheinen sie nur Leoparden und Krokodile als schlimme Feinde anzuerkennen. Ganz frei sitzende einzelne Meerkatzen sah ich z. B. vor dicht vorüberstreichenden

großen Adlern nicht die geringste Furcht bekunden. Unsere sämtlichen zahmen Affen, mit Ausnahme des Gorillas — der vielleicht zu jung und unerfahren aus der Wildnis zu uns gekommen war — gerieten dagegen in höchste Angst, wenn wir einen alten, schlecht mit Gras und Laub gefüllten Leopardenbalg zum Vorscheine brachten. Schlangen gegenüber zeigten sie sich zwar mißtrauisch, aber nicht entsetzt, und vor Hunden hatten sie gar keinen Respekt. Der Fall lag sogar umgekehrt: wenn unsere sonst doch recht schneidigen Schäferhunde ihr Futter bekamen, und die Affen rückten an, um den Inhalt der Näpfe zu prüfen, dann zogen sie sich, durch Erfahrung gewitzigt, beizeiten zurück und schauten wehmütig aus der Ferne zu, wie das spitzbübische Gesindel die besten Bissen vorwegnahm.

„Am Flusse habe ich dagegen folgendes beobachtet: hängt eine Meerkatze am Ende eines niedrigen, weit vom Ufer ausladenden schwanken Zweiges, und laufen andere hinzu, ihn dabei durch ihr Gewicht bis nahe über den Wasserspiegel niederbiegend, so sucht sie schleunigst aufwärts zu gelangen. An höheren Zweigen läßt sie sich indessen nicht stören, und vor dem Wasser allein trägt sie schwerlich so auffallende Scheu. Es ist vielmehr anzunehmen, daß sie die Krokodile fürchtet, die gewiß nicht abgeneigt sind, einen feisten Affen zu erschnappen."

Äußerst anziehend für den Beobachter ist es, wenn er eine auf Raub ausziehende Gesellschaft belauschen kann. Mich hat die Dreistigkeit, welche sie im Ostsudan dabei zeigen, ebenso ergötzt, wie sie den Eingeborenen empörte. Unter Führung des alten und wohlerfahrenen Stammvaters zieht die Bande der Tiere dem Getreidefelde zu; die Äffinnen mit kleinen Kindern tragen diese in der oben beschriebenen Weise am Bauche, die Kleinen haben aber noch zum Überflusse auch mit ihrem Schwänzchen ein Häkchen um den Schwanz der Frau Mutter geschlagen. Anfangs nähert sich die Rotte mit großer Vorsicht, am liebsten, indem sie ihren Weg noch von einem Baumwipfel zum anderen verfolgt. Der alte Herr geht stets voran; die übrige Herde richtet sich nach ihm Schritt für Schritt und betritt nicht nur dieselben Bäume, sondern sogar dieselben Äste wie er. Nicht selten steigt der vorsichtige Führer auf einem Baume bis in die höchste Spitze hinauf und hält von dort aus sorgfältige Umschau; wenn das Ergebnis derselben ein günstiges ist, wird es durch beruhigende Gurgeltöne seinen Unterthanen angezeigt, wenn nicht, die übliche Warnung gegeben. Von einem dem Felde nahen Baume steigt die Bande ab, und nun geht es mit tüchtigen Sprüngen dem Paradiese zu. Hier beginnt jetzt eine wirklich beispiellose Thätigkeit. Man deckt sich zunächst für alle Fälle. Rasch werden einige Maiskolben und Durraähren abgerissen, die Körner enthülst und mit ihnen die weiten Backentaschen so voll gepfropft, als nur immer möglich; erst wenn diese Vorratskammern gefüllt sind, gestattet sich die Herde etwas mehr Lässigkeit, zeigt sich aber auch zugleich immer wählerischer, immer heikler in der Auswahl der Nahrung. Jetzt werden alle Ähren und Kolben, nachdem sie abgebrochen worden sind, erst sorgsam berochen und wenn sie, was sehr häufig geschieht, diese Probe nicht aushalten, sofort unbenutzt weggeworfen. Man darf darauf rechnen, daß von zehn Kolben erst einer wirklich gefressen wird; in der Regel nehmen die Schlecker bloß ein paar Körner aus jeder Ähre und werfen das übrige weg. Dies eben hat ihnen den grenzenlosen Haß der Eingeborenen zugezogen.

Wenn sich die Affenheerde im Fruchtfelde völlig sicher fühlt, erlauben die Mütter ihren Kindern, sie zu verlassen und mit ihresgleichen zu spielen. Die strenge Aufsicht, unter welcher alle Kleinen von ihren Erzieherinnen gehalten werden, endet deshalb jedoch nicht, und jede Affenmutter beobachtet mit wachsamen Blicken ihren Liebling; keine aber bekümmert sich um die Sicherheit der Gesamtheit, sondern verläßt sich, wie alle übrigen Mitglieder der Bande, ganz auf die Umsicht des Herdenführers. Dieser erhebt sich selbst während der schmackhaftesten Mahlzeit von Zeit zu Zeit auf die Hinterfüße, stellt sich aufrecht wie ein Mensch und blickt in die Runde. Nach jeder Umschau hört man beruhigende Gurgeltöne,

wenn er nämlich nichts Unsicheres bemerkt hat: im entgegengesetzten Falle stößt er einen unnachahmlichen, zitternden oder meckernden Ton zur Warnung aus. Hierauf sammelt sich augenblicklich die Schar seiner Untergebenen, jede Mutter ruft ihr Kind zu sich heran, und im Nu sind alle zur Flucht bereit; jeder aber sucht in der Eile noch so viel Futter aufzuraffen, als er fortbringen zu können glaubt. Ich habe es mehrmals gesehen, daß Affen fünf große Maiskolben mit sich nahmen. Davon umklammerten sie zwei mit dem rechten Vorderarme, die übrigen faßten sie mit der Hand und mit den Füßen, und zwar so, daß sie beim Gehen mit den Kolben den Boden berührten. Bei wirklicher Gefahr wird nach und nach mit sauren Mienen alle Last abgeworfen, der letzte Kolben aber nur, wenn der Verfolger ihnen sehr nahe auf den Leib geht und die Tiere wirklich Hände und Füße zum Klettern notwendig haben. Immer wendet sich die Flucht dem ersten besten Baume zu. Ich habe beobachtet, daß die Meerkatzen auch auf ganz einzeln stehende Bäume kletterten, von denen sie wieder absteigen und weiterfliehen mußten, wenn ich sie dort aufstörte: sowie sie aber einmal den Wald erreicht haben und wirklich flüchten wollen, sind sie geborgen; denn ihre Gewandtheit im Klettern ist fast ebenso groß wie die der Langarmaffen. Es scheint kein Hindernis für sie zu geben: die furchtbarsten Dornen, die dichtesten Hecken, weit voneinander stehende Bäume — nichts hält sie auf. Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit ausgeführt, welche uns in größtes Erstaunen setzen muß, weil kein bei uns heimisches Klettertier es dem Affen auch nur annähernd nachthun kann. Wie die Schlankaffen sind auch sie im stande, mit Hilfe des steuernden Schwanzes noch im Sprunge die von ihnen anfangs beabsichtigte Richtung in eine andere umzuwandeln; sie fassen, wenn sie einen Ast verfehlten, einen zweiten, werfen sich vom Wipfel des Baumes auf die Spitze eines tiefstehenden Astes und lassen sich weiter schnellen, setzen mit einem Sprunge von dem Wipfel auf die Erde, fliegen gleichsam über Gräben hinweg einem anderen Baume zu, laufen pfeilschnell an dem Stamme empor und flüchten weiter. Auch hierbei geht der Leitaffe stets voran und führt die Herde durch sein sehr ausdrucksvolles Gegurgel bald rascher, bald langsamer. Man gewahrt bei flüchtenden Affen niemals Angst oder Mutlosigkeit, muß vielmehr ihre unter allen Umständen sich gleichbleibende Geistesgegenwart bewundern. Ohne zu übertreiben, kann man sagen, daß es für sie, wenn sie wollen, eigentlich keine Gefahr gibt. Nur der tückische Mensch mit seinen weittragenden Waffen kann sie in seine Gewalt bringen; den Raubsäugetieren entgehen sie leicht, und die Raubvögel wissen sie schon abzuwehren, falls es sein muß.

Wenn es dem Leitaffen gut dünkt, hält er in seinem eiligen Laufe an, steigt rasch auf die Höhe eines Baumes hinauf, vergewissert sich der neuerlangten Sicherheit und ruft hierauf mit beruhigenden Tönen seine Schar wieder zusammen. Diese hat jetzt zunächst ein wichtiges Geschäft zu besorgen. Während der rasenden Flucht hat keiner darauf achten können, Fell und Glieder von Kletten und Dornen freizuhalten; letztere hängen vielmehr überall im Pelze oder stecken oft tief in der Haut. Nun gilt es vor allen Dingen, sich gegenseitig von den unangenehmen Anhängseln zu befreien. Eine höchst sorgfältige Reinigung beginnt. Der eine Affe legt sich der Länge lang auf einen Ast, der andere setzt sich neben ihn und durchsucht ihm das Fell auf das gewissenhafteste und gründlichste. Jede Klette wird ausgelöst, jeder Dorn herausgezogen, ein etwa vorkommender Schmarotzer aber auch nicht ausgelassen, vielmehr mit Leidenschaft gejagt und mit Begierde gefressen. Übrigens gelingt ihnen die Reinigung nicht immer vollständig; denn manche Dornen sind so tief eingedrungen, daß sie dieselben bei aller Anstrengung nicht aus ihren Gliedern herausziehen können. Dies darf ich verbürgen, weil ich selbst eine Meerkatze geschossen habe, in deren Haut noch ein Mimosendorn steckte, welcher von unten eingedrungen war und die ganze Hand durchbohrt hatte. Daß solches möglich ist, hat mich nicht verwundert, weil

ich mir selbst einmal einen Mimosendorn eingetreten habe, welcher die Ledersohle, meine große Fußzehe und das Oberleder des Stiefels durchdrang, ich mir also wohl denken kann, daß ein von oben herunter auf einen Ast springender Affe kräftig genug auffällt, um eine ähnliche Erfahrung von der Schärfe und Härte jener Dornen machen zu können.

Erst nachdem die Reinigung im großen und ganzen beendet ist, tritt die Affenherde wieder den Rückzug an, d. h. sie geht ohne weiteres von neuem nach dem Felde zurück, um dort ihre Spitzbübereien fortzusetzen. So kommt es, daß der Einwohner des Landes sie eigentlich niemals aus seinen Feldern los wird, sondern stets unter einer Plage zu leiden hat, welche fast so arg wie die der Heuschrecken ist. Da die Leute keine Feuergewehre besitzen, wissen sie sich nur durch oftmaliges Verjagen der Affen zu schützen; denn alle anderen Kunstmittel zur Vertreibung fruchten bei diesen losen Geistern gar nichts — nicht einmal die sonst unfehlbaren Kraftsprüche ihrer Heiligen oder Zauberer; und ebendeshalb sehen die braunen Leute Nordostafrikas alle Affen als entschiedene Gottesleugner und Glaubensverächter an. Ein weiser Schech Ostsudans sagte mir: „Glaube mir, Herr, den deutlichsten Beweis von der Gottlosigkeit der Affen kannst du darin erblicken, daß sie sich niemals vor dem Worte des Gesandten Gottes beugen. Alle Tiere des Herrn achten und ehren den Propheten — Allahs Friede sei über ihm! — die Affen verachten ihn. Derjenige, welcher einen Spruch schreibt und in seine Felder aufhängt, auf daß die Nilpferde, Elefanten und Affen seine Früchte nicht auffressen und seinen Wohlstand schädigen, muß immer erfahren, daß nur der Elefant dieses Warnungszeichen achtet. Das macht, weil er ein gerechtes Tier, der Affe aber ein durch Allahs Zorn aus dem Menschen in ein Scheusal verwandeltes Geschöpf ist, ein Sohn, Enkel und Urenkel des Ungerechten, wie das Nilpferd die abschreckende Hülle des scheußlichen Zauberers."

In Ostsudan jagt man die Meerkatzen nicht, wohl aber fängt man sie und zwar gewöhnlich in Netzen, unter denen man leckere Speisen aufstellt. Die Affen, welche den Köder wegnehmen wollen, werden von den Netzen bedeckt und verwickeln sich dergestalt in diese, daß sie nicht im stande sind, sich frei zu machen, so wütend sie auch sich gebärden. Wir Europäer erlegten die Tiere mit dem Feuergewehre ohne alle Schwierigkeit, weil sie dort erst dann fliehen, wenn einige aus ihrer Mitte ihr Leben gelassen haben. Sie fürchten sich wenig oder nicht vor dem Menschen. Oft habe ich beobachtet, daß sie Fußgänger oder Reiter, Maultiere und Kamele unter sich wegziehen ließen, ohne zu mucksen, während sie dagegen beim Anblicke eines Hundes sofort ihr Angstgeschrei ausstießen.

Bei der Affenjagd ging es mir wie so vielen anderen vor mir: sie wurde mir einmal gründlich verleidet. Ich schoß nach einer Meerkatze, welche mir gerade das Gesicht zudrehte; sie war getroffen und stürzte von dem Baume herab, blieb ruhig sitzen und wischte sich, ohne einen Laut von sich zu geben, das aus den vielen Wunden ihres Antlitzes hervorrieselnde Blut mit der einen Hand so menschlich, so erhaben ruhig ab, daß ich, aufs äußerste erregt, hinzueilte und, weil beide Läufe meines Gewehres abgeschossen waren, dem Tiere mein Jagdmesser mehrere Male durch die Brust stieß, um es von seinen Leiden zu befreien. Aber ich habe von diesem Tage an nie wieder auf kleine Affen geschossen und rate jedem davon ab, welcher nicht seiner wissenschaftlichen Arbeiten wegen auf die Affenjagd gehen muß. Mir war es immer, als habe ich einen Menschen gemordet, und das Bild des sterbenden Affen hat mich förmlich verfolgt.

Nur einmal haben mir die Meerkatzen eine Jagdfreude gemacht. Ich beobachtete, daß allabendlich Schlangenhalsvögel, Ibisse und Reiher auf einer einzelnen Mimose am Stromufer des Azrak zum Schlafen bäumten, und beschloß, dort anzustehen. Zufällig nächtigte eine Affenherde auf demselben Baume. Bedenken ausdrückende Töne wurden laut, als ich im nahen Maisfelde mich unter einem flugs zusammengestellten Schirme verborgen

hatte: die Gesellschaft oben im Wipfel ahnte offenbar nichts Gutes. Nach länger währendem Gegurgel und Gezeter schien man übereingekommen zu sein, die belagerte Stelle zu verlassen. Vorsichtig stieg der Leitaffe vom Wipfel hernieder nach den unteren Ästen. Er untersuchte und prüfte. Sein Vorsatz schien nicht verändert zu werden; denn nach einigem Besinnen stieg er langsam noch weiter am Stamme herab, unzweifelhaft in der Absicht, dem nahen Walde zuzufliehen. Andere folgten; nur die säugenden Mütter waren noch oben im Wipfel. In diesem Augenblicke bäumte ein Schlangenhalsvogel auf, ein Feuerstrahl aus meinem Gewehre blitzte durch die Dämmerung. Unbeschreiblicher Wirrwarr im Wipfel war die erste Wirkung des Schusses. Der Leitaffe kehrte sofort wieder um, alle übrigen flüchteten mit ihm nach den höchsten und dichtesten Ästen. Jeder suchte ein sicheres Versteck. Welch Gezeter, Schreien, Gurgeln, Hin- und Herspringen folgte nun! Jeder neue Schuß vermehrte das Entsetzliche der Lage. Das ganze Volk fühlte sich in höchsten Ängsten. Wohl mochten hundert Pläne zur Flucht das ewig rege und erfindungstüchtige Affengehirn beschäftigen — kein einziger schien ausführbar. Das fürchterliche Feuergewehr verursachte schließlich ein geradezu unsinniges Handeln. Einzelne Affen sprangen von den Ästen auf den Boden herab und kletterten dann wieder angsterfüllt am Stamme desselben Baumes empor, welcher ihnen eine Viertelminute vorher zu unsicher erschienen war. Endlich regte sich nichts mehr da oben. Jeder Affe saß ergebungsvoll auf dem Baume, so dicht an den Stamm gedrückt wie möglich. Mein Anstand währte sehr lange, weil die wiederholt aufgeschreckten Vögel immer und immer wieder zu dem geliebten Schlafplatze zurückkehrten; nach den letzten Schüssen vernahm ich aber nur noch ein ängstliches Stöhnen der fast dem Entsetzen erliegenden Affenbande. Erst als ich schon längst nach meinem Schiffe zurückgekehrt war, hörte ich wieder Gurgeltöne, mit welchen der Stammvater zu beruhigen versuchte.

Von Raubtieren haben die frei lebenden Meerkatzen nicht viel zu leiden. Den Raubsäugetieren gegenüber sind sie viel zu behende; höchstens der Leopard dürfte dann und wann ein noch unvorsichtiges Äffchen sich erlisten. Den Raubvögeln widerstehen sie durch vereinigte Kraft. Einer der kühnsten Stößer ihrer Heimat ist unstreitig der gehäubte Habichtsadler (Spizaëtos occipitalis). Er nimmt die bissigen Erdeichhörnchen ohne weiteres vom Boden weg und kümmert sich nicht im geringsten um ihre scharfen Zähne und um ihr Fauchen; an die Affen aber wagt er sich nur selten und wohl niemals ein zweites Mal. Davon habe ich mich selbst überzeugen können. Als ich eines Tages in den Urwäldern jagte, hörte ich plötzlich das Rauschen eines jener Räuber über mir und einen Augenblick später ein fürchterliches Affengeschrei: der Vogel hatte sich auf einen noch sehr jungen, aber doch schon selbständigen Affen geworfen und wollte diesen aufheben und an einen entlegenen Ort tragen, um ihn dort ruhig zu verspeisen. Allein der Raub gelang ihm nicht. Der von dem Vogel erfaßte Affe klammerte sich mit Händen und Füßen so fest an den Zweig, daß ihn jener nicht wegziehen konnte, und schrie dabei Zeter. Augenblicklich entstand ein wahrer Aufruhr unter der Herde, und im Nu war der Adler von vielleicht zehn starken Affen umringt. Diese fuhren unter entsetzlichem Gesichterschneiden und gellendem Schreien auf ihn los und hatten ihn sofort auch von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb schwerlich noch daran, die Beute zu nehmen, sondern gewiß bloß an sein eigenes Fortkommen. Doch dieses wurde ihm nicht so leicht. Die Affen hielten ihn fest und hätten ihn wahrscheinlich erwürgt, wenn er sich nicht mit großer Mühe frei gemacht und schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Von seinen Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verschiedene in der Luft umher und bewiesen, daß er seine Freiheit nicht ohne Verlust erkauft hatte. Daß dieser Adler nicht zum zweiten Male auf einen Affen stoßen würde, stand wohl fest.

Vor derartigen Raubtieren fürchten sich die Meerkatzen also ebensowenig wie vor dem Menschen. Um so größeres Entsetzen bereiten ihnen Kriechtiere und Lurche, namentlich

Schlangen. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß unsere Affen Vogelnester jederzeit unbarmherzig ausnehmen und nicht bloß die Eier, sondern auch die jungen Vögel leidenschaftlich gern fressen. Wenn sie aber das Nest eines Höhlenbrüters ausplündern wollen, verfahren sie stets mit der größten Sorgfalt, eben aus dieser Furcht vor den Schlangen, welche oft in solchen Nestern ihrer Ruhe pflegen. Mehr als einmal habe ich gesehen, daß, wenn sie eine Baumhöhlung entdeckt hatten, sie stets sorgfältig untersuchten, ob nicht etwa eine Schlange darin wäre. Zuerst wurde hineingeschaut, soweit dies möglich war, hierauf nahmen sie das Ohr zur Hilfe, und wenn auch dieses ihnen nichts Ungewöhnliches mitteilte, streckten sie zögernd den einen Arm in die Höhle. Niemals tauchte ein Affe mit einem einzigen kühnen Griffe in die Tiefe, sondern stets in Absätzen, immer ein Stückchen tiefer, und immer horchte und schaute er dazwischen wieder in das Loch hinein, ob sich darin das gefürchtete Kriechtier verrate.

Die Fortpflanzungszeit der frei lebenden Meerkatzen scheint an keine bestimmte Jahreszeit gebunden zu sein. Man sieht bei jeder Herde Säuglinge, Kinder und Halberwachsene, der mütterlichen Zucht nicht mehr Bedürftige. In den Gärten und Tierschaubuden Europas pflanzen sich die meisten Arten bei guter Pflege ebenfalls fort, wenn auch seltener als Makaken und Paviane.

Während meines langjährigen Aufenthaltes in Afrika habe ich stets viele Affen, und darunter auch regelmäßig Meerkatzen, in der Gefangenschaft gehalten und berichte nach eigener Erfahrung über das geistige Wesen der Tiere, welches man fast nur an Gefangenen beobachten kann. Ich darf versichern, daß jedes dieser merkwürdigen Tiere sein eigenes Wesen hatte und mir beständig Gelegenheit zu ebenso anziehenden als unterhaltenden Beobachtungen gab. Der eine Affe war zänkisch und bissig, der andere friedfertig und zahm, der dritte mürrisch, der vierte immer heiter, dieser ruhig und einfach, jener pfiffig, schlau und ununterbrochen auf dumme, boshafte Streiche bedacht; alle aber kamen darin überein, daß sie größeren Tieren gern einen Schabernack anthaten, kleinere dagegen beschützten, hegten und pflegten. Sich selbst wußten sie jede Lage erträglich zu machen. Dabei lieferten sie täglich Beweise eines scharfen Verstandes, wahrhaft berechnender Schlauheit und wirklich vernünftiger Überlegung, zugleich aber auch der größten Gemütlichkeit und zärtlichsten Liebe und Aufopferung anderen Tieren gegenüber, und ich habe wegen aller dieser Eigenschaften einzelne herzlich liebgewonnen.

Als ich auf dem Blauen Flusse reiste, brachten mir die Einwohner eines Uferdorfes einmal fünf frischgefangene Meerkatzen zum Verkaufe. Der Preis war sehr niedrig; denn man verlangte bloß 1 Mark unseres Geldes für eine jede. Ich kaufte sie in der Hoffnung, eine lustige Reisegesellschaft an ihnen zu bekommen, und band sie der Reihe nach am Schiffsbord fest. Meine Hoffnung schien jedoch nicht in Erfüllung gehen zu sollen; denn die Tiere saßen traurig und stumm nebeneinander, bedeckten sich das Gesicht mit beiden Händen wie tiefbetrübte Menschenkinder, fraßen nicht und ließen von Zeit zu Zeit traurige Gurgeltöne vernehmen, welche offenbar Klagen über das ihnen gewordene Geschick ausdrücken sollten. Es ist auch möglich, daß sie sich über die geeigneten Mittel berieten, aus der Gefangenschaft wieder loszukommen; wenigstens schien mir ein Vorfall, welcher sich in der Nacht begab, Ergebnis ihrer Gurgelei zu sein. Am anderen Morgen nämlich saß bloß noch ein einziger Affe an seinem Platze, die übrigen waren entflohen. Kein einziger der Stricke, mit denen ich sie gefesselt hatte, war zerbissen oder zerrissen; die schlauen Tiere hatten vielmehr die Knoten gegenseitig sorgfältig gelöst, an ihren Gefährten aber, welcher etwas weiter von ihnen saß, nicht gedacht und so ihn in der Gefangenschaft sitzen lassen.

Dieser übriggebliebene war ein Männchen und erhielt den Namen Koko. Er trug sein Geschick mit Würde und Fassung. Die erste Untersuchung hatte ihn belehrt, daß seine

Fesseln für ihn unlösbar seien, und ich meinesteils sah darauf, ihm diese Überzeugung noch mehr einzuprägen. Als Weltweiser schien sich Koko nun gelassen in das Unvermeidliche zu fügen und fraß schon gegen Mittag des folgenden Tages Durrakörner und anderes Futter, welches wir ihm vorwarfen. Gegen uns war er heftig und biß jeden, der sich ihm nahte; doch schien sein Herz nach einem Gefährten sich zu sehnen. Er sah sich unter den anderen Tieren um und wählte sich unbedingt den sonderbarsten Kauz, welchen er sich hätte aussuchen können: einen Nashornvogel nämlich, welchen wir aus seinem heimatlichen Walde mitgebracht hatten. Wahrscheinlich hatte ihn die Gutmütigkeit des Vogels bestochen. Die Verbindung beider wurde bald eine sehr innige. Koko behandelte seinen Pflegling mit unverschämter Anmaßung; dieser aber ließ sich alles gefallen. Er war frei und konnte hingehen, wohin er wollte; gleichwohl näherte er sich oft aus freien Stücken dem Affen und ließ nun über sich ergehen, was diesem gerade in den Sinn kam. Daß der Vogel Federn anstatt der Haare hatte, kümmerte Koko sehr wenig: sie wurden ebensogut nach Läusen durchsucht wie das Fell der Säugetiere, und der Vogel schien wirklich bald so daran sich zu gewöhnen, daß er später gleich von selbst die Federn sträubte, wenn der Affe sein Lieblingswerk begann. Daß ihn dieser während des Reinigens hin- und herzog, ihn beim Schnabel, an einem Beine, an dem Halse, an den Flügeln und an dem Schwanze herumriß, brachte das gutmütige Geschöpf ebensowenig auf. Er hielt sich zuletzt regelmäßig in der Nähe des Affen auf, fraß das vor diesem liegende Brot weg, putzte sich und schien seinen Freund fast herausfordern zu wollen, mit ihm sich zu beschäftigen. Die beiden Tiere lebten mehrere Monate in engster Gemeinschaft zusammen, auch später noch, als wir nach Chartum zurückgekehrt waren und der Vogel im Hofe frei umherlaufen konnte. Erst der Tod des letzteren löste das schöne Verhältnis. Koko war wieder allein und langweilte sich. Zwar versuchte er, mit gelegentlich vorüberschleichenden Katzen sich abzugeben, bekam aber von diesen gewöhnlich Ohrfeigen anstatt Freundschaftsbezeigungen und wurde einmal auch mit einem bissigen Kater in einen ernsthaften Kampf verwickelt, welcher unter entsetzlichem Fauchen, Miauen, Gurgeln und Schreien ausgefochten wurde, aber unentschieden blieb, obschon er mit dem Rückzuge des jedenfalls unversehens gepackten Mäusejägers endete.

Ein junger, mutterloser Affe gewährte Kokos Herzen endlich die nötige Beschäftigung. Gleich als er das kleine Tierchen erblickte, war er außer sich vor Freude und streckte verlangend die Hände nach ihm aus; wir ließen den Kleinen los und sahen, daß er selbst sofort zu Koko hinlief. Dieser erstickte den angenommenen Pflegesohn fast mit Freundschaftsbezeigungen, drückte ihn an sich, gurgelte vergnügt und begann sodann vor allen Dingen die allersorgfältigste Reinigung seines vernachlässigten Felles. Jedes Stäubchen, jeder Stachel, jeder Splitter, welche in jenen kletten-, distel- und dornenreichen Ländern immer im Felle der Säugetiere hängen bleiben, wurden herausgelesen und weggekratzt. Dann folgte wieder neue Umarmung und andere Beweise der größten Zärtlichkeit. Wenn einer von uns Koko das Pflegekind entreißen wollte, wurde er wütend, und wenn wir den Kleinen ihm wirklich abgenommen hatten, traurig und unruhig. Er benahm sich ganz, als ob er ein Weibchen, ja als ob er die Mutter des kleinen Waisenkindes wäre. Dieses hing mit großer Hingabe an seinem Wohlthäter und gehorchte ihm auf das Wort.

Leider starb dieses Äffchen trotz aller ihm erwiesenen Sorgfalt schon nach wenigen Wochen. Koko war außer sich vor Schmerz. Ich habe oft tiefe Trauer bei Tieren beobachtet, niemals aber in dem Grade, wie unser Affe jetzt sie zeigte. Zuerst nahm er seinen toten Liebling in die Arme, hätschelte und liebkoste ihn, ließ die zärtlichsten Töne hören, setzte ihn dann an seinem bevorzugten Platze auf den Boden, sah ihn immer wieder zusammenbrechen, immer unbeweglich bleiben und brach nun von neuem in wahrhaft herzbrechende Klagen aus. Die Gurgeltöne gewannen einen Ausdruck, welchen ich vorher nie



GRÜNAFFE.

vernommen hatte; sie wurden ergreifend weich, ton- und klangreich und dann wieder unendlich schmerzlich, schneidend und verzweiflungsvoll. Immer und immer wiederholte er seine Bemühungen, immer wieder sah er keinen Erfolg und begann dann wieder zu klagen und zu jammern. Sein Schmerz hatte ihn veredelt und vergeistigt; er rührte uns und bewegte uns zu dem tiefsten Mitleide. Ich ließ endlich das Äffchen wegnehmen, weil schon wenige Stunden nach dessen Tode die Fäulnis begann, und die kleine Leiche über eine hohe Mauer werfen. Koko hatte aufmerksam zugesehen, gebärdete sich wie toll, zerriß in wenigen Minuten seinen Strick, sprang über die Mauer hinweg, holte sich den Leichnam und kehrte mit ihm in den Armen auf seinen alten Platz zurück. Wir banden ihn wieder fest, nahmen ihm den Toten nochmals und warfen ihn weiter weg; Koko befreite sich zum zweiten Male und that wie vorher. Endlich vergruben wir das Tier. Eine halbe Stunde später war Koko verschwunden. Am anderen Tage erfuhren wir, daß in dem Walde eines nahen Dorfes, welcher sonst nie Affen beherbergte, ein menschengewöhnter Affe gesehen worden sei.

Ungefähr einen Monat später erhielt ich eine Meerkatzenmutter mit ihrem Kinde und konnte nun mit Muße das Verhältnis zwischen beiden belauschen. Auch dieses Kleine starb, obwohl ihm nichts mangelte. Von diesem Augenblicke an hörte die Alte auf zu fressen und verendete nach wenigen Tagen.

Ich erfuhr aber auch genug Beweise von dem Mutwillen derselben Affenart. Sie waren zuweilen sehr ergötzlich, zuweilen aber auch recht ärgerlich. Ein Freund von mir besaß eines dieser Äffchen, welches im höchsten Grade zärtlich an ihm hing, aber doch nicht an Reinlichkeit zu gewöhnen war. Während es mit seinem Herrn spielte, beschmutzte es diesen oft in der schändlichsten Weise, und weder Schläge noch andere Zuchtmittel, welche man in solchen Fällen bei Tieren anwendet, schienen das Geringste zu fruchten. Dieser Affe war sehr diebisch und nahm alle glänzenden Gegenstände, welche er erwischen und forttragen konnte, augenblicklich an sich. Der Genannte wohnte in dem Geschäftshause der Ostindischen Gesellschaft. Im Untergeschosse befanden sich die Schreiber- und Kassenstube. Beide waren gegen menschliche Diebe durch starke Eisengitter vor den Fenstern wohl geschützt, nicht aber gegen solche Spitzbuben, wie jener Affe war. Eines Tages bemerkte mein Freund beide Backentaschen seines Lieblings vollgepfropft, lockte ihn deshalb an sich heran, untersuchte die Vorratskammern und fand in der einen 3 und in der anderen 2 Guineen, welche sich der Affe aus der Kasse heraufgeholt hatte. Das Geld wurde natürlich dem Eigentümer zurückgegeben, derselbe aber zugleich ersucht, in Zukunft auch die Glasfenster verschlossen zu halten, um dem kleinen Diebe das Stehlen unmöglich zu machen.

Eine Meerkatze brachte ich mit in meine Heimat. Sie gewann sich sehr bald die Zuneigung meiner Eltern und anderer Leute, ließ sich aber doch viel lose Streiche zu schulden kommen. Die Hühner meiner Mutter brachte sie geradezu in Verzweiflung, weil es ihr den größten Spaß zu machen schien, diese Tiere zu jagen und zu ängstigen. Im Hause selbst ging sie durch Küche und Keller, in alle Kammern und auf den Boden, und was ihr recht schien, wurde entweder zerbissen oder gefressen oder mitgenommen. Niemand war so geschickt, ein Hühnernest aufzufinden, wie sie; die Hühner mochten es anfangen, wie sie wollten: Hassan, so hieß der Affe, kam gewiß hinter ihre Schliche, nahm die Eier weg und trank sie aus. Einige Male bewies er jedoch gerade bei dieser Räuberei wahren Menschenverstand. Meine Mutter schalt ihn aus und züchtigte ihn, als er wieder mit dottergelbem Maule erschien. Am anderen Tage brachte er ihr zierlich ein ganzes Hühnerei, legte es vor sie hin, gurgelte beifällig und ging seiner Wege. Unter allen irdischen Genüssen schien ihn Milch und noch mehr Rahm am meisten zu entzücken. Es dauerte gar nicht lange, so wußte er in der Speisekammer prächtig Bescheid und genau, wo diese leckeren Dinge aufbewahrt wurden, ermangelte auch nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um seine

Naschhaftigkeit zu befriedigen. Auch hierbei wurde er erwischt und ausgescholten; deshalb verfuhr er in Zukunft listiger. Er nahm sich nämlich das Milchtöpfchen mit auf den Baum und trank es dort in aller Ruhe aus. Anfangs warf er die ausgeleerten Töpfe achtlos weg und zerbrach sie dabei natürlich fast immer: dafür wurde er bestraft, und zu dem innigen Vergnügen meiner Mutter brachte er ihr nun regelmäßig die leeren, aber unzerbrochenen Töpfchen wieder!

Sehr spaßhaft war es, wenn dieser Affe auf den Ofen kletterte, oder wenn er ein ziemlich langes Ofenrohr bestieg und wahrhaft verzweifelt von einem Beine auf das andere sprang, weil ihm die Wärme des Rohres zu arg wurde. Er führte dergestalt die allerdrolligsten Tänze aus; so gescheit war er aber nicht, daß er den heißen Boden verlassen hätte, bevor er wirklich gebrannt worden war. Er blieb sehr gleichgültig gegen alle unsere Haustiere, hielt aber mit einem weiblichen Pavian, welchen ich ebenfalls mitgebracht hatte, innige Freundschaft und ließ sich von diesem hätscheln und pflegen, als ob er ein kleiner, unverständiger Affe gewesen wäre. Des Nachts schlief er stets in des Pavians Armen, und beide hielten sich so fest umschlungen, daß es aussah, als wären sie nur ein Wesen. Pavian und Meerkatze unterhielten sich lange mit verschiedenen kurzen Gurgeltönen und verstanden sich ganz entschieden vortrefflich. Seiner Pflegerin bewies er trotz seines Alters denselben kindlichen Gehorsam wie jenes oben erwähnte junge Äffchen seinem Wohlthäter. Er folgte ihr überallhin, wohin diese von uns geführt wurde, und kam sogleich in das Zimmer, in welches wir seine mütterliche Freundin brachten. Nur in deren Gesellschaft unternahm er längere Ausflüge, aber wenn er allein seinem Treiben nachging, entfernte er sich niemals weit und blieb mit ihr in beständiger Unterhaltung. Selbst entschiedene Gewaltthätigkeiten ließ er sich von ihr gefallen, ohne zu grollen. Er teilte jeden guten Bissen mit seiner Pflegemutter; diese aber erkannte solche Herzensgüte selten und niemals dankbar an. So oft Hassan auch einmal etwas für sich behalten wollte, änderte sich das Verhältnis zwischen beiden. Denn wie ein Raubtier fiel dann der große Pavian über den armen Burschen her, brach ihm das Maul auf, holte mit den Fingern das Futter aus Hassans Backentaschen heraus, fraß es auf und puffte den armen Wehrlosen wohl auch noch tüchtig dabei.

Gegen uns war er liebenswürdig, gab aber niemals seine Selbständigkeit auf. Er kam auf den Ruf — wenn er wollte, sonst antwortete er wohl, rührte sich aber nicht. Wenn wir ihn gefangen hatten und gewaltsam festhielten, verstellte er sich nicht selten mit größter Meisterschaft und gebärdete sich zuweilen, als müsse er im nächsten Augenblicke abscheiden; sowie er aber frei wurde, rächte er sich für die erlittene Gefangenschaft durch Beißen und entfloh hierauf mit vielsagendem Gegurgel.

Der zweite kalte Winter, den er in Deutschland verlebte, endete leider sein frisches, fröhliches Leben, und das ganze Haus trauerte um ihn, als ob ein Kind gestorben wäre. Jedermann hatte seine unzähligen Unarten vergessen und gedachte nur noch seines heiteren Wesens und seiner Gemütlichkeit.

Der Grünaffe, Abulandj oder Nißnaß der Araber (Cercopithecus sabaeus, Simia sabaea), erreicht eine Durchschnittsgröße, d. h. eine Länge von 1 m, wovon die Hälfte auf den Schwanz gerechnet werden muß, und eine Schulterhöhe von 40 cm. Die Haare der Oberseite sind gräulichgrün, schwarz geringelt und gespitzt, die der Arme, Beine und des Schwanzes einförmig aschgrau, die des kurzen Backenbartes weißlich, an der Wurzel schwarz geringelt, die der Unten- und Innenseite der Beine weißlich; Nase, Maul und Augenbrauen sehen schwarz aus; das Gesicht hat hellbraune Färbung.

Höchst wahrscheinlich unterscheiden sich die westafrikanischen Vertreter des Abulandj, denen man den Namen Cercopithecus griseoviridis gegeben hat, artlich nicht von den

ostafrikanischen und muß denselben somit ein weit größerer Verbreitungskreis, als man bisher angenommen, zugesprochen werden. Jedenfalls steht so viel fest, daß der Abulandj von Abessinien bis zu den westlichsten Zuflüssen des Nils an geeigneten Örtlichkeiten überall vorkommt.



Nonnenaffe (Cercopithecus mona). Diana (Cercopithecus diana). 1/8 natürl. Größe.

Andere Meerkatzen zeichnen sich durch besondere Schönheit aus. Eine der bekanntesten, die Diana (Cercopithecus diana und barbatus, Simia diana), ein ziemlich kleines, schlankes Tier, ist an ihrem langen Backen- und Stutzbarte leicht kenntlich. Ihre Hauptfarbe ist schiefergrau, der Rücken und das Kreuz sind purpurbraun, die unteren Teile weiß, die Schenkel hinten gelblich. Dem Weibchen mangelt der Bart. Die Gesamtlänge beträgt etwa 1 m, wovon über die Hälfte auf den Schwanz kommt. Diese Meerkatze wie die folgende und außerdem die Halsband-Meerkatze (Cercopithecus [Cercocebus] aethiops) sind ganz allerliebste, zierliche Tiere.

Mit der Diana hat der Nonnenaffe (Cercopithecus mona, Simia mona) Ähnlichkeit; doch fehlt ihm der Stutzbart. Gesicht und Gliedmaßen sind schwarz, Hinterkopf, Nacken und Rücken kastanienbraun, Oberkopf und Scheitel braun und grünlichgelb gemischt, ein Bogenstreifen über dem Auge schwarz und ein zweiter darüber blaß, Backenbart gelblichweiß, Unterhals, Brust, Bauch und Innenarme weiß. Die Leibeslänge eines ausgewachsenen Männchens beträgt 55 cm, die Schwanzlänge 60 cm.

Beide Affen stammen aus Westafrika.

Ebendort ist auch die blaumäulige Meerkatze, Muido der Eingeborenen Loangos (Cercopithecus cephus), heimisch, die von gleicher Größe wie der Abulandj, doch lebhafter und schöner als dieser gefärbt ist. Der Rücken, die Oberseite von Hals, Kopf wie die Außenseiten der Gliedmaßen sind unrein olivengrün, mit einem sehr hübschen goldigen Schimmer, die Unterseite und Innenseiten der Gliedmaßen, welche nach den Enden zu dunkler bis schwarz werden, sind bläulichgrau gefärbt. Das schön kobaltblau angelaufene Gesicht, mit einem weißen, bogenförmigen, mit den Schenkeln nach aufwärts gekrümmten Flecke auf der Oberlippe, ist von einem leuchtend gelben Backenbart umgeben, den ein schwarzer Strich von den olivenfarbigen Kopfhaaren trennt, der Schwanz ist von der Spitze bis fast zur Wurzel rostrot gefärbt. Recht gesunde, vollkräftige Affen dieser Art, und zwar beiderlei Geschlechts, zeigen diese auffällige Farbenzusammenstellung in so vollkommener Weise, als wären sie gebeizt oder bemalt.

Sie sind gemein in Unterguinea und namentlich von Yumba südwärts bis zum Kongo weit zahlreicher als andere Arten vertreten. Ihren Lieblingsaufenthalt bilden die stattlichen Wasserwälder, welche die Flußufer bis zum Meere begleiten, und binnenwärts die Regenwälder der Gebirge. Auch in den Mangrovenbeständen an der Küste bemerkt man sie häufig, und es scheint fast, daß sie dort auf Kruster und sonstiges Getier Jagd machen, denn andere Nahrung können die einförmigen Manglare ihnen nicht bieten. In der offenen Landschaft, wo die Grasflächen (Kampinen) vorherrschen, werden sie äußerst selten angetroffen, obwohl dort locker verstreute Bäume, Sträucher sowie die mannigfaltig zusammengesetzten Holzungen und Hage viel leckere Früchte hervorbringen. Demnach sind die blaumäuligen Meerkatzen fast ausschließlich Bewohner ausgedehnter Waldungen, während Verwandte: die einfach dunkel gefärbten Cercopithecus erxlebeni und C. nictitans, die oben beschriebene C. mona und C. diana, die diesen ähnelnde sehr hübsche Cercopithecus (Cercocebus) aethiops und ganz besonders die dunstgraue mit pflaumenblauem Gesichte: C. pygerythrus, gar nicht selten bandenweise in der offenen Landschaft umherstreifen. Sie alle sind jedoch weniger zahlreich als die erstgenannte Art und leben auch in kleineren Banden als diese, die man bis zu 30 und 40 beisammen findet.

Die Schilderungen auf S. 47 und 129 beziehen sich vornehmlich auf das Freileben dieser blaumäuligen Meerkatze. In Faktoreien, auf Schiffen, die mit Unterguinea verkehren, ist sie der allgemeine Liebling um ihres zuthulichen, liebenswürdigen Wesens, um ihrer Klugheit und ausgelassenen Munterkeit willen. Nach Pechuel-Loesches Erfahrungen, der neben anderen auch die vorstehend angeführten Affenarten im Freileben wie in Gefangenschaft beobachtet hat, dürfte kaum eine Meerkatze ausdauernder und geeigneter sein, zahm gehalten zu werden, als diese. „Eine, ein Weibchen, mit dem einheimischen Namen Muido gerufen, die ich sehr jung am Kongo erhielt und sorgfältig aufzog, habe ich vollkommen gesund fast 5 Jahre als Haustier besessen. An diesem Affen habe ich recht deutlich erkennen lernen, wie trefflich von frühster Jugend an geübte Pflege, wohlbedachte, sorgfältige Behandlung auf das Affengemüt einwirken, wie sehr Neckereien und rohe Späße, unbedachte Quälereien es verderben. Man würde in der That weit seltener über Bosheit, Reizbarkeit und Tücke zahm gehaltener

Affen zu klagen haben, wenn sie, wie es doch sonst erste Regel bei jeglicher Erziehung zu sein pflegt, gegen alle schlimmen Einflüsse behütet worden wären und zwar von Kindheit auf. An alt erworbenen Affen wird man schwerlich jemals Freude erleben, denn sie haben bereits zu viel erdulden müssen. Es ist wohl nicht richtig, zu sagen, der Charakter der Affen sei überhaupt schlecht, richtiger vielmehr: die unaufhörlichen Scherze und Quälereien, welche Menschen gerade an diesen Tieren mehr als an allen anderen verüben, verderben erst den Charakter, erwecken die bösen und ersticken alle guten Anlagen. Wie sehr die letzteren durch angemessene Behandlung entwickelt werden können, hat sich an manchem Schimpansen, am ersten und zweiten Gorilla, an unseren kleineren Affen verschiedener Art gezeigt. Darum sollte nicht nach Affen geurteilt werden, die bereits zu viel erlebt haben, durch viele Hände gegangen sind, sondern nur nach solchen, die man unmittelbar aus der Wildnis erhält und verständig behandelt; jedenfalls ist jeder andere untauglich geworden zu dem Versuche, ihn zum Haustiere heranzubilden.

„Unser Affe, der von seiner Kindheit an sorgfältig gegen alle schädlichen Einflüsse behütet worden war, genoß in Europa unbeschränkte Freiheit, bewegte sich ungehindert durch alle Zimmer, über Tische und Schränke, aber so geschickt und achtsam, daß er uns niemals irgend etwas zerbrochen hat. Er stieg durch die Fenster, turnte auf dem Balkon, lief auf dem Gesimse rings um das Haus, rutschte an den Dachrinnen hinab und tummelte sich in Hof und Garten. Wie ein folgsames Hündchen unternahm er mit uns stundenweite Spaziergänge durch Wald und Flur, fing sich Spinnen, Schmetterlinge, Grashüpfer (sein Lieblingsfutter) und tollte nach Herzenslust umher, wodurch offenbar seine Gesundheit wesentlich gekräftigt, seine Natur derartig abgehärtet wurde, daß er sich später sogar mehrmals in frisch gefallenem Schnee wälzen konnte, ohne Nachteil davon zu haben. Bei solchen Gelegenheiten gab er sich mit allen Menschen ab, die uns begegneten, wenn auch mit Auswahl; er liebte es, biedere Landleute durch jähes Hervorhuschen aus einem Verstecke und manchmal durch Anspringen zu erschrecken, that aber niemand etwas zuleide. Mit kleinen Hunden spielte er gern, großen wich er aus; wenn sie ihn aber bedrohten, dann ging er ihnen furchtlos zu Leibe, sprang ihnen auf den Nacken, maulschellierte sie, zauste die Ohren, biß und kratzte mit einer Gewandtheit, daß die Überfallenen schließlich wie sinnlos davonliefen. Vor Fröschen und Eidechsen zeigte er gar keine Furcht, mißhandelte sie aber auch nicht. Hatte er sich die Hände beschmutzt, so suchte er sie eifrigst irgendwie zu reinigen; gelang es ihm nicht genügend, dann wandte er sich bittend an uns.

„Daheim wurde er bloß durch eine Unart lästig, die ihm nicht abgewöhnt werden konnte: er war nicht stubenrein. Sonst folgte er dem Geheiße, ging in seinen Schlafkorb, in seinen Käfig, schloß selbst dessen Thür, ließ sich auch Unfug durch ein ‚St' verweisen. Als Spielzeug liebte er weiche Puppen, große und kleine Kautschukbälle, Korke, Hölzchen &c.; eines davon hatte stets für einige Zeit Vorrang und wurde mit in den Schlafkorb genommen, die übrigen wurden sorgsam hinter wie unter Schränken, in Gardinenfalten &c. untergebracht, versteckt und jedenfalls derart als Eigentum betrachtet, daß Berührung oder gar Wegnahme stets als unberechtigter Eingriff aufgefaßt wurde. In seinen geräumigen Backentaschen pflegte er alle möglichen Gegenstände bis zur Größe einer Walnuß, lieber jedoch kleinere, unterzubringen, die er allenthalben aufnahm. Für gewisse Gegenstände hatte er eine besondere Vorliebe; vermißte man sie, dann wußte man schon, wo sie zu finden waren. Bald pflegte meine Frau regelmäßig jeden Abend ihm die Backentaschen auszuleeren. Anfänglich sträubte er sich, später kramte er von selbst seine Schätze aus, wenn er auf den Schoß genommen wurde. Das Entleeren der Backentaschen beförderte er dadurch, daß er mit den Rücken der Hände von außen streichend oder schiebend nachhalf. Da kamen denn Steinchen, Erbsen, Münzen, Bohnen, Nägel, Korke, Fingerhüte, Glasstöpsel und andere

Dinge mehr zum Vorscheine, davon er die nicht anderweitig gebrauchten behalten durfte, denn er verlor kein einziges Stück. (Dergleichen sollten alle Affen mit Backentaschen erhalten; es fördert ihr Gedeihen.)

„Ungemein gern betrachtete er Abbildungen, besonders farbige, in Büchern und folgte aufmerksam dem Umblättern. Anfangs griff er blitzschnell nach bildlichen Darstellungen von Heuschrecken und Spinnen, mochten sie farbig oder schwarz sein, bald aber hatte er ausgefunden, daß sie nicht eßbar waren. Vor abgebildeten Schlangen und Echsen bekundete er keine Furcht, erkannte sie aber, wie aus dem wechselnden Ausdrucke seines Gesichtes, seiner Stimme hervorging.

„Seine Nahrung bestand in allem, das auf den Tisch kam, bloß Butterbrot und Milch verschmähte er gänzlich. Leidenschaftlich liebte er Zwiebeln sowie dick mit Senf bestrichene Brotstückchen; er schnitt zwar greuliche Gesichter dabei und machte verzweifelte Sprünge, aber fraß sie doch. Tinte schmeckte ihm auch: er hob die Goldfeder aus dem Trichter des Tintenfasses, leckte sie ab, legte sie sorgsam beiseite und tunkte nun so lange den Finger ein, bis er genug hatte. Tabaksrauch verabscheute er. Rotwein und Bier trank er sehr gern, übernahm sich jedoch nicht; am liebsten schlürfte er den Schaum vom Biere. Früchte aller Art waren ihm ebenfalls willkommen, besonders Johannis-, Erd- und Stachelbeeren, die er zierlich zu pflücken verstand, ohne dabei zu vergeuden, wie es bei frei lebenden Affen die Regel ist. Eier mochte er nicht, nahm auch niemals ein Nest aus, lebte sogar mit einem Fliegenfängerpärchen, das alljährlich an unserem Balkone nistete, auf ganz vertrautem Fuße, wie auch mit vielen anderen Vögeln, besonders Meisen und einem Buntspechte, die wir am Fenster zu füttern pflegen, und die teilweise auch ganz sorglos in das Zimmer kommen. Sein Tagewerk begann auf dem Frühstückstische. Sobald er, dem Schlafkorbe mit seinen warmen Decken entstiegen, sich im Käfig gelöst hatte, stürmte er nach dem Tische, um das Anzünden des Spiritus unter der Kaffeemaschine nicht zu versäumen und zugleich das benutzte und ihm brennend überlassene Schwefelhölzchen durch Klopfen und Rollen mit den Händen auszulöschen. Dann machte er mit erhobenen Armen Männchen vor dem Kochgeräte, wärmte sich und blickte aufmerksam in die geheimnisvolle Spiritusflamme, deren Wallen und Aufleuchten ihn stets ebenso fesselte wie das Zischen und Brodeln des Wassers. Später wurde er von seiner Herrin von Kopf bis zur Schwanzspitze hübsch durchgebürstet, und das behagte ihm so außerordentlich, daß er unaufgefordert alle die für solche Reinigung nötigen Lagen einnahm; die tägliche Gesichtswäsche liebte er schon viel weniger, und das Baden und Abseifen, das regelmäßig einmal in der Woche stattfand, war ihm verhaßt.

„Für Besucher faßte er sogleich Neigung oder Abneigung und änderte nachträglich niemals sein Betragen gegen sie, kannte auch alle stets sofort wieder. Die er leiden mochte, lud er durch Zupfen am Gewande sowie allerhand Bewegungen und Laute zum Spielen ein, sprang ihnen auf den Schoß, ließ sich krauen, streicheln und war so zuthulich wie drollig, daß er sich viele Freunde gewann. Die er nicht leiden mochte, beachtete er überhaupt nicht, und wenn sie sich doch mit ihm beschäftigen wollten, wich er aus oder machte Männchen und winkte ihnen heftig ab; beharrten sie dennoch im Annäherungsversuche oder lachten sie laut, dann ‚spielte er Basilisk‘, d. h. er streckte sich auf allen vieren, legte die Ohren zurück, riß das Maul weit auf, züngelte, grunzte und machte bedrohliche Bewegungen. Dann war es Zeit für uns, einzuschreiten, sonst griff er ohne weiteres auch an. Von uns ließ er sich wie ein Hund auf Menschen, Federvieh &c. hetzen. Beobachtungen ergaben, daß er sich sein Urteil über Personen nach einigen Äußerlichkeiten bildete: freundliches Gesicht, wohlklingende Stimme, vornehme Gelassenheit der Bewegungen gewannen ihn sofort, hastige Bewegungen, hart oder kalt blickende Augen, harsche, laute Stimme stießen ihn ab. Mit Kindern aber vergnügte er sich ausnahmslos gern, war duldsam gegen allzu wilde Behandlung, tollte, balgte sich

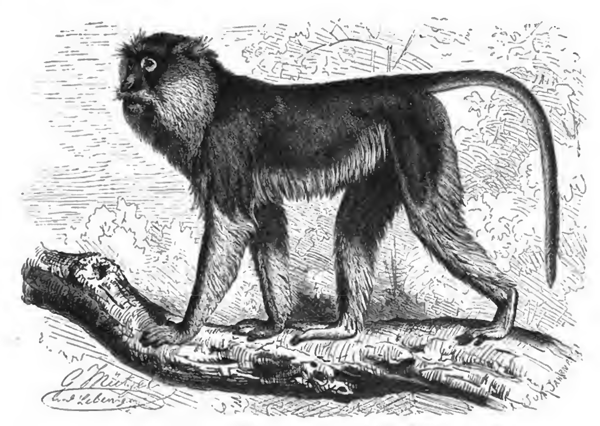
mit ihnen und machte sich endlich davon, wenn es ihm zu arg wurde. Niemals hat er ein Kind bedroht, gekratzt oder gar gebissen; sie waren alle seine guten Freunde.

„Rührend war seine Anhänglichkeit an meine Frau. Er betrachtete sich als ihren berufenen Beschützer, und wer sie berühren, auch bloß die Hand schütteln wollte, fand sofort das Tierchen sprungfertig an ihrer Seite, auf ihrer Schulter, auf ihrem Schoße. Als seine Herrin in eine schwere Krankheit verfiel, wurde der Affe traurig, unlustig und saß, um Einlaß bettelnd, stundenlang an der Thür zum Krankenzimmer. Als er endlich nach Wochen wieder hinein durfte, sprang er sogleich zu seiner Herrin, schmiegte sich leise klagend an sie, legte die Arme um den Hals und war nicht wieder fortzubringen.

„Nun begingen wir einen großen Fehler. Bisher hatte uns Muido auf allen Reisen begleitet; als wir aber eine Reise nach Südafrika antraten, ließen wir ihn in den Händen eines liebenswürdigen Tierfreundes, mit dem er sich sehr gut stand, zurück. Ein Mißgeschick aber fügte es, daß der Liebling 2 Monate vor unserer Heimkehr in andere Hände kam und im Übermaße die üblichen Scherze und Quälereien ertragen mußte, welchen Affen nur zu sehr ausgesetzt sind. Diese kurze Zeit hatte genügt, Muido in ein scheues, nervöses, reizbares Tier zu verwandeln; sein Fell war struppig und glanzlos geworden, einige Finger waren ihm gebrochen und steif geheilt, so daß er die eine Hand nicht mehr gebrauchen konnte. Er war nicht mehr munter und übermütig, sondern einfach wild und rücksichtslos, äußerst schreckhaft und mißtrauisch, feindlich gegen alle Menschen und bekam förmliche Wutanfälle infolge von Eindrücken, die, an sich harmlos, ihn an mancherlei Erduldetes erinnern mochten; schon der Klang mancher fremden Stimme konnte ihn hochgradig aufregen. Mit der ungetrübten Freude an unserem Lieblinge war es vorbei. Fremde durften wir nicht mehr zu ihm lassen. Fortgesetzte sorgsame Behandlung milderte zwar vieles Schlimme, konnte es aber nicht gänzlich verwischen. Noch einmal traten seine früheren guten Eigenschaften hervor, als uns ein Knabe geboren wurde. Das kleine, hilflose Menschenkind nahm all seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Obwohl anfänglich besorgt, konnten wir ihm doch bald seinen Willen lassen; er wurde nun auch wieder zuthulich, liebenswürdig und artig. Als der Junge erst durch die Zimmer kroch, begann die wahre Lust: Kind und Affe wurden die besten Spielgefährten, kobolzten miteinander auf den Teppichen, zogen an Tüchern hin und wieder und vergnügten sich königlich. Wurde der Knabe ausgefahren, dann durfte der Affe nicht fehlen, und wir konnten die seltsame Begleitung gestatten, weil wir frei vor der Stadt wohnten. Bald aber kam eine neue Wendung. In Muido regte sich die echte Affenliebe, er wurde eifersüchtig. Das war sein Kind, und er glaubte es so ziemlich von jedermann bedroht; niemand sollte es berühren, hätscheln. Hätte er nur wenigstens die Pflegedienste verrichtet, auf welche nun einmal junge Menschen angewiesen sind, so hätte es noch gehen mögen. Aber das vermochte er doch nicht, und so gab es Zusammenstöße. Er vergriff sich an der Wärterin und biß schließlich sogar die Mutter. Ich blieb zuletzt der einzige Mensch, der das Kind aufnehmen, hätscheln, forttragen durfte. Wenn der Knabe nicht im Zimmer war, namentlich abends, wenn er schlief, zeigte sich Muido allerdings wie vordem anhänglich und liebenswürdig gegen seine Herrin; war aber das Kind zugegen, dann gab es nichts anderes für ihn als seinen Schützling, der gegen jedermann behütet werden mußte. Der Affe litt förmlich an einer fixen Idee und war davon nicht abzubringen. Wir mußten uns endlich entschließen, ihn fortzuschaffen. Das fiel uns sehr schwer, denn Muido hatte fast 5 Jahre mit uns gelebt. Er fand eine gute Heimstätte im Tiergarten von Pinkert zu Leipzig.

„Dieser Affe verfügte über eine sehr ausgiebige Stimme. Wir vermochten 13 einzelne Laute oder Lautgruppen zu unterscheiden: vom leisen, melodisch zu nennenden, mannigfaltig betonten Zirpen, Zwitschern und Schnurren des Behagens, der Bitte, der Vergnügtheit bis zum gellenden Quieken und Kreischen der Wut; vom kaum hörbaren ‚Tuk tuk‘, wenn er sich,

was er oft that, des Abends in einem unbeleuchteten Nebenzimmer gruseln machte, bis zum hellen, überlauten ‚Teck‘ des jähen Schreckens und dem hohen Belfern, Zetern, dem tiefen Poltern, Gurgeln, Grunzen verschiedener Stufen der Erregtheit. Am wunderbarsten war, was wir seinen Sonnengruß nannten. Wenn morgens die Sonnenstrahlen ins Zimmer fielen, suchte er im Fenster, auf dem Tische oder Boden einen voll beleuchteten Fleck, machte Männchen, wandte sich der Sonne zu, hob die Arme leise wiegend, spitzte das Maul und ließ nun aus tiefster Brust sowie überraschend laut 5—6mal hintereinander etwa die größere Hälfte einer chromatischen Tonleiter erschallen und schloß mit einem tiefen, langgezogenen ‚ö‘. Es waren höchst sonderbare Laute, wie ich sie niemals sonst von Affen gehört habe. Von den musikalischen Neigungen dieses Affen ist bereits auf Seite 18 berichtet worden."



Husarenaffe (Cercopithecus ruber). 1/4 natürl. Größe.

Nicht alle Meerkatzen sind so liebenswürdig wie die eben beschriebenen Arten; einige scheinen sogar recht mürrisch und widerwärtig zu sein. Nach meinen Erfahrungen ist der Husarenaffe (Cercopithecus ruber, pyrrhonotus und patas), wahrscheinlich die Callitriche des Plinius, die langweiligste und unliebenswürdigste Meerkatze; andere mögen wohl besser über ihn urteilen dürfen. In der Größe übertrifft dieser Affe die vorher beschriebenen fast um die Hälfte, mindestens um ein Drittel. Das Gesicht ist schwarz, die Nase weißlich, der Backenbart weiß, ein Fleck auf dem Kopfe dunkelrot, schwärzlich umsäumt, der übrige Pelz oben schimmernd rötelfarbig oder goldigrot, unten, an der Innenseite der Beine, an den Vorderarmen und Unterschenkeln weiß.

Der Verbreitungskreis des Husarenaffen erstreckt sich vom Westen Afrikas bis Abessinien; das Tier scheint jedoch überall spärlicher aufzutreten als der Abulandj oder Grünaffe. Ich habe jenen, soviel ich mich erinnere, nur einige Male in den Waldungen des Blauen Flusses oberhalb Senaars gesehen; Heuglin und Hartmann dagegen trafen ihn

häufiger und zwar vorzugsweise in dünn bestandenen Steppenwaldungen oder im Hochgrase, mit welchem die Färbung seines Pelzes übereinstimmt. In seinem Wesen scheint er das gerade Gegenteil des Abulandj zu sein. Sein Gesichtsausdruck ist der eines Staatshämorrhoidariers, ewig mürrisch und unfreundlich nämlich, und sein Handeln straft diesen Ausdruck in keiner Weise Lügen. Solange er noch jung ist, zeigt er sich wenigstens einigermaßen liebenswürdig; mit steigendem Alter aber nimmt seine Reizbarkeit in einer Weise zu, daß man wirklich kaum mehr mit ihm auszukommen vermag. An ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihm und irgend einem anderen Geschöpfe, seine Mitaffen nicht ausgeschlossen, ist kaum zu denken. Alles scheint ihm widerwärtig zu sein, ihn mindestens im höchsten Grade zu langweilen, die unschuldigste Handlung eine ihm angethane Beleidigung zu sein. Ein Blick erregt seinen Ärger, Gelächter bringt ihn in förmliche Wut. Dann sperrt er, so weit er kann, das Maul auf und zeigt die verhältnismäßig überaus großen Zähne, versucht auch, falls es ihm irgend möglich, dieselben an dem verhaßten Gegner zu erproben. Freundliche Worte helfen soviel wie nichts, Schläge verschlimmern mehr, als sie bessern. Ich erinnere mich nicht, jemals einen wirklich zahmen älteren Husarenaffen gesehen zu haben, bin vielmehr nur mit wütenden und tückischen bekannt geworden. — Unsere Gefangenen erhalten wir von der Küste Guineas, ausnahmsweise auch von Ägypten, wohin der Husarenaffe vom Sudan gebracht wird.

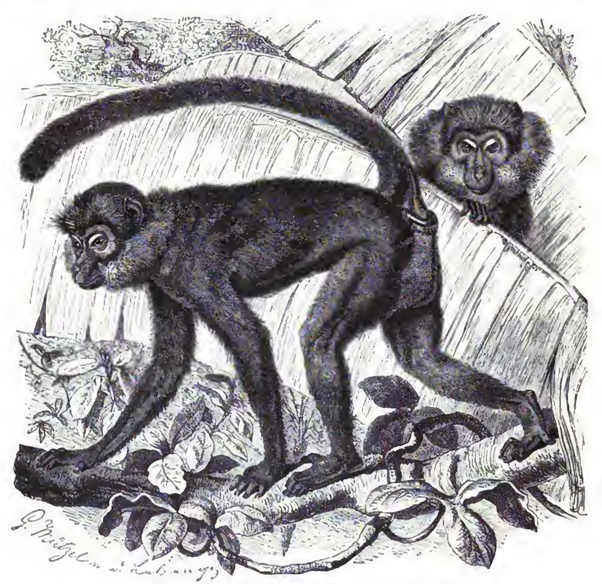
Die neueren Forscher trennen die kräftigeren Meerkatzen mit verlängerterem Schnauzenteile und leistenartig erhöhtem Brauenbogen oder Augenhöhlenrändern und unpaarem Höcker auf dem fünften unteren Backenzahne unter dem Händlernamen Mangabes (Cercocebus) von den übrigen, obwohl sie in allem Wesentlichen diesen sonst ähneln.

Einer der bekanntesten Vertreter dieser Gruppe, der Mohrenaffe oder gemeine Mangabe (Cercopithecus [Cercocebus] fuliginosus), erreicht eine ziemlich beträchtliche Größe; seine Länge beträgt bis 1,25 m, wovon auf den Schwanz 60 cm kommen, die Schulterhöhe 40 cm. Die Färbung der oberen Seite ist ein düsteres Schwarz, welches unten an den Innenseiten der Gliedmaßen ins Schiefergraue übergeht. Gesicht und Hände sind schwarz, die oberen Augenlider fast rein weiß. Er kommt von der Westküste Afrikas neuerdings ziemlich regelmäßig in unsere Sammlungen. In ihrem Wesen und Gebaren ähneln sie den Verwandten, doch hat es mir scheinen wollen, als ob sie sich durch größeren Ernst und mürrischeres Wesen von ihnen nicht eben zu ihrem Vorteile unterschieden.

Einen äußerlich sehr ähnlichen westafrikanischen Verwandten, den Cercopithecus albigena, schildert Pechuel-Loesche: „Der Mbukumbuku, so nennen ihn die Eingeborenen der Loangoküste, findet sich in ausgedehnten Wäldern, jedoch nirgends häufig, auch nicht in Banden, sondern zu zweien und dreien, alte Männchen auch einzeln. Er ist nicht so rastlos wie die Meerkatzen, aber doch ebenso behende im Gezweige und macht außerordentlich weite Sprünge, auch vermag er auf dem Boden recht schnell zu laufen und geschickt zu schwimmen. Das Gesicht gewinnt durch den im Zorne aufgerichteten Haarschopf und das starke Gebiß einen zur Vorsicht mahnenden Ausdruck, zumal er auch, den Gegner fixierend, gern den Rachen aufreißt und mit dem Kopfe drohende Bewegungen macht. Der kräftigste unserer pommerschen Schäferhunde wurde von einem solchen Affen einmal recht übel zugerichtet und ging späterhin einem in Tschintschotscho zahm lebenden vorsichtig aus dem Wege.

„Den Namen Mbukumbuku hat er nach seinem Rufe erhalten, den aber wohl nur das Männchen so laut schallend hören läßt. Der Ruf ist ein doppelter: entweder ein schnell und beliebig oft nacheinander hervorgestoßenes volltönendes Grunzen wie ‚Hu-u hu-u hu-u‘ oder ein in Pausen bedächtig wiederholtes tieferes ‚Huch‘ oder ‚Huf‘. Bei dem bald kurz, bald lang betonten ‚Hu-u‘ wird die erste Silbe durch Ausstoßen, die zweite durch Einziehen

der Luft erzeugt; es klingt polternd und grollend und wird unter Grimassen, Aufrichten des Schopfes, Krümmung des Rückens und oft senkrechter Stellung des langen Schwanzes vorgetragen. Da der stattliche schwarze Bursche es liebt, sich manchmal minutenlang in dieser Weise zu äußern, gewinnt man genau den Eindruck, als hielte er eine zornige Rede. In der Wildnis ist er (wie der stattliche farbenschöne Turacus cristatus, der Vogel, der mit ihm die nämlichen Wälder bewohnt und ihn an weithin hallender Stimme fast über-



Mohrenaffe (Cercopithecus fuliginosus). ⅙ natürl. Größe.

trifft) unter günstigen Umständen gewiß mehrere Kilometer weit zu hören; dabei sieht man ihn häufig am Flußufer auf einem mittelhohen Zweige, den er gleichsam als seine Kanzel erwählt und wieder verläßt, wenn er geendet hat. Doch habe ich auch beobachtet, daß er im dichten Walde, und während er Früchte verspeist, gern seinen Ruf erschallen läßt. Dies ist recht vorteilhaft für den Jäger, der ihn verhören und sich danach anschleichen kann. Bei freudiger Erregung wandelt er das „Hu-u‘ in ein oft wiederholtes einfaches ‚Ho‘. Die Stimme ist wohlklingend, aber, wie schon erwähnt, auffallend laut. Daher belegen die Eingeborenen diejenigen ihrer Mitmenschen, welche ihre Sprachwerkzeuge allzu rücksichtslos gebrauchen, auch mit dem Spottnamen ‚Mbukumbuku‘.

„Dieser Affe gebietet überhaupt über die ausgiebigsten Stimmmittel. Ein zahm in unserem Gehöfte lebender und ‚Mohr‘ genannter, ein schönes, starkes Männchen, verfügte noch über vier Lautgruppen, um seine Wünsche kundzugeben. Zwei davon ließ er so regelmäßig und zweckvoll hören, daß man mit Bestimmtheit sagen konnte, was Mohr wollte: ob Essen und Trinken, ob Beseitigung irgend welches Ungemaches oder Mißgeschickes, wie es in einem Affenleben wohl vorkommen mag. Drang der vom Winde gepeitschte Regen in seine auf einer Stange thronende Schlaftonne, und verlangte er die seitliche Drehung der Öffnung, so rief er selbst des Nachts nach mir; ebenso, wenn seine Leine sich festgeklemmt hatte und seine Kräfte zum Ablösen nicht hinreichten. Seine Ausdrucksweise näher zu beschreiben, will mir allerdings nicht gelingen; genug, man verstand sie. Alle übrigen unserer Affen, mit Ausnahme des Gorillas, dachten nie daran, durch Ausstoßen bestimmter Laute Menschen, die sie nicht sahen, zu ihrer Hilfe herbeizurufen; denn Laute der Freude, des Schreckens, des Ärgers und Unbehagens überhaupt, welche sie von sich gaben, erstrebten nicht diesen einen bestimmten Zweck.

„Mohr besaß jedenfalls eine hohe natürliche Begabung, und seine Geisteskräfte entwickelten sich unter unserer Obhut bedeutend. Seine Thaten, seine Eigenheiten in ihrer mannigfaltigen Beziehung und Feinheit bereiteten uns viel Vergnügen. Er war anhänglich und dankbar, liebenswürdig mit denen, die ihm Gutes erwiesen, haßte aber unwandelbar von ganzem Herzen die, welche ihn absichtlich und wiederholt gekränkt hatten. Unbändig und übermütig, kraftvoll und gewandt, war er ein guter Freund und ein schlimmer Feind, den man wie einen Hund auf unliebsame Personen hetzen konnte. Löste er sich, wie dies oft geschah, einmal unerwartet von seiner Leine, so floh die Mehrzahl unseres Gesindes in größter Eile. Denn denen, mit welchen er eine alte Rechnung auszugleichen hatte, die er unter vielen genau kannte, wußte er immer durch schnelle Angriffe beizukommen, riß ihnen die Kleider vom Leibe, zauste ihnen das Haar, kratzte, ohrfeigte sie und biß manchmal in bedenklicher Weise. Da er schwer und sehr kräftig war, vermochte er beim ersten Anspringen sogar Erwachsene zu Boden zu werfen. Den Frauen und Mädchen, die des Morgens Wirtschaftsbedarf anboten, that er jedoch nichts, untersuchte aber, dabei sehr oft vom Gorilla unterstützt, ihre Körbe und nahm, was ihm gut dünkte. Ab und zu fing er sich auch ein Huhn oder eine Taube, die wir ihm aber schleunigst wieder abnahmen; deswegen entrann er einmal mit seiner Beute in den nahen Wald, kehrte aber am nächsten Tage ganz unbefangen zurück. Er war der beste Spielgefährte unseres Gorillas, balgte sich mit ihm in tollster Weise und hielt außerdem treue Freundschaft mit dem Hammel Mfuka, der über Mensch und Tier im Gehöfte sich das Recht des Ordnungsstifters anmaßte. Diesem, der ihn oft besuchte, saß er bisweilen lange Zeit auf Hals und Kopf und trieb mit ihm allerlei nicht immer sanfte Kurzweil. Gewöhnlich lag er an einer langen, dünnen Leine, so daß er noch das allgemeine Affenhaus, darin namentlich Schimpansen und Meerkatzen lebten, erreichen und auf das Dach steigen konnte, dessen Traufe etwas höher als mein Scheitel war. So groß war die Kraft und Sicherheit dieses Affen im Springen, daß er, wenn ich mich bis gemessene 7 m weit von der Traufe aufstellte, die Hände flach aneinander gedrückt ausstreckte und ‚komm Mohr!‘ rief, er mit frohem Grunzen, die Glieder weit gespreizt, gewissermaßen auf meine Hände flog und dort sogleich in vollkommenem Gleichgewichte haften blieb. Ging ich noch weiter ab, so versagte er, dem Rufe zu folgen; er kannte seine Leistungsfähigkeit genau. Bevor er sprang, sah er stets erst nach seiner Leine und warf sie frei nach vorn, damit sie ihn nicht hindere.

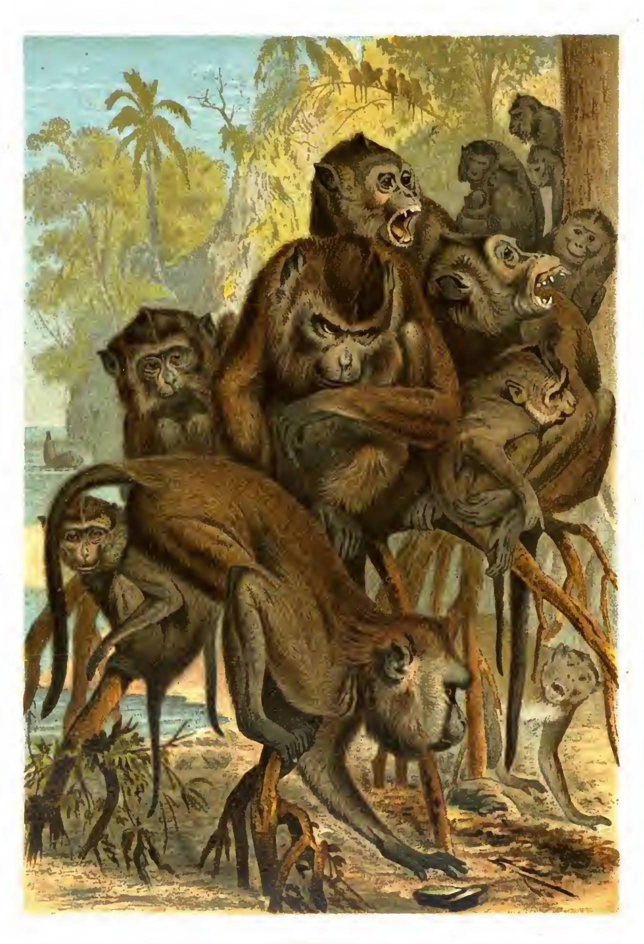
„Mohr verstand den kunstvollsten Knoten seiner Leine zu lösen, wenn dieser nicht noch besonders durch Kupferdraht gesichert war, knüpfte aber niemals den entfernteren am Stangenringe, sondern den am Leibesgürtel auf, damit der Strick nicht nachschleppe. Hatte sich

seine Leine irgendwo verschlungen, so untersuchte er bedächtig ihren Verlauf, folgte diesem rückwärts und entwirrte sie. Unsere recht klugen Paviane vermochten ihm diese und ähnliche Kunststücke nicht nachzuthun: sie blieben stets auf die Hilfe des Menschen angewiesen, die sie geduldig erwarteten, aber nicht anriefen. Mohr erfand zu seiner und unserer Belustigung ganz überraschende Kunststücke. Als einmal eine leere Kiste in die Nähe seiner Stange gestellt wurde, hüpfte er stampfend darauf umher und erfreute sich am Dröhnen des Hohlraumes. Dann übersprang er unermüdlich die Kluft zwischen Kiste und Stange, verfiel aber bald auf eine schwierigere Ausführungsweise: er setzte sich auf die Kistenkante mit dem Rücken nach seiner Stange, sprang, sich rückwärts halb überschlagend, an diese, so daß er dort mit dem Kopfe nach unten anlangte, und wieder in umgekehrter Drehungsrichtung zur Kiste. Diese Sprünge führte er schließlich so schnell und oftmals hintereinander aus, daß er wie ein Kautschukball hin- und herzufliegen schien. Nicht lange, und er hatte es so weit gebracht, daß er wenigstens von der Kiste zur Stange zu springen vermochte, indem er sich anderthalbmal rückwärts in der Luft überschlug. Ferner besaß er eine bei keinem anderen Affen in so auffälliger Weise hervortretende Vorliebe für das Schaukeln, die er in mannigfacher Weise zu befriedigen wußte. An einem ihm erreichbaren Baume, an einem Hüttendache und an seiner Schlaftonne auf der Stange hatte er eine Anzahl Stellen ausgefunden, die er zweckvoll benutzte, um seine sehr lange Leine durch Einklemmen oder Umwickeln zu befestigen und sich am Ende, das seinen Leibesgürtel hielt, nach Herzenslust in weitem Bogen hin- und herzuschwingen. Dabei ging er mit bewundernswerter Bedachtsamkeit zu Werke und bemaß z. B. die Endlänge seines Strickes genau nach den Anforderungen; war sie zu kurz oder zu lang, so stieg er nach oben und veränderte die Befestigung. Die einmal erprobte Weise wandte er sofort wieder an, auch wenn ihm erst nach Monaten dazu abermals Gelegenheit geboten wurde.

„Am drolligsten nahm er sich aus, wenn irgend ein neues Problem sein erfinderisches Gehirn beschäftigte, wenn wir z. B. in Sicht von ihm mit astronomischen Instrumenten arbeiteten oder sonst welche ihm ungewohnte Verrichtungen vornahmen. Dann saß er auf der Erde, auf einem Kasten, einer Tonne in der nachdenklichen Stellung eines Menschen, die rechte oder linke Hand an das Kinn gelegt oder den Zeigefinger an die Lippen gedrückt, dabei leise grunzend oder brummend unser Thun verfolgend, bisweilen auch in seine eben beschriebene Philippika verfallend. Er war in dieser Stellung so einzig und originell, daß Falkenstein ihn photographierte. Einige andere Affen der nämlichen Art, die ich in Faktoreien beobachten konnte, zeigten sich ebenso geistig regsam wie unser ‚Mohr‘ und waren die Lieblinge ihrer Besitzer.“

*

Mit dem Namen Makak oder Makako (Macacus) bezeichnet man in Westafrika sehr verschiedenartige Affen, im wissenschaftlichen Sinne aber eine nicht besonders zahlreiche Gattung, deren Mitglieder bis auf eines im südöstlichen Asien leben. Im allgemeinen kennzeichnen sich die Makaken durch folgende Merkmale: Der Bau ist untersetzt; die mäßig langen Gliedmaßen sind kräftig; die Schnauze tritt ungefähr ebensoweit wie bei den Meerkatzen vor; der Gesichtswinkel beträgt 40—50 Grad; der Kinnladenteil ist dick, die Nase besonders vorstehend; die Nasenlöcher sind kurz und engständig; der kurze Daumen und die beträchtlich längere Daumenzehe tragen platte, die übrigen Finger und Zehen hohlziegelförmige Nägel. An den nackten Hinterbacken machen sich die großen Schwielen sehr bemerklich. Der Schwanz spielt in verschiedener Länge und Stärke, erreicht bei einzelnen beinahe Leibeslänge und ist bei anderen fast gänzlich verkümmert. Backentaschen und Gesäßschwielen sind groß. Als fernere Eigentümlichkeit dieser Tiere mag noch erwähnt sein, daß das Kopfhaar bei einigen in der Mitte gescheitelt ist, bei anderen perückenartig von dem sonst



MAKAK





fast kahlen Scheitel herabfällt, und daß der einzelnen fehlende Backenbart bei anderen eine geradezu beispiellose Wucherung zeigt.

In der Vorzeit waren die Makaken über einen großen Teil Europas verbreitet, und auch gegenwärtig noch gehen sie am weitesten nach Norden hinauf. Die stummelschwänzigen Arten bewohnen Nordafrika, China und Japan, die langschwänzigen das Festland und die Inseln Ostindiens. Sie vertreten gleichsam die Meerkatzen, ähneln aber den Pavianen in vieler Hinsicht und leben bald wie jene in Wäldern, bald wie diese mehr auf Felsen. Beider Unverschämtheit scheint in ihrem Wesen vereinigt zu sein; in der Jugend sind sie gemütlich lustig wie die Meerkatzen, im Alter boshaft und frech wie die Paviane. Sie eignen sich vortrefflich für die Gefangenschaft, halten am längsten in ihr aus und pflanzen sich am leichtesten in ihr fort. Daher weiß man auch, daß sie 7 Monate trächtig gehen. Während der Brunstzeit schwellen die Geschlechtsteile ihrer Weibchen stark an wie bei den weiblichen Pavianen.

Wohl die bekannteste Art der Gattung ist der Makak oder Javaneraffe, Monjet der Javaner (Macacus cynomolgus, Cynomolgus cynocephalus). Er erreicht eine Länge von höchstens 1,15 m, wovon der Schwanz 50—58 cm wegnimmt, und eine Schulterhöhe von etwa 45 cm. Der Backenbart ist sehr kurz, das Kopfhaar beim Männchen flach niedergedrückt, beim Weibchen kammartig in der Mitte aufgekrempelt; der übrige Pelz hat auf der Oberseite olivenbräunlichgrüne, mit Schwarz untermischte, auf der dünner behaarten Unterseite weißlichgraue, die Innenseite der Gliedmaßen graue, Hände, Füße und Schwanz schwärzliche Färbung; das Gesicht sieht bleigrau, zwischen den Augen weißlich aus; die Ohren sind schwärzlich; die Iris ist braun. Nach Blanford können außerdem noch zwei Spielarten unterschieden werden: eine mit dunklerer Behaarung und schwärzlichem Gesichte (M. carbonarius) und eine gelblich rotbraune (M. aureus).

Der Verbreitungskreis des gemeinen Makaken erstreckt sich über Ostasien; namentlich die Großen Sunda-Inseln beherbergen ihn in Menge. Blanford, der ihn den krabbenfressenden Affen nennt, führt an, daß er in Barma und Arakan besonders küstenwärts im Bereiche der Gezeiten vorkomme und Menschen nicht scheue, sogar vom Boote aus zugeworfenes Futter aufnehme; ferner, daß er im oberen Barma nicht sicher nachgewiesen und vermutlich auch kein Bewohner von Hügel- oder Berggegenden sei. In Siam und auf der Malayischen Halbinsel ist er gemein. Außerdem soll er auf den Nikobaren und dann sicherlich eingeführt, nicht aber auf den Andamanen gefunden werden. Nach Rosenberg kommt er in den nördlichen Gebieten von Celebes nirgends vor, ist dagegen in den südlichen gemein. Forbes fand ihn häufig auch auf der Insel Timor, wo er sich am weitesten ostwärts verbreitet. Er dürfte indessen ein verhältnismäßig neuer, vielleicht erst durch den Menschen eingeführter Ankömmling auf diesen Inseln sein. Aus den Berichten der Reisenden geht hervor, daß er überall, wo er vorkommt, häufig ist. Gleichwohl besitzen wir, soviel mir bekannt, eine eingehende Schilderung seines Freilebens noch nicht. Der eine oder andere erwähnt beiläufig, daß der Makak und andere Affen in größeren Gesellschaften sich in der Nähe von Flußufern aufhalten, läßt es hierbei aber auch bewenden, und es will fast scheinen, als ob jeder glaube, daß die Lebensweise eines so bekannten Tieres längst ausführlich geschildert sein müsse, es sich daher auch gar nicht lohne, über dasselbe noch etwas zu sagen. Wie häufig der Makak in seiner Heimat sein muß, geht am besten daraus hervor, daß unsere Tierhändler selten mehr als 25 Mark für ihn fordern, auch fast jederzeit im stande sind, ihn in beliebiger Menge zu liefern, weil beinahe jedes von Indien ankommende Schiff eine größere oder geringere Anzahl dieser Affen an Bord hat. Wie mir Schiffer erzählten, bieten die Eingeborenen ihnen in jedem Hafen des Festlandes und der Inseln gezähmte Javaneraffen zum Kaufe an und verlangen für dieselben in der Regel recht niedrige Preise.

Die ausführlichsten mir bekannten Bemerkungen über den Monjet verdanken wir Junghuhn. Nachdem er die Tierarmut der Urwaldungen Javas hervorgehoben und erwähnt hat, daß unser Affe den anderen Tierarten gegenüber eine Ausnahme mache, fährt er fort: „Der Monjet ißt gern Früchte von allerlei Bäumen und kommt daher in den Urwäldern bis zu einer Höhe von 1600 m ebenso häufig vor wie in den Rhizophorenwaldungen des Seestrandes, wo man ihn oft genug umherspazieren sieht, um die Krabben und Muscheln aufzulesen und zu verzehren, welche die Flut auf dem Gestade zurückließ. Er ist ein guter Gesellschafter, liebt die Einsamkeit nicht, sondern hält sich stets in Banden von 10 bis 50 Stücken zusammen. Oft kann man sich an den Kapriolen dieses fröhlichen, auch in der Wildnis durchaus nicht scheuen Affen belustigen, wenn man die Weibchen mit ihren Jungen, welche sich fest an die Brust der Mutter angeklammert haben, dort in den Bäumen umherspringen sieht, oder wenn man andere erblickt, welche, unbekümmert um den zuschauenden Reisenden, sich auf den weit über den Spiegel eines Baches herüberhängenden Zweigen schaukeln.“

Wahrscheinlich bezieht sich auch folgende Bemerkung Junghuhns auf unseren Affen: „Wir kamen durch ein Dorf (auf Java), dem sich ein kleiner, rings von angebauten Gegenden umgebener Wald anschließt. Es scheint ein übriggebliebenes, absichtlich geschontes Stückchen eines größeren Waldes zu sein, den der Feldbau vernichtete. Besonders Feigenbäume sind es, welche sich hoch emporwölben, und deren Zweige mit Rotang-Arten durchschlungen sind. Man führte uns auf ein kleines rundes Plätzchen im Walde, wo man einige Stühle für uns niedergesetzt hatte. Hier wurde auf ein großes Stück Bambusrohr geschlagen, was einen hohlen Ton hervorbrachte. Die Javaner sagten uns, das sei die Trommel für die Affen. Kaum war die Trommel geschlagen, als es auf einmal im Walde anfing zu rauschen und von allen Seiten her mehr als hundert graue Affen herbeisprangen. Groß und klein, alte bärtige Väter, flinke Junge und Mütterchen mit dem an ihrem Leibe angeklammerten Säuglinge — alle kamen aus dem Baumdickicht herab auf das Plätzchen, wo sie sich an unsere Gegenwart wenig kehrten, sondern wie alte Bekannte um uns herumsprangen. Sie waren so wenig scheu, daß sie Reis und Pisang, Geschenke, welche wir für sie mitgebracht hatten, aus unseren Händen nahmen. Zwei sehr schöne und große männliche Stücke zeichneten sich durch ihr dreistes Betragen besonders aus. Sie öffneten ohne weitere Umstände die Körbe, welche sich in den Händen der Javaner befanden, und nahmen dasjenige heraus, was ihnen am besten gefiel. Wie Kavaliere stolzierten sie zwischen den anderen Affen umher, welche einen hohen Grad von Achtung vor ihnen zu erkennen gaben. Freilich war ihre Art, sich in Achtung zu setzen, etwas handgreiflich. Wurde ihnen das Gedränge um sie herum zu groß, so packten sie einige ihrer Kameraden mit den Händen, andere mit den Zähnen, weshalb die übrigen unter Angstgeschrei und mit solcher Bestürzung zur Seite flohen, daß sie erst von den Zweigen der Bäume aus zurückzusehen wagten und sich dem Reise erst dann wieder näherten, wenn die großen Herren gesättigt sich zurückgezogen hatten. Sich selbst jedoch wichen diese beiden Despoten, welche ihre Unterthanen durch Furcht in Respekt zu halten schienen, sehr sorgfältig aus. Als wir uns entfernten, zerstreuten sich die Affen wieder im Walde. Die Javaner tragen ihnen öfters, um sich an ihren Sprüngen zu ergötzen, Futter zu; doch würde das vielleicht nicht geschehen, wenn bei den Javanern nicht alle alten Gebräuche, deren Ursprung sie öfters selbst nicht mehr anzugeben wissen, geheiligt wären.“

Diese Schilderung paßt vollkommen auf das Wesen unseres Affen; denn genau so benehmen sie sich auch im Käfig: der Stärkste behält unter allen Umständen recht. Durch Martens erfahren wir, daß die Europäer in Java oft Affen und Papageien halten, und daß der Affe, welchen man am häufigsten zu sehen bekommt, eben unser Makak ist. „Auch

im wilden Zustande ist er einer der gemeinsten im Indischen Archipel. Ich sah ihn als solchen, außer auf Java, in Banka und auf den Philippinen; wenigstens vermag ich vorläufig nicht, die neuerdings wegen etwas hellerer oder dunklerer Färbung davon getrennten Arten zu unterscheiden. Man hält ihn oft in Pferdeställen, wie bei uns Böcke und Kaninchen, wohl aus ähnlichen Gründen. Die Javaner sagen, die Pferde langweilen sich dann nicht so sehr und gedeihen dadurch besser." Blanford teilt mit, daß er vortrefflich schwimme und tauche, und erzählt, auf Tickell sich stützend, daß ein gefangener nicht nur aus dem Boote sprang, sondern auch tauchte, einmal an 50 m weit, um sich seinen Verfolgern zu entziehen.

In unseren Tiergärten und Tierschaubuden bildet der Makak einen wesentlichen Teil der Bewohnerschaft, und hier wie dort erwirbt er sich Freunde. Wie in seiner Gestalt, ähnelt er auch in seinem Wesen den Meerkatzen. Ich habe im Verlaufe der Zeit sicherlich gegen hundert dieser Affen gepflegt und vielleicht die zehnfache Anzahl gesehen und beobachtet, fühle mich aber außer stande, etwas Wesentliches anzugeben, wodurch der Makak von den Meerkatzen sich unterscheidet. Seine Bewegungen sind entschieden plumper als die der letztgenannten Affen, immer aber noch behende genug. In Gebaren, Eigenheiten und Charakter dagegen stimmen beide Gruppen vollständig überein. Auch er ist ein ununterbrochen munterer, gutmütiger Affe, verträgt sich ausgezeichnet mit seinesgleichen und den ihm verwandten Arten, weiß ebenso mit größeren Affen trefflich auszukommen und sich sogar in die Laune der Paviane zu fügen oder ihren Grobheiten zu begegnen, wenn er in die Lage kommt, mit ihnen sich abgeben zu müssen. Daß er seinerseits Hilflose nach Kräften bemuttert, kleinere aber ebenso schlecht behandelt, als er von größeren sich behandeln läßt, eine zuweilen widerwärtige Selbstsucht und zuweilen wiederum eine hingebende Aufopferung an den Tag legt, unterscheidet ihn nicht von den Meerkatzen, da diese ja ebenfalls genau in derselben Weise verfahren. Überhaupt bekundet er dieselbe Wetterwendischkeit des Wesens wie die eben genannten Affen. Eben noch äußerst gemütlich und gutmütig, ist er im nächsten Augenblicke einer Kleinigkeit halber höchst entrüstet, erzürnt und boshaft; eben noch überfließend vor lauter Zärtlichkeit gegen einen Mitaffen oder seinen Wärter, maulschelliert er in der nächsten Minute jenen und versucht, diesen zu beißen. Doch muß ich zu seinem Ruhme sagen, daß auch er für gute Behandlung in hohem Grade empfänglich sich zeigt. Es verursacht deshalb seine Zähmung kaum nennenswerte Mühe. Derjenige, welcher ihn einige Male fütterte oder ihm einen Leckerbissen zusteckte, erringt bald seine vollste Freundschaft und zuletzt eine wirklich dauernde Anhänglichkeit. Denn wenn auch kleine Zerwürfnisse zwischen ihm und dem Pfleger an der Tagesordnung sind, stellt sich das alte Verhältnis doch sofort wieder her, sobald irgend eine andere Einwirkung von außen sich geltend macht und unseren Affen in einige Verlegenheit setzt. Neugierig in vollem Maße, der Langenweile entschieden abhold und für jede Änderung der Lage äußerst empfänglich, läßt der Makak leichter noch als die in dieser Hinsicht gleichgearteten Paviane durch Erregung seiner Aufmerksamkeit nach Belieben sich leiten und lenken und selbst im höchsten Zorne sofort versöhnen, so daß seine Behandlung auch in dieser Hinsicht sehr leicht ist.

Im Freileben wird sich der Makak wie seine Verwandten von Pflanzenstoffen und Insekten ernähren; außerdem frißt er Krabben. In der Gefangenschaft nimmt er mit dem einfachsten Futter vorlieb, wie er sich beim Fressen überhaupt als ein höchst anspruchsloser Geselle zeigt, obgleich seine Ansprüche vielleicht nichts weniger als bescheiden sind. Ein Stück Brot, im rechten Augenblicke ihm dargebracht, erscheint als ein ausgezeichneter Leckerbissen, während es, wenn er sich gesättigt hat, achtlos fortgeworfen wird; eine Handvoll Körner, vor ihn auf den Boden gestreut, erregt ihn zum eifrigsten Aufsuchen derselben und zum schleunigsten Anfüllen der Backentaschen, selbst wenn er den Futternapf eben verlassen hat; ein Zweig mit grünen Blättern, Knospen oder Blüten, vom ersten besten Baume

gebrochen, wird mit Behagen entblättert und Blatt und Blüte, Knospe und Zweigspitze anscheinend mit demselben Vergnügen verzehrt. Milch trinkt der Makak, solange er jung ist, leidenschaftlich gern; Milchbrot genießt er noch im Alter mit Vorliebe. An Fleischkost läßt er sich gewöhnen, überhaupt bald dahin bringen, die Gerichte der menschlichen Tafel zu teilen. Auch geistigen Getränken ist er keineswegs abhold, und einmal an dieselben gewöhnt, zieht er sie allen anderen vor. Je reicher man ihm seine Tafel beschickt, um so wählerischer zeigt er sich. Trotzdem kann man ihn kaum verwöhnen, weil er im Notfalle sich wiederum mit dem einfachsten Futter begnügt und dasselbe scheinbar mit demselben Behagen verspeist wie die beste Leckerei.

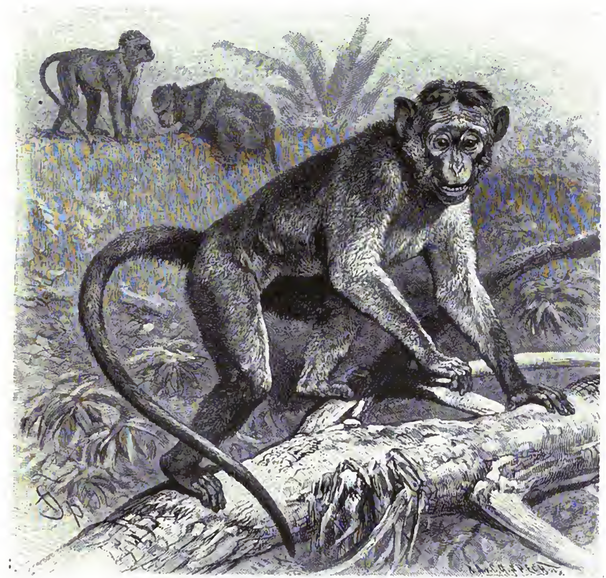
Gefangene Makaken pflanzen sich ziemlich regelmäßig im Käfig fort, paaren sich zuweilen auch mit Verwandten und erzeugen dann lebenskräftige Blendlinge. Die Dauer ihrer Trächtigkeit beträgt ungefähr 7 Monate; genauer kann die Zeit nicht bestimmt werden, weil man nicht im stande ist, ein Pärchen nach der befruchtenden Begattung zu trennen. Ich selbst habe von den Makaken, welche ich pflegte, wiederholt Junge erhalten. Einmal wurde einer in einem Käfig geboren, in welchem sich außer der betreffenden Mutter noch ein anderer Makak und das Weibchen eines Mantelpavians befanden. Letzteres hatte geraume Zeit vorher ebenfalls geboren, das Junge aber bald eingebüßt. Wenige Minuten nach der Geburt des Makaken bemerkten die Wärter das Junge in den Armen des gedachten Hamadryasweibchens und schlossen daraus, daß dieses ein nachgeborenes Junge zur Welt gebracht habe. Aus diesem Grunde ließen sie auch der anscheinenden Mutter das Junge. Erst in den Nachmittagsstunden fiel ihnen auf, daß sich die Pflegemutter wenig mütterlich betrage, das Junge oft auf das Stroh lege und sich zeitweilig kaum um dasselbe kümmere. Nunmehr erst sahen sie, daß der alte Makak, die wirkliche Mutter, sehr abgefallen war, fingen dieselbe, untersuchten sie und fanden ihre Brüste strotzend von Milch. Jetzt erhielt die Alte ihr Kind; letzteres saugte auch, war aber doch schon zu lange ohne Pflege und Nahrung gewesen; denn am anderen Morgen fand man es tot.

Wie innig Makaken an ihren Kindern hängen, mag aus einer anderen Beobachtung von mir hervorgehen. Gelegentlich der Wintereinrichtungen sollten einige Affen aus ihrem Käfig entfernt werden, und es wurde deshalb Jagd auf sie gemacht. Unter der Gesellschaft jenes Käfigs befand sich auch das Junge eines Makakenweibchens, welches von der Mutter bereits seit Monaten getrennt worden war. Letztere bewohnte einen anderen Käfig, von welchem aus sie jenen übersehen konnte, und war von ihrem Kinde getrennt worden, weil sie eine bessere Pflege erhalten sollte. Als die Jagd auf die Affen begann, folgte die Alte mit ängstlichen Blicken jeder Bewegung des Wärters und schrie laut auf, so oft dieser ihrem Kinde sich näherte. Das fiel auf, und sie erhielt infolge ihrer Teilnahme das Kind zurück. Augenblicklich ergriff sie es, nahm es in die Arme und liebkoste es auf das zärtlichste. Sie hatte also das Junge niemals aus den Augen verloren, und dieses, wie es schien, auch die Mutter im Gedächtnis behalten.

In unseren Affentheatern spielt der Makak eine bestimmte, nicht allzu eng begrenzte Rolle, gewöhnlich als Aufwärter oder Diener, seltener als Reiter. Einzelne bringen es zu einer bemerkenswerten Künstlerschaft. Ihre Abrichtung erfordert, nach mündlicher Versicherung Sachkundiger, größere Mühe als die Abrichtung der Paviane, aber weniger Mühe als die Einschulung des Magot. Doch behält letzterer das einmal Erlernte besser als unser Makak, dessen reger Geist verschiedenartige Beschäftigung verlangt.

Minder häufig als der Makak gelangt uns der **Hutaffe, Bandar, Makadu, Manga** der Inder (*Macacus sinicus*, *Cynomolgus sinicus*, *Simia sinica*), zu Gesichte. In der Größe steht dieser Affe seinen Verwandten um etwas nach. Seine Leibeslänge beträgt selten

mehr als 45 cm, sein Schwanz ist etwas länger. Der Leib ist ziemlich schmächtig, die zusammengedrückte Schnauze weiter vorgezogen als bei jenem, das Kopfhaar vom Scheitelpunkte aus strahlig ausgebreitet, die Stirn fast nackt, der Pelz ziemlich kurz, die Färbung der Oberseite ein fahles Grünlichgrau, welches durch den Gesamteindruck der grauen, schwarz und gelb geringelten Haare hervorgerufen wird, die der Unterseite weißlich; Hände und Ohren sind schwärzlich gefärbt.



Hutaffe (Macacus sinicus). ⅓ natürl. Größe.

Der Hutaffe bewohnt nach Blanford den Süden Vorderindiens, an der Westküste bis in die Nähe von Bombay, an der Ostseite kaum bis zum Godawari. Die Eingeborenen betrachten ihn als ein heiliges Wesen und erlauben ihm nicht bloß, in ihren Gärten nach Lust und Willkür zu schalten, sondern errichten ihm noch besonders Tempel und bauen Fruchtgärten für ihn an, um dem sauberen Heiligen ihre Ehrfurcht zu beweisen. Ob auch ihm ähnliche Heldenthaten zugeschrieben werden wie dem Hulman, ist mir unbekannt.

In seinem Wesen ist der Hutaffe ein echter Makak, d. h. wetterwendisch wie irgend ein anderer seiner Ordnung. Seine Launen wechseln ohne Ursache in jedem Augenblicke, und daher kommt es, daß man eigentlich niemals recht weiß, wie man mit ihm daran ist.

Sein Mutwille, die Munterkeit seines Wesens, seine Nachahmungssucht und seine Gelehrigkeit machen ihn jedoch zu einem gern gesehenen Gesellschafter und lassen seine Unarten und sein garstiges Gesicht vergessen.

Im allgemeinen darf man sagen, daß er sich in seinen Sitten und Gewohnheiten, in der Art und Weise seiner Bewegung, seines Gebarens, überhaupt des gesamten Auftretens wenig oder nicht von dem gemeinen Makaken unterscheidet. Entsprechend seinem absonderlichen Gesichte, welchem der auf die Stirn hereinfallende Haarschopf einen ganz eigentümlichen Ausdruck verleiht, schneidet er vielleicht noch mehr als jener Grimassen und Fratzen; dies aber ist auch alles, was ich zum Unterschiede anzugeben wüßte. Auf Ceylon steht ein nur dort heimischer Verwandter (M. pileatus), welcher jedoch nach Blanford schwerlich als eine besondere Art von ihm zu trennen ist, bei jedermann in großer Gunst und ist der allgemeine Liebling der Eingeborenen wie der Europäer. Die Schlangenbeschwörer und andere Herumstreicher lehren ihn den Tanz und ähnliche Künste, kleiden ihn, wie die Affenführer früherer Jahrzehnte bei uns es zu thun pflegten, in auffallende Tracht, ziehen mit ihm von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und lassen durch ihn sich ernähren, so gut und schlecht es eben gehen will. Tennent, welcher die obigen Mitteilungen macht, fügt noch hinzu, daß er sich leicht an Tabaksrauch gewöhnen läßt, wozu ich zu bemerken habe, daß mir das in keiner Weise auffällig erscheint. Viele Affen lieben den Tabaksrauch mit einer gewissen Leidenschaft. Einige amerikanische Arten geraten in förmliches Entzücken, wenn man ihnen solchen zubläst, andere öffnen das Maul so weit als möglich, wenn man sie anraucht, und blasen dann den eingezogenen Rauch mit wirklichem Behagen von sich.

Als Beweis des Verstandes unseres Hutaffen und seines Vermögens, zu urteilen und Schlüsse zu ziehen, mag nachstehende, mir von Schomburgk mitgeteilte Erzählung dienen. „In der tierkundlichen Abteilung des Pflanzengartens von Adelaide wurde ein alter Hutaffe mit zwei jüngeren Artgenossen in demselben Käfig gehalten. Eines Tages griff er, übermütig geworden durch die grausam gehandhabte Beknechtung seiner Mitaffen, vielleicht auch beeinflußt von der herrschenden heißen Witterung, seinen Wärter an, gerade als dieser das Trinkwasser für die gefangenen Affen erneuern wollte, und biß ihn so heftig in das Handgelenk des linken Armes, daß er nicht nur alle Sehnen, sondern auch eine Schlagader schwer verletzte und dem Manne ein längeres Krankenlager zuzog. Sofort, nachdem mir dies gemeldet worden war, verurteilte ich den Schuldigen zum Tode, und früh am folgenden Morgen nahm ein anderer Wärter ein Gewehr, um meinen Befehl auszuführen. Ich muß erwähnen, daß Feuerwaffen in der Nähe der Käfige sehr oft gebraucht werden, um Katzen, Ratten 2c. zu vertilgen; die Affen haben sich daran so gewöhnt, daß sie weder einer Flinte halber, noch wegen des Abfeuerns derselben im geringsten sich beunruhigen. Als der Wärter dem Käfig sich näherte, blieben die beiden jüngeren Affen wie gewöhnlich ruhig auf der Stelle; der verurteilte Verbrecher dagegen floh in größter Eile in den Schlafkäfig und ließ sich durch keinerlei Lockungen und Überredungskünste bewegen, hervorzukommen. Das gewöhnliche Futter wurde gebracht: er sah, was er früher nie gethan hatte, ruhig zu, daß die Gefährten fraßen, bevor er selbst seinen Hunger gestillt hatte, und erst, als der Wärter mit dem Gewehre sich so weit vom Käfig zurückgezogen hatte, daß er von ihm nicht mehr gesehen werden konnte, kam er vorsichtig und ängstlich hervorgekrochen, ergriff etwas von dem Futter und lief in größter Eile in den Schlafkäfig zurück, um es dort zu verzehren. Nachdem er zum zweiten Male herausgekommen war, um sich ein anderes Stück Brot zu sichern, wurde die Thür seines Zufluchtsortes rasch von außen geschlossen; als der arme Schelm nunmehr wiederum den Wärter mit der Todeswaffe auf den Käfig zukommen sah, fühlte er, daß er verloren sei. Zuerst stürzte er sich wie wahnsinnig auf die Thür des Schlafkäfigs, um sie zu öffnen; als ihm dies aber nicht gelang, stürmte er

durch den Käfig, versuchte durch alle Lücken und Winkel zu entwischen und warf sich, keine Möglichkeit zur Flucht entdeckend, am ganzen Leibe zitternd auf den Boden nieder und ergab sich in das Schicksal, welches ihn schnell ereilte. Seine beiden Genossen zeigten keine Spur von Aufregung und blickten ihm voll Erstaunen nach.

„Die Geschichte ist vollständig wahr und liefert ein bemerkenswertes Beispiel für die Fähigkeit des Affen, Wirkung und Ursache zu verbinden."

Ein anderer Makak, der Bunder, Baudar und Markat der Inder, soll nach manchen Gewährsmännern ebenfalls heilig gehalten werden. Blanford gibt indessen neuerdings an, daß dem nicht so sei, daß aber der Bunder allerdings in keinerlei Weise belästigt werde und darum an manchen Orten sich ebenso unverschämt wie der Hulman betrage. Übrigens bleibt es bei vielen von Reisenden mitgeteilten Geschichten auch recht zweifelhaft, welche Affenart darin eine Rolle spielt.

„In der Nähe von Bindrabun, zu Deutsch Affenwald", erzählt Kapitän Johnson, „gibt es mehr als hundert wohlbestellte Gärten, in welchen alle Arten von Früchten gezogen werden, einzig und allein zum Besten der Bunder, deren Unterhaltung den Reichen des Landes als großes Glaubenswerk erscheint. Als ich durch eine der Straßen in Bindrabun ging, folgte ein alter Affe mir von Baum zu Baume, kam plötzlich herunter, nahm mir meinen Turban weg und entfernte sich damit in kurzer Zeit, ohne wieder gesehen zu werden. Ich wohnte einst einen Monat in dieser Stadt und zwar in einem großen Hause an den Ufern des Flusses, welches einem reichen Eingeborenen gehörte. Das Haus hatte keine Thüren; die Affen kamen daher oft in das Innere des Zimmers, in welchem ich mich aufhielt, und nahmen Brot und andere Dinge vor unseren Augen von dem Tische weg. Wenn wir in einer Ecke des Raumes schliefen, brandschatzten sie uns auch in anderer Hinsicht. Ich habe oft mich schlafend gestellt, um sie in ihrem Treiben zu beobachten, und dabei mich weidlich gefreut über ihre Pfiffigkeit und Geschwindigkeit. Sätze von 4—5 m von einem Hause zum anderen, mit einem, ja zwei Jungen unter ihrem Bauche und noch dazu beladen mit Brot, Zucker und anderen Gegenständen, schienen für sie nur Spaß zu sein.

„Gelegentlich eines Ausfluges nach Jeckarry wurden unsere Zelte in einem großen Mangogarten aufgeschlagen und die Pferde in geringer Entfernung davon angepflöckt. Als wir bei Tisch waren, kam der Reitknecht und erzählte, daß eines von den Pferden sich losgebrochen habe, weil es die Affen auf den Bäumen durch ihr Gezänk und das Herabwerfen von dürren Zweigen erschreckt hatten, und daß wahrscheinlich die übrigen Pferde dem Beispiele des einen folgen würden, wenn wir nicht Hilfe schafften. Sobald als das Essen vorüber war, ging ich mit meinem Gewehre hinaus, um sie wegzutreiben. Ich schoß auf einen mit schwachem Schusse, und er entfloh eilig zwischen die dichtesten Zweige des Baumes, blieb aber dann entkräftet sitzen und versuchte, das aus der Wunde rinnende Blut durch Auflegen seiner Hände zum Stocken zu bringen. Dies erschütterte mich so, daß ich an keine Jagd mehr dachte und zurückkehrte. Noch ehe ich den Vorfall meinen Freunden beschreiben konnte, kam ein Reitknecht zu uns und erzählte, daß der Affe zwar tot gewesen sei, aber von den anderen augenblicklich aufgenommen und fortgetragen worden wäre, niemand wisse, wohin.

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß die Ehrfurcht der Eingeborenen gegen den Bunder fast ebenso groß sei wie die gegen den Hulman. Die Eingeborenen von Baka lassen den Erntezehnten auf dem Acker für diese Affen zurück, welche alsbald von ihren Bergen herabsteigen, um sich die Steuern zu holen."

Bereitwillig zahlt jeder Hindu diese Abgabe und zeigt hierin eine Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, welche, trotzdem sie fast lächerlich erscheint, ihm doch so zur Ehre gereicht,

daß wir sie uns in vieler Hinsicht zum Vorbilde nehmen könnten. Auch in dem Schutze, welchen sie den von ihnen gepflegten Tieren Fremden gegenüber gewähren, kann ich nichts Lächerliches oder Unpassendes finden; mir will es vielmehr höchst achtbar vorkommen, daß dort die Menschen noch die Tiere gegen jeden Frevel beschirmen. Freilich gehen sie darin zu weit. Dem Fremden wird es schwer, mit unseren Affen zusammenzuleben, ohne mit ihnen in Feindschaft zu geraten. Es ist fast unmöglich, sich einen Garten oder eine Pflanzung anzulegen: die geduldeten Spitzbuben vernichten oder brandschatzen ihn wenigstens in der allernachdrücklichsten Weise. Falls man Wachen ausstellt, um sie zu verscheuchen, kommt man nicht zum Ziele; denn wenn man die zudringlichen Gäste auf der einen Seite weggejagt hat, erscheinen sie auf der anderen wieder. Brennende Feuer, Schreckensbilder und dergleichen stören sie nicht im geringsten, und die ihnen wirklich angethane Gewalt gefährdet das eigene Leben.

Die Geschichte von Lady Barkers erstem großen Festessen in Simla zeigt recht schlagend, welchen unerwarteten Verlauf Kulturvergnügen mitunter in Indien nehmen können. Lady Barker hatte in ihrem Hause alles zu einer großen Gesellschaft hergerichtet, die Tafel eigenhändig mit Blumen geschmückt und mit den erlesensten Leckerbissen aus Europa und Indien besetzt. Als die Stunde des Empfanges der Gäste kam, zog sie sich zurück, um sich anzukleiden. Die Dienerschaft, statt die Zimmer zu bewachen, vergnügte sich abseits. Als die Hausherrin zum Empfange zurückkehrte und noch einen letzten prüfenden Blick auf ihr Kunstwerk werfen wollte, fand sie wohl die Räume voller Gäste, aber leider nicht von der erwarteten Art. Eine große Affenbande hatte von nahestehenden Bäumen ihren Einzug über den Balkon gehalten und that sich an und auf der köstlichen Tafel gütlich. Man denke sich die Gefühle der Hausherrin, die ihren eben eintreffenden Gästen nur einen Blick auf besudelte und verwüstete Herrlichkeiten gewähren konnte. Vermutlich die nämliche Affenbande spielte Lady Barker einen anderen schlimmen Streich. Ihr Schoßhündchen „Fury“ lebte in stetem Kriege mit den Affen und versäumte keine Gelegenheit, sie davonzujagen. Eines schönen Tages aber ergriff einer der ungebetenen Besucher den unversöhnlichen Feind und nahm ihn mit sich in die Baumwipfel. Dort wanderte das jämmerlich heulende Hündchen von Hand zu Hand, wurde von der lärmenden Bande geschüttelt und gequält und endlich fallen gelassen, so daß es vom überhängenden Gezweige in einen Abgrund stürzte. So fand „Fury“ ein vorzeitiges Ende, und die Affen hatten sich gerächt

Ein Engländer wurde, wie man erzählt, durch Bunder zwei Jahre lang in frechster Weise bestohlen und geärgert und wußte sich gar nicht mehr vor ihnen zu retten, bis er endlich auf ein wirklich sinnreiches Mittel verfiel. Er hatte gesehen, daß seine herrliche Zuckerrohrpflanzung von Elefanten, Schweinen, vor allem aber von den Affen verwüstet wurde. Erstere wußte er in kurzer Zeit durch einen tiefen Graben mit einem Spitzpfahlzaune abzuwehren; die Affen aber fragten wenig oder gar nichts nach Wall oder Graben, sondern kletterten in aller Gemütsruhe auch über den Zaun hinweg und raubten nach wie vor. Der Pflanzer sah seine Ernte verschwinden: da kam er auf einen glücklichen Gedanken. Er jagte eine Bande Affen auf einen Baum, fällte denselben mit Hilfe seiner Diener, fing eine Menge von den Jungen und nahm sie mit sich nach Hause. Hier hatte er sich bereits eine Salbe zurecht gemacht, in welcher Zucker, Honig und Brechweinstein die Hauptbestandteile waren. Mit dieser Salbe wurden die jungen Affen eingerieben und dann wieder freigelassen. Die ängstlichen Eltern hatten sorgend nach ihrer Nachkommenschaft gespäht und waren froh, als sie die lieben Kinder erblickten. Aber o Jammer, wie kamen sie zurück! Unsauber, beschmutzt, beschmiert, kaum mehr kenntlich. Natürlich, daß sofort eine gründliche Reinigung vorgenommen wurde. Die Beschwerde der Säuberung schien sich zu lohnen; denn zuckersüß war die Schmiere, welche den Körper bedeckte. Beifälliges Grunzen ließ sich vernehmen, doch nicht lange Zeit: der

Brechweinstein zeigte seine tückische Wirkung, und ein Fratzenschneiden begann, wie niemals früher, als die Affen sich anschickten, mit heißem Flehen den „heiligen Ulrich“ anzurufen. Nach dieser bitteren Erfahrung kamen sie nie wieder in die Nähe des Verräters und ließen sein Hab und Gut fortan unbehelligt.

Der Bunder (Macacus rhesus) erreicht eine Länge von 50—60 cm; sein Schwanz mißt etwa 25 cm. Er ist von kräftigem, untersetztem Baue, am Oberleibe reichhaltig, am Unterleibe spärlich behaart. Seine sehr schlaffe Haut bildet an dem Halse, der Brust und dem Bauche wammenartige Falten. Die Färbung des Pelzes ist oben grünlich oder fahlgrau, an den Schenkeln und dem Gesäße mit hellgelblichem oder rötlichem Anfluge, an der Unterseite weiß, die des Schwanzes oben grünlich, unten graulich. Gesicht, Ohren und Hände sind licht kupferfarben, die Gesäßschwielen lebhaft rot gefärbt. Das Weibchen trägt seinen Schwanz gewöhnlich hängend, das Männchen bogig ab- und einwärts gekrümmt.

Unser Affe ist gemein in Vorderindien von Bombay und Gudscherat im Westen und dem Godawarifluß im Osten nordwärts bis in den Himalaja. In Kaschmir findet er sich laut Blanford annähernd bis 2000 m hoch, bei Simla wahrscheinlich noch höher, in Nepal und Sikkim in niedrigeren Gegenden; es ist nicht ausgeschlossen, daß er auch in Assam und Barma vorkommt. „Ich sah diese Affen“, berichtet Hutton, „wiederholt im Februar, obgleich der Schnee nahe bei Simla 10—15 cm hoch lag, zur Nachtzeit auf den Bäumen schlafen, augenscheinlich ohne alle Rücksicht auf die Kälte. Der Winter scheint sie wenig zu behelligen; ja es kam mir sogar vor, als ob sie im Winter häufiger in der Gegend Simlas vorkämen als bei heißem Wetter. Zuweilen bemerkte ich sie springend und spielend unter den Nadelbäumen, deren Äste mit Schneelasten bedeckt waren; ich sah sie noch bis zu 3000 m über dem Meere, selbst im Herbste, als in jeder Nacht harte Fröste fielen. Doch wird aus verschiedenen Örtlichkeiten, in welchen der Bunder vorkommt, gemeldet, daß er sich beim Herannahen des Winters in die Ebene zurückziehe. In Bengalen bewohnt er dichte Bambusgebüsche, mit besonderer Vorliebe diejenigen, welche die Ränder schmaler Wässerchen umsäumen. Denn auch er liebt das Wasser im hohen Grade, schwimmt vorzüglich und besinnt sich, verfolgt, keinen Augenblick, sich ins Wasser zu stürzen, tauchend eine Strecke unter demselben wegzuschwimmen und dann an irgend einer Stelle zu landen.“ Er findet sich nicht selten in sehr zahlreichen Banden, besonders in der Nähe von Wasser. Seine Nahrung besteht aus Früchten, Sämereien und Insekten aller Art; man bemerkt ihn häufig auf dem Boden nach Futter suchend. In den Banden geht es sehr lebhaft zu, denn die Tiere sind unverträglich, balgen und beißen sich beständig unter entsprechendem Gelärme.

Unter den Makaken ist der Bunder dasselbe, was der Husarenaffe unter den Meerkatzen: ein im höchsten Grade erregter, wütender, jähzorniger und mürrischer Geselle, ein Affe, welcher sich selten und eigentlich nur in der Jugend an seinen Wärter anschließt und mit seinen Mitaffen in ebenso entschiedener Feindschaft lebt als mit den Menschen. Möglicherweise, daß sich gerade in diesen unangenehmen Eigenschaften die Duldung begründet, welche er in seiner Heimat genießt. In Wut gebracht, zerbricht und zerreißt er alles, was man in die Nähe seines Käfigs bringt, geht auch furchtlos auf den Menschen los und bedient sich seiner mächtigen Zähne mit großer Fertigkeit und dem entschiedensten Nachdrucke. Immer schlecht gelaunt, wie er zu sein scheint, ärgert er sich über alles, was um ihn her vorgeht, und schon ein scheeler Blick bringt ihn außer sich. Dann verzerrt sich sein sonst nicht gerade häßliches Gesicht zur abscheulichsten Fratze, die Augen funkeln, und er nimmt eine lauernde Stellung an wie ein Raubtier, welches im Begriffe steht, sich auf seine Beute zu stürzen. Einzelne Stücke gebärden sich ganz nach Art der Paviane, indem sie das Maul weit aufreißen, die Lippen umstülpen, das Gebiß zusammenklappen, die Zähne aneinander wetzen, sodann die Backen voll Luft blasen und anderweitige Fratzen schneiden, von denen

jede einzelne verständlich genug ist. Andere Affen, welche mit ihm in einem und demselben Käfig leben, tyrannisiert er in der abscheulichsten Weise; denn er ist ebenso neidisch und selbstsüchtig als heftig und wird zornig, wenn er einen anderen Affen fressen sieht. In seiner gemütlichsten Stimmung nimmt er die unter Affen übliche Huldigung mit einer gewissen Würde entgegen, gestattet, daß ihm der Pelz durchsucht und gereinigt wird, läßt sich vielleicht selbst herab, einem anderen gleiche Liebesdienste zu erweisen; doch hält eine so sanfte Stimmung selten längere Zeit an, schlägt vielmehr meist urplötzlich in das Gegenteil um, und der eben noch geduldete oder sogar bediente Mitaffe hat dann die volle Leidenschaftlichkeit des Heiligen zu erfahren. Demungeachtet läßt sich auch der Bunder zähmen und zu den verschiedensten Kunstfertigkeiten abrichten. Bei Affenführern und im Affentheater ist er sehr beliebt, weil sein mäßig langer, biegsamer Schwanz in der Kleidung mühelos sich unterbringen läßt, er auch leicht lernt und „gern arbeitet“. Ich habe gerade unter diesen Affen „große Künstler“ kennen gelernt.

Bei geeigneter Pflege pflanzt sich der Bunder in der Gefangenschaft fort, und zwar geschieht dies ziemlich regelmäßig. In Nills Tiergarten zu Stuttgart befindet sich seit Jahren eine Bunderfamilie, deren Mutter wie Tochter alljährlich je ein Junges bringen. Die Geburt fällt stets in die Monate Mai und Juni, die genaue Trächtigkeitsdauer ist nicht bestimmt worden. Diese Affen bleiben bis zum ersten Schneefall im Freien. Über das Betragen einer Mutter und ihres im Käfig geborenen Kindes liegen treffliche Beobachtungen Cuviers vor, denen ich folgendes entnehmen will:

„Unmittelbar nach der Geburt klammerte der junge Bunder sich an dem Bauche seiner Mutter fest, indem er sich mit den vier Händen an ihrem Pelze festhielt und mit dem Munde die Saugwarze erfaßte. 14 Tage lang ließ er die Brüste seiner Mutter nicht frei. Er blieb während der ganzen Zeit in unveränderter Stellung, immer zum Saugen bereit und schlafend, wenn die Alte sich niedersetzte, aber auch im Schlafe sich festhaltend. Die eine Saugwarze verließ er nur, wenn er die andere ergreifen wollte, und so gingen ihm die ersten Tage seines Lebens vorüber, ohne daß er irgend eine andere Bewegung gemacht hatte als die der Lippen, um zu saugen, und die der Augen, um zu sehen. Er wurde, wie alle Affen, mit offenen Augen geboren, und es schien, daß er vom ersten Augenblicke an seine Umgebung zu unterscheiden vermöge; denn er folgte allen um ihn vorgehenden Bewegungen mit seinen Augen.

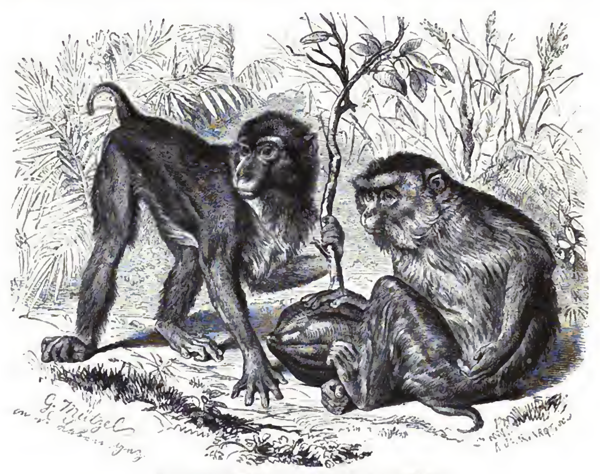
„Es läßt sich kaum beschreiben, wie groß die Sorgfalt der Mutter war für alles, was das Saugen und die Sicherheit ihres Neugeborenen betraf. Sie zeigte sich stets verständig und so umsichtig, daß man sie bewundern lernte. Das geringste Geräusch, die leiseste Bewegung erregte ihre Aufmerksamkeit und zugleich auch eine ängstliche Sorgfalt für ihr Junges, nicht für sich selbst; denn sie war an die Menschen gewöhnt und ganz zahm geworden. Alle ihre Bewegungen geschahen mit größter Gewandtheit, doch niemals so, daß der Säugling dabei hätte Schaden leiden können. Das Gewicht ihres Jungen schien ihre Bewegungen nicht im geringsten zu hindern, wohl aber sah man deutlich, daß die Alte sich doppelt in acht nahm, um nicht irgendwo mit ihrem Kinde anzustoßen. Etwa nach 14 Tagen begann dieses sich von seiner Mutter loszumachen und zeigte gleich in seinen ersten Schritten eine Gewandtheit und eine Stärke, welche alle in Erstaunen setzen mußte, weil beidem doch weder Übung noch Erfahrung zu Grunde liegen konnte. Der junge Bunder klammerte sich gleich anfangs an die senkrechten Eisenstangen seines Käfigs und kletterte an ihnen nach Laune auf und nieder, machte wohl auch einige Schritte auf dem Stroh, sprang freiwillig von der Höhe seines Käfigs auf seine vier Hände herab und dann wieder gegen die Gitter, an denen er sich mit einer Behendigkeit und Sicherheit anklammerte, welche dem erfahrensten Affen Ehre gemacht hätte. Die Mutter verfolgte jede Bewegung ihres Kindes mit der größten

Aufmerksamkeit und schien immer bereit, einen etwaigen Schaden ihres Lieblings zu verhindern. Später versuchte sie, sich von Zeit zu Zeit der Bürde zu entledigen, blieb aber stets gleich besorgt um ihr Kind, und wenn sie nur die mindeste Gefahr zu befürchten glaubte, nahm sie es sogleich wieder zu sich. Auch die leichteste Berührung desselben mit ihrer Hand war dem folgsamen Zöglinge ein Befehl zur Rückkehr, und er nahm dann augenblicklich die gewohnte Lage an der Brust der Mutter wieder ein. Die Sprünge und Spiele des kleinen Tieres wurden im gleichen Verhältnis ausführlicher, als die Kräfte desselben zunahmen. Ich habe seine lustigen Übungen oft lange mit dem größten Vergnügen beobachtet und kann bezeugen, daß ich es nie eine falsche Bewegung thun, irriges Maß nehmen oder nicht vollkommen genau den Punkt, welchen es beabsichtigt hatte, erreichen sah. Der kleine Affe gab mir den unzweideutigen Beweis, daß er schon von allem Anfange an Entfernungen beurteilen und den für jeden seiner Sprünge erforderlichen Grad von Kraft zu bestimmen vermochte. Er kannte seine natürlichen Bewegungen vom ersten Augenblicke an und wußte durch sie das zu erreichen, was ein anderes Tier, selbst wenn es den Verstand eines Menschen besessen haben würde, erst nach zahlreichen Versuchen und mannigfachen Übungen hätte erlangen können. Hier konnte man wohl sagen: Was wissen wir, wenn wir eine Erklärung der Handlungen der Tiere geben sollen?

„Nach sechs Wochen ungefähr ward dem Affen eine kräftigere Nahrung als die Muttermilch, und damit zeigte sich eine neue Erscheinung. Beide Tiere gewährten anderweitige Aufschlüsse über ihr geistiges Wesen. Dieselbe Mutter, welche wir früher mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihr Junges beschäftigt sahen, welche dasselbe ohne Unterbrechung an ihrem Körper und ihren Brüsten hängend trug, und von welcher man glauben sollte, sie würde, von Mutterliebe getrieben, ihm den Bissen aus dem eigenen Munde zu reichen bereit sein: dieselbe Mutter gestattete ihm, als es zu essen anfing, nicht, auch nur das Geringste von der ihm dargereichten Speise zu berühren. Sobald der Wärter Obst und Brot gereicht hatte, bemächtigte sie sich desselben, stieß das Junge, wenn es sich nähern wollte, von sich und füllte eilends Backentaschen und Hände, damit ihr nichts entgehe. Man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß ein edlerer Trieb als die Freßgier sie zu diesem Betragen bewogen habe. Zum Saugen konnte sie das Junge nicht nötigen wollen: denn sie hatte keine Milch mehr; und ebensowenig konnte sie Besorgnis hegen, daß die Speisen ihrem Jungen schädlich sein könnten: denn dieses fraß sie begierig und befand sich dabei recht wohl. Der Hunger machte es nun bald sehr kühn, unternehmend und behende. Es ließ sich nicht mehr von den Schlägen der Mutter zurückschrecken; und was sie auch thun mochte, um ihr Kind zu entfernen und alles für sich allein zu behalten: das Junge war pfiffig und gewandt genug, sich doch immer des einen oder des anderen Bissens zu bemächtigen und ihn hinter dem Rücken der Mutter, so fern als möglich von ihr, rasch zu verzehren. Diese Vorsicht war keineswegs unnötig; denn die Alte lief mehrmals in die entfernteste Ecke des Raumes, um ihrem Kinde die Nahrung wieder abzunehmen. Um nun die Nachteile zu verhüten, welche die unmütterlichen Gefühle hätten mit sich bringen können, ließen wir mehr Vorräte reichen, als die Alte verzehren oder auch nur in ihrem Munde verbergen konnte, und damit war dem Jungen geholfen. Dieses lebte fortan in guter Gesundheit und wurde von der Mutter gepflegt, solange es sich nicht um das Essen handelte. Es unterschied die Leute recht gut, welche ihm Nahrung reichten oder es liebkosten, war sehr gutartig und hatte von dem Affencharakter einstweilen nur die Munterkeit und Behendigkeit."

Von den bisher genannten Makaken unterscheidet sich der **Schweinsaffe** oder **Lapunder** (*Macacus nemestrinus*, Simia nemestrina) vornehmlich durch seinen kurzen, dünnen Schwanz und die hohen Beine. Seinen Namen erhielt er eben wegen seines Schwanzes,

welcher mit dem eines Schweines insofern Ähnlichkeit hat, als ihn der Affe in einer ganz eigentümlichen gekrümmten Weise trägt. Die Behaarung auf der Oberseite des Körpers ist lang und reichlich, auf der Unterseite ziemlich spärlich, ihre Färbung oben dunkelolivenbraun, jedes einzelne Haar abwechselnd olivenfarben, grünlich, gelblich und schwarz geringelt, auf dem Oberarme mehr fahlgelb und auf der Unterseite des Leibes gelblich oder bräunlichweiß, auf der Unterseite des Schwanzes hellrostbräunlich. Gesicht, Ohren, Hände und Gesäßschwielen sind schmutzig fleischfarben, die oberen Augenlider weißlich, die Augen braun. Auf dem Scheitel gehen die Haare strahlenförmig auseinander. Die Höhe dieses Affen beträgt bis 50 cm, die Länge des Körpers 60 cm und die des Schwanzes 15—20 cm.



Schweinsaffe (Macacus nemestrinus). 1/9 natürl. Größe

Der Schweinsaffe lebt in den Wildnissen von Sumatra, Borneo (?) und dem südlichen Barma, der Malayischen Halbinsel bis nach Tenasserim, wo er jedoch schon selten wird, auch wahrscheinlich weniger auf Bäumen als auf dem Erdboden oder auf Felsen und im Dschangel an deren Fuße. Wenigstens berichtet Phayre, daß er Affen dieser Art in einer gebirgigen Gegend fand. Ausführliche Berichte über sein Freileben liegen nicht vor, sind mir zum mindesten nicht bekannt; jedenfalls aber steht so viel fest, daß der Schweinsaffe in seiner Heimat häufig sein muß, weil er auf unseren Tiermärkten durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört, bei den Händlern im Gegenteile ziemlich häufig gefunden wird. Man erzählt, daß er von den Malayen, welche ihn Bruh nennen, gezähmt und zu allerlei Dienstleistungen abgerichtet werde. Namentlich soll man ihn zum Pflücken der Kokosnüsse verwenden und er dabei sich nicht allein geschickt, sondern sogar sehr verständig zeigen, beispielsweise die reifen Nüsse von den unreifen unterscheiden und jene herabwerfen.

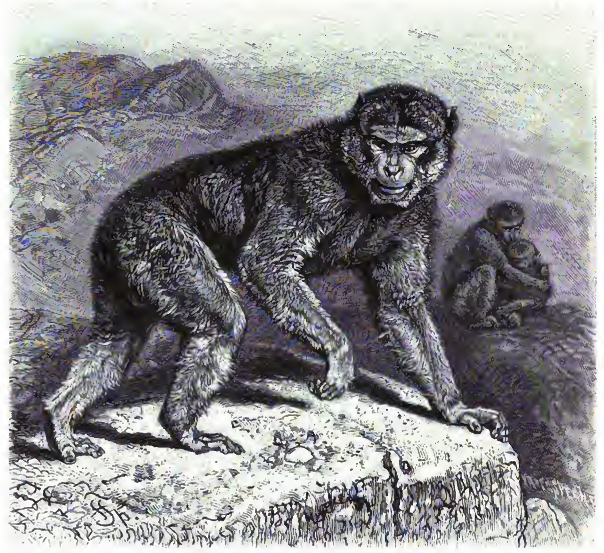
„Eines Tages“, erzählt C. Bock von seinem Aufenthalt auf Sumatra, „begegnete mir ein Malaye, der einen großen Affen an einem wenigstens 50 Fuß langen Stricke mit sich führte. Auf meine Frage, ob der Affe zu Schaustücken abgerichtet sei, und mein Versprechen, einige Cents dafür zu zahlen, sagte der Mann einige malayische Worte zu dem Tiere, worauf es sogleich auf einen nebenstehenden hohen Kokosbaum kletterte. Etwa bis zum dritten Teile der Höhe gelangt, machte es Halt und blickte zu seinem Herrn hinab; als dieser ihm durch einen Ruck am Seile ein Zeichen gab, klomm es einige Fuß höher, hielt dann wieder an und machte einige Gaukeleien, bis es endlich die Baumkrone erreichte. Hier befühlte es einige Nüsse nacheinander, bis es an eine reife gelangte, die es abpflückte und herunterwarf. Auf diese Weise untersuchte es mehrere und warf die reifen geschäftsmäßig herab, bis ihm ein Wink von seinem Herrn andeutete, daß es genug sei, worauf es ruhig herunterkam. Man erzählte mir, der Malaye ginge von Dorf zu Dorf und gewönne seinen Lebensunterhalt, indem er die Geschicklichkeit des Affen, Kokosnüsse zu sammeln, als ein Geschäft betriebe. Späterhin fand ich, daß solche abgerichtete Affen keineswegs selten seien.“

Im Verhältnis zu seiner Größe ist er ebenso kräftig als beweglich, obgleich er selbstverständlich den Schlankaffen, Meerkatzen und kleineren Sippschaftsverwandten nachsteht. Sein Wesen ist gutmütig, und er behält diese Eigenschaft vielleicht auch im höheren Alter bei. Allerdings habe ich mehrere erwachsene Schweinsaffen kennen gelernt, mit denen ebenfalls nicht zu spaßen war: alte grämliche Männchen, welche im vollen Bewußtsein ihrer Würde sich weder von ihren Pflegern noch von anderen Affen das Geringste gefallen ließen. Blanford nimmt an, daß die gute Meinung, die man laut Raffles auf Sumatra von ihm habe, nur Weibchen und junge Tiere betreffen könne; denn alte Männchen seien sehr bösartig und wegen ihrer Größe und Stärke gefährliche Gegner. Nach ihm ähnelt in Stimme und Gebaren der Schweinsaffe in Freiheit dem Bunder; wenn aufgeregt, hält er den Schwanz S-förmig gekrümmt. Die Trächtigkeitsdauer wurde zu 7 Monaten 20 Tagen bestimmt. Auch er pflanzt sich leicht in Gefangenschaft fort und paart sich zuweilen erfolgreich mit Verwandten. So lebte im Berliner Tiergarten im Jahre 1872 ein weiblicher Schweinsaffe mit seinem Kinde, dessen Vater ein gewöhnlicher Makak war, und das Kleine gedieh auch recht gut, verlor aber leider im ersten Winter sein Leben.

In gewisser Hinsicht der wichtigste aller Makaken ist der Magot, der einzige in Europe freilebend vorkommende Affe, seiner Schwanzlosigkeit halber neuerlich als Vertreter einer besonderen Gattung angesehen, sonst auch unter dem Namen türkischer, berberischer und gemeiner Affe bekannt (**Inuus ecaudatus**, Simia, Macacus und Pithecus innus ꝛc.). Ihn kennzeichnet außerdem der schmächtige Leibesbau und die Schlankheit seiner hohen Glieder, ein ziemlich reicher, auf der Unterseite des Leibes spärlicherer Pelz und der dichte Backenbart. Das runzelige Gesicht, Ohren, Hände und Füße sehen fleischfarbig, die Schwielen blaßrot aus; der Pelz ist rötlich olivenfarbig, da die Haare am Grunde schwärzlich, an der Spitze aber rötlich sind. Bei sehr alten Stücken zeigen die Haare übrigens auch schwarze Spitzen, und der gesamte Pelz erhält dann einen dunkleren Schein. Die Unterseite und die Innenseite der Gliedmaßen hat lichtere, mehr graugelbliche oder weißliche Färbung. Bei etwa 75 cm Leibeslänge erreicht der Magot eine Schulterhöhe von 45—50 cm.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Affe bereits den alten Griechen unter dem Namen Pithecus bekannt und der erste war, welcher in Europa vorgeführt wurde. Plinius sagt von ihm, daß er alles nachahme, das Brettspiel lerne, ein mit Wachs gemaltes Bild zu unterscheiden verstehe, es gern habe, wenn man sich mit ihm beschäftige, in den Häusern Junge hervorbringe ꝛc. Unter den späteren Schriftstellern berichtet namentlich Leo Africanus über ihn, daß er in den mauritanischen Wäldern, besonders in den

Bergen von Bugir und Konstantine lebe, nicht nur an Händen und Füßen, sondern auch im Gesichte menschenähnlich sei und von der Natur mit wunderbarem Verstande und Klugheit ausgestattet. Er nähre sich, so schildert unser Gewährsmann, von Kräutern und Körnern, ziehe herdenweise in die Kornfelder, stelle am Raude Wachen auf, welche bei eintretender Gefahr durch einen Schrei die anderen warnten, worauf der ganze Trupp durch die Flucht sich zu retten suche und in großen Sprüngen sich auf die Bäume begäbe. Auch die Weibchen sprängen mit und trügen dabei ihre Jungen an der Brust. Diese Affen



Magot (Inuus ecaudatus). 1/6 natürl. Größe.

würden abgerichtet und brächten es sehr weit: einzelne wären wahre Künstler; doch hätte man von ihrem Zorne und ihrer Bissigkeit mancherlei zu leiden. Von den alten Griechen und Römern an genoß der Magot bis in die neuere Zeit dieselbe Beachtung. Er war der beständige Begleiter der Bären- und Kamelführer, welche in unserem gebildeten Zeitalter leider nicht mehr die liebe Jugend in derselben Weise belustigen wie früher. Unter den herumziehenden Künstlern stand oder steht er im höchsten Ansehen, und zwar nicht allein seiner Klugheit halber, sondern mehr noch wegen seines Leibesbaues. Für den Besitzer eines Affentheaters ist es nämlich, wie ich neuerdings belehrt worden bin, besonders wichtig, daß der zu verwendende Affe einen möglichst kurzen biegsamen Schwanz oder besser gar keinen habe, weil

gedachtes Anhängsel, wenn das Tier bekleidet werden soll, stets erhebliche Schwierigkeiten verursacht. Aus diesem Grunde wird der Mandrill anderen Pavianen, der Bunder anderen Makaken und der Magot allen Gliedern seiner Sippe vorgezogen. „Seine schöne schlanke Gestalt", so versicherte mir Broekmann, „erleichtert das Bekleiden sehr; jeder Anzug paßt ihm vorzüglich; vom Schwanze bemerkt man gar nichts, wenn er auf die Bühne kommt, und da er nun außerdem noch leicht lernt und das Gelernte vorzüglich gut behält, verdient er, allen übrigen Affen seines Geschlechtes bei weitem vorangestellt zu werden. Bei guter Behandlung und verständiger Abrichtung bleibt er auch im hohen Alter sanft und gutartig, während er, wenn er einmal ‚verschlagen' wurde, einer der tückischsten aller Affen ist."

Reichenbach nennt den Magot einen Spieler für das allgemeine Rollenfach: „Sein Gesichtsausdruck", meint er, „macht den Eindruck eines pfiffigen, dabei überlegten, entschiedenen Charakters. Der breite Querdurchmesser des Gesichts deutet entschiedene Beharrlichkeit an und ebenso die breite Kopfmitte auf Gutmütigkeit hin. Die kleinen Augen zeigen zwar den pfiffigen, die minder hohe Stirn aber den beschränkten Denker. Seine Rollen beschränken sich deshalb auch nur auf die gewöhnlichen Späße, auf das An- und Auskleiden, Hutabnehmen, Grüßen, Reiten auf anderen Tieren, Schaukeln und Seiltanzen, Auffangen zugeworfener Nüsse, auf das Trinken und Essen aus Gefäßen und Geschirren 2c." Hiermit stimmt Broekmann, welchem wir in dieser Hinsicht wohl die erste Stimme zusprechen dürfen, keineswegs überein. Seiner Versicherung nach gibt es gerade unter den Magots ganz ausgezeichnete „Künstler", welche in jeder Hinsicht Anerkennenswertes leisten.

Die Heimat des Magot ist das nordwestliche Afrika, Marokko, Algerien und Tunis. Nach Rüppell soll er noch in den westlich von Ägypten liegenden Oasen häufig vorkommen und von dort aus in Menge nach Alexandrien und Kairo ausgeführt werden — eine Angabe, welche ich nicht zu bestätigen vermag, da ich unseren Affen in Ägypten stets in weit geringerer Anzahl gesehen habe als die aus Mittelafrika stammenden Arten. Soviel wir wissen, lebt er in seinem Vaterlande in großen Gesellschaften unter Leitung alter, erfahrener Männchen. Er ist sehr klug, listig und verschlagen, gewandt, behende und kräftig und weiß sich im Notfalle mit seinem vortrefflichen Gebiß ausgezeichnet zu verteidigen. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung verzerrt er das Gesicht in einem Grade wie kein anderer Affe, bewegt dabei die Lippen schnell nach allen Richtungen hin und klappert auch wohl mit den Zähnen. Nur wenn er sich fürchtet, stößt er ein heftiges, kurzes Geschrei aus. Verlangen sowie Freude, Abscheu, Unwillen und Zorn gibt er durch Fratzen und Zähneklappern zu erkennen. Wenn er zornig ist, bewegt er seine in Falten gelegte Stirn heftig auf und ab, streckt die Schnauze vor und zwängt die Lippen so zusammen, daß der Mund eine kleine zirkelrunde Öffnung bildet. In der Freiheit lebt er in Gebirgsgegenden, auf felsigen Wänden, ist aber auch auf Bäumen zu Hause. Man sagt, daß er, wie die Paviane, viele Kerbtiere und Würmer fresse, deshalb beständig die Steine umwälze und sie gelegentlich die Berge herabrolle. An steilen Gehängen soll er hierdurch nicht selten gefährlich werden. Skorpione sind, wie behauptet wird, seine Lieblingsnahrung; er weiß ihren giftigen Stachel geschickt auszurupfen und verspeist sie dann mit großer Gier. Aber auch mit kleinen Kerbtieren und Würmern begnügt er sich, und je kleiner seine Beute sein mag, um so eifriger zeigt er sich in der Jagd, um so begieriger verzehrt er den gemachten Fang. Das erhaschte Kerbtier wird sorgfältig aufgenommen, vor die Augen gehalten, mit einer beifälligen Fratze begrüßt und nun sofort gefressen.

Auffallender- und eigentlich unerklärlicherweise gehört der Magot gegenwärtig auf dem europäischen Tiermarkte zu den Seltenheiten, und nur sehr ausnahmsweise gelangen einmal wenige Exemplare in die Hände des Händlers. Aus diesem Grunde sieht man ihn auch nur vereinzelt in den Tiergärten und zum Kummer aller herumziehenden Künstler im

Affentheater. Die Gefangenen werden uns in der Regel von Mogador in Marokko gebracht; doch scheint es, als ob man sich gegenwärtig weit weniger als früher damit befasse, solche Affen zu fangen, zu zähmen und zu verhandeln. Ich selbst erhielt vor längeren Jahren vier Stück von ihnen und hatte somit Gelegenheit, sie geraume Zeit zu beobachten. Alle vier zeichneten sich durch ein ernstes Wesen aus, ohne jedoch mürrisch zu sein. Der Grundzug ihres Charakters war entschiedene Gutmütigkeit; doch fand ich die bereits von den Alten erwähnte leichte Erregbarkeit auch bei ihnen bestätigt, weswegen es ratsam ist, sie mit gebührender Vorsicht zu behandeln. Sie sind gute Fußgänger, aber mangelhafte Kletterer, obwohl sie immerhin mit größerer Leichtigkeit als Paviane Bäume besteigen und mit ziemlichem Geschick Sätze von einem Baume zum anderen ausführen können. Mit ihrem Wärter hatten sich die in Rede stehenden Stücke binnen kurzem innig befreundet, obgleich sie die ihnen innewohnende Tücke niemals ganz lassen konnten. Kleine Hunde, Katzen und andere Säugetiere warteten sie mit besonderer Vorliebe, und stundenlang konnten sie sich beschäftigen, ihnen das Fell nach schmarotzenden Gästen abzusuchen, erkannten es auch dankbar an, wenn der Wärter ihnen scheinbar dieselbe Gefälligkeit erwies, d. h. ihnen die Haare des Felles auseinander legte und that, als ob er reiche Jagd mache. Alle vier starben in kurzer Zeit dahin, ohne daß es uns möglich war, eine Ursache dafür aufzufinden.

Der Magot ist der einzige Affe, welcher noch heutigestages wild in Europa gefunden wird. Leider konnte ich während meines Aufenthaltes in Südspanien (1856) über die Affenherde, welche die Felsen von Gibraltar bewohnt, nichts Genaues und Ausführliches erfahren. Man erzählte mir, daß jene Gesellschaft noch immer ziemlich zahlreich sei, aber nicht eben häufig gesehen werde. Von der Festung aus beobachte man die Tiere oft mit Fernröhren, wenn sie, ihrer Nahrung nachgehend, die Steine umwälzen und den Berg hinabrollen. In die Gärten kämen sie selten. Auch die Spanier wissen nichts darüber anzugeben, ob die Tiere von allem Anfange an Europäer waren oder solches erst durch ihre Verpflanzung aus Afrika herüber wurden. Bemerkenswert ist aber A. G. Smiths Bericht über seine an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen. Er teilt zunächst mit, daß das Vorkommen der Tiere in Europa wiederholt in Zweifel gezogen, ja als einfältiges Märchen betrachtet und selbst von einem vielfach in Gibraltar verkehrenden Schiffskapitän geleugnet worden sei, und versichert, daß er beinahe selbst allen Glauben verloren gehabt habe. Aber er wurde eines besseren belehrt, als er den Flaggenstock auf dem Gipfel des Felsens besuchte, um sich an der herrlichen Rundschau zu laben. Der Flaggenwächter teilte ihm ganz gelegentlich mit, daß „die Affen im Umzuge begriffen seien“. Nunmehr zog unser Gewährsmann die sorgsamsten Erkundigungen ein, und ihnen verdanken wir das Nachstehende.

„Auf diesem Felsen haben die Affen seit unvordenklichen Zeiten Fuß gefaßt; wann aber oder wie sie über die See gekommen sind, ist nicht leicht zu bestimmen, und die maurische Sage, daß sie zwischen Gibraltar und Marokko noch jetzt durch einen unterirdischen Gang unter der Meerenge ab- und zugehen, klingt doch etwas gar zu märchenhaft. Gewiß ist nur, daß sie da sind, obschon bedeutend an Zahl zurückgebracht, so daß während einiger Jahre die ganze Gesellschaft sich auf eine kleine Bande von vier belief. Man sieht sie selten; sobald aber der Wind wechselt, ändern auch sie gewöhnlich ihren Aufenthalt. Weichlich und zärtlich, wie sie sind, scheuen sie jede plötzliche Abwechselung des Wetters, namentlich das Umsetzen des Windes von Ost nach West oder umgekehrt, und suchen sich dagegen zu schützen, indem sie sich hinter die Felsen ducken. Sie sind sehr lebendig und wählen zu ihrer Wohnung am liebsten die steilen Abgründe, wo sie sich im ungestörten Besitze vieler Höhlen und Löcher in dem lockeren Felsen befinden. Jedenfalls kann es ihnen nicht schwer werden, sich ihre Nahrung zu verschaffen; denn sie erscheinen sehr wohlgenährt. Üppig wachsen zwischen den losen Steinen viele Pflanzen, deren Blätter und Früchte sie fressen; besonders

aber lieben sie die süßen Wurzeln der Zwergpalme, welche dort sehr häufig ist; zur Abwechselung verzehren sie sonst auch Käfer und andere Kerbtiere. Manchmal sollen sie auch (ich kann es aber nicht verbürgen) von den Felsen herunterkommen und die Gärten der Stadt plündern, wenn reifes Obst allzusehr lockt, als daß es nicht ihre natürliche Liebe zur Einsamkeit besiegen sollte. Man hält sie gewöhnlich für außerordentlich scheu und sagt, daß sie bei dem geringsten Geräusche flüchteten; mein Berichterstatter stellte dies jedoch in Abrede und zeigte mir zum Beweise seiner Behauptung einige Felsen, von wo aus sie ihn an demselben Morgen angestiert hatten, ohne durch die Farbe seiner englischen Uniform oder durch seinen Unteroffiziersblick sich irre machen zu lassen. Ziemlich lange Zeit blieben sie etwa einige dreißig oder vierzig Ellen von der Brustwehr stehen, an welcher er lehnte, und zogen sich schließlich in aller Muße zurück. Daß man sie so selten sieht und fast nur während ihres ‚Umzuges' zur entgegengesetzten Seite des Felsens, scheint auf ein sehr scheues, ungeselliges Wesen zu deuten: denn niemand verfolgt sie; vielmehr bewahrt man sie ängstlich vor jeder Belästigung. Seit wie lange ihnen ein solcher Schutz schon gewährt wird, konnte ich nicht erfahren; gewiß aber geschieht es bereits so lange, als Gibraltar im Besitze der Engländer ist. Seit 1855 hat der Quartiermeister sie nicht nur unter seine besondere Obhut genommen, sondern auch sorgfältig über ihr jedesmaliges Erscheinen und ihre Anzahl Buch geführt. Ich entnehme dieser Buchung, daß sie durchschnittlich alle zehn Tage einmal gesehen wurden, manchmal etwas häufiger; daß sie im Sommer ebensowohl wie im Winter ‚umziehen', stets mit der Absicht, dem Winde zu entgehen; endlich, daß sie im Jahre 1856 sich auf zehn beliefen, nach und nach aber bis auf vier heruntergekommen sind. Ihr gänzliches Aussterben steht leider zu erwarten; denn diese vier sollen sämtlich eines Geschlechtes sein. Sollte unter den vielen englischen Offizieren zu Gibraltar keiner aufopfernd genug sein, einige Affen von der entgegengesetzten Küste der Berberei einzuführen, da dorthin mindestens wöchentlich Verbindung statthat? Wäre niemand zu finden, welcher auch nur ein halbes Dutzend kaufte und sie unter ihren Artgenossen auf dem Felsen losließe? Dann könnten wir hoffen, daß dieser Affenstamm noch einmal aufblühte und so diese anziehende Ordnung der Säugetiere auch fernerhin in Europa vertreten bliebe."

Ein Jahr später berichtet Posselt über dieselben Affen: „Auf der Überfahrt von Cadiz nach Gibraltar hatte ich mich nach den Affen erkundigt und ein in Gibraltar ansässiger Engländer mir versichert, daß es keine mehr gäbe. In der Stadt sagte man mir, daß allerdings noch Affen da wären, gab mir auch die Anzahl von 3—15 an, da sie sich in den steilsten und unzugänglichsten Teilen aufhielten und sehr scheu wären. Ohne Führer bestieg ich langsam den bequemsten Weg und bog auf etwa zwei Drittel der Höhe vom Hauptwege, welcher nach der Signalstation führt, links ab nach dem höchsten nördlichen Gipfel des Felsens. Das herrliche Landschaftsbild, welches sich unter mir ausbreitete, fesselte mich so, daß ich die Affen ganz vergessen hatte, als plötzlich bei der letzten Biegung des Weges meine Aufmerksamkeit durch einen eigentümlichen, scharfen Laut, welchen ich zuerst für das entfernte Kläffen eines Hundes hielt, erregt wurde. Etwa 200 Schritt vor mir lag die erste Batterie mit ihren nach Spanien hin drohenden eisernen Kanonen. Auf der gemauerten Brustwehr dieser Batterie lief, langsam sich von mir entfernend, ein Tier von der Größe eines schottischen Dächsels, und von ihm kam der Laut her. Ich blieb stehen und sah nun, daß es einer der Affen war, welcher hier wahrscheinlich Wache gehalten hatte. Denn am Ende der Mauer gegen das Mittelmeer zu lagen zwei andere behaglich im Sonnenscheine ausgestreckt. Schritt für Schritt näherte ich mich langsam der anziehenden Gruppe, welche sich jetzt eng zusammendrückte und mich aufmerksam beobachtete. Auf etwa 100 Schritt nahegekommen, stand ich still und beobachtete die nach und nach wieder unbefangen werdenden Tiere. Auf tausenderlei Arten bezeigten sie ihr Wohlgefallen am warmen Sonnenscheine,

bald sich umarmend, bald sich behaglich auf der Mauer umherwälzend. Manchmal sprang einer spielend auf die Kanonen und kam, durch die Schießöffnungen schlüpfend, von der anderen Seite her wieder zu seinen wartenden Kameraden zurück; kurz, sie schienen sich da ganz häuslich eingerichtet zu haben und entschlossen zu sein, den schönen Sonnenschein aufs beste zu genießen.

„In früheren Jahren zahlreich, sind sie jetzt auf die geringe Zahl von drei zusammengeschmolzen und vermehren sich nicht mehr, ohne Zweifel, weil sie von einem Geschlechte, entweder alle Männchen oder Weibchen sind, so daß die kleine Familie bald ganz aussterben wird. Die Gartenbesitzer pflegten früher Fallen zu stellen, um ihre Erzeugnisse gegen die Einfälle dieser gefräßigen, große Verheerungen anrichtenden Gäste zu sichern. So war der Schutz des mächtigen England nicht ausreichend, diese Urbewohner seiner stärksten Festung vor dem Untergange zu bewahren, und in wenig Jahren wird Europas Fauna um eine interessante Gattung ärmer sein."

Zur Beruhigung aller Tierfreunde kann ich mitteilen, daß die Befürchtung Posselts sich nicht bewahrheitet, seither im Gegenteile ihre Begründung verloren hat. Durch Vermittelung meines Bruders wandte ich mich an den Befehlshaber der Festung selbst mit der Bitte um Auskunft und empfing folgenden Bericht:

„Die Anzahl der Affen, welche gegenwärtig unseren Felsen bewohnen, beträgt elf Stück. Da man gefunden hat, daß sie auf den Felsen ohne Mühe genügende Nahrung finden, werden sie nicht gefüttert, sondern gänzlich sich selbst überlassen. Der Signalwächter wie die Sicherheitsbeamten wachen über ihre Sicherheit und verhindern, daß sie gejagt oder sonstwie beunruhigt werden. Ersterer führt Buch über sie und ist, da sie sich stets zusammenhalten, immer genau über sie wie über Zu- oder Abgang unter ihnen unterrichtet.

„Wann und wie sie auf den Felsen gelangt sind, weiß niemand zu sagen, obschon man hierüber die verschiedensten Ansichten aussprechen hört. Vor etwa sechs oder sieben Jahren waren sie bis auf drei Stück zusammengeschmolzen; Sir William Codrington aber, der fürchtete, sie möchten gänzlich aussterben, führte ihrer drei oder vier von Tanger ein, und seitdem haben sie sich wieder bis auf die angegebene Höhe vermehrt."

Bis in die jüngste Zeit hat sich diese Zahl mehr als verdoppelt. Eine auf gut Glück an irgend einen Offizier der englischen Besatzung zu Gibraltar gerichtete Anfrage wurde von Kapitän C. S. Shephard in liebenswürdigster Weise beantwortet. „Es ist schwierig", schreibt Shephard am 18. März 1889, „die Zahl der vorhandenen Affen genau zu bestimmen. Erst vorgestern sah ich 12 von ihnen, aber im vergangenen Sommer habe ich bis zu 25 beisammen gesehen, und ich denke, man kann sicher annehmen, daß es ihrer im ganzen an 30 sind. Zur jetzigen Zeit des Jahres sieht man sie nicht so häufig, weil Futter und Wasser an den oberen Teilen des Felsens reichlich zu finden sind. Aber während der heißen Sommerzeit zwingt sie Nahrungsmangel, tiefer herabzusteigen; dann richten sie auch nicht unbeträchtlichen Schaden in den Gärten an. Ungefähr im Juni oder Juli des vorigen Jahres hatten die Affen mindestens sechs Junge. Das ausgewachsene Männchen ist von bedeutender Größe, volle 3 Fuß hoch; die größten Weibchen sind auch recht stattlich, aber schlanker und nicht so kräftig und gedrungen von Gestalt. Das stärkste Männchen hält sich gewöhnlich allein in einiger Entfernung von der Bande."

Diesen neuesten Beobachtungen zufolge ist also durchaus nicht zu befürchten, daß Europas letzte wild lebende Affen aussterben werden.

*

Die Gattung der Paviane (Cynocephalus) ist zwar eine der merkwürdigsten, nicht aber auch eine der anziehendsten und angenehmsten. Wir finden in ihr vielmehr die häßlichsten,





PAVIAN

rüdsicht
sehen
edlere
denich
eines
übrig
törter
ist eb
Mens
des P
Kriti

Ihr
sich i
siche
welch
Chri
des
und
bald
schre
Beh
eine
Gre

Ver
und

ma
ihr
zu
ne
äl
zä
de
li
A
re
ü

rüdesten, flegelhaftesten und deshalb widerwärtigsten Mitglieder der ganzen Ordnung; wir sehen in ihnen den Affen gleichsam auf der tiefsten Stufe, welche er einnehmen kann. Jede edlere Form ist hier verwischt und jede edlere Geistesfähigkeit in der Unbändigkeit der Leidenschaften untergegangen.

Wir nennen die Paviane mit Aristoteles „Hundsköpfe", weil ihr Kopfbau dem eines groben, rohen Hundes etwas mehr ähnelt als dem des Menschen, an welchen die übrigen Affen entfernt erinnern. In Wahrheit ist die Ähnlichkeit zwischen beiden Tierköpfen nur eine oberflächliche und zugleich unbefriedigende; denn der Hundekopf des Pavians ist ebensogut eine Verzerrung seines Vorbildes, wie der Kopf des Gorillas eine solche des Menschenhauptes ist. Allein den anderen Affen gegenüber ist eben das Schnauzenartige des Paviangesichtes ein hervorstechendes Merkmal: und deshalb können wir auch dem alten Aristoteles seine Ehre lassen.

Die Hundsköpfe sind neben den Menschenaffen die größten Glieder ihrer Ordnung. Ihr Körperbau ist gedrungen, ihre Muskelkraft ungeheuer. Der schwere Kopf verlängert sich in eine starke und lange, vorn abgestutzte, oft wulstige oder gefurchte Schnauze mit vorstehender Nase; das Gebiß erscheint raubtierähnlich wegen seiner fürchterlichen Reißzähne, welche auf ihrer hinteren Seite scharfe Kanten haben; die Lippen sind sehr beweglich, die Ohren klein, die Augen hoch überwölbt und in ihrem Ausdrucke das treueste Spiegelbild des ganzen Affen selbst — listig und tückisch ohnegleichen. Alle Gliedmaßen sind kurz und stark, die Hände fünfzehig; der Schwanz ist bald kurz, bald lang, bald glatthaarig, bald gequastet; die Backentaschen sind groß; die Gesäßschwielen erreichen wahrhaft abschreckende Größe und haben gewöhnlich äußerst lebhafte Färbung. Die lange und lockere Behaarung verlängert sich bei einigen Arten am Kopfe, Hals und an den Schultern zu einer reichen Mähne und hat gewöhnlich unbestimmte Erd- oder Felsenfarben, wie Grau, Graugrünlichgelb, Bräunlichgrün.

Der Verbreitungskreis der Hundsköpfe erstreckt sich über Afrika, Arabien und Indien. Verschiedene Gegenden besitzen ihre eigentümlichen Arten, welche übrigens weit verbreitet und deshalb mehreren Ländern gemein sind.

Die Paviane sind zwar vorwiegend als echte Felsenaffen zu betrachten, doch halten sich manche Arten zweifellos auch in Wäldern auf und sind geschickter im Baumklettern, als man ihnen nach Beobachtungen in waldlosen Gebieten zugetraut hat. Im Gebirge gehen sie bis zu 3000 und 4000 m über die Meereshöhe, ja selbst bis zur Schneegrenze hinauf; doch scheinen sie niedere Gegenden zwischen 1000—2000 m den Hochgebirgen vorzuziehen. Schon die ältesten Reisenden erwähnen, daß bergige Landschaften ihre wahre Heimat sind. So erzählt Barthema von Bologna, welcher im Jahre 1503 Arabien durchreiste, daß er auf dem Wege von der Stadt Zibit, eine halbe Tagereise vom Roten Meere, auf einem fürchterlichen Gebirge mehr als zehntausend Affen gesehen habe, welche dem Löwen nicht nur an Aussehen, sondern auch an Stärke gleichkämen, und daß man auf jener Straße allein nicht reisen könne, sondern eine Gesellschaft von mindestens hundert Menschen bilden müsse, um sie abzuwehren.

Die Nahrung der Paviane besteht hauptsächlich aus Zwiebeln, Knollengewächsen, Gräsern, Kraut, Pflanzenfrüchten, Eiern und kleinem Getier aller Art. Doch dürfen wir annehmen, daß die wehrhaften und gewandten Burschen sich nicht bloß mit kleinen Lebewesen begnügen, sondern bei ihrer Gier nach Fleischnahrung wie echte Räuber auch über größere Tiere herfallen. Nach Fischers Berichten fangen die Babuine in Ostafrika nicht bloß Hühner, sondern belauern Zwergantilopen und sogar die stattlicheren Buschböcke. In den Anpflanzungen, zumal in den Weinbergen, richten die Paviane den allergrößten Schaden an; ja man behauptet, daß sie ihre Raubzüge förmlich geordnet und überlegt unternähmen. Sie

sollen oft noch eine gute Menge Früchte wegnehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge schleppen, um dort für ungünstigere Zeiten Vorräte anzusammeln. Daß sie Schildwachen ausstellen, ist sicher; als übertrieben aber müssen Erzählungen gehalten werden, wie die von Gesner herstammenden, in denen uns gesagt wird, daß die Affen in gerader Linie hintereinander anrücken und sich in einer Reihe aufstellen, damit einer dem anderen das abgerissene Obst zuwerfen könne. Käme dann jemand, welcher die Gaudiebe an ihrer Arbeit verhindern wolle, so rissen sie alle Kürbisse, Gurken, Melonen, Granatäpfel und dergleichen ab und brächten sie so schleunig wie möglich in Sicherheit, indem sie die Früchte eine gute Strecke vom Garten entfernt auf einen Haufen würfen und diesen dann in derselben Weise weiter und weiter beförderten, bis sie ihre Schätze endlich auf einen Berggipfel gebracht hätten. Die Schildwache (welche bei den Raubzügen wirklich ausgestellt wird) solle die plündernden Schelme jedesmal durch einen Schrei von der Ankunft des Menschen in Kenntnis setzen; und ihre Wachsamkeit sei schon aus dem Grunde sehr groß, weil sie von den anderen zu Tode geprügelt werde, wenn sie ihre Pflicht versäumt habe! So viel ist jedenfalls richtig, daß Hundsköpfe in besiedelten dürftigen Gegenden als eine wahre Landplage betrachtet werden müssen, weil sie dort den Landleuten außerordentlichen Schaden zufügen.

Mehr als alle übrigen Affen zeigen die Paviane durch ihre Haltung, daß sie hauptsächlich Erdtiere sind. Ihre ganze Gestaltung bindet sie an den Boden. Sie ähneln in ihrem Gange plumpen Hunden; auch wenn sie sich aufrichten, stützen sie ihren Leib gern auf eine ihrer Hände. Solange sie sich ruhig verhalten und Zeit haben, sind ihre Schritte langsam und schwerfällig; sobald sie sich verfolgt sehen, fallen sie in einen merkwürdigen Galopp, welcher die allersonderbarsten Bewegungen mit sich bringt. Ihr Gang zeichnet sich durch eine gewisse leichtfertige Unverschämtheit aus; man muß ihn aber gesehen haben, wenn man ihn sich vorstellen will. Das ist ein Wackeln der ganzen Gestalt, namentlich des Hinterteiles, wie man es kaum bei einem anderen Tiere sieht; und dabei tragen die Tiere den Schwanz so herausfordernd gebogen und schauen so unverschämt aus ihren kleinen, glänzenden Augen heraus, daß schon ihre Erscheinung ihrer Anmaßung Ausdruck gibt.

Ihre geistigen Eigenschaften widersprechen ihrer äußeren Erscheinung nicht im geringsten. Ich will, um sie zu beschreiben, mit Scheitlins Worten beginnen:

„Die Paviane sind alle mehr oder minder schlechte Kerle, immer wild, zornig, unverschämt, geil, tückisch; ihre Schnauze ist ins gröbste Hundeartige ausgearbeitet, ihr Gesicht entstellt, ihr After das Unverschämteste. Schlau ist der Blick, boshaft die Seele. Dafür sind sie gelehriger als die kleineren Affen und zeigen noch mehr Verstand, jedoch immer mit List. Erst an diesen kommt die zweite Affeneigenschaft, d. h. die Nachahmungssucht, vor, wodurch sie ganz menschlich werden zu können scheinen, es aber nicht werden. Ihre Unanständigkeit geht über alle Begriffe; Kinder und Frauen darf man nicht in ihre Nähe bringen. Aber Fallstricke und Gefahren merken sie leicht, und gegen die Feinde verteidigen sie sich mit Mut und Eigensinn. Wie schlimm jedoch ihre Natur ist, so kann man sie doch in der Jugend ändern, zähmen, gehorsam machen; nur bricht ihre schlimme Natur im Alter, wenn ihr Sinn und Gefühl stumpf werden, in den alten Adam zurück. Der Gehorsam hört wieder auf, sie grinsen, kratzen und beißen wieder. Die Erziehung griff nicht tief genug ein. Man sagt, daß sie im Freien geistreicher und geistig entwickelter seien, in der Gefangenschaft hingegen milder und gelehrter werden. Ihr Familienname ist auch Hundskopf. Hätten sie zum Hundskopfe nur auch die Hundeseele!“

Ich kann Scheitlin nicht widersprechen: das Bild, welches er zeichnet, ist richtig. Der Geist der Paviane ist gleichsam der Affengeist in seiner Vollendung, aber mehr im schlechten als im guten Sinne. Einige vortreffliche Eigenschaften können wir ihnen nicht absprechen. Sie haben eine außerordentliche Liebe zu einander und gegen ihre Kinder; sie

lieben auch den Menschen, welcher sie pflegt und auferzogen hat, werden ihm selbst nützlich auf mancherlei Weise. Aber all diese guten Seiten können nicht in Betracht kommen ihren Unsitten und Leidenschaften gegenüber. List und Tücke sind Gemeingut aller Hundsköpfe, und namentlich zeichnet eine furchtbare Wut sie aus. Ihr Zorn gleicht einem ausbrechenden Strohfeuer, so rasch lodert er auf; aber er hält aus und ist nicht so leicht wieder zu verbannen. Ein einziges Wort, spottendes Gelächter, ja ein schiefer Blick kann einen Pavian rasend machen, und in der Wut vergißt er alles, selbst den, welchen er früher liebkoste. Deshalb bleiben diese Tiere unter allen Umständen gefährlich, und ihr roher Sinn bricht durch, auch wenn sie ihn lange Zeit gar nicht zeigten. Ihren Feinden gegenüber machen sie sich wahrhaft furchtbar.

Die Paviane fliehen zwar vor dem Menschen, lassen sich aber doch, wenn es not thut, mit ihm wie mit Raubtieren in Kampf ein, und dieser wird oft recht gefährlich. Der Leopard scheint der Hauptfeind zu sein; doch stellt er mehr den Jungen nach als den Alten, weil er alle Ursache hat, sich zu bedenken, ob seine Fangzähne und Klauen dem Gebisse und den Händen der Paviane gewachsen sind. Hunde werden vom Pavian gar nicht selten überwältigt, und gleichwohl kennen jene edlen Tiere keine größere Lust als die Jagd solcher Affen. Außer dem Hunde, dem Leoparden und dem Löwen haben die Paviane kaum ihnen besonders gefährliche Feinde; dagegen ist wohl anzunehmen, daß die Affen hinsichtlich des furchtbaren Giftzahnes der Schlangen böse Erfahrungen gemacht haben. Kein Pavian hebt einen Stein auf oder durchsucht einen Busch, ohne sich vorher zu vergewissern, daß unter und in ihm keine Schlange verborgen ist. Skorpione fürchten die klugen Tiere nicht, wissen dieselben vielmehr mit großer Gewandtheit zu fangen und sie ihrer Giftstacheln zu berauben, ohne sich zu verletzen. Dann verspeisen sie den Skorpion mit demselben Vergnügen wie andere Spinnen oder ein Kerbtier.

Die Brunst zeigt sich bei keinem anderen Tiere in so abschreckender Weise wie bei ihnen. Daß sie Männer und Frauen sofort unterscheiden, habe ich hundertfach beobachtet, und ebenso, daß sie den Frauen durch ihre Zudringlichkeit und Unverschämtheit im höchsten Grade lästig werden können. Die Männchen sind beständig brünstig, die Weibchen nur zu gewissen Zeiten, alle 30—35 Tage etwa. Nach meinen Beobachtungen währt die Brunstzeit der Paviane, soweit äußerlich ersichtlich, 14—20 Tage. Sie beginnt mit einem merklichen Anschwellen der Geschlechtsteile, welches sich im Verlaufe der Zeit fast über das ganze Gesäß erstreckt und die Schwielen blasig auftreibt. Diese röten sich gleichzeitig, als ob sie entzündet wären, und das ganze Gesäß erhält dadurch ein wahrhaft abschreckendes Aussehen. Nach etwa acht Tagen verkleinern sich die Blasen, schrumpfen mehr und mehr zusammen und verschwinden gegen Ende der angegebenen Zeit vollständig. Im Anfange der Brunst sind die Weibchen ebenso erpicht auf die Männchen wie diese während der ganzen Jahreszeit auf jene. Obgleich sich die Hundsköpfe in der Gefangenschaft fortpflanzen, weiß man doch noch nicht bestimmt, wie lange ihre Tragzeit dauert.

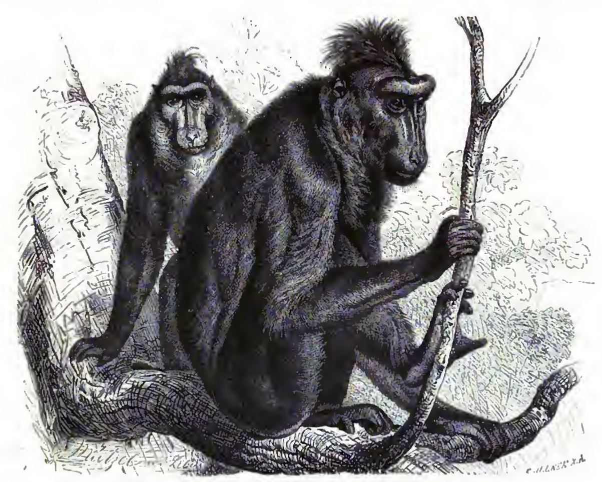
Der Nutzen der Paviane ist gering. Ihrer Gelehrsamkeit wegen werden sie zu allerlei Kunststücken abgerichtet. In Südafrika sollen sie noch zum Auffsuchen des Wassers in der Wüste dienen. Man hält sie deshalb häufig gezähmt und nimmt sie mit in jene wasserarmen Striche, in denen selbst die Buschmänner das wichtigste Element nur tropfenweise zu gewinnen wissen. Wenn der Wasservorrat zu Ende geht, bekommt der Pavian etwas Salziges zu fressen. Nach einigen Stunden nimmt man ihn dann an eine Leine und läßt ihn laufen. Das vom Durste gequälte Tier wendet sich bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts, schnüffelt in der Luft, reißt Pflanzen aus, um sie zu prüfen, und zeigt endlich durch Graben das verborgene oder durch ein entschiedenes Vorwärtseilen das zu Tage getretene Wasser an.

In den Sagen und Erzählungen der Araber spielen die Paviane eine hervorragende Rolle. Sie sind es, welche die Geschichtschreiber am besten kennen, weil sie in Jemen vorkommen, sie auch, welche am häufigsten lebend nach Ägypten und Syrien gebracht werden; und auf sie insbesondere bezieht sich die Behauptung des Propheten und seiner Freunde, daß Allah sie in seinem Zorne aus Menschen zu Affen verwandelt habe. Schech Kemal Edin Demiri, welcher um das Jahr 1405 unserer Zeitrechnung starb und ein großes Werk unter dem Namen Heiat el Heiwan (zu deutsch „Leben der Tiere") geschrieben hat, „nicht weil dasselbe von irgend einem hohen Gönner bestellt worden wäre, sondern nur wegen der großen Unwissenheit des Menschen über alles, was die Tiere angeht", erzählt als gläubiger Sohn seines Volkes die Geschichte, ohne daß er wagt, daran zu mäkeln. Die Stadt hieß Aila und lag am Roten Meere, und ihre Bewohner waren Juden. Ursache der Verwandlung war eine große Ungebührlichkeit, welche sich die betreffenden Juden zu schulden kommen ließen, indem sie nämlich an einem Sonnabende mit dem Fischfange sich beschäftigten, also den Sabbat entheiligten. Einige weise und fromme Bewohner Ailas suchten den Frevel zu stören und verließen endlich, als man ihrer Warnungen nicht achtete, verhüllten Antlitzes die gottlose Stadt. Nach drei Tagen kehrten sie wieder, fanden die Thore verschlossen, kletterten über die Mauer und sahen sich umringt von Pavianen, von denen einzelne traurigen Blickes zu ihnen herankamen, sich an sie schmiegten und bittend zu ihnen emporsahen. Da kam einem der Gedanke, daß die Affen wohl ihre Verwandten sein möchten, und auf die hingeworfene Frage: „Sage mir, Pavian, bist du vielleicht mein Brudersſohn Ibrahim oder Achmed oder Musa?" antworteten die Tiere mit traurigem Kopfnicken. So ward denn allen offenbar, daß hier ein entsetzliches Strafgericht vollzogen worden war. Schech Demiri, welcher im übrigen so vernünftig ist, wie ein Buchstabengläubiger es sein kann, meint, daß man diese Erzählung hinnehmen müsse, obwohl es sich doch vielleicht beweisen ließe, daß es Paviane früher als Juden gegeben habe. Nach dieser Einleitung kommt er auf die Tiere selbst zu sprechen und kennzeichnet sie in einer Weise, welche wenig zu wünschen übrigläßt. „Diese Tiere", sagt er, „sind den Menschen in ihrem Wesen und Gebaren sehr ähnlich; denn sie lachen, freuen sich, setzen sich auf das Gesäß, kratzen sich mit den Nägeln, reichen etwas mit ihrer Hand hin, haben bis zu den Spitzen gegliederte Finger und Nägel wie die Menschen, sind fähig, nachzuahmen und zu lernen, und schließen sich den Menschen in freundlicher Weise an. Ihr gewöhnlicher Gang ist auf allen vieren; doch können sie auch, wenigstens eine Zeitlang, auf den Hinterfüßen laufen. Ihr unteres Augenlid hat Wimpern; diese aber findet man sonst nur bei den Menschen. Wenn sie in das Wasser fallen, ertrinken sie wie ein Mensch, welcher das Schwimmen nicht versteht. Sie leben in geschlossener Ehe und sind eifersüchtig auf ihre Weibchen, und diese beiden Dinge gelten doch als entschiedener Vorzug des Menschen. Auch tragen die Weibchen ihre Kinder an der Brust wie Menschenmütter. Unzweifelhaft ist es, daß diese Tiere einen freien Willen haben; denn sonst wäre es nicht möglich, daß man ihnen Dinge lehren könnte, welche ihnen von Natur nicht eigen sind."

Der erste Gegenstand unserer Betrachtung mag ein Affe sein, welcher von vielen Naturforschern unter die Paviane, von anderen dagegen unter die Makaken gezählt wird. Ich meine den übermütigen Schwarzen, dessen ich, als Peinigers des Budengs, bereits auf Seite 123 gedacht habe. Wie wir dort sahen, ähnelt er in seinem Wesen den eigentlichen Pavianen vollständig, hinsichtlich seiner Gestalt aber unterscheidet er sich nicht unbeträchtlich von den wahren Hundsköpfen, und ebendaher rührt die verschiedene Meinung der Forscher. Ich vertrete, seitdem ich ihn lebend gesehen habe, die Ansicht Cuviers, welcher unseren Schwarzen zuerst unter die Hundsköpfe aufnahm. Verkennen läßt sich allerdings nicht, daß

er in seinem Auftreten auch in vieler Hinsicht an die Makaken erinnert; doch scheint mir das Wesen des Hundskopfes in ihm zu überwiegen. Man muß ihn als eines jener Übergangsglieder betrachten, welche die Merkmale zweier Sippen an sich tragen und diese zu vermitteln scheinen. Wer ihn zu den Makaken zählen will, darf kaum des Irrtumes geziehen werden; wer ihn zu den Hundsköpfen rechnet, hat ebenfalls recht.

Der **Mohren-** oder **Schopfpavian** (Cynopithecus niger, Cynocephalus, Macacus und Innus niger, Simia nigra, Cynopithecus malayanus) unterscheidet sich von anderen Hundsköpfen durch seinen Stummelschwanz und die Bildung der Schnauze, welche



Mohren- oder Schopfpavian (Cynopithecus niger). 1/6 natürl. Größe.

breit, flach, kurz und besonders noch dadurch ausgezeichnet ist, daß die Nase nicht wie bei den Pavianen die Oberlippe überragt, sondern ziemlich weit hinten auf der Oberschnauze endigt. Unser Affe gilt deshalb als Vertreter einer besonderen Gattung, der **Hundsaffen** im engeren Sinne, Cynopithecus. Gesicht und Gesäß sind nackt, alle übrigen Teile von einem langen und wolligen Pelze bedeckt, welcher sich auf den Gliedmaßen verkürzt, auf dem Kopfe aber zu einem ziemlich langen Schopfe verlängert. Die Färbung des Pelzes ist ein gleichmäßiges Dunkelschwarz, welches auch auf die samtartige nackte Gesichtshaut übergeht. Das Gesäß sieht rot aus. In der Größe steht der Schopfpavian hinter allen Verwandten zurück. Seine Leibeslänge beträgt 65 cm, die Länge des Schwanzstummels kaum 3 cm.

Celebes ist die Heimat des schwarzen Hundskopfes und beherbergt ihn in ziemlicher Menge; über sein Freileben ist bis zur Gegenwart noch wenig bekannt geworden. Über sein Vorkommen berichtet Rosenberg: „Er wird in Gebirgswäldern bis zu 1300 m Höhe

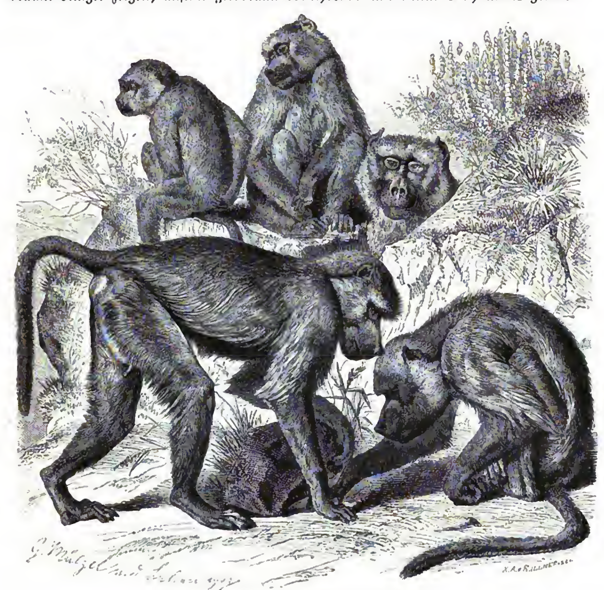
angetroffen und versammelt sich zuweilen in viele Hunderte von Individuen zählenden Scharen, um von einer Gegend in die andere zu streifen. Einer meiner Freunde begegnete einst während einer Dienstreise einer solchen wandernden Affenherde, welche die Straße an der Stelle überschritt, wo er sich gerade zu Pferde befand; er hatte große Mühe, sich mit Peitschenhieben der Tiere zu erwehren. Zu Tulabollo vernahm ich beinahe täglich, zumal gegen Abend, ihr häßliches, dem Hundegebell ähnliches Geschrei. Mein Jäger brachte mir einst ein Junges. In der ersten Zeit gab ich dem Tierchen Milch und reife Pisangfrüchte zur Nahrung, welche es, daran saugend, verzehrte; später fraß es auch gekochten Reis und in Wasser geweichten Zwieback. Es wurde allmählich sehr zahm, aber auch durch seine Zudringlichkeit belästigend und gab, wenn man es allein ließ, durch anhaltendes Schreien sein Mißvergnügen zu erkennen. Hörte das Tier in dem ganz in der Nähe des Hauses liegenden Walde einen Vogel oder irgend ein anderes Tier schreien, so wurde es unruhig und antwortete sogleich. Dieser Pavian kommt auch noch auf der kleinen, an der Südspitze von Halmahera, des größten Eilandes der Molukken, liegenden Insel Batjan vor, ist aber dort nicht ursprünglich zu Hause. Der dortige Sultan erinnerte sich, in seinen Knabenjahren gehört zu haben, daß unter der Regierung seines Vaters oder Großvaters ein Paar dieser Affen nach Batjan übergebracht worden seien. Von diesem Paare stammen alle dortigen Affen ab, die sich bis jetzt noch lange nicht über die ganze Insel verbreitet haben, geschweige denn nach Halmahera übergewandert sind."

Neuerdings ist er öfters nach Europa gelangt und hat hier auch geraume Zeit in der Gefangenschaft gelebt. Der Schopfpavian, welchen ich im Amsterdamer Tiergarten sah, schien sich sehr wohl zu befinden. Er wurde bei Tage regelmäßig zu den Meerkatzen gebracht, welche in dem großen Affenhause die Zuschauer belustigten. Ich habe der Beschreibung seines Wesens und Treibens nach dem, was ich oben bemerkte, kaum noch etwas hinzuzufügen. Der übermütige und herrschsüchtige Schwarze würde alle schüchternen Affen ebenso gepeinigt haben, wie er die armen Budengs quälte, wenn ihm das leichte Volk der Meerkatzen, im Gegensatze zu jenen, nicht immer rechtzeitig entronnen wäre. Mit den Makaken schien er auf ziemlich gutem und mit einem weiblichen Babuin auf sehr innigem Fuße zu stehen; wenigstens erwies er dieser zarten Schönen alle Aufmerksamkeit und ließ sich zum Gegendank gern von ihr sein Haarkleid durchsuchen. Unsere Abbildung gibt ihn vortrefflich wieder. In der angegebenen Stellung sitzt er manchmal mehrere Minuten lang äußerst nachdenklich da; wahrscheinlich spinnt sich dann eben in seinem Gehirne der Plan zu neuen übermütigen oder leichtsinnigen Streichen aus.

Für das Affentheater eignet sich, laut Broekmann, kein einziger anderer Affe in demselben Grade wie der Schopfpavian. Er lernt spielend leicht, hält das Erlernte fest und „arbeitet" mit wahrem Vergnügen. Bei seiner Seltenheit und dem hohen Preise, in welchem er steht, ist er nicht regelmäßig auf der Bühne zu finden, zumal er in beklagenswertem Grade hinfällig ist.

Unter den eigentlichen Pavianen, und zwar den mantellosen, ist mir der **Babuin** (Cynocephalus babuin, Papio babuin, Simia cynocephalus ꝛc.) am besten bekannt geworden, wenn auch nur in seinem Gefangenleben. Mit dem eben beschriebenen Sippschaftsverwandten oder mit den Mantelpavianen kann der Babuin allerdings nicht verwechselt werden, wohl aber mit anderen Hundsköpfen und zumal mit dem in Südafrika lebenden **Tschakma** (Cynocephalus porcarius) oder der **Sphinx** (Cynocephalus sphinx) aus Westafrika, welche ihm sehr ähnlich sind. Der glatte, gleichmäßige, nirgends verlängerte Pelz ist oben olivengrünlichgelb, jedes Haar abwechselnd schwärzlich und gelb geringelt, unterseits lichter, auf den Backen weißlichgelb. Gesicht und Ohren haben schwärzlich bleigraue,

die oberen Augenlider weißliche, die Hände braungraue, die Augen hellbraune Färbung. Erwachsene Männchen erreichen bei 65—70 cm Schulterhöhe eine Gesamtlänge von 1,50 m, wovon der verhältnismäßig dünne Schwanz allerdings ein Drittel wegnimmt. Der Tschakma ist beträchtlich größer, plumper gebaut und dunkler gefärbt, die Sphinx eher kleiner, aber entschieden kräftiger gestaltet, ihre Schnauze kürzer und durch eine absonderliche Verdickung der Backenknochen sehr ausgezeichnet, ihr Pelz, dessen Haare schwärzlichgraue und rötlichbraune Ringel zeigen, anstatt gelbbraun rötlichbraun mit einem Stich ins Ölgrüne.



Babuin (Cynocephalus babuin). ⅙ natürl. Größe

Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens ist zwischen diesen drei Pavianen kaum ein Unterschied zu bemerken; von den Tschakmas ist bereits auf S. 49 berichtet worden; ich werde deshalb hier vorzugsweise nur noch von der mir bekannteren Art reden.

Der Babuin lebt so ziemlich in der Heimat des Hamadryas, dringt aber weiter in das Innere Afrikas vor als dieser. Abessinien, Kordofan und andere mittelafrikanische Länder beherbergen ihn, und wo er vorkommt, ist er häufig. Auch in Deutsch-Ostafrika ist er, nach Böhm und Reichard, gemein und noch weit südwestwärts vom Tanganikasee bis zum oberen Lualaba verbreitet — falls hier nicht eine Verwechselung vorliegt.

Hartmann hat mir über das Freileben unseres Affen nur folgende Mitteilung geben können: „Auf dem Djebel-Guli lebt der Babuin in ziemlicher Anzahl; er findet daselbst Knollen von Liliengewächsen, Früchte von wilden Feigen, Tamarinden, Beeren des Cissus- und in benachbarten Ebenen auch solche des Khetamstrauches 2c. und lebt äußerst gemütlich in den Tag hinein, falls nicht einmal ein Leopard in seine Berge kommt, ihn aufstört und, wenn es möglich ist, einen oder den anderen auffrißt. Die Eingeborenen bekümmern sich im ganzen wenig um ihn, obschon sie gelegentlich ein Junges fangen und aufziehen. In einer Hinsicht aber scheinen diese Paviane den Fungis doch lästig zu werden, wenn jene nämlich Wasser holen wollen. Die Paviane steigen von den Bergen zur Ebene herab und



Tschakma (Cynocephalus porcarius). 1/8 natürl. Größe.

trinken hier aus den kleinen Quellteichen. Nun versichern die Fungis, daß ihre jungen Mädchen beim Wasserholen nicht selten von alten Babuinen angegriffen und mißhandelt werden. Deshalb gehen, sobald man noch halbe Kinder auf die Wasserplätze sendet, stets einige bewaffnete junge Männer zu deren Schutze mit.

„Uns haben die reihenweise einer hinter dem anderen über die steilen Granitplatten des schroffen Djebel-Guli ziehenden und unter den Bäumen des Gebirges spielenden Paviane stets das größte Vergnügen bereitet. Bei jedem Truppe sahen wir einige in ihrer Art riesenhafte alte Herren. Unsere Absicht, Jagd auf sie zu machen, konnten wir übrigens nicht ausführen, weil sie sich bei versuchter Näherung regelmäßig rechtzeitig zurückzogen. Dagegen erhielten wir einen jungen Pavian dieser Art lebend und fanden an ihm Ihre Beobachtungen vollständig bestätigt.“

Über das Freileben der Babuine in Ostafrika teilt Noack aus den Aufzeichnungen des so früh verstorbenen R. Böhm folgendes mit: „Häufig in der Baumsteppe, sowohl bei

Ortschaften als an Flüssen, so überall bis zum Tanganika, auch in Urua und Katanga. Junge, die auf dem Rücken ihrer Mutter reiten, vom Mai bis zum März gesehen, doch scheinen sie zu jeder Jahreszeit geboren zu werden. In großen Banden streifen sie durch die Wälder und brechen von da zur Reifezeit von Mais und Negerhirse in die inselartig um die Ortschaften liegenden Felder ein, wo sie großen Schaden anrichten. Sie sind ebenso frech wie klug berechnend. Oft lassen sie sich nur mit Mühe durch das Geschrei und Speerwerfen der Feldwachen vertreiben und bleiben dann ruhig so lange in der Nähe des Waldrandes, bis die Luft wieder rein ist. Vor Weibern haben sie überhaupt keine Furcht, stellen sich ihnen sogar gegenüber und rauben ihnen ihr Essen. Das Feuergewehr kennen sie ganz genau; vor den Jägern pflegen sie langsam herzuflüchten, von Zeit zu Zeit auf niedrige Bäume springend oder sich an Stämmen aufrichtend, um Umschau zu halten, bleiben hier auch bis auf Büchsenschußweite sitzen, springen aber sofort herab, sowie man das Gewehr an den Kopf nimmt. Junge, auch ziemlich erwachsene, bleiben bei der erschossenen Mutter. Angeschossene werden von den alten Männchen weitergeführt und beschützt. Gegen Hunde stellen sie sich gleich und oft mit Erfolg, doch werden sie auch mit Hunden gehetzt und schließlich von diesen auch festgehalten. Stets machen die alten bewährten Männchen, welche eine gewaltige Größe erreichen, den Beschluß. Hält die Bande, so wandeln letztere auf der gefährdeten Fronte hin und her; befindet sich die Herde in einem Baumgipfel, so treten sie von Zeit zu Zeit herausfordernd auf freie Äste vor. Wenn auch schwer und plump in ihren Bewegungen, so klettern diese Paviane doch mit großer Sicherheit auf den höchsten Baumwipfeln umher, von welchen sie sich bei nahender Gefahr mit mächtigen, geräuschvollen Sätzen herabwerfen. In der Nacht schlafen sie auf hohen Bäumen, doch wechseln sie manchmal auch in tiefer Dunkelheit. Ihre Stimme ist bei den alten Männchen tiefer und stärker, ein kurz abgebrochener bellender Laut; erschreckt kreischt und schreit die Bande durchdringend. Ein kurz und rauh ausgestoßenes ‚O! O!‘ drückt Verwunderung und Unwillen, ein langgezogenes ‚Ooh!‘ Verlangen aus.

„Jung gefangen sind sie sehr drollig und gewöhnen sich rasch ein, doch haben sie bestimmte Personen, die sie sehr lieben, und von denen sie sich stets tragen lassen, während sie andere hassen und angreifen. Sie lassen sich auch wie Hunde auf Menschen hetzen. Sind sie böse, so zeigen sie die Zähne, ziehen die Augenbrauen hoch und legen die Ohren zurück, richten sich auch in komischer Weise in die Höhe. Vor Gewitter, heftigem Regen und Sturm bekunden sie große Angst, sind überhaupt leicht bis zur völligen Verzweiflung zu erschrecken. Höchst eigentümlich ist ein konvulsivisches Zucken, welches sie oft befällt, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, ohne daß sie irgendwie krank sind, sowie daß sie sich z. B. Europäern langsam, augenscheinlich in höchster Angst, aber wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, nähern, bis sie die Person berühren und dann plötzlich laut aufschreiend zurückspringen. Sehr gern fressen sie Heuschrecken, auch Mäuse und dergleichen.“ Daß gerade diese Paviane, nach Fischer, auch viel größeren Tieren nachstellen, ist bereits auf S. 169 angeführt worden.

In seinen Bewegungen und seiner Stellung gleicht der Babuin ganz den anderen Pavianen; sein geistiges Wesen zeichnet ihn jedoch zu seinem Vorteile aus. Er ist ein sehr kluges Tier und gewöhnt sich, jung eingebracht, außerordentlich leicht an den Menschen, läßt sich zu allen möglichen Kunststücken ohne Mühe abrichten und hängt seinem Herrn, trotz schlechter Behandlung, mit großer Treue an. Das Weibchen ist sanfter und liebenswürdiger als das Männchen, welches oft seine Tücken und Unarten auch seinem Herrn gegenüber zeigt, während das Weibchen mit diesem auf dem traulichsten Fuße lebt.

Der erste Babuin, welchen ich besaß, erhielt den Namen Perro. Er war ein hübscher munterer Affe und hatte sich schon nach 3 Tagen vollkommen an mich gewöhnt. Ich wies

ihm das Amt eines Thürhüters an, indem ich ihn über unserer Hofthüre befestigte. Hier hatte er sich bald einen Lieblingsplatz ausgesucht und bewachte von dort aus die Thür auf das allersorgfältigste. Nur uns und ihm Bekannte durften eintreten, Unbekannten verwehrte er hartnäckig den Eingang und gebärdete sich dabei so toll, daß er stets gehalten werden mußte, bis der Betreffende eingetreten war, weil er sonst wie ein wütender Hund auf denselben losgefahren sein würde. Bei jeder Erregung zeigte er sich als Pavian vom Wirbel bis zur Sohle, mit allen Gewohnheiten und Sitten, Arten und Unarten seiner Sippschaft, deren Glieder in ihrem Gebaren überhaupt die größte Übereinstimmung bekunden. Im Zorne erhob er den Schwanz und stellte sich auf beide Füße und eine Hand; die andere benutzte er, um damit heftig auf den Boden zu schlagen, ganz wie ein wütender Mensch auf den Tisch schlägt, nur daß er nicht die Faust ballte wie dieser. Seine Augen glänzten und blitzten, er ließ ein gellendes Geschrei hören und rannte wütend auf seinen Gegner los. Nicht selten verstellte er sich mit vollendeter Hinterlist, nahm eine sehr freundliche Miene an, schmatzte mehrmals rasch hintereinander, was immer als Freundschaftsbeteuerung anzunehmen war, und langte sehnend mit den Händen nach dem, welchem er etwas versetzen wollte. Gewährte ihm dieser seine Bitte, so fuhr er blitzschnell nach der Hand, riß seinen Feind an sich heran und kratzte und biß ihn. Er lebte mit allen Tieren in Freundschaft, mit Ausnahme der Strauße, welche wir besaßen. Diese trugen jedoch die Schuld des feindlichen Verhältnisses, welches zwischen beiden bestand. Perro saß, wenn seine Wächterdienste unnötig waren, gewöhnlich ruhig auf seiner Mauer und hielt sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen eine Strohmatte als Schirm über den Kopf. Dabei vernachlässigte er es, auf seinen langen Schwanz besondere Rücksicht zu nehmen, und ließ diesen an der Mauer herabhängen. Die Strauße nun haben die Unart, nach allem möglichen, was nicht niet- und nagelfest ist, zu schnappen. Und so geschah es denn sehr oft, daß einer oder der andere dieser Vögel schaukelnd herankam, mit seinem dummen Kamelkopfe sich dem Schwanze näherte und, ohne daß Perro es ahnte, plötzlich demselben einen tüchtigen Biß versetzte. Die Strohmatte wegwerfen, laut schreien, den Strauß mit beiden Händen am Kopfe fassen und tüchtig abschütteln, war dann gewöhnlich Eins. Es kam oft vor, daß der Affe nachher eine ganze Viertelstunde lang seine Gemütserschütterung nicht bemeistern konnte. Nun war es freilich kein Wunder, daß er dem Strauße, wo er ihn nur immer erreichen konnte, einen Hieb oder Puff versetzte.

Während unserer Rückreise nach Ägypten wurde Perro, welcher mit allem Schiffsvolke gute Freundschaft hielt, an den Bord der Barke gebunden. Er fürchtete das Wasser in hohem Grade, war aber doch gescheit genug, sich, wenn er durstete, demselben so zu nähern, daß er keine Gefahr zu besorgen brauchte. Zuerst probierte er seinen festen Strick, dann ließ er sich an diesem bis nahe über den Wasserspiegel hinab, streckte seine Füße in den Strom, näßte sie an und leckte sie ab, auf diese Weise seinen Durst stillend.

Gegen junge Tiere zeigte er warme Zuneigung. Als wir in Alexandrien einzogen, hatten wir ihn auf den Wagen gebunden, welcher unsere Kisten trug; sein Strick war aber so lang, daß er ihm die nötige Freiheit gewährte. Beim Eintreten in die Stadt erblickte Perro neben der Straße das Lager einer Hündin, welche vor kurzer Zeit geworfen hatte und vier allerliebste Junge ruhig säugte. Vom Wagen abspringen und der Alten ein säugendes Junges wegreißen, war die That weniger Augenblicke; nicht so schnell gelang es ihm, seinen Sitz wieder zu erreichen. Die Hundemutter, aufs äußerste erzürnt über die Frechheit des Affen, fuhr wütend auf diesen los, und Perro mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um dem andringenden Hunde zu widerstehen. Sein Kampf war nicht leicht; denn der Wagen bewegte sich stetig weiter, und ihm blieb keine Zeit übrig, hinaufzuklettern, weil ihn sonst die Hündin gepackt haben würde. So klammerte er nun den

jungen Hund zwischen den oberen Arm und die Brust, zog mit demselben Arme den Strick an sich, weil dieser ihn würgte, lief auf den Hinterbeinen und verteidigte sich mit der größten Tapferkeit gegen seine Angreiferin. Sein mutiger Kampf gewann ihm die Bewunderung der Araber in so hohem Grade, daß keiner derselben ihm sein geraubtes Pflegekind abnahm; sie jagten schließlich lieber die Hündin weg. Unbehelligt brachte er den jungen Hund mit sich in unsere Behausung, hätschelte, pflegte und wartete ihn sorgfältig, sprang mit dem armen Tiere, welches gar keinen Gefallen an solchen Tänzerkünsten zu haben schien, auf Mauern und Balken, ließ es dort in der gefährlichsten Lage los und erlaubte sich andere Übergriffe, welche wohl an einem jungen Affen, nicht aber an einem Hunde gerechtfertigt sein mochten. Seine Freundschaft zu dem Kleinen war groß; dies hinderte ihn jedoch nicht, alles Futter, welches wir dem jungen Hunde brachten, selbst an dessen Stelle zu fressen und das arme hungrige Pflegekind auch noch sorgfältig mit dem Arme wegzuhalten, während er, der räuberische Vormund, das unschuldige Mündel beeinträchtigte. Ich ließ ihm noch an demselben Abend das Junge abnehmen und es zu seiner rechtmäßigen Mutter zurückbringen. Der Verlust ärgerte ihn dergestalt, daß er mehrere Tage sehr mürrisch war und verschiedene lose Streiche verübte.

Während meines zweiten Aufenthaltes im Ostsudan hatte ich viele Paviane derselben Art zu gleicher Zeit in meinem Gehöfte. Sie gehörten teils mir, teils einem meiner Freunde an. Jeder Pavian kannte seinen Herrn genau und ebensogut den ihm verliehenen Namen. Es war eine Kleinigkeit, einem frischgekauften Affen beides kennen zu lehren. Wir brachten das Tier in das Innere unserer Wohnung und sorgten durch aufgestellte Wachen dafür, daß es den Raum nicht verlassen konnte. Dann nahm einer von uns die Peitsche und bedrohte den betreffenden Affen, der andere gebärdete sich in ausdrucksvollster Weise als Schutzherr des Verfolgten. Nur selten wurde es wirklich nötig, einen Pavian zu schlagen; er begriff schon die Drohung und den ihm in Aussicht gestellten Schutz und erwies sich stets sehr dankbar für die ihm in so schwerer Bedrängnis gewordene Hilfe. Ebenso leicht wurde es, einem Hundskopfaffen begreiflich zu machen, daß er mit dem oder jenem Namen getauft worden sei. Wir riefen den Namen und prügelten alle diejenigen, welche falsch antworteten. Hierin bestand das ganze Kunststück. Es war keineswegs nötig, harte Züchtigungen zu verhängen. Die Drohung, zu schlagen, bewirkte oft mehr als die Schläge selbst und versetzte jeden Pavian stets in die größte Aufregung.

Während der Regenzeit waren wir oft an unsere Behausung gebannt. Das Fieber schüttelte auch den einen oder den anderen von uns; ich war damals bettelarm, hatte schwere Verluste der schmerzlichsten Art erlitten und befand mich in einer traurigen Lage. Da waren es die Affen vor allem, welche mich erheiterten, und ich kann wohl sagen, daß sie uns geradezu unumgänglich notwendig wurden. Wir trieben tolle Streiche mit ihnen, lehrten ihnen allerhand Unsinn, machten die allersonderbarsten Versuche. Allein gerade hierdurch lernten wir die merkwürdigen Burschen genau kennen. Und jetzt, wo mich das Leben der Tiere mehr und mehr anzieht und zu immer umfassenderen Beobachtungen in dieser Richtung antreibt, sind mir jene tollen Streiche sehr wichtig geworden.

Unsere Affen erhielten Reitstunden. Ein dicker Esel, das unentbehrliche Reittier eines noch dickeren und unausstehlicheren Griechen, wurde dazu benutzt. Die Affen schauderten, als sie das erste Mal sich auf den Rücken des Esels setzen sollten; doch genügte eine einzige Lehrstunde, um ihnen den Wert der höheren Reitkunst vollkommen begreiflich zu machen, und schon nach wenig Abenden hatten wir das Vergnügen, alle Affen sattelfest, wenn auch verzweiflungsvoll, auf dem Esel sitzen zu sehen, welcher seinerseits über die ihm gemachten Zumutungen in nicht geringe Aufregung versetzt wurde. Wie vortrefflich unseren Pavianen ihre Hände und Fußhände zu statten kamen, wurde bei diesen Versuchen recht augenscheinlich.

Wir hatten ihnen gelehrt, sich wie ein Mensch auf den Rücken des geduldigen Langohrs zu setzen, und zwar ihrer drei, vier, ja fünf zu gleicher Zeit. Der erste umhalste den Esel in der zärtlichsten Weise mit seinen Vorderarmen; mit den Füßen aber krampfte er sich in dem Felle des Tieres so fest, daß er mit demselben zusammengewachsen zu sein schien. Sein hinter ihm sitzender Mitreiter klammerte sich mit seinen Händen an ihn an, mit den Füßen aber genau in derselben Weise, wie jener an den Esel, und so alle übrigen Reiter! Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß man sich unmöglich einen tolleren Anblick denken kann als vier oder fünf Affen auf dem Rücken des oft genug und mit vollem Rechte störrisch werdenden Grautieres.

Alle unsere Paviane teilten mit den Eingeborenen die Leidenschaft für die Merisa, eine Art Bier, welche die Sudanesen aus den Körnern der Durra oder des Dohhen zu bereiten wissen. Sie berauschten sich oft in diesem Getränke und bewiesen mir dadurch, daß die Sudanesen mich der Wahrheit gemäß über den Fang der Paviane unterrichtet hatten. Rotwein tranken die Affen auch, Branntwein dagegen verschmähten sie stets. Einmal gossen wir ihnen ein Gläschen davon mit Gewalt in das Maul. Die Folge zeigte sich bald, zumal unsere Tiere vorher schon hinreichend oft die Merisa gekostet hatten. Sie wurden vollständig betrunken und schnitten die allerfürchterlichsten Gesichter, wurden übermütig, leidenschaftlich, tierisch, kurz, gaben mir ein abschreckendes Zerrbild eines rohen, betrunkenen Menschen. Am anderen Morgen stellte sich der Katzenjammer mit allen seinen Schrecken ein. Die von dieser unheimlichen Plage befallenen Paviane machten jetzt Gesichter, welche wahrhaft erbarmungswürdig aussahen. Man merkte es ihnen an, daß ein heftiger Kopfschmerz sie peinige; sie hielten sich auch wohl wie Menschen unter solchen Umständen mit beiden Händen das beschwerte Haupt und ließen von Zeit zu Zeit die verständlichsten Klagen hören. Wie der Katzenjammer ihnen mitspielte, zeigten sie dadurch, daß sie nicht nur das ihnen gebrachte Futter, sondern auch die ihnen dargebrachte Merisa verschmähten und sich von Wein, den sie sonst sehr liebten, mit Abscheu wegwandten. Dagegen erquickten sie kleine saftige Zitronen außerordentlich; sie gebärdeten sich auch hierin wieder vollkommen menschlich und würden unzweifelhaft dem Heringe die gebührende Ehre angethan haben, hätten wir ihnen denselben nur reichen können.

Mit den anderen Tieren, welche ich lebendig hielt, vertrugen sie sich sehr gut. Eine zahme Löwin, von der ich weiter unten berichten werde, ängstigte zwar die Meerkatzen auf das höchste, nicht aber die mutigen Hundsköpfe. Sie flohen wohl auch, wenn sich das gefürchtete Tier nahte, hielten ihm aber tapfer stand, sowie die Löwin einen Versuch machte, einen Pavian wirklich anzugreifen. Dasselbe habe ich später stets beobachtet. Meine zahmen Paviane flohen z. B. vor Jagdhunden, welche ich auf sie hetzte, trieben dieselben jedoch augenblicklich in die Flucht, wenn einer der Hunde es wirklich gewagt hatte, sie am Felle zu packen. Der flüchtende Affe sprang dann unter furchtbarem Gebrülle blitzschnell herum, hing sich mit unglaublicher Gewandtheit an den Hund an und maulschellierte, biß und kratzte ihn derartig, daß der Gegner in höchster Verblüffung und gewöhnlich heulend das Weite suchen mußte. Um so lächerlicher war ihre jedes Maß übersteigende Furcht vor Kriechtieren und Lurchen aller Art. Eine unschuldige Eidechse, ein harmloser Frosch brachten sie geradezu in Verzweiflung! Sie rasten förmlich, suchten die Höhe zu gewinnen und klammerten sich krampfhaft an Balken und Mauern fest, soweit es ihr Strick zuließ. Gleichwohl war ihre Neugierde so groß, daß sie nie umhin konnten, sich die ihnen entsetzlichen Tiere in der Nähe zu betrachten. Ich brachte ihnen unter anderen mehrmals giftige Schlangen in Blechschachteln mit. Sie wußten aus Erfahrung, was für gefährliche Wesen diese Schachteln beherbergten, konnten aber doch nicht widerstehen, die geschlossenen Gefängnisse der Schlangen aufzumachen, und weideten sich dann gleichsam an ihrem eigenen Entsetzen.

Einer dieser Paviane verendete auf sehr traurige Weise. Mein Diener wollte ihn im Nile baden und warf ihn vom Bord unseres Schiffes aus in den Strom. Der Affe war an einem langen Stricke befestigt, dessen Ende Angust in der Hand behielt. Unglücklicherweise aber entfiel ihm dieser, der Affe versank, ohne auch nur einen Versuch im Schwimmen zu machen, und ertrank.

Ein anderes Mitglied der Gesellschaft brachte ich mit mir nach Deutschland und in meine Heimat. Es zeichnete sich durch auffallenden Verstand aus, verübte aber auch viele lose und tolle Streiche. Unser Haushund hatte sich jahrelang als Tyrann gefallen und war in seinem Alter so mürrisch geworden, daß er eigentlich mit keinem Geschöpfe in Frieden lebte und, wenn er erzürnt war oder gestraft werden sollte, sogar nach seinem eigenen Herrn biß. An Atile, so hieß mein Pavian, fand er jedoch einen ihm nicht nur ebenbürtigen, sondern sogar überlegenen Gegner. Atile machte sich ein Vergnügen daraus, den Hund auf jede Weise zu ärgern. Wenn er draußen im Hofe seinen Mittagsschlummer hielt und sich in der bequemsten Weise auf den grünen Rasen hingestreckt hatte, erschien die neckische Äffin leise neben ihm, sah mit Befriedigung, daß er fest schlafe, ergriff ihn sacht am Schwanze und erweckte ihn durch einen plötzlichen Riß an diesem geachteten Anhängsel aus seinen Träumen. Wütend fuhr der Hund auf und stürzte sich bellend und knurrend auf die Äffin. Diese nahm die herausforderndste Stellung an, schlug mit der einen Hand wiederholt auf den Boden und erwartete getrost ihren erbitterten Feind. Der erreichte sie zu seinem grenzenlosen Ärger niemals. Sowie er nämlich nach ihr biß, sprang sie mit einem Satze über den Hund hinweg und hatte ihn ihm nächsten Augenblicke wieder beim Schwanze. Daß der Hund durch solche Beleidigung zuletzt geradezu rasend wurde und wirklich vor Wut schäumte, fand ich erklärlich. Es half ihm aber nichts: schließlich räumte er stets mit eingezogenem Schwanze das Feld.

Atile liebte Pflegekinder aller Art. Hassan, die S. 137 erwähnte Meerkatze, war ihr Liebling und genoß ihre Zuneigung in sehr hohem Grade — solange es sich nicht um das Fressen handelte. Daß der gutmütige Hassan sozusagen jeden Bissen mit ihr teilte, schien sie ganz selbstverständlich und keines Dankes würdig zu finden. Sie verlangte von ihm sklavische Unterwürfigkeit; sie brach ihm, wie schon bemerkt, augenblicklich das Maul auf und leerte die gefüllten Vorratskammern Hassans ohne Umstände aus, wenn dieser den kühnen Gedanken gehabt hatte, auch für sich etwas in Sicherheit zu bringen. Übrigens genügte ihrem großen Herzen ein Pflegekind noch nicht; ihre Liebe verlangte umfassendere Beschäftigung. Sie stahl junge Hunde und Katzen, wo sie immer konnte, und trug sie oft lange mit sich herum. Eine junge Katze, welche sie gekratzt hatte, wußte sie unschädlich zu machen, indem sie mit großer Verwunderung die Klauen des Tieres untersuchte und die ihr bedenklich erscheinenden Nägel dann ohne weiteres abbiß. Die menschliche Gesellschaft liebte sie sehr, zog aber Männer ganz entschieden Frauen vor und neckte und ärgerte letztere in jeder Weise. Auf Männer wurde sie bloß dann böse, wenn diese ihr etwas zuleide gethan hatten, oder wenn sie glaubte, daß ich sie auf die Leute hetzen wolle. In diesem Punkte war sie ganz wie ein abgerichteter Hund. Man durfte ihr bloß ein Wort sagen oder jemand zeigen: sie fuhr dann sicher wütend auf den Betreffenden los und biß ihn oft empfindlich. Empfangene Beleidigungen vergaß sie wochenlang nicht und rächte sich, sobald sich ihr Gelegenheit bot.

Ihr Scharfsinn war außerordentlich groß. Sie stahl meisterhaft, machte Thüren auf und zu und besaß eine bedeutende Fertigkeit, Knoten zu lösen, wenn sie glaubte, dadurch irgend etwas zu erreichen. Schachteln und Kisten öffnete sie ebenfalls und plünderte sie dann immer rein aus. Wir pflegten sie manchmal zu erschrecken, indem wir ein Häufchen Pulver vor sie auf den Boden schütteten und dieses dann mit Feuerschwamm anzündeten.

Sie schrie gewöhnlich laut auf, wenn das Pulver aufblitzte, und machte einen Satz, soweit ihr Strick es zuließ. Doch ließ sie sich derartige Schrecken nur einigemal gutwillig gefallen. Später war sie pfiffig genug, den brennenden Schwamm mit ihren Händen zu ersticken und so die Entzündung des Pulvers zu verhüten! Dann fraß sie dasselbe regelmäßig auf, wahrscheinlich des salpeterigen Geschmackes wegen.

Während des Winters bewohnte sie gewöhnlich den warmen Ziegenstall, trieb aber hier häufig Unfug, indem sie Thüren aushob und so die Ziegen und Schweine befreite, Bretter abdeckte und andere unerlaubte Streiche ausführte. Das eingemischte Kleienfutter, welches die Ziegen erhielten, fraß sie leidenschaftlich gern und fing deshalb oft Streit mit den rechtmäßigen Eigentümern an. Hierbei benahm sie sich äußerst geschickt: sie faßte nämlich mit der einen Hand den Eimer oder Kübel, mit der anderen packte sie die Ziege an den Hörnern oder an dem um dieselbe gewundenen Stricke und hielt sie, während sie selber trank, soweit als möglich von sich ab. Wenn eine Ziege sie stieß, schrie sie laut auf und hing dann gewöhnlich im nächsten Augenblicke an dem Halse ihrer Gegnerin, um sie zu bestrafen. Sie verzehrte alles Genießbare, namentlich gern Kartoffeln, welche auch ihre Hauptspeise bildeten. Gewürzte Sämereien, zumal Kümmel, waren eine Leckerei für sie. Den Tabak und noch mehr den Tabaksrauch liebte sie, wie viele Affen, in hohem Grade und sperrte, wenn ich ihr denselben in das Gesicht blies, das Maul weit auf, um davon soviel als möglich einzuschlürfen.

Ihre Zuneigung zu mir überstieg alle Grenzen. Ich konnte thun, was ich immer wollte: ihre Liebe gegen mich blieb sich gleich. Wie es schien, betrachtete sie mich in allen Fällen als vollkommen unschuldig an allen Übeln, welche ihr widerfuhren. Wenn ich sie züchtigen mußte, wurde sie niemals auf mich wütend, sondern stets auf diejenigen, welche zufällig anwesend waren, wahrscheinlich weil sie glaubte, daß diese die Schuld an ihrer Bestrafung trügen. Mich zog sie unter allen Umständen ihren sämtlichen Bekannten vor: sie wurde, wenn ich mich nahte, augenblicklich eine Gegnerin von denen, welche sie eben noch geliebkost hatte.

Freundliche Worte schmeichelten ihr, Gelächter empörte sie, zumal wenn sie merkte, daß es ihr galt. Sie antwortete jedesmal, wenn wir sie riefen, und kam auch zu mir heran, wenn ich es wünschte. Ich konnte weite Spaziergänge mit ihr machen, ohne sie an die Leine zu nehmen. Sie folgte mir wie ein Hund, wenn auch nur in weiten Bogen, die sie nach eigenem Ermessen ausführte, und Hassan lief wiederum ihr treulich nach.

Als Hassan starb, war sie sehr unglücklich und stieß von Zeit zu Zeit ein bellendes Geschrei aus, auch in der Nacht, welche sie sonst regelmäßig verschlafen hatte. Wir mußten fürchten, daß sie den Verlust ihres Gefährten nicht überleben würde, und verkauften sie deshalb an den Besitzer einer Tierschaubude, bei welchem sie andere Gesellschaft fand.

Der Babuin wird im Sudan oft gefangen, auf dem Nile herunter nach Ägypten und von dort nach Europa gebracht, muß jedoch auch von anderer Seite hierher gelangen, weil man ihn ziemlich häufig in Gefangenschaft sieht. In Ägypten dient er Gauklern ziemlich zu denselben Zwecken wie der Hamadryas, welchen wir demnächst kennen lernen werden. In Europa ist er ein ständiger Bewohner der Affenhäuser in den Tiergärten und der Affenkäfige in den Tierschaubuden, ebenso regelmäßig auch auf dem Affentheater zu finden, weil sein biegsamer Schwanz leicht in der Kleidung versteckt werden kann und Klugheit und gutmütiges Wesen ihn in derselben Weise zur Abrichtung geeignet erscheinen lassen. Wie leicht er lernt, ist aus dem Vorstehenden ersichtlich geworden; wie treu er behält, und wie willig er „arbeitet“, zeigt sich bei jeder Vorstellung auf der Affenbühne. Er zählt unter die größten Künstler derselben.

Der bereits mehrfach erwähnte Pavian, welcher ebensowohl seiner Gestalt wie seiner ausgezeichneten Verstandes und vielleicht auch seiner unliebenswürdigen Eigenschaften halber

bei den alten Ägyptern eine große Rolle spielt, ist der **Hamadryas** oder **Mantelpavian** (**Cynocephalus hamadryas**, C. toth, Simia, Cercopithecus und Papio hamadryas, Hamadryas chaeropithecus ꝛc.). Wie er zu der Ehre gekommen ist, den Namen einer altgriechischen Baumnymphe zu tragen, weiß ich nicht; in seiner Gestalt und in seinem Wesen liegt wahrhaftig nichts Weibliches. Die alten Völker waren es nicht, welche ihm jenen Namen verliehen. **Herodot**, **Plutarch** und **Plinius** bezeichnen ihn mit Cynocephalus,



Hamadryas oder Mantelpavian (Cynocephalus hamadryas). 1/8 natürl. Größe.

Strabo nennt ihn Cebus, **Juvenal** Cercopithecus, **Agatharchides** Sphinx. Bei den heutigen Abessiniern heißt er **Hebe**, bei den Arabern **Robah** und in Ägypten endlich **Khird**. Unter all diesen Namen ist nicht ein einziger, welcher an irgend welche Nymphe erinnert; man müßte denn „Sphinx“ als solchen betrachten wollen.

Über die Verehrung, welche der Hamadryas bei den alten Ägyptern genoß, hat uns (S. 53) **Dümichen** belehrt. Eine Folge davon läßt sich noch jetzt nachweisen; denn alle Bewohner der Steppenländer des innern Afrika und auch ein großer Teil der Abessinier tragen ihre Haare genau in derselben Weise gekämmt und gescheitelt wie der Hamadryas, und er ist somit unverkennbar zum Vorbilde für jene Leute geworden, mögen diese auch

mehr die Bildsäulen als das lebende Tier im Auge gehabt haben. Heutigestags genießt der Hamadryas in jenen Ländern keine Verehrung mehr. Seine Schädlichkeit ist zu groß, als daß er sich die Freundschaft der Menschen erwerben sollte.

Gegenwärtig findet sich das Tier in Ägypten nirgends mehr wild. Auch Prosper Alpinus, welcher im Jahre 1580 in Ägypten war, sagt ausdrücklich, daß es dort keine Affen gäbe, sondern daß sie aus Arabien eingeführt würden. „Sie sind so talentvoll", fährt er dann fort, „daß man ihnen nicht den Verstand absprechen kann. Die Tierführer lehren ihnen sehr leicht, was sie wollen, zuweilen höchst sinnreiche Spiele, mit denen sie die Zuschauer ergötzen. Solche abgerichtete Affen sieht man oft in Kairo, Alexandrien und anderswo. Besonders die Männchen sind den Bewohnern aufsässig; allein man kann es nicht wohl erzählen, wie unanständig sie sich gebärden. Jene, welche großen Hunden gleichen, verfolgen die arabischen Weiber auf den Feldern, und deshalb beschmieren sich diese ihr Gesicht und selbst den Leib mit Safran. Hierdurch bleiben sie von den Anfällen der Affen frei; denn letztere glauben dann, den mit Safran eingeriebenen Frauen wäre nicht wohl, und sie könnten selbe nicht gebrauchen."

Hinsichtlich der letzten Angabe läßt sich unser Forscher zu falschen Folgerungen verleiten. Ich selbst habe beobachet, daß sich die Frauen der Nomaden in jenen Gegenden wirklich ihr Gesicht mit Safran beschmieren: allein dies geschieht keineswegs der Affen halber, sondern aus denselben Rücksichten, welche unsere Frauen bewegen, zartes Rot auf ihre zarten Wangen zu legen.

Alvarez, welcher etwa um dieselbe Zeit wie Alpinus in Afrika und zwar in Abessinien war, berichtet, daß er die Mantelpaviane in ungeheueren Herden gesehen habe, und gibt eine sehr richtige Beschreibung von ihrem Wesen und Treiben. „Sie lassen", sagt er, „keinen Stein liegen; wenn ihrer zwei oder drei einen nicht umwenden können, so stellen sich so viele daran, als Platz haben, drehen ihn dennoch um und suchen ihre Lieblingsnahrung hervor. Auch Ameisen fressen sie gern und legen, um diese zu fangen, ihre Hände umgekehrt auf die Haufen, und sobald eine Hand mit Ameisen bedeckt ist, bringen sie dieselbe rasch zu Munde. Wenn man sie nicht abwehrt, verheeren sie die Felder und Gärten. Ohne Kundschafter gehen sie zwar nicht in die Pflanzungen; aber wenn diese ihnen das Zeichen zur Sicherheit gegeben, dringt die ganze Bande in den Garten oder das umhegte Feld und läßt nichts übrig. Anfangs sind sie ganz still und ruhig, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören läßt, bekommt es eine Ohrfeige; sobald sie jedoch die Furcht verlieren, zeigen sie durch gellendes Geschrei ihre Freude über ihre glücklichen Überfälle. Sie würden sich in entsetzlicher Weise vermehren, wenn nicht der Leopard so viele ihrer Jungen zerrisse und fräße, obgleich die Alten diese mutig zu verteidigen suchen."

Unter den neueren Forschern gibt Ehrenberg zuerst eine ziemlich ausführliche Beschreibung unserer Affen, welchen er in Arabien und an der Küste von Abessinien einzeln und in großen Scharen begegnete. Später erzählten Rodatz und Bayssière von ihnen. Ich meinesteils traf den Mantelpavian auf meiner ersten Reise nach Afrika im Freileben nirgends an, um so häufiger aber auf meinem leider nur zu kurzen Ausfluge nach Abessinien im Frühjahre 1862 und kann also aus eigener Erfahrung über ihn reden.

Der Hamadryas bewohnt das ganze Küstengebiet Abessiniens und Südnubiens, nach Norden hin, soweit die Regen herabreichen, in ziemlicher Anzahl. Je pflanzenreicher die Gebirge, um so angenehmer scheinen sie ihm zu sein. Wasser in der Nähe ist unerläßliche Bedingung für das Wohlbefinden einer Herde. Von den höheren Bergen herab wandern die Gesellschaften zuweilen auf die niederen Hügelreihen der Samchara oder des Wüstenstreifens an der Meeresküste herab; die Hauptmasse bleibt aber immer im Hochgebirge. Hier bewohnt jede Herde ein Gebiet von vielleicht $1^1/_2$ oder 2 Meilen im Durchmesser.

Man begegnet kleineren Gesellschaften viel seltener als größeren. Ich sah ein einzigesmal eine Schar von 15—20 Stück, sonst aber immer Herden, welche der geringsten Schätzung nach ihrer 150 zählen mochten. Darunter befinden sich dann etwa 10—15 vollkommen erwachsene Männchen — wahrhafte Ungeheuer von bedeutender Größe und einem Gebisse, welches das des Leoparden an Stärke und Länge der Zähne bei weitem übertrifft, — und etwa doppelt so viele erwachsene Weibchen. Der Rest besteht aus Jungen und Halberwachsenen. Die alten Männchen zeichnen sich durch ihre gewaltige Größe und den langen Mantel aus — bei einem von mir erlegten mittelalten Männchen messen die Mantelhaare 27 cm; die Weibchen sind kürzer behaart und dunkler, d. h. olivenbraun von Farbe; die Jungen ähneln der Mutter. Unsere Abbildung überhebt mich einer Beschreibung der sonderbaren Haarlage auf dem Kopfe des Hamadryas, welche bei den Afrikanern so großen Beifall fand; hinsichtlich der Färbung aber muß ich bemerken, daß jedes einzelne Haar abwechselnd grünlichbraun und gelblich geringelt ist, wodurch eine sehr schwer zu beschreibende, dürr gewordenem Grase am meisten ähnelnde Gesamtfärbung des Pelzes entsteht. Die Kopfseiten und Hinterbeine sind immer lichter, meist aschgrau. Das Gesäß ist brennend rot, das nackte Gesicht schmutzig fleischfarben. Je älter die Männchen werden, um so mehr lichtet sich die Farbe ihres Mantels. Jedoch scheint es mir wahrscheinlich, daß es wenigstens zwei verschiedene Arten dieser Paviane gibt: eine kleinere mit aschgrauem Mantel, welche Asien bewohnt, und die bedeutend größere, afrikanische Art, bei welcher der Mantel auch im höchsten Alter immer grünlich blaugrau gefärbt ist. Unsere Abbildung stellt die erstere dar. Die Länge des ausgewachsenen Männchens beträgt 0,9—1 m, wovon 20—25 cm auf den gequasteten Schwanz kommen, die Höhe am Widerrist 50 cm.

In den Frühstunden oder bei Regen findet man die ganze Bande an ihren Schlafplätzen, größeren und kleineren Höhlungen an unersteiglichen Felswänden und auf überdachten Felsgesimsen, möglichst nahe zusammengedrückt, die Jüngeren und Schwächeren dicht an den Leib ihrer Mütter und bezüglich auch ihrer Väter geschmiegt. Bei gutem Wetter verläßt die Herde jene Wände in den Vormittagsstunden und wandert nun langsam und gemächlich längs der Felswände dahin, hier und da eine Pflanze ausziehend, deren Wurzel hauptsächlich als Nahrungsmittel zu dienen scheint, und jeden nicht allzu großen Stein umwendend, um zu besonderen Leckerbissen, den unter den Steinen verborgenen Kerbtieren, Schnecken und Würmern, zu gelangen. Sobald das Frühmahl eingenommen, steigen alle nach der Höhe des Bergkammes empor. Die Männchen setzen sich ernst und würdig auf Steine, den Rücken dem Winde zugekehrt; die Weibchen beaufsichtigen ihre ohne Unterlaß spielenden und sich balgenden Jungen und treiben sich unter diesen umher. In den späten Nachmittagsstunden zieht die Gesellschaft zum nächsten Wasser, um dort zu trinken; dann geht sie nochmals auf Nahrung aus und wendet sich schließlich nach irgend einem geeigneten Schlafplatze. Ist ein solcher besonders günstig, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, die Paviane gegen Abend da einziehen zu sehen, selbstverständlich, solange man sie nicht durch wiederholte Verfolgungen gestört hat. Durrafelder in der Nähe des Wohnplatzes gehören zu den ganz besonderen Annehmlichkeiten desselben und müssen sorgfältig gehütet werden, wenn man auf eine Ernte rechnen will; sonst erscheinen die frechen Räuber tagtäglich, verwüsten weit mehr, als sie verzehren, und richten schließlich das ganze Feld vollständig zu Grunde.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß sie mehr oder weniger ausgedehnte Wanderungen unternehmen, in der Absicht, ein von ihnen ausgeplündertes Gebiet mit einem noch Nahrung versprechenden zu vertauschen; wenigstens versicherten mir die dortigen Eingeborenen, daß man sie keineswegs das ganze Jahr über an einer und derselben Stelle bemerke, sie vielmehr kämen und gingen, wie es ihnen eben beliebe. Wie alle Affen werden

die Mantelpaviane durch ihr Fortpflanzungsgeschäft wenig in Anspruch genommen, mindestens nicht aufgehalten. Ich glaube nicht einmal, daß die meisten Geburten in eine bestimmte Jahreszeit fallen, schließe vielmehr aus Beobachtungen an Gefangenen, insbesondere über den Blutfluß der Weibchen, daß ihre Fortpflanzung und beziehentlich die Geburt ihrer Jungen in jedem Monate des Jahres erfolgen kann. Mein Aufenthalt in den von Hamadryaden bewohnten Gebieten war zu kurz, als daß ich mir hierüber hätte Aufklärung verschaffen können, und ich vermag deshalb nur einige Beobachtungen über die Fortpflanzung gefangener Hamadryaden hier mitzuteilen.

Von den vielen Weibchen, welche ich gepflegt habe, gebar eines zu meiner Überraschung Anfang Oktober ein vollkommen ausgetragenes Junge. Der letzte Blutfluß hatte 4½ Monate früher stattgefunden; als Trächtigkeitsdauer ist dieser Zeitraum jedoch wohl kaum anzunehmen. Das Junge kam mit geschlossenen Augen zur Welt, hatte vollkommen ausgebildete Nägel und sehr feines Haar, von oben schwärzlicher, seitlich gräulicher Färbung, während die Unter- und Innenseite nackt oder wenigstens fast nackt war, so daß man die einzelnen Haare kaum bemerken konnte. Die Hautfarbe dieser Stellen war hochziegelrot. Die Gesamtlänge des Tierchens betrug 38 cm, die Schwanzlänge allein 17 cm, die Fußlänge 5,5 cm, die Handlänge 4,5 cm.

Das Junge wurde in den Vormittagsstunden an einem sehr kalten Morgen geboren, während sich die Mutter in einem großen Raume mit vielen anderen Affen zusammen befand. Sofort nach der Geburt oder richtiger, nachdem diese in Erfahrung gebracht worden war, trennten wir das Weibchen und sein Junges von der übrigen Gesellschaft ab und brachten es in einem passenden Raume unter. Die Mutter zeigte sich außerordentlich zärtlich gegen ihren Sprossen, aber auch im höchsten Grade besorgt um ihn. Sie hielt das an ihre Brust gedrückte Kind mit beiden Armen fest und leckte es fortwährend an allen Teilen des Leibes. Näherte sich jemand, so schrie sie entsetzt auf, den gewöhnlichen Ausdruck der Angst „eck, eck, eck“ ausstoßend, drehte sich auch gewöhnlich ab und kehrte dem Beobachter den Rücken zu. Die Nabelschnur, welche anfangs noch ziemlich weit herabhing, hatte sie bereits 2 Stunden nach der Geburt und zwar hart am Nabel abgebissen, ohne daß deshalb eine Blutung erfolgt wäre. Das Junge schien sehr schwach zu sein, regte sich wenig und gab nur leise, mehr tönende als schreiende Laute von sich. Bereits in den Nachmittagsstunden schien die Mutter zu merken, daß ihr Kind sterben werde; denn sie hatte es auf dem Boden des Käfigs abgelegt, ging auf und ab, oft an dem Kleinen vorüber und betrachtete es dabei mit anscheinend gleichgültigem Blicke; doch duldete sie nicht, daß jemand von uns es aufnahm, ergriff es vielmehr sofort, wenn einer Miene machte, es zu berühren, und legte es wieder an ihre Brust. Gegen Abend war das Junge bereits regungslos; am nächsten Morgen lag es verendet auf dem Boden des Käfigs.

Ob infolge der Geburt, ob aus anderen Gründen, bleibe dahingestellt: jedenfalls zeigte das Weibchen in der nächsten Zeit ein durchaus verändertes Wesen, litt entschieden, bekundete wenig Freßlust, saß viel auf einer und derselben Stelle, versteckte sich halb im Stroh, zitterte, als ob Frost es schüttele, legte sich oft nieder und sah überhaupt höchst kläglich aus. Um andere Affen bekümmerte es sich nicht mehr, und auch als ich ihm in zwei weiblichen, sanftmütigen Makaken Gesellschaft geben ließ, verhielt es sich abwehrend. Dies änderte sich jedoch plötzlich, als Mitte November ein Makake geboren hatte. Wenige Minuten später nämlich bemerkten die Wärter das Junge in den Armen des Hamadryasweibchens, so daß sie zu der thörichten Ansicht verleitet wurden, letzteres habe ein zweites nachgeborenes Junge zur Welt gebracht. Diese Meinung wurde nun freilich sehr bald durch das Tier selbst zerstört, da es sich wenig mütterlich betrug, das Junge oft aufs Stroh legte und sich zeitweilig kaum um dasselbe kümmerte. Deshalb erhielt denn auch die wahre

Mutter endlich ihr Kind zurück, leider aber doch zu spät, da es am anderen Morgen ebenfalls verendete. So unmütterlich das Betragen des Hamadryasweibchens erscheinen muß, so läßt sich kaum daran zweifeln, daß seine vorhergehende Krankheit hauptsächlich eine Folge der Gemütsbewegung über den Verlust des Jungen war und es vielleicht nur in der Absicht, sich schadlos zu halten, der Makakenmutter ihr Kind raubte. Es steht dies wenigstens vollständig im Einklange mit den Beobachtungen, welche ich an anderen Affen gemacht habe, im Einklange auch mit dem Benehmen der frei lebenden Mantelpaviane gegen ihre Kinder oder kleine unselbständige Affen ihres Geschlechtes überhaupt. Ja, nicht einmal bloß die Mütter oder die Weibchen insgemein, sondern auch die Männchen beweisen jungen Affen ihrer Art die größte Zärtlichkeit und treten unter Umständen mannhaft für sie in die Schranken.

Wenn die Mantelpaviane still sitzen, schweigt die ganze Gesellschaft, solange sich nichts Auffälliges zeigt. Ein etwa herankommender Menschenzug oder eine Viehherde entlockt einem oder dem anderen ganz sonderbare Laute, welche am besten mit dem Gebelle mancher Hunde verglichen werden können und wahrscheinlich nichts anderes bezwecken, als die Aufmerksamkeit der Gesamtheit zu erregen. Bei gefahrdrohender Annäherung eines Menschen oder eines Raubtieres aber werden die allerverschiedensten Töne laut. Am treffendsten kann man das Stimmengewirr einer erregten Hamadryadenherde mit dem Grunzen und Quieken eines zahlreichen Rudels von Schweinen vergleichen. Dazwischen vernimmt man Laute, welche bald an das Grollen des Leoparden, bald an das dumpfe Brummen eines Herdenstieres erinnern. Die ganze Gesellschaft brüllt, brummt, bellt, schreit, grunzt und quiekt durcheinander. Alle kampffähigen Männchen rücken auf der Felskante vor und schauen aufmerksam in das Thal hinab, um die Gefahr abzuschätzen; die Jungen suchen Schutz bei den älteren; die Kleinen hängen sich an die Brust der Mütter oder klettern auch wohl auf deren Rücken, und nunmehr setzt sich der ganze Zug in Bewegung und eilt auf allen vieren laufend und hüpfend dahin.

Vor dem Eingeborenen fürchtet sich der Hamadryas so gut wie nicht. Er zieht, unbekümmert um die braunen Leute, dicht vor ihnen hin und trinkt aus demselben Bache mit ihnen. Ein Weißer erregt jedoch mancherlei Bedenken, obwohl man nicht gerade behaupten kann, daß die Affen vor ihm scheu entfliehen. Mehr noch als andere Familienverwandte zeigen unsere Paviane jene bedächtige Ruhe, welche niemals um einen Ausweg verlegen ist, die Gefahr mag noch so nahe sein. Anders verhält sich die Sache, wenn die Herde Hunde oder gar Leoparden gewahrt. Dann erheben die alten Männchen ein furchtbares Gebrüll und Gebrumm, schlagen erzürnt mit der einen Hand auf den Felsen, fletschen die Zähne und schauen funkelnden Auges auf jene Störenfriede hinab, augenscheinlich bereit, gemeinsam über sie herzufallen.

Die erste Gesellschaft, welcher ich begegnete, ruhte eben von ihrer Frühwanderung aus. Sie saß auf der Kante eines nach beiden Seiten hin ziemlich steil abfallenden Grates. Ich hatte schon von weitem die hohen Gestalten der Männchen gesehen, dieselben aber für auf dem Kamme liegende Felsblöcke gehalten; denn mit solchen haben die Affen, solange sie ruhig sind, die größte Ähnlichkeit. Erst ein wiederholtes einlautiges Bellen, ungefähr dem hoch ausgestoßenen Laute „Kuck“ vergleichbar, belehrte mich. Aller Köpfe richteten sich nach uns hernieder; nur die Jungen spielten noch unbesorgt weiter, und einige Weibchen gaben ihr Lieblingsgeschäft nicht auf, sondern durchsuchten noch eifrig den Pelz eines alten Herrn nach Ungeziefer. Wahrscheinlich würde die ganze Gesellschaft in beobachtender Haltung geblieben sein, hätten wir nicht zwei muntere und thatenlustige Hunde mit uns geführt, schöne, schlanke Windspiele, gewohnt, die Hyäne von den Wohnungen abzutreiben, erprobt selbst im Kampfe gegen den Wolf jener Länder. Sie antworteten mit Gebell auf besagte Laute,

und sofort entstand ein allgemeiner Aufstand unter der Herde. Es mochte den Affen daran zu liegen scheinen, einen noch sichereren Aufenthaltsort zu suchen. Sie zogen deshalb bis auf die letzten Posten längs des Kammes dahin und verschwanden unseren Blicken. Doch sahen wir zu unserer Überraschung bei der nächsten Biegung des Thales die ganze Herde, diesmal an einer senkrecht erscheinenden, sehr hohen Felsenwand, wo sie in langer Reihe in einer heute noch mir unbegreiflichen Weise gleichsam an den Felsen klebten. Diese Reihe erschien uns zu lockend, als daß wir sie hätten ungestört in ihrer Ruhe lassen können. Die Jagdlust wurde allzu mächtig. Von dem Bedauern, welches jeder Jäger verspürt, wenn er kleine Affen jagt oder jagen will, fühlten wir jetzt keine Regung in uns aufsteigen; denn die Hamadryaden erschienen uns durchaus nicht als Abbild des Menschen, sondern als wütende, grimmige Raubtiere, keiner Schonung wert und zur Jagd durchaus geeignet. Leider war die Wand so hoch, daß an ein sicheres Schießen nicht zu denken war. Wir gedachten also die Gesellschaft wenigstens aufzustören. Der Knall des ersten Schusses brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Ein rasendes Brüllen, Heulen, Brummen, Bellen und Kreischen antwortete; dann setzte sich die ganze Kette in Bewegung und wogte an der Felswand dahin mit einer Sicherheit, als ob die Gesellschaft auf ebenem Boden sich fortbewege, obgleich wir nicht absehen konnten, wie es nur möglich war, festen Fuß zu fassen. Ein schmales Gesims schien von den Affen als höchst bequemer Weg betrachtet zu werden. Nur an zwei Stellen, wo sie einmal gegen 3 m in die Tiefe und beinahe ebenso wieder aufsteigen mußten, bewegte sich der Zug langsamer und vorsichtiger. Wir feuerten etwa sechs Schüsse ab; aber es war uns unmöglich, sicher zu zielen, auch schon weil der Anblick so viel Überraschendes hatte, daß uns alle Ruhe verloren ging. Immerhin aber waren unsere Kugeln noch gut genug gerichtet, um die Aufregung der Affen bis zum Entsetzen zu steigern. Überaus komisch sah es aus, wie die ganze Herde nach einem Schusse urplötzlich sich an einem Felsen anklammerte, als fürchte sie, durch die bloße Erschütterung zur Tiefe herabgestürzt zu werden. Wie es schien, entkamen alle unversehrt unseren Geschossen. Allein der Schreck mochte ihnen doch wohl einen Streich gespielt haben; denn es wollte uns dünken, als hätten sie die ihnen sonst eigene Berechnung diesmal ganz außer acht gelassen. Beim Umbiegen um die nächste Wendung des Thales trafen wir die Gesellschaft nicht mehr in der Höhe, sondern in der Tiefe an, eben im Begriffe, das Thal zu überschreiten, um auf den gegenüberliegenden Höhen Schutz zu suchen. Ein guter Teil der Herde war bereits am jenseitigen Ufer angekommen, die Hauptmasse jedoch noch zurück. Unsere Hunde stutzten einen Augenblick, als sie das wogende Gewimmel erblickten; dann stürzten sie sich mit jauchzendem Bellen unter die Bande. Jetzt zeigte sich uns ein Schauspiel, wie man es nur selten zu schauen bekommt. Sobald die Hunde herbeieilten, warfen sich von allen Felsen die alten Männchen herab in das Thal, jenen entgegen, bildeten sofort einen Kreis um die Rüden, brüllten furchtbar, rissen die zähnestarrenden Mäuler weit auf, schlugen mit den Händen grimmig auf den Boden und sahen ihre Gegner mit so boshaften, wütend funkelnden Blicken an, daß die sonst so mutigen, kampflustigen Tiere entsetzt zurückprallten und ängstlich bei uns Schutz suchen wollten. Selbstverständlich hetzten wir sie von neuem zum Kampfe, und es gelang uns, ihren Eifer wieder anzufachen. Das Schauspiel hatte sich jedoch inzwischen verändert: die sich siegreich wähnenden Affen waren unterdes den anderen nachgefolgt.

Als die Hunde von frischem anstürmten, befanden sich nur wenige in der Tiefe des Thales, unter ihnen ein halbjähriges Junges. Es kreischte laut auf, als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kunstgerecht von unseren vortrefflichen Tieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erbeuten zu können: allein es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom anderen Ufer herüber eines der stärksten Männchen, ging

furchtlos den Hunden entgegen, blitzte ihnen stechende Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützlinge ruhig ziehen ließen. Die mutige That des Stammvaters der Herde erfüllte uns ebenfalls mit Ehrfurcht, und keiner von uns dachte daran, ihn in seinem Wege zu stören, obgleich er sich uns nahe genug zur Zielscheibe bot. In dem Gebüsche, welches die bereits übergesetzte Herde noch zu durchschreiten hatte, wurden währenddem alle nur denkbaren Töne laut, und einigemal vermeinten wir so deutlich das Gebrumm des Leoparden zu vernehmen, daß ich mich schließlich verleiten ließ, diesem Raubtiere nachzuspüren, glaubend, es möchte durch die Affen aufgestört worden und vielleicht mit ihnen im Kampfe begriffen sein; doch waren es nur die Paviane gewesen, welche die merkwürdigen Töne ausgestoßen hatten.

Am folgenden Tage sollte ich übrigens Gelegenheit erhalten, Affen und Leoparden zusammen zu sehen; ich verspare mir aber die Erzählung dieses Auftrittes bis zur Beschreibung des Räubers selbst, weil dieser es war, welcher dabei die hervorragendste Rolle spielte.

Auf späteren Jagden lernte ich die Hamadryaden noch besser kennen und dabei die unglaubliche Lebenszähigkeit dieser Tiere bewundern. Wenn sie die Kugel nicht unmittelbar aufs Blatt oder in den Kopf erhielten, gingen sie uns regelmäßig verloren. Sie eilten, auch wenn sie stark verwundet waren, noch so rüstig davon, daß sie immer entkamen. Schrotschüsse fruchteten gar nichts. Sie griffen dann nur nach der verwundeten Stelle, rieben sie mit der Hand und setzten ihren Weg weiter fort, als ob nichts geschehen wäre.

Als ich mit dem Herzoge von Koburg-Gotha, seinen fürstlichen Begleitern und der übrigen Reisegesellschaft das zweite Mal durch das Thal von Mensa zog, machte uns einer der Abessinier auf einige Mantelpaviane aufmerksam, welche auf ziemlich hohen Bäumen saßen. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil die Paviane, wie ich oben sagte, gewöhnlich nur im Notfalle Bäume ersteigen. Selbstverständlich wurde sofort auf die entdeckten Schelme Jagd gemacht, obgleich ich davon abriet, weil ich richtig vermutete, daß die Hauptmenge auf der anderen Seite des Berges sitzen würde. Beim Umgehen einer Thalbiegung sahen wir denn auch eine der größten Herden, welche uns überhaupt vorgekommen, langsam an den Bergwänden dahinschreiten. Ihnen wurde jetzt eine wahre Schlacht geliefert. Mehr als zwanzig Schüsse fielen von uns, mehrere der Paviane wurden getötet, viele verwundet und die ganze Herde nach und nach auf den Kamm des Berges getrieben. Anfänglich schossen wir vom Thalgrunde aus: bald aber suchten wir an der gegenüberliegenden Wand geschütztere Standorte; denn von dem Wege, den die Tiere nahmen, rollten lose Felstrümmer herab, von denen uns mehrere so nahe an den Köpfen vorbeiflogen, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung augenblicklich einsahen und förmlich flüchteten, um bessere Plätze zu gewinnen. Daß die gesunden Hamadryaden die Leichen der Ihrigen vom Schlachtfelde weggetragen hätten, wie Bayssière beobachtet haben will, ist von uns nicht gesehen, auch etwas darauf Bezügliches anderweitig nicht vernommen worden. Dagegen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die fernere Erzählung jenes Reisenden ihre Richtigkeit hat. Bayssière erlegte nämlich ein Weibchen, welches ein Junges trug, und beobachtete, daß letzteres seine Mutter im Tode nicht verließ, sondern sich willig von den Todfeinden fangen ließ und ungeachtet seiner anfänglichen Störrigkeit bald zahm und sanft wurde. Auch dieser Reisende wurde durch das Herabrollen von Steinen durch Paviane arg belästigt.

Mir ist es, seitdem ich die Tiere selbst in ihrer Freiheit sah, durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß sie auf einen nicht mit dem Feuergewehre bewaffneten Menschen im Augenblicke der höchsten Gefahr mutig losgehen und ihn gemeinsam angreifen, wie die Araber und Abessinier oder übereinstimmend gute Beobachter, namentlich Rüppell und Schimper,

erzählen. Wir selbst haben zwar keine Erfahrungen gesammelt, welche jene Beobachtungen bestätigen könnten, wohl aber gesehen, daß die Hamadryaden selbst vor dem Bewaffneten nur höchst langsam und mit sehr vielsagendem Zähnefletschen und Brüllen sich zurückziehen. Schimper versicherte mir, daß der Hamadryas ohne Umstände Menschen nicht nur angreife, sondern auch bewältige und töte; alte Männchen sollen sich sogar ungereizt und zwar wiederholt über holzsammelnde Mädchen hergemacht und sie umgebracht haben. Auch Rüppell gibt an, daß der scheußliche Affe unter die gefährlichsten Gegner des Menschen gerechnet werden muß.

In Ägypten und namentlich in Kairo sieht man oft Mantelpaviane im Besitze von Gauklern und Volksbelustigern. Wahrscheinlich werden noch heute genau dieselben Spiele dem Volke zur Schau gegeben, welche schon Alpinus sah, wie ja auch heutigestages noch mit der Brillenschlange in derselben Weise gegaukelt wird, in welcher Moses vor Pharao gaukelte. Zumal an Festtagen findet man auf jedem größeren Platze der Hauptstadt einen Affenführer und Schlangenbeschwörer. Die bezüglichen Vorstellungen stehen unter der Mittelmäßigkeit oder vielmehr, sie sind pöbelhaft gemein. Der Schausteller hat die Gelehrigkeit des Pavians benutzt, um seine eigene Unsauberkeit im scheußlichsten Zerrbilde wiederzugeben, und die Naturanlage des Affen kommt seinem Herrn nur zu gut zu statten. Übrigens benutzen die ägyptischen Gaukler gewöhnlich Weibchen; denn die Männchen werden mit der Zeit zu bösartig und gefährlich. Sogar in Ägypten dürfen sie nicht ohne Beißkorb ausgeführt werden. Dieser hindert sie jedoch immer noch nicht, Unfug zu stiften. Ich ritt einst durch die Straßen Kairos und stieß dabei mit dem Fuße an einen auf der Straße sitzenden Hamadryas; mein Reitesel lief im schnellsten Galopp: gleichwohl hatte der Pavian im nächsten Augenblicke mich am Beine gepackt und riß mir mit wenigen Griffen die Gamasche, den Strumpf und Schuh vom Fuße, mir zugleich als Zeichen seiner Gewandtheit und Freundlichkeit noch ein paar ziemlich tiefe Wunden hinterlassend.

Ich habe später vielfach Gelegenheit gehabt, gefangene Hamadryaden zu beobachten, und mehrere von ihnen, junge wie alte, auch längere Zeit selbst gepflegt. In der Jugend sind alle liebenswürdig, zuthulich, ihren Pflegern im höchsten Grade anhänglich, gegen andere Menschen freundlich, gegen andere Affen friedfertig; sie gleichen den in Gebärden und Wesen artigen Babuinen und erwerben sich eine allgemeine Zuneigung. Dies aber ändert sich, sobald sie halbwegs mannbar werden, und mit zunehmendem Alter treten die unliebenswürdigen Eigenschaften immer schärfer hervor. Niemals habe ich einen alten Mantelpavian gesehen, welcher nicht die verkörperte Wut und Bosheit gewesen wäre, und nur einen einzigen habe ich kennen gelernt, welcher mit seinem Wärter auf wenigstens erträglichem Fuße stand. Die Peitsche vermag viel, aber nicht alles, und die Tücke dieses Affen bleibt unter allen Umständen zu fürchten. Einen Mantelpavian von einem Käfig in den anderen zu bringen, ist ein schwieriges Unternehmen, weil er, gereizt, auch auf seinen Pfleger mit blinder Wut sich stürzt und bei seiner Stärke ein keineswegs zu unterschätzender Gegner ist. Nur durch Erregung seiner Leidenschaft gelingt es, ihn in die ihm gestellte Falle zu locken, und wenn er wirklich einmal wütend gemacht wurde, fällt er auch der plumpesten Vorkehrung zum Opfer. Falls ihn seine Neugier nicht lockt, treibt ihn seine Wut, seine Rachsucht dahin, wohin man ihn haben will. Im Zorne vergißt er alles, sich selbst sogar. Ein einziger Blick macht ihn wütend, Gelächter rasend, Strafe geradezu toll und unsinnig. Andere Affen lassen sich, wenn sie erkrankt oder verwundet sind, behandeln und verbinden; beim Mantelpavian ist dies gänzlich unausführbar. Ein Gefangener, welchen ich pflegte, litt an einem unbedeutenden Ausschlage, welcher namentlich auf einem seiner Beine hervortrat; es war aber unmöglich, ihm zu helfen, weil es nach einem mißglückten Versuche niemand mehr wagen wollte, ihn mit dem Sacknetze einzufangen und festzuhalten.

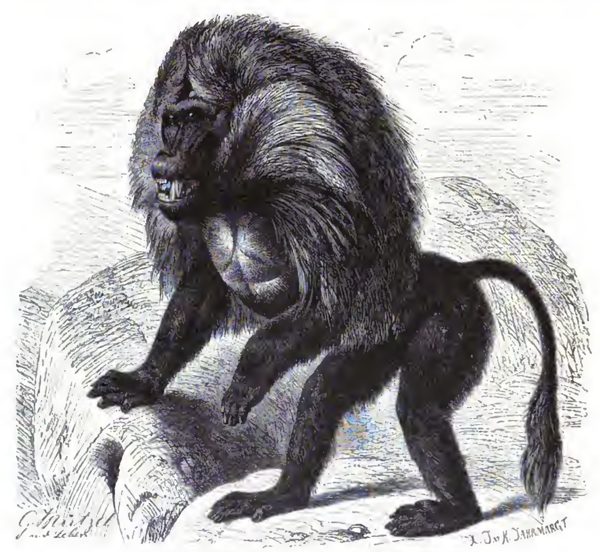
Der Ausschlag mochte ihm zuweilen ein heftiges Jucken bereiten; denn er zuckte oft mit dem einen Beine und begann sodann heftig sich zu kratzen. Dies verursachte ihm endlich Schmerzen, und darüber wurde er allgemach so wütend, daß er das Bein mit beiden Händen packte und wütend in dasselbe biß, als habe er es mit einem tödlich gehaßten Gegner zu thun. Diese Leidenschaftlichkeit zeigte sich auch im Umgange mit dem zarteren Geschlechte. Im Freileben hat der weibliche Hamadryas wenigstens Raum, um den stürmischen Liebesanträgen des Männchens auszuweichen; im Käfig dagegen muß er trotz seiner Willfährigkeit oft sehr viel leiden. Ohne Knüffe und Bisse geht es bei einer Paarung dieser Affen nie ab, und sehr oft entwindet sich das Weibchen nur blutend den stürmischen Umarmungen seines Gatten oder Überwältigers.

In unmittelbarer Nähe des Hamadryas wohnt ein zweiter Mantelpavian, welcher neuerdings zum Vertreter einer besonderen Gattung erhoben worden ist, obgleich er sich vom Hamadryas nur durch die nicht endständigen, sondern zurückliegenden Nasenlöcher, eine nackte Stelle auf Hals und Brust, reicheren Mantel, längere Schwanzquaste und unwesentliche Eigentümlichkeiten im Zahnbaue unterscheidet.

Der **Dschelada** der Abessinier (*Cynocephalus gelada*, Theropithecus und Macacus gelada) ist der Riese seiner Familie und noch bedeutend größer als der Hamadryas, wenn auch sein Entdecker, unser Landsmann **Rüppell**, dies in Abrede stellt. **Schimper**, welcher über 30 Jahre in Abessinien lebte, und **Heuglin** stimmen darin überein, daß der Dschelada zuweilen Mannesgröße erreicht. Vom Hamadryas unterscheidet er sich auf den ersten Blick. Der sehr reiche Pelz, welcher sich auf Hinterhals, Nacken und Rücken mantelartig verlängert, ist schwarzbraun, insbesondere im Gesicht, Kinn und Kehle, der Mantel und die lange Schwanzquaste gelblichbraun, das Haar auf Kehle, Vorderhals, Brust, Bauchmitte und den Vorderarmen braunschwarz, das Gesicht schwarz. Die beiden nackten Stellen auf dem Vorderhalse und der Brust sind dreieckig und, da sie mit den Spitzen gegeneinander stehen, zusammen einer Sanduhr ähnlich; grau und weiß gesprenkelte Haare fassen sie ein. Im Gegensatze zum Hamadryas hat der Dschelada nur sehr kleine, vollständig voneinander getrennte schwarzgraue Schwielen.

Fast in denselben Gegenden findet man einen etwas abweichenden Affen, vielleicht eine selbständige Art, den **Tokur Sindschero**. Nach **Schimpers** Angaben unterscheidet sich dieser fragliche Affe durch seine bedeutende Größe, die Schwärze seines Pelzes und das lebhafte Rot der nackten Bruststellen, soll auch eine andere Lebensweise führen, namentlich nur in kleineren Herden von 30—40 Stücken zusammenleben. Der Dschelada bewohnt, laut **Rüppell**, die höheren Berggipfel in Simien, dem eigentlichen Hochlande von Abessinien. **Schimper** sagte mir, daß man ihn gewöhnlich in einem Höhengürtel findet, welcher zwischen 3000—4000 m über dem Meere liegt. Hier lebt er in ungeheueren Scharen; an der unteren Grenze seines Hochgebirges dagegen erscheinen nur kleine Trupps von 100—200 Stücken. Auch er verläßt die felsigen, mit Gestrüpp bedeckten Wände bloß, um in der Tiefe zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung besteht aus verschiedenen Zwiebeln, welche er ausgräbt, Orchideen, Liliaceen, aus Gräsern, Kräutern, Früchten aller Art, und selbstverständlich aus Kerbtieren, Würmern, Schnecken und dergleichen. Die Felder besucht er ebenfalls und zwar, wie die Abessinier behaupten, immer genau zu der Zeit, in welcher der Wächter nicht vorhanden ist. Obgleich weit weniger unverschämt und zudringlich als der Hamadryas, richtet doch auch er großen Schaden an, hauptsächlich deshalb, weil er immer in Menge einfällt. Vor dem Menschen flüchtet stets die ganze Herde, ohne sich jemals zu verteidigen; doch ist es immerhin nicht ratsam, einem aufs äußerste getriebenen Dschelada zu nahe zu kommen: denn sein Gebiß ist mindestens ebenso furchtbar wie das des Hamadryas.

Mit diesem lebt der Dschelada durchaus nicht in freundschaftlichen Verhältnissen. Die Berge von Simien gleichen großen Häusern; sie fallen von obenher nur sanft, ungefähr dachartig, hierauf aber plötzlich Hunderte von Metern mehr oder weniger steil bis senkrecht ab. In diesen Wänden nun gibt es Felsenhöhlen genug, in denen unsere Affen schlafen. Bei Tage sieht man sie oft in langen Reihen, zu Tausenden vereinigt, auf den Gesimsen und Vorsprüngen sitzen. Sie haben dann ihren Futtergang beendet und sind gesättigt von oben herabgekommen. Selten steigen sie bis zu dem Fuße der steilen Wandungen hernieder,



Dschelada (Cynocephalus gelada). ⅛ natürl. Größe.

eben, um einmal ein Feld da unten zu besuchen. Bei solchen Ausflügen treffen sie dann zuweilen mit den Hamadryaden zusammen, und nunmehr beginnt eine förmliche Schlacht zwischen beiden Heeren. Die Feindschaft der Gegner muß sehr groß sein. Man bemerkt dies an dem unglaublichen Zorne, mit welchem sie aufeinander losstürmen. Zwar kommt es nicht zu ernsthaften Angriffen, aber doch zur Fehde. Dscheladas und Hamadryaden erheben ein furchtbares Geschrei, bedrohen sich unter Brüllen, Brummen und Bellen. Einzelne alte Recken stürmen auch wohl aufeinander los und suchen sich gegenseitig zu packen. Sie zausen sich dann tüchtig an dem ihre Männlichkeit bekundenden Mantel und beißen sich sogar mitunter; allein in der Hauptsache bleibt es beim Geschrei und bei den wutfunkelnden Blicken. Für den Zuschauer haben diese Kämpfe etwas überaus Ergötzendes. — Schimper

glaubt übrigens, daß aller Feindschaft zum Trotze zuweilen Vermischungen zwischen Dschelada und Hamadryas vorkommen.

Auf den Tokur Sindschero bezieht sich eine treffliche Lebensschilderung, welche wir Heuglin verdanken. „Der Affe bewohnt in zahlreichen Familien die Klüfte und Höhlen der steilen Abfälle, auf denen er seine schwindelnden Wechsel über den tiefsten Abgründen sehr regelmäßig einhält. Tritt nach einer kalten Nacht die Sonne über die Berge von Amba Sel herauf, so verlassen die Erdpaviane ihre Felsklüfte, wo sie, sicher vor Leoparden und Hyänen, hart aneinander gekauert geruht haben. Langsam und scheinbar starr vor Frost steigen sie, geführt von alten Männchen, auf eine sonnige, vom Winde geschützte Felsplatte, um sich zu erwärmen. Dort drängen sie sich gewöhnlich dicht aneinander, die Jungen an die Mütter, und machen vielleicht noch ein kleines Morgenschläfchen. Einige alte Männchen halten Wache, langweilen sich aber dabei, reißen den scheußlichen Rachen gähnend auf, wischen sich die Augen und brummen, wenn ein scharfer Windstoß die fuchsfarbigen Spitzen der langen Mähne, in welche sie sich wie in einen Pelzmantel einhüllen, in Unordnung bringt. Jetzt wird die Sonnenwärme kräftiger; behaglich streckt sich eine alte Äffin, eine andere durchsucht den Pelz ihres hoffnungsvollen Sprößlings und zerbeißt zähnefletschend gewisse kleine Geschöpfe, welche sie dort entdeckt hat. Die Gesellschaft wird nach und nach lebhafter, das junge Volk ungeduldig. Man setzt sich endlich in Bewegung, ordnet sich in eine Linie, welche von einem alten Schech angeführt und von einem anderen geschlossen wird. So geht es auf wagerechten, äußerst schmalen Felsstufen längs des Steinabfalles hin bis zu einer mit Sträuchern bewachsenen Schlucht. Dort führt der Steig nach unten, und so immer tiefer bis zu einer grünen, kesselartig von Felsen umschlossenen Matte. Ehe jedoch das Rudel diese betritt, wird vorsichtig die ganze Ebene betrachtet; doch andere Gesellschaften aus der Nachbarschaft treiben sich schon sorglos im Thale umher. Einige Schildwachen werden wohl ausgestellt; die ganze Bande geht dem Futter nach, welches vorzüglich in Knospen, Blättern, Früchten und Getreide besteht. Aber auch große Steine werden umgedreht, und ist einer zu schwach dazu, so sind ihm einige Kameraden behilflich; denn unter den Steinen gibt es Würmer, fette Larven, Käfer und Schnecken, welche auch nicht verachtet werden. Dazwischen spielen die jungen Männchen, possierlich springend, necken und quälen sich und ihre Alten und werden dafür tüchtig geohrfeigt, gebissen oder am Schwanze gezerrt. Mit frecher Höflichkeit nähert sich schmunzelnd ein Geck einer liebenswürdigen Äffin; sie wendet sich züchtig und mit vielem Anstande von ihm ab. Er wird zudringlicher; der rechtmäßige Ehemann nimmt Kunde von der Lage: es entsteht Lärm, Schlägerei, und der Liebhaber wird schmählich davongejagt. Naht Gefahr, so geben die Wachen durch Bellen ein Zeichen; jede Truppe schart sich um ihren Aufführer; die Mütter nehmen sorgsam ihre Jungen zu sich; alles beobachtet gespannt den Feind. Langsam nur eilt die Gesellschaft dem sicheren Felsen zu, hier und da Halt machend und sich umsehend.

„Ich habe versucht, Hunde, welche die Herde sehr leicht einholen, unter sie zu hetzen; aber sie ließen sich in kein Gefecht ein, wenn einige alte Paviane Miene machten, anzugreifen und ihr Achtung einflößendes Gebiß zeigten. Bis an die Felsen verfolgt, werfen oder rollen die Affen nicht selten Steine auf ihre Feinde herab. Auch auf ebenem Boden gehen diese Tiere meist auf allen vieren, richten sich aber dann und wann hoch auf, indem sie den Hinterkörper noch mit dem starken Schweife unterstützen. Auf höheren Bäumen habe ich sie nie gesehen. Ein Rudel besteht meist aus 20—30 Stücken, darunter nur einige alte Männchen; bei großen Streifzügen aber rotten sich wohl mehrere Hunderte zusammen und unternehmen meilenweite Wanderungen. Die Zeit der Tränke ist nachmittags gegen 4 Uhr. An den Quellen sind sie gar nicht scheu und nähern sich Menschen und Vieh oft bis auf wenige Schritte. Mit einbrechender Dunkelheit geht es immer wieder zurück

in dieselbe Nachtherberge. Kafferadler, wohl auch Lämmergeier und Leopard sind ihre Hauptfeinde."

Nicht ohne Grund trennte man die scheußlichsten aller Paviane, welche uns bis jetzt bekannt geworden sind, von den übrigen; denn sie unterscheiden sich von diesen sehr wesentlich. Aber der Leib als solcher zeigt den Bau der Verwandten; der Kopf, insbesondere der



Mandrill (Cynocephalus mormon). 1/10 natürl. Größe.

Schädel, ist unverhältnismäßig groß; die sehr kleinen Augen stehen eng zusammen; der Augenhöhlenrand erhebt sich leistenartig; auf der Nase verläuft beiderseitig eine anschwellbare gefurchte Längswulst. Die Glieder sind sehr kräftig; der Schwanz ist ein kurz angesetzter aufrecht stehender Stummel; die Schwielen breiten sich über den ganzen Hintern aus. Auch die Bekleidung hat ihr Absonderliches: der Pelz verlängert sich am Hinterkopfe und Nacken etwas; außerdem findet sich wenigstens bei der einen Art ein sehr lebhaft gefärbter, spitz zulaufender Kinnbart. Beide hier folgenden Paviane bewohnen das westliche Afrika und werden schon seit 300 Jahren nicht selten lebend zu uns gebracht.

Mit demselben Rechte, mit welchem wir den Guereza den schönsten aller Affen nennen können, dürfen wir den Mandrill (Cynocephalus mormon, Mormon und Simia

maimon, Simia hircina ꝛc.) als den häßlichsten bezeichnen. Alt ist er ein wahrhaft scheußliches Vieh in jeder Beziehung, und sein geistiges Wesen gleicht seinen leiblichen Eigenschaften vollständig. Der Leib ist sehr kräftig, beinahe etwas plump, der Kopf abscheulich, das Gebiß wahrhaft furchtbar, die Behaarung eigentümlich rauh und struppig, die Färbung der nackten Teile im höchsten Grade grell und abstoßend. Jedes einzelne Haar ist schwarz und olivengrün geringelt, wodurch der Pelz der oberen Seite eine dunkelbraune, olivengrün überflogene Färbung erhält; an der Brust sehen die Haare gelblich, am Bauche weißlich, an



Drill (Cynocephalus leucophaeus). 1/10 natürl. Größe.

den Seiten hellbräunlich aus; der Kinnbart ist lebhaft zitronengelb; hinter dem Ohre befindet sich ein graulichweißer Flecken. Hände und Ohren sind schwarz, die Nase und ihre Umgebung zinnoberrot, die Wangenwülste kornblumenblau, die Furchen in ihnen schwarz, Hodensack und After hochrot, die Schwielen rot und blau. Alte Männchen erreichen eine Länge von 1 m und darüber bei etwa 60 cm Schulterhöhe, der Schwanzstummel dagegen mißt kaum mehr als 3 cm.

Der verwandte **Drill** (Cynocephalus leucophaeus, Simia und Inuus leucophaeus, Inuus brachyurus ꝛc.) ist etwas kleiner, sein Pelz oben olivenbraun, unten und an der Innenseite weißlich, der Backenbart fahlweißlich, das Gesicht schwarz; Hände und Füße sehen kupferbräunlich, die Schwielen und der Hodensack lebhaft rot aus. Die Länge

des Erwachsenen beträgt etwa 85—90 cm, die Schulterhöhe 55—60, die Länge des Schwanzes 8—9 cm.

Es ist auffallend genug, daß wir über das Freileben dieser beiden seit so vielen Jahren als Gefangene bekannten Affen nichts Sicheres wissen. Beide Arten stammen von der Guineaküste und werden namentlich von der Goldküste zu uns gebracht. Beide sollen truppweise in gebirgigen Wäldern, teils auf Felsen, teils auf Bäumen leben, ihren Aufenthalt aber nicht selten verlassen, um die naheliegenden Ansiedelungen zu besuchen und dort nach Herzenslust zu plündern. Man sagt auch, daß Rotten dieser Tiere in die Dörfer einfallen und in Abwesenheit der Männer Frauen und Kinder mißhandeln. Die Eingeborenen sollen den Mandrill mehr fürchten als den Löwen, sich niemals in einen Kampf mit ihm einlassen, ja nicht einmal die Waldungen betreten, in welchen der Affe sich aufhält, es sei denn, daß die Männer in großer Anzahl und mit guten Waffen versehen einen förmlichen Kreuzzug gegen ihre Feinde ausführen. Wieviel an diesen Gerüchten Wahres ist, läßt sich nicht entscheiden; jedenfalls dürfen wir sie für sehr übertrieben halten, und es wird gut sein, sie mit Vorbehalt aufzunehmen, denn es ist doch auffallend, daß die Neger so viele von den gefürchteten Tieren einfangen und an die Schiffer vertauschen.

In früherer Zeit gelangten Mandrill und Drill öfter auf unseren Tiermarkt als gegenwärtig. Den Alten waren beide unbekannt. „Dieses Thier", sagt der alte Gesner, „wird in den grossen Indianischen Einöden, jedoch gar selten gefunden, und bißweilen von den Landfahrern, und also genandten Quacksalbern auff die Messen und Jahr-Märckte gebracht: Selbiges hat an seinen Füssen Finger als wie ein Mensch: Und wann man ihm mit einem Finger dräuet, oder deutet, so kehret es den Hindern dar. — Dieses Thier ißt Aepffel, Birn und allerley andre Früchte, auch Brod, und trinckt insonderheit gern Wein. Wann es hungerig ist, so steigt es auff die Bäume, und schüttelt die Früchte herab. Ist von Natur freundlich, vornemlich gegen die Weibes-Bilder, gegen welche er seine Freundlichkeit auff vielerley Weise bezeiget." — Die Abbildung stellt den Mandrill in der bezeichneten Stellung, „wann man ihm deutet", so gut dar, daß man nicht im Zweifel sein kann, welche Art man vor sich hat.

Ein junger Mandrill ist ein allerliebstes Geschöpf, unter einer reichhaltigen Gesellschaft unserer Herren Vettern im Affenhause der ausgeprägteste Komiker, zu lustigen und tollen Streichen jeder Art aufgelegt, mit unverwüstlicher guter Laune begabt und ungeachtet seiner durch nichts zu erschütternden Unverschämtheit in keiner Weise widerwärtig. Die Eigentümlichkeit, welche Gesner mit der Derbheit unserer Vorfahren kennzeichnet, zeigt allerdings auch schon der junge Mandrill: sein Hinterteil dient ihm gleichsam zum Dolmetsch seiner Gefühle; doch geschehen hierauf bezügliche Bewegungen noch mit einer so ausgeprägten Harmlosigkeit, daß man über der Komik das Unanständige vergißt. Dies aber ändert sich nur zu bald; weit früher als bei anderen Pavianen, und schon nach wenig Jahren zeigt sich der Mandrill in seiner ganzen Scheußlichkeit. Der Zorn anderer Affen ist, wie ein englischer Schriftsteller sich ausdrückt, „ein leises Fächeln des Windes, verglichen mit der Wut des Mandrill, welche einem jener entsetzlichen, alles vor sich niederwerfenden Stürme der Wendekreisländer gleicht", und ebenso groß wie sein Jähzorn ist seine Unanständigkeit. Zur Schilderung der letzteren fehlen die Worte. „Sein Geschrei, sein Blick und seine Stimme", sagt Cuvier, „kündigen eine vollkommen viehische Unverschämtheit an. Die schmutzigsten Gelüste befriedigt er auf die schamloseste Weise. Es scheint, als ob die Natur in ihm ein Bild des Lasters mit all seiner Häßlichkeit habe aufstellen wollen." Alles Widerwärtige, welches uns der Hamadryas und andere Paviane zeigen, erscheint dem Gebaren des Mandrills gegenüber maßvoll. Seine Leidenschaftlichkeit kennt keine Grenzen. Erzürnt, gerät er in eine entsetzliche Aufregung, vergißt alles und stürzt sich gleichsam kopflos auf seinen Feind zu. Ein wahrhaft dämonischer Glanz strahlt aus den Augen der Bestie, welche

mit dämonischer Kraft undBöswilligkeit begabt zu sein scheint. Jetzt hat er nur den einen Gedanken: den Gegner zu zerreißen, und jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen. Weder die Peitsche noch die blanke Waffe wird von ihm im geringsten beachtet. Sein Angriff bekundet nicht mehr Kühnheit, sondern geradezu Verrücktheit. Kein Tier haben die Wärter mehr zu fürchten als einen wütenden Mandrill. Löwe und Tiger sind ihm gegenüber wahrhafte Lämmer, weil sie wenigstens verständig sich in die Umstände fügen, die Hamadryaden und andere Paviane, mit ihm verglichen, Anfänger oder Stümper. Vollkommen im Einklange mit dieser Erregbarkeit stehen die geschlechtlichen Ausschreitungen, welche sich der Mandrill erlaubt.

Der alte Gesner hat ganz recht, wenn er zu verstehen gibt, daß sich die Gefühle desselben nicht allein auf Weibchen seiner Art richten. An gefangenen Mandrillen beobachtet man nicht allein Zuneigung zu Frauen, sondern auch Eifersucht gegen deren rechtmäßige Liebhaber. Sie werden rasend, wenn ein Mann solche Freundinnen von ihnen liebkost oder zu liebkosen vorgibt, und tragen ihm ein so großes Verbrechen sicherlich lange Zeit nach. Im Pflanzengarten zu Paris wurde diese Eifersucht einmal sehr geschickt benutzt, um einen Mandrill, welcher aus seinem Käfig ausgebrochen war und viel Unheil anrichtete, wieder in das Gefängnis zu bringen. Er hatte alle gütlichen Versuche scheitern gemacht und bereits einige von seinen Wärtern verwundet, als der schlaueste derselben auf den Gedanken kam, den Affen durch seine eigene Leidenschaft in den Kerker zurückzulocken. An der Rückseite des Käfigs befand sich eine kleine Thür: hinter diese mußte sich die Tochter eines der Wärter stellen und zwar so, daß sie der Affe sehen konnte. Nun trat einer der Wärter zu dem Mädchen, umarmte es und stellte sich dann an, als ob er es küssen wollte. Dies war zu viel für den verliebten Mandrill. Er stürzte wie rasend auf den Mann los, gewiß in der besten Absicht, ihn zu zerreißen, mußte aber, um zu seinem Zwecke zu gelangen, notwendig in den Käfig hineingehen. Alle Klugheit war vergessen; der eifersüchtige Affe ging ohne Besinnen durch die offene Thür und sah sich eine Minute später hinter den eisernen Gittern.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß viele Mandrille äußerst schwierig zu behandeln sind und an ihrer Erregbarkeit und Leidenschaftlichkeit in Gefangenschaft vorzeitig zu Grunde gehen. Doch gibt es Ausnahmen.

Schon Jardine berichtet von einem Mandrill, welcher erwachsen und sehr zahm war, gegen seinen Wärter sich folgsam zeigte, aber, wie alle übrigen, durch Fremde leicht in Wut gebracht werden konnte. „Dieser Mandrill“, sagt unser Gewährsmann, „lernte unter anderem Branntwein trinken und Tabak rauchen. Ersteres that er sehr gern, zu dem letzteren aber mußte er erst durch das Versprechen gebracht werden, Branntwein und Wasser zu erhalten. In seinem Käfig stand ein kleiner Armstuhl, auf den er sich, wenn es ihm befohlen wurde, würdig setzte und fernere Befehle erwartete. Alle seine Bewegungen wurden langsam und bedächtig gemacht. Hatte der Wärter die Tabakspfeife angezündet und sie ihm gereicht, so betrachtete er sie genau und befühlte sie wohl auch, bevor er sie in das Maul steckte, um sich zu überzeugen, daß sie auch wirklich brenne. Er steckte sie dann ins Maul, faßte bis an den Kopf und hielt sie einige Minuten daran, ohne daß man Rauch sah. Denn während dieser Zeit füllte er seine Backentaschen und sein geräumiges Maul; dann aber blies er den Rauch in Massen aus Mund und Nase. Gewöhnlich schloß er dies Kunststück mit einem Trunk Branntwein und Wasser, welcher ihm in einem Becher gereicht wurde. Diesen nahm er ohne Umstände sogleich in die Hand.“ Einer der berühmtesten Mandrille lebte in England unter sehr günstigen Verhältnissen. Er war wohlbekannt unter dem Namen „Hans im Glücke“ und ziert noch heute nach seinem Tode das britische Museum. Das Tier hatte mehrmals die Ehre, infolge besonderer Einladungen ein Gast

der königlichen Familie zu sein: kurz, es genoß, wie mein englischer Gewährsmann sagt, ein so glückliches Leben, als es nur immer einem Pavian zu teil werden kann.

Ein hochberühmter Mandrill war der große Künstler vom Affentheater des Herrn Broekmann. Er befand sich über 16 Jahre im Besitze seines Herrn, gezähmt und abgerichtet, wie nur ein Affe es sein kann. Gegen Fremde zeigte er sich selbstverständlich ebenfalls erregbar und jähzornig; mit seinem Herrn aber stand er auf dem vertrautesten Fuße, und selbst wenn er, um seinem Jähzorne geeigneten Ausdruck zu verleihen, nach Pavianart die Stäbe seines Käfigs schüttelte, als wollte er sie zerbrechen, durfte Broekmann ohne Bedenken ihn am Halsbande packen und aus seinem Käfig herausnehmen, auch sofort zur „Arbeit" verwenden. „Bei der allgemeinen Erfahrung der Tierzüchter", sagt Reichenbach, welcher diesen Mandrill ebenfalls kannte, „daß diese Affenart nur in ihrer freien Natur sich zu erhalten vermag, in der Gefangenschaft aber bald untergeht, weil sie in Einsamkeit und Müßiggang ihren rohen Lüsten erliegt, drängt sich uns die Frage auf, aus welchem Grunde wurde es denn möglich, daß Broekmann zwei Mandrille so glücklich aufzuziehen und gesund und kräftig zu erhalten vermochte. Wir glauben die richtige Antwort auf diese Frage in demselben Verhältnis zu finden, welches im Menschengeschlechte unter ähnlichen Umständen gleiche Ergebnisse herbeiführt. Auch die zahlreichen Schoßhunde der Vorzeit treten in ihrer Faulheit und beständigen Überreizung als die elendesten Zerrbilder des Hundecharakters auf, während im Gegenteile diejenigen, welche man beschäftigte und zur Arbeit anhielt, das Hundegeschlecht würdig vertreten. Denselben Fall haben wir noch hier bei einem der wildesten und rohesten Affen. Auch seine niederen, rein tierischen Triebe und die sein eigenes Sein untergrabenden Gelüste fingen an zu schweigen oder wurden gar nicht erregt, als die besseren Fähigkeiten erweckt und bethätigt wurden, als der Mensch ihn emporzog aus jener Sphäre, die das Tier zu seinem Untergange geführt haben würde, durch Lehre und Liebe zu Leistungen, welche den ersten Funken einer Geistesthätigkeit in ihm erweckten und das Geschöpf wahrscheinlich in einer ungewohnten Spannung nach einer neuen Richtung hin fortwährend unterhielten. Das sicherste Mittel also, um die niederen Triebe im lebendigen Organismus zu zügeln und vor dem Verderben durch sie selbst ihn zu schützen, ist die Weckung und Bethätigung einer höheren Geistesthätigkeit; denn dieses Mittel entspricht der wahren Bedeutung und der eigentlichen Würde des organischen Lebens, welche nur auf einer unablässigen Veredelung beruht." Ich stimme diesen Worten vollständig bei.

Gewiß, die geregelte Arbeit ist es gewesen, welche diesen Affen zu dem gemacht hat, was er ist: zu dem ausgezeichnetsten Mitgliede seiner Art, zu einem Mandrill, wie es sicherlich bis jetzt noch wenige gegeben hat. Man muß dieses Tier, wie ich, im Käfig, hinter und auf der Bühne gesehen haben, um es vollständig würdigen zu können; man muß einer Unterhaltung zwischen ihm und seinem Herrn gelauscht haben, um zu verstehen, was Erziehung selbst bei einem so wilden und scheinbar unverbesserlichen Wesen zu leisten vermag. Ein derartiges Beispiel, wie dieser Affe es gewährt, ist im höchsten Grade lehrreich für alle.

Über das Wesen der in Tschintschotscho jahrelang beobachteten Mandrille schreibt Pechuel-Loesche: „Wir hielten drei Mandrille in unserem Gehöfte, gleich dem Mohrenaffen mittels Leinen an Stangen befestigt, die ihre Behausung trugen; auch sie entflohen nicht, wenn sie sich einmal in voller Freiheit austummeln durften. Es waren echte Paviane: voller List und Schlauheit, ungezogen, ausgelassen, immer auf Unfug sinnend und sich wohl bewußt, daß sie uns durch ihr Treiben ergötzten. Die Charaktere der drei waren bei alledem durchaus verschieden. Pavy, ein Männchen, war sehr liebenswürdig, einschmeichelnd und außerordentlich anhänglich. Jack, ein schwaches Weibchen, war ein vollendeter Humorist, trieb Kurzweil mit allen Menschen — außer mit dem weiblichen Geschlechte, das er durchaus nicht leiden konnte — war aber niemand besonders zugethan. Isabella, ein sehr

starkes Weibchen, das wir bereits vollständig erwachsen geschenkt erhielten, weil es um seiner Bösartigkeit willen in einer Faktorei nicht mehr geduldet werden durfte, fiel wütend Menschen jedes Geschlechtes, Alters und jeder Farbe an, die sich ihm näherten. Es dauerte lange, bis sie, durch zweckmäßige freundliche Behandlung beruhigt, wenigstens in uns Europäern keine Feinde mehr erblickte. Ihr Charakter war verdorben. Sie ließ sich alles Gute gefallen, war aber nicht erkenntlich dafür.

„Pavy und Jack waren fast wie Hunde wachsam. Auf ihren hohen Behausungen sitzend, hielten sie aufmerksame Umschau und kündeten stets ungewöhnliche Vorgänge in der Nachbarschaft sowie das Nahen von Besuch an. Da wir ihnen wie den anderen Tieren von Ausflügen gern einige besonders geschätzte Näschereien: leckere Früchte, süße Grasstengel, Blätter, Käfer, Heuschrecken, mitbrachten, hatten sie sich gewöhnt, unsere Rückkehr mit Spannung zu erwarten, und uns schon auf einige hundert Schritt Entfernung mit frohem Keckern und Krähen zu begrüßen, wobei sie den Kopf drollig nach oben reckten oder die gewagtesten Kunstsprünge vollführten. Dies steigerte sich bedeutend, wenn wir sie anriefen. Da nun auch der Mohrenaffe seine eigenartige Predigt begann und zugleich die übrigen Tiere, die ohrenbeleidigenden Schimpansen eingeschlossen, laut wurden, sobald sie unsere Stimmen vernahmen, erhob sich manchmal ein wahrer Aufruhr im Gehöfte.

„Ganz neu war mir, daß die Paviane sich irgend welche leblose Gegenstände zum Spielzeuge erkoren und sie, wie Kinder ihre Puppen ins Bett, des Abends vorsorglich mit in ihre Schlafkasten nahmen und dort auch am Tage verwahrten. So hielt Isabella längere Zeit eine kleine blanke Blechbüchse sehr wert, Pavy ein krummes Holzstückchen, das er unter den lustigsten Kapriolen durch Ausschlagen mit der Hand von der Erde in die Luft wirbeln machte. Einst flog es zu weit, so daß Jack sich seiner bemächtigte. Darob entstand zwischen beiden grimmige Feindschaft; da aber die langen Leinen beider so bemessen waren, daß sie nicht aneinander kommen konnten, blieb ihnen nichts übrig, als sich in nächster Nähe die wütendsten Grimassen zu schneiden und auszukeifen. Die jäh aufgesprungene Feindschaft bestand fortan ungemindert, obwohl ich Pavy sein Hölzchen zurückgab. Späterhin vergnügte er sich auch sehr hübsch mit einer Flintenkugel. Jack dagegen hatte eine Leidenschaft für mein Insolationsthermometer gefaßt; kam er frei und wußte sich unbeobachtet, so sprang er danach und entführte es. Er freute sich offenbar am Glitzern des Glases, behandelte es aber stets so sorglich, daß das Instrument, selbst wenn es mit auf Bäume oder Dächer genommen wurde und ihm abgeschmeichelt werden mußte, doch nie zu Schaden kam."

Ein anderer sehr starker Mandrill, den Pechuel-Loesche einst auf einem kleinen Küstenfahrer mitnahm, erwies sich weder feuer- noch wasserscheu und zeigte sich auch als guter Schwimmer. „Er war, obwohl sonst gutartig und auch dankbar, ein Ausbund von Tollheit und Unart und hatte sein besonderes Vergnügen daran, aus dem in einem mit Sand gefüllten Kübel an Deck offen brennenden Kochfeuer Brände zu reißen und umherzuschleudern. Dies that er nicht nur in unbewachten Augenblicken, sondern auch in Gegenwart des um das Schicksal seiner Töpfe in steter Angst schwebenden Koches. Da er die gefährliche Unart nicht ließ und wir sehr viel Pulver an Bord hatten, wurde der Pavian auf einen an langer Leine nachgeschleppten Kahn verbannt und mit einer Kiste als Wohnung versehen. Dort behagte es ihm aber gar nicht, und er hockte, sehnsüchtig zum Schiffe blickend, auf dem Buge des kleinen Fahrzeuges. Sein Sinn stand nach Befreiung. Kaum war die Dunkelheit angebrochen, und der Koch bereitete den Abendthee, so fiel der Kochtopf mit dem Wasser um, und die Feuerbrände flogen sprühend über Deck. Der Pavian, über und über naß, war an Bord, flüchtete ins Takelwerk und konnte in der Nacht nicht wieder entfernt werden. Am nächsten Morgen wurde er gefangen und abermals in den Kahn gebracht. Er aber — das Schiff hatte nur geringe Fahrt — lief sogleich an dem zum

Schleppen benutzten Tau auf uns zu, drückte es natürlich durch sein Gewicht in das Wasser und schwamm nun wie ein Hund und ziemlich scharf ziehend bis zu dem über den Stern aufwärts führenden anderen Ende. Ein zweites Mal sprang er sofort in das Meer und mußte über 10 Minuten lang hinter uns herschwimmen, ehe der ergrimmte Eigner des Fahrzeuges sich bewegen ließ, das arme Tier vor dem Ertrinken zu erretten. Der Affe war schon recht ermattet, als wir ihn erreichten, denn die Wellen gingen hoch und kurz. Aber die Lehre hatte gewirkt: fortan ertrug er seine Verbannung mit geziemender Würde."

*

Zu den abweichendsten Arten der Gattung zählt einer der schönsten aller Affen, der gewöhnlich zu den Makaken gestellte Nilbandar, Schiabandar, Tschingala, Singalika 2c. der Inder, unser Bartaffe, der löwenschwänzige Affe von Pennant und anderen englischen Forschern (Cynocephalus silenus, Macacus und Vetulus silenus, Simia ferox, Silenus veter). Ihn kennzeichnen der gedrungene Bau, ein reicher Vollbart, welcher das ganze Gesicht umschließt, und der mittellange, am Ende gequastete Schwanz. Der sehr reiche lange Pelz ist glänzend schwarz, unterseits licht bräunlichgrau, der mähnenartig verlängerte Vollbart dagegen weiß, in der Jugend graulich; Hände und Füße haben mattschwarze Färbung, die gutmütigen Augen braune Iris. Erwachsen erreicht der Affe eine Länge von nicht 1 m; Bourdillon gibt die Gesamtlänge zweier Männchen zu 87,5 und 89 cm, die zweier Weibchen zu 77 und 70 cm an, dann maßen die in der Länge sehr wechselnden Schwänze 25—38 cm.

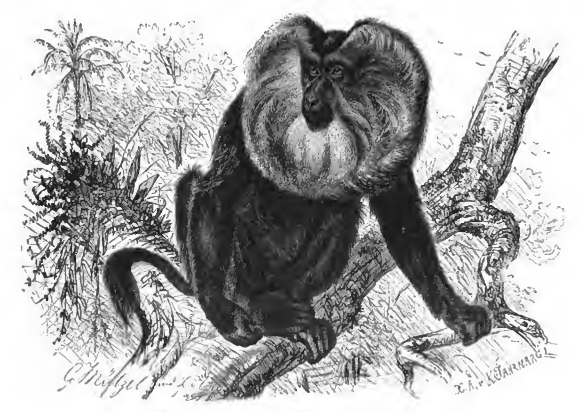
Über das Vaterland des Bartaffen ist man bis in neuerer Zeit in Irrtum gewesen, weil man gewöhnlich Ceylon als solches angesehen hat. Nach den neueren Berichten ist das Tier nicht auf dieser Insel, sondern in Malabar heimisch und bewohnt hier ausschließlich die dichten Waldungen der Höhen, etwa von 14 Grad nördlicher Breite bis zum Kap Komorin, in Banden von 12—20 Stück. Haeckel glaubt jedoch viel weiter nördlich, binnenwärts von Bombay, an den Höhlentempeln von Carlie einige gesehen zu haben. Tennent erwähnt in seinem trefflichen Werke des Bartaffen nicht, wendet vielmehr den Namen Wanderu (den Buffon ihm fälschlich gegeben) nach Jerdon durchaus berechtigt als singhalesische Bezeichnung lediglich auf die Schlankaffen an und bemerkt ausdrücklich, daß alle von Ceylon nach Europa gebrachten Bartaffen erst auf der Insel eingeführt wurden. Über das Freileben unseres Tieres wissen wir soviel wie nichts. Seine Nahrung besteht aus Knospen und Baumblättern. Er besucht ebenfalls die Gärten und richtet dort unter Umständen bedeutenden Schaden an. Thierbach erzählt, daß die von diesen Affen herrührenden Verwüstungen oft wirklich jammervoll anzusehen sind. In manchen Kokosgärten sieht man nicht eine einzige Frucht auf den Bäumen, aber den Boden ganz besäet mit ihnen, zumal mit halbreifen, welche diese Affen abgerissen und herabgeworfen haben.

Demungeachtet werden sie von den Malabaren geschätzt. Die Fürsten dieses Volkes achten sie sehr hoch wegen ihrer Ernsthaftigkeit und ihrer Klugheit. Sie lassen Junge aufziehen und zu allerlei Spielen abrichten, wobei dieselben sich zum Verwundern gut benehmen.

„Der weißbärtige Affe", sagt Heydt, „stellt einen alten Indier mit seinem Barte nicht übel vor. Er hält sich die meiste Zeit in den Wäldern auf und verursacht wenig Schaden. Von anderen Affen unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht so boshaft und eher heiter ist. Er scheint mehr Nachdenken zu haben als diese, kann gläsernes Geschirr lange gebrauchen, ohne es zu zerbrechen, weiß sogleich, wenn er unrecht gethan hat, und gibt seine Traurigkeit darüber durch Gebärden zu erkennen, welches er noch mehr thut, wenn er geschlagen worden ist, da man ihn oft Thränen vergießen sieht." Ein anderer Berichterstatter versichert, daß die übrigen Affen die größte Achtung vor dem Nilbandar hätten und sich in

seiner Nähe anständig benähmen, weil sie seine Übermacht anerkennen müßten. Bennett erzählt von zwei Gefangenen, welche er pflegte, daß sie sehr gutartig waren und sich damit vergnügt hätten, an ihrer Kette sich zu schaukeln. „Sobald jemand hereintrat, stieg der eine plötzlich von seiner Stange herab und paßte den Augenblick ab, um auf den Besucher zu springen und ihn unversehens zu erfassen und zu necken; dann kletterte er wieder auf seine Stange, als ob nichts geschehen sei, und freute sich seines Erfolges."

Ich habe mehrere dieser Tiere gesehen, auch eines längere Zeit gepflegt und muß sagen, daß ich mit den Indern übereinstimme. Der Bartaffe macht den Eindruck eines überlegenden Geschöpfes, eines durchaus würdigen Affen, und jede seiner Bewegungen entspricht dem vollständig. Sein Thun und Handeln sind gemessen, jede seiner Bewegungen gleichsam



Bartaffe (Cynocephalus silenus). 1/10 natürl. Größe.

vorbedacht. Den größten Teil der Zeit scheint er sich nur mit sich selbst zu beschäftigen und zuweilen längere Zeit in tiefstem Nachdenken versunken zu sein. Um die Außenwelt bekümmert er sich viel weniger als andere Affen, obwohl das geweckte Auge deutlich genug bekundet, daß sie nicht spurlos an ihm vorübergeht. Auch er achtet auf jeden Menschen und auf jedes Tier, welches ihm sich nähert: aber es geschieht dies mit würdiger Ruhe; denn er betrachtet alles, was er ansieht, mit dem ihm eigenen Ernste. Von Natur gutmütig, kann es unter Umständen geschehen, daß der alte Adam in ihm lebendig wird. Das ruhige und sanfte Auge blitzt dann in eigentümlichem Feuer auf; das Gesicht nimmt den Ausdruck entschiedenen Zornes an, und seine Haltung bekundet, daß er jetzt nur auf den Augenblick lauere, zuzufassen und seinen Ingrimm zu bethätigen. Doch wie bemerkt, solche Gemütserregungen gehören zu den Seltenheiten; im allgemeinen denkt er nicht daran, irgend einem anderen Geschöpfe etwas in den Weg zu legen oder zuleide zu thun. Zuweilen sieht man ihn im Affentheater als mitwirkenden Schauspieler in der Rolle eines würdigen Alten, zu welcher er sich seines Aussehens halber ganz vorzüglich eignet, und er verfehlt dann nicht,

seines gemessenen, anscheinend tief durchdachten Spieles halber die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und den verdienten Beifall sich zu erwerben. Demungeachtet steht er bei den Leitern jener Theater nicht eben in besonderer Gunst; Broekmann wenigstens versicherte mir, daß er, wenn auch nicht ungelehrig, so doch schwerfällig von Begriffen sei, lange Zeit brauche, um etwas zu behalten, und nicht mit der Willfährigkeit anderer abgerichteter Affen „arbeite“.

Der Unterschied zwischen den Erzeugnissen des heißen Erdgürtels der Alten Welt und denen Südamerikas ist regelmäßig ein durchgreifender und augenscheinlicher. Deshalb tritt uns, wenn das Glück es uns gestattet, der Wandersehnsucht des Herzens zu folgen, in Südamerika fast alles und jedes so märchenhaft und zauberartig entgegen: der Reiz der Neuheit besiegt, der Reichtum der Natur bewältigt und läßt die vielen Vorzüge unserer Erdhälfte vergessen.

Bei Betrachtung derjenigen Tiere, welche wir zunächst zu berücksichtigen haben, ist dies bis zu einem gewissen Grade auch der Fall. Die Breitnasen (Platyrrhini) sind zwar merkwürdige Geschöpfe: schön aber sind sie nicht oder wenigstens nur ausnahmsweise, vielmehr fast durchweg unbeholfener, träger, trauriger, geistloser als die Altweltsaffen, weit harmloser, gutmütiger, unschädlicher als letztere; aber ebendeshalb keine echten Affen. Denn diese wollen wir gar nicht ohne die nur ihnen gehörenden Eigenschaften, ohne ihre Lustigkeit, Munterkeit, Keckheit, Unverschämtheit, ja, ich möchte sagen, ohne ihre Nichtsnutzigkeit. Wir sind nun einmal gewohnt, unser Zerrbild in den merkwürdigen Gesellen zu erblicken, und fühlen uns unbefriedigt, wenn dieses Zerrbild nicht auch ein geistiges ist. Und nicht bloß wir Männer hegen eine solche Ansicht, sondern ebenso die Frauen, welche doch regelmäßig abgesagte Feinde jeder Verspottung des eigenen Ichs, ja alles Menschlichen sind: ich habe stets erfahren, daß aus Frauenmunde die Breitnasen als widerliche Geschöpfe bezeichnet wurden. Manche Rollaffen machen aber eine entschiedene Ausnahme.

Die Breitnasen unterscheiden sich regelmäßig durch ihren Körper- und Gliederbau sowie durch ihre Zahnbildung von ihren Vettern im Osten. Ihr Leib ist gewöhnlich schmächtig und schlankgliederig; der Schwanz fehlt nie und verkümmert auch nie gänzlich, wird vielmehr häufig zur fünften Hand, indem er sich an seiner Spitze durch kräftige Muskeln zusammenrollen und deshalb als Greifwerkzeug gebrauchen läßt. Der Daumen der Vorderhände kann den übrigen Fingern nicht in demselben Grade gegenübergestellt werden, wie dies an den Füßen der Fall ist. Die Nägel sind platt. Anstatt 32 Zähnen bilden 36 das Gebiß; es finden sich auf jeder Seite 6 Backenzähne. Backentaschen und Gesäßschwielen sind nie vorhanden. Die Nasenscheidewand ist breit. Kein einziges Mitglied der ganzen Familie erreicht eine bedeutende Affengröße, und keines hat eine vorspringende Schnauze. Ihre Färbung ist zwar mannigfaltig, aber niemals so bunt wie die vieler Affen Asiens und Afrikas.

Der Heimatskreis der Breitnasen beschränkt sich auf das südamerikanische Reich. Die Nordgrenze desselben bildet etwa der 29. Nordbreitengrad. Nach Westen hin begrenzt die Andenkette, nach Osten hin das Atlantische Meer, nach Süden hin der 25. Breitengrad ihr Gebiet.

Alle Breitnasen sind ausschließlich Baumtiere und deshalb vorzugsweise in den Urwäldern zu Hause. Wasserreiche oder sumpfige Gegenden lieben sie mehr als trockene. Auf die Erde kommen sie bloß im äußersten Notfalle herab; auch zur Tränke gehen sie nicht so wie andere Tiere, sondern klettern an Schlingpflanzen, überhängenden Ästen und dergleichen bis auf das Wasser herab und trinken, ohne die Zweige zu verlassen. Es ist wohl möglich, daß einzelne dieser Affen Hunderte von Meilen zurücklegen, ohne auf ihrem Wege jemals

die Erde zu berühren. Die Bäume bieten ihnen alles, was sie bedürfen; denn ihre Nahrung besteht nur aus Pflanzenteilen aller Art sowie aus Kerbtieren, Spinnen, Vogeleiern oder jungen Nestvögeln und Honig, und nur wenige plündern zuweilen in einer Pflanzung.

Die meisten Arten sind am Tage rege, einige wenige aber Dämmerungs- und wirkliche Nachttiere. Die einen wie die anderen sind zu ihrer Zeit lebhaft und gewandt; jedoch gibt es unter ihnen mehrere äußerst träge Arten, gewissermaßen die Orang-Utans der Neuen Welt. Das Klettern verstehen alle vortrefflich und wissen dabei, wie ich schon oben andeutete, ihren ausgezeichneten Schwanz vorzüglich zu gebrauchen. Dieser Schwanz ist geradezu alles in allem für viele der sonst sehr tölpischen Tiere; sie könnten ohne ihn gar nicht leben. Ihre Ungeschicklichkeit macht eine beständige Versicherung des Leibes nötig, und eine solche gewährt der Wickelschwanz unter allen Umständen. Fast bei jeder Stellung, auch während der tiefsten Ruhe schlingt der Affe seinen Schwanz um irgend etwas und sei es selbst um eines seiner eigenen Glieder. Die Muskelstärke des Schwanzes, welche die aller übrigen Gliedmaßen weit übertrifft, und das feine Gefühl in dem Schwanzende ermöglicht ihnen den umfassendsten Gebrauch des merkwürdigen Geschenkes der Natur für ihr stilles Leben und ersetzt vielfach die ihnen fehlende geistige wie leibliche Behendigkeit ihrer überseeischen Vettern. Trotz alledem sind ihnen die echten Baumaffen der Alten Welt im Springen und Klettern entschieden überlegen. Der Gang der Neuweltsaffen geschieht fast immer auf allen vieren und ist stets mehr oder weniger unbeholfen, unsicher und schwankend.

In ihrer geistigen Begabung stehen sie weit hinter ihren östlichen Verwandten zurück. Sie erscheinen im ganzen zwar als sanfte, gutmütige und zutrauliche, aber auch dumme, ungeschickte, ungelehrige und schwerfällige Geschöpfe. Einzelne zeigen sich neugierig, mutwillig und neckisch, andere dagegen grämlich, eigensinnig, boshaft, tückisch und bissig. Lüstern, genäschig, diebisch und habsüchtig sind sie auch, besitzen also ebenfalls schlechte Eigenschaften genug — und die guten Seiten der altweltlichen Affen gehen ihnen dafür ab. Wenn man zwischen alt- und neuweltlichen Affen zu wählen hat, wird man wohl niemals lange in Zweifel bleiben, welche uns besser gefallen. In der Freiheit sind diese regelmäßig scheu und furchtsam und nicht im stande, wirkliche Gefahr von eingebildeter zu unterscheiden. Deshalb fliehen sie bei jeder ungewöhnlichen Erscheinung und suchen sich so rasch als möglich in dichtem Gezweige zu verbergen. Angeschossene beißen tüchtig nach dem, welcher sie fassen will; Gesunde verteidigen sich wohl bloß gegen schwache Raubtiere. Sie sind kraftlose, feige Tiere.

In der Gefangenschaft benehmen sie sich bald artig und zutraulich, werden im Alter aber doch auch böse und bissig, wenngleich nicht immer. Ihre geistige und leibliche Trägheit, ihr schwermütiges Aussehen, die kläglichen Töne, welche sie und oft mit merkwürdiger Ausdauer ausstoßen, ihre Unreinlichkeit, Weichlichkeit und Hinfälligkeit: alle diese Eigenschaften und Sitten empfehlen sie nicht als Hausgenossen und Zeitvertreiber des Menschen. Einige wenige Arten machen freilich eine rühmliche Ausnahme und werden deshalb auch häufig zahm gehalten und mit großer Liebe gepflegt. Manche besitzen einen hohen Grad von Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, drücken ihre Gefühlsbewegungen durch Schmunzeln oder Klagen aus und werden aus diesem Grunde namentlich weichherzigen Frauen besonders teuer.

Ihre Mutterliebe ist ebenso erhaben wie die der altweltlichen Affen. Sie gebären ein oder zwei Junge auf einmal und lieben, hätscheln, pflegen und beschützen dieselben mit einer Sorgfalt und Herzlichkeit, welche ihnen immer Bewunderung und Anerkennung erwerben muß.

Dem Menschen werden die Neuweltsaffen nicht oder kaum schädlich. Der weite, große, reiche Wald ist ihre Heimat, ihr Ernährer und Versorger; sie bedürfen des Herrn der Erde und seiner Anstalten nicht. Nur wenige Arten fallen zuweilen in waldnahe Felder ein und

erheben sich dort einen geringen Zoll, der gar nicht im Verhältnis steht zu den Erpressungen, welche die Altweltsaffen sich erlauben. Der Mensch jagt sie ihres Fleisches und ihres Pelzes wegen. Mancher Reisende hat längere Zeit die Affen als schätzbares Wildbret betrachten und aus ihrem Fleische Suppen und Braten sich bereiten müssen, und manche schöne Frau birgt und wärmt ihre zarten Hände in einer Hülle, welche früher den Leib eines Affen bekleidete.

Für die Eingeborenen Amerikas ist der Affe ein außerordentlich wichtiges Tier; denn sein Fleisch bildet einen guten Teil ihrer Nahrung. Sie jagen ihm eifrig nach. Gewöhnlich bedienen sie sich des Bogens, nicht selten wenden sie aber auch das Blasrohr und kleine, jedoch mit dem fürchterlichsten Gifte getränkte Pfeile an. Zwar versuchen es alle Affen, den kleinen Pfeil so schnell als möglich aus der Wunde zu ziehen; allein der schlaue Mensch hat das Geschoß halb durchschnitten, und deshalb bricht fast regelmäßig die Giftspitze ab und bleibt in der Wunde stecken — furchtbar genug, um auch einem ganz anderen Tiere die Lebenskraft zu rauben.

Mit derselben Waffe erbeuten die Indianer auch diejenigen Affen, welche sie für die Gefangenschaft wünschen. „Wollen die Arekunas", sagt Schomburgk, „einen alten, störrischen Affen zähmen, so bestreichen sie das Pfeilchen mit geschwächtem Urarigifte. Stürzt er betäubt herab, so wird die Wunde gleich ausgesogen; alsdann begraben sie ihn bis an den Hals in die Erde und flößen ihm eine starke Auflösung salpeterhaltiger Erde oder Zuckerrohrsaft ein. Ist der Leidende etwas zu sich gekommen, so wird er herausgenommen und wie ein Wickelkind umschlungen. In dieser Zwangsjacke bekommt er einige Tage lang nur Zuckersaft zum Getränke und in Salpeterwasser gekochte, stark mit spanischem Pfeffer gewürzte Speisen zur Nahrung. Schlägt diese Gewaltkur nicht an, so wird der Unbändige eine Zeitlang im Rauche aufgehangen. Bald legt sich nun die Wut, das heimtückische Auge wird mild und fleht um Verzeihung. Dann werden die Banden gelöst, und selbst der bissigste Affe scheint nun vollkommen vergessen zu haben, daß er jemals frei im Walde gelebt."

In unsere Käfige gelangen verhältnismäßig wenige Mitglieder dieser Familie und auch diese nicht regelmäßig. Am häufigsten sieht man die Rollaffen auf unserem Tiermarkte, viel seltener einen Klammeraffen, höchst selten einen Spring-, Schweif- und Nachtaffen. Lebende Brüllaffen sind, soviel mir bekannt, bloß in wenigen Stücken nach Europa gekommen.

Man teilt die Breitnasen ein in zwei Unterfamilien, unter denen wir die Greifschwänze (Cebidae) voranstellen. Ihr Greifschwanz unterscheidet sie von den Mitgliedern der übrigen Hauptgruppe, den Schlaffschwänzen (Pithecidae)

*

Unter den Greifschwänzen wollen wir der Gattung der Brüllaffen (Mycetes) den ersten Rang einräumen. Ihr Körper ist gedrungen, ihr Kopf hoch, pyramidenförmig, die Schnauze vorstehend; der Vorderdaumen ist dünn. Die dichte Behaarung ist am Kinne bartartig verlängert. Als eigentümliches Merkmal der Brüllaffen muß vor allem das blasenartig aufgetriebene Zungenbein angesehen werden. Alexander von Humboldt war der erste Naturforscher, welcher dieses Werkzeug zergliederte. „Während die kleinen amerikanischen Affen", sagt er, „die wie Sperlinge pfeifen, ein einfaches dünnes Zungenbein haben, liegt die Zunge bei den großen Affen auf einer ausgedehnten Knochentrommel. Ihr oberer Kehlkopf hat sechs Taschen, in denen sich die Stimme fängt, und wovon zwei taubennestförmige große Ähnlichkeit mit dem unteren Kehlkopfe der Vögel haben. Der dem Brüllaffen eigene klägliche Ton entsteht, wenn die Luft gewaltsam in die Knochentrommel einströmt. Wenn man bedenkt, wie groß die Knochenschachtel ist, wundert man sich nicht mehr über die Stärke und den Umfang der Stimme dieser Tiere, welche ihren Namen mit vollem

Rechte tragen." Der Schwanz der Brüllaffen ist sehr lang, mit an der Unterseite nacktem Ende, kahl, nerven- und gefäßreich und sehr muskelkräftig, daher zu einem Greifwerkzeuge gestaltet.

Weitverbreitet, bewohnen die Brüllaffen fast alle Länder und Gegenden Südamerikas. Dichte, hochstämmige und feuchte Wälder bilden ihren bevorzugten Aufenthalt; in den Steppen finden sie sich nur da, wo die einzelnen Baumgruppen zu kleinen Wäldern sich vergrößert haben und Wasser in der Nähe ist. Trockene Gegenden meiden sie gänzlich, nicht aber auch kühlere Landstriche. So gibt es in den südlicheren Ländern Amerikas Gegenden, in denen der schon merkliche Unterschied zwischen Sommer und Winter noch gesteigert wird durch die Verschiedenheit in der Hebung über den Meeresspiegel. Hier stellen sich, laut Hensel, im Winter heftige Nachtfröste ein, und am Morgen ist der Wald weiß bereift; die Pfützen frieren so fest zu, daß das Eis die schweren Bisamenten der Ansiedler trägt und man selbst mit faustgroßen Steinen auf dasselbe werfen kann, ohne es zu zerbrechen. „Freilich hält eine solche Kälte nicht lange an, und die warme Mittagssonne zerstört wieder die Wirkungen der Nacht. Empfindlicher als diese Fröste sind die kalten Winterregen, welche nahe am Gefrierpunkte oft mehrere Tage, ausnahmsweise auch Wochen, anhalten und von einem durchdringend kalten Südwinde begleitet werden. Während das zahme Vieh, wenn es nicht gut genährt ist, diesen Witterungseinflüssen leicht unterliegt, befindet sich die wilde Tierwelt ganz wohl dabei; und sobald an heiteren Tagen die Sonne zur Herrschaft gelangt, ertönt auch wieder die Stimme des Brüllaffen als Zeichen seines ungestörten Wohlbefindens. Wenn man an solchen Tagen des Morgens, sobald die Wärme der Sonnenstrahlen anfängt sich bemerkbar zu machen, einen erhöhten Standpunkt gewinnt, so daß man das ganze Blättermeer eines Gebirgsthales vor sich ausgebreitet sieht, entdeckt man auf demselben auch mit unbewaffnetem Auge hier und da rotleuchtende Punkte: die alten Männchen der Brüllaffen, welche die trockenen Wipfel der höchsten Bäume erstiegen haben und hier, behaglich in einer Gabel oder auf dichtem Zweige ausgestreckt, ihren Pelz den wärmenden Strahlen der Sonne darbieten. Das Äußerste erreicht die Winterkälte von Rio Grande do Sul auf der Hochebene der Sierra, wo keine Orange mehr gedeiht und die Wirkungen der Winterstürme, welche aus den Pampas und von Patagonien her wehen, besonders hart empfunden werden. Hier fällt nicht selten Schnee in dichten Lagen und bleibt mehrere Tage liegen; niemals aber hat man bemerkt, daß die Kälte den Brüllaffen Abbruch gethan hätte."

Unserer Lebensschilderung liegen die Beobachtungen zu Grunde, welche Alexander von Humboldt, Prinz Max von Neuwied, Rengger, Schomburgk, Hensel und Kappler über die Brüllaffen gesammelt haben. Nach Ansicht der Erstgenannten beziehen sich ihre Beschreibungen auf zwei verschiedene Arten: den Alnaten und den Caraya. „Die Brüllaffen von Rio Grande do Sul", sagt Hensel, „haben einen außerordentlich dicken Pelz, namentlich auf der Oberseite des Kopfes und Körpers, während die Bauchseite und die Innenseite der Schenkel nur sparsam behaart sind; das Haarkleid schien im Sommer und Winter gleich stark zu sein, wenigstens ist mir hier, auch bei anderen Tieren, kein Unterschied zwischen Sommer- und Winterbälgen aufgefallen. Doch muß ich bemerken, daß ich im Nationalmuseum zu Rio de Janeiro mehrere ausgestopfte Brüllaffen von Paraguay, schwarze sowohl wie rote, gesehen habe, welche sich durch ein kurzes, dünnes und glatt anliegendes Haarkleid auszeichnen, während andere aus der Provinz Santa Catharina denen von Rio Grande do Sul glichen. Die Farbe der Tiere ist eigentümlich und bei beiden Geschlechtern verschieden: die Männchen sind rot und gleichen in der Farbe genau unserem Eichhörnchen; gewöhnlich ist die Oberseite, namentlich der Oberkopf, und das Kreuz heller, zuweilen gelbrot, in seltenen Fällen ist sogar das ganze Tier mehr gelb als rot; manche Stücke sind rotbraun bis schwarzbraun. Die immer viel kleineren Weibchen sind schwarzbraun; doch zeigen auf der Oberseite die Spitzen

der Haare zitronengelblichen oder bräunlichgelben Schein. Nicht sehr selten sind sie etwas rötlich, ja zuweilen so rot wie die der Männchen, so daß man erst durch die Besichtigung des getöteten Tieres sich von seinem Geschlechte überzeugen kann. Sieht man einen Trupp hoch oben auf dem Wipfel eines Baumes sitzen, so erscheinen im allgemeinen die Männchen rot, die Weibchen schwarz; die Jungen beiderlei Geschlechtes haben die Farbe der erwachsenen Weibchen. Leicht möglich ist es, daß bei den klimatischen Verschiedenheiten innerhalb des Verbreitungskreises des Brüllaffen auch mancherlei Veränderungen in der Farbe desselben auftreten werden; ja schon in einem verhältnismäßig kleinen Raume scheinen sich Farbenunterschiede bemerkbar zu machen. So glaube ich beobachtet zu haben, daß in den feuchten Wäldern, an den Flußufern der Tiefwälder unterhalb des Urwaldgürtels, die roten Weibchen viel häufiger waren als in den Bergen, und daß bei diesem Geschlechte die Spitzen der Haare, namentlich der Oberseite, um so mehr eine bräunlichgelbe Färbung annehmen, in je höherem und kälterem Klima die Tiere leben. Es wäre durchaus nicht auffallend, wenn die rote Farbe beider Geschlechter in den feuchten Urwäldern Nordbrasiliens dunkler würde und schließlich ins Schwarze überginge." An einer anderen Stelle bemerkt derselbe Naturforscher, daß ihn die Vergleichung der Schädel doch von der Verschiedenheit und Selbständigkeit mehrerer Arten überzeugt habe.

Der Aluate oder rote Brüllaffe (Mycetes seniculus, Simia, Cebus, Stentor seniculus) hat rötlichbraunen, auf der Rückenmitte goldgelben Pelz; die Haare sind kurz, etwas steif und am Grunde einfarbig; Unterhaare fehlen. Die Länge beträgt etwa 1,35 m, wovon freilich 70 cm auf den Schwanz kommen. Das Weibchen ist kleiner und dunkelfarbiger.

Beim Caraya oder schwarzen Brüllaffen (Mycetes niger und caraya, Simia caraya, Stentor niger) ist das Haar bedeutend länger und einfarbig schwarz, nur an den Seiten etwas rötlich, beim Weibchen auch auf der Unterseite gelblich, und beträgt die Länge etwa 1,3 m, wovon die Hälfte auf den Schwanz kommt. Ersterer bewohnt fast den ganzen Osten Südamerikas, letzterer Paraguay.

Der Brüllaffe ist eines derjenigen amerikanischen Tiere, welches schon seit der ältesten geschichtlichen Zeit den Reisenden, immer aber nur unvollständig, bekannt wurde und deshalb zu vielen Fabeln Veranlassung gab. Solche haben heutigestages noch unter den nicht selbst beobachtenden Weißen und Indianern Geltung. Wir lassen sie gänzlich beiseite und halten uns dafür an unsere Gewährsmänner.

„Nach meiner Ankunft", sagt der trefflich beobachtende Schomburgk, „hatte ich bei Auf- und Untergang der Sonne aus dem Urwalde das schauerliche Geheul zahlreicher Brüllaffen herübertönen hören, ohne daß es mir bei meinen Streifereien gelungen wäre, die Tiere selbst aufzufinden. Als ich eines Morgens nach dem Frühstücke, mit meinem Jagdzeuge versehen, dem Urwalde zuschritt, schallte mir aus der Tiefe desselben abermals jenes wüste Geheul entgegen und setzte meinen Jagdeifer in volle Flammen. Ich eilte also durch Dick und Dünn dem Gebrülle entgegen und erreichte auch nach vieler Anstrengung und langem Suchen, ohne bemerkt zu werden, die Gesellschaft. Vor mir auf einem hohen Baume saßen sie und führten ein so schauerliches Konzert auf, daß man wähnen konnte, alle wilden Tiere des Waldes seien in tödlichem Kampfe gegeneinander entbrannt, obschon sich nicht leugnen ließ, daß doch eine Art von Übereinstimmung in ihm herrschte. Denn bald schwieg nach einem Taktzeichen die über den ganzen Baum verteilte Gesellschaft, bald ließ ebenso unerwartet einer der Sänger seine unharmonische Stimme wieder erschallen, und das Geheul begann von neuem. Die Knochentrommel am Zungenbeine, welche durch ihren Widerhall der Stimme eben jene mächtige Stärke verleiht, konnte man während des Geschreies auf

und nieder sich bewegen sehen. Augenblicke lang glichen die Töne dem Grunzen des Schweines, im nächsten Augenblicke aber dem Brüllen des Jaguars, wenn er sich auf seine Beute stürzt, um bald wieder in das tiefe und schreckliche Knurren desselben Raubtieres überzugehen, wenn es, von allen Seiten umzingelt, die ihm drohende Gefahr erkennt. Diese schauerliche Gesellschaft hatte jedoch auch ihre lächerlichen Seiten, und selbst auf dem Gesichte des düstersten Menschenfeindes würden für Augenblicke Spuren eines Lächelns sich gezeigt haben, wenn er gesehen, wie sich diese langbärtigen Konzertgeber starr und ernst einander anblickten. Man



Brüllaffe (Mycetes niger). ⅕ natürl. Größe.

hatte mir gesagt, daß jede Herde ihren eigenen Vorsänger besäße, welcher sich nicht allein durch seine feine schrillende Stimme von allen tiefen Bassisten unterscheide, sondern auch durch eine viel schmächtigere und feinere Gestalt auszeichne. Ich fand die erstere Angabe bei dieser Herde vollkommen bestätigt; nach der feineren und schmächtigen Gestalt sah ich mich freilich vergeblich um, bemerkte dafür aber auf dem nächsten Baume zwei schweigsame Affen, welche ich für ausgestellte Wachen hielt: — waren sie es, so hatten sie ihre Dienste schlecht genug versehen; denn unbemerkt stand ich in ihrer Nähe."

Diese anmutige Schilderung beweist uns hinlänglich, daß wir es bei den Brüllaffen mit höchst eigentümlichen Geschöpfen zu thun haben. Man kann, ohne einer Übertreibung

sich schuldig zu machen, behaupten, daß ihr ganzes Leben und Treiben eine Vereinigung von allerhand Absonderlichkeiten ist und deshalb der Beobachtung ein ergiebiges Feld bietet, während man andererseits anerkennen muß, daß die Indianer zu entschuldigen sind, wenn sie die Brüllaffen ihres trübseligen Äußeren und ihres langweiligen Betragens halber mißachten und hassen. Selbst die Verleumdungen, welche man sich zu schulden kommen ließ, sind erklärlich, wenn man bedenkt, daß unsere Tiere weder im Freileben noch in der Gefangenschaft irgend welche Anmut, ja selbst irgend welche Abwechselung in ihrer Lebensweise zeigen.

„Der Brüllaffe“, sagt Hensel, „lebt in dem Urwalde von Rio Grande do Sul in großer Menge; er ist dasjenige wilde Tier, welches man am leichtesten finden und jagen kann, ja das man zu vermeiden sogar Mühe hat. Er lebt in kleinen Trupps von 5—10 Stücken, welche ein bestimmtes, ziemlich kleines Gebiet haben, das sie nicht zu verlassen pflegen. In jedem Trupp findet sich wenigstens ein altes Männchen, welches gewissermaßen die Aufsicht zu führen scheint; in den meisten Fällen jedoch enthält der Trupp, wenn er nicht zu schwach ist, mehrere erwachsene Männchen, unter denen wahrscheinlich eines, das stärkste oder älteste, den Vorrang behauptet. Dabei geht es ohne Zweifel nicht immer ganz friedfertig zu, wie die Narben beweisen, welche man oft in den Gesichtern der Männchen, zuweilen auch in denen der Weibchen erblickt. Doch sind die Tiere im ganzen sehr harmlos und im Vergleiche zu anderen Affen ruhig und gleichgültig.“ Diese Angaben stimmen mit früheren Beobachtungen vollkommen überein. Doch mag noch erwähnt sein, daß unsere Affen in manchen Waldungen so häufig auftreten, daß Humboldt ihrer vierzig zu einer Bande vereinigt sah und schätzen durfte, es möchten auf einer Geviertmeile des Waldes wohl gegen 2000 (?) von ihnen leben.

Während des Tages bilden die höchsten Bäume des Waldes den Lieblingsaufenthalt der Brüllaffen; bei anbrechender Dämmerung ziehen sie sich in das dichte, von Schlingpflanzen durchflochtene Laub der niedrigen Bäume zurück und überlassen sich hier dem Schlafe. Langsam, fast kriechend klettern sie von einem Aste zu dem anderen, Blätter und Knospen auswählend, langsam mit der Hand abpflückend und langsam sie zum Munde bringend. Sind sie gesättigt, so setzen sie sich in zusammengekauerter Stellung auf einem Aste nieder und verharren hier regungslos, wie uralte schlafende Männchen erscheinend; oder sie legen sich der Länge nach über den Ast hin, lassen die vier Glieder zu beiden Seiten steif herabhängen und halten sich eben nur mit dem Wickelschwanze fest. Was der eine thut, wird von den anderen langsam und gedankenlos nachgemacht. Verläßt eines der erwachsenen Männchen den Baum, auf welchem die Familie sich gerade aufhält, so folgen ihm alle übrigen Glieder der Gesellschaft rücksichtslos nach. „Wahrhaft erstaunlich“, sagt Humboldt, „ist die Einförmigkeit in den Bewegungen dieses Affen. So oft die Zweige benachbarter Bäume nicht zusammenreichen, hängt sich das Männchen an der Spitze des Trupps mit dem zum Fassen bestimmten schwieligen Teile des Schwanzes auf, läßt den Körper frei schweben und schwingt ihn hin und her, bis es den nächsten Ast packen kann. Der ganze Zug macht an derselben Stelle genau dieselbe Bewegung.“

Für die Brüllaffen ist der Schwanz unzweifelhaft das wichtigste aller Bewegungswerkzeuge; sie brauchen ihn, um sich zu versichern — und das thun sie in jeder Stellung — sie benutzen ihn, um etwas mit ihm zu erfassen und an sich zu ziehen. Immer und immer dient er hauptsächlich dazu, jeder ihrer langsamen Bewegungen die ihnen unerläßlich dünkende Sicherheit zu verleihen. Man kann nicht behaupten, daß sie schlecht klettern: sie sind im Gegenteile sehr geschickt; aber niemals machen sie wie andere Affen weite, niemals gewagte Sprünge. Beim Dahinschreiten halten sie sich fest an dem Aste, bis der hin- und hertastende Schwanz einen sicheren Halt gefunden und denselben mit einer oder zwei Windungen

umschlungen hat; beim Herabklettern versichern sie sich so lange an dem Aste, welchen sie verlassen wollen, bis sie mit den Händen einen neuen Halt gefunden, beim Aufwärtssteigen an dem unteren Aste, bis sie mit Händen und Füßen den oberen sicher gepackt haben. Die Kraft des Schwanzes ist größer als die der Hände, denn die Beugemuskeln an seiner Spitze sind so stark, daß sie, einer Uhrfeder vergleichbar, das Schwanzende immer zusammenrollen. Der Brüllaffe kann sich mit der Spitze seines Schwanzes, auch wenn er dieselbe nur mit einer halben Windung um den Ast schlingt, wie an einem Haken aufhängen, kann alles einem solchen Werkzeuge Mögliche ausführen und ist verloren, dem Verderben preisgegeben, wenn er seines Schwanzes beraubt wurde. Noch im Tode trägt der Schwanz längere Zeit die Last des Körpers, und nicht immer strecken sich unter dieser Last die eingerollten Muskeln: Azara erzählt, daß man zuweilen schon halb verfaulte Carayas noch fest an ihrem Aste hängen sieht.

Wenig andere Tiere sind so ausschließlich an die Bäume gebunden wie die Brüllaffen. Sie kommen höchst selten auf die Erde hernieder, wahrscheinlich bloß dann, wenn es ihnen unmöglich ist, von den niederen Ästen und Schlingpflanzen herab zu trinken. Humboldt sagt, daß sie nicht im stande wären, Wanderungen oder auch nur Wandelungen auf ebenem Boden zu unternehmen, und Rengger erklärt die Behauptung der Indianer, nach welcher die Brüllaffen manchmal über breite Ströme setzen sollen, für ein Märchen, welches den Fremden aufgebürdet wird. „Sie fürchten sich", sagt er, „so sehr vor dem Wasser, daß, wenn sie durch das schnelle Anschwellen des Stromes auf einem Baume abgeschieden werden, sie eher verhungern, als durch Schwimmen einen anderen Baum zu gewinnen suchen. So traf ich einst eine solche Affenherde auf einem von Wasser rings umgebenen Baume an, welche, ganz abgemagert, sich vor Schwäche kaum mehr bewegen konnte. Sie hatte nicht nur alle Blätter und zarten Zweige, sondern sogar einen Teil der Rinde des Baumes verzehrt. Um den nahen Wald zu erreichen, hätte sie nur eine Strecke von 60 Fuß zu durchschwimmen gehabt." Derselbe Naturforscher versichert, niemals einen Brüllaffen auf freiem Felde gesehen oder seine Fährte irgendwo auf dem Boden angetroffen zu haben.

Wenn der Brüllaffe keine Nachstellung erfährt, hält er sich in einem bestimmten Gebiete auf, welches höchstens eine Meile Umfang haben mag. Oft verweilt eine Familie während des ganzen Tages auf einem und demselben Baume. Höchst selten sieht man einzelne. Die Familie hält sehr treu zusammen. „Sie scheinen sich", sagt Hensel, „ihrer unschädlichen Stellung gleichsam bewußt zu sein; denn da, wo sie nicht durch Geschosse noch durch das Bellen der Hunde furchtsam gemacht werden, scheuen sie den Menschen durchaus nicht. Es kommt hier wohl vor, daß man sich unter einem Baume befindet, auf dem man bei zufälligem Hinaufblicken einen ganzen Trupp Brüllaffen erblickt, welche schon lange den Eindringling ernst beobachteten und erst dann die Flucht ergreifen, wenn sie sehen, daß sie die Aufmerksamkeit desselben erregt haben. Auch fliehen sie in einem solchen Falle nicht in übereilter Hast und ebensowenig weit, suchen sich vielmehr bald in den Wipfeln benachbarter hoher Bäume zu verbergen. Da, wo sie oft beunruhigt werden, sind sie viel scheuer und verschwinden schon bei dem ersten Laute des Hundes. Wenn sie sich verbergen, wissen sie alle Vorteile so geschickt zu benutzen, daß man zuweilen lange nach ihnen vergeblich sucht, obgleich man genau weiß, daß sie den Baum noch nicht verlassen haben können. Namentlich schlüpfen sie gern in die dichten Büsche von Schmarotzerpflanzen und verharren hier regungslos. Mit Hilfe eines Glases erkennt man dann zuweilen das schwarze Gesicht inmitten eines Orchideenbusches, wie es unverwandt den Jäger anstiert, um sich keine seiner Bewegungen entgehen zu lassen; doch wird der Pelz der alten Männchen gewöhnlich zum Verräter, da er, wenn er aus dem Verstecke hervorleuchtet, nicht leicht eine Mißdeutung zuläßt.

„Wenn im Sommer die Strahlen der Morgensonne die Kühle der Nacht und die Nebel der Thäler an den Berglehnen vertrieben haben, dann löst die kleine Gesellschaft der Brüllaffen den Klumpen auf, zu welchem geballt sie auf den Ästen eines stark belaubten Baumes die Nacht zugebracht hatte. Der Trupp sucht zunächst das Nahrungsbedürfnis zu befriedigen, und ist dies geschehen, so bleibt ihm bis zum Eintritte der drückenden Tageshitze noch immer so viele Zeit übrig, um sich auch dem geselligen Vergnügen widmen zu können, das bei einem so ernsthaften Tiere selbstverständlich frei ist von aller Unziemlichkeit, welche seine Gattungsgenossen kennzeichnet. Die Gesellschaft hat sich jetzt eine riesige Wildfeigenart ausgesucht, deren dichtes Blätterdach gegen die Sonnenstrahlen schützt, während die gewaltigen wagerechten Äste vortrefflich zu Spaziergängen geeignet sind. Einen dieser Äste, in dessen Nähe sich die Mitglieder der Gesellschaft nach Belieben gruppiert haben, wählt sich das Familienhaupt und schreitet darauf ernst würdig mit erhobenem Schwanze hin und her. Bald beginnt es, anfangs etwas leise, einzelne abgebrochene Brülltöne auszustoßen, wie es der Löwe zu thun pflegt, wenn er sich zu einer Kraftleistung seiner Lunge vorbereitet. Diese Laute, welche aus einer Ein- und aus einer Ausatmung sich gebildet zu haben scheinen, werden immer heftiger und in schnellerer Reihenfolge ausgestoßen; man hört, wie die Erregung des Sängers wächst. Endlich hat sie ihren höchsten Grad erreicht; die Zwischenpausen werden verschwindend klein, und die einzelnen Laute verwandeln sich in ein fortdauernd heulendes Gebrüll. In diesem Augenblicke scheint eine unendliche Begeisterung die übrigen, bis dahin stummen Mitglieder der Familie, männliche wie weibliche, zu ergreifen: sie alle vereinigen ihre Stimme mit der des Vorsängers, und wohl 10 Sekunden lang tönt der schauerliche Chorus durch den stillen Wald. Den Beschluß machen wieder einzelne Laute, wie sie den Hauptgesang eingeleitet haben. Doch hören sie eher auf als diese.

„Die in der ganzen Klasse der Säugetiere einzig dastehende Stimme überrascht nicht durch ihre unbedingte Stärke: denn hierin kann sie sich mit dem Gebrülle des Löwen oder des brünstigen Edelhirsches nicht messen, sondern durch das Verhältnis derselben zu einem so kleinen Körper, welcher nicht schwerer zu sein pflegt als der eines starken Fuchses. Man hat oft versucht, die Stimme des Brüllaffen zu beschreiben; wer sie jedoch nicht selbst gehört hat, wird sich davon keine genügende Vorstellung machen können."

Am häufigsten und lebhaftesten schreien die Brüllaffen, laut Rengger, in der warmen Jahreszeit, zumal des Morgens und Abends. Bei kaltem oder regnerischem Wetter hört man sie selten, in der Nachtzeit niemals. (?) Zuweilen brüllen sie stundenlang mit kurzen Unterbrechungen fort. Humboldt erprobte, daß man das Heulen bis auf 1,5 km Entfernung höre, und der Prinz von Wied glaubt, daß es noch weiter vernehmbar sei; doch stützt sich Humboldts Angabe auf genaue Beobachtung und nicht auf Schätzung. Man hat beobachtet, daß die fliehenden Affen, wohl aus Angst, beständig ihren breiigen Kot fallen lassen: die Sage, welche erzählt, daß die verfolgten Tiere ihre Feinde mit Kot bewerfen, ist somit erklärt.

Kappler sagt vom roten Brüllaffen in Guayana: „Er lebt in kleinen Trupps von selten mehr als 10 Individuen, worunter aber immer ein altes ausgewachsenes Männchen sich befindet, das auf den Bäumen einen höheren Sitz als die anderen einnimmt und das schauerliche Konzert leitet. Jedesmal, wenn ich die Schreier aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, saß ein altes Männchen oben im Baume, hielt sich mit den Vorderfüßen und hatte den langen Greifschwanz um einen Ast geschlungen, während andere Männchen, Weibchen und Junge in verschiedenen Stellungen etwas niederer saßen. Plötzlich hob der Alte ein entsetzlich röchelndes ‚Rochu, Rochu' an, das, nachdem es sich fünf- bis sechsmal wiederholt hatte, in ein Gebrüll überging, in das alle übrigen einstimmten und zwar so stark, daß man befürchten mußte, das Gehör zu verlieren. Es ist von einer solchen

Stärke, daß man es in stillen Nächten wohl 2 Stunden weit hören kann (?). Das Gebrüll der Tiger, das Pichegru und seine Genossen auf ihrer Flucht von Cayenne nach Surinam so sehr entsetzte, war offenbar nichts als das Geschrei der Brüllaffen, das wohl jeden, der es zum erstenmal hört und nicht weiß, daß es von diesen harmlosen Affen herkommt, mit Furcht erfüllen muß. Was dem Tiere Anlaß zu diesem Geschrei gibt, weiß ich nicht. In der Kolonie glaubt man, es schreie nur, wenn die Meeresflut anfängt; das ist aber irrig, denn diese Affen schreien zu jeder Tageszeit. Es mögen wohl eigene atmosphärische Eindrücke sein, die sie zum Schreien bestimmen; geschlechtliche Triebe können es nicht sein, denn sonst würden nicht Alte und Junge miteinander schreien. Der Brüllaffe ist träge und melancholisch; er springt bloß, wenn er verfolgt wird, sonst klettert er bedächtig, sich stets mit dem Schwanze haltend, auf den Bäumen umher. Jung gefangen wird er sehr zahm und zutraulich, spielt auch mit Katzen und Hunden, ist aber meist traurig. Entfernt sich die Person, die er liebhat, so ist sein immerwährendes Röcheln und Geschrei höchst unangenehm. Sie haben einen eigentümlich widerlichen Geruch, so daß man die Nähe von Brüllaffen im Walde leicht riecht. Sie bringen nur ein Junges zur Welt. Ihr Hauptfeind ist der Haubenadler."

Alles, was der Brüllaffe bedarf, bietet ihm sein luftiger Aufenthalt in Fülle. Die Mannigfaltigkeit und der Reichtum der verschiedenen Früchte lassen ihn niemals Mangel leiden. Neben den Früchten frißt er Körner, Blätter, Knospen und Blumen der verschiedensten Art, wahrscheinlich auch Kerbtiere, Eier und junge, unbehilfliche Vögel. Den Pflanzungen wird er niemals schädlich, wenn er sich auch tagelang am Saume derselben aufhält: er zieht Baumblätter dem Mais und den Melonen vor.

Zuweilen sieht man ihn, nach Hensel, mit der Spitze des Wickelschwanzes an einem Zweige hängen und die Blätter eines unter ihm befindlichen Astes pflücken, um sie noch im Herabhängen in den Mund zu stopfen und zu verzehren. Daß die Nahrung vorzugsweise in Blättern besteht, beweisen nicht nur die stets schwarzen Zähne, sondern auch der Magen der Erlegten, welcher immer einen grünlichen Speisebrei wie von zerkauten Blättern enthält.

In Südamerika wirft das Weibchen im Juni oder Juli, manchmal auch schon zu Ende Mai oder erst Anfang August ein einziges Junges. Hensel versichert, daß die Fortpflanzung der Brüllaffen an keine bestimmte Jahreszeit gebunden ist; denn man findet neugeborene Junge das ganze Jahr hindurch und kann also auch an einem und demselben Tage Keimlinge und Junge der verschiedensten Entwickelungs- und Altersstufen sammeln. Niemals scheinen sie mehr als ein Junges zu haben. Während der ersten Woche nach der Geburt hängt sich der Säugling wie bei den altweltlichen Affen mit Armen und Beinen an den Unterleib der Mutter an; später trägt diese ihn auf dem Rücken. Sie legt ihre Gefühle nicht durch Liebkosungen an den Tag, wie andere Affen es thun, verläßt aber doch das Pfand ihrer Liebe wenigstens in der ersten Zeit niemals, während sie später das schon bewegungsfähiger gewordene Kind bei ängstlicher Flucht manchmal von sich abschüttelt oder gewaltsam auf einen Ast setzt, um ihren eigenen Weg sich zu erleichtern. Indianer, welche letzteres sahen, haben behauptet, daß die Brüllaffenmutter überhaupt lieblos und gleichgültig gegen ihre Jungen wäre; der Prinz von Wied sagt aber ausdrücklich: „Gefahr erhöht die Sorge der Mutter, und selbst tödlich angeschossen, verläßt sie ihr Junges nicht." Dieses ist ebenso langweilig wie die Alte und, zumal wegen des großen Kehlkopfes, womöglich noch häßlicher.

„Die Feinde der Brüllaffen", sagt Hensel, „sind außer dem Menschen natürlich nur solche Raubtiere, welche die Bäume besteigen, namentlich der Puma, der Ozelot und vor allem die Hirare, nächst dem Vielfraß der größte unter den Mardern. Ich habe den Schädel eines

solchen Tieres heimgebracht, welches bei Tage von einem Jäger in dem Augenblicke erlegt wurde, als es mit einem starken, schon halb erwürgten männlichen Brüllaffen vom Baume herabkam. Das furchtbare Geschrei der ganzen Affengesellschaft hatte den Jäger herbeigelockt, welcher eben noch zur rechten Zeit kam, um den Räuber zu strafen. Vielleicht die gefährlichsten Feinde besitzt der Brüllaffe unter den Vögeln. Ein großer weißer Raubvogel, welcher aber sehr selten sein und nur im Dunkel der Wälder fliegen soll, wahrscheinlich eine Harpyie, raubt die jungen Affen. Wie der Sperber über das Gebüsch streicht, so jagt er dicht über den Baumwipfeln einher, fährt unter den arglosen Affentrupp und reißt den Müttern die Jungen vom Rücken. Der Schrecken der so unvermutet überfallenen Tiere ist so groß, daß sie die Verteidigung, selbst die Flucht vergessen und nur mit jämmerlichem Geschrei die Hände zur Abwehr über die Köpfe halten."

In den von Hensel bereisten Teilen Südamerikas jagt man den Brüllaffen mit Hunden. Letztere besitzen eine große Vorliebe für diesen Affen, welcher ihnen das angenehmste Futter unter allem Wilde ist, während sie den Kapuzineraffen selbst im größten Hunger nicht anrühren. Dabei ist der Geruch, welchen der Brüllaffe verbreitet, ein sehr starker und den Menschen unangenehmer. Namentlich gilt das vom Harn und Kot. Die Hunde jedoch sind anderer Meinung, und da sie bereits den kleinsten Tropfen Harn, welcher von den Bäumen auf den Boden oder die Blätter der Sträucher gefallen ist, auffinden und dann stundenlang unter solch einem Baume bellen, darf man sie nur in den Wald lassen, um in kurzer Zeit eine Gesellschaft der Brüllaffen zu ermitteln. Schießt man einige Male diese Tiere, so gewöhnen sich die Hunde bald so an die Affenjagd, daß sie nichts anderes jagen wollen und bloß nach Affen suchen. Daher werden diese von den Jägern stets geschont, und nur hier und da findet sich ein Brasilianer, welcher sie ihres Fleisches wegen schießt. Für die Affenhunde ist schon der erste Ton des Gebrülles der Affen das Zeichen zur Jagd, und ihr Bellen unter dem bald gefundenen Baume unterbricht sogleich den Gesang der letzteren, welche sich verbergen oder flüchten. In einsamer Gegend jedoch oder da, wo sie nicht beunruhigt werden, steigt das alte Männchen auf einen der unteren Äste und beginnt von hier aus ein Gezänk mit den Hunden, welches diese zur höchsten Wut entflammt. Schießt man jetzt das Tier herunter, so fürchten die Hunde nicht mehr den schweren Fall desselben, sondern ergreifen es schon in der Luft. Bei einem solchen Streite mit den Hunden nimmt die Stimme des Brüllaffenmännchens einen etwas veränderten Ton an und gleicht genau der eines bösartigen Schweines, welches, wenn ein Unbekannter in den Stall tritt, für die Sicherheit seiner Nachkommenschaft fürchtet.

Wenn man auf Brüllaffen schießt, rennen sie so schnell als möglich davon; und selbst unverwundete Tiere verlieren zuweilen dabei Harn und Kot, obwohl dies gewöhnlich nur Schwerverwundeten, welche sich nicht mehr retten können und nun in die höchste Angst geraten, begegnet, namentlich, wenn sie von einem Baume auf den anderen wollen. Einen höchst erheiternden Anblick gewährt es, laut Hensel, wenn im ersten Schrecken eines der fast halb erwachsenen Jungen einem der alten Männchen auf den Rücken springt, um so schneller davonzukommen, aber durch eine kräftige Ohrfeige von dem Erzürnten belehrt wird, daß der verlangte Liebesdienst nicht mit den Pflichten des Familienvaters verbunden ist.

„Der Brüllaffe", fährt Hensel fort, „besitzt eine große Lebensfähigkeit und flüchtet noch nach Verwundungen, unter denen andere Tiere unfehlbar von den Bäumen herabstürzen müßten. Aber selbst dann, wenn der Brüllaffe tödlich verwundet wird und stirbt, entgeht er nicht selten noch dem Jäger, besonders nach Schrotschüssen. Verliert nämlich das geschossene Tier das Bewußtsein plötzlich, so stürzt es vom Baume; in anderen Fällen hat es aber noch Zeit, sich mit der Spitze seines Wickelschwanzes an irgend einem dünnen Aste festzuhängen, und bleibt auch nach dem Tode noch tagelang in dieser Lage, bis die Befestigung

allmählich von einem starken Winde gelockert und endlich aufgelöst wird. Man sieht hieraus, daß das Aufhängen selbst zwar willkürlich geschieht, das Hängenbleiben aber mechanisch ist. Alle eigentlichen Wickelschwänze zeigen an der Unterseite der flachen Spitze des Schwanzes eine lange kahle Fläche, welche dieselbe samtartige Rauhigkeit, überhaupt denselben Bau wie der Handteller hat. Will sich der Affe festhängen, so erreicht er dies mit zwei Windungen, deren zweite über die erstere weggeht, wobei die Rauhigkeit der Greiffläche das Abgleiten verhindert. Man kann auf diese Weise sehr leicht einen toten Affen an einem Stocke ebenso fest aufhängen, wie der Lebende hängt, und erst wenn durch das Hin- und Herschwanken die zweite Windung von der ersten abgleitet, fällt das Tier herab."

Unsere besten Gewehre können übrigens mit der furchtbaren und doch so einfachen Waffe der Indianer, dem Blasrohre, sich nicht messen. Deshalb fällt es den Rothäuten viel leichter als uns, Brüllaffen zu erlegen. Trotz der unübertrefflichen Geschicklichkeit, mit welcher sie ihre Waffe zu führen wissen, besteigen sie noch gern einen der benachbarten Bäume und senden von dessen Wipfel aus das tödliche Geschoß nach der harmlosen Herde.

In einem große Teile von Paraguay bilden die Brüllaffen einen Gegenstand eifriger Jagd. Ihr Fell ist gesucht und das Fleisch bei den Indianern beliebt. Aus dem Pelze des schwarzen Brüllaffen ließ Dr. Francia einmal über hundert Grenadiermützen verfertigen. Außerdem verwendet man es zu Beuteln, Satteldecken 2c. Von dem Fleische lebten Reisende, so z. B. der Prinz von Wied, oft lange Zeit fast ausschließlich. Sie versichern, daß es wohlschmeckend sei und eine sehr kräftige Brühe gebe. Die Nahrung hat aber unter allen Umständen ihr Abschreckendes, zumal wenn die Indianer dem Affen das Haar abgesengt oder ihn abgebrüht in den Topf gesteckt oder ihn zum Braten an einen spitzen Stab befestigt haben. In vielen Gegenden Südamerikas wird das Affenfleisch von den Europäern nicht berührt und gilt als die verächtlichste Speise; die Indianer dagegen sind eifrige Liebhaber solcher Kost.

Man gibt sich nur selten mit der Zähmung der Brüllaffen ab; auch hat deren Erziehung ihre großen Schwierigkeiten. Rengger sah nur zwei, welche beide über 1 Jahr alt waren. Sie wurden mit verschiedenen Baumblättern gefüttert und zogen diese jeder anderen Nahrung vor. Nach Aussage der Wärter erkrankten sie, wenn man ihnen Mais, Maniok oder Fleisch gab. Sie tranken weder viel noch oft und nur Wasser oder Milch. Ihr Benehmen hatte etwas Trauriges und Langweiliges. Sie waren sehr sanft und zutraulich; aber niemals sah man eine Spur von Fröhlichkeit an ihnen. Gewöhnlich kauerten sie mit stark nach vorn gebogenem und auf die Brust gesenktem Kopfe in einem Winkel, legten die Vorderhände auf den Schoß oder stützten sie neben die Hinterhände auf den Boden und schlangen den Schwanz um die Beine, so daß er auf die Hände zu liegen kam. In dieser Stellung konnten sie stundenlang verweilen, bis der Hunger sie vermochte, Nahrung zu suchen. Alsdann gingen sie auf den vier Pfoten schrittweise vorwärts; nur selten sah man sie traben oder Sprünge machen. In aufrechter Stellung konnten sie kaum einen Augenblick sich erhalten. Ihre Sinne schienen scharf zu sein; sie wählten ihre Nahrung mit Sorgfalt aus, hörten und sahen gut und bewiesen, daß ihr Tastsinn sehr entwickelt war. Von Verstand war wenig zu bemerken: sie erzeigten ihrem Wärter kaum mehr Aufmerksamkeit als fremden Leuten und ließen sich zu nichts abrichten. — Von anderen gezähmten Brüllaffen erzählt Wied, daß sie ihrem Herrn außerordentlich zugethan waren und kläglich zu schreien begannen, wenn derselbe auch nur einen Augenblick von ihnen sich entfernte. Die Trägheit, Traurigkeit und Grämlichkeit sowie die knarrende, röchelnde Stimme, welche die Jungen manchmal hören ließen, machte sie aber allen, selbst ihrem Herrn, unangenehm und widerlich. Dasselbe sagt Kappler, dem es nie glückte, einen Brüllaffen aufzuziehen.

Nach Europa gelangen diese Tiere sehr selten. In den Affenhäusern des Londoner Tiergartens lebte vor einigen Jahren ein Brüllaffe anscheinend in gutem Wohlsein; seine Stimme ließ er jedoch nicht hören und unterschied sich dadurch sehr zu seinem Nachteile von dem Langarmaffen, dessen klangvolle Laute ich S. 109 geschildert habe. Ein anderes Stück gelangte neuerdings lebend in die Hände eines unserer ersten Händler und gab Mützel Gelegenheit, seine treffliche Abbildung, die erste richtige, welche ich kenne, mit dem lebenden Tiere zu vergleichen.

*

Ein äußerst schmächtiger Leib mit langen klapperdürren Gliedern kennzeichnet die Spinnen- oder Klammeraffen (Ateles). Der Naturforscher, welcher sie zuerst Spinnenaffen nannte, hat sie am besten bezeichnet: — selbst der Laie kommt unwillkürlich zu solchem Vergleiche. Um die Tiere schärfer zu bestimmen, will ich noch erwähnen, daß ihr Kopf sehr klein, ihr Gesicht bartlos und der Daumen ihrer Vorderhand, falls überhaupt vorhanden, stummelhaft ist.

Südamerika bis zum 25. Grade der südlichen Breite ist die Heimat der Spinnenaffen, die Krone der höchsten Bäume ihr Aufenthalt.

Ihr Leben scheint außerordentlich einförmig zu verlaufen und das der verschiedenen Arten im wesentlichen gleichartig zu sein. „Sie leben“, sagt Tschudi, übereinstimmend mit anderen Forschern, „in Scharen von 10 oder 12 Stücken; zuweilen trifft man sie auch paarweise, nicht selten sogar einzeln an. Während mehrerer Monate bemerkten wir einen einzelnen Affen dieses Geschlechtes immer im nämlichen Gebiete; als er erlegt wurde, zeigte sich, daß er ein Männchen von nicht sehr vorgerücktem Alter war. Die Gesellschaften verraten sich durch fortwährendes Knittern der Baumzweige, welche sie sehr behend umbiegen, um geräuschlos vorwärts zu klettern. Angeschossen erheben sie ein lautes, gellendes Geschrei und suchen zu entfliehen. Die ganz jungen verlassen ihre Mutter nicht; auch wenn diese getötet worden, umklammern sie dieselbe fest und liebkosen sie noch lange, wenn sie bereits ganz starr an einem Baumaste hängt; es ist daher ein Leichtes, die Jungen einzufangen. Sie lassen sich mühelos zähmen, sind gutmütig, zutraulich und zärtlich, halten aber in der Gefangenschaft nicht lange aus. Leicht werden sie von Ausschlägen und Durchfällen befallen, wobei sie sich ganz jämmerlich gebärden.“

Die Arten unterscheiden sich wenig voneinander; gleichwohl ist es notwendig, mehrere von ihnen bildlich vorzuführen, wenn die mannigfachen Stellungen anschaulich gemacht werden sollen.

Von den in Guayana lebenden Klammeraffen sind zwei besonders häufig: der Koata (Ateles paniscus, Simia paniscus, S. 218) und der Marimonda oder Aru (Ateles beelzebuth, Simia beelzebuth). Ersterer ist einer der größeren seiner Gattung. Seine Leibeslänge beträgt etwa 1,35 m, wovon auf den Schwanz mehr als die Hälfte kommt, die Schulterhöhe ungefähr 40 cm. Der Pelz ist grob, an den Schultern verlängert, auf dem Rücken überhaupt dichter als unten, auf der Stirn kammartig erhöht, tief schwarz von Farbe, nur im Gesichte rötlich, die Haut dunkel, auf den Handsohlen ganz schwarz. Dem gutmütigen Gesichte verleihen ein Paar lebhafte braune Augen einen einnehmenden Ausdruck.

In Quito, auf der Landenge von Panama und in Peru vertritt der Tschamek (Ateles pentadactylus, Simia, Ateles chamek) die Genannten. Er wird ungefähr 1,3 m lang, wovon der Schwanz freilich mehr als die Hälfte wegnimmt, trägt einen langen, tiefschwarzen Pelz und besitzt einen Daumenstummel.

Der Miriki (Ateles hypoxanthus oder oriodes, Brachyteles hypoxanthus), den uns namentlich Prinz Max von Wied kennen lehrte, bewohnt das Innere Brasiliens. Er

ist etwa 1,4 m lang, starkleibig, kleinköpfig, kurzhalsig, langgliederig und dicht, fast wollig behaart. Gewöhnlich ist der Pelz fahlgelb, zuweilen aber auch weißlich graugelb gefärbt; die Innenseite der Glieder pflegt lichter zu sein. Das nackte Gesicht ist in der Jugend schwarzbraun, im Alter dunkelgrau, in der Mitte aber fleischrot. Der Daumen der Vorderhand ist ein kurzer Stummel ohne Nagel.

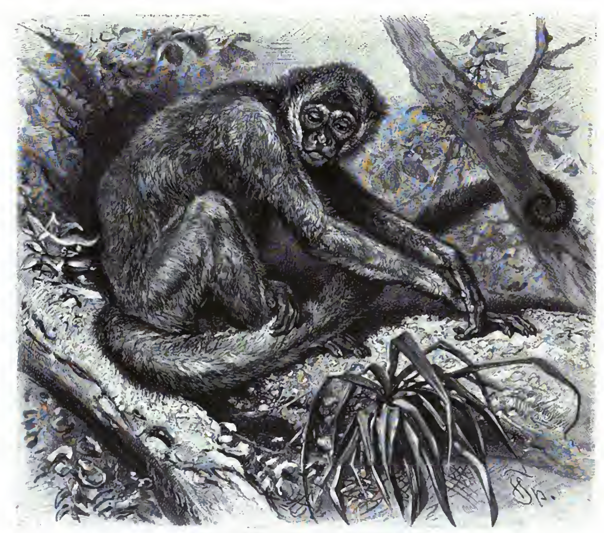
Wohl der schönste aller Klammeraffen ist der erst in neuerer Zeit von dem jüngeren Bartlett im östlichen Peru aufgefundene und zu Ehren seines Entdeckers benannte Goldstirnaffe (Ateles bartlettii). Der reiche, lange und weichhaarige Pelz hat auf der ganzen Ober- und Außenseite tiefschwarze Färbung; ein Stirnband ist goldgelb, der Backenbart weiß, die Unterseite des Leibes und Schwanzes, die Innenseite der Glieder nebst der Außenseite der hinteren Unterschenkel bräunlichgelb, etwas lichter als das Stirnband, hier und da durch einzelne schwarze Haare gesprenkelt. Alle nackten Teile des Gesichtes und der Hände sehen braunschwarz aus. Hinsichtlich der Größe scheint das prachtvolle Geschöpf den verwandten Arten der Gattung zu gleichen, weil weder Gray noch Bartlett, die Namengeber der Art, hierüber Mitteilungen machen.



Tschamek (Ateles pentadactylus). ⅙ natürl. Größe.

Bartlett erhielt den Goldstirnaffen in den Gebirgen der Missionsgebiete des oberen Amazonenstromes unweit Xeberos von Indianern, welche das Tier außerordentlich schätzten, und erstand später in einer kleinen indianischen „Stadt“ ein jüngeres, von dem Alten kaum zu unterscheidendes Stück, welches dort lebend und ebenfalls sehr hoch gehalten wurde. Auf diese beiden Stücke begründet sich die Art.

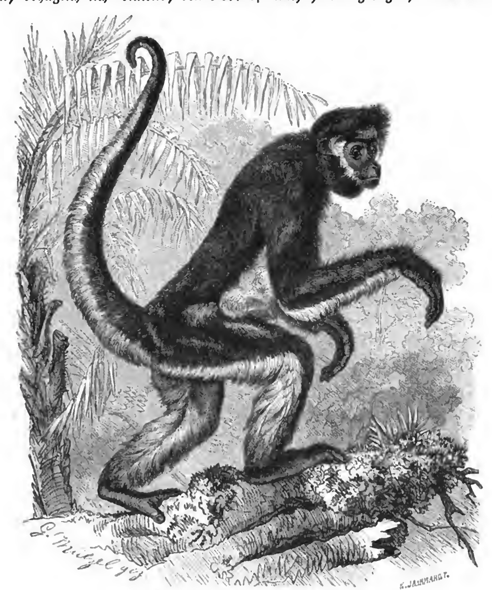
Über das Freileben der Klammeraffen haben uns Humboldt, Prinz Max von Wied und Schomburgk belehrt. In Guayana finden sie sich nur in den tieferen Wäldern, höchstens bis zu einem Höhengürtel von 500 m über dem Meere; den kahlen Wald der Höhe



Miriki (Ateles hypoxanthus). ¼ natürl. Größe.

meiden sie gänzlich. In der Regel bemerkt man sie in Banden von ungefähr sechs Stücken, seltener einzeln oder paarweise und noch seltener in größeren Gesellschaften. Jede dieser Banden zieht, ihrer Nahrung nachgehend, still und ruhig ihres Weges, ohne sich um andere ungefährliche Geschöpfe zu bekümmern. Ihre Bewegungen sind im Vergleiche zu dem traurigen Gehumpel der Brüllaffen schnell zu nennen. Die bedeutende Länge der Glieder fördert das Laufen und Klettern. Mit den langen Armen greifen sie weit aus und eilen deshalb, auch wenn sie nur wenig sich anstrengen, immerhin so schnell vorwärts, daß der Jäger durchaus keine Zeit zu verlieren hat, wenn er ihnen folgen will. In ihren Baumwipfeln benehmen sie sich geschickt genug. Sie klettern sicher und führen zuweilen kleine Sprünge aus; doch werfen oder schleudern sie ihre Glieder bei allen Bewegungen sonderbar hin

und her. Der Schwanz wird gewöhnlich vorausgeschickt, einen Anhalt zu suchen, ehe der Affe sich entschließt, den Ast, auf welchem er sitzt, zu verlassen. Zuweilen findet man ganze Gesellschaften, welche sich an den Schwänzen aufgehängt haben und die auffallendsten Gruppen bilden. Nicht selten sitzt oder liegt auch die Familie in träger Ruhe auf Ästen und Zweigen, behaglich sich sonnend, den Kopf oft nach hinten gebogen, die Arme auf dem



Goldstirnaffe (Ateles bartlettii). ⅙ natürl. Größe.

Rücken verschränkt, die Augen gen Himmel gehoben. Auf ebenem Boden humpeln sie mühselig fort; man möchte selbst ängstlich werden, wenn man sie gehen sieht. Der Gang ist schwankend und unsicher im allerhöchsten Grade, und der lange Schwanz, welcher in der Absicht, das Gleichgewicht herzustellen, aus Verzweiflung hin und her bewegt wird, erhöht nur noch das Ungelenke der Bewegung. Übrigens haben europäische Beobachter die Klammeraffen niemals auf dem Boden gesehen, und Prinz Max von Wied behauptet, daß sie, solange sie gesund sind, nur dann auf die Erde herabkommen, wenn es ihnen unmöglich wird, von tiefen Zweigen aus zu trinken, wie sie sonst thun.

Die Fortpflanzung scheint an keine bestimmte Zeit des Jahres gebunden zu sein; wenigstens bemerkt Schomburgk, daß unter jeder Gesellschaft, welcher er begegnete, auch fast

immer einige Junge sich befanden, welche von ihren Müttern häufiger unter den Armen als auf dem Rücken getragen wurden. Über die treue Anhänglichkeit der letzteren brauche ich nach dem vorher Gesagten kein Wort mehr beizufügen.

In den reichen Urwäldern können die wenig begehrenden Klammeraffen, welche sich mit Blättern und Früchten begnügen, niemand Schaden thun. Gleichwohl werden sie eifrig verfolgt. Die Portugiesen benutzen ihr Fell, die Wilden essen ihr Fleisch; manche Indianerstämme ziehen es allem übrigen Wildbret vor. Sie unternehmen in starken Gesellschaften Jagdzüge, auf denen Hunderte erlegt werden. Bei der Jagd werden die Baumwipfel sorgsam durchspäht und etwaige Zeichen beachtet. Die im Vergleiche mit dem Gebrülle der Heulaffen unbedeutende, aber doch immer noch laute Stimme verrät unsere Tiere schon aus ziemlicher Ferne. Sobald die harmlosen Waldkinder ihren furchtbarsten Feind gewahren, flüchten sie schnell dahin, die langen Glieder, zumal den Schwanz, in ängstlicher Hast vorwärts schleudernd, befestigen sich mit letzterem und ziehen rasch den unbeholfenen Leib nach sich. Zuweilen versuchen die Vertrauensseligen wohl auch, den Menschen durch Fratzenschneiden und lautes Geschrei abzuschrecken; zuweilen sollen sie, selbst wenn schon mehrere von ihnen dem Geschosse erlagen, wie besinnungslos das Walten des Schicksals über sich ergehen lassen, ohne zu flüchten. Die Angeschossenen harnen und lassen ihren breiigen Kot fallen. Schwerverwundete bleiben oft noch lange an Ästen hängen, bis endlich der Tod die Muskeln löst und der Leib sausend zur Erde herabfällt.

„Der Koata", sagt Kappler, „ist nicht so träge wie der Brüllaffe; er kommt nicht an der Küste, sondern nur im höheren Lande vor. Das beinahe nackte, schmale rötliche Gesicht hat viel Ähnlichkeit mit dem einer alten Indianerin. Der bis 80 cm lange Schwanz ist auf der Unterseite, wie beim Brüllaffen, auf etwa 25 cm Länge ganz nackt, und er hat das feinste Gefühl in dieser Schwanzspitze, mit der er Sachen an sich zieht, und deren er sich oft wie einer Hand bedient. Wo er geht oder klettert, dient ihm die Schwanzspitze zur Stütze und zum Anklammern. Sind diese Affen im Klettern begriffen, so weiß man oft nicht, was Schwanz oder Fuß ist, und sie tragen den Namen Spinnenaffen mit Recht, weil sie, wenn sie in den Zweigen hängen, wie eine ungeheuere Spinne aussehen. Sie werden sehr zahm, sind aber weniger lebhaft und possierlich als der Kapuzineraffe. Sie leben bloß von Pflanzen und fressen sehr gern Baumknospen, aber nie Insekten. Von Läusen wird der Koata sehr geplagt, auch von Sandflöhen, wenn er in Gefangenschaft lebt und deshalb auf dem Boden umherläuft. Weil er stets seinen Schwanz um einen Ast geschlungen hat, so bleibt er, wenn er geschossen wird, manchmal an demselben hängen und fällt erst herab, wenn er in Verwesung übergeht. Die Indianer des Inneren schießen ihn deshalb mit Pfeilen, die mit dem Urarigifte bestrichen sind; die Muskeln erschlaffen davon, und das Tier fällt sogleich nach seiner Verwundung herab."

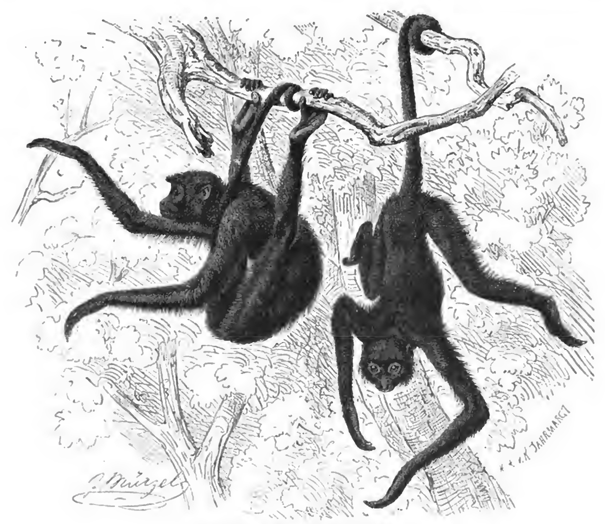
„Einer unser Indianer", erzählt Schomburgk, „brachte einen getöteten Koata mit, welchen er aus einer Herde erlegt hatte. Es ist dies unstreitig einer der häßlichsten Affen, und als die Jäger ihn unmittelbar nach ihrer Ankunft absengten, um ihn als Abendbrot zu verzehren, kam mir seine Ähnlichkeit mit einem Negerkinde (?) so überraschend vor, daß ich mich von dem Mahle abwenden mußte, um nicht alle meine kaum niedergekämpfte Abneigung wieder in mir erwachen zu lassen. Die Behauptung der Indianer, daß diese Affen bei ihrer Verfolgung trockene Zweige und Früchte abbrechen und sie nach ihren Verfolgern schleudern, wurde durch Goodall bestätigt, welcher an der Jagd teil genommen hatte."

Schomburgk nennt die Klammeraffen, so oft er sie erwähnt, häßlich und ekelhaft und meint, daß sie von den Indianern höchst wahrscheinlich wegen ihres unangenehmen Äußeren nicht gezähmt würden. Hätte er ein einziges Mal die von ihm so verschrieenen Tiere in Gefangenschaft gehalten und sie in ihrer harmlosen Gutmütigkeit kennen gelernt,

er würde sie auch trotz des nicht günstig gestalteten Äußeren und der absonderlichen Gliederverrenkung liebgewonnen, jedenfalls sein Urteil berichtigt haben. Leider gehören sie noch immer in unseren Tiergärten zu den Seltenheiten; man bringt wohl jedes Jahr einige von ihnen mit nach Europa herüber: unser Klima jedoch tötet sie in der Regel bald, auch bei sorgfältigster Abwartung und Pflege. Aus diesem Grunde habe ich sie stets nur kurze Zeit beobachten können und lasse deshalb meinen Berufsgenossen Schmidt für mich sprechen. „Im Stande der Ruhe sitzen die Klammeraffen auf dem Hinterteile mit emporgerichteten Knieen; die Brust wird gegen diese gelehnt und häufig der Kopf tief herabgesenkt, so daß das Gesicht gegen den Boden geneigt ist und die Schultern den höchsten Punkt der ganzen Gestalt bilden. Der Schwanz ist um die Füße geschlagen, die Ellbogen reichen fast auf den Boden, und die Vorderarme liegen nachlässig gekreuzt vor oder auf den Füßen. Ein ruhiges Gehen auf flachem Boden kommt nur ausnahmsweise und auf kurze Entfernungen vor, und man sieht auf den ersten Blick, daß es dem ganzen Wesen der Tiere nicht zusagen kann. Gewöhnlich findet es auf allen vieren statt, wobei der Schwanz über der Rückenhöhe einen festen Anhalt nimmt. Die Hände berühren dabei nicht mit ihrer inneren Fläche, sondern mit ihrer äußeren oder oberen Seite den Boden. Bei der einen Art betrifft dies nur die Finger, indem sie die Knöchel als hauptsächlichen Stützpunkt benutzt, wogegen eine andere auf dem Handrücken der Mittelhand geht und die Finger aufwärts eingeschlagen trägt. Dieses Tier hält dabei die Ellbogen nach auswärts gebogen, die Handwurzeln dagegen nach innen gerichtet und bietet dadurch eine sehr absonderliche Erscheinung dar. Dazu kommt noch der stark gekrümmte Rücken und der tief herabgeneigte Kopf, so daß die ganze Gestalt den Eindruck macht, als wolle sie jeden Augenblick nach vorn überpurzeln. Bisweilen, besonders in erregter munterer Stimmung, gehen die Tiere gar nicht ungeschickt aufrecht. Sie biegen dabei den Rücken ein, strecken den Bauch heraus und tragen den Schwanz S-förmig gekrümmt hoch empor gehalten, seltener irgendwo angefaßt und noch seltener mit abwärts eingerollter Spitze auf den Boden gestützt. In manchen Fällen werden die Arme dabei über dem Kopfe gekreuzt oder mit wagerecht gehaltenem Oberarme oder rechtwinkelig aufgerichtetem Vorderarme und leicht eingekrümmten Händen hoch getragen. Sehr gern lehnen sie sich in dieser Stellung an eine von der Sonne beschienene Wand. Wenn wir sie im Winter bisweilen aus den Käfigen nahmen und in die Nähe des geheizten Ofens brachten, stellten sie sich aufrecht mit senkrecht emporgehobenen und gestreckten Armen, wobei sie den Bauch so weit herausbogen, daß dieser, von der Seite gesehen, mit der Brust fast einen Halbkreis bildete. Auch wenn man sie an der Hand oder am Schwanze führt, gehen sie gern aufrecht, namentlich wenn sie der Wärter in ihrem Käfig ins Freie bringt. An einem schräg stehenden Stamme in ihrem Sommerbehälter laufen sie sehr häufig auf den Hinterfüßen empor, erfassen aber das obere Gitter mit der Schwanzspitze, sobald sie es erreichen können.

„Das Klettern ist ihrem Naturell vollkommen entsprechend, und sie entwickeln hierbei im Gegensatze zu dem unbehilflichen Einherhumpeln auf ebenem Boden eine Lebhaftigkeit, Biegsamkeit und Sicherheit der Bewegungen, welche erstaunlich ist. Gewöhnlich schreiten sie eine Zeitlang an dem Gitter, welches das Dach des Käfigs bildet, umher, indem sie die Hände hakenförmig über die Gitterstäbe hängen, ohne die Finger zu schließen. Sie benutzen hierbei ebensowohl alle vier als nur die vorderen Glieder; niemals aber versäumt der Schwanz, hierbei sehr thätig zu sein, hilft vielmehr gleich einer fünften Hand den Körper tragen und weiter befördern. Er arbeitet mit der größten Sicherheit und Selbständigkeit, so daß er von den Tieren nicht mit den Augen überwacht zu werden braucht, ist immer bestrebt, einen festen Anhaltepunkt zu gewinnen, als ob Arme und Beine nicht zuverlässig oder nicht hinreichend seien, dem Körper den nötigen Halt zu geben. Er wird stets einmal

um den Gegenstand, an dem er sich halten soll, geschlungen, und zwar immer nur mit der Spitze und so knapp wie möglich. Die Umwickelung geschieht schraubenförmig, so daß die Spitze neben und nicht auf oder unter den übrigen Teil des Schwanzes zu liegen kommt. Wenn letzterer, wie das sehr häufig der Fall ist, den Leib allein tragen soll, faßt er über einen Stab des Gitters hinweg und befestigt sich an dem folgenden mit der Spitze, um auf diese Weise eine größere Haltbarkeit zu gewinnen. So wird es dem Tiere möglich, sich jeden Augenblick kopfabwärts am Schwanze aufzuhängen, und es scheint dies eine Lieb-



Koata (Ateles paniscus). 1/10 natürl. Größe.

lingsstellung von ihm zu sein, da es Leute, welche es kennt, gern in derselben bewillkommnet. Der Affe wendet dann dem Herantretenden das Gesicht zu, läßt die Beine langgestreckt herabhängen, so daß der Kopf zwischen diesen durchblickt, und streckt dann in der Regel einen der Füße so weit wie möglich nach dem Nahenden aus. In dem geräumigen Käfig im Freien hängen sich unsere Gefangenen bisweilen am Schwanze auf und schleudern sich weg, indem sie gedachtes Greifwerkzeug plötzlich loslassen, um an einer anderen Stelle des Gitters mit den Händen sich festzuhalten. Im Winter, wenn sie nicht ins Freie gebracht werden konnten, gaben wir ihnen zuweilen einen fingerdicken und etwa meterlangen Stock zum Spielen, mit welchem sie die komischsten Dinge ausführten. Ein sehr beliebtes Spiel ist folgendes: der Stock wird von dem Affen auf dem Boden aufrecht stehend festgehalten, indem er an demselben, ohne ihn an die Wand zu lehnen, emporsteigt. Oben angekommen,

ergreift er mit dem Schwanze sofort die oberste Sitzstange des Käfigs und schaukelt sich auf diese Weise vergnüglich, indem er den Stab spielend in den Händen trägt. Es würde zu weit führen, wollte ich den Versuch machen, alle die Schwenkungen und Wendungen zu schildern, welche ich von diesen Affen schon ausführen sah. Nur das eine sei noch bemerkt, daß die stete Beihilfe des Schwanzes allen Kletterbewegungen etwas Schwebendes verleiht, und daß der ernsttraurige, selbst grämliche Ausdruck ihres Gesichtes zu ihrem oft so mutwilligen und heiteren Gebaren in sonderbarstem Widerspruche steht. Ebensogut wie der Schwanz als Bewegungsglied gebraucht wird, dient er auch als Greifwerkzeug. Die Vorderhände sind wegen des fehlenden Daumens zum Festhalten der Nahrung nicht eben günstig gebaut, und wenn auch unser Affe damit vieles zum Munde führt, ist doch leicht zu erkennen, daß er lieber die Nahrung unmittelbar mit den Lippen vom Boden aufhebt, sobald dies möglich ist. Gegenstände, welche sich außerhalb des Gitters befinden, so daß sie auf diese Weise nicht erreicht werden können, nimmt er mit der Hand; reicht die Länge des Armes nicht dazu aus, so dreht er sich um und sucht sie mit dem Fuße zu fassen, geht auch dieses nicht, so greift er mit dem längsten seiner Glieder, dem Schwanze, danach. Das ließ sich deutlich bemerken, als im Laufe des Sommers die Affen bestrebt waren, alle Baumzweige, welche sich in der Nähe ihres Käfigs befanden, herbeizuholen, abzubrechen und zu zerbeißen. Sie bedienten sich dabei zuletzt nur noch des Schwanzes, um sie herbeizuziehen, und bemerkten es sofort, wenn die Bäume durch einen vorangegangenen Regen etwas schwerer geworden waren und dadurch sich niederbogen, so daß nun wieder ein Zweiglein in den Bereich ihres Greifwerkzeuges getreten war. Auch nach den vor dem Käfig stehenden Personen greifen sie sehr oft mit der Schwanzspitze. Gegenstände, mit welchen sie spielen, sah ich sie häufig mit dem Schwanze tragen, und der eine von ihnen haschte öfters ein zum Austrinken am breiten Ende geöffnetes rohes Ei mit dem Schwanze und trug es mit vollster Sicherheit auf seinen erhabenen Sitzplatz, um es dort mit der größten Gemütlichkeit auszuschlürfen." Unser Gewährsmann erwähnt noch außerdem, daß er seine Gefangenen mit Brot, Obst, Zwieback, Eiern und gekochtem Reis gefüttert habe, ihnen bei Durchfall mit Erfolg guten Rotwein als Gegenmittel gegeben, gekochte Kartoffeln im geringen Maße gereicht und sie soviel wie möglich ins Freie gebracht habe, auch wenn die Witterung im allgemeinen nicht eben besonders warm war. Dank dieser Pflege gelang es ihm, den einen dieser Affen 3½ Jahre am Leben zu erhalten.

Auf seiner Schingufahrt hat K. von den Steinen mehrmals Koatas mit sich geführt und zunächst beobachtet, daß sie ebenso trinken, wie von verschiedenen Gibbons berichtet worden ist: indem sie Wasser mit der Hand schöpfen. Die Schilderung, die unser Gewährsmann von seinem Besuche in einer auf einer Insel befindlichen Indianeransiedelung gibt, enthält folgende Stelle: „Der Rest des Felsens ist von einer geräuschvollen Tiergesellschaft eingenommen. Der Koata, ein großer schwarzer Affe, beobachtet mit wachsender Entrüstung den nahenden Fremdling; rasch wie der Gedanke hat er sich auf den Giebel des Hauses geschwungen, steht dort oben aufrecht, den Schwanz wie ein Fragezeichen bis zur Kopfhöhe emporgerichtet, einen mächtigen Knüppel am Halse, den er mit einer Hand festhält, und protestiert mit der anderen heftig winkend unter Knurren, hastigem Zähnefletschen — keine Worte findet er, um unsere Frechheit nach Gebühr zu würdigen — ja unter drohendem Geheule und Geschnatter gegen den fremdartigen Besuch." Dieser Koata wird erworben, Yuruna genannt und begleitet nebst vielen anderen Tieren die Expedition auf der ferneren Flußfahrt. „Meine Yuruna", fährt von den Steinen fort, „ist durch mäßige Einführung der Prügelstrafe etwas duldsameren Gemütes geworden. Sie steht angebunden neben mir auf dem Rande des Bootes, den langen Greifschwanz um irgend einen Halt angeklammert, weit vornüberliegend und — rudert. Ganze Viertelstunden wirbelt sie mit beiden Armen

gleichzeitig in größter Geschäftigkeit durch die Luft, das imaginäre Ruder an die Brust anziehend und wieder entfernend; wenn ich sie störe, grinst sie mich mit dem alten weißen Gesichte verwundert an und ist mit einem Satze auf der anderen Seite, wo sie ihre Thätigkeit eifrigst von neuem aufnimmt. Zuweilen stärkt sie sich mit einem Schlucke Wasser, indem sie sich zum Flusse herabbeugt und die Flut mit den Händen schöpft. Dabei ist sie sittsam erzogen; sie weiß an dem Boote genau zwischen drinnen und draußen zu unterscheiden." Yuruna verstand es, den Knoten ihres Strickes zu lösen, und entwischte. Statt ihrer wurde in einer Indianerniederlassung ein kaum 2 Monate alter Koata erhandelt, „ein greuliches schwarzes Teufelchen, das in seinem verrunzelten Greisenantlitz einen Majorsschnurrbart und die frechsten Affenaugen zur Schau trägt. Auch Suya, wie es genannt worden ist, trinkt Wasser aus dem Flusse mit der Hand; an der Zeltstange klettert, springt, purzelt es in ruheloser Gymnastik, abends schreit es entsetzlich, wenn ich es nicht zu mir in die Hängematte nehme."

Ein englischer Schiffsführer, welcher einen Klammeraffen besaß, schildert ihn und sein Betragen in anmutiger Weise. Das Tier, ein Weibchen, war in Britisch-Guayana gefangen und dann zu dem Statthalter von Demerara gebracht worden; von diesem erhielt es unser Berichterstatter. Er gewann seinen Pflegling so lieb, wie man einem gutartigen Kinde geneigt wird.

„Sallys lieblicher Erscheinung", sagt er, „ist durch die Kunst der Photographie mehrfach die Unsterblichkeit gesichert worden. Drei solcher Bilder habe ich zu Gesicht bekommen. Das eine zeigt Sally, wie sie still und vergnügt in ihres Herrn Schoße ruht; ihr kleines, runzeliges Gesicht guckt über seinen Arm hinweg, und ihr Schwanz ringelt sich um seine Kniee, während ihn der eine Fuß festhält. Auf einem anderen steht sie auf einem Fußgestelle neben meinem Bootsführer, dessen Fürsorge sie anvertraut war; den linken Arm schlingt sie kosend um seinen Hals, ihr Schwanz windet sich in mehrfachen Ringen um seine Rechte, auf welcher sie lehnt. Ebenso sehen wir sie auf einem dritten Bilde neben dem Bootsführer stehen: einen Fuß auf seiner Hand, schlingt sie, und diesmal zur Abwechselung, die Schwanzspitze um seinen Hals. Auf jeder dieser Abbildungen bemerkt man aber einen Fehler, weil das bewegliche Tier sich nur schwer zureden ließ, ganze zwei Sekunden hintereinander ruhig zu sein. Die Glieder sind jedoch verhältnismäßig genau wiedergegeben, und die eigentümliche Stellung tritt deutlich vors Auge.

„Sally ist ein sehr sanftes Tier. Nur zweimal hat sie gebissen, und zwar das eine Mal, um sich gegen einen Feind zu wehren. Auf der Werfte zu Antigua hatte sie sich losgerissen und war von den Leuten arg verfolgt worden; endlich ward sie in eine Ecke getrieben und würde dort leicht gefangen worden sein, hätten nicht die Arbeiter ihren Zorn gefürchtet. Ihr Herr aber fing sie, um zu zeigen, daß sie nicht zu fürchten sei, und wurde durch einen ziemlich starken Biß in den Daumen belohnt. Wäre sie nicht vor Schreck außer sich gewesen, so hätte sie das jedenfalls sich nicht zu schulden kommen lassen. Im allgemeinen ist sie so gutartig, daß sie eine Strafe stets ruhig hinnimmt und sich beiseite macht. Bosheit scheint durchaus nicht in ihrer Natur zu liegen; denn Beleidigungen vergißt sie bald und trägt sie dem strafenden Herrn nicht nach. Ihr Gebieter erzählt, daß, wenn jemand gebissen werde, er sicher selbst daran schuld sei. Am Borde des Schiffes wird sie nicht durch Ketten oder Stricke gefesselt, sondern läuft frei nach ihrem Behagen umher. Sie tummelt sich im Tauwerke, und wenn es ihr gerade Spaß macht, tanzt sie so lustig und ausgelassen sonderbar auf dem Seile, daß die Zuschauer kaum noch Arme und Beine vom Schwanze unterscheiden können. In solchen Augenblicken ist der Name ‚Spinnenaffe' vollständig angemessen; denn sie sieht dann einer riesigen Tarantel in ihren Zuckungen äußerst ähnlich. Solange dieses launige Spiel dauert, hält sie von Zeit zu Zeit inne und blickt mit freundlichem Kopfschütteln auf ihre Freunde, zieht rümpfend die Nase und stößt

kurze sanfte Töne aus. Gewöhnlich wird sie gegen Sonnenuntergang am lebendigsten. Eine besondere Liebhaberei von ihr besteht darin, daß sie im Tauwerke hinaufklettert, bis sie ein wagerechtes Seil oder eine dünne Stange erreicht. Hier hängt sie sich mit dem Schwanzende knapp, aber fest an, schwingt sich langsam hin und wieder und reibt einen Arm mit dem anderen von dem Handgelenke bis zum Ellbogen, als wollte sie das Haar gegen den Strich strählen. Sie muß schlechterdings ihren Schwanz um irgend etwas winden, und womöglich möchte sie keinen Schritt gehen, ohne sich mittels dieses langen und geschmeidigen Gliedes zu sichern.

„Gegen viele ihrer Verwandten, welche unverbesserliche Diebe sind und mit den Schwanzenden ganz ruhig Dinge stehlen, auf welche ihre Aufmerksamkeit gar nicht gerichtet zu sein scheint, ist Sally sehr ehrenhaft und hat niemals etwas entwendet als höchstens gelegentlich eine Frucht oder ein Stückchen Kuchen. Ihre Mahlzeit hält sie an ihres Herrn Tische und beträgt sich dabei höchst anständig, ja sie ißt nicht einmal, bevor sie die Erlaubnis dazu erhalten, hält sich dann auch an ihren eigenen Teller, gleich einem wohlerzogenen Geschöpfe. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenstoffen, Früchten und Weißbrot, obschon sie hin und wieder mit einem Hühnerbeine bewirtet wird. Hinsichtlich ihrer Speise ist sie ziemlich wählerisch, und wenn man ihr ein Stück gar zu trockenen Brotes gibt, so beschnuppert sie es argwöhnisch, wirft es auf den Boden und thut mit verächtlicher Miene, als ob es für sie gar nicht vorhanden wäre. Sie unterscheidet Gesundes von Schädlichem: nachdem sie schon lange keine tropische Frucht mehr gesehen hatte, ergriff sie ohne weiteres einen ihr dargebotenen Apfel und verzehrte ihn ohne Zögern.

„In Belize wurde es ihr gestattet, die Stadt nach Belieben einige Tage lang zu durchstreifen. Eines Morgens, als ihr Herr die Straße entlang ging, hörte er über sich einen dumpfen Laut, der ihm, wegen der Ähnlichkeit mit der Stimme seines Affen, auffiel. Er blickte auf und sah Sally auf einem Erker sitzend, von welchem herab sie erfreut über das Wiedersehen ihres Herrn knurrte. Einmal, aber nur einmal, geriet Sally in eine traurige Lage. Ihr Herr ging in seine Kajütte und fand sie dort ganz zusammengerollt auf einer Fußdecke sitzen. Er sprach ihr zu, das Tier erhob das Köpfchen, sah ihm ins Gesicht und sank wieder in seine frühere, trübselige Stellung zurück. ‚Komm, Sally‘, sagte der Gebieter; doch Sally rührte sich nicht. Der Befehl wurde noch ein- oder zweimal wiederholt, aber ohne den gewöhnlichen Gehorsam zu finden. Überrascht durch diesen auffallenden Umstand ergriff der Herr sie am Arme und machte nun die befremdende Entdeckung, daß Sally schwer berauscht und weit über eine ‚Anheiterung‘ hinaus war. Sie hatte gerade noch Bewußtsein genug, um ihren Freund zu erkennen. Sehr krank war Sally diese Nacht und sehr katzenjämmerlich am nächsten Tage.

„Der Grund dieses traurigen Ereignisses war folgender: Die Offiziere des Schiffes hatten ein kleines Mittagsessen veranstaltet, und da sie den Affen sehr gern sahen, ihn so reichlich mit Mandeln, Rosinen und Früchten der verschiedensten Art, mit Zwieback und eingemachten Oliven gefüttert, wie es ihm lange nicht vorgekommen war. Nun liebte er aber die Oliven ganz besonders, und da er sich reichlich an ihnen eine Güte gethan, so quälte ihn natürlicherweise bald ein unstillbarer Durst. Als nun Branntwein und Wasser herumgereicht ward, steckte Sally ihren Mund in einen der Humpen und leerte fast den ganzen Inhalt zum großen Vergnügen der Offiziere. Ihr Herr setzte letztere deshalb zur Rede; auch das arme Opfer zur Verantwortung zu ziehen, war unnötig. So gänzlich war dem guten Tiere der Branntwein zum Ekel geworden, daß es später nie wieder den Geschmack oder auch nur den Geruch desselben vertragen konnte. Selbst eingemachte Kirschen, welche sonst sein Leckerbissen gewesen waren, mochte es jetzt nicht mehr aus der Flüssigkeit nehmen.

„Kälte schien Sally ziemlich wohl zu ertragen; sie war übrigens auch hinreichend mit warmer Kleidung versehen, welche ihr an der eisigen Küste Neufundlands sehr zu statten kam. Gleichwohl drückte sie ihr Mißbehagen an solchem Wetter durch beständiges Schauern aus. Um sich gegen die kalte Witterung zu schützen, verfiel sie selbst auf einen glücklichen Gedanken. Zwei junge Neufundländer, welche an Bord sich befanden, hatten eine mit Stroh wohl versehene Hütte inne: in diese Wohnung hinein kroch sie und legte gemütlich ihre Arme den beiden Hunden um den Hals; und hatte sie nun noch ihren Schweif um sich geschlagen, so befand sie sich glücklich und wohl. Sie war allen möglichen Tieren zugethan, besonders kleinen, jungen, aber ihre vorzüglichsten Lieblinge blieben diese beiden Hunde. Ihre Zuneigung zu ihnen war so groß, daß sie sich eifersüchtig auf sie zeigte, und wenn irgend jemand näher an ihnen vorüberging, als sie für passend erachtete, sprang sie aus der Hütte heraus und streckte die Arme nach dem Eindringlinge mit einer Miene, als ob sie ihn zurechtweisen wolle. Für sie selbst war ebenfalls ein Häuschen gebaut worden, aber sie ging nie hinein. Sie ist ein sehr empfindliches Tier und kann kein Dach über sich ausstehen; deshalb verschmähte sie ihr Häuschen und rollte sich lieber in einer Hängematte zum Schlafen zusammen. Sie ist etwas schläferigen Wesens, geht gern zeitig zu Bette und schläft früh lange.

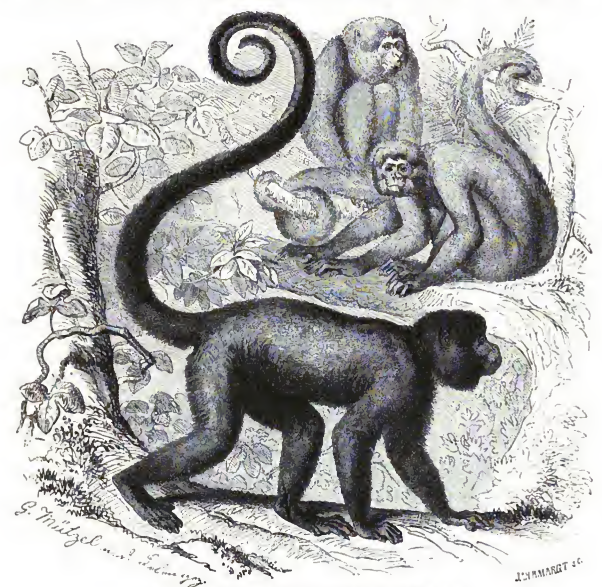
„Seit etwa drei Jahren ist sie im Besitze ihres Herrn. Ihren Zähnen nach darf man ihr ein Alter von vier Jahren zusprechen, obschon man sie nach ihrem runzeligen Gesichte für eine hundertjährige Greisin halten möchte.“

*

Zu den wickelschwänzigen Affen Amerikas gehören auch die **Wollaffen** (Lagothrix), ausgezeichnet durch untersetzte Gestalt, großen, runden Kopf, mit milden, freundlichen Augen und sehr kleinen, wie abgestutzt erscheinenden, außen und am unteren Rande der Muschel auch innen behaarten Ohren, starken und ebenmäßigen Gliedmaßen, fünffingerigen Händen und Füßen sowie körperlangem, sehr kräftigem, an der Spitze unterseits nacktem Schwanze. Die Nägel sind ziemlich stark zusammengedrückt, die Daumennägel aber platt. Ein weiches, wolliges, auf der Brust mähnig verlängertes Haar deckt den Leib. Von den ihnen sehr nahe stehenden Klammeraffen unterscheidet sie namentlich ihr stämmiger Bau, dessen Eigentümlichkeiten im Gerippe zur Geltung kommen, die gefurchten Eckzähne und der wollige Pelz, abgesehen von anderen minder hervorstechenden Abweichungen. Sie bewohnen die Waldungen der Amazonenstrom- und Orinokoländer sowie Perus, leben gesellig auf Bäumen, sind gutmütig, ernähren sich von Früchten und lassen ein unterdrücktes dumpfes Geheul vernehmen.

Der **Barrigudo** oder **Capparo, Caribagueres, Schieferaffe, grauer Wollaffe** (**Lagothrix humboldtii**, Simia lagothrix, Lagotrichia caparo) steht, ausgewachsen, dem Brüllaffen an Größe kaum oder nicht nach: **Bates** gibt die Leibeslänge eines von ihm gemessenen Männchens, des zweitgrößten amerikanischen Affen, den er gesehen, zu 70 cm, die Schwanzlänge zu 68 cm an. Ein lebendes, etwas über halbwüchsiges Männchen, welches ich maß, war von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 51 cm, sein Schwanz 60 cm, Arm und Bein je 29 cm, Hand und Fuß je 11,5 cm lang. Das weiche, wollige Haar verlängert sich auf dem Schwanze, den Schenkeln, den Oberarmen und dem Bauche und entwickelt sich auf der Brust zu einer förmlichen Mähne, läßt aber Bauchmitte und Weichengegend fast unbedeckt, sieht auf dem Kopfe wie geschoren aus, obwohl es nicht viel kürzer als das des Rückens ist, und hat den Strich außen an den Vorderarmen von unten nach oben, innen von oben nach unten, auf den Schenkeln dagegen nur von oben nach unten. Gesicht, Hand- und Fußrücken, Hand- und Fußsohlen, die nackte Stelle am Schwanze und

die Zunge sind negerfarbig, also bräunlichschwarz, die Augen dunkelbraun, mit stark getrübtem Weiß; der Pelz des Oberkopfes ist mattschwarz, an der Haarwurzel grauschwarz, des Nackens etwas lichter, der Bauchmitte mattschwarz, der Oberseite dunkelgrau, jedes Haar hier licht an der Wurzel, hierauf breit dunkel geringelt und an der Spitze weißlich; auf den Vorderarmen und Unterschenkeln trübt sich diese Färbung, innen bis zum Schwarzgrau dun-



Grauer Wollaffe (Lagothrix humboldtii). 1/6 natürl. Größe.

kelnd; in der Spitzenhälfte des Schwanzes geht sie in Dunkelbräunlichfahl über. Alte Stücke sehen ebenso aus.

Nach Tschudi bewohnt der Barrigudo truppweise die Waldungen; doch findet man ihn zuweilen auch einzeln. „Wenn sich eine Schar auf ihrer Wanderung einen Ruheplatz ausgewählt hat, ertönt plötzlich ihr einförmiges, halb unterdrücktes dumpfes Geheul, welches aber nicht so unangenehm und störend ist wie das der Brüllaffen. Ein jeder sucht sich dann auf seine Art die Zeit zu vertreiben; die meisten setzen sich bequem zwischen die Zweige und sonnen sich, andere brechen Früchte, wieder andere spielen und zanken. Wir haben überhaupt bei diesen Affen nicht das sanfte Wesen bemerkt, welches Humboldt ihnen zuschreibt, fanden sie im Gegenteile bösartiger, frecher und unverschämter als alle übrigen Arten.

Sehr oft sind sie so dreist, daß sie lange Strecken Weges die Indianer verfolgen, welche aus den am Rande der Urwälder gelegenen Pflanzungen Früchte holen, um sie in den höher gelegenen Thälern zu verkaufen. Nicht selten geschieht es, daß sie Baumzweige und Früchte nach diesen Indianern werfen, welche sich gegen den feindseligen Angriff mit Steinen zur Wehre setzen. Wir waren mehrmals Augenzeugen davon und haben durch einen Schuß diesen drolligen Gefechten ein Ende gemacht. Sie klettern langsamer als die Roll-, langsamer sogar als die Klammeraffen; ihre Bewegungen sind schwerfällig und abgemessen. Besonders auffallend ist dies, wenn sie mit ihrem Wickelschwanze an einem Baume hangen und sich lange hin- und herschaukeln, ehe sie einen anderen Ast erreichen, um weiter zu greifen. Angeschossen fallen sie schnell auf die Erde, wahrscheinlich wegen ihrer bedeutenden Schwere; die dürren, leichteren Klammeraffen dagegen fallen selten; denn im Todeskampfe klammern sie sich krampfhaft mit dem Schwanze an einen Ast und bleiben, wenn auch tot, noch tagelang hangen. Der Wollaffe flieht auf der Erde nicht, sucht vielmehr seinen Rücken durch einen Baumstamm zu schützen und verteidigt sich mit Händen und Zähnen aufs äußerste, obschon er den übermächtigen Kräften des Jägers natürlich bald unterliegen muß. Sehr oft stößt ein so hart bedrängter Affe einen gellenden Schrei aus, welcher wahrscheinlich ein Hilferuf an seine Gefährten sein soll; denn diese schicken sogleich sich an, niederzusteigen, um ihrem bedrängten Kameraden beizustehen. Aber ein zweiter, vom ersten sehr verschiedener Schrei, kurz, kräftig und dumpfer, ein Schrei des Todeskampfes, erfolgt bald, die ganze Hilfe bringende Schar stäubt auseinander, und jeder sucht sein Heil in der schleunigsten Flucht. Das Fleisch schmeckt unangenehm und ist trocken und zäh; wir haben es jedoch unter Umständen als Leckerbissen genossen."

Bates bemerkt, daß der Barrigudo von den Indianern lebhaft verfolgt werde, und zwar gerade wegen der ausgezeichneten Güte seines Fleisches. „Nach den Mitteilungen eines durch mich beschäftigten Sammlers", sagt er, „welcher lange Zeit unter den Tukana-Indianern in der Nähe von Tabatinga gelebt hat, darf ich annehmen, daß die etwa 200 Köpfe zählende Horde gedachter Indianer alljährlich mindestens 2000 Wollaffen erlegt und verzehrt." Das Tier ist aber auch sehr häufig in den Waldungen des höheren Landes und nur in der Nähe der Ortschaften selten geworden, wie sich dies durch die ihm geltende, seit langer Zeit fortgesetzte Verfolgung erklärt.

„Sein Betragen in der Gefangenschaft", fügt Bates Vorstehendem hinzu, „ist ernst, sein Wesen mild und vertrauensvoll wie das der Klammeraffen. Entsprechend diesen Eigenschaften wird der Barrigudo von Tierfreunden sehr gesucht; es fehlt ihm jedoch die Zählebigkeit der Klammeraffen, und er übersteht die Reise flußabwärts bis Para nur selten." Noch seltener gelangt er einmal lebend nach Europa. Um so größer war meine Freude, ihn endlich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, einigermaßen beobachten und nach dem Leben zeichnen lassen zu können.

Ich habe niemals ein liebenswürdigeres Mitglied der ganzen Familie kennen gelernt als ihn. Um ihn zu messen, trat ich in seinen Käfig und wurde sofort auf das allerfreundlichste empfangen. Indem er mich mit treuherzig fragendem Ausdrucke anblickte, als wolle er erkunden, wes Geistes Kind ich sei, kam er langsam und bedächtig auf mich zugeschritten, warf noch einen Blick auf mein Gesicht und kletterte sodann, unter thätiger Mithilfe des Schwanzes, an mir bis zu dem Arme empor, ließ sich, halb sitzend, halb liegend, hier nieder, schmiegte den Kopf an meine Brust und nahm nun mit ersichtlicher Freude und willenloser Hingebung meine Liebkosungen entgegen. Ich durfte ihn streicheln, sein Haar auseinander legen, Gesicht, Ohren, die Zunge, Hände und Füße untersuchen, ihn drehen und wenden: er ließ sich alles gefallen, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken. Alle liebenswürdigen Eigenschaften der Klammeraffen, ihre Anhänglichkeit und Hingebung kamen bei ihm zur Geltung,

nur in weit höherem Maße; er bewies durch sein Gebaren in unverkennbarer Weise, wie unendlich wohlthuend es für ihn war, einmal wieder anstatt mit anderen Affen, seinen Käfiggenossen, mit Menschen, zu verkehren. Gegen seine Gesellen, Meerkatzen und Rollaffen, zeigte er sich zwar ebenfalls wohlwollend, ließ gutmütig allerlei von ihnen sich anthun, selbst auch zum Spielen mit ihnen bewegen, schien sie aber doch als ihm untergeordnete Geschöpfe zu betrachten, während er in mir, dem Menschen, unverkennbar ein höheres Wesen erblickte und sogleich die Rolle eines gehätschelten Lieblings annahm.

Der Ernst und die ruhige Würde, welche das ganze Auftreten des Affen bekunden, spricht sich auch in seinen Bewegungen aus. Sie sind überlegt und gemessen, niemals hastig und ungestüm, aber auch durchaus nicht langsam, schwerfällig und ungeschickt. Der Wollaffe klettert mit größter Sicherheit, vergewissert sich, wenn er einen Platz verlassen will, vorher eines anderen sicheren Standortes und gebraucht seinen Wickelschwanz in ausgiebigster Weise, ist aber sehr wohl im stande, weite Sprünge zu machen und rasch einen bestimmten Raum zu durcheilen, zeigt auch eine Anmut, Gewandtheit und Behendigkeit, welche man ihm nicht zugetraut hätte. Dabei scheint ihm jede erdenkliche Stellung recht und bequem zu sein: ob er sich mit dem Schwanze allein, mit ihm und den Füßen oder Händen, mit diesen oder jenen festhält, ob er kopfunterst oder kopfoberst sich bewegt — ihm bleibt es vollkommen gleich. Allerliebst sieht es aus, wenn er, nachdem er sich am Schwanze aufgehängt hat, sich mit Händen und Füßen beschäftigt, sei es, daß er mit irgend welchem Gegenstande spielt, sei es, daß er mit einem seiner Käfiggenossen sich abgibt. Beim Ruhen, vielleicht auch beim Schlafen sitzt er zusammengekauert wie andere Wickelschwanzaffen, legt sich aber auch gern auf die Seite, seinen Schwanz über die Beine weg und seinen Kopf auf die zusammengerollte Schwanzspitze, wie auf ein Kopfkissen, verhüllt dann sein Gesicht mit dem Arme, indem er es zwischen Ober- und Unterarm in das Ellbogengelenk einschmiegt, und schließt behaglich die Augen. Im Gegensatze zu den Klammer- und Rollaffen, welche ununterbrochen winseln und sonstige Laute von sich geben, verhält er sich sehr schweigsam; der einzige Laut, welchen ich von ihm vernommen, war ein scharfes „Tschä“, welches nicht wiederholt wurde.

An das Futter scheint er besondere Ansprüche nicht zu stellen; seine Nahrung ist die aller Affen. Seine ungemein große Gutmütigkeit und Verträglichkeit zeigt sich auch am Futternapfe und verkürzt ihn eher, als sie ihn begünstigt. Dessenungeachtet scheint er seinen habsüchtigen Genossen durchaus nicht zu zürnen.

*

Die **Rollschwanzaffen** oder **Rollaffen** (Cebus) unterscheiden sich dadurch von den Wickelschwanzaffen, daß ihr Schwanz rings behaart ist, zwar um Äste gewickelt werden kann, als eigentliches Greifwerkzeug jedoch nicht taugt.

Während die drei besprochenen Gattungen der neuweltlichen Affen bis heute noch zu den Seltenheiten in Tiergärten gehören, sieht man diesen oder jenen Vertreter der **Rollaffen** fast in jeder Tierschaubude. Genannte Affen unterscheiden sich von den bisher genannten zunächst durch ihren einhelligeren Leibesbau. Der Scheitel ist rundlich; die Arme sind nur mittellang, die Hände überall fünffingerig. Ein mehr oder minder entwickelter Bart ziert das Gesicht; im übrigen ist der Pelz dicht und kurz.

Man kann, wenn man will, die Rollaffen als die Meerkatzen Amerikas bezeichnen. Mit jener lustigen Gesellschaft haben sie große Ähnlichkeit, wenn auch mehr in ihrem Betragen als in ihrer Gestalt. Sie sind echte Affen, d. h. lebhafte, gelehrige, mutwillige, neugierige und launenhafte Tiere. Gerade deshalb werden sie von den Menschen viel häufiger gezähmt als alle übrigen, kommen demnach auch häufiger zu uns herüber. Ihrer weinerlichen, sanften Stimme

verdanken sie den Namen Winselaffen, welchen sie ebenfalls führen. Diese Stimme hört man aber nur, solange sie bei guter Laune sind. Bei der geringsten Erregung schreien und kreischen sie abscheulich. Sie leben ausschließlich auf Bäumen und sind hier ebenso daheim wie ihre überseeischen Vettern auf den Mimosen und Tamarinden. Schon in der Vorwelt in Brasilien heimisch, bewohnen sie noch gegenwärtig und zwar in bedeutender Anzahl alle größeren Waldungen des eigentlichen Südens. Man findet sie in ziemlich zahlreichen Gesellschaften und häufig untermischt mit anderen ihnen verwandten Arten. Ihre Geselligkeit ist so groß, daß sie sich gern mit allen ihnen nahestehenden Affen, denen sie zufällig begegnen, verbinden, um dann gemeinschaftlich umherzuschweifen. Manche Naturforscher glauben deshalb die verschiedenen Abänderungen mehr oder weniger als Blendlinge ansehen zu dürfen. „Keine Affensippe", sagt Schomburgk, „zeigt in Bezug auf Größe, Farbe und Haarwuchs mehr Abänderung als die Rollaffen, und eben deshalb sind eine Menge von Arten aufgestellt worden, welche weiter nichts als Abänderungen sind, die aus einer Vermischung des Kapuziners und des Apellas entstanden. Ich bin fast nie einer Herde der ersteren begegnet, unter welcher sich nicht einige Apellas befunden hätten. Aus diesem fortwährenden Zusammenleben beider Arten scheint auch die Vermischung derselben herzurühren, und aus dieser Vermischung entstand eine solche Menge von Verschiedenheiten in Bezug auf Behaarung und Färbung, daß die Tierkundigen in Verlegenheit gesetzt wurden." Diese Ansicht Schomburgks entbehrt höchst wahrscheinlich der Begründung. Seitdem wir regelmäßig und in erheblicher Anzahl lebende Rollaffen erhalten und beobachten können, wissen wir, daß die sogenannten Spielarten ständige Formen sind, welche wir selbst nach dem heutzutage üblichen Begriff als Arten auffassen dürfen.

In der Gefangenschaft zeigen die Rollaffen fast alle Eigenschaften der Meerkatzen und manche andere noch dazu. Ungeachtet ihrer selbst unter Affen ungewöhnlichen Unreinlichkeit sind sie Lieblinge der Indianer, weshalb man sie auch am häufigsten gezähmt bei ihnen findet. So lassen sie sich z. B. den Harn in die Hände laufen und waschen diese sich an dem Leibe ab. Wie die Paviane lieben sie betäubende oder berauschende Genüsse. „Wird ein gezähmter Rollaffe", sagt Schomburgk, „mit Tabaksrauch angeblasen oder ihm etwas Schnupftabak vorgehalten, so reibt er sich den ganzen Körper unter wahrhaft wollüstigen Verzuckungen und schließt die Augen. Der Speichel läuft ihm dabei aus dem Munde; er fängt ihn aber mit den Händen auf und reibt ihn dann über den ganzen Leib. Manchmal ist der Speichelfluß so stark, daß der Affe zuletzt wie gebadet aussieht; dann zeigt er sich ziemlich erschöpft. Dasselbe Entzücken ruft auch eine angerauchte Zigarre hervor, welche man ihm gibt, und es scheint mir also, daß der Tabaksrauch in ihm ein ziemlich wollüstiges Gefühl erregt. Thee, Kaffee, Branntwein und andere erregende Getränke bringen fast dieselben Erscheinungen hervor."

Unter allen Rollaffen dürfte der Cay oder Sai (Cebus capucinus, Simia capucina), der Kapuziner, der bekannteste sein. Cay bedeutet in der Sprache der Guaraner „Bewohner des Waldes"; das Wort ist aber von den Europäern vielfach verstümmelt worden und uns gegenwärtig weniger geläufig als der erwähnte deutsche, übrigens ungemein passende Name. Der Affe ist uns schon seit ein paar hundert Jahren bekannt und muß auch dem Altvater Linné lebend vor das Auge gekommen sein, weil seine Lebensschilderung das Tier so kennzeichnet: „Geht auf den Fußwurzeln einher, springt nicht; kummervoll und ewig wehklagend, verscheucht er mit furchtbarem Geschrei seine Feinde; zwitschert oft auch wie eine Cikade und bellt, erzürnt, wie ein Hündchen; krümmt seinen Schwanz schraubig, schlingt ihn oft um den Hals und riecht nach Bisam." Der Kapuziner soll zu den größeren Arten der Gruppe zählen, bis 45 cm Leibes- und 35 cm Schwanzlänge erreichen, kommt in

der Regel jedoch nur in mittelgroßen Stücken zu uns herüber. Ihn kennzeichnet vor allem die schon in frühester Jugend nackte, runzelige oder faltige, hell fleischfarbene Stirn. Ein mehr oder weniger dunkleres Braun ist die vorherrschende Färbung; die dünn behaarten Schläfen, Backenbart, Kehle, Brust und Bauch sowie die Oberarme sind hellbraun. Die Heimat ist der südliche Teil Brasiliens.

Ihm nahe steht der aus Costarica stammende Weißschulteraffe (Cebus hypoleucus), welcher deshalb auch häufig mit ihm verwechselt wird. In der Größe unter-



Faunaffe (Cebus fatuellus). Kapuziner (Cebus capucinus). ¼ natürl. Größe.

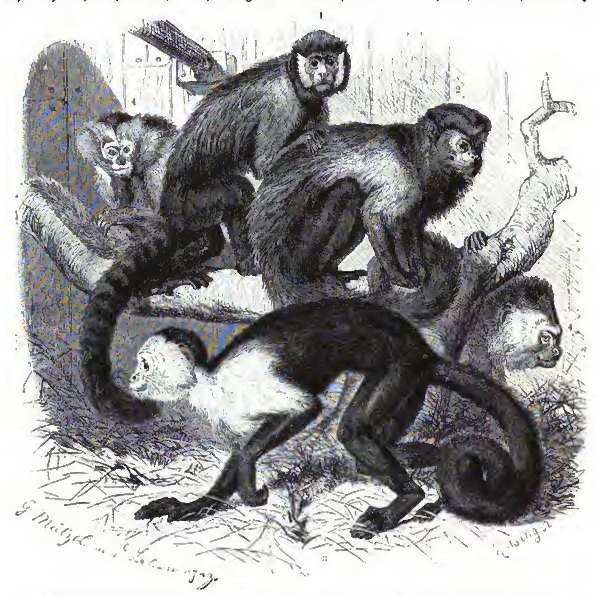
scheiden sich beide Arten nicht, in der Färbung sehr wenig; wohl aber besitzt unser Affe in seiner auch im höheren Alter behaarten Stirn ein ihn leicht kennzeichnendes Merkmal. Von dem vorherrschend schwarzbraun gefärbten Pelze stechen die hell- oder weißgelben Teile, Stirn, Backen, Kehle, Brust, Bauch und Vorderseite der Oberarme, lebhaft ab.

Der Fahlaffe (Cebus olivaceus) aus Guayana wird größer als die erwähnten Verwandten; seine Leibeslänge beträgt bis 60 cm, die Schwanzlänge bis 50 cm. Gesicht und Stirn sind lang und dicht behaart, ein Stirnstreifen und ein von hier aus sich verbreiternder dreieckiger, bis zum Hinterkopfe reichender Fleck schwarzbraun, Wangen, Schultern und Vorderglieder lichter, die Unterteile dunkler als der olivenfahlbräunliche Rücken, Hände und Füße dunkelbraun, die einzelnen Haare der Oberseite düsterbraun, ihre Spitzen hell gelblichbraun.

Andere Arten tragen eine perückenartige Krone.

Bei dem **Weißbartaffen** (**Cebus leucogenys**) aus Brasilien ist der Haarputz vorzugsweise über den Augenbrauen entwickelt. Das lange, seidige Haar des durch Unterhaar bereicherten Pelzes hat graulichschwarze, der Backenbart hellgelbe oder gelblichweiße Färbung.

Infolge der gegenwärtig noch herrschenden Unklarheit über Begrenzung der Arten läßt sich noch nicht bestimmen, welche Angaben der Reisenden wir auf diese oder jene Art zu



1 Weißbartaffe (Cebus leucogenys). 2 Apella (Cebus apella). 3 Weißschulteraffe (Cebus hypoleucus). 4 Fahlaffe (Cebus olivaceus). ⅙ natürl. Größe.

beziehen haben, also nur ein allgemeines Bild der Gruppe entwerfen. Ich spreche somit keineswegs vom Kapuziner allein, obgleich ich seinen Namen vorzugsweise gebrauche.

Der Verbreitungskreis des Kapuziners reicht über den südlichen Wendekreis und hinweg über die Anden. Von Bahia bis Columbia ist er überall gemein. Er zieht Waldungen vor, deren Boden nicht mit Gestrüpp bewachsen ist. Den größten Teil seines Lebens verbringt er auf den Bäumen; denn diese verläßt er überhaupt nur dann, wenn er trinken oder ein Maisfeld besuchen will. Sein Aufenthalt ist nicht bestimmt. Bei Tage streift er von Baum zu Baume, um sich Nahrung zu suchen, bei Nacht ruht er zwischen den verschlungenen Ästen eines Baumes. Gewöhnlich trifft man ihn in kleinen Familien von

5—10 Stücken, von denen die größere Anzahl Weibchen sind. Selten findet man wohl auch einzelne alte Männchen. Das Tier läßt sich schwer beobachten, weil es sehr furchtsam und scheu ist: Rengger versichert, daß er nur zufällig zu Beobachtungen habe gelangen können. Einmal machten ihn angenehm flötende Töne aufmerksam, und er sah ein altes Männchen, furchtsam umherblickend, auf die nächsten Baumgipfel näher kommen; ihm folgten 12 oder 13 andere Affen beiderlei Geschlechts, von denen drei Weibchen teils auf dem Rücken, teils unter einem Arme Junge trugen. Plötzlich erblickte einer von ihnen einen nahestehenden Pomeranzenbaum mit reifen Früchten, gab einige Laute von sich und sprang auf den Baum zu. Nach wenigen Augenblicken war die ganze Gesellschaft dort versammelt und beschäftigte sich mit Abreißen und Fressen der süßen Früchte. Einige fraßen gleich auf dem Baume; die anderen sprangen, mit je zwei Früchten beladen, auf einen der nächsten Bäume, dessen starke Äste ihnen eine bequeme Tafel abgaben. Sie setzten sich auf einen Ast, umschlangen diesen mit ihrem Schwanze, nahmen dann eine der Pomeranzen zwischen die Beine und versuchten nun bei dieser die Schale in der Vertiefung des Stielansatzes mit den Fingern zu lösen. Gelang es ihnen nicht sogleich, so schlugen sie unwillig und knurrend die Früchte zu wiederholten Malen gegen den Ast, wodurch die Schale einen Riß erhielt. Kein einziger versuchte, die Schale mit den Zähnen zu lösen, wahrscheinlich weil sie den bitteren Geschmack derselben kannten; sobald aber eine kleine Öffnung in derselben gemacht war, zogen sie mit der Hand rasch einen Teil davon ab, leckten gierig von dem herabträufelnden Safte, nicht nur an der Frucht, sondern auch den, welcher an ihrem Arme oder der Hand war, und verzehrten dann das Fleisch. Der Baum war bald geleert, und jetzt suchten die stärkeren Affen die schwächeren um das Ihrige zu berauben, schnitten dabei die seltsamsten Gesichter, fletschten die Zähne, fuhren einander in die Haare und zausten sich tüchtig. Andere durchsuchten die abgestorbene Seite des Baumes, hoben die trockene Rinde vorsichtig auf und fraßen die darunter hausenden Kerbtierlarven. Als sie sich gesättigt hatten, legten sie sich in der bei den Brüllaffen beschriebenen Stellung der Länge nach über einen wagerechten Ast weg, um zu ruhen. Die jüngeren begannen miteinander zu spielen und zeigten sich dabei sehr behend. An ihrem Schwanze schaukelten sie sich oder stiegen an ihm wie an einem Stricke in die Höhe.

Die Mütter hatten ihre Not mit den Kindern, denen nach den süßen Früchten gelüstete. Anfangs schoben sie ihre Sprößlinge noch langsam mit der Hand weg, später zeigten sie ihre Ungeduld durch Grunzen, dann faßten sie das ungehorsame Kind bei dem Kopfe und stießen es mit Gewalt auf den Rücken zurück. Sobald sie sich aber gesättigt hatten, zogen sie das Junge wieder sachte hervor und legten es an die Brust. Die Mutterliebe zeigte sich durch die große Sorgfalt, mit welcher jede Alte ihr Junges behandelte, durch das Anlegen desselben an die Brust, durch beständiges Beobachten, durch das Absuchen seiner Haut und durch die Drohungen gegen die übrigen Affen, welche sich ihm nahten. Als die Jungen der drei Mütter gesogen hatten, kehrten zwei der größeren auf den Rücken ihrer Pflegerinnen zurück, das kleinste und schwächste aber blieb seiner Erzeugerin an der Brust hängen. Die Bewegungen der Jungen waren weder leicht noch gefällig, sondern plump und unbeholfen, und die Tierchen schienen sehr schläfrig zu sein.

Ein anderes Mal stieß Rengger auf eine Affenfamilie, welche sich eben anschickte, ein dicht am Walde gelegenes Maisfeld zu plündern. Sie stiegen langsam, sorgfältig sich umsehend, von einem Baume herab, brachen sich zwei oder drei Fruchtkolben ab und kehrten, dieselben mit der Hand an die Brust drückend, so schnell wie möglich in den Wald zurück, um daselbst ihre Beute zu verzehren. Als unser Forscher sich zeigte, floh der ganze Trupp mit krächzendem Geschrei durch die Wipfel der Bäume; jeder aber nahm wenigstens einen Kolben mit sich weg. Rengger schoß nun auf die Fliehenden und sah ein Weibchen mit

einem Säuglinge auf dem Rücken von einem Aste zum anderen stürzen. Schon glaubte er, es in seine Gewalt bekommen zu haben, als es, schon mit dem Tode ringend, sich noch mit dem Schwanze um einen Ast schlang und an ihm wohl eine Viertelstunde hängen blieb, bis der Schwanz schlaff wurde und sich durch das Gewicht des Affen aufrollte. Das Junge hatte seine Mutter nicht verlassen, vielmehr, obgleich einige Unruhe zeigend, fest an sie sich angeklammert. Nachdem sie erstarrt und es von der Mutter entfernt worden war, suchte das arme verwaiste Tierchen dieselbe noch mit kläglichen Tönen zu rufen und kroch nach ihr hin, sobald es freigelassen wurde. Erst nach einigen Stunden, bei eingetretener Todeskälte, schien es dem Säuglinge vor der Mutter zu grauen, und er blieb willig in der Busentasche seines nunmehrigen Beschützers sitzen.

Unser Berichterstatter sagt, daß auch in der Familie des Kapuziners die Zahl der Weibchen die der Männchen übertrifft, und vermutet wohl mit vollstem Rechte, daß dieser Affe in Vielweiberei lebt. Im Januar wirft das Weibchen ein Junges und trägt es die ersten Wochen an der Brust, später aber auf dem Rücken. Niemals verläßt die Mutter ihr Kind, nicht einmal, wenn sie verwundet wird. Rengger beobachtete zwar, daß ein Weibchen, welchem sein Jagdgefährte den einen Schenkel durch einen Schuß zerschmettert hatte, seinen Säugling von der Brust riß und auf einen Ast setzte; doch ist wohl wahrscheinlich, daß dies mehr deshalb geschah, um den Säugling der Gefahr zu entrücken, als um sich selbst eine Erleichterung zu verschaffen.

Der Kapuziner wird häufig eingefangen und gezähmt. Alte wollen sich nicht an die Gefangenschaft gewöhnen: sie werden traurig, verschmähen Nahrung zu sich zu nehmen, lassen sich niemals zähmen und sterben gewöhnlich nach wenigen Wochen; der junge Affe dagegen vergißt leicht seine Freiheit, schließt sich den Menschen an und teilt, wie viele andere Ordnungsgenossen, sehr bald mit dem Menschen Speisen und Getränke. Er hat, wie alle seine Gattungsverwandten, ein sanftes Aussehen, welches mit seiner großen Gewandtheit nicht im Einklange zu stehen scheint. Gewöhnlich stellt er sich auf Hände und Füße und streckt dabei den am Ende etwas eingerollten Schwanz aus. Der Gang auf ebenem Boden geschieht sehr verschieden, bald im Schritte, bald im Trabe, und ist bald ein Hüpfen oder endlich ein Springen. Auf den Hinterfüßen geht er aus eigenem Antriebe höchstens drei oder vier Schritte weit; doch zwingt man ihn zum aufrechten Gange, indem man ihm die Vorderhände auf den Rücken bindet. Anfangs fällt er freilich oft auf das Gesicht und muß deshalb durch eine Schnur hinten gehalten werden. Zum Schlafen rollt er sich zusammen und bedeckt das Gesicht mit den Armen und dem Schwanze. Er schläft des Nachts und, wenn die Hitze groß ist, in den Mittagsstunden; während der übrigen Tageszeit ist er in beständiger Bewegung.

Unter den Sinnen des Tieres steht der Tastsinn obenan; die übrigen sind schwach. Er ist kurzsichtig und sieht bei Nacht gar nicht; er hört schlecht, denn man kann ihn leicht beschleichen. Noch schwächer scheint sein Geruch zu sein; denn er hält jeden zu beriechenden Gegenstand nahe an die Nase und wird noch immer oft genug durch den Geruch getäuscht und verleitet, Sachen zu kosten, welche ihm der Sinn des Geschmackes als ungenießbar bezeichnet. Bei großem Hunger oder Durst nimmt er seinen eigenen Kot zu sich und trinkt seinen eigenen Harn. Der Tastsinn ersetzt die Schwächen der übrigen Sinne wenigstens einigermaßen. Er zeigt sich hauptsächlich in den Händen, weniger in den Füßen und gar nicht im Schwanze. Durch Übung und Erziehung wird dieser Sinn einer großen Vervollkommnung fähig. Renggers Gefangener brachte es so weit, daß er seinen Herrn in der dunkelsten Nacht erkannte, sobald er nur einen Augenblick dessen gewöhnliche Kleidung betastet hatte.

Die Laute, welche der Kapuziner von sich gibt, wechseln im Einklange mit seinen Gemütsbewegungen. Man hört am häufigsten einen flötenden Ton von ihm, welcher, wie

es scheint, aus Langerweile ausgestoßen wird. Verlangt er dagegen etwas, so stöhnt er. Erstaunen oder Verlegenheit drückt er durch einen halb pfeifenden Ton aus; im Zorne schreit er mit tiefer und grober Stimme mehrmals „hu, hu!“ Bei Furcht oder Schmerz kreischt, bei freudigen Ereignissen dagegen kichert er. Mit diesen verschiedenen Tönen teilt der Leitaffe seiner Herde auch in der Freiheit seine Empfindungen mit. Diese sprechen sich übrigens nicht allein durch Laute und Bewegungen, sondern zuweilen auch durch eine Art von Lachen und Weinen aus. Das erstere besteht im Zurückziehen der Mundwinkel; er gibt dabei aber keinen Ton von sich. Beim Weinen füllen sich seine Augen mit Thränen, welche jedoch niemals über die Wangen herabfließen.

Er ist sehr unreinlich, läßt seinen Kot überall fallen und beschmutzt sich auch häufig damit und zwar um so mehr, je weniger Freiheit man ihm läßt; mit seinem Harn besudelt er sich unaufhörlich.

Auch dieser Affe unterscheidet männliche und weibliche Menschen; der männliche Affe liebt mehr Frauen und Mädchen, der weibliche mehr Männer und Knaben.

Es kommt nicht selten vor, daß sich die Kapuziner in der Gefangenschaft begatten und dort Junge gebären. Ihre Zärtlichkeit für dieselben scheint hier noch größer zu sein als in der Freiheit. Die Mütter geben sich den ganzen Tag mit ihrem Kinde ab, lassen es von keinem Menschen berühren, zeigen es bloß Leuten, welchen sie gewogen sind, und verteidigen es mutig gegen jeden anderen.

Unser Affe ist sehr empfindlich gegen Kälte und Feuchtigkeit. In das Wasser geht er aus freien Stücken niemals. Auch hat man nie beobachtet, daß er sich durch Schwimmen zu retten versuchte. Wohl aber weiß man, daß er bald untergeht, wenn man ihn in das Wasser wirft. In der Gefangenschaft ist er vielen Krankheiten, namentlich dem Schnupfen und Husten, ausgesetzt und leidet, wie seine altweltlichen Vettern, ebenfalls oft genug an der Schwindsucht. Gegen die leichten Krankheiten helfen ärztliche Mittel oder bringen wenigstens dieselben Wirkungen hervor wie beim Menschen. Nach Renggers Schätzung dürfte sich das Alter, welches er erreichen kann, auf etwa 15 Jahre belaufen.

Die geistigen Eigenschaften des Kapuziners sind unserer vollsten Beachtung wert. Er lernt schon in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft seinen Herrn und Wärter kennen, sucht sich bei ihm Nahrung, Wärme, Schutz und Hilfe, vertraut ihm vollständig, freut sich, wenn dieser mit ihm spielt, läßt sich alle Neckereien gern von ihm gefallen, zeigt nach einer Trennung beim Wiedersehen eine ausgelassene Freude und gibt sich dem Gebieter zuletzt so hin, daß er bald seine Freiheit ganz vergißt und zum halben Haustiere wird. Ein altes Männchen, welches Rengger besaß, machte sich zuweilen von seinem Riemen los und entfloh im ersten Gefühle der Freude über die erlangte Freiheit, kehrte aber nach Verlauf von 2—3 Tagen immer wieder in seine Gefangenschaft zurück, suchte seinen Wärter auf und ließ sich nun ohne alle Umstände von diesem anbinden. Diejenigen Stücke, welche niemals mißhandelt worden sind, zeigen auch gern Zutrauen, besonders gegen die Neger, denen sie überhaupt mehr zugethan sind als den Weißen. Übrigens schließt er sich nicht allein Menschen an, sondern auch Haustieren, mit denen er aufgezogen wird. Es geschieht nicht selten in Paraguay, daß man ihn mit einem jungen Hunde aufzieht, welcher ihm als Reitpferd dienen muß. Wird er von diesem getrennt, so bricht er in ein Geschrei aus; beim Wiedersehen überhäuft er ihn mit Liebkosungen. Und dabei ist seine Liebe auch der Aufopferung fähig; denn bei Balgereien mit anderen Hunden verteidigt er seinen Freund mit großem Mute.

Ganz anders zeigt sich das Tier, wenn es Mißhandlungen erdulden muß. Fühlt es sich stark genug, so sucht es Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und beißt den Menschen derb, sobald er es beleidigt. Wenn es aber seinen Gegner fürchtet, nimmt es seine Zuflucht

zur Verstellung und versucht dann an ihm sich zu rächen, falls es ihn unvermutet überfallen kann. Renggers Gefangener biß Leute, die ihn vorher geneckt hatten, auf die heimtückischste Weise und kletterte hierauf immer schnell auf einen hohen Balken, wo man ihm nicht beikommen konnte. Alle Kapuziner, welche man früher foppte, sind gegen jedermann äußerst mißtrauisch, und man muß sich vor ihnen in acht nehmen. Sie selbst necken aber gern und lassen kein Tier unangefochten vorübergehen. Hunde und Katzen zerren sie am Schwanze, Hühnern und Enten reißen sie Federn aus, selbst Pferden, welche in ihrer Nähe angebunden sind, ziehen sie am Zaume, und ihre Freude ist um so größer, je mehr sie ein Tier geärgert oder geängstigt haben.

Auch der Kapuziner ist höchst naschhaft und lernt bald, wenn er dabei ertappt wird, heimlich stehlen, wobei er alle Kniffe und Pfiffe anwendet. Ertappt man ihn bei der That, so schreit er aus Furcht vor der Strafe schon im voraus laut auf; wird er aber nicht entdeckt, dann thut er so unschuldig und furchtlos, als ob nichts geschehen wäre. Kleinere Gegenstände versteckt er, wenn er gestört wird, im Munde und frißt sie erst später. Seine Habsucht ist sehr groß. Was er einmal besitzt, läßt er sich so leicht nicht wieder nehmen, höchstens von seinem Herrn, wenn er diesen sehr lieb hat. Außer diesen Eigenschaften zeigt er noch Neugierde und Zerstörungssucht im hohen Grade.

Selbständig wie er ist, unterwirft er sich nicht gern dem Willen des Menschen. Man kann ihn wohl von etwas abhalten, nicht aber zu etwas zwingen. Dagegen sucht er andere Geschöpfe, und selbst den Menschen, bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen, seinem eigenen Willen zu unterwerfen. Diejenigen Tiere, denen er an Kraft und Gewandtheit überlegen ist, müssen sich in seinen Willen fügen. Dies thut seiner Gelehrigkeit bedeutenden Abbruch. Er lernt bloß das, was ihm Nutzen bringt, z. B. Schachteln öffnen, die Taschen seines Herrn untersuchen 2c. Mit den Jahren nimmt er an Erfahrung zu und weiß diese wohl zu benutzen. Gibt man ihm zum ersten Male ein Ei, so zerbricht er es mit solchem Ungeschick, daß er den größten Teil des Inhaltes verliert; später öffnet er es bloß an der Spitze und läßt nichts mehr verloren gehen. Selten läßt er sich mehr als einmal durch etwas täuschen. Schon nach kurzer Zeit lernt er den Ausdruck der Gesichtszüge und die verschiedenen Betonungen der Stimme seines Herrn verstehen und zeigt Furcht oder Freude, je nachdem er rauh oder sanft angeredet oder angesehen wird. Auslachen läßt er sich nicht, wahrscheinlich weil ihn das Gelächter an frühere unangenehme Lagen erinnert. Seine gemachten Erfahrungen wendet er auch bei verschiedenen Gegenständen geschickt an, d. h. er versteht das, was er einmal gelernt hat, in der ausgedehntesten Weise zu benutzen. So lernt er den Hammer zum Zertrümmern, den Hebel zum Aufbrechen gebrauchen. Entfernungen schätzt er auf das genaueste und richtet hiernach seine Bewegungen ein. Sein treues Gedächtnis und seine Urteilsfähigkeit machen sich oft bemerklich. Diese beiden Geisteskräfte sind wohl bei allen gleichmäßig ausgebildet, bei älteren aber entschiedener als bei jüngeren.

Nur die Indianer benutzen das Fell und Fleisch des Tieres und stellen ihm deshalb mit Pfeil und Bogen nach. Die Weißen verfolgen ihn höchstens dann, wenn er sich gar zu unverschämt in der Nähe der Pflanzung zeigt, halten ihn aber gern in Gefangenschaft. Auf unseren Tiermarkt gelangt er regelmäßig, man darf wohl sagen mit jedem Schiffe, welches von einem tierfreundlichen Führer befehligt wird, und sein Preis ist dem entsprechend gering. Im Gesellschaftskäfig des Affenhauses erwirbt er sich zwar bald eine gewisse Stellung, zeigt aber doch recht deutlich, wie weit er hinter den gewandten und übermütigen Meerkatzen zurücksteht. Erst wenn man ihn mit diesen vergleichen kann, merkt man, daß seine Munterkeit und Fröhlichkeit denn doch eine ganz andere ist als die der mutwilligen Altweltsaffen, welche ihre Tollheiten stets mit dem größten Ernste ausführen und bei jeder Gelegenheit eine geradezu unübertreffliche Dreistigkeit an den Tag legen. Dem

gegenüber zeigt sich der Kapuziner ängstlich, ja fast unbeholfen, und sein beständiges Wehklagen trägt nur dazu bei, diesen Eindruck zu verschärfen. So selbstherrlich er schwächeren Affen gegenüber verfährt, so kriechend und demütig zeigt er sich in Gesellschaft seiner altweltlichen Ordnungsgenossen, just wie so mancher Mensch, welcher ebenfalls nach unten hin herrschsüchtig auftritt, nach oben hin den Rücken gebührend zu krümmen weiß. Unter Meerkatzen ist er das allgemeine Opferlamm, der Prügelknabe, an welchem jene ihre Launen nach Herzenslust auslassen, in Gesellschaft von Hundsköpfen befindet er sich anscheinend weit besser, weil sein Gewinsel früher oder später die mitleidige Seele einer Paviannutter rührt und sie veranlaßt, sich des anscheinend Hilflosen anzunehmen. Einen solchen Schutz erkennt der Kapuzineraffe stets sehr dankbar an und läßt sich, selbst wenn er längst über die Jahre der Kindheit hinaus ist, hätscheln und pflegen, als wäre er ein unmündiger Säugling.

Der **Apella** oder **braune Rollaffe** (Cebus apella, Simia apella, S. 228) lebt in Guayana. Da er in seiner Färbung vielfach abändert, läßt er sich nicht eben leicht beschreiben. Sein Körperbau ist ziemlich gedrungen; der verhältnismäßig reichliche Pelz besteht aus glänzenden Haaren, welche über der Stirn und zu beiden Seiten des Kopfes wulstig zu einem Schopfe sich erheben und im Gesichte zu einem Barte sich verlängern; ihre allgemeine braunschwarze Färbung geht auf Rücken, Schwanz und Schenkeln in Schwarz über; Gesicht und Kehle sind gewöhnlich lichter, und auf dem Scheitel verläuft regelmäßig ein dunkler Streifen. Oft sind auch die Seiten und die Beine lebhaft kastanienbraun gefärbt. In der Größe kommt dieser Affe dem Kapuziner ungefähr gleich.

Laut **Kappler** wird er verschiedentlich Kesi Kesi, Meku, Pfuiti benannt. Er kommt teils paarweise, teils in Banden von höchstens 30 (?) Individuen vor, bei welchen sich immer einige steinalte Männchen befinden, deren Stirnhaar emporsteht, so daß es manchmal aussieht, als hätte das Tier kleine Hörner. Sie sind sehr scheu und fliehen eiligst, wenn sie etwas Verdächtiges bemerken. Sie haben einen eigentümlich flötenartigen Ruf und Gewinsel, das die Indianer täuschend nachahmen, um sie dadurch herbeizulocken und zu erlegen. Sie leben von Früchten, Vogeleiern und vielleicht auch jungen Vögeln, „fressen aber weder Laub noch Insekten. Jung gefangen, werden sie bald zahm, sind äußerst possierlich und fassen zu dem, der sie gut behandelt, eine leidenschaftliche Zuneigung, die sich durch Liebkosungen und selbst Thränen zu erkennen gibt. Tabaksrauch lieben sie sehr, und gibt man ihnen Tabak, so pissen sie darauf und reiben sich damit den ganzen Leib ein. Man findet bei diesem Affen immer mehr Männchen als Weibchen."

Über das Freileben des Apellas haben wir besonders von **Schomburgk** eingehendere Schilderungen erhalten. „Dicht an einen Baum gedrückt", so erzählt er, „warteten wir die Affenherde ab. Der Vortrab erschien jetzt vor uns, das Hauptheer folgte bald und nach etwa einer Viertelstunde auch der letzte Trupp, welchen ich freilich durch mein nicht mehr zu verhaltendes Gelächter in wilde Flucht zersprengte. Wer hätte aber hier das Lachen unterdrücken können, wenn er die behenden Tiere mit ihrer übertriebenen Eile und Lebhaftigkeit sich auf den Ästen hätte hinbewegen sehen, wenn er das Klagen, Pfeifen und Singen der Schwächeren gehört, die boshaften Blicke bemerkt, welche sie den Stärkeren zuwarfen, sobald sie diesen in den Weg kamen und nun von ihnen gebissen und geschlagen wurden; wenn er die altklugen Gesichter der förmlich auf den Rücken der Mütter angeleimten Jungen und zugleich die ernsthaften Mienen wahrgenommen hätte, mit denen auf der Reise jedes Blatt, jede Spalte nach Kerbtieren untersucht und hier und da ein fliegender Schmetterling, ein fliehender Käfer mit der äußersten Geschicklichkeit gefangen wurde. Unter solchem Gesichterschneiden mochten etwa 400—500 Apellas über uns weggeeilt sein (denn eine andere Bewegung scheinen sie gar nicht zu kennen), als ich jenem Drange nicht

mehr widerstehen konnte. Wie vom Donner gerührt blieben die unmittelbar über uns Befindlichen einen Augenblick bewegungslos sitzen, stießen dann einen eigentümlichen Schrei aus, welcher vor, hinter und neben uns sein Echo fand; alle sahen sich ängstlich nach allen Seiten um, bis sie uns bemerkten, starrten uns einen Augenblick an, wiederholten den Schrei noch greller als das erste Mal, und in doppelt gewaltigen Sprüngen flogen sie förmlich über uns hin, ohne daß auch nur ein anderer Ton als das vermehrte Geräusch in den Zweigen gehört worden wäre.

„Bei einem solchen Vorfalle war ich Zeuge eines wirklich rührenden Beispiels aufopfernder Mutterliebe. Schon wollte ich nach meinem Boote zurückkehren, als die ängstliche Stimme eines Affen in einem Baume über mir es laut verkündete, daß er von seiner Mutter bei ihrer wilden Flucht vergessen worden war. Einer meiner Indianer erkletterte den Baum. Kaum sah das Tier die fremde Gestalt, als ihm die Angst einige laute Töne auspreßte, welche plötzlich vom nächsten Baume von der zurückgekehrten Mutter beantwortet wurden. Kaum waren diese Töne von dem geängstigten Tiere gehört, als es dieselben auch wieder mit einer ganz eigenen Stimme beantwortete, welche nun andererseits ebenfalls ihren Widerklang in dem Locken der Mutter fanden. Ein Schuß verwundete die Arme; sie schickte sich wohl zur Flucht an, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, als ihr Liebling nochmals jene Angsttöne ausstieß, und sprang, ungeachtet eines zweiten Schusses, der sie fehlte, mit Anstrengung auf den Ast, welcher das klagende Junge trug. Schnell nahm sie dieses auf den Rücken und wollte sich eben mit ihm entfernen, als sie, trotz meines strengen Verbotes, ein dritter Schuß tötete. Noch im Todeskampfe drückte sie ihren Liebling fest an sich und versuchte die Flucht, stürzte aber bei diesem Versuche auf den Boden herab.

„Dieser niedliche Affe ist in Britisch-Guayana nur auf gewisse Örtlichkeiten beschränkt. Am häufigsten fand ich ihn im Banukugebirge in zahlreichen Herden, einzeln auch unter den Banden des Kapuziners, aus welchem Zusammenleben mir jene unzähligen Abarten entstanden zu sein scheinen, welche man gerade unter diesen beiden Arten so häufig findet. Keine anderen Affen findet man so häufig gezähmt als gerade diese, und doch habe ich nie zwei oder drei von ihnen gesehen, welche in ihrer Färbung oder Länge der Haare ganz miteinander übereingestimmt hätten; dasselbe war bei unserer und der Indianer Jagdbeute der Fall, obgleich sich diese oft auf 10—16 Stücke belief.

„Die Anzahl der Gesellschaften betrug oft viele Hunderte. Sie sind äußerst lebhaft, gewandt und listig, und nur der Schlauheit des Indianers gelingt es, diese Tiere zu beschleichen. Das geräuschlose vergiftete Pfeilchen trifft dann sicher sein Ziel. Schon nach wenigen Minuten beginnt der verwundete Affe infolge der Wirkung des Giftes zu wanken und stürzt hernieder. Mit langen Hälsen und unter Ausstoßen kurzer, eigentümlicher Töne sehen die Gefährten ihrem herabstürzenden Freunde nach, den der Indianer wohlweislich am Boden liegen läßt. Aus dem sicheren Verstecke folgt nun der zweite und dritte Pfeil geräuschlos, und die Verwundeten fallen immer einer nach dem anderen nieder, bis der Jäger ihrer so viele erlegt hat, als er braucht. Ihr Fleisch bildet den gewöhnlichen Nahrungsstoff der Indianer.“

Gezähmte Apellas und andere Affen trifft man in allen Niederlassungen der Indianer an, weil diese, wie Schomburgk an einer anderen Stelle sagt, eifrig bedacht sind, ihren Hausstand zu vermehren. Mit höchstem Erstaunen bemerkte unser Gewährsmann vierfüßige Milchbrüder und Milchschwestern, meist Affen, Beutelratten, Agutis und dergleichen unter den Säuglingen, denen die Mutter ebenso bereitwillig, mit gleicher Zärtlichkeit in Blick und Miene, die andere Brust reichte, wenn vielleicht das eigene Kind aus der einen schon seine Nahrung sog. „Der Stolz der Frauen besteht hauptsächlich im Besitze einer großen Anzahl zahmer Haustiere. Was sie daher von jungen Säugetieren fangen können, ziehen

sie an der eigenen Brust auf, wodurch diesen Tieren, namentlich den Affen, eine solche Anhänglichkeit eingepflanzt wird, daß sie der Pflegemutter auf Schritt und Tritt folgen."

Man bringt den Apella sehr häufig zu uns, und er ist deshalb in Tiergärten und Tierschaubuden oft genug zu finden. Die im ganzen Süden Europas umherpilgernden Savoyarden benutzen ihn, wie manche Meerkatzen, um das Herz wohlhabender Leute wirksamer zu bearbeiten, als sie es mit ihren Drehorgeln vermögen. Die Musik dieser oft recht erbärmlich verstimmten Werkzeuge ist in den Straßen der Städte Frankreichs, Spaniens und Italiens so gewöhnlich, daß kein Mensch mehr auf den armen Bittsteller achtet, welcher die heitere Muse zu Hilfe ruft und mit Klängen und Liedern Herzen rühren will. Ach, gerade die Töne verschließen ihm diese Herzen; sie rufen den Unmut wach, und der Beutel bleibt geschlossen. Da gebietet der Tonkünstler seiner zahmen Meerkatze, seinem Apella und Apollo, zu seinem Besten an die verschlossenen Menschenherzen zu klopfen. Das Tier ist an einer langen, dünnen Leine befestigt, welche sein Herr zum größeren Teile um die Hand gewickelt hat; jetzt lockert er die Bande, und unter den Klängen der Marseillaise oder irgend eines Gassenhauers steigt der kleine Bettler an Dachrinnen und Gesimsen empor, von Stockwerk zu Stockwerke, bis zur Mansarde hinauf. Und nun erscheint er am Fenster, ein Kind entdeckt ihn, heller Jubel bricht los; es regnet Zucker- und anderes Backwerk — ach, wenn er doch Backentaschen hätte! — aber auch manchen Sou, manchen Cuarto, manchen Soldo für seinen Herrn da unten: der Affe hat das Kinderherz geöffnet und der Kindermund der Eltern Geldbeutel. Jedes empfangene Geldstück wirft das Tier seinem Herrn zu; der sammelt unten lustig auf, solange noch etwas niederfällt, und dann zieht er fürder mit seinem Bettelgehilfen, und wenige Häuser weiter beginnt das Spiel von neuem.

Der Apella verträgt die Gefangenschaft recht gut und hat sich schon mehrmals auch in Europa fortgepflanzt. Er ist aber ein nicht eben liebenswürdiger Gesell, weil schmutzig, frostig und traurig; wenigstens klagt oder winselt er fortwährend. Dabei schneidet er ohne Unterlaß greuliche Gesichter. Aber er ist auch sanft und gutmütig, wenn auch bloß gegen größere Tiere. Kleinere, zumal Vögel, frißt er ohne Umstände auf, wenn er sie ergriffen hat.

Mehr dem Südosten, namentlich der Ostküste Brasiliens, gehört der **Faunaffe**, **Miko** oder **gehörnte Rollaffe**, der **Pfifferaffe** der deutschen Ansiedler an, eine durch eigentümliche Wucherung der Kopfhaare sehr auffallende und leicht kenntliche Art (**Cebus fatuellus**, Simia fatuellus, Cebus niger, frontatus und vellerosus, S. 227). Er erreicht ungefähr dieselbe Größe wie der Kapuziner, nach dem **Prinzen von Wied** auch wohl die eines starken Katers, hat kräftige, muskelige Glieder, runden Kopf und rundes Gesicht und einen mehr als körperlangen, starken, ziemlich dicken und dicht behaarten Schwanz. Backen und Seiten der Schläfe sind mit weißgelblichen feinen Haaren besetzt; um das ganze Gesicht herum bilden glänzend schwarze Haare einen Kranz und auf dem Scheitel einen geteilten Schopf, dessen beide Büschel etwa 4 cm lang sind. In der Mitte zwischen diesen beiden Haarwucherungen ist das Haar kurz und glänzend schwarz; auf dem Halse wird es bräunlich, unter dem Kinn schwarzbraun, auf Kehle, Brust, Hals, den Seiten, auf Bauch und Vorderteilen der Arme gelbbräunlich, auf dem übrigen Körper sieht es schwarzbraun, oben fast schwarz aus, zeigt aber überall hellgelbliche Spitzen. Das nackte Gesicht hat dunkel schmutzigfleischbraune Färbung; Hände und Füße sind bräunlich, auf der Oberseite dieser Glieder aber mit schwarzbraunen, auf den Fingern mit hellbräunlichen Haaren bekleidet. In der Jugend ist der Affe stets schwarz, jedoch nicht so dunkel glänzend wie später. Der eigentliche Kopfputz erscheint erst im späteren Alter bei beiden Geschlechtern, ist jedoch bei dem Männchen vorzugsweise entwickelt. Zuweilen finden sich einzelne Stücke mit hellbraunem Vorderkörper, welche einfach als Spielarten angesehen werden müssen.

Der Prinz von Wied traf den Faunaffen in den großen Waldungen zwischen dem 23. und 21. Grade südlicher Breite, Hensel ebenso häufig in Rio Grande do Sul an. Auch über diese Art verdanken wir letztgenanntem Forscher einen trefflichen Bericht. „Der Miko", sagt er, „ist der Gegensatz des Brüllaffen; denn er ist das schnellste und klügste Geschöpf des ganzen südbrasilischen Urwaldes. Kein anderes Tier, selbst nicht die Hirare, kommt ihm gleich im Klettern und Springen. Er lebt immer in großen Gesellschaften bis zu 30 und 40 Stücken, wenn nämlich bei dem Gewimmel einer durch die Baumwipfel fliehenden Affenherde noch ein Abschätzen der Anzahl möglich ist. Diese Trupps haben keinen so festen Aufenthaltsort wie die der Brüllaffen oder bewohnen wahrscheinlich große Reviere, in denen sie nach Belieben umherschweifen, heute in diese Pflanzung, morgen in eine benachbarte einfallend. Der Pfifferaffe der deutschen Ansiedler ist ein arger Dieb, welcher die Maisfelder tüchtig plündert; doch kommt er nicht nahe an die Häuser, sondern sucht lieber die tiefer im Walde gelegenen Pflanzungen heim. Daß er bei seinen Raubzügen Wachen ausstelle, ist natürlich ein Märchen: in einem Trupp gibt es immer wachsamere Stücke, vielleicht die alten Weibchen, welche nicht bloß stehlen, sondern auch fleißig Umschau halten. Naht sich nun ein Mensch, oder hören sie Hunde bellen, so stoßen sie ihren Warnungsruf, ein weithin hörbares Pfeifen, aus. Ist der Gegenstand des Schreckens noch weit entfernt, so suchen sie noch das Geraubte in Sicherheit zu bringen; mit einem Maiskolben in der Hand oder im Maule klimmen sie dann mühsam die Schlingpflanzen hinauf. Kommen nun plötzlich die Hunde unter sie, so lassen sie eiligst alles fallen und sind im Nu verschwunden. Beschleicht man sie, so kann man aus einer einläufigen Flinte doch sehr selten mehr als einen Schuß anbringen; sind sie zerstreut worden, so suchen sie einander durch Pfeifen wieder zusammen zu locken. Versteht man diesen Ton leicht nachzuahmen, und verbirgt man sich gut, vorausgesetzt, daß man keine Hunde bei sich hat, so kann man wohl noch einmal zum Schusse kommen: allein das Ergebnis bleibt immer unsicher; denn obgleich die Rollaffen keine Wickelschwänze haben, legen sie sich doch vor dem Sterben gern auf die Zweige und fallen auf diese Weise nicht herab. Verbergen sie sich hinter einem Aste, und schauen sie ängstlich über denselben herunter, so sieht es aus, als hätten sie Hörner auf dem Kopfe. Merkwürdig ist ein sehr feiner und angenehmer Bisamgeruch, welcher an den Männchen, namentlich an ihrem Kopfe, haftet, und den man selbst nach dem Abbalgen eines solchen Tieres noch mehrere Tage lang spürt.

„Ungeachtet der großen Klettergewandtheit des Pfifferaffen erinnere ich mich eines Falles, in welchem sie zu fehlen schien. Einst beabsichtigten wir auf einer Bergspitze, um deren Fuß sich Pflanzungen der Ansiedler hinzogen, Rehe zu jagen. Bald auch hörte ich einen meiner Hunde laut jagend den Berg herabkommen, und die Heftigkeit seines Bellens verriet mir, daß er nicht auf der Fährte eines Rehes war, sondern ein Raubtier vor sich hertrieb. Die Jagd erreichte eine um die Bergspitze sich ziehende undurchdringliche Hecke, und hier hörte ich deutlich, wie der Hund kaum 50 Schritt von mir entfernt den gejagten Gegenstand abfing und abwürgte, ohne daß dieser einen Klageton ausgestoßen hätte. Nach längerem Suchen entdeckte ich zu meinem unendlichen Erstaunen ein altes Weibchen unseres Affen, welches der Hund durch Zerreißen des Leibes getötet hatte. Das Tier war schwanger gewesen; denn ein vollständig reifer Keimling lag, von dem Hunde herausgerissen, daneben. Es ist mir rätselhaft geblieben, daß der Affe den dicht bewachsenen Berg sich hinabjagen ließ, ohne auf den Bäumen oder Schlingpflanzen eine Zuflucht zu suchen; vergebens untersuchte ich ihn: er schien durchaus gesund gewesen zu sein, und auch an seinen Sinneswerkzeugen war kein Fehler zu entdecken. Ich kann daher nur annehmen, daß er, weil der Hund so dicht hinter ihm herjagte, nicht in die Höhe zu springen wagte, da mit einem solchen Sprunge immer ein Zeitverlust verbunden ist. Noch unerklärlicher aber schien es

mir, daß der Affe auf dem Boden von dem Hunde sich überraschen ließ, der doch im dichten Urwalde nur mit Geräusch sich fortbewegen kann. Sollte vielleicht die Äffin, um zu gebären, die Bäume verlassen und auf den Boden sich begeben? Ich habe weiter keine Erfahrung darüber gemacht.

„Obgleich junge Rollaffen viel seltener zu erlangen sind als Brüllaffen, findet man jene doch zuweilen bei den Bewohnern des Urwaldes, welche sie ihrer Possierlichkeit wegen aufziehen. Immer aber sind es nur Männchen, und man will die Erfahrung gemacht haben, daß sich Weibchen nicht aufziehen lassen.“ An dieser letzten Angabe Hensels scheint wirklich etwas Wahres zu sein, weil auch auf unserem Tiermarkte ein weiblicher Rollaffe zu den größten Seltenheiten gehört; nur sehe ich freilich keinen Grund ein, warum ein Weibchen hinfälliger sein sollte als ein Männchen, da doch bei anderen Affen etwas Ähnliches durchaus nicht beobachtet worden ist.

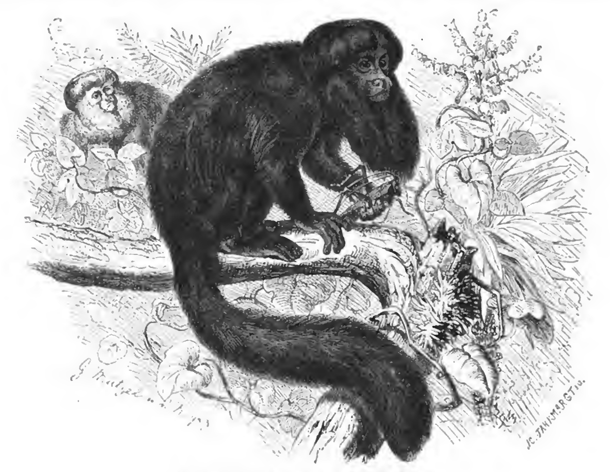
In den vom Prinzen von Wied durchreisten Gegenden Brasiliens wird auch unser Faunaffe vielfach gejagt, obwohl es bei seiner beständigen Aufmerksamkeit dem Jäger oft nicht leicht fällt, ihn zu beschleichen. Die eingeborenen Schützen versuchen die Affen zu täuschen, indem sie mit dem Munde ihren Pfiff nachahmen und sie also zu sich heranlocken. Bemerkt eine Affenbande ihren schlimmsten Feind, so entfliehen alle in weiten Sprüngen, benutzen dabei selbst die dünnsten und biegsamsten Zweige, und eilen mit einer solchen Geschwindigkeit dahin, daß sie selbst mit dem Schrotgewehre oft gefehlt werden. Das in der kalten Jahreszeit sehr fette Fleisch wird nach Versicherung des Prinzen von Wied gern gegessen und ist für die Wilden geradezu eine Lieblingsnahrung, weshalb denn diese ihnen und den verwandten Arten auch eifrigst nachstellen und sie mit ihren langen Pfeilen und kräftigen Bogen sicher auch von den höchsten Baumwipfeln herabzuschießen wissen.

In der zweiten Unterfamilie der Breitnasen vereinigen wir die Schlaffschwänze (Pithecidae), meist kleine oder doch nur mittelgroße Affen mit schlaffen, allseitig behaarten, greifunfähigen Schwänzen, deren letzte Wirbel stetig dünner werden.

Die Schweifaffen (Pithecia) haben einen gedrungen gebauten Leib, welcher durch die lange und lockere Behaarung noch plumper erscheint, als er wirklich ist, verhältnismäßig kräftige Glieder und einen dicken buschigen, nach der Spitze zu meist mit verlängerten Haaren bekleideten Schwanz. Das Haar ihres Oberkopfes ist haubenartig gescheitelt, das der Wangen und des Kinnes zu einem mehr oder minder langen kräftigen Vollbarte verlängert. Von den übrigen Breitnasen unterscheiden sie sich außerdem durch ihr Gebiß, da die sehr kräftigen dreikantigen Eckzähne von den absonderlich zusammengedrängten, an den Spitzen sehr verschmälerten und gegeneinander geneigten, schief nach vorn und außen gerichteten Schneidezähnen getrennt sind.

Das Verbreitungsgebiet der wenigen Arten dieser Gattung beschränkt sich auf die nördlichen Teile Südamerikas. Hier bewohnen sie hohe, trockene, von Unterholz freie Wälder, von anderen Affen sich fern haltend. Nach Tschudi sind sie Dämmertiere, deren Thätigkeit erst nach Sonnenuntergang beginnt und bis zum Aufgange fortwährt; über Tags schlafen sie und sind dann schwer aufzujagen, weil sie durch kein Geräusch sich verraten und nur verfolgt, lebhafter sich bewegen. Leicht zähmbar, bleiben sie doch in der Gefangenschaft oft mürrisch und verdrießlich, und wenn sie am Tage wachen, zeigen sie sich träge oder traurig. Schomburgk bemerkt, daß er diesen Angaben Tschudis nach seinen eigenen Erfahrungen durchaus widersprechen müsse, wenigstens was das Nachtleben unserer Affen anlange. Nach seinen Beobachtungen beschränken sich die verschiedenen Arten auf bestimmte

Örtlichkeiten und halten sich von den übrigen streng abgesondert, lassen auch öfters ihre Stimme vernehmen und verraten sich dadurch dem Reisenden. „Überall, wo die Belaubung des Ufers dicht erschien", so erzählt er, „fand ich auch Herden von Affen in den Zweigen versammelt, unter denen die wirklich netten Schweifaffen die größte Anzahl bildeten. Ihr schön gescheiteltes, langes Haar, die üppig stolzen Kinn- und Backenbärte, ihre langbehaarten, fuchsähnlichen Schwänze verleihen den lebhaft- und klugblickenden Tieren ein ungemein freundliches, zugleich aber auch lächerliches Äußere. Es waren die ersten, denen ich auf meiner Reise begegnete. Natürlich mußte ich augenblicklich an das Land springen, um mein Jagdglück zu versuchen. Ich schoß ein Männchen und ein Weibchen. Doch bereute ich fast meinen Schuß, als ich die bittere, das Herz tief ergreifende Wehklage des letzteren

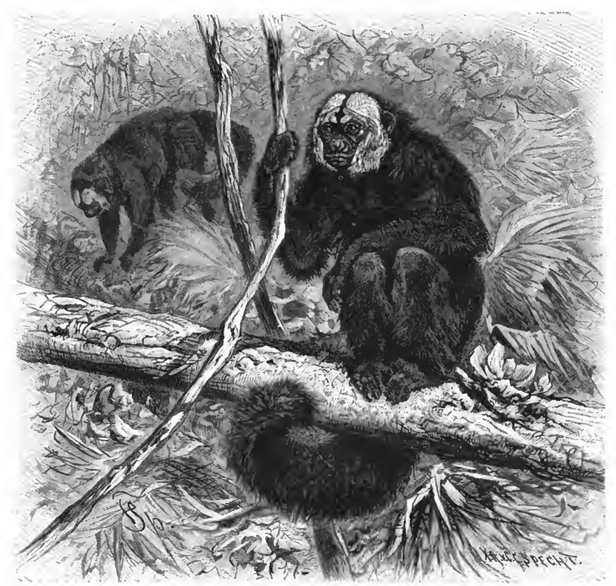


Satansaffe (Pithecia satanas). 1/6 natürl. Größe.

hörte, welches ich nur stark verwundet hatte. Diese Klagetöne stimmen genau mit den bitteren Schmerzenslauten eines Kindes überein."

In den großen Wäldern am oberen Marañon und Orinoko tritt die gemeinste Art der Gattung sehr häufig auf. Es ist dies der Satansaffe, Kuxio der Indianer (Pithecia satanas, Cebus und Saki satanas, Simia chiropotes und sagulata, Pithecia israelitica), ein 55 cm langes Tier mit fast ebenso langem Schwanze. Der ganz runde Kopf wird durch eine Art von Mütze ausgezeichnet, welche aus nicht sehr langen, dicht anliegenden Haaren besteht, die sich von einem gemeinsamen Wirbel auf der Höhe des Hinterhauptes strahlenförmig ausbreiten und auf dem Vorderkopfe gescheitelt erscheinen. Die Wangen und das Kinn sind von einem dicken schwarzen Barte umgeben. Kein Stutzer könnte Bart und

Haar besser in Ordnung halten als dieses schöne Tier, sagt Kappler. Der Oberleib ist dicht, aber nicht lang, die untere Seite dagegen nur dürftig behaart, der Schwanz sehr buschig. Alte Männchen und Weibchen haben schwarze, am Rücken rußigfahlgelbe, die Jungen bräunlichgraue Färbung. Verschiedene Abweichungen sind häufig. Nach Kappler wird er



Weißkopfaffe (Pithecia leucocephala). 1/4 natürl. Größe.

in Guayana Xiu (Schiu) genannt; er lebt in kleinen Familien von 4—6, ist nicht häufig und hält selten in Gefangenschaft aus.

Eine zweite Art der Gattung, der Weißkopfaffe (**Pithecia leucocephala, Simia pithecia, Pithecia nocturna, adusta, rufiventer etc.**), ändert nach Alter und Geschlecht vielfach ab und hat deshalb viele Benennungen erhalten. Alte Männchen sind am ganzen Körper schwarz, nur an den Vorderarmen etwas lichter gefärbt; den Vorderkopf bis zu den Augenbrauen bekleiden kurze, helle Haare, welche in der Mitte der Stirn die schwarze Haut frei lassen und an den Wangen sich bartartig verlängern. Zuweilen sehen sie auch ockerfarben und da, wo sie das Gesicht einfassen, rostrot aus. Das schwarze Gesicht ist mit weißen oder rostfarbigen Haaren besetzt. Ohren, Sohlen, Finger und Nägel sind schwarz. Bei

den Weibchen sind die Haare an der Ober- und Außenseite braunschwarz mit gelber Spitze, an der Unterseite licht roströtlich, die des Backenbartes am Grunde schwarz. Die Jungen ähneln den Weibchen. Im allgemeinen ist der Pelz lang, straff und grob und nur an der Unterseite und den Händen dünn und spärlich. Ein lichter Haarkranz faßt das Gesicht ein und bildet einen Backenbart.

Der weißköpfige Schweifaffe oder Saki, Wanaku, Arighi lebt in den Ländern des Amazonenstromes und in Guayana, mehr in Büschen als auf hohen Waldbäumen, hält sich in Gesellschaften von 6 bis höchstens 10 Stücken zusammen und scheint ein ziemlich träges Geschöpf zu sein. Das weißgelbe stark behaarte Gesicht sieht wie eine Maske aus, unter der die schwarze Nase und die Mundteile stark abstechen. Seine Nahrung soll, wie Laborde berichtet, aus Beeren, Früchten und Honigwaben bestehen. Die Weibchen bringen ein Junges zur Welt und tragen es lange Zeit auf dem Rücken. Dies bestätigt Kappler und fügt hinzu, daß dieser Affe leicht zahm werde, aber immer schüchtern und traurig bleibe.

Der Satansaffe lebt in einem sehr untergeordneten Verhältnisse zu den Rollaffen, welche ihn nicht selten zwingen, von den Bäumen herabzusteigen und in das Gebüsch sich zurückzuziehen, wo sie ihn seiner erbeuteten Nahrung berauben, ja sogar ihn mißhandeln. Seines langen Bartes wegen soll er das Wasser, welches er zu sich nimmt, mit der hohlen Hand zum Munde bringen und nur, wenn er sich beobachtet sieht, auf gewöhnliche Weise trinken.

Tschudi bemerkte dies nicht, versichert vielmehr, daß er das Wasser wie die meisten Affen zu sich nimmt, indem er auf die Füße sich niederläßt und das Maul ins Wasser steckt. Unser Forscher gab seinen Gefangenen oft einen Krug mit engem Halse, so daß sie den Kopf nicht hineinstecken konnten; aber auch dann bedienten sie sich nicht der hohlen Hand, sondern machten es gerade so wie ihre Verwandten, indem sie den halben Arm in das Gefäß steckten und das Wasser von der Hand und von dem Arme ableckten. Nach Humboldts Beobachtungen ist der Satansaffe wild und in hohem Grade reizbar. Deshalb läßt er sich schwer zähmen und bleibt in der Gefangenschaft immer böse. Seinen Unwillen zeigt er bei der geringsten Veranlassung durch Zähnefletschen, Gesichtsverzerrungen und das lebhafte Funkeln seiner Augen. Wenn er wirklich gereizt wird, stellt er sich aufrecht, reibt das Ende seines Bartes und springt wild um den Gegenstand seines Zornes herum. Bisweilen wird er so wütend, daß er sich z. B. in einem ihm vorgehaltenen Stocke verbeißt und sich denselben kaum entreißen läßt.

Von diesen Affen gelangt nur ausnahmsweise eine oder die andere Art lebend nach Europa, am ehesten noch nach London, dessen überaus reicher Tiergarten von den über alle Welt zerstreuten und eifrig sammelnden Engländern besser versorgt wird als jeder andere. Bis zum Jahre 1883 hat Regent's Park im ganzen 18 Affen unserer Gattung in fünf Arten besessen.

Ganz im Gegensatze hierzu und vollkommen im Einklange mit früheren Angaben von Spix, schildert Bates einen Verwandten, den Zottelaffen, woraus hervorgeht, daß wenigstens nicht alle Arten dem von Humboldt gezeichneten Bilde entsprechen. Der Zottelaffe oder Parauacu (Pithecia hirsuta, Simia und Yarkea hirsuta) erreicht eine Gesamtlänge von etwa 1 m, wovon beinahe die Hälfte auf den sehr entwickelten Schwanz gerechnet werden muß, und ist mit ziemlich dicken, bis 12 cm langen, an der Spitze nach vorn gebogenen Haaren bekleidet, welche über die wie kurz geschoren erscheinende Stirn herabhängen, das Gesicht teilweise bedeckend, und den übrigen Leib bärenfellartig bekleiden. Das schwarze, mit Grau gesprenkelte Haar geht am Kopfe in Nußbraun, auf der Brust in Rötlichschwarz, an der Innenseite der Schenkel in Rötlichweiß über; der kurze borstige

Backenbart sieht schmutziggrau aus, bei manchen Stücken noch lichter erscheinend. Die Hand- und Fußsohlen haben gelbbraune, das Gesicht, soweit es nackt ist, schwarze Färbung.

Spix entdeckte den Zottelaffen in den Waldungen Brasiliens, zwischen den Flüssen Amazonas und Negro, und berichtet, daß er morgens und abends aus den Wäldern hervorkomme, zu zahlreichen Trupps sich versammele und die Luft dann mit seinem durchdringenden Geschrei erfülle. Äußerst vorsichtig und flink, flieht ein solcher Trupp beim geringsten Geräusche eiligst in das Innere der Waldungen, und der Jäger erlangt deshalb nur selten einen von ihnen. Einmal gezähmt, zeigt er sich sehr anhänglich gegen seinen Gebieter. Bates



Zottelaffe (Pithecia hirsuta). 1/4 natürl. Größe.

vervollständigt letztere Angaben. „Auch dieser Affe“, sagt er, „ist ein sehr zartes Tier, welches selten mehrere Wochen in der Gefangenschaft aushält; gelingt es aber, ihn am Leben zu erhalten, so gewinnt man in ihm ein überaus anhängliches Geschöpf. Mein Nachbar in Ega, ein französischer Schneider, besaß einen Zottelaffen, welcher bereits nach wenigen Wochen so zahm geworden war, daß er seinem Gebieter wie ein Hund nicht allein im Hause, sondern auch auf der Straße folgte. Während mein Bekannter arbeitete, nahm der Affe seinen Platz auf jenes Schulter ein; gegen Fremde, ja sogar gegen andere Hausbewohner verhielt er sich indessen abwehrend. Niemals sah ich einen Affen, welcher so große Anhänglichkeit an seinen Gebieter bekundet hätte als dieses anmutige, ängstliche, schweigsame kleine Geschöpf. Der lebhafte und leidenschaftliche Kapuzineraffe scheint freilich unter allen amerikanischen Affen, was Verstand und Gelehrigkeit anlangt, obenan zu stehen, und der Klammeraffe hat vielleicht die liebenswürdigste und empfänglichste Sinnesart; der Parauacu aber,

obschon er ein trübsinniges und freudloses Tier ist, übertrifft alle in der Hingebung an ein menschliches Wesen. Daß es ihm übrigens keineswegs an Verstand und Herzensgüte fehlt, davon gab unser Liebling eines Tages genügende Beweise. Mein Nachbar hatte sein Haus am Morgen verlassen, ohne, wie er sonst zu thun pflegte, den Zottelaffen mitzunehmen, dieser hatte ihn schmerzlich vermißt und wie es scheint geschlossen, daß er seinen Gebieter wohl bei mir finden werde, da beide, der Affe und sein Herr, mir täglich ihren Besuch abzustatten pflegten. Ohne den Umweg über die Straße zu nehmen, machte das kleine Geschöpf sich auf, durcheilte auf kürzestem Wege Gärten, Gebüsche und Dickichte und erschien in meiner Behausung. Niemals hatte er diesen Weg, von welchem wir durch einen den Affen beobachtenden Nachbar Kunde erhielten, vorher zurückgelegt. Als er, bei mir angelangt, den Gebieter auch nicht fand, setzte er sich mit dem unverkennbarsten Ausdrucke der Enttäuschung und Entsagung auf meinem Tische nieder und wartete geduldig auf seinen Herrn. Kurze Zeit darauf trat dieser wirklich ein, und einen Augenblick später saß der aufs höchste erfreute Liebling auf seinem gewöhnlichen Platze, der Schulter."

*

Als die nächsten Verwandten der eben geschilderten Tiere hat man die Kurzschwanzaffen (Brachyurus) anzusehen. Sie unterscheiden sich von jenen hauptsächlich durch ihren außerordentlich kurzen stummelhaften Schwanz und den minder starken, nur auf den Wangen einigermaßen entwickelten Bart. Ihr gedrungener Leib hat ziemlich kräftige Glieder; der Kopf ist länglich-eiförmig, das Gesicht eirund und ziemlich flach, die länglichen Nasenlöcher liegen ganz seitlich. Die Finger und Zehen sind mit schmalen, langen Nägeln bewehrt. Der etwas zottige Pelz wird auf dem Kopfe kürzer, und das steife Haar sieht hier wie abgeschoren aus; die Kehle ist nackt, das große Maul wird von einzelnen Borsten umgeben. Das Gebiß besteht aus 4 Schneidezähnen, je einem Eckzahne und 5 oder 6 Backenzähnen in jedem Kiefer. Erstere sind schräg nach vorn gerichtet, die oberen ungleich, da die beiden mittleren die äußeren an Länge und Breite fast um das Doppelte übertreffen, die unteren schlank, länger als die oberen, die äußeren auch etwas länger als die mittleren, die Eckzähne kurz, stark, fast gerade, die unteren innen mit hakiger Spitze versehen. In der Wirbelsäule zählt man außer den Halswirbeln 12—14 Brust-, 6—7 Lenden- und 14—17 Schwanzwirbel.

Die Kurzschwanzaffen gehören ebenfalls den nördlicheren Ländern Südamerikas an, scheinen nur eine sehr beschränkte Verbreitung zu haben und sind im Freileben noch wenig bekannt geworden. Erst in der Neuzeit hat Bates hierüber einige Nachrichten gegeben; von den reisenden Forschern früherer Zeiten erfuhren wir nur, daß sie in kleinen Gesellschaften an Flußrändern vorkommen und während ihrer Wanderung mißtönige Laute hören lassen sollen. Außerdem waren einige Beobachtungen über Gefangene bekannt.

Alexander von Humboldt beschrieb zuerst den Cacajao, Chucuto, Chucuzo, Caruiri, Mono feo (häßlicher Affe), Mono rabon und wie er sonst noch von den Eingeborenen genannt wird (Brachyurus melanocephalus, Simia, Pithecia und Cacajao melanocephala, P. und B. ouakari), einen Affen von ungefähr 65 cm Gesamtlänge, wovon der Schwanz etwa 15 cm wegnimmt. Der etwas zottige Pelz ist glänzend gelbbraun, auf der Brust, dem Bauche und der Innenseite der Glieder heller, auf der Oberseite der Hände und Füße schwarzgrau, auf dem Kopfe und am Schwanze größtenteils schwarz. Bei einzelnen Stücken erstreckt sich der Schwanz auch über die Vorderarme und Hände und geht das Bräunlichgelb des Rückens an den Schenkeln und der Schwanzwurzel in Rostrot über. Alle nackten Teile sehen mattschwarz aus; der Augenring ist nußbraun.

Eine andere Art der Gattung, das Scharlachgesicht, von den Eingeborenen Uakari genannt (Brachyurus calvus, Ouakaria calva), unterscheidet sich von dem Cacajao

durch noch kürzeren Schwanz, welcher zu einem wulstigen Stummel verkümmert ist, längere Behaarung des Rückens und lichtere Färbung. Seine Gesamtlänge beträgt 40, die Schwanzlänge nur 9 cm. Die einförmige fahl- oder rotgelbe Färbung des Pelzes geht auf dem Rücken in Fahlweiß, auf der Unterseite in Goldgelb über. Bei sehr alten Stücken lichtet sich die Färbung und erscheint dann fast weiß. Hiervon sticht das lebhaft scharlachrote Gesicht mit den buschigen gelben Brauen und rotgelben Augen merkwürdig ab, und außerdem trägt auch die Kürze des Kopfhaares, welches wie geschoren aussieht und mit den sehr langen



Scharlachgesicht (Brachyurus calvus). 1/7 natürl. Größe.

Rückenhaaren im grellsten Widerspruche steht, wesentlich dazu bei, das Aussehen dieses Affen zu einem absonderlichen zu machen.

„An einem sonnigen Morgen des Jahres 1855", schildert Bates, „sah ich in den Straßen von Ega eine Anzahl von Indianern, welche einen großen, bloß aus Schlingpflanzen zusammengebauten, etwa 4 m langen und 1,5 m hohen Käfig auf ihren Schultern trugen, in der Absicht, ihn dem thalab fahrenden Dampfer zu übergeben. Der Käfig enthielt ein Dutzend Affen vom wunderlichsten Aussehen. Es waren Uakaris, der Umgebung von Ega eigentümliche Tiere, und sie sollten ein wertvolles Geschenk sein, welches der Vorsteher der Indianer einem Regierungsbeamten in Rio de Janeiro verehren wollte. Man hatte die Affen mit der größten Schwierigkeit in den Waldungen des tief liegenden Landes, namentlich in der Nähe der Mündung des Japura, etwa 50 km von Ega, gefangen.

„Das Scharlachgesicht lebt nur in Waldungen, welche während des größten Teiles vom Jahre überschwemmt sind, und steigt, soviel bekannt, nie auf den Boden herab; die Kürze

seines Schwanzes ist demgemäß kein Zeichen für die Lebensweise auf dem Boden, wie beispielsweise bei den Makaken und Pavianen. Wie es scheint, kommt unser Uakari ausschließlich in der erwähnten Gegend vor, insbesondere auf einer Bank des Japura selbst, nahe seiner hauptsächlichsten Mündung; ja, er soll sogar hier, soviel ich erfahren konnte, auf den westlichen Teil des Flusses beschränkt sein. Man sieht ihn, verschiedenen Früchten, seiner Nahrung, nachgehend, in kleinen Trupps in den Kronen der höchsten Bäume. Die Jäger schildern seine Bewegungen als hurtig und gewandt, obwohl er sich weniger auf Springen einläßt, sondern vorzieht, auf starken Ästen dahinzurennen, um so von einem Baume zum anderen zu gelangen. Die Mutter trägt, wie die übrigen südamerikanischen Affen, ihr Junges auf dem Rücken. Alle Gefangenen, welche man erhält, sind mittels des Blasrohres und schwachvergifteter Pfeile erbeutet worden. Die getroffenen Uakaris laufen meist noch sehr weit durch den Wald, und ihre Verfolgung erfordert deshalb einen wohlerfahrenen Jäger. Unter den Indianern wird derjenige als der gewandteste angesehen, welcher im stande ist, einem verwundeten Affen dieser Art so zu folgen, daß er ihn, wenn er die Besinnung verliert und herabfällt, im rechten Augenblicke mit seinen Armen auffängt. Dem Affen wird sodann eine Prise Salz als Gegengift eingegeben, und er erholt sich in der Regel wieder. Wie selten das Scharlachgesicht selbst in seinem beschränkten Wohngebiete ist, mag daraus hervorgehen, daß der erwähnte Indianervorsteher sechs seiner schlauesten Jäger aussandte und diese ungefähr 3 Wochen abwesend waren, bevor es ihnen gelang, jene 12 Stücke zu erbeuten. Ein unabhängiger Jäger, welcher einen dieser Affen in seine Gewalt bekommen hat, verlangt einen sehr hohen Preis für ihn (nach unserem Gelde etwa 70—100 Mark), findet auch immer willige Abnehmer, weil gerade das Scharlachgesicht mit Vorliebe zum Geschenk an einflußreiche Leute verwendet wird.

„Alte in beschriebener Weise gefangene Uakaris werden sehr selten zahm, sind mißlaunig und trübsinnig, wehren alle Versuche, ihnen zu schmeicheln, von sich ab und beißen jeden, welcher sie berührt. Selbst in ihren Waldungen hört man keinen eigentümlichen Schrei von ihnen; in der Gefangenschaft sind sie vollkommen schweigsam. Nach Verlauf einiger Tage oder Wochen werden sie, wenn man sie nicht höchst sorgsam abwartet, gleichgültig gegen alles, nehmen keine Nahrung mehr an und gehen langsam ein. Viele von ihnen sterben an einer Krankheit, welche den Anzeichen nach eine Brust- oder Lungenentzündung zu sein scheint. Der eine, welchen ich hielt, endete an dieser Krankheit, nachdem ich ihn ungefähr 3 Wochen in Besitz gehabt hatte. Obgleich ich ihm eine luftige Veranda zu seinem Aufenthalte anwies, verlor er doch bald alle Freßlust; sein langes, glattes und glänzendes Fell wurde schmutzig und zottig, wie wir es an den ausgestopften in den Museen sehen, und das lebhafte Scharlach des Gesichtes wandelte sich in eine düstere Färbung um. Der Tod war ein sehr sanfter, da mein Gefangener bereits die letzten 24 Stunden schwer und heftig atmend ausgestreckt dalag. Währenddem wurde die Färbung seines Gesichtes nach und nach bläßer, sah jedoch, als er seine letzten Seufzer verhauchte, noch immer rot aus, und dies verlor sich erst 2 oder 3 Stunden nach dem Tode.

„Nach meinen Erfahrungen über das mürrische Wesen des Uakaris war ich nicht wenig erstaunt, in dem Hause eines Freundes einen außerordentlich lebhaften und umgänglichen Affen dieser Art zu sehen. Das Tier kam, kaum daß ich mich gesetzt hatte, aus einem anderen Zimmer auf mich zugelaufen, kletterte an meinen Beinen in die Höhe, nistete sich auf meinem Schoße ein, indem es sich rund um sich selbst drehte, und schaute mich, nachdem es sich bequem gemacht hatte, mit dem gewöhnlichen Affengrinsen vertraulich an. Allerdings war dies ein junger Uakari, welchen man von der Brust seiner durch den Giftpfeil erlegten Mutter genommen, im Hause zwischen den Kindern aufgezogen, und welchem man erlaubt hatte, nach Belieben umherzulaufen.

„Der Uakari gehört zu den vielen Tierarten, welche von den Brasiliern als ‚sterblich‘, d. h. als zart und hinfällig, bezeichnet werden, im Gegensatze zu denjenigen, welche sie ‚hart‘ nennen. Eine große Anzahl von Stücken dieser Art, welche man von Ega absendet, sterben, bevor sie Para erreichen, und kaum einer von einem Dutzend gelangt lebend bis nach Rio de Janeiro. Möglicherweise steht die Schwierigkeit, sie an veränderte Bedingungen zu gewöhnen, in einer gewissen Beziehung zu dem sehr beschränkten Gebiete, in welchem sie leben, und der eigentümlichen Beschaffenheit desselben. Als ich den Fluß hinabreiste, befand sich ein gezähmter, alter Uakari bei uns auf dem Schiffe, einem großen Schoner, und genoß hier die Freiheit, nach Belieben umherzulaufen. Bei unserer Ankunft in Rio Negro waren wir gezwungen, vier Tage lang vor dem Zollhause liegen zu bleiben; unser Schiffsführer hatte aber nicht Anker geworfen, sondern den Schoner mit dem Bugspriet an einem Uferbaume befestigt. Eines Morgens vermißte man das Scharlachgesicht: es war nach dem Walde geflohen. Zwei Mann wurden ihm nachgesandt, kehrten jedoch nach einer Abwesenheit von mehreren Stunden zurück, ohne auch nur eine Spur des Flüchtlings aufgefunden zu haben. Schon hatten wir diesen gänzlich aufgegeben, als er plötzlich wieder am Saume des Waldes erschien, sich mehr und mehr näherte und auf demselben Wege, den er gegangen, über das Bugspriet nämlich, zurückkehrte, um seinen gewöhnlichen Platz auf dem Verdecke einzunehmen. Er hatte unzweifelhaft gefunden, daß die Waldungen des Rio Negro von denen des Japuradeltas wesentlich verschieden sind, und die Gefangenschaft einem Freileben in so wenig ihm zusagender Gegend vorgezogen.“

In dieser anmutigen und eingehenden Schilderung des trefflich beobachtenden Bates ist meines Erachtens ein vollständiges Lebensbild dieser kurzschwänzigen Affensippschaft enthalten; denn alle bis dahin mitgeteilten Beobachtungen anderer Forscher sind kaum geeignet, unsere Tiere zu kennzeichnen. Humboldt besaß längere Zeit einen Cacajao und bemerkt von demselben, daß er sich gefräßig, stumpfsinnig, furchtsam und gelassen gezeigt habe, gereizt, das Maul auf die sonderbarste Weise aufsperrte, sein Gesicht auf das ärgste verzog und dann in ein lebhaftes, lachendes Geschrei ausbrach, im allgemeinen äußerst unbeholfen war und, wenn er etwas ergreifen wollte, regelmäßig eine absonderliche Stellung einnahm, indem er sich mit gekrümmtem Rücken niedersetzte und beide Arme weit von sich streckte, durch den Anblick eines Krokodils oder einer Schlange in die größte Furcht versetzt wurde und dann am ganzen Leibe zitterte; er sagt mit all diesem aber kaum etwas für die Gruppe Bezeichnendes. Ein anderer Uakari (Brachyurus rubicundus), welchen Deville sieben Monate in Gefangenschaft hielt und beobachtete, war sehr sanft gegen seinen Gebieter und alle Leute, welche er kannte, leckte gern deren Gesicht und Hände, mochte aber Indianer nicht leiden. Erzürnt, rieb er mit äußerster Schnelligkeit beide Hände gegeneinander. Seine Nahrung bestand vorzugsweise aus Früchten, Zuckerwerk und Milch, Bananen liebte er besonders und ebenso alles süße Gebäck. Gab man ihm mehrere Bananen, so behielt er nur eine in der Hand und legte die andere zu den Füßen nieder. Er trank regelmäßig täglich zweimal aus einem Becher und hielt denselben sehr geschickt zwischen den Händen. Tabaksrauch war ihm unangenehm; wenn man ihm solchen zublies, riß er meist die Zigarre aus dem Munde und zertrümmerte sie in kleine Stückchen. Wie altweltliche Affen, nahm er oft eine ganz aufrechte Stellung ein, konnte auch auf den Beinen eine Strecke weit gehen. Obwohl vollkommen gezähmt, bekundete er doch bei jeder Gelegenheit eine lebhafte Sehnsucht nach seiner Freiheit, machte beispielsweise die größten Anstrengungen zu entfliehen, sobald das Boot, welches ihn führte, mehr als sonst dem Lande sich näherte.

*

Ein schlanker Körper mit schlanken Gliedmaßen und sehr langem, dünnem und schlaffem Schwanze, der runde Kopf mit bartlosem Gesichte und kurzer Schnauze, hellen Augen und großen Ohren, und fünfzehige Hände und Füße kennzeichnen eine kleine Gruppe amerikanischer Affen, welche man wegen ihrer Beweglichkeit Springaffen (Callithrix) genannt hat.

Wichtiger als die angegebenen äußeren Merkmale sind die Eigentümlichkeiten des Zahnbaues und Gerippes. Die Schneidezähne stehen fast senkrecht; die kleinen Eckzähne sind kegelförmig und innen ausgeschweift; der vordere einspitzige Backenzahn zeigt innen einen kleinen Grundhöcker; die beiden folgenden sind mehr breit als lang, außen zweispitzig und innen mit zwei kleinen Höckern versehen; der letztere ist ein kleiner Höckerzahn; die ersten drei unteren, einspitzigen haben innen einen Höcker, die drei hinteren sind etwas mehr lang als breit und vierspitzig. Im Gerippe zählt man 12—13 Rippen-, 7 Lenden-, 13 Kreuz- und 24—32 Schwanzwirbel. Unter den weicheren Teilen zeichnet sich besonders der Kehlkopf durch seine Größe aus.

Die Springaffen leben in kleinen Gesellschaften, welche aus einer oder einigen Familien bestehen, in den stillen Waldungen Südamerikas und machen sich hier durch ihre laute Stimme sehr bemerklich. Im Gezweige bewegen sie sich mit kurz zusammengezogenem Leibe verhältnismäßig langsam, jedenfalls nicht so schnell als die behenden Rollaffen; sie unterscheiden sich auch von diesen auf den ersten Blick durch ihre Stellung und das lange Haar, welches ihnen ein bärenartiges Ansehen verleiht, sowie endlich durch den schlanken Schwanz, welcher gewöhnlich gerade herabhängt, seltener aufrecht getragen wird. Ihre Stimme, nach der der Brüllaffen die stärkste und weitschallendste, welche man von den dortigen Affen vernimmt, verrät sie auf fernhin dem Jäger, welcher ihnen ihres zarten und leckeren Fleisches halber eifrig nachstellt. Wohl mit aus diesem Grunde zählen sie zu den scheuesten Arten ihrer Familie. Tierfreunde, also namentlich die Indianerhorden, suchen sie übrigens am liebsten lebend und im Jugendzustande zu bekommen, um sie zu erziehen; denn ihr Wesen ist außerordentlich sanft, und sie werden im höchsten Grade zahm und zutraulich.

Dank den Forschungen zweier ausgezeichneter Naturforscher, des Prinzen von Wied und Humboldts, kennen wir die Lebensweise zweier Arten der Gruppe, des Sahuassus und des Witwenaffen, sehr genau. Bei dem ersteren (Callithrix personata, Simia personata) ist nach Wied der ganze Kopf von der Brust an bis auf die Mitte des Scheitels bräunlichschwarz, der Hinterkopf und Oberhals gelblichweiß, der übrige Leib fahlblaßgraubräunlich, das Haar an der Spitze heller blaßgelblich; am Vorderarme werden die Haare dunkler, und ihre Spitzen stechen mehr hervor; Hände und Füße sind schwarz, die inneren Seiten der Vorderarme und Schienbeine schwarzbraun, die Vorderseiten der Hinterschenkel fahlhellgelblichgrauweiß; das Bauchhaar hat graubraune Färbung und rötliche Spitzen; der Schwanz endlich ist rötlichgraubraun, auf der Unterseite und an der Wurzel rostrot. Bei den Weibchen erscheint die Färbung blässer; auch fehlt ihnen der weiße Hals- oder Hinterhauptfleck; die Vorderteile sind mehr weißlich, die Vorderarme und Hinterbeine etwas gelblich, die Hinterbeine innen dunkelgraubraun, die Vorderarme bis zu den Ellbogen schwarzbraun gefärbt. Die Iris ist gelbbraun, bei manchen Stücken, welche sich außerdem dadurch auszeichnen, daß die Behaarung der Zehen mit Weiß gemischt erscheint, graubraun, wie dies nach dem Prinzen von Wied bei den meisten brasilischen Affen der Fall zu sein pflegt. Übrigens ändern auch die Sahuassus in der Färbung mehr oder weniger ab und haben deshalb Veranlassung gegeben, mehrere Arten aufzustellen. Die gesamte Länge beträgt etwa 80 cm, die Schwanzlänge 45—50 cm.

„Der Sahuassu“, bemerkt der Prinz von Wied, „wurde von uns zuerst in den großen Urwäldern gefunden, welche die Ufer des Itabapuana und des Itapemirim beschatten;

wir fanden ihn ferner am Iritaba und am Espirito Santo und nördlich bis über den Rio Doçe hinaus. Spix begegnete ihm außerdem in der Nähe von Rio de Janeiro. Hier in den großen ununterbrochenen Waldungen, in denen sie selten beunruhigt werden, leben diese angenehmen, harmlosen Geschöpfe in kleinen Gesellschaften von einer oder einigen wenigen Familien beisammen, nach verschiedenen reifenden Früchten umherziehend und so einen größeren Teil der Wälder durchwandernd, zu gewissen Zeiten aus einer Gegend verschwindend und plötzlich wieder nach dem gewohnten Standorte zurückkehrend. Ihre durch die stille einsame Wildnis weitschallende Stimme, welche von beiden Geschlechtern ausgestoßen und häufig vernommen wird, klingt wie ein Röcheln und kann einigermaßen nachgeahmt werden, indem man den Atem abwechselnd schnell hintereinander einzieht und wieder ausstößt. Schleicht man ihnen nach, so sieht man sie etwas gebückt auf den Zweigen sitzen, wobei der Schwanz schlaff herabhängt; sobald sie aber etwas Fremdartiges bemerken, eilen sie, dicke Hauptäste bevorzugend, schnell durch das Gezweige weg und schweigen dabei vollkommen, da sie ihre laute Stimme überhaupt nur bei vollkommener Ruhe und bei schönem, warmem Wetter morgens und abends vernehmen lassen. Sie werfen nur ein Junges, welches die Mutter so lange mit sich umherträgt, bis es stark genug ist, den Alten selbst überall folgen zu können." Im Monate Oktober fand der Prinz von Wied schon starke Junge; doch erlegte man zu derselben Zeit auch noch tragende Weibchen. „Schießt man", erzählt unser Gewährsmann, „die Mutter von einem Baume herab, so erhält man gewöhnlich das Junge, welches sie auf dem Rücken oder unter dem Arme zu tragen pflegt, lebend und kann es alsdann leicht erziehen und zähmen; denn es lernt bald fressen und wird äußerst zahm und sanft. Alle Affen dieser Art sind nicht zornig und bissig, wenn man sie verwundet, sondern zeigen das sanfteste Wesen. Bei größter Behaglichkeit schnurren sie wie eine Katze."

Sowohl die eingeborenen Brasilier wie die Neger und Indianer stellen dem Sahuassu seines Fleisches wegen nach. Hat der Indianer einen solchen Affen verwundet, und ist derselbe auf dem Baume hängen geblieben, so scheut er die Dicke und Höhe des riesigen Stammes nicht, um ihn zu ersteigen, während in anderen Fällen oft die besten Versprechungen nicht vermögen, ihn aus seiner gewohnten Ruhe zu bringen. Der Puri, welcher die Waldungen der Sahuassus beherrscht, bindet sich die Füße mit einer Schlingpflanze zusammen und klettert so in eine schwindelnde Höhe hinauf, da ihn jede noch so kleine Unebenheit der Rinde zum Stützpunkte dient.

Noch weit schöner gefärbt als der Sahuassu und eines der schönsten Glieder der Unterfamilie überhaupt ist der **Witwenaffe** (**Callithrix lugens** und torquata, Simia lugens und vidua, Cebus torquatus). Seine Länge beträgt 90 cm, wovon 50 cm auf den Schwanz gerechnet werden müssen. „Das kleine Tier", sagt Alexander von Humboldt, „hat feines, glänzendes, schön schwarzes Haar, sein Gesicht eine weißliche, ins Blaue spielende Larve, in welcher Augen, Nase und Mund stehen, sein kleines, wohlgebildetes, fast nacktes Ohr einen umgebogenen Rand. Vorn am Halse steht ein weißer, zollbreiter Strich, welcher ein Halsband bildet; die Füße sind schwarz wie der übrige Körper, die Hände aber außen weiß und innen glänzend schwarz. Diese weißen Abzeichen deuten die Missionare als Schleier, Halstuch und Handschuhe einer Witwe in Trauer.

„Die Gemütsart dieses kleinen Affen, welcher sich nur beim Fressen auf den Hinterbeinen aufrichtet, verrät sich durch seine Haltung sehr wenig. Er sieht sanft und schüchtern aus, berührt auch häufig das Fressen nicht, welches man ihm bietet, selbst wenn er starken Hunger hat. Die Gesellschaft anderer Affen scheint er zu meiden; wenn er des kleinsten Saimiris ansichtig wird, läuft er davon. Sein Auge aber verrät große Lebhaftigkeit. Wir

sahen ihn stundenlang regungslos dasitzen, ohne daß er schlief, und auf alles, was um ihn vorging, achten. Seine Schüchternheit und Sanftmut sind überhaupt nur scheinbar vorhanden. Ist der Witwenaffe allein sich selbst überlassen, so wird er wütend, sobald er einen Vogel sieht, klettert und läuft dann mit erstaunlicher Behendigkeit, macht einen Satz auf seine Beute, wie die Katze, und erwürgt, was er erhaschen kann.

„Dieser sehr seltene und äußerst zärtliche Affe lebt auf dem rechten Ufer des Orinoko in den Granitgebirgen hinter der Mission Santa Barbara, ferner in Chaviare bei San Fernando de Atapabo. Ein gezähmter hat mit uns die ganze Reise auf dem Cassiquiare und Rio Negro mitgemacht und ist zweimal mit uns über die Katarakten gegangen.“

Springaffen gehören in unseren Tiergärten zu den größten Seltenheiten, obschon dann und wann einer oder der andere lebend zu uns gelangt. Ich bin niemals so glücklich gewesen, einen einzigen zu sehen, und weiß daher aus eigener Beobachtung nichts über ihn mitzuteilen.

*

Als Übergangsglieder zwischen den Neuweltsaffen mit greifendem und denen mit schlaffem Schwanze kann man die Saimiris ansehen. „Wenn auch ihr Schwanz nicht ein wahrer Rollschwanz ist, so kann er doch um mehr als einen halben Umgang um die Zweige gebogen werden und gibt dadurch den Tieren beim Klettern einen größeren Grad von Sicherheit.“

Die Saimiris (Chrysothrix) sind schlankgebaute Affen mit langen Gliedmaßen, sehr großem, stark länglichem, besonders nach hinten entwickeltem Kopfe, hoher Stirn, kurzem Gesicht, großen, einander sehr genäherten Augen, einfachen, großen Ohrmuscheln und wenig reichem Pelze, welcher aus eigentümlich geringelten Haaren besteht. Die sehr langen und breiten Eckzähne sind oben dreikantig, vorn ein-, außen zweifurchig, die Schneidezähne stehen senkrecht. Von den Wirbeln tragen 14 Rippen; 6 sind rippenlos; außerdem zählt man 3 Kreuz- und 30 Schwanzwirbel. Das Gehirn entspricht dem sehr großen Schädel und ist verhältnismäßig schwerer als bei irgend einem Tiere, hat jedoch wenig Windungen. In wie viele Arten die Gruppe zerfällt, erscheint zur Zeit noch fraglich. Einzelne Naturforscher nehmen mehrere an, andere vereinigen sämtliche und sehen die sonst noch beschriebenen bloß als Spielarten der einen wohlbekannten an.

Diese, das Totenköpfchen (Chrysothrix sciurea, Pithesciurus, Cebus und Saimiris sciureus, Simia sciurea und morta, Lemur leucopsis), ist durch seine niedliche Gestalt und die schöne angenehme Färbung ebenso ausgezeichnet wie durch die Zierlichkeit der Bewegungen und durch seine Heiterkeit. Es kann einer der schönsten aller neuweltlichen Affen genannt werden. Sein etwas abschreckender deutscher Name entspricht keineswegs dem wahren Ausdrucke seines Kopfes; das Tier verdankt jenen vielmehr nur einer höchst oberflächlichen und bei genauer Vergleichung sofort verschwindenden Ähnlichkeit. Das sehr schlank gebaute Totenköpfchen hat einen sehr langen Schwanz; sein feiner Pelz ist oben rötlichschwarz, bei recht alten aber lebhaft pomeranzengelb, an den Gliedmaßen grau gesprenkelt und an der Unterseite weiß. Bisweilen herrscht die graue Farbe vor; manchmal erscheint der Kopf kohlschwarz, der Leib zeisiggelb mit schwarzer Sprenkelung, und die Gliedmaßen sehen dann goldgelb aus. Die Gesamtlänge beträgt ungefähr 80 cm, die Schwanzlänge 50 cm.

Hauptsächlich Guayana ist die Heimat des niedlichen Affen, und namentlich die Ufer der Flüsse dieses reichen Erdstriches werden von ihm bewohnt. Er lebt dort in großen Gesellschaften. Nach Schomburgk gehört er zu den am meisten verbreiteten Arten des Landes. Wie die dort vorkommenden Kapuzineraffen belebt er in zahlreichen Banden, zu hundert und mehr, nicht den Hochwald, sondern das Strauchwerk am Rande der Waldungen und geht

von der Küste bis zu einer Meereshöhe von 600 m. Nicht selten vereinigt er sich mit einer Herde Kapuzineraffen. Man findet ihn den Tag über in beständiger Bewegung. Die Nacht bringt er in Palmenkronen zu, welche ihm das sicherste Obdach bieten. Er ist sehr scheu und furchtsam, wagt es namentlich bei Nacht nicht, sich zu bewegen, ergreift aber auch bei Tage angesichts der leisesten Gefahr sogleich die Flucht. Dabei sieht man die Herde in langen Reihen über die Baumkronen hinwegziehen. Ein Leitaffe ordnet den ganzen Zug und bringt, dank der Beweglichkeit dieser Tiere, seine Herde gewöhnlich auch sehr bald in Sicherheit. Die Mütter, welche Junge haben, tragen diese anfänglich zwischen den Armen, später, nachdem die Kleinen etwas abgehärtet sind, auf dem Rücken. Solche Junge bemerkt



Totenköpfchen (Chrysothrix sciurea). ¼ natürl. Größe.

man übrigens das ganze Jahr hindurch, woraus also hervorgeht, daß auch diese Affen bezüglich ihrer Fortpflanzung nicht an eine bestimmte Jahreszeit gebunden sind.

Alle Bewegungen der Saimiris sind voll Anmut und Zierlichkeit. Sie klettern ganz vorzüglich und springen mit unglaublicher Leichtigkeit über ziemlich große Zwischenräume. In der Ruhe nehmen sie gern die Stellung eines sitzenden Hundes ein; im Schlafen ziehen sie den Kopf zwischen die Beine, so daß derselbe die Erde berührt. Der Schwanz dient ihnen nur ausnahmsweise anders denn als Steuerruder beim Springen. Sie wickeln ihn zwar zuweilen um einen Gegenstand, sind aber doch nicht im stande, sich damit festzuhalten. Ihre Stimme besteht in einem mehrmals wiederholten Pfeifen. Wenn ihnen etwas Unangenehmes widerfährt, beginnen sie zu klagen und zu winseln. Auch morgens und abends vernimmt man derartige Laute, oft von einer ganzen Gesellschaft, und selbst in der Nacht noch gellt der Schrei der leicht erregten Tiere durch den Wald, das schlummernde Leben

desselben weckend. „Befragt man die Indianer“, sagt Humboldt, „warum die Tiere des Waldes zu gewissen Stunden einen so großen Lärm erheben, so geben sie die lustige Antwort: ‚Sie feiern den Vollmond‘. Ich glaube, die Ursache rührt meist daher, daß sich im inneren Walde irgendwo ein Kampf entsponnen hat. Die Jaguare z. B. machen Jagd auf die Bisamschweine und Tapire, welche nur Schutz finden, indem sie beisammenbleiben und, in gedrängten Rudeln dahinjagend, das ihnen in den Weg kommende Gebüsch niederreißen. Die Affen, scheu und furchtsam, erschrecken ob dieser Jagd und beantworten von den Bäumen herab das Geschrei der größeren Tiere. Sie wecken die gesellig lebenden Vögel auf, und nicht lange, so ist die ganze Gesellschaft in Aufruhr.“

Der Totenkopf gehört zu den Furchtsamsten der Furchtsamen, solange er sich nicht von seiner vollkommenen Sicherheit überzeugt hat, wird aber zu einem echten Affen, wenn es gilt, handelnd aufzutreten. Er ähnelt einem Kinde in seinem Wesen, und kein anderer Affe sieht auch im Gesichte diesem so ähnlich wie er: „es ist derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, derselbe rasche Übergang von Freude zur Trauer“. Sein Gesicht ist der treue Spiegel der äußeren Eindrücke und inneren Empfindungen. Wenn er erschreckt wird, vergießen seine großen Augen Thränen, und auch Kummer gibt er durch Weinen zu erkennen. „Setzt man“, sagt Humboldt, „mehrere dieser kleinen Affen, welche in demselben Käfig beisammen sind, dem Regen aus, und fällt die gewöhnliche Luftwärme rasch um 2—3 Grade, so schlingen sie sich den Schwanz um den Hals und verschränken Arme und Beine, um sich gegenseitig zu erwärmen. Die indianischen Jäger erzählten uns, man finde in den Wäldern nicht selten Haufen von 10—12 solcher Affen, welche erbärmlich schreien, weil alle auswärts stehenden in den Knäuel hineinmöchten, um Wärme und Schutz zu finden.“ Auch in der Gefangenschaft klagt und jammert der Saimiri bei der unbedeutendsten Veranlassung. Seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit sind gleich groß; doch ist er nicht eigenwillig, und seine Gutmütigkeit bleibt sich fast immer gleich, so daß es eigentlich schwer ist, ihn zu erzürnen. Auf seinen Herrn achtet er mit großer Sorgfalt. Wenn man in seiner Gegenwart spricht, wird bald seine ganze Aufmerksamkeit rege. Er blickt dem Redenden starr und unverwandt ins Gesicht, verfolgt und beobachtet mit seinen lebhaften Augen jede Bewegung der Lippen und sucht sich dann bald zu nähern, klettert auf die Schulter und betastet Zahn und Zunge sorgfältig, als wolle er dadurch die ihm unverständlichen Laute der Rede zu enträtseln suchen.

Seine Nahrung nimmt er mit den Händen, oft auch mit dem Munde auf. Verschiedene Früchte und Blattknospen bilden wohl den größten Teil seiner Mahlzeiten; doch ist er auch ein eifriger Jäger von kleinen Vögeln und Kerbtieren. Ein von Humboldt gezähmter Totenkopf unterschied sogar abgebildete Kerbtiere von anderen bildlichen Darstellungen und streckte, so oft man ihm die bezügliche Tafel vorhielt, rasch die kleine Hand aus, in der Hoffnung, eine Heuschrecke oder Wespe zu erhalten, während ihn Gerippe und Schädel von Säugetieren gleichgültig ließen.

Sein liebenswürdiges Wesen macht ihn allgemein beliebt. Er wird sehr gesucht und zum Vergnügen aller gehalten. Auch bei den Wilden ist er gern gesehen und deshalb oft ein Gast ihrer Hütten. Alt gefangene überleben selten den Verlust ihrer Freiheit, und selbst die, welche in der ersten Jugend dem Menschen zugesellt wurden, dauern nicht lange bei ihm aus. Kappler hielt jedoch einen 13 Jahre lang in seiner Heimat gefangen.

Die Indianer jagen am liebsten an kühlen, regnerischen Tagen nach dem Saimiri, weniger wegen des Fleisches, welches, laut Schomburgk, weit weniger schmackhaft ist als das anderer Affen und einen bockartigen Beigeschmack hat, als um ihn für die Gefangenschaft zu erbeuten. „Schießt man“, erzählt Humboldt, „mit Pfeilen, welche in verdünntes Gift getaucht sind, auf einen jener Knäuel, so fängt man viele junge Affen auf einmal

lebendig. Der junge Saimiri bleibt im Fallen an seiner Mutter hängen, und wird er durch den Sturz nicht verletzt, so weicht er nicht von Schulter und Hals des toten Tieres. Die meisten, welche man in den Hütten der Indianer antrifft, sind auf diese Weise von den Leichen ihrer Mütter gerissen worden. Erwachsene Tiere gehen, obgleich sie leicht von Wunden genesen, meist zu Grunde, ehe sie sich an die Gefangenschaft gewöhnt haben. Sie lassen sich deshalb von den Missionen am Orinoko schwer an die Küste bringen. Sobald man den Waldgürtel hinter sich hat und die Steppe betritt, werden sie traurig und niedergeschlagen. Der unbedeutenden Zunahme der Wärme kann man diese Veränderung nicht zuschreiben, sie scheint vielmehr vom stärkeren Lichte, von der geringeren Feuchtigkeit und von irgend welcher chemischen Beschaffenheit der Luft an der Küste herzurühren." Aus diesem Grunde gehören sie auf dem europäischen Tiermarkte oder in unseren Tiergärten zu den Seltenheiten.

Kappler hat in Guayana während 26 Jahren immer drei dieser Äffchen gehalten und, wenn eines starb, stets die Zahl wieder ergänzt. Nach ihm werden sie Akalimas und Kabuanamas genannt. „Die Äffchen sind sehr lebhaft, immer in Bewegung, obgleich sie über Tag auch ein Schläfchen machen, und äußerst empfindlich gegen Kälte. Ich bekam sie immer ganz jung, und sie gewöhnten sich bald an Milch, Brot und reife Bananen. Die erste Zeit ließ ich sie frei im Zimmer herumlaufen, wo sie dann stundenlang wie ein kleines Kind an ihrem Daumen saugten. Das niedliche weiße Gesichtchen mit dem scharf begrenzten Kopfhaar, der schwarze Mund, die großen lebhaften Augen und ihr munteres, zutrauliches Wesen machten sie zu jedermanns Liebling. Sie haben nicht das Falsche, das sonst vielen Affen eigen ist, kommen zwar leicht in Zorn, sind aber ebenso schnell wieder gut. Ungereizt suchen sie nie zu beißen und sind bei guter Behandlung die harmlosesten, fröhlichsten Tierchen, die man sich denken kann. Liefen sie manchmal frei umher, so setzten sie sich auf die Schweine und ließen sich in den Savannen herumtragen. Jeden Abend 5 Uhr, nachdem die Läden der besseren Zimmer geschlossen waren, wurden sie losgelassen. Dann gab es ein tolles Jagen und Treiben auf dem Brotfruchtbaum und den Kokospalmen hinter dem Hause, das so lange dauerte, bis es dunkelte und sie von selbst kamen, um in ihr Häuschen eingesperrt zu werden. Obgleich sie Insekten fressen, so scheinen sie die giftigen doch nicht zu kennen; darum starben mir drei davon, weil sie die Schmetterlinge der Kokosraupe gefressen hatten. Gelehrig sind sie nicht und stehen an Intelligenz weit unter dem Kapuzineraffen. Fühlen sie sich behaglich, so schnurren sie wie die Kätzchen; erschreckt lassen sie einen kurz abgestoßenen Gaumenlaut hören, im Zorne ein Geschrei wie Elstern. Die meisten wurden mir vom Seestrande gebracht, wo sie mit Leichtigkeit auf den Awarrapalmen herumspringen, obgleich diese über und über mit 3 Zoll langen, nadelscharfen Stacheln besetzt sind. Die Indianer schießen die Mütter, wenn sie ihre Jungen noch auf dem Rücken haben, oder schütteln wohl auch die Jungen von den Bäumen, wenn sie dort von den Müttern abgesetzt sind. Selten bekommt man ein Männchen; beinahe alle, welche man erhält, sind Weibchen."

Ich habe nur zweimal je eines dieser liebenswürdigen Geschöpfe auf dem Markte gefunden, gekauft und längere Zeit gepflegt. Bei sehr sorgfältiger Pflege hielt das zarte Tierchen doch immerhin 7 Monate aus, und erst der böse Winter machte seinem Leben ein Ende. Haacke berichtet, daß der Frankfurter Tiergarten im Januar 1889 vier auf einmal aus London erhielt. Sie kamen zwar glücklich an, mochten sich aber zu lebhaften Bewegungen nicht verstehen und starben nach wenigen Wochen.

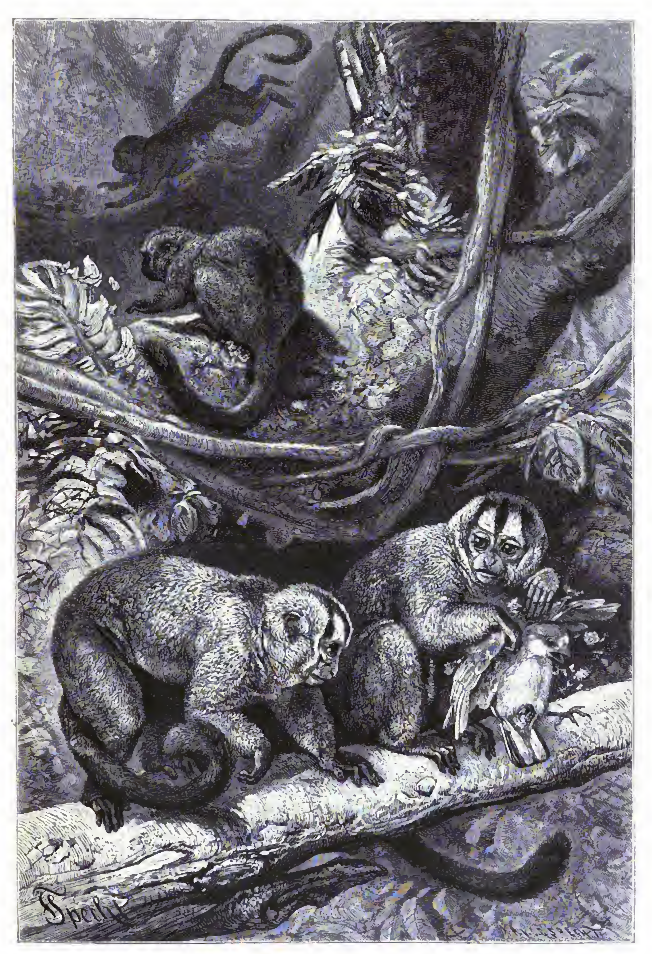
*

Azara ist der erste Naturforscher, welcher uns mit einem der merkwürdigsten aller Affen bekannt gemacht hat. Wenig später als er berichtet Humboldt über dasselbe Tier, nach ihm Rengger, Schomburgk und endlich Bates. Der Nachtaffe vertritt eine eigene Gattung (Nyctipithecus). Die Nachtaffen bilden gewissermaßen den Übergang von den eigentlichen Affen zu den wie sie nächtlich lebenden und ihnen auch sonst in vieler Hinsicht nicht unähnlichen Halbaffen oder Äffern. Ihr Kopf und ihr Gesichtsausdruck unterscheiden sie augenblicklich von allen bisher genannten und kennzeichnen sie sehr gut. Der kleine rundliche Kopf hat große eulenähnliche Augen; die Schnauze ragt wenig vor und ist breit und groß; die Nasenlöcher öffnen sich ganz nach unten; die Ohren sind klein. Ihr Leib ist gestreckt, weich und locker behaart, der etwas buschige Schwanz länger als der Körper. Die Nägel sind zusammengedrückt und gebogen.

Der schmächtige Leib des Mirikinas (Nyctipithecus trivirgatus, Simia und Aotus trivirgatus, Nyctipithecus felinus und vociferus) ist 35 cm, der Schwanz 50 cm lang. Die Färbung des Pelzes sieht oben graubraun, mehr oder weniger rostfarbig aus; der Schwanz hat eine schwarze Spitze. Auf dem Scheitel finden sich drei gleich breite, schwarze, miteinander gleichlaufende Streifen; von dem Nacken bis zur Schwanzwurzel zieht sich ein breiter, hellgelblich brauner Streifen herab. Alle Haare sind fein und sehr weich anzufühlen. Zwischen den Geschlechtern findet in der Färbung kein Unterschied statt.

Der Verbreitungskreis des Mirikinas scheint sich über den Osten des wärmeren Südamerika zu erstrecken, das Vorkommen jedoch auf einzelne Teile des Landes zu beschränken. Rengger behauptet, daß er sich in Paraguay bloß am rechten Ufer des Flusses und zwar nur bis zum 25. Grade südlicher Breite finde, am linken Ufer aber nicht vorkomme. Von seinem Freileben ist nur wenig bekannt. Er bringt sein Leben auf und in Bäumen zu, geht während der Nacht seiner Nahrung nach und zieht sich am Morgen in eine Baumhöhle zurück, um hier den Tag über zu schlafen. Beim Sammeln von Brennholz fanden die Leute unseres Naturforschers einmal ein Pärchen dieser Affen, welche in einem hohlen Baume schliefen. Die aufgescheuchten Tiere suchten sogleich zu entfliehen, waren aber von dem Sonnenlichte so geblendet, daß sie weder einen richtigen Sprung machen, noch sicher klettern konnten. Sie wurden deshalb leicht eingefangen, obwohl sie sich mit ihren scharfen Zähnen zu verteidigen suchten. Das Lager bestand aus Blättern und war mit einer Art von Baummoos ausgelegt, woraus hervorzugehen scheint, daß diese Tiere an einem bestimmten Orte leben und sich regelmäßig in dasselbe Lager zurückziehen. Rengger behauptet, daß man immer nur ein Pärchen, niemals größere Gesellschaften antreffe; Bates dagegen gibt an, daß letzteres sehr wohl der Fall sei. „Diese Affen“, sagt er, „schlafen zwar übertags, werden jedoch durch das geringste Geräusch erweckt, so daß derjenige, welcher an einem von ihnen zum Schlafplatze erwählten Baume vorübergeht, oft nicht wenig überrascht wird durch das plötzliche Erscheinen einer Gruppe von gestreiften Gesichtern, welche bis dahin in einer Höhle des Baumes zusammengedrängt waren. In dieser Weise entdeckte ein indianischer ‚Gevatter‘ von mir eine Siedelung, aus welcher ich ein Stück erhielt.“ Nach Aussage der Jäger Renggers soll das Weibchen in unseren Sommermonaten ein Junges werfen und dieses erst an der Brust, später aber auf dem Rücken mit sich herumtragen.

Der junge Mirikina läßt sich leicht zähmen, der alte hingegen bleibt immer wild und bissig. Mit Sorgfalt behandelt, verträgt er die Gefangenschaft gut; durch Unreinlichkeit aber geht er zu Grunde. Man hält ihn in einem geräumigen Käfig oder im Zimmer und läßt ihn frei herumlaufen, weil er sich leicht in den Strick verwickelt, wenn man ihn anbindet. Während des ganzen Tages zieht er sich in die dunkelste Stelle seiner Behausung



NACHTAFFE.

zurück und schläft. Dabei sitzt er mit eingezogenen Beinen und stark nach vorn gebogenem Rücken und versteckt das Gesicht zwischen seinen gekreuzten Armen. Weckt man ihn auf und erhält ihn nicht durch Streicheln oder andere Liebkosungen wach, so schläft er sogleich wieder ein. Bei hellen Tagen unterscheidet er keinen Gegenstand; auch ist sein Augenstern alsdann kaum noch bemerkbar. Wenn man ihn aus der Dunkelheit plötzlich ans Licht bringt, zeigen seine Gebärden und kläglichen Laute, daß ihm dasselbe einen schmerzlichen Eindruck verursacht. Sobald aber der Abend anbricht, erwacht er; sein Augenstern dehnt sich mehr und mehr aus, je mehr das Tageslicht schwindet, und wird zuletzt so groß, daß man kaum noch die Regenbogenhaut bemerkt. Das Auge leuchtet wie das der Katzen und der Nachteulen, und er fängt nun mit eintretender Dämmerung an, in seinem Käfig umherzugehen und nach Nahrung zu spähen. Dabei erscheinen seine Bewegungen leicht, wenn auch auf ebenem Boden nicht besonders gewandt, weil seine hinteren Glieder länger als die vorderen sind. Im Klettern aber zeigt er große Fertigkeit, und im Springen von einem Baume zum anderen ist er Meister. Rengger ließ seinen gefangenen Mirikina zuweilen bei hellen Stern- und Mondnächten in einem mit Pomeranzenbäumen besetzten, aber ringsum eingeschlossenen Hofe frei. Da ging es dann lustig von Baum zu Baum, und es war keine Rede davon, das Tier bei Nacht wieder einzufangen. Erst am Morgen konnte man ihn ergreifen, wenn er vom Sonnenlichte geblendet ruhig zwischen den dichtesten Zweigen der Bäume saß. Bei seinen nächtlichen Wanderungen erhaschte er fast jedesmal einen auf den Bäumen schlafenden Vogel. Andere, welche Rengger beobachtete, zeigten sich außerordentlich geschickt im Fangen von Kerbtieren. Des Nachts hörte man oft einen starken dumpfen Laut vom Mirikina, und er wiederholte dann denselben immer mehrmals nacheinander. Reisende haben diesen Laut mit dem fernen Ruf eines Jaguars verglichen. Seinen Zorn drückt er durch ein wiederholtes „Grr, Grr“ aus.

Unter den Sinnen dürfte das Gehör obenan stehen. Das geringste Geräusch erregt sogleich seine Aufmerksamkeit. Sein Gesicht ist bloß während der Nacht brauchbar, das Tageslicht blendet ihn so, daß er gar nicht sehen kann. In sternhellen Nächten sieht er am besten. Die geistigen Fähigkeiten scheinen gering zu sein. Er lernt niemals seinen Herrn kennen, folgt seinem Rufe nicht und ist gegen seine Liebkosungen gleichgültig. Selbst zur Befriedigung seiner Begierden und Leidenschaften sieht man ihn keine Handlung ausführen, welche auf einigen Verstand schließen ließe. Rengger hat bloß eine große Anhänglichkeit zwischen Männchen und Weibchen bemerkt. Ein eingefangenes Paar geht stets zu Grunde, wenn eines seiner Glieder stirbt, das andere grämt sich zu Tode. Die Freiheit lieben die Tiere über alles, und sie benutzen deshalb jede Gelegenheit, um zu entweichen, auch wenn man sie jung gefangen und schon jahrelang in der Gefangenschaft gehalten hat.

Renggers Beurteilung der geistigen Fähigkeiten des Mirikinas ist mindestens nicht in jeder Hinsicht gerecht. Es mag Regel sein, daß ein Nachtaffe seinen Herrn nicht kennen lernt und sich gegen dessen Liebkosungen gleichgültig benimmt: Ausnahmen aber gibt es auch hier, zumal es wesentlich darauf ankommt, zu welcher Zeit seines Lebens ein Tier in Gefangenschaft geriet, und wie es behandelt wurde. „Ich mußte“, erzählt Bates, „meinen Nachtaffen angekettet halten, und deswegen wurde er nicht vollkommen vertraut mit mir; aber ich habe einen gesehen, welcher ergötzlich zahm war. Ebenso lebhaft und gewandt wie ein Rollaffe, aber nicht so böswillig und tückisch in seinem Wesen, freute er sich aufs äußerste, wenn er von den in das Haus kommenden Leuten geliebkost wurde. Sein eigener Herr hatte ihn mehrere Wochen lang mit der größten Zärtlichkeit behandelt, ihm erlaubt, nachts mit ihm in seiner Hängematte zu liegen und sich übertags in seinem Busen zu verbergen. Er war ein Liebling von jedermann wegen der Schmuckheit seiner Gestalt und Bewegungen, seiner Reinlichkeit und seines ansprechenden Wesens überhaupt.“

Auch Schomburgks Schilderung ist meiner Ansicht nach mindestens teilweise übertrieben. „In Ascurda", so berichtet er, „lernte ich auch eines der merkwürdigsten Tiere Guayanas, den Nachtaffen oder Durukuli der Indianer, als zahmes Haustier kennen. Es war der erste, den ich überhaupt während meines Aufenthaltes sah; einen zweiten fand ich später. Es ist ein niedliches, eigentümliches und ebenso lichtscheues Tier wie die Eule und die Fledermaus. Sein kleiner, runder Kopf, die gewaltig großen, gelben Augen, die kleinen, kurzen Ohren geben ihm ein äußerst merkwürdiges, possierliches Äußere. Die ängstlichen hilflosen Bewegungen erregen förmliches Mitleid. Am Tage ist der Durukuli fast vollkommen blind, taumelt wie ein Blinder umher, klammert sich an den ersten besten dunkeln Gegenstand an und drückt an denselben das Gesicht, um dem schmerzhaften Eindrucke des Lichtes zu entgehen. Der dunkelste Winkel der Hütte ist sein liebster Aufenthalt, und hier liegt er während des Tages in einem förmlichen Totenschlafe, aus welchem ihn nur mehrere Schläge erwecken können. Kaum aber ist die Nacht hereingebrochen, so kommt der feste Schläfer aus seinem Schlupfwinkel hervor, und nun gibt es kein muntereres Tier. Von Hängematte geht's zu Hängematte, dabei werden dem darin liegenden Schlafenden Hände und Gesicht beleckt; vom Boden geht's bis zum äußersten Balken, und was nicht fest genug steht, liegt am Morgen gewöhnlich auf der Erde umher. Vermöge der Länge der Hinterfüße gegen die der Vorderfüße gehört der Durukuli zu den ausgezeichnetsten Springern. Merkwürdig ist es, wenn das Tier abends bei Tische seinen Tummelplatz unter diesem aufschlägt, dann an den Leuten emporkriecht und wie von einer Tarantel gestochen zurückprallt, sobald es von den Lichtstrahlen der auf dem Tische stehenden Kerzen getroffen wird. Im Dunkeln leuchten die Augen viel stärker als die des Katzengeschlechtes. Obschon der Durukuli wie die Affen mit allem vorlieb nimmt, so scheinen kleinere Vögel doch sein Lieblingsfraß zu sein. Das lichtscheue Wesen wie die tiefen Verstecke, in denen das Tier am Tage zubringt, scheinen mir die Hauptursache, daß es so selten gesehen wird."

Nach Europa kommt der lebende Nachtaffe selten und immer nur vereinzelt. Man sieht ihn dann und wann in diesem oder jenem Tiergarten, in der Regel erst auf Befragen, weil er sich übertags so gut als möglich zu verbergen und den Blicken der Besucher zu entziehen sucht. Selbst sehr tierfreundliche Menschen sind ihm nicht immer hold. Seine Schläfrigkeit bei Tage läßt das Anziehende seines Nachtlebens in der Regel vergessen. Ich selbst erhielt einen Nachtaffen zum Geschenke und konnte ihn somit länger beobachten. Unsere Abbildung gibt die verschiedenen Stellungen des Tieres getreulich wieder.

Gedachter Nachtaffe war schon vollkommen gezähmt, als er in meinen Besitz gelangte, ließ sich, ohne zu beißen oder sonstwie abwehrend zu benehmen, anfassen, streicheln, aus dem Kästchen, welches ihm zum Lager diente, herausheben, umhertragen, wieder hinlegen, überhaupt leichter und gefahrloser als die meisten Affen behandeln, ohne jemals aus seinem Gleichmute zu kommen. Sein Wesen entsprach im allgemeinen dem von Rengger und Schomburgk gezeichneten Bilde. Übertags war er so schlaftrunken, daß man ihn geradezu geistesabwesend nennen konnte, nachts überaus munter, gewandt und anmutig in jeder seiner Bewegungen. Doch glaubte ich zu bemerken, daß er auch dann noch denjenigen meiner Wärter, welcher ihn zu pflegen hatte, nicht vor anderen Leuten bevorzugte, sich vielmehr gegen jedermann gleich freundlich, richtiger vielleicht gleichgültig betrug. Von der Scheu gegen Kerzen- oder Lampenlicht, wie Schomburgk schildert, haben wir nichts bemerkt, im Gegenteile gefunden, daß ihn, wenn er einmal munter geworden, auch grelles Gaslicht nicht im geringsten behelligte: war es ja doch überhaupt nur möglich, ihn bei Lampenlicht zu zeichnen, und mußte deshalb der Raum, in welchem er sich befand, so hell als thunlich erleuchtet werden. Nicht einmal ein Blinzeln des Auges verriet, daß ihm die vielen Gasflammen, welche ihr Licht von allen Seiten auf ihn warfen, unangenehm waren. Wenn er erst

vollkommen munter geworden war, schien ihm lebhafte Bewegung besonderes Vergnügen zu gewähren; denn er sprang oft viertelstundenlang und in der ausgelassensten Weise, eher nach Art der Marder als nach Art anderer Affen, in seinem Käfig umher, nahm dazwischen dieses oder jenes Bröckchen von der ihm vorgesetzten Nahrung, verzehrte es, das gefaßte Stück nach Art eines Eichhörnchens haltend und dabei einen Augenblick ruhig auf einer und derselben Stelle verweilend, und begann dann seine Springübungen aufs neue. Ein ihm gereichter lebendiger Vogel war im Nu ergriffen und ebenso schnell durch einen knirschenden Biß in den Kopf getötet. Dann wurde ein Teil des Gefieders abgerupft, ganz mit der Hastigkeit, mit welcher Tagaffen zu verfahren pflegen, und hierauf zunächst das Hirn verzehrt. Nächst diesem schien er die Eingeweide zu bevorzugen. Von dem übrigen Leibe des Vogels ließ er größere oder kleinere Stücke, namentlich die Gliedmaßen, regelmäßig liegen. Etwas Fleisch nahm er gern zu sich, begnügte sich aber auch tagelang mit dem ihm gewöhnlich vorgesetzten Futter, Milchreis, in Milch gequelltem Weißbrote und Früchten. Eier kugelte er manchmal längere Zeit spielend auf dem Boden hin und her, ließ sie gelegentlich wohl auch fallen, erschrak förmlich darüber, nahte sich langsam, als wolle er den Schaden besehen, und leckte dann den Inhalt auf.

Ein eigentümliches Geschick machte seinem Leben ein Ende. Nachdem ich ihn wochenlang beobachtet hatte, beschloß ich, ihn in einen größeren Käfig einzustellen, um so mehr, als ich ihm durch die hier unterhaltene Wärme eine Wohlthat zu erzeigen hoffte. Schon in der zweiten Nacht nach seiner Umsetzung hatte er die Thür des Käfigs zu öffnen gewußt und war verschwunden, blieb es auch, des allersorgfältigsten Suchens ungeachtet. Erst vier Wochen später fanden wir seinen Leichnam in einer engen Mauerlücke auf. Er hatte sich durch diese einen Ausweg zu bahnen gesucht, dabei aber so fest geklemmt, daß er nicht im stande war, vor- oder rückwärts sich zu bewegen, und so seinen Untergang gefunden.

Einzelne Naturforscher sahen in den Tieren, welche wir hier zu einer besonderen Familie vereinigen, nur Gattungen der vorhergehenden Abteilung und stellten sie deshalb mit dieser zusammen; die unterscheidenden Merkmale zwischen ihnen und den vorhergehenden Affen sind aber immerhin beträchtlich genug, um eine derartige Trennung, wie wir sie anwenden, zu rechtfertigen.

Die **Krallen-** oder **Eichhornaffen** (**Arctopitheci**) unterscheiden sich von allen bisher genannten Mitgliedern ihrer Ordnung hauptsächlich dadurch, daß sie mit Ausnahme der Daumenzehen des Fußes an allen Fingern und Zehen schmale Krallennägel, an der Daumenzehe aber einen hohlziegelförmigen breiten Nagel tragen. Außerdem kennzeichnen sie: der rundliche Kopf mit kurzem, plattem Gesicht, kleinen Augen und großen, oft durch Haarbüschel gezierten Ohren, der schlanke Leib, die kurzen Gliedmaßen, die krallenartigen Hände, deren Daumen den übrigen Fingern nicht entgegengesetzt werden kann, während dies bei der Daumenzehe der Fall ist, der lange und buschige Schwanz und der seidenweiche Pelz. Es sind also bei ihnen die Hände zu eigentlichen Pfoten geworden, und nur die Füße zeigen noch ähnliche Bildung wie bei anderen Affen. Ihr Gebiß besteht, wie bei den Altweltsaffen, aus 32 Zähnen. Unter den oberen Schneidezähnen ist der erste größer als der zweite und trägt wie dieser gewöhnlich Zacken an der Wurzel, während die unteren Schneidezähne eine breit meißelförmige oder cylindrische Gestalt haben und sich verlängern. Die Eckzähne zeichnen sich durch ihre Größe und Stärke, die oberen außerdem durch ihre dreikantige Gestalt und eine vorn und innen verlaufende Rinne aus. Außerdem finden sich 3 Lück- und 2 Mahlzähne in jedem Kiefer. Erstere sind kegelförmig, von außen und innen zusammengedrückt, die des Unterkiefers jederseits auch mit einem schwachen Höcker

besetzt, die Mahlzähne zweihöckerig. Der Schädel ist fast kugelig, das Gesicht ziemlich flach, die Stirn flach und breit. Im Gerippe zählt man 9 Rippen-, 10 Lenden-, 3 Kreuz- und 21—31 Schwanzwirbel; 7 von den ersteren tragen wahre, 5 falsche Rippen.

Das Verbreitungsgebiet der Krallenaffen umfaßt alle nördlichen Länder der Südhälfte Amerikas und dehnt sich nördlich bis Mexiko aus, während es nach Süden hin kaum über Brasilien hinausreicht. Letztgenanntes Kaiserreich, Guayana und Peru beherbergen die meisten Arten; in Mexiko kommen, soviel bis jetzt bekannt, nur zwei von ihnen vor. So sehr diese Arten in Gestalt und Färbung sich ähneln, so bestimmt scheinen sie wirklich verschieden zu sein. Frühere Naturforscher hielten viele von ihnen nur für Spielarten, und auch der Prinz von Wied war anfangs derselben Meinung, hat sich aber durch den Augenschein überzeugt, daß die unter sich so übereinstimmenden Tiere verschiedener Art sind, und daß man innerhalb einer und derselben Art nur außerordentlich selten und höchst geringe Abweichungen findet. Eine und dieselbe Gestalt, die gleiche Art der Behaarung, ja sogar die Verteilung und Hauptmischung ihrer Farben wiederholt sich bei mehreren Arten in merkwürdiger Weise, so daß sehr oft nur geringfügige Unterscheidungsmerkmale angegeben werden können. Ebenso grenzen auch die Verbreitungsgebiete verschiedener Krallenaffen dicht aneinander, da der Wohnort einer jeden Art meist sehr beschränkt zu sein scheint und nur ausnahmsweise eine von ihnen über größere Landesstrecken sich verbreitet. „Breitere Flüsse", sagt Wied, „bilden oft die Grenzen, und der reisende Beobachter findet plötzlich eine Art durch eine andere ersetzt, welche nur durch geringe Unterschiede von ihr getrennt und dennoch bestimmt artlich verschieden ist." Wie hoch sie im Gebirge emporsteigen, ist zur Zeit mit Sicherheit noch nicht festgestellt; Schomburgk begegnete ihnen bis zu 500 m über dem Meere; in den Andes kommen sie jedoch unzweifelhaft in noch größerer Höhe vor.

Alle Krallenaffen sind Baumtiere im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie bewohnen in größter Mannigfaltigkeit die weiten Waldungen ihrer heimatlichen Länder, und zwar keineswegs die hochstämmigen, feuchten Urwaldungen der Küste oder der Niederungen allein, sondern auch die dürftiger bestandenen, buschartigen Wälder des Innern. In der Regel halten sie sich in unbewohnten oder menschenleeren Gegenden auf; ausnahmsweise aber kommen sie doch bis in die Pflanzungen, ja selbst bis in die Dörfer und Städte herein, wie dies beispielsweise in Para der Fall zu sein pflegt. In ihrem Auftreten und Wesen erinnern sie mindestens ebensosehr an die Eichhörnchen wie an die Affen. Sie ersetzen erstere, welche in Brasilien nur selten vorkommen, gewissermaßen, da sie in annähernd derselben Arten- und Stückzahl auftreten wie gedachte Nager beispielsweise in Indien oder auf den Sundainseln. Ihre Haltung ist nicht die aufgerichtete der Affen: sie sitzen im Gegenteile gewöhnlich mit Händen und Füßen auf oder liegen selbst platt auf dem Bauche, wobei der lange, dick behaarte Schweif gerade herabhängt; sie lieben es auch nicht, wie ihre Verwandten, die ausgezeichnetsten Kletterer, welche wir überhaupt kennen, im dünnen Gezweige sich zu bewegen, sondern halten sich mehr auf den dicken Ästen auf und treiben sich hier ganz nach Art der Eichhörnchen umher, ihre langen Krallen genau in derselben Weise verwendend, wie jene Nager dies zu thun pflegen. Auf große Sprünge von einem Baume zum anderen lassen sie sich nicht ein, weil sie nicht im stande sind, beim Aufspringen sofort mit Sicherheit sich festzuhalten, und verfolgt auch manchmal aus großen Höhen auf den Boden herabstürzen, wie dies unter anderem Bates einmal beobachtete. Dagegen klettern sie mit außerordentlicher Gewandtheit und Sicherheit senkrecht in die Höhe und ebenso schnell rund um den Stamm herum, ganz wie wir dies bei den Eichhörnchen ebenfalls beobachten. Auf zwei Füßen sieht man sie niemals gehen, und immer treten sie mit der ganzen Sohle auf; doch erheben sie sich, wenn sie etwas zum Munde führen, ausnahmsweise mit dem Vorderteile ihres Leibes, indem sie sich wie Eichhörnchen halten.

Kein einziger von allen Reisenden, deren Werke ich kenne, beschreibt, wie und wo die Eichhornaffen nächtigen. Nester nach Art der Eichhornhorste bauen sie nicht; wahrscheinlich aber dienen ihnen Höhlungen der Bäume während der Nacht zum Aufenthalte. So schließe ich aus dem Betragen der Gefangenen, welche ihnen gebotene Schlafkästchen sofort zu benutzen und auch bei Tage oft nach ihnen sich zurückzuziehen pflegen, jedenfalls aber in ihnen Zuflucht suchen, sobald ihnen irgend etwas Unangenehmes begegnet. Wahrscheinlich bilden sie auch in der Freiheit wie in der Gefangenschaft förmliche Klumpen in gedachten Höhlen, indem die ganze Gesellschaft sich dicht aneinander schmiegt und gegenseitig mit dem Schwanze zudeckt. Einige Zeit nach Sonnenaufgang beginnen sie ihre Streifzüge und durchwandern bei dieser Gelegenheit einen mehr oder minder großen Teil des Waldes, sind, wie der Prinz von Wied sagt, bald hier, bald dort, und kündigen in gewisser Entfernung durch ihre Stimme, kurze, ein- oder zweisilbige pfeifende Laute, dem Jäger oder Forscher sich an. Hat eine Bande bei der Annäherung eines Feindes nicht Zeit, zu entfliehen, so verbirgt sie sich hinter die dicken Baumzweige, blickt dann aber von Zeit zu Zeit ängstlich hervor und verfolgt alle Bewegungen des ersteren. Bates schreibt ihnen einen hohen Grad von Neugier zu, da sie auch in Gegenden, wo sie allseitig Schutz genießen und deshalb viel von ihrer Scheu verloren haben, wie bei Para z. B., jeden in Sicht kommenden Menschen eine Zeitlang mit größter Aufmerksamkeit beobachten, bevor sie ihr gewöhnliches Treiben wieder beginnen. Auch hierin ähneln sie den Eichhörnchen sehr: sie bekunden dieselbe Unruhe und Rastlosigkeit und ebenso dieselbe Scheu und Ängstlichkeit wie diese. Ihr Köpfchen ist keinen Augenblick lang ruhig, und die dunkeln Augen richten sich bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand, immer aber mit einer gewissen Hast und, wie es scheinen will, mit wenig Verständnis von einem Dinge zum anderen irrend und dabei bald an dieses, bald an jenes denkend. Hiermit will ich freilich nicht gesagt haben, daß ich den Krallenaffen überhaupt tiefe Gedanken zuschreiben möchte; ich halte sie im Gegenteile für die geistlosesten aller Affen, für in hohem Grade beschränkte Geschöpfe, deren geistige Fähigkeiten schwerlich über die gleich großer Nager sich erheben dürften. Wie letztere sehen sie klüger aus, als sie sind. Ihre Handlungen zeugen von wenig Überlegung: sie folgen ganz den Eingebungen des Augenblickes und vergessen das, was sie eben beschäftigte, sofort, wenn ein neuer Gegenstand sie irgendwie anregt. Diese Unstetigkeit ihres Wesens bekundet sich auch durch Äußerungen ihres Wohlbehagens oder Mißfallens, mit denen sie nicht kargen. Eben höchst zufrieden mit ihrem Schicksale, anscheinend glücklich über die Liebkosungen, welche ihnen von Freundeshand werden, grinsen sie im nächsten Augenblicke selbst ihren Gebieter an, thun ängstlich, als ob es ihnen an Hals und Kragen ginge, oder fletschen die Zähne und versuchen zu beißen. Sie sind geistig ebensoviel Nager wie Affe, haben mit beiden Reiz- und Erregbarkeit gemein, ermangeln jedoch der Eigenartigkeit, welche jeder höher stehende Affe bekundet, ähneln sich vielmehr geistig ebenso wie leiblich. Der eine handelt genau wie der andere: nicht einmal Verschiedenheit der Art bedingt einen merklichen Unterschied des Wesens und Gebarens. Ängstlich, mißtrauisch, verschlossen, kleinlich und vergeßlich, handelt der Krallenaffe gleichsam ohne Selbstbewußtsein, den Eingebungen des Augenblickes willenlos sich hingebend, das eben Erstrebte nicht mehr beachtend, falls irgend ein anderes Bild dem Auge sich bietet. Er besitzt alle Eigenschaften eines Feiglings: die klägliche Stimme, die ersichtliche Unfähigkeit oder Unwilligkeit, in Unvermeidliches sich zu fügen, die jammerhafte Hinnahme aller Ereignisse, die krankhafte Sucht, jede Handlung eines anderen Geschöpfes auf sich zu beziehen, das eifrige Bestreben, bald zu prahlen, bald sich zurückzuziehen, die Unstetigkeit im Ausdrucke wie in der Stellung, im Wollen wie im Vollbringen. Dieser ewige Wechsel von einem zum anderen, welcher sich in jeder Bewegung wie in dem Gebaren ausspricht, hat etwas höchst Unbehagliches und Unangenehmes und verringert die Zahl ihrer Freunde wesentlich.

Verschiedene Früchte, Samen, Pflanzenblättchen und Blüten bilden einen Hauptteil der Nahrung unserer Äffchen; nebenbei aber stellen sie mit dem größten Eifer allerlei Kleingetier nach: Kerbtiere, Spinnen ꝛc. kleinen Wirbeltieren unzweifelhaft vorziehend, diese aber ebenfalls nicht verschmähend. Jedenfalls sind sie mehr als alle übrigen Affen Raubtiere, d. h. fressen mehr als letztere tierische Stoffe neben den pflanzlichen.

In ihrer Heimat scheint die Fortpflanzung der Krallenaffen nicht an eine bestimmte Zeit sich zu binden, denn man sieht jahraus jahrein Alte mit ihren Jungen. Das Weibchen bringt in der Regel ebenfalls nur ein einziges Kind zur Welt, zuweilen aber deren zwei und selbst drei. Dann befestigt sich das eine von diesen auf dem Rücken, das andere an der Brust, und eins um das andere saugt abwechselnd. Auch unterstützen sich, wie wir von Gefangenen wissen, beide Geschlechter gegenseitig in der Last der Erziehung ihrer Jungen. Das Männchen wird von dem Weibchen aufgefordert, zeitweilig eines von den Kindern zu schleppen und scheint dies auch ohne Anstand zu thun. Die Jungen sind bei ihrer Geburt nicht größer als Hausmäuse, jedoch bereits ganz behaart und wie alle jungen Affen geistig verhältnismäßig ziemlich entwickelt.

Als die schlimmsten Feinde der schmucken Geschöpfe werden die Raubvögel genannt. Den Baumkatzen entgehen sie oft, dank ihrer Schnelligkeit und Behendigkeit und ihrer vorsichtigen Auswahl der Schlafstellen; vor den Adlern und Falken dagegen gibt es keine Flucht. Unzählige fallen diesen gefährlichen Räubern zur Beute: ihr Tagleben ist eigentlich nur ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Der Mensch stellt ihnen weniger ihres Nutzens als ihrer leichten Zähmbarkeit halber nach. Ihr Fleisch wird zwar von den Eingeborenen gegessen, aber dem anderer Affen nachgestellt; das Fell findet nur ausnahmsweise Verwertung, indem man es zu Mützen verarbeitet oder sonstwie zu Verbrämungen benutzt. Um so häufiger sieht man Krallenaffen als Gefangene in den Hütten der Indianer und den Wohnungen der Südamerikaner europäischer Abkunft. Man bemächtigt sich der Jungen wie der Alten, ersterer, indem man sie den getöteten Müttern abnimmt, letzterer, indem man sie mit schwach vergifteten Pfeilen schießt und dann in der bereits angegebenen Weise wieder zu heilen sucht, oder aber, indem man eine Fischreuse mit Bananen oder anderen ihrer Lieblingsfrüchte ködert und auf den Bäumen anbringt, welche regelmäßig von ihnen besucht werden. Sie kriechen durch die enge Öffnung in das Innere und fallen rettungslos in die Gewalt des Fängers, da sie wegen der nach einwärts gerichteten, trichterförmig angeordneten, spitzigen Stöcke einen Ausweg sich nicht zu bahnen wissen. Nach der Versicherung des **Prinzen von Wied** fängt man in dieser Weise oft mehrere in einer und derselben Reuse. Es spricht gegen den Verstand der Krallenaffen, daß sie in einer so plumpen Falle sich fangen lassen.

Im Anfange ihrer Gefangenschaft sind alle Krallenaffen geradezu unleidliche Geschöpfe. Ihr grenzenloses Mißtrauen bekundet sich gegen jedermann, und es währt sehr lange, bevor sie sich daran gewöhnen können, den sie pflegenden Menschen anders als ihren Feinden gegenüber sich zu betragen. Als hervorragende Züge des Wesens treten zunächst nur überaus große Ängstlichkeit und machtloser Jähzorn hervor, beide fast in ununterbrochenem Wechsel. Später mildert sich der letztere einigermaßen, und stille Traurigkeit tritt an seine Stelle. Der Eingeborene läßt sich hierdurch nicht im geringsten beirren; er behandelt auch dieses wenig versprechende Geschöpf von Anfang an mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und beharrlichen Freundlichkeit und gewinnt ihm nach und nach wirklich Vertrauen ab. Junge Krallenaffen werden von den Indianerinnen gewöhnlich im Haare getragen, wahrscheinlich in der Absicht, ihnen die fehlende Mutter zu ersetzen; ältere erhalten ihre Stätte im Busen der sorgsamen Frauen. Auch gibt man sie größeren Affen, Klammer-, Woll- und Rollschwanzaffen in die Pflege. Wie diese in den Affenhäusern unserer Tiergärten ohne

Widerstreben der Bemutterungssucht eines liebedürftigen Pavianweibchens sich fügen, lassen sich Krallenaffen gern von größeren Verwandten tragen, überwachen und beherrschen. Auch unaufgefordert klammern sie sich an dem Rücken der stärkeren Familiengenossen fest, deren Gutmütigkeit solcher Hingebung nicht zu widerstehen vermag, und nach geraumer Zeit sind beide ein Herz und eine Seele. Der mißtrauische Krallenaffe erkennt in dem größeren seinen Pfleger und Beschützer, dieser in jenem einen Schützling, welcher der Leitung durch einen erhabenen Geist dringend bedarf. Anfänglich versucht er vielleicht die ungewohnte Last von sich abzuschütteln, später ruft er den Pflegling sehnsüchtig herbei, wenn dieser zeitweilig sich entfernte. Daß ein Krallenaffe unter solcher Leitung sehr bald einen guten Teil seines Mißtrauens verliert, läßt sich begreifen: so viel Verstand besitzt er doch, um einen Wohlthäter von anderen Wesen zu unterscheiden. Dies macht schließlich auch dann sich bemerklich, wenn ein Krallenaffe ausschließlich in menschlicher Gesellschaft lebt und von bestimmten Leuten gut, noch besser, wenn er zärtlich behandelt wird. Bates versichert, eines unserer Äffchen gesehen zu haben, welches ebenso spiellustig wie ein Kätzchen war, mit den Kindern im Hause und außerhalb desselben umherlief und sehr wohl wußte, daß es in ihnen seine besten Freunde hatte, da es sich gegen Fremde anders benahm, beispielsweise es nicht leiden wollte, wenn sich jemand in die Hängematte setzte. Ähnliche Beobachtungen werden von allen gemacht, welche Krallenaffen mild und zärtlich behandeln. Auch Kappler berichtet, daß sie sehr zahm werden können; er ließ die seinigen immer frei im Zimmer herumlaufen. Sie hielten mit Totenköpfchen und braunen Rollaffen gute Freundschaft, und alle drei sollen auch im Walde einträchtig miteinander leben.

Das gewöhnliche Futter, welches man den frisch Gefangenen reicht, sind süße Früchte, namentlich Bananen. Daran, daß alle Krallenaffen mindestens ebenso viele tierische als Pflanzenstoffe fressen, denken weder die Europäer noch die Indianer; letztere aber gestatten, wie bemerkt, ihren Gefangenen eine größere Freiheit und ermöglichen es ihnen daher, mit den ihnen fehlenden Stoffen sich zu versorgen, während erstere sie in engem Gewahrsam zu halten pflegen. Hierin sehe ich den hauptsächlichsten Grund der sonst unbegreiflichen Hinfälligkeit und Sterblichkeit dieser Tiere auch in ihrer Heimat und noch mehr während der Seereise. Von den zahllosen Krallenaffen, welche man längs der ganzen Ostküste Brasiliens den Fremden anbietet, gelangt nur ein sehr geringer Bruchteil lebend nach Europa. Die meisten der hierher zurückreisenden Europäer kaufen sich solche Äffchen, füttern sie unterwegs aber, laut Hensel, nur mit süßem Gebäck und Zucker oder sperren sie haufenweise in so kleine Käfige, daß sie sich kaum rühren können. „Berücksichtigt man“, sagt dieser Forscher, „nun noch die wahrhaft nervöse Ängstlichkeit der dummen Tierchen, welche deswegen unter allen Affen die langweiligsten sind und außer ihrer Niedlichkeit nichts Empfehlendes besitzen, so wird man sich wohl nicht wundern dürfen, daß sie die Gefangenschaft so schlecht ertragen.“ In Brasilien und auch bei uns zu Lande hält man alle Krallenaffen für besonders hinfällig, namentlich in hohem Grade empfindlich gegen die Kälte. Weder das eine noch das andere aber ist thatsächlich begründet. Bei geeigneter Pflege, also wenn man ihnen Kerbtiere nicht vorenthält, ihnen wenigstens Fleisch oder Eier zum Ersatze derselben reicht, halten sie sich sehr gut, wie ja schon daraus hervorgeht, daß sie bei uns durchaus nicht selten 6–8 Jahre ausdauern und sich fortpflanzen. Auffallenderweise versichern alle Reisenden, daß letzteres in Brasilien selbst nicht geschehe, und bestätigen damit nur, daß man die Äffchen drüben nicht gebührend zu pflegen weiß. Wäre mangelnde Wärme ihnen wirklich in so hohem Grade verderblich, als man anzunehmen pflegt, so würde hierzulande kein einziger Krallenaffe längere Zeit ausdauern, und müßte er sich im Gegenteile in Brasilien vortrefflich halten: sie sterben aber unter der Pflege von Europäern in ihren Heimatsländern verhältnismäßig in viel größerer Anzahl als in Europa,

selbst in den kälteren Teilen unseres heimatlichen Erdteiles, können auch, wie wir durch bestimmte Thatsachen nachzuweisen vermögen, ohne allen Schaden sogar empfindliche Kälte ertragen. Im Frankfurter Tiergarten hält man sie während des Sommers ohne Bedenken im Freien und bringt sie nur in den Wintermonaten in erwärmte Räume; in den Tierschaubuden müssen sie oft noch weit mehr aushalten. Reichenbach erzählt, daß ihm während eines sehr kalten Winters aus einer Tierschaubude ein Saguin zum Ausstopfen zugesendet wurde. „Derselbe war steif gefroren, lebte aber alsbald in der warmen Stube wieder auf, indem er zuerst mit den Füßen zuckte, dann leicht zu atmen begann und nach und nach wieder alle Bewegungen übte, so daß er nach zwei Stunden der Besitzerin als ihr wiedererwachter Liebling zurückgegeben werden konnte. Mehrere Personen sind bei diesem Vorfalle Zeugen gewesen." Diese Erfahrung beweist, daß die Krallenaffen auch in dieser Hinsicht an die Nager erinnern, und ebenso, mehr als jede längere Auseinandersetzung, daß die Hinfälligkeit, über welche allseitig geklagt wird, nicht in der geringen Wärme zu suchen ist. Mit welcher Leidenschaft alle in der gewöhnlichen Weise gepflegten, d. h. nur mit Früchten und Süßigkeiten, besten Falls mit Milchbrot ernährten, Krallenaffen über das zu ihrer Erhaltung Fehlende herfallen, erfährt man, wenn man ihnen Kerbtiere, namentlich Maikäfer, reicht. Sie lassen dann augenblicklich alles übrige, auch die nach Ansicht ihrer Pfleger leckerste Speise stehen, stürzen sich mit Hast auf die ersehnte Nahrung und fressen davon, soviel sie können. Ich rate deshalb jedem Tierfreunde, welcher an diesen für mich wenig anziehenden Geschöpfen Vergnügen findet und sie längere Zeit am Leben erhalten, womöglich zur Fortpflanzung schreiten sehen will, aus Vorstehendem sich die Nutzanwendung zu ziehen.

*

Neuerdings hat man auch die Familie der Krallenaffen in verschiedene Gattungen zerfällt; die Merkmale derselben beschränken sich jedoch auf Äußerlichkeiten, da Zahnbau, Gerippe und die sonstige Anordnung innerer Teile im großen und ganzen wesentlich dieselben sind. Unserem Zwecke dürfte es vollständig genügen, wenn wir drei Gruppen, sämtlich zu einer Gattung (Hapale) gehörig, unterscheiden.

Löwenäffchen nennt man diejenigen Arten, welche nacktes Gesicht und nackte Ohren, einen körperlangen, dünnen, am Ende oft gequasteten Schwanz haben und am Kopfe allein oder am Kopfe, Halse und den Schultern nebst den Vordergliedern eine mehr oder weniger lange Mähne tragen.

Als Urbild dieser Gruppe gilt das Löwenäffchen (**Hapale leonina**, Simia leonina, Midas, Leontopithecus leoninus, Leontopithecus fuscus), welches Alexander von Humboldt entdeckte. Die Leibeslänge des Tierchens beträgt 20—22 cm, die Schwanzlänge ebensoviel. Ein schwer zu beschreibendes Olivenbräunlich ist die vorherrschende Färbung des Pelzes, welcher auf dem Rücken weißlichgelb gefleckt und gestrichelt erscheint. Die lange Mähne ist ockergelb, der Schwanz oberseits schwarz, unterseits leberbraun. Alle nackten Teile, also das Gesicht mit Ausnahme der weißlichen Mundränder und Hände und Füße, sehen ebenfalls schwarz aus.

Humboldt erhielt das Löwenäffchen in den Waldungen von Mocoa und erfuhr von den kupferfarbigen Einwohnern, daß es die milderen, kühleren Berggegenden meide und nur die heiße, aber fruchtbare Ebene bewohne, welche den östlichen Abfall der Kordilleren begrenzt und von den Flüssen Putumayo und Caqueta durchströmt wird. „Es ist", sagt Humboldt, „eines der schönsten, feingebildetsten Tiere, welche ich je gesehen habe, lebhaft, fröhlich, spiellustig, aber, wie fast alles Kleine in der Tierschöpfung, hämisch und jähzornig. Reizt man es, so schwillt ihm der Hals ersichtlich, die lockeren Haare desselben

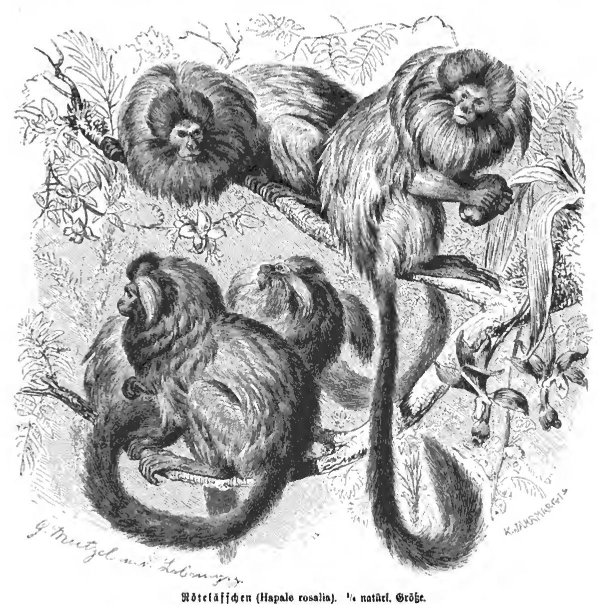
sträuben sich, und die Ähnlichkeit zwischen ihm und einem afrikanischen Löwen wird dann auffallend. Leider habe ich nur zwei Stück dieser Art selbst beobachten können, die ersten, welche man lebendig über den Rücken der Andeskette in die westlichen Länder gebracht hatte. Man bewahrte sie ihrer Wildheit wegen in einem großen Käfig, und hier waren sie in so ununterbrochener Bewegung, daß ich lange Zeit brauchte, bevor ich ihre bezeichnenden Merkmale auffassen konnte. Ihre bald zwitschernde, bald pfeifende Stimme gleicht der anderer Affen dieser Gruppe. Man hat mir versichert, daß in den Hütten der Indianer von Mocoa der zahme Löwenaffe sich fortpflanzt, während dies andere Affenarten in den Tropenländern ebenso selten wie in Europa thun."

„Am oberen Amazonenstrome", schildert Bates, Vorstehendes vervollständigend, „sah ich einst ein zahmes Löwenäffchen, welches jedermann zugethan zu sein schien und sein größtes Vergnügen darin fand, eintretenden Leuten auf den Leib zu springen und an ihnen emporzuklettern. Als ich seine Bekanntschaft machte, rannte es durch den ganzen Raum gerade auf den Stuhl zu, auf welchem ich saß, kletterte zu meiner Schulter empor, drehte sich, hier angekommen, rund herum, sah mir in das Gesicht, dabei die kleinen Zähne zeigend und zwitschernd, als wollte es mich nach meinem Befinden fragen. Gegen seinen Gebieter bekundete es größere Anhänglichkeit als gegen Fremde; wenigstens kletterte es im Laufe einer Stunde wohl ein Dutzend Mal an ihm auf und ab, auf dem Kopfe meist noch eine sorgfältige Umschau nach gewissen Tierchen haltend." Geoffroy bemerkt, daß auch dieses Äffchen gemalte Gegenstände zu unterscheiden wisse, vor dem Bilde einer Katze sich fürchte, nach der Abbildung eines Käfers oder einer Heuschrecke aber greife, in der Absicht, sie wegzunehmen. In Europa gehört ein lebendes Löwenäffchen übrigens zu den allergrößten Seltenheiten.

Unter der Bezeichnung „Löwenäffchen" verstehen unsere Händler eine verwandte Art, das Röteläffchen (Hapale rosalia, Simia, Callithrix, Midas, Jacchus, Marikina rosalia), welches dem vorher beschriebenen allerdings in mancher Hinsicht ähnelt, sich jedoch sehr wohl von ihm unterscheidet. Es gehört zu den größeren Arten der Gruppe, da seine Gesamtlänge 65—75 cm beträgt, wovon 25—30 cm auf den Leib zu rechnen sind und das übrige auf den Schwanz kommt. Das Gesicht ist nackt und bräunlichfleischfarben, das große Ohr längs des Randes mit schwarzbraunen Haaren besetzt, während auf den Backenseiten und der sich in einem spitzen Winkel gegen die Kopfmitte ziehenden Stirn feine, kurze, gelbbräunliche Härchen stehen; Hände und Füße sind außen und innen gelblichbraun, die Haare der letzteren stark mit Gelb gemischt. Das lange Scheitelhaar, welches durch einen längs der Kopfmitte verlaufenden, aus kürzeren, schwarzbraunen Haaren gebildeten Streifen getrennt wird, fällt zu beiden Seiten mähnenartig herab und hat dunkelbraune Färbung, während die Bekleidung des übrigen Kopfes, der Kehle, der Brust und der Arme dunkelorangebraun, der übrige Pelz rötlichgelb aussieht und in lebhaftem Goldglanze schimmert. Der Schwanz ist bei einzelnen Stücken an der Wurzel gefärbt wie der Leib, hierauf schwarz gefleckt, gegen die Spitze hin dunkler werdend und an ihr selbst gelb. Doch kann diese Fleckenzeichnung auch vollständig fehlen. Das Weibchen unterscheidet sich nicht von dem Männchen.

„Dieses niedliche Tier", sagt der Prinz von Wied, „findet sich in den großen Waldungen der Gegend von Rio de Janeiro, Cabo Frio, San Joao ꝛc., geht aber nicht weit nördlich; wenigstens habe ich es am Parahyba schon nicht mehr beobachtet. Dem Gesagten zufolge beschränkt sich sein Verbreitungsgebiet auf die Waldungen der Ostküste zwischen dem 22. und 23. Grade südlicher Breite. Der rote Sahui, wie er von den Brasiliern genannt wird, ist nirgends zahlreich; wir haben ihn auch nur einzeln oder familienweise angetroffen, besonders in der Sierra de Inua, im Walde von San Joao und in den gebirgigen

Waldungen, welche die Gegend von Ponta Negra und Gurapina umgeben. Er scheint ebensowohl die Büsche der sandigen Ebenen wie die hohen gebirgigen Wälder zu bewohnen und gern in belaubten Baumkronen sich zu verbergen, sobald er einen fremdartigen Gegenstand bemerkt. Seine Nahrung besteht in Früchten und Kerbtieren. Er wirft wahrscheinlich ein oder ein paar Junge, welche das Weibchen auf dem Rücken oder an der Brust umherträgt, bis sie stark genug sind, demselben zu folgen. Im gezähmten Zustande sollen diese



Röteläffchen (Hapalo rosalia). 1/4 natürl. Größe.

Tierchen nicht so empfindlich für den Versand übers Meer sein wie die anderen Krallenaffen, mit denen ihre Lebensart übrigens vollständig übereinstimmt. Man liebt sie sehr wegen ihrer Schönheit, da sie einem kleinen Löwen gleichen. Bei jeder Erregung richten sie den das Gesicht umgebenden Haarkreis auf und nehmen sich alsdann höchst niedlich aus."

Auf unseren Tiermarkt gelangen alljährlich einige Paare dieser ungemein zierlichen Äffchen und finden stets willige Käufer, obgleich ihr Preis verhältnismäßig sehr hoch ist. Aber freilich haben die schmucken Geschöpfe in den Augen des wahren Liebhabers auch hohen Wert. Unter ihresgleichen, mindestens denjenigen Arten, welche man lebend nach Europa bringt, darf man sie wohl als die anmutigsten bezeichnen; auch halten sie in der That besser in der

Gefangenschaft aus als andere Krallenaffen, möglicherweise nur deshalb, weil man ihnen eben des Preises halber eine sorgfältige Pflege zu teil werden läßt. Schon Buffon, welcher die Röteläffchen „Marikinas“ nennt, gedenkt eines von ihnen, welches in Paris 5—6 Jahre lebte, ohne daß man besondere Umstände mit ihm gemacht hätte. Gegen Kälte zeigen sich unsere Äffchen überhaupt viel weniger empfindlich als gegen schnellen Witterungswechsel und unmittelbar einwirkende Sonnenhitze. Dies wird man ganz erklärlich finden, wenn man bedenken will, daß alle Krallenaffen während der Hitze des Mittags in ihrer Heimat keineswegs den Strahlen der Sonne sich auszusetzen, im Gegenteile ängstlich vor diesen in dem dichtesten und schattigsten Gelaube zu verbergen pflegen, und daß sie an verhältnismäßig, nämlich im Vergleiche zur Tageswärme höchst empfindlich kalte Nächte von ihrem Freileben her gewöhnt sind. Reichenbach beobachtete, daß ein unmittelbar der Sonne ausgesetztes Löwenäffchen plötzlich erkrankte und unter allen Anzeichen des Sonnenstiches starb, und ich finde nach meinen Erfahrungen solches Vorkommnis durchaus begreiflich.

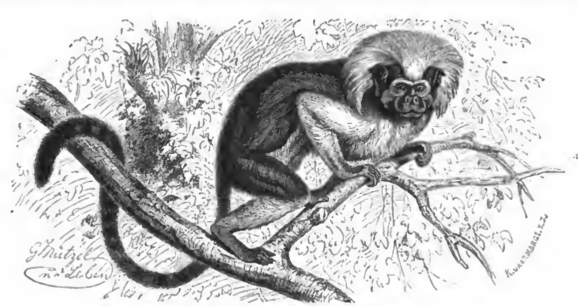
In seinem Wesen und Betragen unterscheidet sich das Röteläffchen wenig oder nicht von seinen Verwandten, deren Neigungen, Arten und Unarten es teilt. Wie diese ist es ängstlich und mißtrauisch, leicht erregbar und jähzornig; wie diese lernt es zwar seinen Gebieter kennen, zieht ihn auch wohl anderen Personen vor und zeigt ihm ein gewisses Vertrauen, bekundet aber doch niemals dieselbe Anhänglichkeit und Hingebung wie andere, höher entwickelte Affen, vermag überhaupt die ihm eigene Furcht und sein Mißtrauen nie gänzlich zu überwinden. Sobald ein ihm nicht wohlbekanntes Tier oder ein Fremder in seine Nähe kommt, richtet es die Mähnenhaare empor, fletscht die Zähne, als wolle es sich ein furchterregendes Ansehen geben, und zieht sich nun langsam rückwärts nach einem anderen Schlupfwinkel zurück. Doch habe ich an solchen, welche öffentlich ausgestellt waren, beobachtet, daß sie sich nach und nach an die sie umstehenden Leute gewöhnen, mindestens vor ihnen nicht mehr jene ängstliche Scheu an den Tag legen, wie sie im Anfange es zu thun pflegten. Bei gemütlicher Stimmung vernimmt man dann und wann ein leises Pfeifen von ihnen; im Zorne geben sie zwitschernde, das Ohr unangenehm berührende Laute von sich. Mit ihresgleichen leben sie in sehr guter Gemeinschaft; zwischen den Gliedern eines Pärchens wenigstens bemerkt man keinen Unfrieden. Beide Gatten pflegen sich stets zusammenzuhalten, fressen gemeinschaftlich aus einem Napfe, ohne dabei die den Affen sonst eigene Habgier und Selbstsucht an den Tag zu legen, schlafen auch friedlich in einem und demselben Lagerkästchen 2c. Hier und da, beispielsweise neuerdings im Tiergarten von Antwerpen, haben sie sich fortgepflanzt; doch gehören derartige Vorkommnisse immerhin zu den Seltenheiten. Man ernährt sie, wie die übrigen Arten der Familie, mit gekochtem Reis, Früchten und Milchsemmel, darf aber nicht versäumen, ihnen auch etwas Fleisch, Maikäfer, Mehlwürmer und dergleichen zu reichen, weil tierische Stoffe, wie bereits bemerkt, zu ihrer Gesundheit unumgänglich nötig sind.

Von dem Löwenäffchen im engsten Sinne unterscheiden sich die Tamarins bloß dadurch, daß die Kopf- und Schulterhaare in der Regel nicht entwickelt sind und der Schwanz gewöhnlich den Leib an Länge übertrifft. Große, häutige, nackte Ohrmuscheln gelten als anderweitige Merkmale. Alle diese Kennzeichen sowie auch leichte Abweichungen im Zahnbau, welche zur Trennung der Gruppen Veranlassung gegeben haben, dürfen als nebensächliche angesehen werden.

Als Übergangsglied von den bemähnten zu den mähnenlosen Tamarins mag die Pinche (Hapale oedipus, Simia, Midas, Oediponeichos oedipus) erwähnt sein. Das Tier besitzt lange Kopfhaare, welche über die Stirnmitte hervortreten und vom Hinterhaupte herabhängen; die Stirnseiten dagegen sind nackt. Ausgewachsene Männchen erreichen eine

Länge von 66—70 cm, wovon 40—42 cm auf den Schwanz kommen. Der Pelz hat eine erdbraune Färbung, da die graulichen, am Grunde einfarbigen Haare gegen die Spitze hin drei hellbraune Ringe zeigen. Unterseite, Kopfhaare, Arme, Unterschenkel und alle unteren Teile sehen mehr oder weniger rein weiß aus; der Schwanz ist am Grunde kastanienbraun, gegen die Spitze hin schwarzbraun gefärbt. Das schwarze Gesicht mit den munteren hellbraunen Augen sticht von dem weißen Kopfhaare lebhaft ab und erhält durch feine gelblich grauweiße Härchen, welche zusammengeflossene Brauen und einen als schmalen Rand um den Mund verlaufenden Bart bilden, ein absonderliches Aussehen. Die Innenseite der Hände und Füße ist mit dem Gesichte gleich gefärbt.

Wie es scheint, beschränkt sich das Verbreitungsgebiet dieser Art auf den Nordwesten Südamerikas. Über das Freileben fehlen noch ausführliche Beobachtungen, und auch über Gefangene ist bis jetzt wenig bekannt, da gerade die Pinche nur selten lebend in den Besitz



Pinche (Hapale oedipus). ⅓ natürl. Größe.

der Europäer gelangt. Gefangene unterscheiden sich in ihrem Leben und Treiben wenig oder nicht von den übrigen Arten der Familie. Sie sind ebenso ängstlich und grämlich wie die meisten anderen, schließen sich schwer an eine bestimmte Persönlichkeit an, ziehen sich vor jedem Fremden scheu und ängstlich in ihre Schlupfwinkel zurück, sehen in den harmlosesten Tieren einen gefährlichen Feind und machen deshalb ihrem Besitzer wenig Freude. Wie man annimmt, dauern sie noch schwerer als andere Arten in der Gefangenschaft aus und gelten deshalb in ihrer Heimat sowohl wie bei uns zu Lande für die hinfälligsten aller Krallenaffen überhaupt. Ein Pärchen, welches einige Wochen im Berliner Tiergarten lebte, fiel mir besonders auf durch seine Stimme, welche täuschend der eines Vogels gleicht und bald in reinen, langgezogenen Flötentönen, bald in Trillern sich bewegt oder mit einem hohen „Dididi“ beginnend, nach und nach in tiefere Laute übergeht und mit „dräderädä, gak, gak, gäk“ zu endigen pflegt. Ich kenne kein Säugetier, auch keinen Krallenaffen, dessen Stimmlaute in einer so auffälligen und unter Umständen täuschenden Weise mit Vogelgezwitscher übereinstimmen wie bei diesem Äffchen.

Zur Vervollständigung des eben Gesagten will ich noch des **Silberäffchens** (**Hapale argentata**, Simia und Callithrix argentata, Mico und Sagouin argentatus) Erwähnung thun. Das Tierchen, unbedingt eines der schönsten aller Äffchen, erreicht nach

Bates bloß eine Länge von 42—45 cm, wovon ungefähr 25 cm auf den Schwanz kommen. Das lange, seidige Haar ist silberweiß, der Schwanz matt schwarz, das fast nackte Gesicht fleischfarben.

„Der kleine Silberaffe", sagt Bates, „einer der seltensten aller amerikanischen Affen überhaupt, scheint nur in der Nähe von Cameta vorzukommen; wenigstens habe ich nicht gehört, daß man ihn sonst noch gefunden hätte. In Cameta bemerkte ich in einer Kakaopflanzung drei Stücke, welche aussahen wie kleine weiße Kätzchen. Sie glichen in ihrem Betragen und in ihren Bewegungen vollkommen anderen Arten der Familie. Später beobachtete ich einen Gefangenen und erfuhr, daß man gerade das Silberäffchen wegen seiner Schönheit besonders schätzt. Der in Rede stehende Gefangene war ein furchtsames, empfindliches kleines Geschöpf. Seine Gebieterin trug es beständig in ihrem Busen und liebte es in so hohem Grade, daß sie es nicht um alles Geld weggegeben haben würde. Ihr Liebling nahm seine Nahrung von ihren Lippen und erlaubte ihr, ihn zu hätscheln, wie sie wollte, gestattete aber keinem Fremden die geringste Annäherung. Wollte ihn jemand berühren, so schreckte er zurück; der ganze Leib bebte vor Furcht, und die Zähne klapperten aneinander, während er zitternde Laute der Angst vernehmen ließ. Dabei hefteten sich die schwarzen Augen voll Neugier und Mißtrauen auf denjenigen, welcher auch nur versuchte, sich ihm zu nähern." Condamine berichtet von einem anderen Silberäffchen, welches er von dem Statthalter in Para geschenkt erhalten hatte, daß es über ein Jahr lang in der Gefangenschaft lebte, auf der Überfahrt nach Europa angesichts der französischen Küste aber starb. Ob überhaupt jemals eines dieser Tierchen lebend zu uns gelangt ist, vermag ich nicht zu sagen; in den Verzeichnissen des Londoner Tiergartens, den reichhaltigsten und genauesten, welche wir haben, finde ich es nicht angegeben.

Die Seidenäffchen unterscheiden sich von den bisher aufgeführten Arten der Gattung hauptsächlich durch einen mehr oder weniger entwickelten Haarbüschel vor und über den Ohren, deren Muscheln meist am äußeren Rande behaart sind.

Das häufigste Mitglied dieser Gruppe scheint der Saguin, Uistiti oder Marmoset (Hapale jacchus und leucotis, Simia jacchus, Jacchus vulgaris) zu sein, ein mittelgroßes Krallenäffchen von 22—27 cm Leibes- und 30—35 cm Schwanzlänge, zierlich gebaut und mit langem und weichem Pelze bekleidet. Die Färbung des letzteren besteht im allgemeinen aus Schwarz, Weiß und Rostgelb und wird durch die eigentümliche Zeichnung der Haare selbst bewirkt, welche an der Wurzel schwärzlich, dann rostgelb, hierauf wieder schwarz und endlich an der Spitze weißlich sind. Auf dem Oberrücken fällt die Färbung mehr in das Rostgelbe, auf dem Unterrücken wechseln schmale, schwarz und weiße wellenförmige Querbinden miteinander ab. Am Unterleibe und den Gliedmaßen sind alle Haare mit weißlichgrauen Spitzen versehen, weshalb an diesen Teilen die genannte Farbe vorherrschend wird. Der Schwanz ist schwarz mit etwa 20 schmalen, weißlichen Ringen und weißer Spitze. Ein weißlicher dreieckiger Stirnfleck und ein blendend weißer Ohrpinsel stechen von dem dunkelbraunen Kopfe lebhaft ab. Das Gesicht ist dunkel fleischfarben und spärlich mit weißlichen Härchen besetzt.

Fast ebenso häufig wie der Saguin ist das Pinsel- oder Weißstirnäffchen (Hapale penicillata, Jacchus penicillatus, Simia penicillata), ein jenem in der Größe annähernd gleichkommendes Tierchen von ähnlicher Färbung. Ein rundlicher Stirnfleck und die mit kurzen Haaren besetzten Gesichtsteile sind weiß, der lange Ohrbüschel, Kopf, Nacken und Ober- und Unterhals, kragenartig abgegrenzt, schwarzbraun, der übrige Pelz rötlichgrau, weil die an der Wurzel dunkelgrauen Haare in der Mitte blaßrot, an der Spitze weiß aussehen, Hände und Füße lichtgrau, manchmal dunkelbraun, die Schwanzringe abwechselnd grau und schmutzig weiß.

Der Saguin findet sich, nach dem Prinzen von Wied, in den unmittelbaren Umgebungen der Stadt Bahia und kommt zuweilen in die Pflanzungen, welche am Rande der benachbarten, niederen Gebüsche belegen sind; das Pinseläffchen bewohnt die Waldungen der Ostküste zwischen dem 14. und 17. Grade. Beider Lebensart ist die aller geschilderten Arten. Kleine Gesellschaften von einer oder ein paar Familien, also von 3—8 Stücken, ziehen umher, beständig einen feinen pfeifenden oder zwitschernden Ton wie kleine Vögel von sich



1 Saguin (Hapale jacchus). 2 Silberäffchen (Hapale argentata). 3 Pinseläffchen (Hapale penicillata). 1/4 natürl. Größe.

gebend. Die Nahrung besteht in mancherlei Früchten, namentlich in Bananen, nicht minder aber auch in Kerbtieren, Spinnen und dergleichen. Übertags sind die Tierchen in beständiger Bewegung; bei Nacht sitzen sie still, beugen sich zusammen, wenn sie schlafen, und bedecken ihren Kopf mit dem Schwanze. Das Weibchen wirft mehrere Junge, von denen jedoch meist nur eines aufkommt, und trägt dieses in der gewöhnlichen Weise umher.

Nach Europa gelangen lebende Saguins häufiger als jede andere Art ihrer Familie. Man kennt sie schon seit der Entdeckung Amerikas und hat sie stets in der Gefangenschaft gehalten. Sie lassen sich mit Obst, Gemüse, Kerbtieren, Schnecken und Fleisch recht gut ernähren, werden auch gewöhnlich sehr bald zutraulich, doch nur gegen diejenigen, welche sie

beständig pflegen. Fremden gegenüber zeigen sie sich mißtrauisch und reizbar, überhaupt sehr eigensinnig wie ein ungezogenes Kind. Ihren Unwillen geben sie durch pfeifende Töne zu erkennen. Alles Fremdartige bringt sie in Aufregung: sie sind so furchtsam, daß ihnen der Anblick einer vorüberfliegenden Wespe große Angst einflößt. Alt Gefangene zeigen sich anfangs ziemlich wild, schreien schon bei der geringsten Annäherung, und es währt ziemlich lange, bis man sie berühren darf. Wenn sie einmal zahm geworden sind, befreunden sie sich nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit den Haustieren, vor allen anderen mit den Katzen, mit welchen sie spielen, und in deren Nähe sie wahrscheinlich der Wärme halber gern schlafen. Sie suchen sich beständig sorgfältig gegen Kälte zu schützen und tragen die ihnen dargereichte Baumwolle und andere Stoffe, Lumpen, wollene Flecke &c. in einen Winkel ihres Käfigs, bereiten sich ein Lager daraus und hüllen sich ein, so gut sie können. Es sieht sehr hübsch aus, wenn das kleine Tier sein zierliches Köpfchen aus seinem Bettchen hervorstreckt, sobald ihm Bekannte mit leckeren Bissen sich nahen.

In Paris paarten sich zwei dieser Äffchen Ende September, und das Weibchen warf gegen Ende April, das wäre also nach sieben Monaten, drei sehende Junge, ein männliches und zwei weibliche. Die jungen Tierchen waren, als sie zur Welt kamen, mit sehr kurzen, graulichen Haaren bekleidet. Sie hefteten sich sogleich an die Mutter und versteckten sich in deren Haaren. Aber ehe sie zu saugen begannen, biß die Alte einem von ihnen den Kopf ab und fraß denselben. Nachdem die beiden anderen sich angesaugt hatten, nahm sie sich ihrer an, und der Vater that das Gleiche. Wenn der Mutter die Jungen zu schwer wurden, streifte sie dieselben an einer Wand ab, worauf sie das Männchen sogleich auf seinen Rücken klettern ließ. Auch kam es vor, daß sie ihrem Herrn Gemahl mit kläglichen Tönen sich näherte, als wolle sie ihn bitten, ihr die Last zu erleichtern, und auch dann zeigte sich das Männchen stets willfährig. Es trug, wie sein Weibchen, die Jungen entweder auf dem Rücken oder unter dem Leibe und behielt sie so lange bei sich, bis die Kleinen saugen wollten; dann gab es sie der Mutter wieder zurück. Diese schien weniger Sorge für ihre Sprößlinge zu haben als der Vater, und daher mochte es wohl auch kommen, daß beide nacheinander dahinstarben. Schon nach wenigen Wochen nämlich wurde die Alte häufig müde, ihre Kinder herumzuschleppen, und auch der geplagte Vater weigerte sich zuletzt, die Jungen zu tragen. Nun kletterte das kleine Volk zu der Decke seines Käfigs hinauf. Hatte es sich hier verstiegen, und konnte es nicht wieder herunterkommen, so schrie es um Hilfe. Bisweilen leisteten ihm die Eltern diese; oft aber ließen sie die Kleinen auch schreien, ohne sich um sie zu kümmern, und die Wärter mußten nun ihr Flehen erhören. Zu vorstehender Schilderung habe ich zu bemerken, daß die Angabe einer siebenmonatlichen Tragzeit jedenfalls falsch ist; denn der Saguin geht, wie auch aus dem Nachfolgenden sich ergibt, höchstens 3½ Monate trächtig.

Das Mitgeteilte steht nicht vereinzelt da; denn der Uistiti hat in Europa schon mehrmals Junge gezeugt, einmal sogar in Petersburg und unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Man hielt die Tiere selbst bei ziemlich rauhen Herbst- und Frühlingstagen im ungeheizten Zimmer und gab ihnen durchaus keine Freiheit; gleichwohl brachten sie in zwei Jahren dreimal Junge zur Welt und erzogen dieselben auch glücklich bei geringer Wartung, welche ihnen zu teil wurde. Wir verdanken den Bericht hierüber dem Naturforscher Pallas, und da dieser zugleich eine sehr ausführliche Beschreibung des Betragens der Tiere selbst in der Gefangenschaft beifügt, will ich seine Angaben im Auszuge hier folgen lassen.

„Der Saguin ist wie alle langschwänzigen, kleinen Meerkatzensippen der Neuen Welt sozusagen weit weniger Affe als die größeren Arten. Er springt und klettert zwar sehr schnell, wenn er will, allein er ist nicht wie andere Affen in so beständiger Unruhe und Bewegung, sondern zeigt zuweilen, zumal wenn er satt ist und der Sonne genießen will,

viel Trägheit und sitzt in Gesellschaft seiner Gespielen ganze Stunden lang still, am Drahte des Vogelbauers hängend. Er klettert in allen Richtungen, oft mit dem Kopfe abwärts, allezeit mit einem ziemlich phlegmatischen Anstande, hält sich, zuweilen mit den Hinterfüßen allein, abwärts gerichtet an oder dehnt den Körper, an den Vorderfüßen befestigt, wie ein fauler Mensch. Bei warmem Sonnenscheine reinigen die Gespielen sich gegenseitig mit den Vorderpfoten und Zähnen nach Affenart, bald nebeneinander am Gitter hängend, bald auf dem Boden ruhend, wobei einer lang ausgestreckt auf dem Rücken liegt. Dabei lassen sie ein geringes Zwitschern und einen girrenden Laut hören. Mit demselben Girren pflegten die Tiere des Abends beinahe auf Schlag 6 Uhr in eine ihrer bloß mit Stroh gefütterten Seitenhütten ihres Käfigs zusammenzukriechen und ließen sich vor morgens 6 oder 7 Uhr nicht wieder sehen, auch keinen Laut von sich hören. Selten kam einmal einer während der Schlafzeit hervor, um einige Notdurft zu verrichten, wobei sie nie ihr Nest verunreinigten. Die übrigen elf oder zwölf Stunden waren sie immer munter und außerhalb der Nester beschäftigt, bald mehr, bald weniger in Bewegung und dabei ziemlich laut. Außer ihrem gewöhnlichen Girren ließen sie, besonders wenn sie auf Nahrung aufmerksam gemacht wurden, eine ihren französischen Namen „Uistiti“ ziemlich genau ausdrückende, stärker tönende Stimme hören, oft mehrere Male hintereinander. Wenn sie gesättigt ruhten oder sich sonnten, stießen die ältesten zuweilen mit weit aufgesperrtem Rachen ein langes, eintöniges, außerordentlich durchdringendes und den Ohren wehthuendes Pfeifen aus, waren auch durch Scheuchen und Rufen davon nicht abzubringen. Sahen sie etwas Ungewöhnliches, z. B. Hunde, Krähen ꝛc., so machten sie ein wiederholtes, absetzendes Geschnatter, fast wie eine Elster, und warfen dabei den Oberteil des Leibes mit dem eingezogenen Kopfe jedesmal hin und her wie ein Mensch, welcher lauernd nach etwas sieht und den rechten Gesichtspunkt sucht. Noch ein anderes knarrendes und zuweilen grunzendes Geschelte ließen die alten Männchen vernehmen, wenn man sie ärgerte oder ihnen etwas von weitem darbot und nicht geben wollte. Dabei verlängerten sie das Gesicht wie andere Affen, wenn sie zornig werden, stotterten in ungewöhnlicher Weise und suchten den Störenfried mit den Vorderpfoten zu greifen und zu kratzen, wurden aber sehr ängstlich, wenn man die Pfote erhaschte und außer dem Käfig festhielt. Fast ebenso knarrten die Kleinen, erst im selbigen Sommer Geborenen, welche den Alten weder an Vollhaarigkeit noch an Größe glichen, wenn sie sich untereinander oder mit den Alten um einen Leckerbissen zankten, und eben diese ließen, wenn sie den kürzeren zogen, einen klagenden Laut hören, welcher dem Miauen einer jungen Katze ähnelte.

„Alle Nahrung nehmen diese Affen mit dem Maule an, und wenn sie durch das Gitter nicht dazu kommen können, ist das Ergreifen derselben mit den Vorderpfoten sehr ungeschickt, weil deren Daumen den anderen Fingern nicht entgegensteht. Bissen, welche sie nicht auf einmal genießen können, halten sie daher mehr mit den eingeschlagenen Fingern gegen den Handballen (wie es die Eichhörnchen thun) als mit dem Daumen fest; an den Hinterfüßen aber ist der stärkere und allein mit einem Nagel versehene Daumen zum Anhalten sehr geschickt. Sie trinken auf allen vieren sitzend mit ausgestrecktem oder zusammengezogenem Leibe, entweder wie eine Katze leckend oder mit eingetauchten Lippen und schlürfend. So fraßen sie auch das erweichte Brot, welches man in die ihnen vorgesetzte Milch legte und eben als gewöhnliches Futter gab. Nach Zucker waren sie ungemein begierig und konnten ihn mit ihren stumpfen Zähnen recht hurtig nagen, obgleich sie sonst nicht stark und auch im größten Zorne kaum durch die Haut bissen. Auf Fliegen, Schmetterlinge und Spinnen waren sie sehr erpicht. Von allem anderen Futter fraßen sie mit Mäßigung; doch war ihr Geschmack dabei sehr verschieden: denn das, was einigen wohlschmeckte, wollten andere nicht annehmen. Namentlich ein in Petersburg geborenes Weibchen war sehr wählerisch.

„Die sonst bei Affen so gemeine Schlüpfrigkeit war bei diesen Tieren gar nicht anstößig. Man sah sie außerhalb ihrer Nester nie etwas Unanständiges begehen; nur wenn man sie zornig machte oder reizte, spritzten sie ihren Harn von sich, und zwar die Männchen mehr gegen weibliche Personen als gegen Männer. Des Morgens waren sie alle sehr unsauber, weil sie ihren über Nacht aufgesammelten Harn und Unrat soweit sie konnten und oft einige Fuß weit zu spritzen und zu schleudern suchten, während sie zu anderen Zeiten denselben ohne Umstände in das Heu des Käfigs ablegten. Ihr Harn verunreinigt alles, was er berührt, mit einem widerlichen, moschus- oder amberartigen, aber zugleich fauligen Gestank, und so reinlich man sie auch mit fast täglichem Wechsel des Heues und Auswaschen des Käfigbodens zu halten sucht, verursachen sie doch, zumal in kleineren Zimmern, einen durchdringenden Übelgeruch, welcher der Gesundheit sehr nachteilig zu sein scheint. Ihre Nester hielten die Tiere stets trocken und reinlich.

„Als Affen, welche eigentlich in Südamerika zu Hause sind, hätte man die Saguinchen für weit frostiger halten können, als sie es wirklich sind. In den kalten Herbsttagen, in denen ich sie bei mir hatte, hielten sie im ungeheizten Zimmer, wo sie am Fenster standen, bei Wärmegraden aus, welche beständig dem Gefrierpunkte nahe waren. Freilich suchten sie alsdann die Sonne oder die Nachbarschaft des neben sie gestellten Feuerbeckens, bei welchem sie sich, am Käfig hängend, stundenlang wärmten. Sehr sonderbar ist, daß ihnen hier in Petersburg die große Hitze unangenehm wurde. Ihr Herr versicherte, daß er sie bei heißen Sommertagen öfters in krampfhaften Zuckungen habe niederfallen sehen, welches ihnen sonst nur selten widerfährt. Übrigens ist es wahrhaft rührend anzusehen, wie sich die Gesunden augenblicklich mit einem derartig Erkrankten beschäftigen, und wie sie bemüht sind, um ihm zu Hilfe zu kommen.

„Das Weibchen trägt ungefähr drei Monate und kann zweimal im Jahre werfen. Die Mutter hat hier nun schon seit nicht ganz zwei Jahren das dritte Mal auf jeden Wurf zwei Junge, und zwar größtenteils Männchen, gebracht, und diese sind alle glücklich aufgewachsen und nur zwei nach erreichtem vollkommenen Wachstum gestorben. Die Jungen, welche die ersten Wochen hindurch ganz kahl sind, lassen sich von der Mutter immer umhertragen und klammern sich gleich hinter den großen, mit weißen, langen Haaren umpflanzten Ohren so dicht und versteckt an, daß man nur den Kopf mit den munteren Augen zu sehen glaubt. Wenn die Mutter ihrer überdrüssig ist, reißt sie dieselben ab und wirft sie den Männchen auf den Hals oder schlägt und zankt auf dieses los, bis es die Jungen aufnimmt. Nachdem diese Haare bekommen haben, sucht sie die Alte, etwa nach einem Monat oder sechs Wochen, zu entwöhnen und schützt sie auch vor ihren erwachsenen Brüdern nicht mehr. Mit letzteren nämlich und auch unter sich selbst geraten sie oft in Streit, wobei der Schwächere zuweilen unterliegt und manchmal von den anderen fast erwürgt wird."

Zu derselben Gruppe zählt auch der kleinste aller Affen, das Zwergseidenäffchen (**Hapale pygmaea, Jacchus pygmaeus**), ein Tierchen von höchstens 32 cm Länge, wovon ungefähr die Hälfte auf den Schwanz kommt. Der Pelz ist oben und außen lehmgelb und schwarz gemischt, auf den Pfoten rotgelb. Dunkle Querbänder verlaufen vom Rücken aus über die Seiten und Schenkel. Der Schwanz hat undeutliche Ringe. Jeder einzelne zeigt an der Wurzel eine schwarze, in der Mitte rotgelbe, gegen die Spitze hin wieder schwarz und weiße Färbung.

Spix entdeckte dieses niedliche Geschöpf bei Tabatinga am Ufer des Amazonas in Brasilien; Bates erhielt es in der Nähe von San Paulo, teilt aber nichts über die Lebensweise mit und bemerkt nur, daß er bei seiner Rückkehr nach Europa überrascht gewesen sei, im britischen Museum gerade dieses Äffchen auch als einen Bewohner Mexikos kennen zu lernen.

Zweite Ordnung.

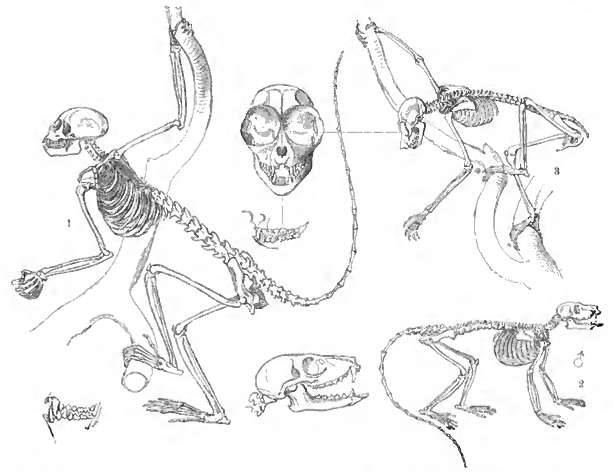
Die Halbaffen oder Äffer (Prosimii).

Die meisten Naturforscher früherer Zeit sahen in den Tieren, zu denen uns nunmehr unsere Rundschau führt, echte Affen und stellten sie demgemäß mit diesen in eine Ordnung; wir dagegen trennen die Halbaffen vollkommen von den eigentlichen Affen und erheben ihre Gesamtheit zu einer eigenen Ordnung. In Wirklichkeit haben die Halbaffen oder Äffer wenig Ähnlichkeit mit den Affen. Ihr Leibesbau ist ein verschiedener; ihr Gebiß stimmt mit dem der Affen kaum in einem Punkte überein. Wenn man den Namen Vierhänder aufrecht erhalten will, gebührt er ihnen eher als den Affen, da der Gegensatz zwischen Hand und Fuß bei ihnen weit weniger deutlich ausgedrückt ist als bei diesen. Man mag unsere Tiere als ein Bindeglied zwischen den Affen und Beuteltieren, als Nachfolger unbekannter, den Beutelratten verwandter Tiere auffassen: Affen aber sind sie nicht.

Ein allgemeines Bild der Halbaffen läßt sich nicht leicht entwerfen. Größe, Leibesbau und Gliederung, Gebiß und Gerippe sind sehr verschieden. Die Größe schwankt zwischen der einer starken Katze und der einer Schlafmaus. Bei den meisten Arten ist der Leib schmächtig, bei einzelnen sogar klapperdürr; bei jenen erinnert der Kopf durch die Länge der Schnauze entfernt an den eines Hundes oder Fuchses, bei diesen hat er etwas eigentümlich Nächtiges, Bilch- oder Flatterhörnchen-, Nachtaffen- oder Eulenartiges. Die hinteren Gliedmaßen übertreffen die vorderen meist merklich, oft bedeutend an Länge, unterscheiden sich aber innerhalb unserer Tiergruppe dadurch, daß die Fußwurzel bei einer Abteilung verhältnismäßig kurz, bei einer anderen dagegen ziemlich lang ist. Der Bau der Hände und Füße stimmt keineswegs vollkommen überein. Die meisten Halbaffen haben Füße, welche den Händen ähneln, da die Gliederung der Finger oder Zehen verhältnismäßig wenig sich unterscheidet, der Daumen den übrigen Fingern gegenübergestellt werden kann und Finger wie Zehen, die zweite der letzteren ausgenommen, platte Nägel tragen; aber auch diese Bildung ist nicht allen Halbaffen gemeinsam: es machen sich vielmehr in der Länge, Stärke und Behaarung, dem Verhältnis des Daumens und der Daumenzehe zu den anderen Fingern und Zehen erhebliche Unterschiede bemerkbar. Der Schwanz spielt in verschiedener Länge, übertrifft bei vielen hierin den Leib und verkümmert bei anderen zu einem äußerlich kaum oder nicht sichtbaren Stummel, ist bei diesen buschig, bei jenen teilweise fast unbehaart. Große Nachtaugen und durchgehends wohlentwickelte Ohren mit bald häutiger, bald behaarter Muschel und ein weiches, dichtes, wolliges, ausnahmsweise nur strafferes Haarkleid lassen die Halbaffen äußerlich als Dämmerungs- oder Nachttiere erkennen. Das Gebiß zeigt hinsichtlich der Anordnung, Form und Anzahl der Zähne größere Abwechselung als bei den Affen. Der Schädel zeichnet sich aus durch starke Rundung des

hinteren Teiles, die schmale, kurze Schnauze und die großen, vorn einander sehr genäherten, hochumrandeten, aber nicht vollständig von einer Knochenwand eingeschlossenen, sondern mit den Schläfengruben verbundenen Augenhöhlen. In der Wirbelsäule zählt man außer den Halswirbeln 9 Rücken-, 9 oder mehr Lenden-, 2—5 Kreuzbein- und 8—30 Schwanzwirbel. Im Gegensatze zu den Affen tragen die Halbaffen neben den Brustzitzen meist noch Zitzen am Bauche.

Afrika, vor allem aber Madagaskar und seine Nachbareilande, sowie Indien und die großen Inseln Südasiens bilden das Wohngebiet unserer Tiere, dichte, an Früchten reiche



Gerippe des Totenköpfchens (1) zur Vergleichung mit den Gerippen des Mongoz (2) und des Schlankloris (3). (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

Waldungen ihre Aufenthaltsorte. Alle Arten sind Baumtiere, mehrere von ihnen auf dem Boden so gut als fremd. Außerordentliche Behendigkeit und Gewandtheit im Gezweige zeichnet die einen, langsame, sichere, bedächtige, geisterhaft leise und unmerkliche Bewegungen die anderen aus. Einzelne sind auch bei Tage zuweilen in Thätigkeit; die meisten aber beginnen ihr Leben erst nach Einbruch der Nacht und liegen vor Beginn des Tages bereits wieder in festem Schlafe. Früchte verschiedenster Art, Knospen und junge Blätter bilden die Nahrung der einen, Kerb- und kleine Wirbeltiere neben einigen Pflanzenstoffen die Speise der anderen. In der Gefangenschaft gewöhnen sich diese wie jene an allerlei Kost. Merklichen Schaden bringen sie nicht, erheblichen Nutzen ebensowenig. Demungeachtet betrachtet sie der Eingeborene nirgends mit Gleichgültigkeit, sieht vielmehr in den einen heilige und unverletzliche, in den anderen unheilbrohende, gefährliche Geschöpfe und warnt oder verhindert daher nicht selten den wißbegierigen Forscher, Halbaffen zu jagen, sucht ihn sogar von deren Beobachtung zurückzuhalten. Dies mag einer der Gründe sein, weshalb wir auch

die in größeren Trupps lebenden und häufigen Arten der Ordnung verhältnismäßig selten in unsere Käfige bekommen. Ihr Fang verursacht keineswegs besondere Schwierigkeiten, und ihre Pflege ist leicht und einfach; die meisten Arten halten auch ungleich besser als die Affen die Gefangenschaft aus und pflanzen bei einigermaßen entsprechender Behandlung ohne Umstände im Käfig sich fort. Entsprechend ihren geistigen Fähigkeiten gewöhnen sich diejenigen Arten, welche überhaupt durch muntere Regsamkeit sich auszeichnen, leicht an ihre Pfleger, lassen sogar teilweise zum Dienste des Menschen sich abrichten, während die vollkommensten Nachttiere unter ihnen ebenso grämlich als schläfrig sind und in den seltensten Fällen Erkenntlichkeit auch für die sorgsamste Pflege bekunden.

*

Unter Lemuren dachten sich die Römer abgeschiedene Seelen der Verstorbenen, von denen die guten als Laren Haus und Familie schützten, die bösen als umherirrende tückische Gespenster den armen Sterblichen beunruhigten und deshalb durch besondere Feste in mitternächtlicher Stunde nach Möglichkeit besänftigt werden sollten. Die Wissenschaft, welche bekanntlich nur auf helle Geister der Lebenden etwas gibt, bei Benennung der unendlich mannigfaltigen Naturerzeugnisse aber oft um einen Namen verlegen ist, versteht unter Lemuren zwar ebenfalls nächtliche Umherschwärmer und Polterer, aber keineswegs unfaßbare Wesen, sondern solche, welche Fleisch und Blut, mehr oder minder ansprechende Gestalt und hübsches Aussehen haben: den Kern der Ordnung, mit welcher wir uns beschäftigen, eine Gemeinschaft oder Familie der Halbaffen, welche weitaus die meisten, in den mannigfaltigsten Formen auftretenden Arten umfaßt und in viele Gattungen zerfällt.

Für die Lemuren (Lemuridae) gelten im allgemeinen die bereits mitgeteilten Ordnungsmerkmale, da die beiden übrigen Familien der Halbaffen wesentlich nur durch Gebiß und beziehentlich Hand- und Fußbau sowie Behaarung sich unterscheiden. Jene haben ein Gebiß, welches sich kennzeichnet durch kleine, durch eine Lücke in Paare geteilte, senkrecht stehende Schneidezähne des oberen und größere, aneinander stehende und etwas vorwärts geneigte des unteren Kiefers. Im übrigen weicht es innerhalb der Familie außerordentlich ab, und gerade hierauf begründen sich die verschiedenen Gattungen, weshalb ich die Unterschiede auch erst bei Betrachtung der letzteren anzudeuten haben werde.

Das Hauptwohngebiet der Lemuren umfaßt die Insel Madagaskar und ihre Nachbareilande; außerdem treten sie in Afrika auf, über die ganze Mitte des Erdteiles von der Ost- bis zur Westküste sich verbreitend, und finden sich einzeln in Indien und auf den südasiatischen Inseln. Alle ohne Ausnahme bewohnen Waldungen, die undurchdringlichen frucht- und kerbtierreichen Urwaldungen den übrigen vorziehend und die Nähe des Menschen wenn auch nicht gerade meidend, so doch nicht aufsuchend. Im größeren oder geringeren Grade Nachttiere, wie alle Mitglieder der Ordnung, ziehen sie in die dunkelsten Stellen des Waldes oder in Baumhöhlen sich zurück, kauern oder rollen sich zusammen und schlafen. Ihre Stellungen dabei sind höchst eigentümlich. Entweder sitzen sie auf dem Hinterteile, klammern sich mit den Händen fest, senken den Kopf tief herab zwischen die angezogenen Vorderglieder und umwickeln ihn und die Schultern auch noch besonders mit dem Schwanze, oder aber, sie rollen sich dicht nebeneinander, ja sogar zu zwei und zwei ineinander zu je einer Kugel zusammen und umwickeln sich gegenseitig mit ihren Schwänzen: stört man solch einen Haarball, so kommen plötzlich zwei Köpfe aus demselben heraus und schauen großen Auges auf die unangenehmen Wecker.

Der Schlaf der Lemuren ist sehr leise. Schon das Summen einer vorüberschwärmenden Fliege oder das Krabbeln eines Käfers weckt viele von ihnen auf: die Ohren spitzen sich, und die großen Augen spähen wie träumerisch umher, aber nur einen Augenblick lang.

Denn ihre Lichtscheu ist außerordentlich groß, und ihre Augen scheinen gegen das Licht empfindlicher zu sein als die aller übrigen Säugetiere. Sie sind tot für den Tag; die in der Freiheit lebenden Lemuren erwachen erst mit der Dunkelheit, was indessen für die gefangenen nur zum Teile gilt.

Die ersteren ermuntern sich, wenn die Dämmerung hereinbricht, putzen und glätten ihr Fell, lassen ihre gewöhnlich ziemlich laute und unangenehme Stimme vernehmen und begeben sich dann auf die Wanderung durch ihr luftiges Jagdgebiet. Nunmehr beginnt ein je nach Wesen und Eigenheit der Lemuren sehr verschiedenes Treiben. Die Mehrzahl der Arten beeifert sich zunächst, ihrem Namen Ehre zu machen, indem sie gemeinschaftlich ein Geschrei ausstößt, welches den Neuling mit Grausen erfüllen kann, weil es entweder einen unbeschreiblichen Höllenlärm verursacht oder aber an das Gebrüll gefährlicher Raubtiere, beispielsweise des Löwen, erinnert. Dieses gemeinsame, grunzende Gebrüll scheint wie bei so manchen anderen Tieren den Beginn der Werkthätigkeit der Lemuren andeuten zu sollen; denn von jetzt an durchstreifen sie ihr Jagd- oder richtiger Weidegebiet mit einer Bewegungsfreudigkeit, Gewandtheit und Behendigkeit, welche man ihnen bei Erinnerung an ihre Schlafsucht während des Tages niemals zugetraut haben würde. Alle Kletter- und Springkünste, alle Gaukeleien, welche Affen auszuführen vermögen, werden von ihnen vielleicht noch überboten. Es scheinen ihnen Flügel gewachsen zu sein: so gewaltige Sätze von einem Zweige zum anderen führen sie aus, so rasch laufen sie an den Stämmen empor oder über stärkere Äste dahin, so ununterbrochen bewegen sie sich in der verschiedensten Weise. Endlich erreicht die gewöhnlich aus einer bedeutenden Anzahl bestehende Bande einen Fruchtbaum und bekundet jetzt bei Plünderung desselben eine ebenso große Thatkraft wie früher beim Laufen, Klettern und Springen. Sie fressen viel und verwüsten noch weit mehr, würden also, fielen sie nach Affenart in die Pflanzungen ein, dem Menschen erheblichen Schaden zufügen. Doch ihre heimischen Waldungen sind so reich an Früchten verschiedenster Art, daß sie zu unberechtigten Eingriffen in das Eigentum des Menschen keine Veranlassung haben.

Ganz als das Gegenteil der eben geschilderten Gattungen und Arten der Familie zeigen sich andere Lemuren in ihrem Auftreten, ihrem Wesen und ihren Bewegungen. Verstohlen und mit unhörbaren Schritten schleichen sie langsam von Ast zu Ast. Ihre großen, runden Augen leuchten im Dämmerlichte wie feurige Kugeln, und sie allein sind es, welche von ihrem Dasein Kunde geben; denn die düstere Färbung ihres Felles verschwindet auch einem scharfen Blicke gar bald im Dunkel der Nacht, und die weiße Unterseite wird hinlänglich durch die Äste verdeckt, auf denen sie dahingleiten, oder läßt höchstens an einen gebrochenen Lichtstrahl des Mondes denken. Alle ihre Bewegungen geschehen so bedachtsam und leise, daß auch nicht ein einziger Laut dem lauschenden Ohre das Vorhandensein eines lebenden Tieres vernehmbar macht.

Wehe nun dem sorglos schlafenden Vogel, auf welchen ein Blick dieser feurigen Augen fällt! Kein Indianer schleicht leiser auf seinem Kriegspfade dahin; kein blutdürstiger Wilder naht sich in furchtbarerer Absicht als der Lori jetzt seiner schlafenden Beute. Ohne jedes Geräusch, fast ohne sichtbare Bewegung setzt er einen Fuß nach dem anderen fürder und nähert sich mehr und mehr, bis er sein Opfer erreicht hat. Dann erhebt er die eine Hand mit gleicher Lautlosigkeit und Bedachtsamkeit und streckt sie leise vor, bis sie den Schläfer beinahe berührt. Jetzt geschieht eine Bewegung, schneller, als das Auge ihr folgen kann, und ehe der schlummernde Vogel noch eine Ahnung von seinem furchtbaren Feinde erlangt hat, ist er erwürgt, erdrosselt. Und nichts gleicht der Gier, mit welcher der so harmlos erscheinende Vierhänder nach vollbrachtem Morde seine Beute verzehrt. Wie der schlafende Vogel ist auch seine Brut, das Ei in seinem Neste verloren, sobald der Lori dies entdeckt. Das nächtige Wesen des Tieres zeigt sich in seiner Raubgier; es scheint, daß

es Fleischnahrung ganz entschieden der Pflanzenkost vorzieht, obschon es auch diese nicht verschmäht.

Alle hierher zählenden Arten sind bedächtig und berechnend vorsichtig. Sie bewegen sich auf den Bäumen langsam, aber sicher; ehe sie einen Zweig loslassen, vergewissern sie sich stets, daß ihnen ein anderer verläßlichen Halt gibt. Ihr Gang auf dem Boden ist schlecht und eher ein krötenartiges Kriechen als ein Laufen zu nennen.

Über die Fortpflanzung der Lemuren wissen wir immer noch sehr wenig, obgleich mehrere Arten unserer Familie bereits mehrere Male in der Gefangenschaft sich fortgepflanzt haben. Diese werfen ein Junges, welches sich unmittelbar nach seiner Geburt an seiner Mutter festklammert und von ihr so lange umhergetragen wird, bis es gelernt hat, selbständig sich zu bewegen. Bei einzelnen Arten sollen nach Aussage der Eingeborenen Madagaskars Männchen und Weibchen an der Pflege dieses Jungen sich beteiligen; doch ermangelt diese Behauptung bis jetzt noch des Beweises. Eine gleichmäßige und ziemlich hohe Wärme ist allen Bedürfnis; die Kälte macht sie mißmutig und krank. Gefangene geben ihr Mißbehagen hauptsächlich dann zu erkennen, wenn sie frieren oder im Schlafe gestört werden. Fühlen sie sich aber behaglich, dann schnurren sie, wenigstens viele, fast nach Art der Katze.

Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering; nur wenige machen eine rühmliche Ausnahme. Alle zeigen sich scheu und furchtsam, obgleich sie mutig sich wehren, wenn man sie fängt. Nachdem sie an den Menschen sich gewöhnt haben, werden sie in gewissem Grade zutraulich und benehmen sich sanft, friedlich und gutmütig, verlieren aber ihre Furchtsamkeit nur selten. Einige Arten der Familie fügen sich indessen recht gut in den Verlust ihrer Freiheit und in ein untergeordnetes Verhältnis zu den Menschen, lassen sogar zu gewissen Dienstleistungen, beispielsweise zur Jagd anderer Tiere, sich abrichten; die ungeschwänzten Arten dagegen behalten meist auch in der Gefangenschaft ihr stilles, schwermütiges Wesen bei, suchen jede Störung ärgerlich von sich abzuwehren und lernen wohl kaum ihre Pfleger von anderen Leuten unterscheiden, behandeln vielmehr alle Menschen mehr oder weniger in derselben Weise.

*

„Indri, Indri“ — schau, sieh her — sagten die Madagassen zu dem reisenden Naturforscher **Sonnerat**, um ihn auf einen Lemur aufmerksam zu machen, welcher seines abweichenden Baues halber notwendigerweise die Aufmerksamkeit der Eingeborenen und des gedachten Naturforschers erregen mußte. **Sonnerat** wählte den von ihm falsch verstandenen Ausruf zur Bezeichnung des Tieres selbst und gab ihm damit einen Namen, welcher den Madagassen erklärlicherweise unverständlich ist. Nachdem man noch eine zweite Art der Gruppe unterschieden und beschrieben hat, wird der Name Indri als Bezeichnung einer besonderen Gattung gebraucht und mag deshalb auch von uns beibehalten werden.

Die **Indris** (Lichanotus) stellen, wenn man so sagen will, die Menschenaffen innerhalb ihrer Familie dar, gelten auch als die am höchsten entwickelten aller Lemuren. Ihr Kopf ist im Verhältnis zu dem stämmigen Leibe klein oder doch nur mittelgroß und spitzschnäuzig; die Vorderglieder sind nicht viel kürzer als die hinteren, die einen wie die anderen besonders ausgezeichnet durch die Länge der Hände und Füße und ebenso der kräftigen Daumen und Daumenzehen, welche den übrigen, bis zur Mitte durch Bindehaut vereinigten Fingern und Zehen entgegengestellt werden können und mit ihnen wahre Klammerfüße bilden. Der Schwanz erscheint nur als verkümmerter Stummel. Verhältnismäßig kleine Augen und ebenso kleine, fast ganz im Pelze versteckte Ohren, deren Muscheln auf der Innenseite nackt, auf der äußeren dicht behaart sind, tragen zur weiteren Kennzeichnung bei. Der sehr dichte, fast wollige Pelz überkleidet nicht nur den ganzen Leib, sondern auch die Hände und Füße, die Finger und Zehen bis zu den Nägeln herab. Das Gebiß besteht aus

vier durch eine weite Lücke getrennten oberen, vier dicht zusammenliegenden, schief gestellten langen unteren Schneidezähnen und einem Eckzahne, zwei Lückzähnen und drei vierhöckerigen Mahlzähnen in jedem Kiefer, deren untere größer und stärker als die oberen sind.

Früher kannte man bloß eine einzige Art dieser Gattung, den **Indri** oder richtiger **Babakoto**, zu deutsch „Vatersohn", der Madagassen (**Lichanotus brevicaudatus**, Lemur indri, Indris brevicaudatus); später hat **Peters** noch eine zweite, wahrscheinlich verschiedene Art aufgestellt. Der Indri erreicht eine Länge von 85 cm, wovon nur 2,5 cm auf den Schwanz gerechnet werden dürfen. Das fast unbehaarte Gesicht hat dun-



Kronenindri (Lichanotus mitratus). 1/8 natürl. Größe.

kel-, im Leben wahrscheinlich bräunlichschwarze Färbung; Kopf einschließlich der Ohren, Schultern, Arme und Hände sind schwarz, Oberrücken und Unterschenkel braun, die Vorderseite der Hinterglieder braunschwarz, Stirn, Schläfe, Kehle, Brust, Halsgegend, Schwanz, Unterseite der Schenkel, Fersen und Seiten weiß. Inwiefern sich auch die Färbung des Babakoto verändert, ist zur Zeit noch fraglich; man kennt das Tier bis jetzt noch viel zu wenig, als daß man sagen könnte, ob die Geschlechter oder Alte und Junge durch die Färbung sich unterscheiden.

Der **Kronenindri** (**Lichanotus mitratus**), die erwähnte zweite Art, möglicherweise nur Unterart des Indris, steht diesem in der Größe wenig nach: seine Länge beträgt 75 cm, wovon 4,5 cm auf den Schwanz kommen. Das Haar ist seidig-wollig, die Färbung außerordentlich schön, obschon grelle Farben nicht vorhanden sind. Die nackte schwarze

Schnauze und die sehr schwach mit grauen Haaren bekleideten Wangen werden eingerahmt von einer breiten, fahlgrauen, nach hinten schwarz begrenzten Binde, welche sich über die Stirn und die Gesichtsseiten zieht, an der Kehle vereinigt und das ganze Gesicht umgibt. Unmittelbar an sie schließt sich ein blendend weißer Fleck an, welcher den Scheitel und die äußere Ohrmuschel einnimmt und in den längs der Kopf- und Halsseiten verlaufenden graulichweißen Streifen übergeht. Ohren, Nacken, Schultern, Oberarm, Rücken bis zur Kreuzgegend, Oberbrust und Brustmitte, Vorderseite der Ober-, Innenseite der Unterschenkel bis gegen die Füße hin, Hände und vorderer Teil der Füße sind schwarz, die einzelnen Haare am Grunde grau oder grauschwarz, ein auf dem Unterrücken als Mittelstreifen beginnendes, nach dem Gesäß zu sich verbreiterndes länglich dreieckiges Feld und die Innenseiten der Arme und Oberschenkel weiß, Gesäß und Schwanz rötlich isabellfarben, die Haare des letzteren an der Spitze aschgrau, Unterarme und Außenseite der Oberschenkel aschgrau, Außenseite der Unterschenkel bis zur Fußmitte, Füße und behaarter Teil der Sohlen lichtgrau.

Die Heimat dieser Art fällt mit der des Indris zusammen.

Sonnerat, welcher uns mit dem Babakoto bekannt machte, erzählt, daß dieser wie seine Verwandten flink und gewandt sich bewege, überaus rasch von einem Baume zum anderen springe, beim Fressen aufrecht wie ein Eichhörnchen sitze und seine hauptsächlich aus Früchten bestehende Nahrung mit den Händen zum Munde führe, eine dem Weinen eines Kindes gleichende Stimme habe, sehr sanftmütig, gutartig und deshalb leicht zähmbar sei, in den südlichen Gegenden der Insel von den Eingeborenen aufgezogen und wie unsere Hunde zur Jagd abgerichtet werde. Erst durch Pollen erfahren wir mehr, leider aber nicht das Ergebnis eigener Beobachtungen, sondern nur das durch Hörensagen von ihm Erkundete. „Bis jetzt“, so berichtet unser Forscher, „trifft man diesen großen Lemur nur im Innern der östlichen Teile Madagaskars und zwar ausschließlich im Nordwesten der Insel; wenigstens versicherten mir die Eingeborenen, daß sie ihn nirgends anders gefunden hätten.“ Vinson wurde beim Durchreisen des großen Waldes von Alanamasoatrao zwei Tage lang von dem vereinigten Geschrei der Babakotos fast betäubt und bemerkt, daß die Tiere in anscheinend zahlreichen, leider unsichtbaren Banden in den Dickichten des Waldes vereinigt gewesen seien. Die Eingeborenen verehren den Babakoto wie ein übernatürliches Wesen und betrachten ihn als ein heiliges Tier, weil sie glauben, daß ihre Eltern nach dem Tode sich in diese Lemuren verwandeln. Aus diesem Grunde sind sie auch der festen Meinung, daß die Bäume, auf denen Babakotos sich aufhalten, unfehlbare Arzneimittel gegen unheilbare Krankheiten hervorbringen, und tragen Sorge, von einem Baume, auf welchem sich ein Lemur dieser Art bewegt hat, Blätter abzupflücken und aufzunehmen, um sie gelegentlich gegen Krankheiten zu verwenden. Ebenso behaupten die Eingeborenen, daß es sehr gefährlich sei, einen Babakoto mit Lanzen anzugreifen, weil er diese im Fluge aufzufangen wisse, im eigentlichen Sinne des Wortes den Spieß umdrehe und ihn mit größter Sicherheit auf den Angreifer zurückschleudere. Die Weibchen sollen nach einer anderweitigen, allgemein geglaubten Erzählung ihre Jungen sofort nach der Geburt dem auf einem benachbarten Baume sitzenden Männchen zuwerfen und sie von ihm sich wieder zuschleudern lassen, um zu erproben, ob diese ihrer würdig seien oder nicht. Denn wenn sie trotz solcher gefährlichen, ein dutzendmal wiederholten Übungen nicht zu Boden fielen, nähmen die Eltern sie auf und pflegten sie mit größter Sorgfalt, während sie, wenn das Gegenteil der Fall wäre, die Jungen im Stiche ließen und sich gar nicht die Mühe gäben, sie wieder aufzuheben.“ Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß solche Erzählungen eben nichts anderes als die große Unkenntnis der Eingeborenen über das Leben und Treiben des seltsamen Tieres beweisen können. „In gewissen Teilen Madagaskars“, fährt Pollen fort, „richtet

man den Babakoto zur Vogeljagd ab. Man sagt, daß er hierbei ebenso gute Dienste leiste wie der beste Hund; denn er verschmäht, obgleich er Fruchtfresser ist, keineswegs kleine Vögel und versteht dieselben mit größter Geschicklichkeit zu fangen, um sich einen Leckerbissen für ihn, Vogelgehirn, zu erbeuten."

Soviel bekannt, ist der Babakoto oder überhaupt einer der Indris bis jetzt lebend noch nicht nach Europa gebracht worden. Es muß uns dies um so mehr wundernehmen, als doch der erstgenannte auf Madagaskar gewissermaßen zum Haustiere geworden ist und seine Erhaltung keine Schwierigkeiten haben kann.

*

Der Name **Maki** soll ein Klangbild des Geschreies der arten- und zahlreichsten Gattung unserer Familie sein, welcher die wissenschaftliche Bezeichnung **Lemur** geblieben ist. Vor fast allen Verwandten zeichnen sich die Makis aus durch gestreckten Fuchskopf mit mäßig großen Augen und mittellangen, oft buschig behaarten Ohren, wohlgebildete, unter sich fast gleich lange Gliedmaßen, deren Hände und Füße auf der Oberseite eine schwache, nicht pelzige Behaarung zeigen, mehr als körperlangen Schwanz und sehr weichen, feinen, ausnahmsweise auch wohl wolligen Pelz. Die beiden oberen, stumpfkronigen Schneidezähne sind in der Regel klein, die drei unteren schmalen und zugespitzten dagegen lang und fast wagerecht gestellt, die scharfspitzigen kantigen Eckzähne seitlich zusammengedrückt, die Kronen der drei oberen Lückzähne dreiseitig, die drei unteren Mahlzähne undeutlich vierhöckerig und von vorn nach hinten an Größe abnehmend. In dem gestreckten, hinten gewölbten Schädel fällt der Schnauzenteil durch seine Länge auf. Das Gerippe zählt außer den Halswirbeln 10 Rücken-, 9 oder 10 Lenden-, 2—4 Kreuz- und 22—29 Schwanzwirbel und enthält 8 Paare wahrer und 4 Paare falscher, schmaler, kantiger Rippen. Unter den Weichteilen verdient Erwähnung, daß der Magen einen großen Blindsack besitzt und der Blinddarm eine ansehnliche Größe erlangt.

Man hat viele Arten der Gruppe unterschieden; die neuzeitliche Forschung hat aber gelehrt, daß mehrere von diesen nur geschlechtliche Verschiedenheiten oder Unterarten anderer darstellen.

Erst durch **Pollens** treffliche Beobachtungen haben wir ein einigermaßen ausführliches Bild der freilebenden Makis erhalten. Alle Arten der Gattung bewohnen die Waldungen Madagaskars und der Nachbareilande, bei Tage im tiefsten Dickichte der Waldungen sich aufhaltend, nachts unter lebhaften Bewegungen und lautem Geschrei ihrer Nahrung nachgehend. Ein von dem erwähnten Naturforscher beobachteter Maki, welcher Mayotte bewohnt (**Lemur mayottensis**), mag uns im allgemeinen mit dem Leben und Treiben seiner Verwandtschaft bekannt machen. Die Tiere leben in ansehnlichen Banden von 6—12 Stücken in den Urwaldungen der Insel, hauptsächlich von den Früchten wilder Dattelbäume sich nährend und ihnen zuliebe von einem Teile des Waldes zum anderen wandernd. Man beobachtet sie ebensowohl bei Tage als während der Nacht, in der Regel auf Bäumen, von denen sie jedoch von Zeit zu Zeit herabsteigen, um zu Boden gefallene Früchte aufzulesen. Kaum ist die Sonne niedergegangen, so vernimmt man ihr klägliches Geschrei, welches gewöhnlich von der ganzen Bande gleichzeitig ausgestoßen wird. Ihre Bewegungen sind wie die der Verwandten außerordentlich leicht, behende und gewandt: einmal munter geworden, durchfliegen sie förmlich die Baumkronen und führen dabei von einem Zweige zum anderen Sätze von überraschender Weite aus. Von Hunden verfolgt, flüchten sie sich in die höchsten Wipfel der Bäume, heften ihre Augen auf den Feind, wiegen ihren Schwanz hin und her und knurren und grunzen dabei; sobald sie aber des Jägers ansichtig werden, flüchten sie eiligst dem Walde zu und machen es jetzt außerordentlich schwer, ihnen zu folgen

oder sie zu erlegen. Verwundete verteidigen sich wütend gegen die Hunde, springen ihnen, wie Pollen selbst beobachtete, auf den Rücken und beißen sich in den Ohren oder in dem Halse fest. Auf Mayotte verwendet man zur Jagd gewöhnlich Bauernspitze, welche durch Bellen anzeigen, daß sie einen Maki gefunden haben, und gleichzeitig mit den Vorderbeinen an dem Baume, auf welchem der Halbaffe sitzt, emporspringen. Letzterer wendet dann seine Aufmerksamkeit mehr den Hunden als dem Jäger zu, und ermöglicht es diesem dadurch, sich zu nähern. Die Jagd selbst gewährt Vergnügen, ist aber in hohem Grade anstrengend, wahrscheinlich der Beschaffenheit der Waldungen wegen. Das Fleisch, welches im Geschmacke an das der Kaninchen erinnert, gilt als sehr wohlschmeckend und wird Anlaß zu lebhafter Verfolgung der sonst harmlosen Tiere, deren Verwandte auf anderen Inseln als unverletzbar angesehen werden.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten erheben sich die Makis nicht über ihre Verwandten; dennoch ist ihr Wesen angenehm. Gewöhnlich zeigen sie sich sanft und friedlich; einzelne sind aber auch störrisch, wild und bissig. Sie lassen sich sehr gern schmeicheln, geben aber keine besondere Zuneigung gegen ihren Wärter kund, sondern sind entweder gegen alle gleich gut oder gegen alle gleich ungezogen.

Manche Arten kommen öfters nach Europa, dauern auch lange in Gefangenschaft aus. Dies bewies z. B. ein Vari, welcher 19 Jahre in Paris lebte. In den meisten Fällen werden sie bald zahm und gemütlich. Auch lassen sie sich sehr leicht erhalten, denn sie gewöhnen sich rasch an allerlei Speisen. Ihre Nahrung nehmen sie gewöhnlich mit den Vorderhänden auf und führen sie dann zum Maule, heben das Futter aber auch gleich mit diesem auf. Wenn sie sich wohl befinden, knurren sie behaglich; gewöhnlich singen sie sich selbst in dieser Weise in den Schlaf.

Buffon besaß einen männlichen Maki, welcher durch seine raschen, gewandten und zierlichen Bewegungen erfreute, durch seine Unreinlichkeit und seinen Mutwillen aber oft ebenso lästig wurde. Er lief nicht selten in die Nachbarhäuser, stahl dort Obst, Zucker und dergleichen, öffnete auch, als echter Spitzbube, unter Umständen Thüren und Deckel von Schränken und Kisten. Man mußte ihn anbinden, und wenn er entwischt war, hatte man seine große Not, ihn wieder zu fangen; denn er biß dann selbst diejenigen, welche er genau kannte und sonst zu lieben schien. Sehr gern leckte er die Hand seines Pflegers; wenn aber seine Zunge, rauh, wie die einer Katze, die Oberhaut der Hand gerötet hatte, biß er plötzlich, anstatt weiter zu lecken. Er murmelte beständig, ließ man ihn jedoch allein, dann schien er Langeweile zu haben und drückte dies durch froschartiges Quaken aus. Vor Kälte und Nässe fürchtete er sich ungemein und blieb deshalb während des Winters immer in der Nähe des Feuers, stellte sich auch öfters aufrecht, um sich besser zu erwärmen.

Der Maki, welcher so lange in Paris lebte, liebte das Feuer in demselben Grade und setzte sich regelmäßig in unmittelbare Nähe des Kamins; ja der arme frostige Südländer hielt nicht bloß die Hände, sondern auch sein Gesicht so nahe an die Flamme, daß er sich mehr als einmal den Schnurrbart verbrannte. Im Gegensatze zu dem oben erwähnten, war er reinlich, glänzte am ganzen Leibe und hütete sich sorgfältig, seinen Pelz zu beschmutzen. Außerdem war er ebenso lebendig und beweglich wie neugierig. Er untersuchte alles und jedes, warf es aber dabei entweder um oder zerriß und zerstreute es. Seine Freundlichkeit erzeigte er allen Personen, welche ihm schmeichelten, und auch ganz Fremden sprang er ohne alle Umstände in den Schoß. Gegen Abend hüpfte oder tanzte er wohl ½ Stunde lang ziemlich taktmäßig auf und nieder; dann legte er sich auf ein Brett über der Thüre und spann sich in Schlaf. In seiner Jugend fraß er alles Genießbare und trank auch Wein; in seinem Alter wurde er wählerischer und damit verständiger und stiller.

Von den weißstirnigen Makis besaß man zu Paris ein Paar, welches sich sehr liebgewann und schließlich begattete. Nach viermonatlicher Trächtigkeit warf das Weibchen ein

Junges von Rattengröße, welches mit offenen Augen zur Welt kam. Das Tierchen klammerte sich sogleich an die Mutter und zwar quer über den Unterleib. Die Mutter zog die Schenkel so in die Höhe, daß sie es fast ganz bedeckte und vor den Blicken verbarg. Wenn sich Menschen näherten, drehte sie denselben immer den Rücken zu, damit ihr Kind nicht gesehen werden solle. Sie war außerordentlich zahm gewesen; nachdem sie aber das Junge erhalten hatte, drohte sie jedermann, der sich ihr nähern wollte, mit den Zähnen. Sechs Wochen nach seiner Geburt hatte das Tierchen schon ganz den Pelz und die Färbung wie seine Mutter. Um diese Zeit fing es auch an, die ihm hingestellte Nahrung zu versuchen: aber erst im sechsten Monate seines Alters entwöhnte es sich.

Ein Vari des Pflanzengartens lebte mit einem seiner Gattungsverwandten lange Zeit ganz friedlich in einem Käfig, bis man beide zufällig an einen anderen Ort brachte. Hier änderte sich die Sache: der starke Vari tötete seinen Gefährten in der ersten Nacht.

Von den Makis, welche neuerdings im Frankfurter Tiergarten leben, berichtet Haacke folgendes: „Unser Rotstirnmaki hat mich belehrt, daß auch Halbaffen ihre Wünsche sehr gut kundzugeben verstehen. Nichts scheint demselben größeres Vergnügen zu machen, als das Gefühl, welches ihm ein sanftes Krauen am Kopfe bereitet. Da ich ihm nun gern und häufig dieses Vergnügen gönne, so springt er, wenn ich vor seinem Käfig erscheine, alsbald von seiner Sitzstange herab auf den Boden des Käfigs und begibt sich vorn ans Gitter, um seinen Nacken mir zum Kratzen darzubieten. Erfülle ich seinen Wunsch nicht sofort, so legt er eine seiner Hände verkehrt auf den Rücken und macht mit den Fingern so lange Kratzbewegungen in die Luft, bis ich seine Bitte erfülle. Ein Mongoz, welcher mit ihm denselben Käfig bewohnt, kommt gleichfalls heran, um gekratzt zu werden, weiß indessen seinem Wunsche nicht so deutlich Ausdruck zu geben. Dagegen versteht es der Weißstirnmaki im Käfig nebenan sehr gut, sich bemerklich zu machen. Er springt, um sich Futter zu erbetteln oder sich die Gunst des Krauens bezeugen zu lassen, einfach so lange hinter dem Käfiggitter auf und ab, bis sein Zweck erreicht ist. Der Mitbewohner seines Käfigs, ein Fuchsmaki, ist dagegen höchst stumpfsinnig, vielleicht, weil er kränkelt, und auch die Varis und Mohrenmakis, welche wir hielten, verstanden es nicht sehr, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Bei sämtlichen Makis, welche ich pflegte, mit Ausnahme der Varis, habe ich eine ganz eigentümliche Bewegung des Kopfes beobachtet. Die Makis lieben es, dicht an den Wänden ihrer Behausung, den Kopf nach oben gerichtet, herumzulaufen, sich mit den Händen teils auf dem Boden, teils an den Wänden stützend. Kommen sie nun in eine Käfigecke, so wird der in den Nacken gebeugte Kopf blitzschnell nach der Richtung, in welcher das Tier laufen will, gedreht und greift dadurch der Bewegung des Körpers vor. Alle unsere Makis, mit Ausnahme der Varis, sind sehr erpicht auf lebende Vögel, denen sie ohne weiteres den Kopf abreißen, um sie dann mit großem Genusse zu verzehren.“

Zu denjenigen Arten, welche einfarbigen Schwanz und im dichten Wollhaar versteckte und mit diesem besetzte Ohren haben, gehört der Vari (Lemur varius), eine der größeren Arten der Gattung. Seine Länge beträgt ungefähr 90 cm, wovon etwas mehr als die Hälfte, 48—50 cm nämlich, auf den Schwanz kommen. Der reichliche, an Kopf und an den Halsseiten besonders verlängerte Pelz ist großfleckig schwarz und weiß, aber in wechselndem Verhältnis gezeichnet, so daß eben nur das allgemeine Gepräge hervortritt, während bei diesem Stücke das Schwarz, bei jenem das Weiß überwiegt. Einzelne sind fast ganz schwarz, andere fast ganz weiß; bei manchen ist der halbe Rücken oder mehr weiß und der Bauch schwarz; bei anderen verhält es sich umgekehrt. Gesicht, Schwanz und Vorderglieder haben gewöhnliche schwarze, die Wangen und Ohrgegend meist weiße Färbung. Etwas Genaueres läßt sich über die Farbenverteilung nicht sagen, nur daß sie an beiden Körperseiten gleich ist.

„Bis jetzt", bemerkt Pollen, „hat man den Vari nur in den Waldungen des Innern der Insel Madagaskar beobachtet, d. h. also in den Landstrecken, welche sich zwischen Tintinge, Tamatave und Antananarivo ausdehnen. Auch ihn findet man in großen Gesellschaften, welche sich von Früchten ernähren. Ein wildes, scheues Wesen zeichnet ihn aus. Seine Stimme ist außerordentlich stark und auf weithin hörbar; das Grunzen des Tieres, welches stets gemeinschaftlich ausgeführt wird, erinnert an das Löwengebrüll und klingt so schauerlich, daß man unwillkürlich zittert, wenn man es zum ersten Male vernimmt. Im übrigen unterscheidet sich die Lebensweise, soviel bis jetzt bekannt, nicht von der verwandter Arten."

„In der Gefangenschaft", schreibt Haacke, „benimmt sich der Vari gesetzter als andere Gattungsgenossen. Er drängt sich nicht an die Besucher heran, um Futter zu erbetteln oder geliebkost zu werden, und nur jugendliche Tiere sind zum Spielen aufgelegt, obwohl auch die alten recht zahm werden. Der Vari kann große Kältegrade vertragen. Ein prachtvolles

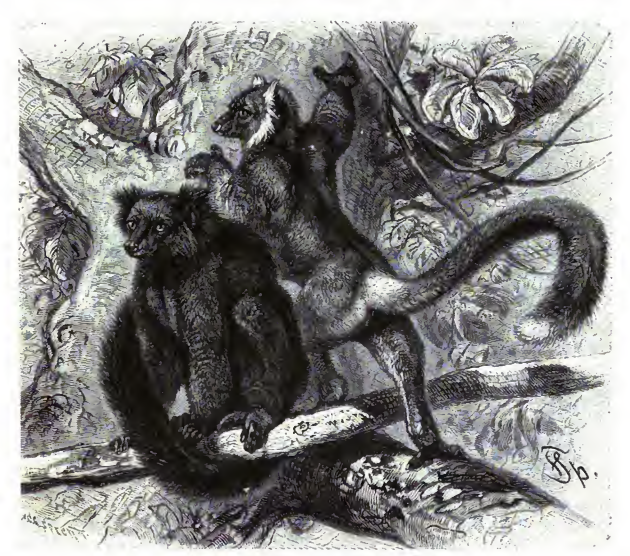


Vari (Lemur varius). 1/7 natürl. Größe.

Männchen, welches ich hielt und ungern mißte, litt an Schwindsucht und wollte nicht mehr fressen. Ich schob die Schuld zum Teil auf die schlechte Luft in unserem Affenhause und ließ den Vari, obwohl wir noch tief im Winter steckten, in einem Käfig im Freien unterbringen. Das Thermometer fiel nachts bis auf 8 Grad unter dem Gefrierpunkte, aber der Vari ertrug diese beträchtliche Kälte recht gut. Alsbald stellte sich auch der Hunger wieder ein und wuchs von Tag zu Tag; auch die Teilnahme für die Umgebung wurde wieder größer. Am Tage hielt sich der Vari auf seinem Kletterbaume auf, des Nachts schlief er auf einem Heulager am Boden des Käfigs. Leider war die Krankheit schon so weit vorgeschritten, daß frische Luft und erhöhte Nahrungszufuhr keine Heilung mehr bringen konnten. Der Vari starb bei verhältnismäßig mildem Wetter."

Von Verwandten mag zunächst der Akumba der Sakalaven, unser Mohrenmaki (Lemur macaco, L. niger, L. leucomystax), erwähnt sein, weil gerade er uns neuerdings

belehrt hat, wie außerordentlich verschieden die beiden Geschlechter einer und derselben Maki-Art sein können. Das Männchen, welchem der Name Mohrenmaki (Lemur niger) zuerteilt wurde, ist mehr oder weniger reinschwarz, nur bei einzelnen Stücken und zwar vorzugsweise auf den Rumpfseiten und an den Gliedern rotbraun überflogen oder aber am Schwanze mit einigen weißlichen Haaren zwischen schwarzen gezeichnet; das Weibchen



Mohrenmaki (Lemur macaco). ⅙ natürl. Größe.

dagegen, welches von Bartlett unter dem Namen Weißbartmaki (Lemur leucomystax) als besondere Art aufgestellt wurde, ändert mehr oder weniger ab, obwohl auf der Oberseite ein bald helleres, bald dunkleres, auf der Rückenmitte zuweilen in Purpurrotbraun übergehendes Rostfarb vorherrscht und Wangen, Füße und Schwanz in der Regel weißlich und nur ausnahmsweise rostfarben aussehen. Auch zeigt der Oberkopf, welcher bei den meisten Stücken weiß gefärbt ist, nicht selten einen grauen oder schwärzlichen Anflug, welcher unter Umständen sehr lebhaft werden kann, ein großer, schwarzer Fleck am Hinterkopfe lichtet sich manchmal bis zu rostgelb. Der Augenstern ist bei beiden Geschlechtern bräunlich orangefarben. Die Größe des Tieres kommt der der Verwandten ungefähr gleich.

Lange bevor Pollen uns über das Freileben des Akumbas Bericht erstattete, kannten wir das Tier durch die Gefangenschaft und zwar beide Geschlechter; ich meinesteils hatte

auch bereits erkundet, daß Mohren- und Weißbartmaki einer und derselben Art angehörten. Pollens und anderer Beobachtungen stellten die Sache außer allen Zweifel, da sie genau dasselbe wie ich erfuhren.

Der Akumba bewohnt die Waldungen, welche sich zwischen der Bai Diego Suarez und der Bai von Bombedok ausdehnen, ebenso auch den Wald von Lukube auf der Insel Nossi-Bé, aber fast ausschließlich nur die höchsten Bäume der undurchdringlichsten Dickichte. Nach Art seiner Verwandten zu Banden vereinigt, durchstreift er sein Gebiet während der Nacht, läßt aber bereits in den Abendstunden sein wirklich furchtbares, gemeinschaftlich hervorgebrachtes Geschrei vernehmen. Zuweilen, namentlich beim Anblicke Bedenken erregender Gegenstände, wird das Geschrei durch ein Grunzen unterbrochen. Die Beweglichkeit, welche diese Makis beim Springen von einem Stamme zum anderen zeigen, grenzt ans Unglaubliche. Man kann ihnen buchstäblich kaum mit den Augen folgen, und es ist viel leichter, einen Vogel im Fluge als sie im Sprunge zu erlegen. Dabei haben sie die Gewohnheit, verfolgt, sich plötzlich aus der Höhe der Wipfel herab in das Unterholz fallen zu lassen; der Jäger aber, welcher glaubt, daß sie tot sind, wird sehr bald enttäuscht, wenn er sie in beträchtlicher Entfernung an anderen Bäumen wieder emporklimmen sieht. Aus diesem Grunde wird ihre Jagd in hohem Grade erschwert. Jung aufgezogen zeigen sie sich sanft und zutraulich, setzen sich auf die Schulter ihres Gebieters und gewöhnen sich an alle Nahrung, welche man ihnen bietet. Vom Hause aus Fruchtfresser, und während ihres Freilebens hauptsächlich mit Bananen sich ernährend, verschmähen sie doch das Gehirn eines Vogels nicht und saugen dasselbe regelmäßig aus dem von ihnen zerbissenen Schädel.

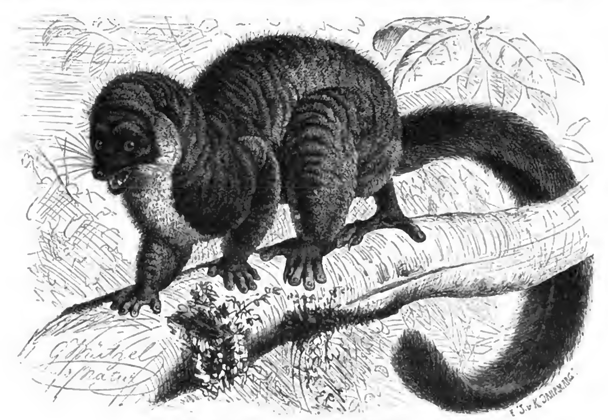
In gewissen Gegenden Madagaskars ist es verboten, Makis zu töten oder sie lebend oder tot zu bewahren. Jedesmal, wenn Pollen die Insel Nossi-Falie besuchte, versicherte man sich seitens der Eingeborenen, ob er nicht etwa Makis bei sich führe, weil diese nach jener Meinung das Eiland entheiligen. Einmal geschah es unserem Gewährsmanne, daß er, von der Jagd heimkehrend, gezwungen wurde, seine Beute nach einer Ortschaft der Insel Madagaskar selbst zu bringen, bevor er seinen Fuß auf Nossi-Falie setzen durfte, und zwar verlangte man dies einzig und allein deshalb, um die Bewohner der „heiligen Insel" vor Unglück zu bewahren. Im zoologischen Garten der Akklimatisationsgesellschaft auf Réunion sah Pollen ein Männchen und zwei Weibchen des Mohrenmakis und mehrere kleine männliche Junge, welche bereits vollständig das Kleid des alten Männchens trugen. Auch kennen die Bewohner Madagaskars den Unterschied der Geschlechter sehr gut.

Ich vermag vorstehende Angaben nach eigener Erfahrung zu vervollständigen. Unter einer Tiersendung, welche ich erhielt, befanden sich zwei lebende Mohrenmakis, ein Männchen und ein Weibchen, welche in warmer Freundschaft zu leben schienen und deshalb von mir nicht getrennt wurden. Es waren die ersten Makis, welche ich selbst pflegte und ausführlich beobachten konnte. Zunächst erfuhr ich, daß die Tiere keineswegs in dem Grade Fleisch- und Kerbtierfresser sind, als man bis jetzt angenommen hatte. Ich bot meinen Gefangenen rohes und gekochtes Fleisch, Mäuse, Sperlinge und Eier. Sie fraßen von allem, ohne jedoch irgend welche Gier an den Tag zu legen. Auch von dem Inhalte roher Eier leckten sie eben nur. Über Sperlinge fielen sie mit einer gewissen Eilfertigkeit her; eigentlich gierig aber zeigten sie sich auch nicht. Nur Fliegen jagten sie mit einiger Leidenschaft und fingen solche außerordentlich geschickt. Dagegen waren Früchte aller Art ersichtlich die ihnen am besten zusagende Speise: sie fraßen alle Obstsorten, gekochten Reis, gekochte Kartoffeln, nebenbei auch Milchbrot.

Ende März wurde von dem Weibchen, mir unerwartet, ein Junges geboren. Von der Trächtigkeit der Alten war nichts bemerkt worden; daß sie sich einige Tage vor der Geburt die Brüste drückte, hatte ich nicht beachtet. Das Junge kam mit offenen Augen

zur Welt und zeigte vom ersten Tage an eine verhältnismäßig große Selbständigkeit. Die Mutter legte es, sobald sie es rein geleckt hatte, mit großer Zärtlichkeit an die Brust, unterstützte es anfänglich auch beim Saugen; schon wenige Tage später aber behalf es sich selbst. Doch bekundete die Alte noch immer die größte Fürsorge für das Kleine, deckte es mit dem Schwanze zu, kauerte sich zusammen und verbarg es so meist dem Auge des Beschauers. Dabei bethätigte sie jedoch fortwährend Sehnsucht nach ihrem Gatten, welchen ich aus Vorsorge von ihr getrennt und in einem Nachbarkäfig untergebracht hatte, unterhielt sich mit ihm durch einen Spalt, knurrte behaglich, sobald er sich regte, und achtete überhaupt auf jede Bewegung desselben.

Im Verlaufe des ersten Monats entwickelte sich das Junge sehr schnell. Anfänglich klammerte es sich nicht, wie die meisten jungen Affen, an der Brust und dem Bauche, son-



Mongoz (Lemur mongoz). 1/7 natürl. Größe.

dern mehr an der Seite seiner Mutter an; später kletterte es oft an den Schenkeln auf und nieder, längs der Seite hin oder auf den Rücken, verbarg sich halb und halb zwischen dem Felle und lugte mit seinen klugen Augen traulich von da ins Weite. Nach etwa Monatsfrist war es so weit gediehen, daß es seinen ersten Ausflug unternehmen, d. h. seine Mutter verlassen und auf dem Gezweige des Käfigs umherklettern konnte. Gleich nach seiner Geburt fiel mir auf, daß es dem Vater vollständig glich, d. h. nicht das geringste Zeichen einer Mittelfärbung, wie sie Blendlingen eigen ist, wahrnehmen ließ. Erst hierdurch wurde ich veranlaßt, meine Makis zu untersuchen und fand, daß alle Mohrenmakis, welche ich pflegte, Männchen, alle Weißbartmakis dagegen Weibchen waren. Anfragen in den verschiedenen Tiergärten, namentlich in London, Köln, Rotterdam, und bei einem Bekannten in Sansibar bestätigten das von mir gewonnene Ergebnis, und so wurde die Vermutung, daß beide Tiere nur verschiedene Geschlechter einer und derselben Art seien, für mich zur Gewißheit.

Zur Vervollständigung des Gesagten will ich noch zweier Arten gedenken, welche ebenfalls dann und wann lebend in unsere Käfige gelangen. Der erste ist der Mongoz (Lemur mongoz, L. nigrifrons, S. 283), eine der gewöhnlichsten Erscheinungen in unseren Tiergärten. In der Größe gibt er dem Verwandten wenig nach; seine Länge beträgt etwa 95 cm, wovon ungefähr die Hälfte auf den Schwanz kommt. Die Färbung des Pelzes, welche oben dunkelaschgrau aussieht, da die Haare schwarz und weiß geringelt sind, geht auf dem Kopfe in Grauschwarz, auf dem Unterrücken und den Außenschenkeln in Lichtbräunlich über. Ein Streifen am Unterhalse bis zu den Ohren hinauf wie die Innenseite der Gliedmaßen ist weiß, der Bauch licht rötlichgelb, das Gesicht wie gewöhnlich schwarz, das Auge bräunlich. Auch bei dieser Art hat man Abweichungen in der Färbung beobachtet; doch schwankt die letztere nicht in dem Grade wie bei den vorher genannten.



Katta (Lemur catta). 1/7 natürl. Größe.

Über das Freileben kenne ich keinen eingehenden Bericht; gefangene Mongoz betragen sich im wesentlichen genau wie die verwandten Arten.

Unter diesen fällt noch eine Art, der Katta (Lemur catta), durch die Zierlichkeit seiner Gestalt, die Schönheit seiner Färbung und den geringelten, mehr als leibeslangen Schwanz sowie die verhältnismäßig großen Augen besonders auf. In der Größe steht er hinter den Verwandten etwas zurück; seine Gesamtlänge beträgt ungefähr 85, höchstens 90 cm, wovon 35—40 auf den Leib, das übrige auf den Schwanz kommt. Der dichte, feine, weiche und etwas wollige Pelz ist grau, bald mehr ins Aschfarbene, bald mehr ins Rostrote ziehend; Gesicht, Ohren und Unterseite haben weißliche, ein großer runder Augenfleck und die Schnauze schwarze Färbung. Beide Geschlechter scheinen sich nicht zu unterscheiden.

Der Katta, welcher mit keinem anderen Maki verwechselt werden kann, bewohnt nach Pollen die Waldungen im Südwesten Madagaskars und ist, soviel bis jetzt bekannt, in keinem anderen Teile der Insel beobachtet worden. Wie seine Verwandten in beträchtlichen Banden lebend und in seinem Auftreten diesen gleichend, thut er sich höchstens durch

Zierlichkeit und unglaubliche Beweglichkeit hervor. Laut Pollen springt er mit ebensoviel Anmut von Baum zu Baum und läßt in gewissen Pausen einen Schrei vernehmen, welcher nicht entfernt die Stärke von dem anderer Makis hat und mehr an das Miauen unserer Hauskatze erinnert. Gefangene befreunden sich in sehr kurzer Zeit mit ihrem Gebieter; so wenigstens erfuhr Pollen von einem jungen Katta, welcher im Besitze des Quartiermeisters einer französischen Korvette sich befand und seinem Herrn in so hohem Grade zugethan war, daß er ihn unter allem Schiffsvolke und den Reisenden sofort erkannte. Das Tierchen spielte gern mit den Schiffsjungen, mit einem Hunde, welcher sich an Bord befand, hätschelte in einer ganz eigentümlichen Weise den kleinen Affen eines Matrosen, als ob dieser sein Kind gewesen wäre, vergnügte sich zuweilen aber auch, die Hühner, welche in die Nähe seines Käfigs kamen, am Schwanze zu zerren, bis sie schrieen, und saß manchmal mit ausgestreckten Armen regungslos auf einer und derselben Stelle, die Augen auf die aufgehende Sonne geheftet. Ich habe nur ein einziges Mal gefangene Kattas gesehen, nicht aber Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten, und bin daher nicht im stande, Pollens Angaben irgend etwas hinzuzufügen.

*

Die Halbmakis (Hapalemur) unterscheiden sich von den bisher genannten durch ihren schlanken, marberartigen Leib mit ziemlich kurzen, unter sich nicht wesentlich verschiedenen Gliedmaßen und fast leibeslangem Schwanze. Der Kopf ist rund und spitzschnäuzig, hat kleine Augen und breite, aber sehr kurze, fast ganz im Pelze versteckte, innen und außen dicht behaarte Ohren. Hände und Füße haben schlanke Finger und Zehen, kurze Daumen und mäßig lange Daumenzehen. Das Gebiß besteht wie bei den Makis aus 36 Zähnen und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die beiden oberen inneren Schneidezähne vor den äußeren stehen.

Der wollige Pelz der einzigen bis jetzt bekannten Art der Gattung (Hapalemur griseus, Lemur griseus, Hapalemur olivaceus) hat olivenbräunliche Färbung, welche bei einzelnen Stücken ins Gelbliche, bei anderen ins Rote übergeht und an den Kopfseiten gewöhnlich am lebhaftesten zu sein pflegt; die Unterseite ist grauer als die Oberseite, der Bauch rostfahl, der Schwanz fahlgrau, der Augenstern braun. Hand- und Fußrücken sind bis zu den Nägeln herab mit spärlichen Haaren bekleidet. Die Länge beträgt 60—65 cm, wovon 35 auf den Schwanz fallen.

Der Halbmaki, von den Madagassen des Nordwestens der Insel Bokombul genannt, bewohnt vorzugsweise Bambuswaldungen. In solchen fand ihn Pollen einige Tagereisen von der Küste an den Ufern des Ambassuanaflusses. „Die Eingeborenen“, so berichtet er, „hatten mir so oft von dem Tiere erzählt, daß ich es mir nicht versagen konnte, jene Waldungen zu besuchen, um es selbst zu beobachten. Als ich meine Absicht den Führern kundgab, machten sie tausend Schwierigkeiten, behaupteten, daß es für einen Weißen gefährlich wäre, in den Bambuswaldungen zu jagen, welche seine Kleider bei jedem Schritte zerrissen und seine Glieder verwundeten, daß die Aufenthaltsorte der Tiere zu entfernt seien, ich unterwegs krank werden könne &c., und es gelang mir erst, nachdem ich verschiedene kleine Geschenke gespendet hatte, sie zu überreden. Nach einem sehr beschwerlichen Wege von mehreren Stunden kamen wir zu einem dichten Bambuswalde, in welchem es mir glückte, mehrere dieser Tiere zu erlegen. Die Jagd ist aber in der That außerordentlich schwierig. Man ist genötigt, der Länge nach auf dem Boden fortzukriechen, und wird von den schneidigen Bambusblättern ununterbrochen verwundet.

„Während des Tages schläft der Bokombul auf den höchsten Bambusstengeln mit gekrümmtem Rücken, den Kopf zwischen den Schenkeln verborgen und den Schwanz über den Rücken gelegt. Obgleich er eine vollkommen nächtliche Lebensweise führt, nimmt er doch

bei Tage seine Feinde wahr, und es gelingt ihm sehr oft, dem Jäger zu entkommen. Seine Nahrung besteht in Bambusblättern; wenigstens fand ich seinen Magen mit diesem Stoffe vollgefüllt. Während des Tages faul und träge, entfaltete er des Nachts eine unglaubliche Thätigkeit und Behendigkeit. Seine Stimme besteht in einem schwachen, an das des Schweines erinnernden, aber viel weniger lauten Grunzen. Wie es scheint, bringt er seine Jungen im Monate Dezember oder Januar zur Welt. Ich habe eines dieser Tiere mehrere Monate in Gefangenschaft gehalten, mit Bananen, Mangos und gekochtem Reis ernährt, dabei



Halbmaki (Hapalemur griseus). ¼ natürl Größe.

aber gefunden, daß er den letzteren bloß bei dem größten Hunger annahm. Mein Gefangener hatte die üble Angewohnheit, sich seinen Schwanz zu benagen, wie dies gefangene Affen zuweilen zu thun pflegen. Wenn man ihm den Finger zeigte, geriet er in Wut, zeigte seine Zähne und ließ ein oft wiederholtes Grunzen vernehmen."

*

Die nächstverwandte Gattung wird gebildet durch die Katzenmakis (Chirogaleus), Halbaffen, welche im wesentlichen denselben Leibesbau wie die Halbmakis haben. Der schlanke Leib hat einen kleinen, ziemlich spitzschnäuzigen Kopf, kurze Vorder-, mittellange

Hinterglieder und einen mehr als leibeslangen Schwanz. Die Augen sind groß, die mäßig großen Ohren ganz nackt. Der weiche Pelz, welcher Gesicht und Hände spärlich bekleidet, am Schwanze dagegen sich sehr entwickelt, ist etwas wollig. Die oberen Schneidezähne sind durch eine Lücke getrennt, stehen aber in einer Reihe.

Der bekannteste Vertreter der Gattung, von den Eingeborenen Waluwy genannt (**Chirogaleus furcifer**, Lepilemur, Microcebus furcifer), kommt dem Halbmaki an



Katzenmaki (Chirogaleus furcifer) ¼ natürl. Größe.

Größe ungefähr gleich: seine Gesamtlänge beträgt 65—70, die Schwanzlänge 33—40 cm. Ein hellbräunliches Fahlgrau ist die vorherrschende Färbung der Oberseite, ein scharf abgeschnittenes Lichtfahlgrau die der Unterseite; die Kopf- und Halsseiten spielen ins Rötliche; ein auf den Wangen beginnender, die Augen einschließender, auf der Stirnmitte eine Bläße freilassender, auf dem Oberkopfe sich vereinigender und von hier aus über den Nacken und die Rückenmitte bis gegen den Schwanz hin verlaufender Streifen ist schwarz, letzterer an der Wurzel grau, gegen die Spitze hin schwarz; das Auge hat schwarze Iris.

Der Katzenmaki findet sich, laut Pollen, sehr häufig in den Waldungen der Westseite Madagaskars, scheint aber auch hier und da in den östlichen Gebieten vorzukommen.

„Erst mit Einbruch der Nacht verläßt er sein Versteck, in welchem er den Tag verschlafen hat. Zu solchen Versteckplätzen wählt er am liebsten Baumhöhlen mit zwei Öffnungen, manchmal auch solche, welche gleichzeitig von Bienen bewohnt werden, in welchem Falle er sein Nest durch einen Haufen von Stroh und trockenen Blättern gegen die Kerbtiere abschließt. Die Eingeborenen glauben, daß er deshalb mit Vorliebe die Gesellschaft der Bienen aufsuche, weil er ein leidenschaftlicher Freund des Honigs sei. Ich beobachtete diese niedlichen Halbaffen während der Nacht. Sie sind viel munterer und behender als die Makis und machen außerordentlich weite Sätze. Das Geschrei, welches sie während ihres Wachseins fast ununterbrochen vernehmen lassen, klingt scharf, wie ‚kakakakaka‘, dem trompetenartigen Geschmetter der Perlhühner einigermaßen ähnlich.“

Die Jagd des Waluwy ist außerordentlich schwierig und anstrengend. Pollen erzählt sehr weitläufig, wie er, von einem unlustigen Madagassen begleitet, eines Abends bei hellem Mondscheine in das Innere eines von giftig stechenden Mücken erfüllten Waldes sich begeben, dort, auf einer Blöße aufgestellt, eine Stunde lang vergeblich gewartet und endlich das Geschrei des Tieres unmittelbar über seinem Kopfe gehört, den Schreier selbst jedoch erst nach längerem Suchen wahrgenommen habe, worauf es ihm gelang, durch einen nach der Gegend hin gerichteten Schuß den Katzenmaki zu erlegen, beschreibt damit eigentlich aber nur die Jagd aller auf Bäumen lebenden Nachttiere, deren Pelzfärbung mit den Ästen trefflich übereinstimmt. Über das Gefangenleben teilt unser Forscher nichts mit, und ich vermag deshalb nicht zu sagen, ob es sich in irgend welcher Hinsicht von dem verwandter Arten unterscheidet.

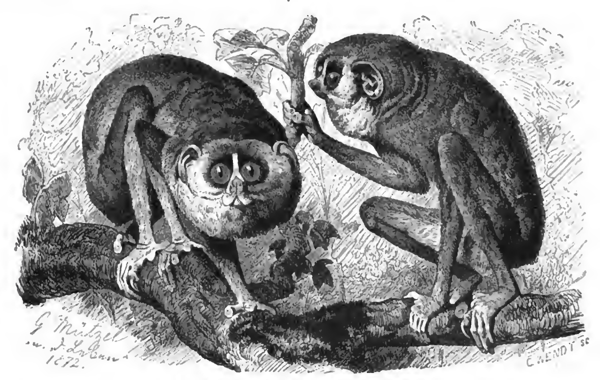
Über eine der letzteren, Coquerels Katzenmaki (Chirogaleus coquereli), berichtet Haacke: „Der Katzenmaki des Frankfurter Tiergartens führt auch in der Gefangenschaft ein weit nächtlicheres Leben als irgend ein anderer von mir beobachteter Maki, denn er verbringt den ganzen Tag ohne jegliche Unterbrechung in seinem Schlafkästchen oder, falls ihm dieses entzogen wird, vollkommen in seinem Heulager verborgen. Erst nach Eintritt der Dunkelheit wird er munter und durchstöbert dann allerdings sehr lebhaft sämtliche Ecken seines Käfigs, wobei er sich als geschickter Kletterer erweist. Er erinnert durch seine großen Augen, seine ziemlich kurze Schnauze, die Verbreiterung seiner Finger- und Zehenspitzen und durch seinen schleichenden Gang, bei welchem der Bauch an den Boden oder die Wand gedrückt wird, an die Geckos, in ähnlicher Weise, wie der Koboldmaki an die Laubfrösche erinnert. Mit den Seidenäffchen, welche eine Zeitlang mit ihm denselben Käfig bewohnten, vertrug er sich gut.“

*

Während die Makis samt und sonders, wenigstens zu gewissen Zeiten, eine große Regsamkeit und Beweglichkeit kundgeben, zeichnen sich die Loris (Stenops) durch entgegengesetzte Eigenschaften aus. Sie sind gewissermaßen die Faultiere innerhalb ihrer Ordnung, werden auch geradezu Faulaffen genannt. Man begreift unter ihnen kleine, zierliche Halbaffen mit schmächtigem, schwanzlosem Leibe, großem, rundlichem Kopfe und dünnen, schlanken Gliedmaßen, deren hinteres Paar etwas länger als das vordere ist. Die Schnauze ist spitz, aber kurz; die sehr großen Augen stehen sich nahe; die Ohren sind mittelgroß und behaart. An den Händen ist der Zeigefinger sehr verkürzt, der vierte Finger aber verlängert und der hinterste mit scharfer und langer Kralle versehen. Das Weibchen besitzt nur zwei Brustdrüsen, aber jede derselben enthält zwei Zitzen. Im Gebisse fällt der erste obere Schneidezahn durch seine Größe auf, während der zweite gänzlich verkümmert; die sechs unteren Schneidezähne stehen wagerecht und sind unter sich von verschiedener, von innen nach außen zunehmender Breite, die Eckzähne dick, gekrümmt, aber spitzig, die beiden Lückzähne stark und einhöckerig, die Backenzähne vierhöckerig. Die Wirbelsäule besteht außer

den Halswirbeln aus 15—16 rippentragenden, 8—9 rippenlosen, 2—5 Kreuz- und 8—9 Schwanzwirbeln. Sehr eigentümlich ist die büschelartige Verzweigung der Schenkel- und Schlüsselbeinschlagadern: beide zerteilen sich in so viele Zweige, als Muskeln in den betreffenden Gliedern vorhanden sind. Dies erscheint — abgesehen von seiner Absonderlichkeit — namentlich auch aus dem Grunde merkwürdig, weil bei den Faultieren die betreffenden Schlagadern eine ganz ähnliche Verästelung zeigen.

Die wenigen Arten dieser Gattung bewohnen Indien und seine benachbarten Inseln; ihr Freileben ist uns aber fast noch gänzlich unbekannt. Sie vertreten ihre munteren afrikanischen Vettern in Südasien, jedoch nur hinsichtlich ihrer Gestaltung, nicht auch hinsichtlich ihres Wesens.



Schlanklori (Stenops gracilis). 1/3 natürl. Größe.

Ein äußerst niedliches Mitglied unserer Gattung ist der Schlanklori (Stenops gracilis, Loris, Arachnocebus gracilis, Loris ceylanicus), ein Tierchen, kaum so groß wie ein Eichhörnchen — nur 25 cm lang! — mit schmächtigem Leibe, großäugigem und spitzschnäuzigem Kopfe, zarten Gliedern und langem, plüschähnlichem Pelze, dessen Färbung oben rötlichfahlgrau und gelblichbraun, auf der Unterseite aber gräulich oder blaßgelblich ist. Rund um die nußbraunen Augen herum dunkelt das Fell und sticht deshalb um so mehr von der lichten Oberschnauze ab.

Das allerliebste Geschöpf, von den Eingeborenen Tevangu und Una happolava genannt, bewohnt die Wälder der Tiefländer in Südindien vom Godawari an und in Ceylon. Es verschläft den Tag in Baumhöhlungen und kommt erst des Abends zum Vorscheine. In seinem Freileben wurde es noch von niemand beobachtet, obschon seit langer Zeit Berichte über dasselbe vorliegen.

Thévenot ist der erste, welcher von Schlankloris spricht. Er sah (gegen Ende des 17. Jahrhunderts) einige von ihnen in Aurangabad, im Reiche des ehemaligen Großmoguls. Man machte viel Aufhebens davon, weil sie sich vor den eigentlichen Affen namentlich durch ihre Kleinheit auszeichneten. Während die Tierchen beobachtet wurden, stellten sie sich auf

die Hinterbeine, umarmten einander öfters und sahen die Leute dabei fest an. Ihr Herr nannte sie „wilde Menschen“.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet Seba über den Tevangu und gibt zugleich eine vortreffliche Abbildung von ihm. Er nennt ihn „das Faultier Ceylons“, bemerkt aber, daß er diesen Namen ganz unverdient trage, weil er — wie auch sein schlanker Bau schon beweisen müsse — weder faul noch langsam, sondern im Gegenteile sehr flink im Gehen und äußerst gewandt und hurtig im Klettern sei. Er lebe von Früchten und Samen großer Bäume, welche das Männchen pflücke, koste und dann dem Weibchen reiche; aber auch dieses sei dem Männchen gegenüber sehr artig. Die Zahl der Jungen solle zuweilen vier betragen.

Diese beiden alten Mitteilungen sind eigentlich die ausführlichsten, welche uns über den Schlanklori geworden sind; in der Neuzeit hat Tennent in seinem Werke über Ceylon des Tierchens Erwähnung gethan. „Es gibt“, sagt er, „zwei Spielarten des Schlankloris auf der Insel; eine, deren Fell braun ist, und eine andere, größere, mit schwarzem Pelze. Ich erhielt einen lebenden Tevangu oder ‚Dünnleib‘ aus Chillav von der Westküste. Er lebte einige Zeit bei mir in Colombo und fraß Reis, Früchte und andere Pflanzenteile, besonders gern aber auch Ameisen und überhaupt Kerbtiere. Auf Milch und Geflügelfleisch war er äußerst begierig. Seine unhörbaren Bewegungen erleichtern ihm die Jagd auf Geflügel mehr, als man meint. Eingeborene haben mir versichert, daß er nachts sogar Pfauen überfällt, abwürgt und sich dann an dem Gehirne seiner Beute erlabt.

„Die merkwürdig großen und lebendigen Augen der Loris haben die Aufmerksamkeit der Singalesen erregt. Sie fangen den Tevangu seiner Augen wegen, aus denen sie Zauber- und Liebesmittel zu bereiten glauben, und halten das arme Geschöpf ans Feuer, bis die Augäpfel bersten!“

Nach Jerdon scheint der Schlanklori an der Malabarküste wenig bekannt zu sein, ist dagegen sehr häufig an Teilen der Ostküste, wo Stücke seiner Art manchmal in Menge lebend zum Verkaufe nach Madras gebracht werden, weil auch dort die Augen von tamulischen Heilkünstlern verwendet werden. Nach Blanford soll er Sirup und Honig sehr lieben. Kelaart gibt an, daß die Eingeweide eines von ihm untersuchten fast 90 cm lang waren.

Zu meiner größten Überraschung und Freude fand ich einen lebenden Schlanklori im Besitze eines Tierschaustellers. Das zarte Wesen war vor 4 Jahren mit drei anderen nach Europa gelangt und von einem unserer ersten Großhändler an jenen Mann verkauft worden, hatte also nicht allein die Reise nach Europa, sondern auch die Gefangenschaft in dem kälteren Lande vortrefflich ausgehalten. Ich erwarb das Tierchen, um es nach dem Leben zeichnen zu lassen und beobachten zu können, für teures Geld und ließ ihm eine sorgsame Pflege zu teil werden.

Bei Tage liegt oder richtiger hängt der Schlanklori in der von Tennent recht gut wiedergegebenen Stellung an einer Sprosse seines Käfigs und schläft, ohne sich durch die Außenwelt und ihr Treiben im geringsten stören zu lassen; nach Eintritt der Dämmerung entballt er sich, reckt und streckt, noch etwas schlaftrunken, die langen schlanken Glieder und schreitet nun langsam und unhörbar auf der Sitzstange seines Käfigs hin und her oder an dem Sprossenwerke des Gebauers auf und nieder. Auf einer Stange oder einem Zweige bewegt er sich mit bemerkenswertem Geschicke, gleichviel ob er oben oder unten an dem Aste hängt, versichert sich jedoch bei jedem Schritte, den er thut, eines neuen Haltes, spreizt deshalb die Beine oft über alles für möglich gehaltene Maß und greift mit ihnen, wie mit den Armen, tastend weit in die Luft, wenn es sich darum handelt, von einem Aste auf den anderen überzugehen. Findet er nicht gleich einen Halt, so bewegt er Arm und Hand zitternd, als fühle er sich in Gefahr oder doch Verlegenheit. Er hat ein ungemein feines

Gefühl in den Händen und Füßen, welche er in annähernd gleicher Weise gebraucht, die Hände selbstverständlich bevorzugend. Ehe er irgendwo sich festhält, prüft er tastend den Gegenstand. Einen Ast umklammert er mit dem den übrigen Fingern gegenüberstehenden Daumen und ebenso mit den Zehen und der Daumenzehe und legt die verbreiterten Fingerpolster so fest auf, daß sie anzukleben scheinen und die mittleren Fingerglieder gleichsam nach innen sich biegen. Auf flachem Boden tastet er vor jedem Schritte umher, als suche er einen zum Anklammern geeigneten Gegenstand, stellt hierauf die bis zum äußersten gespreizten Vorder- und Hinterglieder fest und schiebt endlich, mit im Knie hochgekrümmten



Schlanklori, im Erwachen und im Schlafe.

Beinen ungemein langsam kriechend, sich vorwärts, so wie eine Kröte dahin humpelt, nur daß diese nicht allein verhältnismäßig, sondern unbedingt schneller ihren Weg zurücklegt. Jeder Halt, jede Erhabenheit des Bodens ist ihm willkommen, und er klammert sich dann sofort mit Händen und Füßen an, scheinbar ängstlich hoffend, die ihm heimische Höhe und das Gezweige wieder zu gewinnen. Der beweglichste Teil seines Leibes ist der Kopf, welchen er jählings und blitzschnell zu drehen und zu wenden versteht, während er mit Hand und Arm nur selten eine ähnlich rasche Bewegung ausführt. Seine Augen leuchten im Halbdunkel buchstäblich wie feurige Kohlen und machen, da sie sehr nahe zusammenstehen und bloß durch eine weiße Bläſſe getrennt werden, einen höchst eigentümlichen Eindruck. Die Ohren werden etwas vom Kopfe ab getragen, die Muscheln voll entfaltet.

Gereizt, läßt der Schlanklori ein scharfes Schnarchen hören, welches am meisten an die Stimmlaute des Hamsters erinnert, jedoch viel schwächer ist. Damit pflegt er seinen höchsten Zorn kundzugeben. Seine Erregbarkeit scheint übrigens ziemlich gering zu sein,

denn es hält schwer, ihn aus seiner Ruhe und Gleichmütigkeit zu bringen. Menschen oder Tiere, welche außerhalb seines Käfigs sich bewegen und sonstwie zu schaffen machen, beachtet er kaum; Hunde glotzt er wie ihm vollständig fremde Wesen an. Auch wenn man die Hand in seinen Käfig bringt, läßt er kaum in seinen Bewegungen sich stören und erst, wenn man ihn berührt, jenes Schnarchen vernehmen, versucht dann wohl auch, zu beißen. Ein leises Streicheln scheint ihm zu behagen; krabbelt man ihn sanft am Kopfe, so schließt er die Augen.

Seine Hauptnahrung besteht in eingeweichtem Milchbrote. Obst verschmäht er fast gänzlich, Fleisch und Eier ebenso; auch an lebenden Vögeln hat er bis jetzt sich nicht vergreifen wollen. Dagegen frißt er Kerbtiere, zumal Mehlwürmer, ungemein gern, ist jedoch zu ungeschickt oder zu träge, solche selbst sich zu nehmen, und greift bloß dann mit dem Maule zu, wenn sein Wärter ihm den Leckerbissen mundgerecht vorhält. Wahrscheinlich ist seine Gleichgültigkeit gegen Geflügel und dessen Fleisch einzig und allein Entwöhnung infolge seiner langen Gefangenschaft; Tennents Beobachtungen bestehen also, ungeachtet der meinigen, jedenfalls noch zu Recht.

Der Plumplori, der Scharmindi billi oder schämige Katze sowie Lajjar banar oder schämige Affe der Inder, der Kukang und Bru-samundi der Malayen, der Pukan der Batta (Stenops tardigradus, Nycticebus, Bradylemur tardigradus, Loris, Nycticebus bengalensis) ist etwas mehr bekannt geworden, wahrscheinlich, weil er häufiger und verbreiteter ist als sein schlanker Vetter. Als seine westliche Verbreitungsgrenze ist etwa der untere Brahmaputra und dann der 89. Grad östlicher Länge zu betrachten, da er unweit Rangpur noch vorkommt. Im Himalaja ist er nicht gefunden worden, wohl aber in Assam und allen süd- wie südostwärts gelegenen Ländern sowie auf den Inseln Sumatra, Java und Borneo. Er ist größer und gedrungener gebaut als sein Verwandter, zeigt auch mannigfache Abweichungen in Größe und Färbung, die aber nicht beständig zu sein scheinen, obwohl einige Forscher sie für wesentlich genug hielten, um danach neben Nycticebus bengalensis noch N. cinereus und N. javanicus zu unterscheiden. Die Hauptfärbung ist ein helleres oder dunkleres Asch- und Silbergrau auf der Oberseite, oft mit rötlichem Anfluge, das nach unten bleicher wird; über den Rücken verläuft der Länge nach ein mehr oder minder reich kastanienbraun gefärbter Streifen, welcher am Scheitel ausläuft, oder auf dem Scheitel mit einem breiten, manchmal bis zu den Ohren reichenden Fleck endigt, oder in 2 Bändern bis zu den Augen (aus Tenasserim bekannt) oder in 4 Bändern bis zu den Ohren und Augen (auf Java beobachtet) sich fortsetzt. Die Augen sind stets mit braunen Ringen umgeben, auch wo keine Streifen das Gesicht zieren; die nackten Teile der Nase und Sohlen sind fleischfarbig. Die Länge des Körpers beträgt 32—37 cm, die des Schwanzes 1,5 bis knapp 2 cm. Jones gibt an, daß die Eingeweide eines von ihm untersuchten 158 cm maßen.

Der plumpe Lori, ein sehr schwierig zu beobachtender Bewohner der Wälder, lebt in Familien zusammen, welche den Tag in Baumlöchern verschlafen, nach Einbruch der Dämmerung munter werden und nunmehr ihrer Nahrung nachgehen. In der Freiheit ist das Tier von Europäern kaum gesehen worden. Rosenberg teilt nur mit, daß es die ganze Nacht hindurch geräuschlos und langsam die Baumäste nach Nahrung durchkrieche, die in Blättern und Früchten besteht, wobei aber auch Vogeleier und Junge nicht verschmäht werden. Der Pukan sei sehr bissig und habe ein außerordentlich zähes Leben; auf Sumatra sei er häufig. Nach Tickell ist er ziemlich gemein in Tenasserim und Arakan, aber selten zu sehen, weil er die dichtesten Wälder bewohnt und nur des Nachts umherwandert. Freiwillig verläßt er die Bäume nicht, kann aber, wenn auf die Erde gesetzt und erschreckt, sich in einen unsicheren schwankenden Trab setzen. Die Weibchen gebären nur ein Junges auf

einmal. Im südöstlichen Borneo ist er, laut Bock, überall häufig: „Der Kukang ist schwerer zu töten als irgend ein Tier, das mir vorgekommen ist. Es ist peinlich mit anzusehen, und nachdem ich mir ein paar Häute in Sumatra verschafft hatte, beschloß ich, deshalb keinen mehr zu kaufen. Eines Tages verwundete ich einen, und da ich sein zähes Leben kannte, so erwürgte ich das Tierchen, schnitt es auf und durchstach ihm das Herz. Es verging eine Stunde, ehe ich sein Fell brauchte, und als ich ihn abhäuten wollte, fand ich ihn noch lebend, die lieblichen Augen weit offen. Als ich, in der Hoffnung, ihn völlig zu töten, sein Gehirn mit einer Nadel durchstach, fing er an zu schreien, und es verflossen noch einige Minuten,



Plumplori (Stenops tardigradus). ²/₃ natürl. Größe.

bevor er wirklich tot war. Unter der Haut befindet sich eine dicke Lage Fett von unerträglichem Geruch."

Der Plumplori ist öfter zahm gehalten und wiederholt lebend nach Europa gebracht worden. Er schleicht so langsam dahin, daß er in einer Minute kaum mehr als 4 Klaftern zurücklegt. Höchst selten geht er ein paar Schritte weit aufrecht, sonst immer nur auf allen vieren. Das Klettern versteht er besser; seine Trägheit ist aber auch hierbei sehr auffallend. Gegen das Tageslicht scheint er äußerst empfindlich zu sein; nachts aber sieht er vortrefflich, und die bei Tage glanzlosen Augen leuchten dann. Sein Gehör ist so fein, daß er, auch wenn er schläft, augenblicklich das Geräusch eines sich ihm nähernden Kerbtieres wahrnimmt und davon erweckt wird. Kerfe und kleine Vögel versteht er meisterhaft zu beschleichen und mit einem einzigen, blitzschnellen Griffe zu erhaschen. Seine gewöhnliche Stimme besteht in einem sanften Pfeifen, welches abändert, je nachdem es Vergnügen, Schmerz, Ärger oder Ungeduld ausdrücken soll; im Zorne läßt er durchdringende Töne vernehmen.

Bei den Eingeborenen Javas soll unser Lori, vielleicht wegen seines eigenartigen Wesens, in sehr schlechtem Rufe stehen. Seine Anwesenheit, so glaubt man, bringt Gefahr, Krankheit, Tod oder sonstiges Unglück, und deshalb meidet jeder das Tier, soviel er kann. „Als ich einen solchen Gast in meinem Hause unterbrachte“, schreibt mir Haßkarl, dem ich vorstehende Angaben verdanke, „wurde ich allgemein gewarnt und mir verschiedenartige Gefahren in Aussicht gestellt. Ich hielt auch den meinigen nicht lange am Leben; wahrscheinlich wurde er von Inländern, nämlich meiner Hausbedienung, welche sich entsetzlich vor ihm fürchteten, und denen der widerliche Geruch überaus unangenehm war, durch ein oder das andere Mittel getötet.

„Gefangene Loris sind still, geduldig und schwermütig. Sie ruhen den ganzen Tag über in kauernder Stellung und stützen den Kopf auf ihre zusammengelegten Hände. Der eine war anfangs mit einem Stricke angebunden und hob ihn mehrere Male mit trauriger Gebärde auf, als klage er über seine Fesseln: sie zu brechen, versuchte er nicht. Er biß in der ersten Zeit nach seinem Wärter; einige kleine Züchtigungen reichten jedoch hin, solche Ausbrüche seines Zornes zu unterdrücken. Wenn man ihn streichelte, nahm er die ihn liebkosende Hand, drückte sie an seine Brust und richtete die halbgeöffneten Augen gegen seinen Pfleger. Mit Einbruch der Nacht wurde er munter. Zuerst rieb er sich die Augen, wie ein schlaftrunkener Mensch; dann sah er sich um und begann umherzustreifen. Er wanderte dabei auch geschickt auf Seilen umher, welche man für ihn ausgespannt hatte. Früchte und Milch genoß er sehr gern; besonders lüstern aber war er nur nach Vögeln und Kerfen. Hielt man ihm solches Wildbret vor, so kam er mit vorsichtigen Schritten herangeschlichen, oft das ganze Zimmer durchmessend, gerade so, wie jemand, welcher auf den Zehen geht, um einen anderen zu überraschen. Wenn er sich dann seinem Raube etwa bis auf 1 Fuß genähert hatte, blieb er stehen, richtete sich in die Höhe, rückte noch näher heran, streckte sachte die Arme aus, fuhr endlich blitzschnell auf seine Beute los und erdrückte sie in wenigen Augenblicken.“

Ein anderer Lori dieser Art, welchen man in Holland lebend beobachtete, wachte erst abends gegen 9 Uhr aus seinem Schlummer auf und bewegte sich dann äußerst langsam und gleichförmig, ließ sich auch nicht durch Antreiben zu einer schnelleren Bewegung bringen. Beim Klettern ließ er niemals einen Fuß los, bevor er sich mit dem anderen wieder fest versichert hatte. Vögel und Kerfe fing er mit großem Geschicke; außerdem fraß er gekochten Reis, Brot, Eier und Früchte. Seine Stimme, welche man nur nachts hörte, klang kläglich, ungefähr wie „ai, ai“; im Unwillen murmelte oder knurrte er wie ein Eichhörnchen.

Jones hielt einen gefangen während seines Aufenthaltes in Indien. Dieser war sehr sanft während der warmen Jahreszeit, änderte aber sein Betragen, nachdem Kälte eingetreten war. Sie verstimmte ihn sichtlich und machte ihn bei der unbedeutendsten Veranlassung zornig. Während der heißen Zeit zeigte er sich sehr dankbar, wenn er gebadet wurde, während der kalten Zeit unwillig, sobald man ihn überhaupt störte. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang fiel er in Schlaf und rollte sich dabei wie ein Igel zusammen; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erwachte er, leckte und putzte sich nach Katzenart, nahm ein kleines Frühstück, schlummerte noch ein wenig und ermunterte erst dann sich vollständig, wenn die Dämmerung wirklich angebrochen war. Seine gewöhnliche Nahrung bildeten die süßen Früchte Indiens mit wenigen Ausnahmen. Obgleich nicht gefräßig, konnte er doch gar nicht genug Heuschrecken oder andere Kerfe bekommen, und stellte ihnen, zumal in der heißen Jahreszeit, während der ganzen Nacht nach. Wenn ein Kerbtier in seiner Nähe sich niederließ, heftete er seine leuchtenden Augen fest auf dasselbe, zog sich dann etwas zurück, sprang plötzlich schnell vorwärts und fing die Beute mit beiden Händen. Gewöhnlich brachte er seine Speise nur mit einer Hand zum Munde; sonst aber brauchte

er seine vier Hände ohne Bevorzugung des vorderen Paares. Oft hielt er mit einer Hand sich oben am Käfig, während die drei anderen sich unten etwas zu thun machten; am liebsten aber hing er sich, den Leib verkehrt nach unten gerichtet, mit Händen und Füßen an das obere Gitter seines Gefängnisses und schwang sich einige Minuten lang hin und her, als versuche er, die ihm fehlende Bewegung sich zu verschaffen. Gegen Tagesanbruch schien er am geneigtesten zu sein, mit seinem Wärter zu spielen, und wenn ihm dieser dann seinen Finger gab, leckte und saugte er recht artig daran. Mit Tagesanbruch verloren die Augen ihren Glanz, er wurde ruhiger und bereitete sich nun zu seinem zehn- bis zwölfstündigen Schlafe vor. Eines Tages fand man ihn tot in seiner gewöhnlichen Stellung.

Die größte Unannehmlichkeit, welche das schmucke Tierchen in der Gefangenschaft verursacht, ist der von ihm ausgehende widerliche Geruch: man vergißt dies aber gern über der Freude, welche das so seltene und zarte Geschöpf seinem Herrn bereitet.

Ich habe bis jetzt nur zwei lebende Plumploris gesehen und beobachtet, den ersten im Tiergarten zu Amsterdam, und zwar nur bei Tage. Er zeigte sich jedoch nicht ganz so freundlich, als ich nach obigen Berichten erwartet hatte. Mochte ihn die Störung, welche wir ihm anthaten, verstimmt haben oder er von Hause aus ein reizbarer Gesell sein: er war augenscheinlich äußerst entrüstet über die ihm zugefügte Unbill. Der Gesichtsausdruck des eben erweckten Tieres hatte wohl etwas Fremdartiges, keineswegs aber etwas „Mitleidanrufendes", wie Weinland von einem im Londoner Garten beobachteten sagt. Unser Amsterdamer Gefangener fauchte sehr verständlich und erläuterte seine Gesinnungen noch besonders durch die Bestrebungen, die störende Hand des Wärters mit Bissen zu züchtigen, wie er früher schon einige Male gethan hatte. Heute gelang ihm seine Rache nicht, und ärgerlich darüber, zog er sich langsam zurück. Dies geschah in einer Weise, welche mich, trotz der trefflichen Abbildung, welche Harvey schon vor 30 Jahren gab, sehr überraschte. Seine großen Augen starr auf uns geheftet, ging er äußerst langsam Schritt um Schritt rückwärts zurück, und zwar nach aufwärts an einem nur wenig von der senkrechten Linie abweichenden Pfahle. Er klettert also unter Umständen von unten nach oben mit niederwärts gerichtetem Gesichte. Dies thut meines Wissens kein anderes Tier! An einer Gabel angelangt, machte er Halt und verharrte nunmehr regungslos in seiner Stellung, so daß er dem Zeichner seine Arbeit sehr erleichterte.

Einen zweiten Plumplori pflege ich selbst seit geraumer Zeit. Er ist ein verhältnismäßig gutmütiges, richtiger wohl ein leidlich gezähmtes Geschöpf und läßt sich mühelos behandeln. Doch liebt auch er Berührungen unsanfter Art durchaus nicht und wehrt sich mit einem absonderlichen Geschrei, einem nicht gerade lauten, obschon scharfen „Kekeker", zuweilen auch mit Beißen dagegen. Wenn er das letztere thut, geschieht es mit solchem Nachdrucke, daß regelmäßig Blut fließt: seinem Wärter biß er einmal den Nagel des Daumens durch. Am Tage ruht er in einer ganz ähnlichen Stellung wie sein Verwandter, zum Balle zusammengerollt, den Kopf tief herniedergebeugt und zwischen den Schenkeln versteckt, mit Händen und Füßen an einem senkrechten oder wagerechten Zweige sich anhaltend. Nachdem er in einen größeren Käfig mit von untenher geheiztem Fußboden gebracht worden war, verließ er die Sitzstangen, um der ihm wohlthuenden Wärme nachzugehen, grub sich in das auf dem Boden liegende Heu ein und legte sich hier, zusammengerollt wie immer, aber halb zur Seite geneigt, nieder. Während er schläft, atmet er ruhig und tief, etwa 22mal in der Minute. Was um ihn her vorgeht, kümmert ihn nicht; Anrufe lassen ihn gleichgültig; bei wiederholter Berührung aber wacht er auf, öffnet die Augen und starrt schlaftrunken ins Weite.

Nach reichlich zwölfstündigem Schlafe ermuntert er sich, klettert gemächlich auf eine seiner Sitzstangen, klammert hier mit den dicht behaarten, breiten, zangenartigen Füßen

sich fest und beginnt mit Händen und Zunge sein plüschähnliches Fell zu säubern und zu glätten. Dabei dreht und wendet er sich mit unvermuteter Gelenkigkeit, so daß er alle Teile seines Pelzes erreichen und in Ordnung bringen kann. Im Sitzen nimmt er nicht selten eine Stellung an, welche kaum von einem Klammeraffen nachgeahmt werden möchte, indem er mit den Schenkeln auf einer Sitzstange sich niederläßt, mit den Händen an einer benachbarten sich festhält, die Beine über die Arme wegstreckt und die Füße über diesen zusammenschlägt. Außerdem hockt er nach Affenart auf dem Gesäß, doch nie, ohne mit den Klammerfüßen an einem Zweige sich zu befestigen. Beim Gehen auf wagerechten Ästen steht er hinten viel höher als vorn. Sein Gang im Gezweige entspricht den Angaben Observilles durchaus nicht, ist im Gegenteile sehr leicht und gewandt, förbert auch weit rascher, als jener Beobachter behauptet. Zwar thut der Plumplori keinen Schritt, ohne gewiß zu sein, beim nächsten wieder einen sicheren Anhalt zu haben, umklammert auch bei jedesmaligem Auffußen den Ast fest und bestimmt; der Wechsel der Schritte geschieht jedoch so rasch und gleichmäßig wie bei vielen Tagaffen. Daumen und Daumenzehen setzt er beim Gehen ebenso oft vor- als rückwärts, dreht auch wohl gleichzeitig das eine Glied nach vorn, das andere nach hinten. Gleich seinem Verwandten spreizt er seine Beine zuweilen ungemein weit aus, so, wie es unser Künstler an der Figur im Hintergrunde des Bildes (S. 293) getreulich dargestellt hat. Auf dem Boden bewegt er sich ebenfalls schwerfällig.

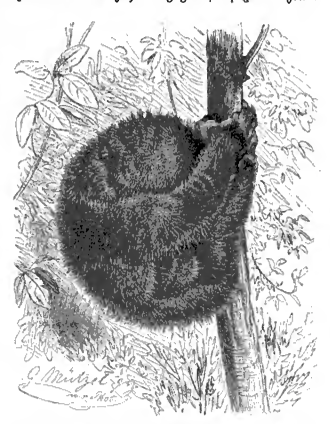
Nach geschehener Reinigung des Felles denkt er zunächst ans Fressen. Mit Auge und Nase untersucht er den Raum des Käfigs, geht sodann auf den Futternapf zu, ergreift mit der Hand einen Brocken seiner Nahrung und führt ihn zum Munde, nach und nach in kleineren Bissen ihn verzehrend. In der Auswahl seiner Nahrung gibt er sich als Raubtier, nicht als Pflanzenfresser zu erkennen. Er nimmt eingeweichtes Milchbrot, weil er an dasselbe gewöhnt worden ist, lieber als Milchreis oder als Früchte verschiedener Art, zieht jedoch Kerfe und Kleingetier höherer Klassen jeder anderen Speise vor. Mehlwürmer frißt er dutzendweise; kleine lebende Vögel erregen sofort seine Aufmerksamkeit und Mordlust. Doch zeigt er, wenn er einen lebenden Vogel innerhalb seines Käfigs entdeckt hat, keineswegs besondere Gier, läßt sich auch nicht aus dem gewohnten Geleise bringen. Achtsam jede Regung des Opfers verfolgend, setzt er sich endlich in Bewegung, schreitet, nicht schneller als sonst, auf dasselbe los, nähert sich mehr und mehr, greift blitzschnell zu, packt mit sicherem Griffe die Beute und führt sie ebenso ruhig und bedächtig wie einen sonstigen Brocken dem Maule zu, um ihr zunächst mit kräftigem Bisse die Hirnschale zu zertrümmern, und frißt hierauf gemächlich, ohne mit Rupfen sich aufzuhalten, erst das Hirn, sodann das Fleisch, alle Federn mit den Lippen abstreifend und liegen lassend.

Den in einem anderen Käfig eingesperrten Schlanklori betrachtete er, als er zum ersten Male in seine Nähe gebracht wurde, mit ersichtlicher Teilnahme, ohne jedoch einen Versuch zu weiterer Annäherung zu machen; später ließ ihn der Verwandte ebenso gleichgültig wie jedes andere Tier, natürlich mit Ausnahme eines ihm zur Nahrung geeignet erscheinenden. Sein Verstand ist, wie aus allen bisher mit ihm angestellten Versuchen hervorzugehen scheint, höchst gering, seine Teilnahmlosigkeit gegen die Außenwelt dafür um so größer; denn sein Gedankengang bewegt sich ersichtlich in einem sehr beschränkten Gebiete. Ob er geistig höher steht als ein Galago, dürfte fraglich sein; tiefer als die Lemuren steht er gewiß.

*

An die Loris schließen zwei afrikanische Halbaffen mit verkümmerten Schwänzen sich an, welche äußerlich zwar in hohem Grade sich ähneln, durch Verschiedenheit der Handbildung und Schwanzlänge sowie des Gebisses aber sich unterscheiden und deshalb als Vertreter zweier Gattungen betrachtet werden.

Der Potto (Perodicticus potto, Nycticebus potto, Potto geoffroyi, P. bosmani) hat schlanken Leib, rundlichen Kopf mit vorspringender Schnauze, mittelgroßen Augen und kleinen häutigen Ohren, fast gleichlange Arme und Beine, mit großen Händen und Füßen, verkümmerten, aber noch deutlich erkennbaren, nagellosen Zeigefinger und, mit Ausnahme der großen, krummen, flachen, aufrecht gestellten Kralle der zweiten Zehe, platte Nägel sowie einen kurzen Schwanz. Sein Gebiß besteht aus 2 Schneide-, einem Eck-, 3 Lück- und 3 Backenzähnen in jedem Kiefer oben und unten, im ganzen also aus 36 Zähnen; die unteren Schneidezähne sind vorgeneigt, die oberen vorderen Backenzähne vierhöckerig, während der letzte nur zwei Spitzen, der letzte Unterbackenzahn dagegen fünf Höcker zeigt. Von den Wirbeln tragen 14 oder 15 Rippen, 7 oder 8 bilden den Lendenteil der Wirbelsäule. Der kurzwollige Pelz ist oben rötlichgraufahl, schwarz gemischt, auf Kopf, Armen und Beinen rötlicher, in der Schultergegend fahlmäusegrau, auf der Unter- und Innenseite noch lichter, hellfahlgrau, am Schwanze gräulichrostrot, das Haar mit schwarzbrauner Spitze; die einzelnen Haare der Oberseite haben an der Wurzel gräuliche, in der Mitte mäusefahlgraue, gegen die Spitze hin braune, an der Spitze schwarze oder hellfahlgraue Färbung. Die Gesamtlänge beträgt etwa 35 cm, wovon der Schwanz 6 cm wegnimmt. Der Potto ist, soviel wir bis jetzt wissen, in Westafrika heimisch, aber nicht bloß in Oberguinea und nordwärts noch in Sierra Leone, sondern auch, wie die Güßfeldtsche Loango-Expedition nachgewiesen hat, in Niederguinea mindestens bis zum Kongo. Unser Bild zeigt den Potto in der eigentümlichen Stellung, die er beim Schlafen einzunehmen pflegt.



Junger Potto (Perodicticus potto). ½ natürl. Größe.

Der Bärenmaki (Arctocebus calabarensis, Perodicticus calabarensis) unterscheidet sich vom Potto äußerlich durch die größeren Augen und Ohren, den zu einer Warze verkümmerten Zeigefinger und den als kurzen Stummel kaum wahrnehmbaren Schwanz, im Gebiß, welches dieselbe Anzahl von Zähnen zusammensetzt, durch die letzten Backenzähne, da der obere drei, der untere fünf Spitzen hat. Von den Wirbeln tragen 15 Rippen, 7 bilden den Lendenteil. Ein dichtes und langes, wolliges, im Gesichte und auf dem Rücken der Hände und Füße spärlich stehendes und sich verkürzendes Haarkleid von rostbräunlichgrauer, auf der Unter- und Innenseite licht gräulicher, im Gesicht und auf Händen und Füßen dunkelbräunlicher Färbung bedeckt den Leib. Die Länge beträgt 25—30 cm. Auch der Bärenmaki ist aus Westafrika bekannt und zwar aus dem Gebiete der Nigermündungen.

Über die Lebensweise beider Tiere wissen wir noch überaus wenig, obgleich der Potto bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckt und der Bärenmaki noch früher, nämlich im Jahre 1680, aufgefunden wurde, ersterer auch schon mehrmals lebend nach Europa und zwar in den Londoner Tiergarten gelangte. Bosman, der erste Entdecker, sagt vom Potto, er sei träge wie ein Faultier und werde von den Holländern in Guinea deshalb der

Faulenzer genannt; **Boyle**, welcher später ein Stück einsandte, gibt an, daß er zurückgezogen lebe, sich selten und nur bei Nacht zeige, Pflanzen und zwar hauptsächlich Maniok fresse und von den Ansiedlern Buschhund genannt werde. Ein junger Potto, der in Tschintschotscho an der Loangoküste gehalten wurde, verbrachte den Tag gewöhnlich schlafend, entweder zusammengerollt liegend oder wie eine Kugel an einem Stocke, einem Drahtgitter aufgehängt; dabei schien es ihm gleichgültig zu sein, ob die Halte senkrecht, schräg oder wage-



Bärenmaki (Arctocebus calabarensis). ⅓ natürl. Größe.

recht gestellt waren. Wurde er des Tages geweckt, so versuchte er bisweilen, ihm dargebotene Insekten zu erhaschen. Dabei vollführte er Sprünge, die lebhaft an die eines großen Frosches erinnerten. Er wurde bald ganz zahm, war gutmütig, aber langweilig. Die Eingeborenen erzählen, daß er im Walde nachts zeitweilig ein entsetzliches Geschrei hören lasse, und während des Asantekrieges (Aschanti) soll eben dieses Geschrei englische Schildwachen mehrmals veranlaßt haben, Alarm zu schlagen.

Von den beiden Gefangenen des Londoner Tiergartens teilte mir **Sclater** das Nachstehende mit: „Unsere Pottos kommen freiwillig niemals bei Tage zum Vorscheine, erscheinen aber des Abends bei guter Zeit, zunächst um Futter zu nehmen, sind dann ungemein thätig und springen während der ganzen Nacht lebhaft auf den in ihren kleinen Käfigen

befestigten Zweigen umher. Ihr Futter besteht aus reifen Früchten, Äpfeln, Birnen, Feigen, Bananen, Weintrauben und dergleichen; auch fressen sie gekochten Reis, durch Zucker versüßtes Milchbrot und ein wenig gekochtes Fleisch, welches ihnen in kleinen Stücken vorgesetzt wird. Kleine Vögel, welche in ihren Käfig gesetzt werden, fangen sie sehr geschickt und zerreißen sie augenblicklich, scheinen auch höchlichst befriedigt zu sein, wenn man ihnen eine derartige Abwechselung ihres gewöhnlichen Futters bietet."

*

Von Wagner und anderen wurde die nun zu erwähnende Gattung von den bisher genannten Halbaffen getrennt und in eine besondere Familie vereinigt, als deren Kennzeichen man die verhältnismäßig langen Fußwurzeln hervorhob. Auch zeigt das Äußere der sogenannten Langfüßer manches Eigentümliche, da sie es sind, welche an die Bilche oder Schlafmäuse erinnern. Doch haben sie im wesentlichen so viel Ähnlichkeit mit den bereits beschriebenen Arten, daß sich nach Ansicht der neueren Tierkundigen gedachte Trennung nicht rechtfertigen läßt.

Bei den Zwergmakis (Microcebus) sind die Augen mehr als die Ohren entwickelt. Der Leib ist gedrungen, der Kopf kurz, die Schnauze gerundet, der Schwanz etwas mehr als leibeslang, die Gliederung übrigens ebenmäßig, da die Hinterglieder nicht wesentlich länger als die vorderen sind. Große Augen und mittelgroße, innen nackte, außen sehr fein und schwach behaarte Ohren, ungemein zierliche Hände und Füße mit kurzen Fingern und Zehen, verhältnismäßig derben Daumen und Daumenzehen sowie ein zartes, weiches, zwischen wollig und seidig mitteninne stehendes Fell zeichnen die Tierchen äußerlich sonst noch aus. Das Gebiß besteht aus 4 Schneidezähnen oben und unten, einem Eckzahne in jedem Kiefer und 6 Backenzähnen in der oberen, 5 in der unteren Kinnlade. Die oberen Schneidezähne haben eine breite, zweilappige Krone, die oberen Mahlzähne zwei äußere und einen Mittelhöcker. Die Wirbelsäule wird aus 23 rippentragenden, 7 rippenlosen, 3 Kreuz- und 28 Schwanzwirbeln zusammengesetzt.

Der Bilchmaki (Microcebus myoxinus, S. 300), dessen Leibeslänge 14—15 cm und dessen Schwanzlänge 16—17 cm beträgt, einer der bekannteren Vertreter dieser Gattung, ist auf der Oberseite rostgelblichgrau mit goldigem Schimmer, auf der Unterseite weiß. Auch dieser Lemur und seine ihm nahestehenden Verwandten bewohnen Madagaskar; über ihre Lebensweise aber wissen wir bis jetzt noch außerordentlich wenig, wie sich dies in anbetracht der geringen Größe und des nächtlichen Treibens zur Genüge erklärt. Ein von Pollen beschriebener Gattungsgenosse lebt in den undurchdringlichsten Waldungen der Insel, bei Tage in einem von ihm selbst aus Stroh und dürren Blättern zusammengebauten Neste von der Größe eines Eichhornhorstes sich verbergend, des Nachts nach Art der gesamten Verwandtschaft umherstreifend und seiner Nahrung nachgehend, welche wahrscheinlich mehr in Kerbtieren als in Früchten besteht. Hierauf beschränkt sich zur Zeit unsere Kenntnis.

*

Zu den uns am besten bekannten Halbaffen überhaupt gehören die Ohrenmakis oder Galagos, über deren Leben und Treiben schon ältere Reisende uns Kunde gegeben haben. Während bei den Zwergmakis der Sinn des Gesichtes obenan steht, überwiegt bei ihnen das Gehör, entsprechend den sehr großen häutigen Ohren, welche an die einzelner Fledermäuse erinnern. Der Leib der Galagos darf eher schmächtig als gedrungen genannt werden, sieht aber infolge der reichen Behaarung stärker aus, als er ist; der verhältnismäßig große Kopf zeichnet sich außer den ungewöhnlich entwickelten, nackten Ohren durch die einander genäherten großen Augen aus; Vorder- und Hinterglieder sind mittellang, Hände und Füße

noch wohlgebildet, Zeigefinger und zweite Zehe, bei einzelnen auch Mittelfinger und mittlere Zehe mit krallenartigen, alle übrigen mit platten Nägeln versehen. Vier große, schlanke, meißelförmige, getrennt voneinander stehende Schneidezähne in den oberen, 6 größere, breite und lange in den unteren Kiefern, ein langer, glatter, außen gefurchter Eckzahn, 3 Lück- und 6 Backenzähne in den oberen und ein etwas kürzerer, aber stärker gekrümmter Eckzahn, 2 Lück- und 3 Backenzähne in den unteren Kiefern bilden das Gebiß; 13 rippentragende,



Bilchmaki (Microcebus myoxinus). ½ natürl. Größe.

6 rippenlose, 3 Kreuz- und 22—27 Schwanzwirbel neben den Halswirbeln setzen die Wirbelsäule zusammen.

Alle Galagos, Bewohner Afrikas und einiger seiner westlichen und östlichen Inseln, müssen, abweichend von den Makis, als Raubtiere angesehen werden, welche nur nebenbei Früchte genießen. Um sie zu schildern, will ich hier die Worte wiederholen, welche ich in Gemeinschaft mit Kersten nach dessen Angaben und eigenen Beobachtungen in dem von der Deckenschen Reisewerke gebraucht habe. „Die Galagos sind Nachttiere im eigentlichen Sinne des Wortes, Wesen, für welche der Mond die Sonne ist, Geschöpfe, an denen die eine Hälfte des Tages spurlos vorübergeht, welche, schläfriger als die Schlafmäuse, während jeder Stunde in sich zusammengerollt in irgend einem geeigneten Schlupfwinkel liegen und, falls ihnen verwehrt, einen solchen aufzusuchen, durch das ängstliche Verbergen ihres Kopfes vor dem verhaßten Sonnenlichte sich zu schützen, ja durch Zusammenrollen ihrer Ohren sogar vor jedem Geräusche zu sichern sich bestreben. Werden sie durch irgend eine Ursache gewaltsam aus ihrem tiefen Schlafe erweckt, so starren sie anfangs wie träumend ins Weite, kommen

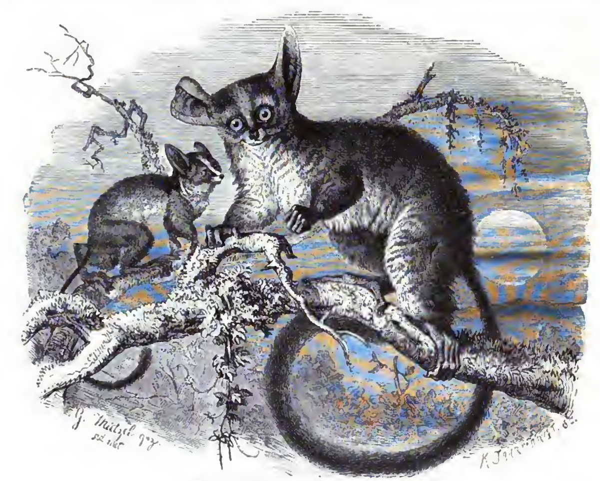
allmählich aus ihrer Schlaftrunkenheit zu sich und bekunden sodann durch abwehrendes Wesen, wie unangenehm ihnen die Störung war. Ganz anders zeigen sich dieselben Tiere nach Sonnenuntergang. Sobald die Dämmerung über den Wald hereinbricht, erwacht der Ohrenmaki, vielleicht infolge der ihm fühlbar werdenden abendlichen Kühle, biegt den über dem Kopfe zusammengewickelten Schwanz zurück, öffnet die Augen und entknittert die häutigen, bisher zu einem wohlschließenden Deckel des Gehörganges eingerollten oder richtiger zusammengeschrumpften Ohren, putzt und leckt sich, verläßt die Schlupfhöhle und beginnt nunmehr sein gespenstiges Treiben, bei Lichte betrachtet, ein Räuberleben im vollsten Sinne des Wortes, in welchem unersättlicher Blutdurst mit einer bei so hochstehenden Handtieren ungewöhnlichen Mordlust sich paart. Begabt wie irgend ein anderes Raubtier, fernsichtig wie ein Luchs, feinhörig wie eine Fledermaus, scharfspürig wie ein Fuchs, zwar nicht eben verständig, wohl aber listig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinend, die Unfehlbarkeit des Angriffs durch Dreistigkeit noch vermehrend, wird der Galago in Wirklichkeit zu einem furchtbaren Feinde des Kleingetieres und unterscheidet sich hierdurch wesentlich von den meisten seiner Ordnungsverwandten."

In diesen Worten ist fast alles enthalten, was über das Freileben der Ohrenmakis bis jetzt bekannt wurde; es dürfte auch nicht leicht sein, Ausführlicheres zu erfahren, da die Beobachtung des Treibens und Gebarens dieser Tiere während der Nachtzeit große Schwierigkeiten hat. So mangelt uns genaue Kunde über die Zeit und die Art und Weise der Fortpflanzung; denn nur das eine können wir sagen, daß auch die Ohrenmakis wie fast alle übrigen Halbaffen ein einziges Junges zur Welt bringen. Auf Sansibar wird nicht selten ein gefangenes Galagoweibchen mit diesem einen Jungen zum Verkaufe ausgeboten. Letzteres hängt, wie es bei Affen, Halbaffen und Fledermäusen die Regel, an der Brust und an dem Bauche der Mutter, mit seinen vier Händchen fest eingeklammert in das wollige Flies der Erzeugerin, so fest, das diese mit ihm alle Bewegungen ausführen kann, und daß man es kaum von dem Leibe der Mutter zu trennen vermag.

Unter den wenigen bis jetzt entdeckten und unterschiedenen Arten der Ohrenmakis, deren größter einem fast erwachsenen Kaninchen gleichkommt, während die kleinste Art eine mäßig große Maus kaum übertrifft, kennen wir seit Adansons Zeiten den Galago (Otolicnus galago, Lemur galago, O. senegalensis, O. teng, Galago senegalensis, G. moholi, G. cuvieri), ein zierliches Geschöpf von Eichhörnchengröße, nämlich 16—20 cm Leibes- und 23—25 cm Schwanzlänge. Sein kurzer, aber dichter und seidenweicher Pelz ist auf der Oberseite fahlgrau, am Kopfe und auf dem Rücken schwach rötlich, aber an der Innenseite der Gliedmaßen sowie am Bauche gelblichweiß gefärbt; eine ähnliche Färbung zeigen auch die Wangen und eine zwischen den Augen entspringende und bis an das Nasenende verlaufende Längsbinde. Die Ohren sind fleischfarben, die Augen braun.

Ein großer Teil Afrikas ist die Heimat des Galagos. Adanson entdeckte ihn in den Waldungen an den Gewässern Senegambiens; spätere Reisende beobachteten ihn in Südafrika und im Sudan. Hier fand auch ich ihn mehrere Male, immer aber nur westlich von dem Weißen Nil und namentlich in Kordofan. Den Eingeborenen ist er unter dem Namen Tendj wohlbekannt; sie glauben, daß er ursprünglich ein Affe gewesen und nur wegen seiner Schlafsucht so herabgekommen sei. Wir trafen den Tendj bloß in Mimosenwäldern an. Gewöhnlich war ein Pärchen beisammen. Die Tiere schliefen, auf dichten Ästen ganz nahe am Stamme sitzend, wurden aber augenblicklich munter, sobald sie unsere Fußtritte vernahmen. Wenn wir sie aufscheuchten, kletterten sie — bei Tage — rasch und gewandt an dem Geäste umher, ergriffen aber niemals die Flucht, sondern blieben immer bald wieder ruhig und vertrauensvoll sitzen und lauschten und spähten durch das dichte Laubwerk nach uns hernieder.

Durch die vielen scharfen Stacheln der Mimosen wußten sie sich sehr geschickt zu bewegen und verstanden es auch, weite Sätze von einem Baume zum anderen zu machen. Nachts sollen sie, wie man uns sagte, schnell, aber lautlos ihrer Kerbtierjagd oder wenigstens ihrer Fruchternte obliegen, und ihre Augen sollen dann schimmern „wie das brennende Feuer“. Man sagte, daß die Tiere sehr leicht in Schlingen gefangen, ja bei Tage von guten Kletterern sogar mit der Hand erhascht werden können; denn der Fänger brauche nur den Ast, auf welchem der Tendj sitzt, tüchtig zu schütteln, dann klammere sich dieser, aus Furcht



Galago (Otolicnus galago). ⅓ natürl. Größe.

herabzufallen, fest an und lasse sich ergreifen. Ich glaube, daß diese Fangart ergiebig ist, weil ich selbst sie öfters mit Erfolg auf junge Eichhörnchen angewendet habe.

Der Kaufmann Bacle, welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts in Senegambien reiste, erhielt ein Pärchen von einem Neger, welcher es in den arabisches Gummi liefernden Akazienwäldern gefangen hatte. Man nannte die Galagos „Gummitiere“ und versicherte, daß sie Mimosenharze sehr gern fräßen. Das gefangene Paar bestätigte diese Angabe durch die That, zog aber doch Kerbtiere jeder anderen Nahrung vor. Während der Überfahrt gerieten beide augenblicklich in Bewegung, wenn ein Kerf an ihnen vorübersummte; sie lauerten auf Küchenschaben und schnappten sie schnell und sicher weg, sobald sie ihnen nahe genug kamen. Man ernährte sie mit Eiern, gekochten Speisen und Milch, und sie befanden sich ganz wohl dabei. In ihrem Betragen erinnerten sie ebensosehr an die Makis wie an die Fledermäuse. Ihr Mutwille, ihre Lebhaftigkeit und namentlich ihre Kraft im Springen setzte alle Reisende in Erstaunen; das Merkwürdigste blieb aber doch die Bewegung ihrer Ohren. Diese konnten sie, wenn sie schlafen wollten, gänzlich verschließen. Zuerst runzeln

und verkürzen sich die Ohren am Grunde, dann schlägt sich die Spitze derselben um und ein, so daß man von dem ganzen Ohre kaum noch etwas sehen kann. Beim geringsten Geräusche aber rollt sich die Ohrspitze wieder auf, und die ganze Muschel spannt und glättet sich. Genau in derselben Weise verfahren einige Fledermäuse, um ihren so überaus feinen Gehörssinn abzustumpfen und in dem Gelärm des Tages ruhig schlafen zu können.

Der auf Sansibar lebende Ohrenmaki, welcher sich von dem des nahegelegenen Festlandes zu unterscheiden scheint, der **Komba** der Suaheli (**Otolicnus** [**Otolemur**] **agisymbanus**), übertrifft den Galago an Größe: seine Leibeslänge beträgt 20—30, die Schwanzlänge 22—25 cm. Die vorherrschende Färbung des Felles ist gelblich- oder bräunlichgrau, da die Haare an der Wurzel aschgrau, an der Spitze braun aussehen. Auf der Schnauzen- und der Nasengegend sowie auf den Fingern und Zehen dunkelt die Farbe, auf Kinn und Wangen lichtet sie sich zu Grauweiß; auf Brust, Bauch und Innenseite der Glieder geht sie in ein helleres Grau über. Der an der Wurzel braunrote Schwanz ist in der hinteren Hälfte schwarzbraun. Die großen, beinahe kahlen Ohren sehen aschgrau aus.

Auf Sansibar hat man, laut Kersten, ein sehr einfaches Mittel, sich des Komba zu bemächtigen; man fängt ihn, ohne eigentlich Jagd auf ihn zu machen: seine Leckerhaftigkeit wird ihm zum Verderben. Ungeachtet der Gier nach dem warmen Blute höherer Wirbeltiere nämlich, ist der Komba süßen Genüssen nicht abhold, ja im Gegenteile denselben in einer Weise zugethan, für welche es nur noch in der Lebensweise der Affen und einzelner Nagetiere anderweitige Belege gibt. „Wenn der Palmenwein abgezapft wird, stellt gar nicht selten unser Ohrenmaki als ungebetener Gast zu dem ihm in hohem Grade behagenden Schmause sich ein, schlürft von dem süßen Labetrunke und erprobt auch an sich die Wahrheit, daß zu viel des Geistes den Geist umnebelt. Denn nicht allein süß ist die wundersame Flüssigkeit, welche dem Palmenhaupte entströmt, sondern auch berauschend, und zwar um so mehr, je länger sie mit der Luft in Berührung war. Der durstige Zecher in Lemurgestalt verliert die Besinnung, stürzt von der für ihn sicheren Höhe des Baumes herab auf den Boden und bleibt liegen, vom schweren Rausche bemeistert. Hier findet ihn am Morgen der Neger, welcher ausgesandt wurde, den ausgeflossenen Palmenwein zu sammeln, hebt den regungslosen Träumer vom Boden auf, birgt ihn zunächst in einem einfachen Käfig oder fesselt ihn mit einem um die Weichen geschlungenen Stricke, bringt ihn nach der Stadt und bietet ihn hier einem der auf solcherlei Tiere erpichten Europäer zum Kaufe an.

„Mit nicht geringer Verwunderung und entschiedenem Mißbehagen sieht sich das Kind des Waldes beim Erwachen im Käfig oder doch gefesselt, mindestens eingeschlossen im beengenden Raume. Für die Freundlichkeit, mit welcher der Pfleger ihm entgegenkommt, zeigt es nicht das geringste Verständnis, vielmehr nur Widerwillen, Unlust und Bosheit. Sein schwaches Gehirn vermag sich in die veränderten Umstände nicht so bald zu fügen; es vergilt die ihm gewährte Liebe mit Haß, thut, als ob es willentlich geschähe, regelmäßig das Gegenteil von dem, was sein Gebieter beabsichtigte, verschmäht Speise und Trank und regt sich nur, wenn es gilt, die Zähne zu zeigen.

„Mißmutig entschließt sich zuletzt der mit den Sitten und Gewohnheiten des Kombas nicht vertraute Europäer, das widerhaarige Geschöpf sich selbst zu überlassen, nachdem er ihm vorher im Käfig noch ein behagliches Lager zurecht gemacht, vielleicht hoffend, daß Schlaf und Ruhe den Gefangenen milder stimmen, ihn seinen Groll vergessen lassen werde. Beim Morgenbesuche, welchen der Gebieter seinem Pfleglinge macht, sieht er zu seiner nicht geringen Überraschung die Thüre des behaglich eingerichteten Käfigs offen, das Lager leer, den Flüchtling aber im Innern des bisher zwei Feuerwebern zum Aufenthalte dienenden Gebauers in sich selbst zusammengerollt liegen. Im ersten Augenblicke vermag er nicht zu

begreifen, was den Komba bewogen haben kann, aus seinem geräumigen, wohnlich eingerichteten Hause zu entrinnen, an der glatten Wand mit Mühe sich emporzuschwingen, in den engen, unbehaglichen Käfig einzuzwängen und zum Befreier der früheren Bewohner aufzuwerfen. Nachdem er sich aber vergeblich nach diesen umgeschaut, alle Winkel und Ecken des Raumes durchmustert und doch keines der roten, lebendigen Flämmchen wahrgenommen hat, dämmert in ihm eine Ahnung der Wahrheit auf. Hastig nimmt er den Käfig mit dem Komba von der Wand herab, und auf dem Boden desselben liegen einige Überreste der prächtigen Vögel. Ergrimmt greift er nach dem Raubmörder, um ihn zu züchtigen; der Komba aber, welchem jegliches Schuldbewußtsein fehlt, rächt mit einem wohlangebrachten Bisse die ihm zugedachte Unbill und enthüllt somit seinem Pfleger eine diesem noch unbekannte Seite seines Wesens.

„Doch unser Halbaffe ist ein viel zu anziehendes Geschöpf, als daß der Zorn eines Tierfreundes lange andauern könnte. Der Verlust der Feuerweber wird verschmerzt, der Komba dafür gewonnen. Allgemach befreundet sich der Störrische mit seinem Wohlthäter. Als entschiedener Freund berauschender Getränke meidet er das Wasser, auch wenn man ihn in der Absicht, seinen Trotz zu brechen, längere Zeit dürsten ließe. Das ihm endlich vorgesetzte Schälchen Sorbett ist aber doch gar zu verlockend, als daß er es unberührt stehen lassen sollte. Bis auf die Neige schlürft er es, sein Behagen durch Laute bekundend, welche an das Schnurren der Katze erinnern, und dankbar gleichsam leckt er auch noch den mit der süßen Flüssigkeit befeuchteten Finger ab. Nachdem einmal das Eis gebrochen, hält es nicht schwer, ihn weiter zu zähmen. Bald nimmt er in Milch geweichtes Weißbrot zu sich; nach kurzer Zeit findet er bereits an gezuckertem Thee und Kaffee Gefallen; schließlich gewöhnt er sich so an diese Getränke, daß er nie verabsäumt, zur Theestunde freiwillig sich einzustellen. Bezüglich der festen Nahrung beharrt er treuer bei seinen alten Gewohnheiten; Fleisch bleibt unter allen Umständen seine Lieblingskost, obschon er sich herbeiläßt, an einer Banane zu knabbern, eine Mango auszusaugen, eine ähnliche Frucht zu genießen. Doch geschieht dies vielleicht nur deshalb, weil die süße Frucht ihm sozusagen mehr als geronnenes Getränk denn als Nahrung vorkommen mag. Fleisch der verschiedensten Wirbeltiere, vor allem aber Kerfe bleiben seine Hauptnahrung, und erst nach längerer Gefangenschaft entschließt er sich, auch gekochtes Fleisch als genießbar zu betrachten.

„Im Verlaufe der Zeit vergilt er die ihm gewidmete Sorgfalt durch gute Dienste. In dem Raume, welcher einen Komba beherbergt, endet alle Gemütlichkeit des Lebens einer Maus, in dem Zimmer oder auf dem Schiffe, welches er bewohnt, stellt er den so lästigen großen Schaben mit unermüdlichem Eifer nach. Unhörbar dahinschreitend naht er sich der von ihm erspähten Schabe, die spinnengleichen Finger weit gespreizt, greift plötzlich zu, zerdrückt in demselben Augenblicke die erpackte Beute und führt sie unmittelbar darauf, behaglich schmatzend, zum Munde. Mit Vergnügen erinnern wir uns einer Beobachtung, welche wir während der langweiligen Seefahrt anstellten. Die Menge der unser Schiff bevölkernden Schaben machte es notwendig, von Zeit zu Zeit unsere Kleiderkisten zu untersuchen. Der von den Schmarotzern herrührende Gestank, welcher uns beim Öffnen der Kiste entgegendrang, lockte unseren zahmen Ohrenmaki herbei. Trotz der ihm ungelegenen Tageszeit musterte er mit großer Aufmerksamkeit den Inhalt der Kiste, bewies uns auch sehr bald, daß er sehr wohl wußte, warum er gekommen; denn er hatte jetzt vollauf zu thun, um das von uns aufgerührte, wimmelnde Heer zu Paaren zu treiben. Mit überraschender Geschicklichkeit fuhr er blitzschnell bald nach dieser, bald nach jener Stelle, hier eine ausgebildete Schabe, dort eine Puppe ergreifend, und während er mit der einen Hand die eben gepackte am kauenden Munde festhielt, war die andere beschäftigt, neues Wild zu erjagen. So spähte, lauschte, schaffte und schmauste er, bis wir unsere Arbeit beendigt hatten.

„Ein wirklich gezähmter Komba ist weit liebenswürdiger und anmutiger als ein Affe. Störung seines Tagesschlafes berührt natürlich auch den frömmsten höchst unangenehm; abends hingegen, nachdem er sich vollständig ermuntert, beweist er seinem Gebieter eine große Anhänglichkeit und warme Zuneigung, obschon er hierin hinter seinen Ordnungsverwandten, den Makis, noch zurücksteht. Aber er gestattet, daß man ihn angreift, gibt sich mit Vergnügen den ihm erwiesenen Schmeicheleien hin und denkt gar nicht mehr daran, von seinem scharfen Gebiß Gebrauch zu machen. Mit seinesgleichen verträgt er sich von Anfang an vortrefflich, auch an andere Haustiere gewöhnt er sich. Wenn er erst gelernt



Riesengalago (Otolicnus crassicaudatus). ⅙ natürl. Größe.

hat, verschiedenerlei Nahrung zu sich zu nehmen, hält es nicht schwer, ihn nach Europa zu bringen."

Der größte bis jetzt bekannte Ohrenmaki, welchen wir **Riesengalago** nennen wollen (**Otolicnus [Otolemur] crassicaudatus**), kommt einem Kaninchen an Leibesumfang beinahe gleich: seine Leibeslänge beträgt 30—32, die Schwanzlänge 40—42 cm. Das dichte, wollige Fell, welches namentlich den Schwanz buschig bekleidet und nur auf dem Rücken der Hände und Füße sich verkürzt und anlegt, ist auf dem Oberkopfe rotbraun, auf dem Rücken gräulichrostfarben, auf der Unterseite grau oder gelblichweiß, auf dem Schwanze rostbräunlichrot, auf den Fingern und Zehen schwarzbraun, jedes einzelne Haar an der Wurzel blau- oder schwarzgrau, an der Spitze silbergrau, schwarz und braun geringelt oder auch ganz schwarz.

Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich über einen ziemlich großen Teil Ostafrikas, mindestens von Dschuba bis nach Mosambik; über das Freileben des Tieres aber wissen wir noch so gut wie gar nichts. Dagegen gelangen neuerdings gerade Galagos nicht allzu selten

lebend in unsere Käfige und haben hier auch mir zu Beobachtungen Gelegenheit gegeben, aus denen hervorgeht, daß der Riesengalago im wesentlichen sich von den Verwandten nicht unterscheidet. Wie diese ist er ein vollkommenes Nachttier, welches den ganzen Tag verschläft, die ganze Nacht aber munter und lebhaft sich umhertreibt und erst morgens, nachdem es vollkommen licht geworden, sein Lager sucht. Übertags ruht er in sehr zusammengerollter Haltung, halb liegend, halb kauernd in der dunkelsten Ecke seines Käfigs. Er legt dabei seinen Kopf zwischen die Vorderhände, umhüllt ihn dicht mit seinem buschigen Schwanze und packt diesen mit den beiden Hinterhänden, welche er vorschiebt, soweit die langen Beine es gestatten. Auf diese Weise versteckt er den Kopf so vollständig, daß man außer den Ohren, welche niemals bedeckt werden, nicht das Geringste sieht. Eine Schwanzbiegung schließt gewöhnlich das eine Ohr ein und verdeckt dabei zugleich die Augen. Die Ohren werden in der Regel eingerollt und erscheinen dabei schlaff und zerknittert. Ungefähr um 5 Uhr abends erwacht er, dehnt und reckt sich und schaut spähend in die Runde, wobei er den Kopf abwechselnd vorschiebt und wieder zurückzieht. Dann putzt er sich, und nun endlich beginnt er zu klettern. Seine Bewegungen sind stets langsam und bedächtig, die Tritte vollkommen unhörbar. Die Finger werden beim Auftreten weit gespreizt; der Schwanz schleift auf dem Boden nach. Er klettert langsam, aber äußerst geschickt, kopfoberst und kopfunterst, hängt sich an einem Vorder- oder an einem Hinterbeine fest und schaukelt sich dann, geht an der Decke seines Käfigs hin ꝛc. Seine Kost besteht in Milchbrot, Fleisch und Früchten. Feigen und Rosinen frißt er leidenschaftlich gern; auf Kerbtiere und deren Larven oder Puppen ist er erpicht. Er faßt die ihm vorgehaltene Nahrung mit dem Munde oder mit den Händen; ihm noch Unbekanntes pflegt er leckend zu betasten. Lebende Vögel betrachtet er mit lüsternem, vielsagendem Auge. Auf seinen Wegen beschnuppert er zunächst jeden Gegenstand; dann erst betastet er ihn mit der Zunge. Er ist gutmütig und läßt es sich gern gefallen, wenn man ihn kraut; nur wenn man ihn aufhebt, pflegt er zu beißen. Sein Ansehen deutet auf Verstand; die hübschen, braunen, stark gewölbten Augen sehen klug ins Weite. Bei Tage ist der Stern bis auf eine sehr kleine, schmale Ritze zusammengezogen, nachts erweitert er sich bedeutend. Kurz nach dem Erwachen stößt das Tier gewöhnlich seinen eigentümlichen Ruf aus, welcher an das Rucksen mancher Tauben erinnert. Er beginnt mit dem leise hervorgestoßenen dumpfen Laute „Du“, steigert sich dann und endet mit dem schwächeren, miauenden „Dju“. Der ganze Ruf klingt ungefähr wie „du, tu tu, tu, tu tui, dju dju“, sehr dumpf und hohl.

Ein großer, runder, dicht auf den Schultern sitzender Kopf mit wahrem Froschgesichte, kurze Vorder- und lange Hinterglieder sowie ein mehr als leibeslanger Schwanz sind die äußerlichen, sehr absonderlich gestaltete, denen der Kerbtierräuber ähnelnde Zähne die hauptsächlichsten innerlichen Merkmale eines Halbaffen, welcher schon seit geraumer Zeit zum Vertreter einer besonderen Gattung, neuerdings aber mit vollstem Rechte zum Urbilde einer eigenen Familie erhoben worden ist. Entsprechend den ungemein verlängerten Fußwurzeln, hat man dieser Familie den Namen **Fußwurzeltiere** (Tarsidae) gegeben, nachdem das merkwürdige Zwittergeschöpf vorher von den verschiedenen Naturforschern bald als eine Springmaus, bald als ein Beuteltier, bald endlich als ein Lemur angesehen worden ist. Da man bis jetzt nur eine einzige sicher bestimmte Art oder höchstens deren zwei kennen gelernt hat, gelten deren Merkmale auch für die Familie.

Das **Gespensttier** oder der **Koboldmaki** (Tarsius spectrum, Lemur spectrum, Didelphis macrotarsus, Tarsius maucauco, T. pallasii, T. bancanus, T. fuscomanus,

T. fischeri) ist, falls man sich so ausdrücken darf, eine Wiedergabe des Frosches in der Klasse der Säugetiere. Unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Gesichte eines Laubfrosches zeigt das seinige, und ebenso erinnern die Hände und Füße durch gewisse, später zu beschreibende Eigentümlichkeiten an die des gedachten Lurches, mit dessen Bewegungen die seinigen ebenfalls bis zu einem gewissen Grade übereinstimmen. Der große Kopf würde kugelig sein, wenn nicht die Schnauze als ein kurzer, ziemlich breiter Kegel aus der Gesichtsfläche hervorträte. Hierdurch gerade und durch die im Verhältnisse zur Schnauzenlänge ungemein weite, bis unter die Augen sich ziehende Mundspalte und die dicken Lippen erhält das Gesicht den Ausdruck des Froschartigen. Dieser Ausdruck wird durch die ungemein großen,



Koboldmaki (Tarsius spectrum). ½ natürl. Größe.

eulenartigen Augen, verhältnismäßig wohl die größten, welche ein Säugetier überhaupt besitzt, noch wesentlich vermehrt. Sie nehmen buchstäblich den größten Teil des ganzen Gesichtes ein, stehen ziemlich nahe bei einander und haben einen Durchmesser von mindestens 1,5 cm. Minder eigentümlich, weil auch bei anderen Säugetieren vorkommend, erscheinen die Ohren, welche großen, weiten, auf einem kurzen röhrenförmigen Stiele sitzenden Löffeln gleichen, am Vorderrande eine außen scharfkantige, nach innen eine durch den Anfang der Ohrleiste abgesetzte schmale Fläche, am Hinterrande einen durch die Gegenleiste abgegrenzten, vertieften Saum und im Innern der Muschel vier übereinander stehende Querbogen zeigen. Der Hals hat nur geringe Länge und läßt sich kaum als selbständiger Teil unterscheiden; der Rumpf ist vorn am breitesten, weil die Schultern stark hervortreten; der Rücken erscheint eingesunken, die Brust schmäler als der Rücken. Die Vorderglieder fallen wegen des sehr kurzen Oberarmes ebensosehr durch ihre Kürze wie die hinteren durch ihre

Länge auf, da letztere sogar den Rumpf übertreffen. Im Verhältnis zur Länge der Arme müssen die Hände als sehr lang bezeichnet werden. Das Verhältnis der einzelnen Finger ist ein anderes als bei den meisten Lemuren, da der Mittelfinger der längste ist und äußerlich fast dreimal länger als der Daumen erscheint, welcher seinerseits noch ziemlich bedeutend hinter dem Kleinfinger zurücksteht. Wie bei einigen Galagos sind in der Handfläche und an den Fingerenden große polsterartige Ballen ausgebildet. Einer von ihnen liegt unter dem Handteile des Daumens, zwei unter der Wurzel des Mittel- und Goldfingers und je einer an den Fingerspitzen. Die Oberschenkel haben beträchtliche Stärke, und die Unterschenkel erscheinen ihnen gegenüber schlank, die bis auf die eigentliche, d. h. erst an der Teilungsstelle der Zehen beginnende, Fußsohle dünn behaarten Fußwurzeln sogar klapperdürr. Der Fuß entspricht bis auf die Bildung der Nägel der zweiten und dritten Zehe im allgemeinen der Hand, nur daß die Daumenzehe vollkommener den übrigen Zehen als der Daumen den anderen Fingern entgegengestellt werden kann und die Ballen an den Zehenspitzen beträchtlich größer sind; auch ist nicht die dritte, sondern die vierte Zehe die längste. Alle Finger tragen dreiseitige, flache, nur längs der Mitte etwas gewölbte, an den Rändern gebogene, an der Spitze ausgezogene Nägel, die große und die beiden äußeren Zehen durchaus ähnlich gebildete, die beiden inneren Zehen dagegen anstatt des Plattnagels aufrecht stehende, wenig gekrümmte, spitze und scharfe Krallen. Der Schwanz endlich ist drehrund und gleichmäßig sanft verjüngt. Das Gebiß unterscheidet sich von dem aller übrigen Halbaffen dadurch, daß es nicht die schmalen, wagerecht vorgezogenen unteren Schneidezähne, sondern aufrecht stehende, fast ebensosehr an die der Kerbtierräuber wie an die anderer Halbaffen und Affen erinnernden Schneidezähne, verhältnismäßig breite, scharfe, schneidend zackige Lück- und Mahlzähne besitzt. Von ersteren enthält das Gebiß, nach Burmeisters Untersuchungen, im oberen Kiefer 4, im unteren 2, außerdem jederseits oben einen Eckzahn, einen Lückenzahn, 2 falsche Mahlzähne und 3 Kauzähne, unten einen Eckzahn, 2 Lückzähne, einen falschen Mahlzahn und 3 Kauzähne. Der Schädel entspricht in seiner Form dem kugeligen äußeren Ansehen des Kopfes vollkommen und unterscheidet sich von denen aller anderen Halbaffen durch die kurze, spitze Nase und die weiten Augenhöhlen, welch letztere durch ihre scharfen, fast schneidenden, hoch vorragenden Ränder und die Breite der vom Oberkiefer wie vom Stirnbeine ausgehenden, ihre hintere Wand bildenden Fortsätze besonders auffallen. Alle Knochen sind dünn und zart, die Schädeldecke kaum stärker als ein Kartenblatt, so daß man sie mit einem Messer leicht durchschneiden kann. In der Wirbelsäule zählt man 7 Hals-, 13 oder 14 Rücken-, 6 Lenden-, 3 Kreuzbein- und 31—33 Schwanzwirbel. Von den 13 oder 14 Rippen sind 7 oder 8 wahre und 6 falsche, und hierauf, d. h. auf die verschiedene Anzahl der Rippen, begründet sich überhaupt die Ansicht mehrerer Naturforscher, daß die Gattung zwei Arten zählt. Das etwas wollige, feine Fell bekleidet in gleichmäßiger Dichtigkeit Kopf, Rücken und die Außenseite der Glieder, verkürzt sich auf der Brust und dem Bauche und wird auf dem Nasenrücken, an den Nasenflügeln und dem oberen Mundrande so kurz, fein und sperrig, daß diese Teile nackten Stellen gleichen, ohne es wirklich zu sein. Die Ohrmuschel trägt außen, besonders am Grunde und in der Mitte kurze, die innere Ohrmuschel äußerst feine, kaum bemerkbare Härchen und ist von der Mitte bis zur Spitze vollständig nackt. An mehreren Stellen des Kopfes, wie an der Ober- und Unterlippe, der Nase, neben dem inneren Augenwinkel und an der Backe, stehen einzelne Borstenhaare, und die Augenliderränder sind mit weichen verlängerten Wimpern umgeben. Auf den Vorder- und Hintergliedern reicht das dichtere Haar bis zur Hand- und Fußwurzel, hier in ein kurzes, feines und sperriges übergehend, welches den ganzen Handrücken und die Finger bekleidet. Der Schwanz ist am Grunde lang und dicht, hierauf spärlich und borstig, am hintersten Drittel lang, fast buschig behaart. Die Färbung des Pelzes ist

gelbbraungrau mit einem leichten Anfluge von Rotbraun. Auf der Stirn, dem Rücken und der oberen Seite der Schenkel, auf Scheitel und Nacken dunkelt die Färbung, auf der Brust geht sie ins Weißliche über. Die Behaarung der Schwanzspitze ist gelblich. Das Auge hat nach Cumming braune, nach Jagor gelbe Iris. Ausgewachsene Stücke erreichen eine Länge von 40 cm, wovon 23—24 cm auf den Schwanz gerechnet werden müssen.

Über die Lebensweise des Gespenst- oder Koboldmakis liegen Berichte von Raffles, Cumming und Salomon Müller vor, denen ich noch einige wichtige Angaben von Rosenberg und Jagor hinzufügen kann. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich über die Malayischen Inseln; doch tritt das Tierchen nirgends häufig auf. Auf dem Festlande ist es nicht bekannt. Sein Namenreichtum und noch mehr die über ihn umlaufenden Fabeln beweisen, daß er allen Eingeborenen als ein in hohem Grade auffallendes Geschöpf erscheint. Auf Sumatra, wo ihn Rosenberg niemals beobachtet, heißt er nach Raffles „Singapua", auf der zu den Philippinen gehörigen Insel Bohal, laut Cumming, „Malmay", bei den Dajaken, nach Angabe von Salomon Müller, „Jngger", auf Celebes, laut Rosenberg, „Tandabana", auf Samar, laut Jagor, „Majo". Zum Aufenthaltsorte wählt sich der Gespenstmaki, nach Angabe von Rosenberg, ebene Wälder, woselbst er sich am Tage an dunkeln, feuchten Stellen im dichten Laube oder in Baumlöchern verbirgt. Nach Cumming lebt er im Gewurzel der Bäume, besonders der großen Bambusstämme, ausschließlich in den dichtesten Waldungen, überall einzeln und selten. Männchen und Weibchen werden gewöhnlich zusammen gesehen, weshalb die Eingeborenen, nachdem sie eines der Tierchen erlangt haben, Sorge tragen, auch das andere zu bekommen. In der Art und Weise, wie er sitzt und springt, erinnert er, laut Salomon Müller und Rosenberg, der ihn „ein allerliebstes Geschöpf" nennt, unwillkürlich an einen Frosch; er macht Sätze von fast 1 m Weite. Übertags ist er so wenig scheu, daß er zuweilen von einem hohen Baume oder Strauche herab den Vorübergehenden auf den Leib springt und sich mit der Hand greifen läßt. Seine unverhältnismäßig großen, kugelig vorspringenden Glotzaugen, deren Stern sich je nach den einfallenden Lichtstrahlen schnell vergrößern und verkleinern kann, haben ihn bei den Eingeborenen zu einem gespensterhaften Wesen gestempelt. Man betrachtet ihn als ein verzaubertes Tier und nach den Grundsätzen der Seelenwanderung als den Geist eines Missethäters, welcher Zauberkräfte besitzt. „Singapua" bedeutet, nach Raffles, „kleiner Löwe" und hängt ebenfalls mit einer Fabel der Eingeborenen zusammen, welche berichtet, daß das Tier ursprünglich so groß wie ein Löwe war, aber in neuerer Zeit zu der Größe herabsank, welche es jetzt besitzt. Die Eingeborenen Sumatras haben eine solche Furcht vor ihm, daß sie ihre Reisfelder augenblicklich verlassen, wenn sie einen Gespenstmaki auf einem Baume neben denselben erblicken, weil ihrer Meinung nach sonst ohne Zweifel ein Unglück über sie oder ihre Familie kommen müsse. Diese Fabelei erstreckt sich auch auf die Angaben über die Nahrung unseres Tierchens. Schon Peter Camel bemerkt Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß das Gespensttierchen nach Ansicht der Eingeborenen von Holzkohle lebe, daß dies aber falsch sei, da es sich von Bananen und anderen Früchten ernähre. Jagor, welcher zwei Koboldmakis lebend erhielt, wurde in gleicher Weise berichtet und erfuhr erst durch eigene Versuche, daß das Tierchen selbst Pflanzenkost verschmäht und hauptsächlich Kerbtiere, letztere jedoch mit großer Auswahl, frißt. Cumming behauptet, daß die Nahrung unseres Halbaffen aus Eidechsen bestehe, und daß er diese Kriechtiere aller übrigen Kost vorziehe, bei großem Hunger jedoch auch kleine Krebse und Küchenschaben zu sich nähme; Salomon Müller gibt neben den Kerbtieren noch verschiedene Früchte als Nahrung an.

Cumming ist der erste, welcher über einen gefangenen Gespenstmaki Ausführlicheres mitteilt. „Er ist sehr reinlich in seinen Gewohnheiten", sagt er; „niemals berührte er ein Nahrungsmittel, welches schon teilweise verzehrt war, und niemals trank er zum zweiten

Male aus demselben Wasser. Im Verhältnis zu seiner Größe frißt er sehr viel. Beim Trinken schlappt er das Wasser wie eine Katze, aber sehr langsam. Die für ein so kleines Tierchen auffallend große Losung gleicht der eines Hundes. Übertags schläft er sehr viel und bekundet den größten Abscheu gegen das Licht, weshalb er sich stets nach den dunkelsten Stellen begibt. Nähert man sich seinem Käfig, so heftet er seine großen, offenen Augen lange Zeit auf den Gegenstand, ohne einen Muskel zu bewegen; kommt man näher, oder wirft man etwas nahe an ihn heran, so fletscht er die Zähne gleich einem Affen, indem er die Gesichtsmuskeln auseinander zieht. Selten macht er Geräusch, und wenn er einen Ton hören läßt, so ist es ein einfacher, kreischender Laut. Bei geeigneter Pflege wird er sehr bald zahm und ungemein zutraulich, beleckt Hände und Gesicht, kriecht am Leibe seines Freundes herum und bemüht sich, geliebkost zu werden."

Nicht minder günstig spricht sich Jagor aus. „In Loquilocun und Boranjen hatte ich Gelegenheit, zwei Gespenstmakis zu erwerben. Diese äußerst zierlichen, seltsamen Tierchen sollen, wie man in Luzon versicherte, nur in Samar vorkommen. Mein erster Majo mußte anfänglich etwas hungern, weil er Pflanzenkost verschmähte, verzehrte dann aber lebende Heuschrecken mit großem Behagen. Es sah äußerst drollig aus, wie das Tier, wenn es bei Tage gefüttert wurde, aufrecht stehend, auf seine beiden dünnen Beine und den kahlen Schwanz gestützt, den großen kugelrunden, mit zwei gewaltigen gelben Augen versehenen Kopf nach allen Richtungen hin bewegte, wie eine Blendlaterne auf einem Dreibeingestelle mit Kugelgelenk sich dreht. Nur allmählich gelang es ihm, die Augen auf den dargebotenen Gegenstand richtig einzustellen; hatte es ihn aber endlich wahrgenommen, so reckte es plötzlich beide Ärmchen seitwärts und etwas nach hinten aus wie ein Kind, welches sich freut, griff schnell mit Händen und Maul zu und verzehrte dann bedächtig seine Beute.

„Bei Tage war der Maki schläfrig, blödsichtig, wenn man ihn störte, auch mürrisch; mit abnehmendem Tageslichte aber wurde er munter, und sein Augenstern erweiterte sich. Nachts bewegte er sich lebhaft und behende mit geräuschlosen Sprüngen, am liebsten seitwärts. Er wurde bald zahm, starb aber leider schon nach wenigen Tagen; und ebenso konnte ich das zweite Tierchen nur kurze Zeit am Leben erhalten."

Über die Fortpflanzung danken wir Cumming einige Angaben. „Ich hatte", sagt er, „das Glück, mir unbewußt, ein trächtiges Weibchen zu bekommen, und war daher eines Morgens nicht wenig überrascht, daß es ein Junges zur Welt gebracht hatte. Dieses schien etwas schwach zu sein, glich aber der Mutter vollkommen. Seine Augen waren offen, sein Leib bereits mit Haaren bekleidet. Es hielt sich stets saugend zwischen den Beinen seiner Mutter auf und wurde so vollständig von ihr bedeckt, daß man selten mehr als seinen Schwanz bemerkte. Seine Kräfte nahmen schnell zu, und schon am zweiten Tage begann es außerhalb des Käfigs umherzukriechen, wenn auch noch mit sichtbarer Anstrengung. Doch erreichte es die Spitze der Stäbe, aus denen der Käfig gebildet war. Wenn Umstehende das Junge zu sehen wünschten, während die Mutter es bedeckte, mußte man sie aufstören. Dann wurde sie in der Regel böse, nahm das Junge ins Maul, ganz wie eine Katze, und schleppte es so eine Zeitlang umher. Auch sah ich sie zu anderen Zeiten, wenn sie nicht gestört worden war, mit ihrem Jungen im Maule aus dem Käfig hervorkommen. Letzteres hatte im Verlaufe von drei Wochen sehr an Größe zugenommen, als unglücklicherweise jemand auf den Schwanz der Mutter trat, worauf sie nach wenigen Tagen starb. Das Junge folgte ihr einige Stunden später nach."

Vor hundert und einigen Jahren erhielt der Reisende **Sonnerat** aus einem Walde der Westküste Madagaskars zwei höchst sonderbare Tiere, von deren Dasein bis dahin noch niemand Kunde gehabt hatte. Selbst auf der gegenüberliegenden Küste waren sie vollkommen unbekannt; wenigstens wurde unserem Naturforscher von den dort lebenden Madagassen versichert, daß die beiden, welche er lebend bei sich hatte, die ersten wären, welche sie jemals gesehen hätten. Sie schrieen bei Anblick derselben zur Bezeugung ihrer Verwunderung laut auf, und **Sonnerat** erhob diesen Ausruf, „Aye, Aye“, zum Namen der von ihm entdeckten Geschöpfe.

„Dieses vierfüßige Tier“, sagt **Sonnerat**, beziehentlich der erste Übersetzer seines Reisewerkes, „hat viel Ähnlichkeit mit dem Eichhörnchen, ist aber doch durch einige wesentliche Kennzeichen von demselben unterschieden: es gleicht auch einigermaßen dem Maki und dem Affen.

„Der Aye-Aye hat an jedem Fuße fünf Finger, davon die an den Vorderfüßen sehr lang und ein wenig krumm sind; welches macht, daß er sehr langsam geht: diese Finger sind auch mit krummen Nägeln versehen. Die zwei äußersten Gelenke des Mittelfingers sind lang, dünn und unbehaart: er bedient sich derselben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er sich nährt, und um diese Würmer in seinen Schlund zu stoßen; dem Ansehen nach dienen sie ihm auch, sich an die Baumäste zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen versehene Finger: der fünfte oder innere bildet den Daumen und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menschen. — Der Aye-Aye hat in jeder Kinnlade zwei Schneidezähne, die sehr nahe beisammen stehen und dem Schnabel eines Papageien ähnlich sehen: die unteren sind viel stärker als die oberen. — Er hat große, breite und flache Ohren; sie sind schwarz, glatt, glänzend und an der Außenseite mit langen Haaren besetzt. Über den Augen und der Nase, auf den Backen und am Kinn hat er Büschel von langen Haaren. — Das ganze Tier ist mit weißfalben Flaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen große (starke) schwarze Haare hervorstechen. Der Vorderteil des Kopfes und Halses ist von falbem Weiß. Der Schwanz ist platt, buschig und mit langen Haaren besetzt. Ob es schon ganz schwarz scheint, sind die Haare desselben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß. — Der Aye-Aye ist vom Kopfe bis zum Schwanze 18 Zoll 6 Linien und der Schwanz desselben 1½ Fuß lang.“

Über Vorkommen und Aufenthalt des Tieres berichtet uns **Sonnerat** gar nichts, über sein Betragen in der Gefangenschaft sehr wenig: „Dieses Tier“, sagt er, „scheint von der Art derjenigen zu sein, die sich in die Erde graben. Bei Tage sieht es nicht; sein Auge ist rötlich und starr wie das Auge der Eule. Es ist sehr träge, folglich auch sehr sanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beide lebten nicht länger als 2 Monate; ich nährte sie mit gekochtem Reis, und sie bedienten sich der dünnen zwei Finger ihrer Vorderfüße wie die Chinesen ihrer Stäbchen. Sie waren scheu, furchtsam, liebten sehr die Wärme, krochen immer zusammen, um zu schlafen, legten sich auf die Seite und verbargen ihren Kopf zwischen den Vorderfüßen. Sie lagen stets unbeweglich da, und nur durch vieles Rütteln konnte man sie dahin bringen, daß sie sich regten.“

Bis in die neuere Zeit blieb der von **Sonnerat** nach Europa gebrachte Aye-Aye der einzige, welchen man kannte, und die im Jahre 1782 erschienene Beschreibung die einzige Quelle für die Lebenskunde des seltenen Tieres. Man zeigte sich schon geneigt, ihn als ausgestorben anzusehen. Die erste Nachricht des Gegenteiles gelangte im Jahre 1844 durch **De Castelle** zur Kenntnis der wissenschaftlichen Welt. Diesem Reisenden glückte es, einen jungen, lebenden Aye-Aye zu erhalten, und er beschloß, denselben der Sammlung des Pariser Pflanzengartens zu schenken. Unglücklicherweise starb das Tier, bevor es Europa erreichte; sein Fell aber und ebenso das Gerippe kamen in den Besitz jener Sammlung, und es wurde hierdurch der Beweis geliefert, daß das letztgenannte Tier und **Sonnerats** Aye-Aye

einer und derselben Art angehören. Noch bis Anfang der sechziger Jahre blieben diese beiden Stücke die einzigen, welche man kannte. Erst im Jahre 1862 erhielt die Zoologische Gesellschaft in London die freudige Nachricht, daß zwei „Fingertiere“ oder „Nacktfinger“, wie man das Zwitterwesen inzwischen genannt hatte, auf Madagaskar gefangen waren und für den Tiergarten in Regent's Park unterwegs seien. Eines von diesen kam auch glücklich lebend, das andere wenigstens im Weingeiste an. Etwas später folgten noch mehrere andere Stücke, von denen drei vom Museum in Berlin erworben werden konnten.

Nunmehr erst vermochten die Tierkundigen die Verwandtschaft des Aye-Aye unzweifelhaft festzustellen und ihm die gebührende Stellung im System anzuweisen. Bis dahin waren die Ansichten sehr geteilt gewesen. Buffon, welcher den von Sonnerat überbrachten Aye-Aye untersuchen konnte, stellte ihn in die Nähe der von ihm mit den Springmäusen vereinigten Gespenstmakis; Gmelin führt ihn unter den Eichhörnchen auf; Schreber war der erste, welcher sich, freilich ohne das Tier selbst untersucht zu haben, dafür entschied, es zu den Halbaffen zu stellen; Illiger bildete eine besondere Familie in einer von ihm aufgestellten Ordnung, welche Affen, Halbaffen und einen Teil der Beuteltiere in sich vereinigen sollte; Blainville sprach sich im Jahre 1816 nach einer sorgfältigen Untersuchung des Schädels und eines Teiles der Hinterglieder entschieden für die Trennung des Aye-Aye von den Nagern und seine Vereinigung mit den Halbaffen aus, während die meisten Tierkundigen, unter ihnen selbst der ausgezeichnete Cuvier, ihn noch immer bei den Nagern beließen. Geoffroy Saint-Hilaire schloß sich im Jahre 1831 ohne Rückhalt der Blainvilleschen Ansicht an, während andere ausgezeichnete Forscher, wie z. B. Milne-Edwards und van der Hoeven, Cuvier folgten; Brand gelangte zu dem Ergebnisse, daß die Sippe der Fingertiere zwar durch eine größere Anzahl von Merkmalen den Halbaffen, aber durch eine nicht geringe Zahl nicht unwesentlicher Merkmale ebenso den Nagern verwandt sei, und schlug deshalb vor, für das Tier eine besondere, zwischen den Affen, Halbaffen und Nagetieren stehende Ordnung zu bilden; Giebel endlich beließ den Aye-Aye, ungeachtet der Ausführungen Geoffroys, in seinem im Jahre 1859 erschienenen Werke über die Säugetiere noch immer bei den Nagern. Erst durch Owens und Peters' Forschungen wurde die Streitfrage endgültig entschieden.

Nach diesen bildet das Fingertier (**Chiromys madagascariensis, Lemur psilodactylus, Sciurus, Daubentonia madagascariensis**) nicht bloß eine besondere Gattung, sondern auch eine eigene Familie (**Leptodactyla** oder **Chiromyida, Daubentoniada, Glirisimia, Glirimorpha**) innerhalb der Ordnung der Halbaffen.

Der Aye-Aye oder das Fingertier zeigt äußerlich folgende Merkmale: Der Kopf ist sehr groß, der Hals kurz, der Leib kräftig, der Schwanz etwa leibeslang. Die Glieder haben unter sich fast gleiche Länge. Im Verhältnis zur Kopfgröße erscheinen die Augen klein, die häutigen Ohren dagegen sehr groß. An der Hand und dem Fuße fallen die sehr verlängerten Finger und Zehen besonders auf. Der unterseits wulstige Daumen ist kräftig und kurz, der Zeigefinger etwas schwächer, der Goldfinger beinahe ebenso dick wie der Daumen, der kleine Finger noch immer sehr stark, der dritte Finger aber verkümmert, indem er wie zusammengedorrt aussieht. Die Fußwurzel ist mäßig, die Daumenzehe mittellang und ähnlich gebaut wie der Daumen, während alle übrigen Zehen unter sich fast gleiche Länge und auch ähnliche Bildung zeigen. Ein rötliches Fahlgrau, mit Ausnahme eines dunkleren Ringes um die Augen und eines lichten Fleckes über denselben, ist die Färbung des Gesichtes. Auf Wangen und Kehle sieht das Haarkleid fahlgrau aus; auf den übrigen Teilen erscheint die Gesamtfärbung bräunlichschwarz mit durchschimmerndem Fahlgrau und eingesprengtem Weiß, weil der Pelz aus zweierlei Haaren, dichten graufahlen Woll- und schwarzen, hier und da weißgespitzten Grannenhaaren, besteht. Die borstigen, dunkeln

Schwanzhaare haben graue Wurzel; die starken Schnurren über den Augen und am Mundwinkel sind ganz schwarz. Ausgewachsene Stücke erreichen eine Gesamtlänge von 1 m, wovon 45 cm auf die Länge von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und über 50 cm auf den Schwanz kommen.

Der Aye-Aye, welcher einige Jahre in London lebte, konnte von mir wenigstens kurze Zeit beobachtet werden; leider aber war mir die Zeit meines Aufenthaltes so kurz gemessen, daß ich dem Tiere bloß einen einzigen Abend widmen durfte. Dieser eine Abend belehrte mich, daß Sonnerats Beschreibung nicht nur einer Erweiterung, sondern auch der Be-



Aye-Aye (Chiromys madagascariensis). ⅓ natürl. Größe.

richtigung bedarf. Ich will deshalb meine dürftigen Beobachtungen und alles, was ich den Wärtern abfragte, hier kurz zusammenstellen.

Das Tier hat buchstäblich mit keinem anderen Säuger eine beachtenswerte Ähnlichkeit. Es erinnert in mancher Hinsicht an die Galagos; doch wird es schwerlich einem Forscher einfallen, es mit diesen in einer Familie zu vereinigen. Der dicke, breite Kopf mit den großen Ohren, welche den breiten Kopf noch breiter erscheinen lassen, die kleinen, gewölbten, starren, regungslosen, aber glühenden Augen mit viel kleinerem Stern, als das Nachtaffenauge ihn besitzt, der Mund, welcher in der That eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Papageischnabel hat, die bedeutende Leibesgröße und der lange Schwanz, welcher, wie der ganze Leib, mit dünn stehenden, aber langen, steifen, fast borstenartigen Grannenhaaren besetzt ist, und die so merkwürdigen Hände endlich, deren Mittelfinger aussieht, als ob er zusammengedorrt wäre: diese Merkmale insgesamt verleihen der ganzen Erscheinung etwas so Eigentümliches, daß man sich unwillkürlich den Kopf zermartert, in der fruchtlosen Absicht, ein diesem Tiere verwandtes Geschöpf aufzufinden.

Es kann für den Tierkundigen, welcher dieses wundersame Wesen lebend vor sich sieht, gar keinem Zweifel unterliegen, daß er es mit einem vollendeten Nachtfreunde zu thun

hat. Der Aye-Aye ist lichtscheuer als jedes mir bekannte Säugetier. Ein Nachtaffe läßt sich wenigstens erwecken, tappt herum, schaut sich die helle Tageswelt verwundert an, lauscht teilnehmend auf das Summen eines vorüberfliegenden Kerbtieres, leckt und putzt sich sogar: der Aye-Aye scheint bei Tage, wenn man ihn nach vieler Mühe wach gerüttelt, vollkommen geistesabwesend zu sein. Mechanisch schleppt er sich wieder seinem Dunkelplatze zu, rollt er sich zusammen, verhüllt er mit dem dicken Schwanze, welchen er wie einen Reifen um den Kopf schlägt, sein Gesicht. Er bekundet eine Trägheit, eine Langweiligkeit ohnegleichen in jeder Bewegung, jeder Handlung. Erst wenn die volle dunkle Nacht hereingebrochen ist, lange nach der Dämmerung, ermuntert er sich und kriecht aus seiner Dunkelkammer hervor, scheinbar noch immer mit Gefühlen der Angst, daß irgend ein Lichtstrahl ihn behelligen möchte. Der Schein einer Kerze, welcher andere Nachttiere nicht im geringsten anficht, macht ihn eilig zurückflüchten.

Seine Bewegungen sind langsam und träge, obschon weniger, als man vermuten möchte. Wenn es gilt, dem störenden Lichte sich zu entziehen, beweist der Aye-Aye, daß er unter Umständen sogar ziemlich flink sein kann. Der Gang ähnelt dem anderer Nachtaffen, nur ist er ungleich langsamer. Dabei steht das Tier hinten viel höher als vorn, wo es sich auf die sehr gebreiteten und stark gekrümmten Finger stützt, und streckt den buschigen Schwanz wagerecht von sich, ohne ihn auf dem Boden schleppen zu lassen. Jeder Schritt wird, wie es scheinen möchte, mit Überlegung ausgeführt; Zeit genug zur Überlegung nimmt sich das Tier wenigstens. Im Klettern konnte ich es nicht beobachten: es soll dies aber ebenso langsam geschehen wie das Gehen.

Wenn Sonnerat richtig beobachtet hat, muß er es mit einem besonders gutmütigen Aye-Aye zu thun gehabt haben. Derjenige, welchen ich sah, war nichts weniger als sanft, im Gegenteile sehr reizbar und ungemütlich. Wenn man sich ihm näherte, fauchte er wie eine Katze; wenn man ihm die Hand vorhielt, fuhr er unter Ausstoßen derselben Laute wütend und sehr rasch auf die Hand los und versuchte, sie mit seinen beiden Vorderpfoten zu packen. Dabei unterschied er zwischen der Hand und einem eisernen Stäbchen. Mit diesem ließ er sich berühren, ohne zu fauchen oder zuzugreifen. Die Wärter, welche große Achtung vor dem Gebiß ihres Schutzbefohlenen an den Tag legten, versicherten, von diesem Unterscheidungsvermögen des Tieres überzeugende Beweise erhalten zu haben: sie waren mehrere Male derb gebissen worden. Eigentlich furchtsam also darf man den Aye-Aye nicht nennen; er ist nur scheu und meidet jede Gesellschaft. Auch nachts bewegt ihn das geringste Geräusch, so eilig als möglich seinen Versteckplatz aufzusuchen.

Die einzige Nahrung, welche man dem Tiere reicht, ist frische Milch, mit der man das gekochte und zerriebene Dotter eines Eies zusammenrührt. Eine kleine Schüssel davon genügt für den täglichen Bedarf. Beim Fressen gebraucht der Aye-Aye seine beiden Hände: er wirft die flüssige Speise mit ihnen in seinen Mund. Fleischkost hat er bis jetzt hartnäckig verschmäht; ob man versucht hat, ihn auch an andere Nahrungsmittel zu gewöhnen, weiß ich nicht.

Beachtenswert scheint mir eine Beobachtung zu sein, welche gemacht wurde. Alle Zweige des Käfigs, welchen dieser Aye-Aye bewohnt, sind von ihm abgeschält und angebissen worden. Er muß also seine Schneidezähne, welche den Naturforschern so viel Kopfzerbrechen verursacht haben, in ganz eigentümlicher Weise verwenden. Ich glaube hieraus schließen zu dürfen, daß er in der Freiheit auf dürren Bäumen seine Nahrung sucht und wirklich Kerbtiere frißt, wie Sonnerat angibt. Er schält, so vermute ich, mit seinen dazu vortrefflich geeigneten Zähnen die Baumrinde ab, legt damit die Schlupfwinkel gewisser Kerbtiere oder deren Larven bloß und zieht diese dann mit seinen langen Fingern aus Ritzen und Spalten vollends hervor, um sie zu verspeisen.

Auf diese im Jahre 1863 niedergeschriebenen Beobachtungen will ich Pollens später (1868) veröffentlichte Angaben folgen lassen, weil sie namentlich die Kenntnis des freilebenden Aye-Aye wesentlich vervollständigen. „Dieses wissenschaftlich so merkwürdige Tier", sagt unser Gewährsmann, „bewohnt mit Vorliebe die Bambuswaldungen im Innern der großen Insel. Nach Angabe der Eingeborenen ist es so selten, daß man es nur durch Zufall einmal zu sehen bekommt, lebt einzeln oder paarweise, niemals in Banden, kommt bloß des Nachts zum Vorscheine und schläft übertags in den dichtesten und undurchdringlichsten Bambusdickichten mitten in den Waldungen. Es nährt sich von dem Marke des Bambus- und Zuckerrohres, ebenso aber auch von Käfern und deren Larven. Um seine Nahrung zu erhalten, bestehe sie in dem Herz des Bambus- und Zuckerrohres oder in Kerbtieren, nagt es mit seinen kräftigen Schneidezähnen eine Öffnung in den Stamm der Pflanzen, führt durch diesen seinen schmächtigen Mittelfinger ein und holt mit ihm den Pflanzenstoff oder die Kerbtiere hervor. So schläferig es übertags sich zeigt, so lebhaft bewegt es sich während der Nacht. Von Sonnenaufgang an schläft es, indem es den Kopf zwischen den Füßen verbirgt und ihn noch außerdem mit dem langen Schwanze einhüllt; mit Beginn der Nacht erwacht es aus seiner Schlaftrunkenheit, klettert an den Bäumen auf und nieder und springt mit der Behendigkeit der Makis von Zweig zu Zweige, dabei sorgfältig alle Öffnungen, Ritzen und Löcher der alten Bäume untersuchend, um Beute zu machen, zieht sich aber schon vor Beginn der Morgenröte wieder in das Innere der Waldungen zurück. Seinen Schrei, ein kräftiges Grunzen, vernimmt man oft im Verlaufe der Nacht."

Außerdem erwähnt Pollen, daß ein von seinem Freunde Vinson gefangen gehaltener Aye-Aye Kerbtierlarven aus dem Holze der Lebbekakazie fraß, solche aus dem Mangobaume aber verschmähte; daß dasselbe Tier leidenschaftlich gern stark gezuckerten Milchkaffee trank und zwar, indem es mit unglaublicher Schnelligkeit seinen Mittelfinger bald eintauchte, bald wieder ableckte.

Dritte Ordnung.

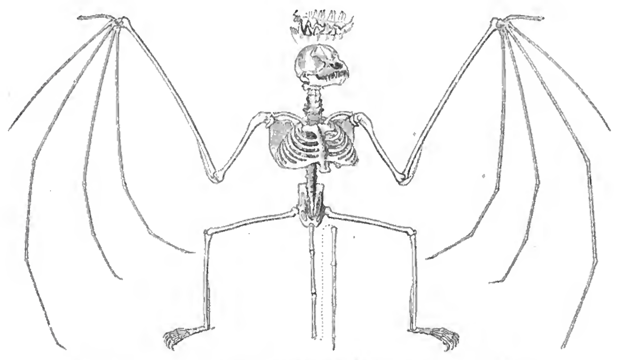
Die Flattertiere (Chiroptera).

Noch ehe bei uns an schönen Sommertagen die Sonne zur Rüste gegangen ist, beginnen die Angehörigen einer der merkwürdigsten Ordnungen unserer Klasse ihr eigentümliches Leben. Aus allen Ritzen, Höhlen und Löchern hervor kriecht die düstere, nächtige Schar der Fledermäuse, welche sich bei Tage scheu zurückgezogen hatte, als dürfte sie sich im Lichte der Sonne nicht zeigen, und rüstet sich zu ihrem nächtlichen Fluge. Je mehr die Dämmerung hereinbricht, um so größer wird die Anzahl dieser dunkeln Gesellen, bis mit eintretender Nacht alle munter geworden sind und nun in den Lüften ihr Wesen treiben. Unser Vaterland liegt indessen an der Grenze des Verbreitungskreises der Flattertiere und beherbergt bloß noch kleine, zarte, schwächliche Arten. Im Süden ist es anders.

Je mehr wir uns dem heißen Erdgürtel nähern, um so mehr nimmt die Anzahl der Flattertiere zu und mit der Anzahl auch der Wechsel und Gestaltenreichtum. Der Süden ist die Heimat der Mehrzahl der Flattertiere. Schon in Italien, Griechenland und Spanien bemerken wir eine auffallende Anzahl von Fledermäusen. Wenn dort der Abend naht, kommen sie nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen und erfüllen die Luft mit ihrem Gewimmel. Aus jedem Hause, aus jedem alten Gemäuer, aus jeder Felsenhöhle flattern sie heraus, als ob ein großes Heer seinen Auszug halten wolle, und schon während der Dämmerung ist der ganze Gesichtskreis buchstäblich erfüllt von ihnen. Wahrhaft überraschend erscheint die Menge der Flattertiere, welche man in heißen Ländern bemerkt. Es ist äußerst anziehend und unterhaltend, einen Abend vor den Thoren einer größeren Stadt des Morgenlandes zuzubringen. Die Schwärme der Fledermäuse, welche der Abend dort erweckt, verdunkeln buchstäblich die Luft. Sehr bald verliert man alle Schätzung; denn allerorts sieht man Massen der dunkeln Gestalten, welche sich durch die Luft fortwälzen. Überall lebt es und bewegt es sich, zwischen den Bäumen der Gärten, der Haine oder Wälder schwirrt es dahin, über die Felder flattert es in geringer oder bedeutender Höhe, durch die Straßen der Stadt, die Höfe und Zimmer geht der bewegliche Zug. Hunderte kommen, und Hunderte verschwinden. Man ist beständig von einer schwebenden Schar umringt.

Ganz ebenso ist es in Ostindien, nicht viel anders im Süden Amerikas. „Die Menge der Fledermäuse“, bemerkt Tennent, „ist ein Zubehör der abendlichen Landschaft auf Ceylon. Massenhaft finden sie sich in jeder Höhle, in jedem unterirdischen Gange, in den Unterführungen der Hochstraßen, in den Galerien der Festungen, unter den Dächern der Häuser, in den Ruinen jedes Tempels und Bauwerkes überhaupt. Mit Sonnenuntergang verlassen sie ihre Tageschlupfwinkel, um auf ihre Kerbtierjagd auszugehen, und sobald die

Nacht eintritt und die Lichter in den Zimmern Nachtschmetterlinge anziehen, erscheinen sie, umflattern die Abendtafel und nehmen beim Scheine der Lampen ihre Beute weg." In Mittel- und Südamerika leben sie überall und treten ebenso zahlreich an Arten wie an Stücken auf. „Sie bevölkern", sagt der **Prinz von Wied**, „die Dämmerung der Urwälder, der Gebüsche, leben in hohlen Bäumen, in Felsen und richten unter den zahllosen Kerbtieren große Verheerungen an. Reisende, welche nur schnell jene Länder durchstreifen, können sich kaum einen Begriff machen von der Mannigfaltigkeit dieser Tiere, deren Auffindung und Untersuchung mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist." Wenn man bei Tage durch die Waldungen geht, treibt man, laut **Bates**, stets eine gewisse Anzahl von ihnen auf, welche hier an den verschiedensten Bäumen hingen, und des Nachts sieht man sie mitten im Urwalde ebensowohl wie an den Ufern der Flüsse und Bäche ihr Wesen treiben.



Gerippe einer Fledermaus (Nycteris fuliginosus). Aus dem Berliner anatomischen Museum.

So ist es auch in Afrika. In Menge finden sich kleine und sehr große Arten am Meeresstrande, in den Savannen und Waldungen des Inneren, sogar in den Wüsten. **Pechuel-Loesche** trieb unzählige aus Höhlungen in den ödesten Felsgegenden des Hererolandes; woher sie dort während der Trockenzeit ihre Nahrung nahmen, blieb ihm ein Rätsel, bis er bei näherer Untersuchung zahlreiche Reste kleiner Wirbeltiere entdeckte.

Die Flattertiere oder **Handflügler** sind vorzugsweise durch ihre äußere Körpergestalt ausgezeichnet. Sie haben im allgemeinen einen gedrungenen Leibesbau, kurzen Hals und dicken, länglichen Kopf mit weiter Mundspalte. In der Gesamtbildung stimmen sie am meisten mit den Affen überein und haben wie diese zwei Brustzitzen. Allein in allem übrigen unterscheiden sie sich auffallend genug von den genannten Tieren. Ihre Hände sind zu Flugwerkzeugen umgewandelt und deshalb riesig vergrößert, während der Leib das geringste Maß der Größe hat. So kommt es, daß sie wohl groß erscheinen, in Wirklichkeit aber zu den kleinsten Säugetieren zählen. Die inneren Leibesteile zeigen eigentümliche Merkmale. Das Knochengerüst ist immer leicht gebaut, gleichwohl aber kräftig; die Knochen selbst enthalten niemals luftgefüllte Räume wie bei den Vögeln. Der Schädel ist in einen

zarten Hirn- und einen noch zarteren Gesichtsteil deutlich geschieden; alle einzelnen Knochen sind ohne sichtbare Nähte miteinander verwachsen, die beiden Äste des Zwischenkiefers entweder getrennt oder im Gaumen angeheftet. Die Wirbel sind breit und kurz, die Rippen lang, breit und stark gekrümmt, die Hüftknochen schmal und gestreckt, die Schlüsselbeine und Schulterblätter dagegen dick und stark. Bezeichnend für die Flattertiere erscheint die Handbildung. Ober- und Unterarm und die Finger der Hände sind außerordentlich verlängert, namentlich die hinteren drei Finger, welche den Oberarm an Länge übertreffen. Hierdurch werden die Finger zum Verbreitern der zwischen ihnen sich ausspannenden Flughaut ebenso geschickt wie zu anderen Dienstleistungen untauglich. Nur der Daumen, welcher an der Bildung des Flugfächers keinen Anteil nimmt, hat mit den Fingern anderer Säuger noch Ähnlichkeit: er ist, wie gewöhnlich, zweigliederig und kurz und trägt eine starke Kralle, welche dem Tiere beim Klettern und Sichfesthängen die ganze Hand ersetzen muß. Die Oberschenkelknochen sind viel kürzer und schwächer als die Oberarmknochen, wie überhaupt alle Knochen des Beines auffallend hinter denen des Armes zurückstehen. Die Beine haben eine ziemlich regelmäßige Bildung: der Fuß teilt sich auch in fünf Zehen, und diese tragen Krallennägel. Allein sein Eigentümliches hat der Fuß doch; denn von der Ferse aus läuft ein nur bei den Fledermäusen vorkommender Knochen, das Sporenbein, welches dazu dient, die Flughaut zwischen dem Schwanze und dem Beine zu spannen. So erinnert der Bau ihres Gerippes einerseits an den der Vögel, anderseits an den der vorweltlichen Flugechsen. Unter den Muskeln verdienen die ungewöhnlich starken Brustmuskeln Erwähnung, außerdem ein anderen Säugetieren gänzlich fehlender, welcher mit einem Ende am Schädel, mit dem anderen aber an der Hand angewachsen ist und dazu dient, den Flügel spannen zu helfen. Das Gebiß ähnelt dem der Kerffresser, enthält alle Zahnarten in geschlossenen Reihen, ist aber bezüglich der Anzahl und der Form der Zähne großem Wechsel unterworfen. Starke Kaumuskeln, eine ganz freie Zunge, innere Backentaschen, welche bei einigen vorkommen, ein runzeliger, schlauchförmiger Magen und ein weiter Darmschlauch ohne Blinddarm mögen außerdem noch hervorgehoben werden.

Unter allen Merkmalen ist jedenfalls die Entwickelung der Haut das merkwürdigste, weil sie nicht nur die ganze Körpergestaltung, sondern namentlich auch den Gesichtsausdruck bedingt und somit die Ursache wird, daß viele Fledermausgesichter ein geradezu ungeheuerliches Aussehen haben. Die breit geöffnete Schnauze trägt allerdings auch mit dazu bei, daß der Gesichtsausdruck ein ganz eigentümlicher wird; die Hautwucherung an den Ohren und der Nase aber ist es, welche dem Gesichte sein absonderliches Gepräge und — nach der Ansicht der meisten wenigstens — seine Häßlichkeit gibt.

„Keine einzige Tiergruppe“, sagt Blasius, „hat eine solche Entwickelung des Hautsystems aufzuweisen. Es zeigt sich dies in der Ausbildung der Ohren und der Nase wie in der der Flughäute. Die Ohren haben bei allen Arten eine auffallende Größe. Ihre Länge wird bei einigen Arten von der des Körpers übertroffen, und in der Breite dehnen sich beide Ohren in einzelnen Fällen zu einer einzigen, geschlossenen Ohrenmuschel aus. Bei manchen Arten nimmt die Umgebung der Nasenlöcher und der Nasenrücken in seltsamer Weise an dieser Wucherung den größten Anteil, und hierdurch werden Gesichtsbildungen hervorgebracht, welche ihresgleichen nicht aufzuweisen haben. In der Entwickelung der Flughäute nicht allein, sondern auch in aller übrigen Bildung der Ohren- und Nasenhaut haben die Fledermäuse Eigentümlichkeiten, durch welche sie sich von allen übrigen Tierordnungen auffallend unterscheiden, und durch welche ihre Bewegung und Lebensweise bis ins einzelne bedingt scheint.“

Die Behäutung der Flattertiere, insbesondere die Flughaut, verdient eine eingehendere Betrachtung. Sie ist die Fortsetzung der Oberhaut, der Färbestoff- (Pigment-) Schichten

und der Lederhaut beider Leibesseiten, besteht demgemäß aus zwei Platten, von denen die eine vom Rücken, die andere von der Bauchseite herrührt. Außer diesen beiden Platten enthält die Flatterhaut noch eine neue, elastische Haut und zwei Muskelfaserschichten, welche zwischen den äußeren Teilen liegen. Die erst vor kurzem aufgefundene, in hohem Grade dehnbare oder besser zusammenziehbare elastische Haut zeigt bei etwa 300maliger Vergrößerung ein filzartiges Gewebe und ist für die ganze Flughaut von größter Wichtigkeit, weil durch sie die Ernährung derselben geschieht. Außerdem aber reibt das Flattertier die äußere Flughaut auch noch mit einer schmierigen, öligen, starkriechenden Flüssigkeit besonders ein. Diese Schmiere wird von gelben, plattgedrückten Drüsen abgesondert, welche sich im Gesichte zwischen den Nasenlöchern und Augen befinden und einen oder mehrere Ausführungskanäle besitzen. Das Tier bestreicht seine Flughaut jedesmal nach dem Erwachen und unmittelbar vor dem Flattern und erhält sie so stets geschmeidig und fettig. Die ganze Haut selbst teilt man in die Vorarm-, Flanken-, Finger-, Schenkel- oder Schwanz- und Sporenflatterhaut; die Fingerflatterhaut zerfällt wieder in vier besondere Fächer. Ein Blick auf irgend eine Abbildung wird diese Einteilungen leicht erkenntlich machen.

Sehr eigentümlich ist auch der Bau aller Haare der Handflügler. Man kann hier nicht von Grannen- und Wollhaar sprechen. Die einzelnen Haare vereinigen den Zweck beider in sich. An der Wurzel ist das einzelne Haar schmal und rissig; weiter oben zeigt es deutliche, schraubenartige Umgänge, nimmt an Dicke zu, verschwächt sich hierauf wieder; die Umgänge werden undeutlicher; das Haar verdickt nochmals und verschmächtigt sich dann endlich gegen die Spitze hin. Die Zahl der Umgänge schwankt zwischen 500 und 1100. Der Zweck dieser merkwürdigen Bauart ist leicht zu begreifen. Sie ersetzen das fehlende Wollhaar, indem sie die von dem Körper ausströmende erwärmte Luft an ihren breiteren Stellen abschließen, gleichsam stauen und hierdurch dem Tiere seine Wärme erhalten. Es erscheint beachtenswert, daß der Bau der einzelnen Haare bei den verschiedenen Arten ebenfalls ein verschiedener ist.

Die Sinne der Flattertiere sind vortrefflich, aber je nach den Gattungen und Arten sehr ungleichförmig entwickelt. Einzelne Sinneswerkzeuge zeichnen sich, wie ich bereits andeutete, durch höchst sonderbare Anhängsel und eigentümliche Vergrößerungen aus.

Wahrscheinlich steht der Geschmackssinn auf der tiefsten Stufe; doch ist auch er keineswegs stumpf zu nennen, wie die Beschaffenheit der Zunge, die Weichheit der Lippen und der Nervenreichtum beider schon im voraus schließen läßt. Außerdem hat man auch Versuche gemacht, welche die Schärfe des Sinnes beweisen. Wenn man nämlich schlafenden, selbst halb erstarrten Fledermäusen einen Tropfen Wasser in die geöffnete Schnauze flößt, nehmen sie denselben ohne weiteres an und schlucken ihn hinter. Gibt man ihnen dagegen Branntwein, Tinte oder sonst eine übelschmeckende Flüssigkeit, so wird alles regelmäßig zurückgewiesen. Nicht minder ausgebildet ist das Auge. Im Verhältnis zur Größe des Körpers muß man es klein nennen; doch ist der Stern einer bedeutenden Erweiterung fähig. Manche Arten haben besonders kleine Augen, und diese stehen, wie Koch hervorhebt, mitunter so in den dichten Gesichtshaaren versteckt, daß sie unmöglich dem Zwecke des Sehens entsprechen können. Diese kleinäugigen Tiere sind es auch, welche man zuweilen schon bei Tage fliegend antrifft, während die eigentlichen nächtlichen Flattertiere größere und mehr freiliegende Augen haben. Allein das Auge kann außer Thätigkeit gesetzt werden, ohne daß der Besitzer eine bemerkliche Beeinträchtigung dadurch erleidet. Der Gesichtssinn wird überhaupt durch Geruch, Gehör und Gefühl wesentlich unterstützt. Man hat mehrfach den Versuch gemacht, Fledermäuse zu blenden, indem man ihnen einfach ein Stückchen englisches Pflaster über die Augen klebte: sie flogen hierauf trotz ihrer Blindheit noch genau ebenso geschickt im Zimmer umher als sehend und verstanden es meisterhaft, allen möglichen

Hindernissen, z. B. vielen, in verschiedenen Richtungen durch das Zimmer gezogenen Fäden, auszuweichen. Der Sinn des Gefühls mag wohl größtenteils in der Flatterhaut liegen; wenigstens scheint dies aus allen Beobachtungen hervorzugehen. Weit ausgebildeter als dieser Sinn sind Geruch und Gehör. Die Nase ist bei allen echten Fledermäusen in hohem Grade vollkommen. Nicht bloß, daß sich die Nasenlöcher weit öffnen und durch eigentümliche Muskeln bald erweitert, bald verengert oder gänzlich geschlossen werden können, besitzen die Tiere auch große, blätterartige, ausgedehnte Anhängsel, welche jedenfalls nur dazu dienen, den Geruch zu steigern. Bei Verwundung der blattartigen Aufsätze büßen sie von ihrer Flugfähigkeit ein, bei gründlicher Verletzung derselben verlieren sie ihr Flugvermögen ganz. „Eine Hufeisennase“, sagt Koch, „kann schon durch einen ganz unbedeutenden Druck auf die Nasenhäute betäubt werden und erholt sich aus dieser Betäubung nur sehr langsam; in vorkommenden Fällen stirbt sie sogar kurze Zeit nach dem verursachten Druck auf die Nasenhäute.“ Das in ähnlicher Weise wie die Nase vervollständigte Ohr besteht aus einer sehr großen Ohrmuschel, welche oft bis gegen den Mundwinkel ausgezogen, mit besonderen Lappen und Ausschnitten versehen ist und außerordentlich leicht bewegt werden kann. Zudem ist noch eine große, bewegliche, verschiedenartig geformte Klappe, der Ohrdeckel, vorhanden, welcher dazu dient, bei stärkeren Geräuschen oder Tönen, als die Fledermaus sie vertragen kann, das Ohr zu schließen und ihr somit eine Qual zu ersparen, während dasselbe Anhängsel, wenn es gilt, ein sehr leises Geräusch zu vernehmen, befähigt, auch einen schwachen Schall aufzufangen. Es ist unzweifelhaft, daß die Fledermaus vorbeifliegende Kerbtiere schon in ziemlicher Entfernung hört und durch ihr scharfes Gehör wesentlich in ihrem Fluge geleitet wird. Schneidet man die blattartigen Ansätze oder die Ohrlappen und Ohrdeckel ab, so werden alle Flattertiere in ihrem Fluge irre und stoßen überall an.

„Ist die Fledermaus“, bemerkt Altum, „sehr aufmerksam, so richtet sie das Ohr ganz empor, und es starrt dann gespreizt, bei den großohrigen Arten sogar etwas nach vorn übergeneigt zur Aufnahme der Erregungen, welche etwa von einem summenden Kerbtiere oder von einem Luftzuge ausgehen. Befindet sie sich in tiefster Ruhe, so ist das Ohr am Außenrande so sehr in Falten gelegt, daß es sich nach hinten und nach außen fest an den Kopf andrückt; ist sie nicht sehr erregt, ruht aber auch nicht vollständig, so nimmt das Ohr irgend eine mittlere Lage an. — Es scheint, daß die Fledermäuse nur für ähnlich schwirrende Töne wie ihr Schrei oder wie das Summen der Kerbtiere, nicht aber für andersartige Laute und Getöse, für einen Knall, lautes Reden und Rufen und dergleichen, empfänglich sind. Hält man eine Zwerg- oder Ohrenfledermaus mit einer Mücke zusammen in einer mit Glas bedeckten Schachtel, so sieht man das Tier sofort aufs äußerste lebhaft, sobald die Mücke zu fliegen beginnt: es spreizt die Ohren, schnappt mit dem Maule umher, und man sieht deutlich, daß es nicht sowohl durch das Gesicht als vielmehr durch das Gehör geleitet wird. Fast möchte es scheinen, als wenn es das Schwirren des Kerbtieres schärfer und sicherer vermittelst der Ohrhäute fühle, als durch das Gehör wahrnähme.“

Die geistigen Fähigkeiten der Flattertiere sind keineswegs so gering, als man gern annehmen möchte, und strafen den auf ziemliche Geistesarmut hindeutenden Gesichtsausdruck Lügen. Ihr Gehirn ist groß und besitzt Windungen. Hierdurch ist schon angedeutet, daß ihr Verstand kein geringer sein kann. Alle Flattertiere zeichnen sich durch einen ziemlich hohen Grad von Gedächtnis und einige sogar durch verständige Überlegung aus. Daß sie nach dem Flattern stets dieselben Orte wieder aufsuchen und für den Winterschlaf sich immer äußerst zweckmäßige Orte wählen: dies allein schon beweist, daß sie nicht so dumm sind, wie sie aussehen. „Von ihrem wunderbar entwickelten Ortssinne“, sagt Koch, „kann man sich bei einiger aufmerksamer Beobachtung überzeugen, indem eine Fledermaus, welche von ihrem gewöhnlichen Verstecke ausfliegt, diesen ohne weiteres Umhersuchen gleich

wiederfindet; dies geschieht sowohl bei ihren nächtlichen Ausflügen als auch dann, wenn sie durch zufällige oder absichtliche Störung bei Tage in den hellsten Sonnenschein aufgescheucht wurde. Ebenso liegt ein Beweis von gewissem Grade des Denkvermögens in der Wahl ihrer Schlupfwinkel, sowohl bei denen, welche zur täglichen Ruhe dienen, wie auch ganz besonders bei denen, welche sie zum Zwecke des Überwinterns aufsuchen. Eine Fledermaus bezieht keinen Ort, dessen Eingang unsicher ist und sich zu verschließen droht; vor ihrem Einzuge untersucht sie genau die innere und äußere Beschaffenheit einer Höhle, einer Grube oder eines Gewölbes, welches sie benutzen will. Niemals findet man Fledermäuse in Räumen, deren Eingang nicht vollständig vor Einsturz gesichert ist, niemals in Gruben mit vieler Holzzimmerung, obwohl sie an anderen Stellen gern in das Zimmerwerk von Hochbauten sich verstecken und hohle Bäume bewohnen. Ein weiterer Beweis für das hoch entwickelte Denkvermögen ist das häufige Vorkommen individueller Gewohnheiten bei Fledermäusen." Auch ihre Feinde kennen sie sehr gut und verstehen, ihnen schlau zu begegnen, wie sie ihrerseits wieder die kleineren Tiere, denen sie nachstellen, zu überlisten wissen. So erzählt Kolenati, daß eine Fledermaus, welche in einer Lindenallee jagte, das Weibchen eines Schmetterlings verschonte, weil sie bemerkt hatte, daß dieses viele Männchen heranlockte, welche sie nun nach und nach wegschnappen konnte. Wenn man Schmetterlinge an Angeln hängt, um Fledermäuse damit zu fangen, wird man sich stets vergeblich bemühen. Sie kommen heran, untersuchen das schwebende Kerbtier, bemerken aber auch sehr bald das feine Roßhaar, an welches die Angel befestigt ist, und lassen alles vorsichtig unberührt, selbst wenn sie wenig Futter haben sollten. Daß die Fledermäuse bei guter Behandlung sehr zahm und ihrem Herrn zugethan werden können, ist von vielen Gelehrten und Naturfreunden beobachtet worden. Einzelne Forscher brachten die Tiere bald dahin, ihnen Nahrung aus der Hand zu nehmen oder solche aus Gläsern sich herauszuholen, sobald sie einmal bemerkt hatten, um was es sich handele. Mein Bruder hatte eine Ohrenfledermaus so weit gezähmt, daß sie ihm durch alle Zimmer folgte und, wenn er ihr eine Fliege hinhielt, augenblicklich auf seine Hand sich setzte, um jene zu fressen. Die größeren Flattertiere sind wirklich liebenswürdig in der Gefangenschaft, werden außerordentlich zahm und zeigen sich sehr verständig.

„Mit der Gestalt der Flughäute", sagt Blasius, „hängt die Flugfähigkeit und das Gepräge der Flugbewegung genau zusammen. Eine größere Verschiedenheit in dieser Beziehung ist kaum unter den Vögeln ausgebildet. Die Arten mit langen, schlanken Flügeln haben den raschen und gewandten Flug der Schwalben, die mit breiten, kurzen Flügeln erinnern im Fluge an die flatternde, unbeholfene Bewegung der Hühner. Man kann die Gestalt des Flügels ziemlich genau nach dem Verhältnis der Länge des fünften Fingers zur Länge des dritten oder zur Länge der ganzen Flughaut beurteilen. Die Länge der Flughaut umfaßt außer der des dritten Fingers noch die des Ober- und Unterarmes. Die Breite der Flughaut ist ungefähr durch die Länge des fünften Fingers dargestellt.

„Wer die Fledermäuse in der Natur beobachtet hat, wird eine auffallende Übereinstimmung in diesen Verhältnissen mit der Schnelligkeit und Gewandtheit in der Flugbewegung der einzelnen Arten anerkennen müssen. Die größte Gewandtheit und Schnelligkeit im Fluge hat unter den deutschen Arten entschieden die frühfliegende Fledermaus. Man sieht sie zuweilen schon vor Sonnenuntergang turmhoch und in raschen, kühnen Wendungen mit den Schwalben umherfliegen; und diese Art hat verhältnismäßig den schlanksten und längsten Flügel, über dreimal so lang wie breit. Ihr schließen sich alle diejenigen Arten an, deren Flügel ähnlich gebildet sind. Sie fliegen sämtlich rasch und hoch, in den mannigfaltigsten, oft plötzlichen Wendungen, und sind in ihren Bewegungen so sicher, daß sie sogar Sturm und Unwetter nicht scheuen. Der Flügel beschreibt im Fluge in der Regel einen kleinen, spitzen Winkel, und nur bei plötzlichen Wendungen holen sie weiter aus, und so

ist der Flug höchst mannigfaltig und rasch bei einer leichten, weniger angestrengten Flügelbewegung.

„Die geringste Flugfertigkeit besitzen die Arten, welche zu den Gattungen Vespertilio und Rhinolophus gehören. Sie haben im Verhältnis zu den übrigen die breitesten und kürzesten Flügel, meistens kaum drittehalbmal so lang als breit. Die Flügel dieser Arten beschreiben einen großen, meist stumpfen Winkel. Der Flug ist flatternd, langsam und unsicher. Gewöhnlich fliegen sie niedrig und in gerader Richtung in Straßen und Alleen hin, ohne rasche Biegungen und Seitenbewegungen, einige sogar nur wenige Zoll über dem Boden oder der Wasserfläche.

„Es hält nicht schwer, nach der Höhe des Fluges, der Art der Bewegung und der Größe des Tieres jede Art im Fluge zu unterscheiden; und man kann nicht irre gehen, wenn man aus dem Bau des Flügels auf die Flugfertigkeit schließt." Altum fügt dem hinzu, daß man im allgemeinen wohl den Satz aufstellen könne: je unbeholfener der Flug, desto feiner das Hautsystem, Flughäute und Ohrdeckel, und umgekehrt, je gewandter und rascher der erstere, desto derber letzteres. „Nicht ganz so genau stimmen überein Größe der Ohren und schwaches Flugvermögen, Kleinheit jener und kräftiger Flug; doch wird man im allgemeinen zugestehen müssen, daß unsere mit den größten Ohren versehenen Arten auch die langsamsten sind und unsere schnellsten Arten die kleinsten Ohren haben. Ebenso stimmen Gestalt und Festigkeit der Ohrdeckel hiermit überein. Die schnellsten Flieger haben kurze und derbhäutige Ohrdeckel, die langsamsten dagegen langgezogene, dünnhäutige. Dies gilt von ganzen Gruppen."

Im allgemeinen ist der Flug aller Handflügler keineswegs ein dauernder, sondern nur ein zeitweiliger. Er wird durch immerwährende Bewegung der Arme hervorgebracht. Der Vogel kann schweben, die Fledermaus nur flattern. Ihr Flattern oder Schwirren wird durch ihren Körperbau sehr erleichtert. Die starken Brustmuskeln des Vorderkörpers, der leichte und eingezogene Unterleib, die bis zu dreifacher Körperlänge ausgedehnten Arme und Hände und die zwischen Armen, Händen und Fingern ausgespannte federnde Haut befördern diese Bewegung, während das Schweben unmöglich wird, weil keiner der Fledermausknochen luftführend ist, die Leibeshöhle nicht die großen Luftsäcke des Vogelleibes enthält und vor allem, weil das Flattertier keine Schwing- und Steuerfedern besitzt. Sein Flug ist ein immerwährendes Schlagen auf die Luft, niemals ein längeres Durchgleiten oder Durchschießen derselben ohne Flügelbewegung.

Um leichter ihre Flughaut breiten und aufflattern zu können, befestigen sich alle Handflügler während ihrer Ruhe mit den Krallen der Hinterbeine an irgend einem erhabenen Gegenstande und lassen ihren ganzen Körper nach abwärts hängen. Bevor sie aufflattern, ziehen sie den Kopf von der Brust ab, heben den Arm, breiten die Finger samt dem Mittelarmknochen auseinander, strecken den in der Ruhe angezogenen Schwanz nebst den Sporen am Fuße, lassen sich los und beginnen nun sogleich und ohne Unterbrechung schnell nacheinander mit ihren Armen die Luft zu schlagen. Mit der Schwanzhaut wird gesteuert; aber dieses Steuer ist natürlich bei weitem unvollkommener als das der Vögel. Eine solche Bewegung bedingt eine ganz eigentümliche Fluglinie, welche Kolenati sehr bezeichnend eine geknitterte nennt.

Vom Boden können sich die Flattertiere nicht so leicht erheben; sie helfen sich aber dadurch, daß sie zuerst die Arme und die Flughaut ausbreiten und ihren Körper durch Unterschieben der Füße etwas aufrichten, ein oder mehrere Male in die Höhe springen und dann flatternd abfliegen. Ist dies ihnen geglückt, so geht der Flug ziemlich rasch vorwärts. Wie ermüdend derselbe ist, sieht man am besten daraus, daß die Fledermäuse oft schon nach sehr kurzem Fluge zum Ausruhen an Baumäste, Mauervorsprünge und dergleichen sich anhängen

und hierauf ihre Bewegung fortsetzen. Keine Fledermaus würde im stande sein, in ununterbrochener Weise zu fliegen, wie z. B. ein Mauersegler, und aus diesem Grunde ist allen Flattertieren eine so ausgedehnte Winterwanderung, wie Vögel sie unternehmen, geradezu unmöglich.

Übrigens dienen die Hände der Flattertiere nicht einzig und allein zum Flattern, sondern auch zum Laufen auf der Erde. Der Gang aller Arten ist zwar nicht so schlecht, als man von vornherein annehmen möchte, bleibt aber dennoch ein erbärmliches Dahinhumpeln. Sie ziehen dabei die Hinterfüße unter den Leib, heben bei seiner Bewegung den Hinterkörper und stoßen dadurch den ganzen Leib vorwärts; denn die Handwurzel und namentlich die Daumenkralle dient dem Vorderende nur zur Stütze. Einige Arten laufen übrigens beinahe so schnell wie eine Ratte. Beim Klettern häkeln sie sich mit der scharfen Kralle des Daumens oder der Hand an und schieben mit den Hinterfüßen wechselseitig nach. Geschickte Bewegungen und Wendungen, wie sie solche im Fluge auszuführen fähig sind, vermögen sie im Gehen oder Klettern nicht zu machen, und auf die Hinterbeine allein können sie sich gar nicht stellen, weil das Übergewicht des Körpers nach vorn liegt und die Hinterbeine schwächliche Gliedmaßen sind. Gleichwohl haben dieselben Stärke genug, den Leib nicht bloß den ganzen Tag, sondern während des Winterschlafes — oft vier volle Monate hindurch — festzuhalten und zu tragen.

Wie verschiedenartig und mannigfaltig die Bewegungen der so ungelenk erscheinenden Fledermäuse sind, erfährt man am besten, wenn man eine von ihnen an der Nackenhaut packt und festhält. Sie dreht sich dann förmlich um sich selbst herum, weil sie zunächst die größte Anstrengung macht, um zu beißen, benutzt dabei alle einzelnen Glieder, die vorderen wie die hinteren, um sich festzuhäkeln und vorwärtszuhelfen, und bringt es Ungeschickten gegenüber regelmäßig dahin, sich zu befreien. Beim Gehen treten die Flattertiere mit der Sohle der Füße und dem Daumenteile der Flügel auf. „Die Sohle“, bemerkt Altum, „ist aber durch eine eigentümliche Gelenkung des Beines nach hinten, anstatt wie bei den übrigen Säugetieren nach vorn gewendet, so daß sich die mit scharfen Krallen bewaffneten Zehen der Hinterfüße nicht wie sonst nach der Rückenseite, sondern nach der Bauchseite des Tieres krümmen. Zum Fortbewegen auf dem Boden, wobei sie wie auch beim Klettern mit dem scharf bekrallten Daumen der Fittiche sich ziehen und mit den Hinterbeinen nachschieben, wenden sie die Spitze der hinteren Füße seitlich vom Körper ab. Wir setzen beim Gehen die Fußspitzen nach vorn und außen, die Fledermäuse nach hinten und außen. Die Hinterglieder der letzteren sind überhaupt außerordentlich gelenkig. Sie verstehen es, geschickt sich der Zehen und Krallen zum Entfernen der vielfachen Schmarotzer sowie zum Ordnen des Rückenhaares zu bedienen, brauchen sie sehr gewandt, um sich von Schmutz zu säubern, und können mit jedem Hinterfuße die Mitte des Rückens fast zwischen den Schultern erreichen, so daß sie durch Kämmen das Haar säubern und ordnen.“

Die Stimme aller bekannten Flattertiere ähnelt sich in hohem Grade, unterscheidet sich, soweit unsere gegenwärtigen Beobachtungen reichen, überhaupt nur dadurch, daß sie schwächer oder kräftiger, höher oder tiefer klingt. Die kleinen Arten bringen ein zitterndes Gekreisch hervor, welches ungefähr wie „Krikrikri“ klingt; die Flughunde lassen erzürnt oder sonstwie beunruhigt ähnliche Laute vernehmen. Die Stimme fällt immer unangenehm in das Ohr, gleichviel, ob sie hoch oder tief ist.

Alle Flattertiere schlafen bei Tage und schwärmen bei Nacht. Die meisten kommen erst mit Eintritt der Abenddämmerung zum Vorscheine und ziehen sich schon lange vor Sonnenaufgang wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; einzelne Arten jedoch erscheinen schon viel früher, manche bereits nachmittags zwischen 3 und 5 Uhr, und schwärmen trotz des hellsten Sonnenscheines lustig umher.

„Was die Zeit des Fluganfanges am Abende betrifft", sagt Altum, „so stellt sich bei einem Vergleiche desselben mit der des jedesmaligen Sonnenunterganges ein merkwürdiges Ergebnis heraus. Die meisten Beobachtungen habe ich über die Zwergfledermaus in dieser Beziehung gemacht. Im Winter und ersten Frühling fallen Fluganfang und Sonnenuntergang ungefähr zusammen. Die Fledermaus beginnt dann 4—6 Minuten nach, auch wohl 4 Minuten vor Sonnenuntergang zu fliegen. Von Ende März bis Ende Mai fällt ihr Fluganfang schon 1/4—1/2 Stunde nach demselben; am längsten Tage tritt sie erst 1—1 1/2 Stunde nach dem Verschwinden der Sonne auf; Ende Juli bis zum Oktober kommt sie wiederum früher und zwar 3/4—1/2 Stunde nach Sonnenuntergang und von da an im Spätherbste etwa fast 1/4 Stunde nach demselben zum Vorscheine. Trotz einzelner nicht unerheblicher Abweichungen beim Vergleichen der angegebenen Stunden und Monatstage mit dem betreffenden Sonnenuntergange läßt sich doch eine gewisse Gesetzmäßigkeit darin nicht verkennen. Die Zwergfledermaus folgt nämlich dem Untergange der Sonne um so früher, je kälter, und um so später, je wärmer die herrschende Temperatur der betreffenden Jahreszeit bei uns zu sein pflegt. Wahrscheinlich ist der durch die Witterungsverhältnisse zumeist mit bedingte Reichtum der Kerbtierwelt der tiefere Grund dieser auffallenden Erscheinung. Die Fledermäuse treten bei Nahrungsfülle erst spät, bei Nahrungsarmut schon früh ihre Jagden an. Nur bei dieser Unterstellung wird es klar, warum eine Art bei gleicher Tageslänge und gleicher Stunde des Sonnenunterganges im kerbtierarmen ersten Frühling etwa schon mit Sonnenuntergang, im kerbtierreichen Herbst hingegen 1/2—1/4 Stunde nach demselben ihre Jagden beginnt. Zu der einen Zeit genügt zur Erbeutung der notwendigen Nahrungsmenge eine kürzere Jagdfrist, zu der anderen wird eine längere erheischt. Die Fledermäuse verlängern oder verkürzen aber auch, von der Zeit des Scheidens der Sonne und der Länge der Dämmerung abgesehen, ihre Jagdzeit nach den in einer Gegend regelmäßig herrschenden Witterungsverhältnissen und der dadurch bedingten Menge der abendlich umherschwärmenden Kerbtiere. Je ärmer die Jahreszeit an Kerbtieren zu sein pflegt, desto länger jagen sie, je reicher, desto kürzere Frist treiben sie sich jagend umher."

Jede Art hat ihre eigentümlichen Jagdgebiete in Wäldern, Baumgärten, Alleen und Straßen, über langsam fließenden oder stehenden Wasserflächen ꝛc., seltener im freien Felde, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es dort für sie nichts zu jagen gibt. In dem reicheren Süden finden sie sich auch dort, namentlich über Mais- und Reisfeldern, weil diese stets eine Menge von Kerbtieren beherbergen, ihnen also gute Beute liefern. Gewöhnlich streichen sie nur durch ein kleines Gebiet von vielleicht 1000 Schritt im Durchmesser. Die größeren mögen vielleicht über 1/2 Stunde Weges durchstreifen; von den großen südlichen Arten, den sogenannten Flughunden, dagegen weiß man, daß sie mehrere Meilen weit in einem Zuge fliegen, da sie von einer Insel aus auf benachbarte, meilenweit entfernte sich verfügen oder von ihnen aus das Festland und umgekehrt von diesem aus Nahrung versprechende Inseln besuchen. Der Flugfuchs findet sich nicht allein in Ostindien, sondern auch längs der ganzen Küste Ostafrikas und auf den benachbarten Inseln, beispielsweise auf Madagaskar, wird also unzweifelhaft die zwischen dem einen und dem anderen Erdteile liegenden Meeresteile und beziehentlich die die Inseln von dem Festlande trennenden Meerengen überflogen haben.

„Bei ihren Jagden", fährt Altum fort, „pflegen die Fledermäuse ihr Gebiet planmäßig abzutreiben, indem sie so lange an derselben Stelle in derselben Weise umherflatternd verweilen, etwa eine Allee oder Straße auf- und abfliegen, einen Winkel zwischen Gebäuden kreisend absuchen, auf einem Dachboden ein- und ausfliegen oder, wie an unsichtbaren Fäden hängend, über einer Stelle des Wasserspiegels genau in derselben Weise schwirren,

bis sie sich überzeugt haben, daß sich dort keine Beute mehr findet, worauf sie dann plötzlich, ebenso verfahrend, eine andere Stelle auswählen, nicht selten aber nach kurzer Zeit zum ersten Platze zurückkehren. Die Größe dieser Jagdplätze steht im allgemeinen zur Größe der Jäger im geraden Verhältnis. Bevor sie solche gehörig abgesucht haben, lassen sie sich nicht einmal durch einen Fehlschuß in ihrem Treiben stören." — „Im Innern Neuguineas", bemerkt Haacke hierzu, „beobachtete ich eines Abends bei meiner Rückkehr von einem Jagdausfluge in den Urwald eine Anzahl winziger Fledermäuse, welche ich anfänglich für Libellen hielt, einen kleinen Baum beständig umkreisen. Nach einer Weile wurde ein benachbarter Baum als Jagdmittelpunkt gewählt und in gleicher Weise umflattert. So genau wurde der Weg, den die Tierchen beschrieben, innegehalten, daß jede Fledermaus stets dasselbe Blatt als Ruheplätzchen wählte, obwohl ihr Flug äußerst schnell war. Die Ruhepause war indessen kaum lang genug, um mir das Abdrücken der Flinte, mit welcher ich den Ruheplatz aufs Korn genommen hatte, zu gestatten, und erst nach langer Zeit gelang es mir, zwei der Tiere zu erbeuten." Sobald die Fledermäuse müde werden, hängen sie sich, wie ich schon bemerkte, eine Zeitlang auf und schwärmen weiter, nachdem sie ausgeruht haben. Verschiedene Arten scheinen sich gewissermaßen abzulösen; denn die frühfliegenden schwärmen bloß in der Dämmerung, andere nach und vor der Morgendämmerung, wieder andere bloß in den mittleren Nachtstunden umher.

Bei Tage halten sich alle Flattertiere versteckt in den verschiedenartigsten Schlupfwinkeln. Bei uns zu Lande sind hohle Bäume, leere Häuser und seltener auch Felsenritzen oder Höhlen ihre Schlafplätze. In den Wendekreisländern hängen sich viele Arten frei an die Baumzweige auf, sobald diese ein dichtes Dach bilden. Bei uns zu Lande geschieht dies ebenfalls, obschon seltener: Koch beobachtete namentlich in den dichten Epheuranken alter Burgen mehrfach Fledermäuse, welche sich hier ihren Schlupfplatz erwählt hatten. In den Urwaldungen Afrikas fand ich mehrere echte Fledermausarten in dem dünnen Gelaube der Mimosen aufgehängt; Pechuel-Loesche sah in Unterguinea Nachthunde zu Hunderten zwischen den abgestorbenen Blättern der Fächerpalmen am Meeresstrande Rast halten; in den Waldungen Südamerikas traf Bates andere unter den breiten Blättern von Helikonien und anderen Pflanzen, welche auf den schattigen Plätzen wachsen. Die Flughunde wählen sich nicht einmal immer Bäume, deren Laubdach ihnen Schatten gewährt, hängen vielmehr oft auch an entblätterten Ästen ohne alle Rücksicht auf die Sonnenstrahlen, gegen welche sie ihre Augen dadurch zu sichern suchen, daß sie den ganzen Gesichtsteil in der Flughaut verbergen; in Neuguinea beobachtete Haacke, daß die Flughunde sich mit Vorliebe in Beständen niedriger und dünnbelaubter Bäume an den Flußufern den glühenden Strahlen der Tropensonne aussetzten. Hier hingen sie oft zu vielen Tausenden nebeneinander und fächelten sich mit den Flügeln Kühlung zu. Weitaus die Mehrzahl aller Flattertiere hingegen versteckt sich, einige Arten zwischen und unter der Rinde von Bäumen oder in Baumhöhlungen, andere unter Dächern zwischen dem Schindel- und Ziegelwerk, der Hauptteil endlich in natürlichen Felshöhlen, Mauerlöchern, Gewölben verfallener oder wenig besuchter Gebäude, tiefen Brunnen, Schächten, Bergwerksstollen und ähnlichen Orten. „In den südlichen Himmelsstrichen, wo die Handflügler so massenhaft vorkommen", sagt Koch, „würde vielleicht kaum ein schadhafter Baum zu finden sein, welcher nicht von ihnen bewohnt wäre, wenn es nicht so viele andere Tiere gäbe, welche ihnen den Platz streitig machen, wie dies die Klettervögel, viele Raub- und Nagetiere, Schlangen und sogar einige gesellig lebende Immen thun. Letztere, welche, während die Fledermaus munter ist, ihr zur Nahrung dienen, belästigen dieselbe sehr in ihrer Ruhe. Ich habe beobachtet, daß Ameisen sich eingenistet hatten, wo sonst Fledermäuse waren, und daß letztere sich bald gänzlich verzogen. Es gibt nicht viele Fledermäuse, von denen man sagen könnte, daß sie nie in geeigneten Baumhöhlen getroffen

würden. Die meisten beziehen zwar auch gleichzeitig andere Schlupfwinkel; doch gibt es wiederum viele Arten, namentlich unter den südländischen, welche ausschließlich den Aufenthalt in Baumhöhlen suchen. Die Ritzen von altem Gemäuer bieten anderen geeignete Schlupfwinkel, und manche ziehen die hölzernen Teile des Mauerwerkes den steinernen vor. Frische Kalkwände aber, worin noch nicht aller Kalk durch Aufnahme von Kohlensäure seine ätzende Eigenschaft verloren hat, hassen die Flattertiere, und man findet daher keine Fledermäuse in neueren Gebäuden, selbst wenn geeignete Ritzen und Höhlungen in denselben vorkommen. In allen Gegenden und Klimaten sind es die natürlichen Felsenhöhlen, welche als die vorzüglichsten Aufenthaltsorte der Fledermäuse bezeichnet werden müssen. In den Höhlen suchen nun verschiedene Arten besonders die engen Spalten und Klüfte auf, worin sie sich einzeln oder gesellig einzwängen; andere Arten findet man mehr freihängend, seltener in Ritzen, und die Blattnasen, welche ganz besonders als Höhlenbewohner bezeichnet werden können, hängen fast immer frei, wenn auch zum Teile in kleineren unzugänglichen Domen dieser Höhlen. In Gegenden, wo keine natürlichen Höhlen vorkommen, dienen den Fledermäusen statt deren alte Bergwerke, Kellergewölbe, Burgverliese, gemauerte Grüfte und Katakomben, und diese unterirdischen Bauwerke werden um so mehr bevölkert, je älter und einsamer sie sind, und je weniger die Fledermäuse daselbst Störung finden. Die Anzahl der Fledermäuse, welche man sowohl in natürlichen Höhlen wie auch in ähnlichen künstlichen Bauwerken antrifft, ist mitunter eine außerordentliche. Ich habe in der Fürstengruft in Siegen wohl über 1000 Stück zusammengefunden und dennoch lange nicht alle erreichen können, welche in diesem Gewölbe waren.

„In den Bergwerken sind ganz bestimmte Eigenschaften notwendig, um eine Anziehung auf die Fledermäuse zu äußern. Heftigen Wetterzug hassen sie zunächst sehr, ebenso starke Tropfwasser in den Strecken, welche sie zu durchfliegen haben. Auch dürfen die Räume nicht zu trocken und ebensowenig zu feucht sein. Dagegen halten sie sich gern in solchen Stellen, in denen sich die Wasser stauen, wahrscheinlich, weil sie sich darin sicher gegen ihre Verfolger fühlen. In Gruben und Höhlen mit Tropfsteinbildung gibt es keine Fledermäuse; wahrscheinlich fürchten sie das kalkhaltige Wasser, und die glatten Tropfsteinwände eignen sich auch wohl nicht besonders zum Ankrallen."

Unter sich halten viele, vielleicht die meisten Flattertiere gute Gemeinschaft. Einzelne Arten bilden zahlreiche Gesellschaften, welche gemeinschaftlich jagen und schlafen. Ganz ohne Streit und Kampf geht es dabei freilich nicht immer ab: eine gute Beute oder eine bequeme Schlafstelle ist genügende Ursache zur Zwietracht. Dafür versuchen Gesunde Kranken aber auch beizustehen und nach Kräften zu helfen, und zwar thun dies nicht allein die wehrhaften Flughunde, sondern ebenso kleinere Flattertiere, beispielsweise Blattnasen. „Mein Diener", erzählt Hensel, „kam einst auf den klugen Gedanken, mehrere lebende brasilische Fledermäuse in hohe offene Glasgefäße zu thun und diese abends an geeigneten Orten aufzustellen. Am nächsten Morgen fanden sich in drei Gefäßen 325 Fledermäuse derselben Art vor, welche sich, durch die Stimmen der zuerst darin befindlichen Tiere angelockt, hineinbegeben hatten und nun wegen der glatten Wände der Gefäße ihr Gefängnis nicht verlassen konnten." Auch diese Fledermäuse hatten sich offenbar nur aus dem Grunde zu den übrigen gesellt, um ihnen irgendwie zu helfen. Ungeachtet aller Geselligkeit der Fledermäuse einer und derselben Art leben die Flattertiere doch keineswegs mit allen Mitgliedern ihrer Ordnung in Frieden. Verschiedene Arten hassen sich auch wohl, und eine frißt die andere auf. Die blutsaugenden Blattnasen z. B. greifen, wie Kolenati beobachtete, die Ohrenfledermäuse an, um ihnen Blut auszusaugen, und diese fressen ihre Feinde dafür auf.

Die Nahrung der Flattertiere besteht in Früchten, in Kerbtieren, unter Umständen auch in Wirbeltieren und in dem Blute, welches sie größeren Tieren aussaugen. Letzteres

gilt namentlich für die in Amerika wohnenden Flattertiere, während die Blutsauger der Alten Welt nicht so kühn sind, sich vielmehr fast nur an kleinere, wehrlose und immer bloß an freilebende Tiere wagen, an welche sie von Anfang an gewöhnt sind, und bei deren Wohnstätte sie durch die Anwesenheit des Menschen nicht gestört werden. Während die Blutsauger es mit einer in den meisten Fällen unschädlichen Abzapfung von Blut bewenden lassen, fallen andere Flattertiere, wahrscheinlich mehr, als wir zur Zeit noch wissen, über andere Wirbeltiere her. Ein Arzt der brasilischen Ansiedelung Blumenau erzählte Hensel einen hierauf bezüglichen Fall. Derselbe beobachtete nämlich eines Abends, wie durch das offen stehende Fenster seines Zimmers eine große Fledermaus hereinflog und eine Schwalbe, welche im Zimmer ihr Nest anlegen wollte und daher hier übernachtete, fing und tötete. Anderen, namentlich ostindischen, Arten sagt man nach, daß sie Frösche fangen und benagen sollen; im Hererolande fand Pechuel-Loesche an Orten, wo Fledermäuse schliefen, immer wieder frische Überbleibsel von Eidechsen und kleinen Vögeln, sogar von anderen Fledermäusen. Kurz, Raubtiergelüste in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes sind den Flattertieren durchaus nicht abzusprechen. Die in Europa wohnenden Arten der Ordnung, bekanntlich nur echte Fledermäuse, verzehren hauptsächlich Kerbtiere, namentlich Nachtschmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken, und wenn man am Morgen nach warmen Sommernächten in Baumgängen hingeht, findet man gewiß sehr häufig die Überbleibsel ihrer Mahlzeiten, namentlich abgefressene Flügel und dergleichen. Ihr Hunger ist außerordentlich; die größeren fressen bequem ein Dutzend Maikäfer, die kleinsten ein Schock Fliegen, ohne gesättigt zu sein. Größere Kerfe stemmen sie, nachdem sie dieselben gefangen haben, an die Brust und fressen sie so langsam hinter; kleinere werden ohne weiteres verschlungen. Je lebhafter ihre Bewegung ist, um so mehr Nahrung bedürfen sie, und aus diesem Grunde sind sie für uns außerordentlich nützliche Tiere, welche die größtmögliche Schonung verdienen. Nicht so ist es mit den blutsaugenden Fledermäusen, welche zuweilen recht schädlich werden können, oder auch mit den Fruchtfressern, welche nicht selten ganze Fruchtpflanzungen, zumal Weinberge, zerstören und nach den neueren Beobachtungen keineswegs einzig und allein der ersten Familie, den Flughunden nämlich, angehören. „In Südamerika“, berichtet Hensel, „gibt es auch unter den eigentlichen Fledermäusen solche, welche saftige Früchte fressen. Obschon man häufig davon erzählen hört, ist es doch leider mir niemals geglückt, solche Arten zu fangen oder auch nur bei dem Verzehren der Früchte selbst zu beobachten. In Rio de Janeiro aber erzählte mir ein deutscher Kaufmann, welcher sich mit Naturbeobachtungen beschäftigte und durchaus glaubwürdig zu sein schien, daß er selbst Mühe gehabt habe, in seinem Garten Bäume mit saftigen Früchten vor den Fledermäusen zu schützen. In Porto Alegre hat ein deutscher Handwerker an seinem Hause einen der wilden Feigenbäume Brasiliens stehen, deren Feigen nicht größer als Haselnüsse zu sein pflegen. Zur Zeit der Reife dieser Feigen nun sollen nach Angabe jenes Mannes zahlreiche Fledermäuse den Baum besuchen und die Feigen verzehren.“ Daß diese Angaben thatsächlich begründet sind, geht aus später mitzuteilenden Untersuchungen von Bates hervor. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß es auch unter Glatt- und Blattnasen Fruchtfresser gibt; denn in anderen Ländern unter den Wendekreisen wird es wohl ebenso sein wie in Brasilien.

Alle Fledermäuse gehen fleißig nach dem Wasser und trinken sehr viel. Überhaupt trifft man sie am häufigsten in der Nähe von Gewässern, freilich nicht allein, weil sie dort ihren Durst am leichtesten stillen können, sondern auch weil hier die meiste Beute für sie sich findet.

Die Verdauung aller Flattertiere ist sehr lebhaft. An ihren Schlupfwinkeln sammeln sich deshalb auch bald große Kothaufen an, und diese haben einen so durchdringenden Geruch, daß ganze Gebäude von den Tieren förmlich verpestet werden können. Dies war in der Station Alt-Vivi am Kongo der Fall, wo die Häuschen mit doppelten Bretterwänden

hergestellt waren. In den Hohlräumen hausten kleine Fledermäuse zu vielen Tausenden und schwirrten abends schwarmweise aus den Lücken zwischen Dach und Wänden hervor. Sehr eigentümlich ist die Art und Weise, wie sie sich ihres Unrates entleeren. Man kann dies von vornherein annehmen, wenn man eine aufgehängte Fledermaus ansieht; doch muß man sie bei jenem Geschäfte beobachtet haben, wenn man sich eine rechte Vorstellung machen will. Jede Fledermaus, welche ihren Kot von sich geben will, muß sich nämlich in eine wagerechte Lage bringen, um misten zu können. Sie läßt dabei einen ihrer Hinterfüße los und stößt mit ihm gegen die Decke, um in eine schaukelnde Bewegung zu gelangen. Nachdem sie gehörig in Schwung gekommen ist, greift sie mit der Daumenkralle des ausgestreckten Armes an die Decke oder an eine andere, ihr nahe hängende Fledermaus und klammert sich hier an. Nunmehr ist sie in der geeigneten Lage, um ihr Bedürfnis verrichten zu können. Das Harnen besorgt das Flattertier entweder in wagerechter Lage, oder aber indem es sich, wie dies beispielsweise die Flughunde regelmäßig thun, mit den Daumenkrallen allein aufhängt und den unteren Teil des Leibes frei hängen läßt. „Die meisten Fledermäuse", sagt Koch, „harnen auch im Fluge, wie man dies auf eine sehr empfindsame Weise wahrnehmen kann, wenn man einen unmittelbar über sich hängenden Klumpen aufscheucht. Das Misten kommt dabei ebenfalls vor, aber seltener. Viele von ihnen haben die Gewohnheit, wenn sie am Rücken oder Halse gefaßt werden, ihren Angreifer mit Harn zu bespritzen."

Eine beachtenswerte Beobachtung hat Heuglin gemacht: die Fledermäuse Afrikas ziehen ihrer Nahrung wegen den Herden nach. „In den Bogosländern", bemerkt dieser Forscher, „wird sehr starke Viehzucht getrieben, und die Herden kommen, wenn in ferneren Gegenden bessere Weide und mehr Trinkwasser sich finden, oft monatelang nicht zu den Wohnungen der Besitzer zurück. Bei unserer Ankunft in Keeren waren alle Rinderherden samt den Myriaden von Fliegen, welche sie überall hin begleiteten, in den Tiefländern des Barka und Fledermäuse hier außerordentlich selten. Gegen Ende der Regenzeit sammelten sich auf etwa einen Monat fast alle den hiesigen Bogos gehörigen Herden in der nächsten Umgebung, und gleichzeitig erschienen die kerbtierfressenden Dämmerungs- und Nachtfledermäuse in ganz unglaublicher Anzahl; mit Abzug der letzten Herde verschwanden auch sie spurlos wieder. In der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober lagerten wir auf einer drei Stunden südlich von Keeren gelegenen Hochebene in der Nähe von Umzäunungen, welche zur Aufnahme von Rindvieh bestimmt waren. Da sich die Herden in anderen Teilen des Gebirges befanden, beobachteten wir nur ein oder zwei Fledermäuse auf der für diese Familie äußerst günstigen Örtlichkeit. Tags darauf kehrten die Herden an die besagte Stelle zurück, und schon an demselben Abende hatte die Anzahl der Fledermäuse ganz auffallend zugenommen. Es entsteht nun die Frage, ob sie wirklich ihre Standorte ändern oder von denselben aus allabendlich oft weite Jagdflüge machen, um die Fliegen aufzusuchen, welche die Herden begleiten. Ich glaube an eine Veränderung der Standorte, weil an den betreffenden Stellen die Tiere abends so zeitig erschienen, daß sie unmöglich auf dem Platze sein könnten, ohne stundenlange Reisen bei Tage gemacht zu haben, und ich habe hier niemals Fledermäuse vor der Abenddämmerung fliegend entdecken können."

Ich meinesteils habe während meiner früheren Reisen in Afrika nicht eben sehr auf die Fledermäuse geachtet, wohl aber auf meinem letzten Jagdausfluge nach ebendenselben Gegenden, von denen Heuglin spricht, und kann ihm nur recht geben. In Westafrika beobachtete Pechuel-Loesche während der Trockenzeiten mehrmals Palmenflughunde in Schwärmen, die Tausende zählten, wie sie bei einigermaßen bedecktem Himmel sogar am Tage in bestimmter Richtung wanderten, und zwar vornehmlich an der Küste, einmal aber auch am oberen Kongo. Dort sind diese Wanderzüge wohlbekannt sowie auch die Neigung der Tiere, im Gebirge gewissen Landmarken und Einsattelungen zu folgen. An diesen

Stellen haben die Eingeborenen hohe Galgen errichtet, an denen zahllose kunstvoll verbundene Schlingen ein weit gespanntes, wirres Netzwerk bilden, in dem die Flughunde sich fangen. **Haacke** beobachtete bei den Flughunden Neuguineas ein Wandern in der Morgendämmerung. Eines Morgens zählte er nach und nach etwa 1000 Flughunde, welche einzeln oder in kleinen Scharen alle in derselben Richtung den Stricklandfluß kreuzten.

Es erscheint mir nun auch durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß weit mehr unserer Flattertiere, als wir annehmen, wandern, obschon in beschränkterer Weise als die Vögel. Daß einige Fledermäuse bei uns manchmal von der Höhe zur Tiefe und umgekehrt ziehen, ja, daß sie gegen den Winter hin nach südlicher gelegenen Gegenden pilgern, war längst bekannt. Mitunter nämlich findet man im Sommer Fledermäuse in einer Gegend, wo sie zu anderen Jahreszeiten nicht vorkommen. So verschwindet, laut **Koch**, die **Umberfledermaus** (Vesperugo nilssonii) aus einem großen Teile des nördlichen Rußland, wandert bis Schlesien, Mähren, Oberfranken, ja selbst bis in die Alpen und überwintert hier. Ebenso sieht man die **Teichfledermaus** (Vespertilio dasycneme) während des Sommers immer in den norddeutschen Ebenen über Flüssen und Seen hin- und herfliegen, begegnet ihr aber um dieselbe Zeit nur ausnahmsweise in den Gebirgen Mitteldeutschlands, wogegen im Winter Felsenhöhlen dieser und anderer Gebirge gerade von ihr sehr häufig zum Überwintern benutzt werden. In den Wäldern Hessens hält es äußerst schwer, im Winter eine **Speckmaus** (Vesperugo noctula) aufzutreiben, obgleich Baumhöhlen genug vorhanden sind, welche zu ihrem Aufenthalte geeignet erscheinen; im Sommer dagegen sieht man diese Fledermaus häufig genug über den Waldungen umherschwärmen, und im Taunus und im Lahnthale überwintert sie regelmäßig, ohne daß im Sommer eine größere Anzahl von ihnen vorhanden sein dürfte als dort, wo sie überwintert. „Wenn die Beobachtungen über das Wandern der Fledermäuse nicht so schwierig wären und öfter darauf geachtet würde, dürfte eine größere Anzahl von geeigneten Beispielen vorliegen, als jetzt noch der Fall ist. In heißen Ländern, wo die Fledermäuse in so großer Menge auftreten, fällt das Wandern derselben mehr auf. Viele ziehen sich zur Zeit der Dürre in das Gebirge, andere suchen sogar ferne Gegenden mit der von ihnen vorher bewohnten zu vertauschen, kehren aber nach einiger Zeit wieder dahin zurück; einige scheinen in den kälteren Jahreszeiten dem Gleicher näher zu rücken, und wieder andere ziehen in den wärmeren Monaten nach kühleren Gegenden oder höher nach dem Gebirge. In manchen Fällen scheint der Grund des Ortswechsels in den klimatischen Verhältnissen zu liegen, in den meisten Fällen aber ziehen unsere Tiere den Kerbtieren nach.“

Wärme ist für alle Fledermäuse notwendige Bedingung, und zwar nicht allein deswegen, weil durch sie das Leben der Kerbtiere geweckt wird, sondern auch, weil jene an und für sich Kälte verabscheuen. Das häufige Auftreten der Flattertiere in niederen Breiten hängt gewiß mit dem dort reicheren Kerbtierleben zusammen; die Wärme jener Länder aber scheint ihrer Entwickelung ebenfalls in hohem Grade förderlich zu sein. Bei uns zu Lande setzen nur wenige Fledermäuse unmittelbar der Sonne sich aus, indem sie in den Nachmittagsstunden umherfliegen; in den Wendekreisländern geben sie sich oft geradezu den Sonnenstrahlen preis, und zwar thun dies keineswegs nur die Flughunde, welche ihren Tagesschlummer sehr häufig ohne alle Rücksicht auf Schatten an den fast oder ganz entlaubten Ästen der Bäume haben, sondern auch Glatt- und Blattnasen. So erwähnt **Schomburgk** eines **Vampirs** (Phyllostoma bidens), welcher in großen Gesellschaften vorzugsweise an Felsen lebt und über Tag an den Stämmen der Uferbäume, meist 2—3 m über dem Boden, zum Schlafen sich aufhängt, nicht aber an der Schatten-, sondern an der Sonnenseite derselben, um sich recht tüchtig bestrahlen zu lassen. „In noch größeren Scharen“, sagt er, „fand ich sie an den über den Flußspiegel emporragenden Felsen. Näherten wir uns

einer solchen Stelle, dann flogen sie von ihrem Ruheorte von selbst weg oder wurden durch die Indianer dazu genötigt, welche sie mittels der Ruder mit Wasser bespritzen. Nun strichen sie einige Male an den Ufern auf und ab und setzten sich darauf an ihrem alten Platze wieder an." Daß die Fledermäuse bedeutende Hitzegrade aushalten können, beweisen uns schon diejenigen unter ihnen, welche auf Dachböden, unter Kirchendächern und an ähnlichen Orten den Tag verbringen, unbekümmert um die drückende Wärme, welche hier zu herrschen pflegt, noch mehr aber die südländischen Arten. Ein Grämler (Nyctinomus brasiliensis), die häufigste Fledermaus Südbrasiliens, lebt, laut Hensel, „oft in großer Menge unter den Schindeldächern alter Häuser und kann einen unglaublichen Hitzegrad aushalten, da namentlich im Sommer die Schindeln durch den Sonnenschein so erhitzt werden, daß man sie mit bloßen Füßen, ohne Schaden an diesen zu erleiden, nicht betreten könnte". Auch das dichte Zusammendrängen der Fledermäuse, durch welches ein bedeutender Wärmegrad entwickelt werden muß, gibt anderweitige Belege für diese Thatsachen. Die meisten Arten werden durch rauhe Witterung, Regen oder Wind in ihren Schlupfwinkeln zurückgehalten; andere fliegen zwar an kalten Abenden, immer aber nur kurze Zeit, und kehren so schnell wie möglich wieder nach ihren Schlafplätzen zurück. Hierbei spricht allerdings der Umstand mit, daß an rauhen Abenden ihr Umherfliegen mehr oder weniger nutzlos ist, weil dann auch die Kerbtiere sich verborgen halten und ebenso der einigermaßen heftige Wind ihren Flug ungemein erschwert, da bekanntlich bloß die schmalflügeligen Arten einem einigermaßen heftigen Luftzuge Trotz bieten können. Haacke beobachtete in Südaustralien monatelang eine Fledermaus, welche regelmäßig an einem bestimmten Platze hinter einem Fensterladen den Tag zubrachte. Erhob sich aber während der Nacht ein Sturm, so blieb ebenso regelmäßig am folgenden Tage ihr Schlafplatz leer.

Mit Eintritt der Kälte fallen alle Fledermäuse, welche in höheren Breiten leben, in einen mehr oder weniger tiefen Winterschlaf von längerer oder kürzerer Dauer, entsprechend dem strengeren oder milderen Klima ihrer Heimat. Mit Beginn der rauhen Jahreszeit sucht jede Art einen vor den Einflüssen der Witterung möglichst geschützten Schlupfwinkel auf: Höhlen, Kellergewölbe, warme Dächer, Dachsparren in der Nähe von Essen und dergleichen. Diejenigen Arten, welche noch am wenigsten empfindlich gegen Kälte sind, unterbrechen den Winterschlaf bisweilen, erwachen und fliegen in ihren geschützten Schlupfwinkeln hin und her, anscheinend weniger um Beute als um sich Bewegung zu machen. Einzelne kommen wohl auch ins Freie und flattern eine Zeitlang über der schneebedeckten Erde umher; die Mehrzahl aber schläft ununterbrochen. „Die Orte", sagt Koch, „welche die Fledermäuse zu ihrem Winterschlafe wählen, sind nach den Arten verschieden und stimmen zwar manchmal, doch bei weitem nicht immer mit denen überein, an welchen sie sich zur täglichen Ruhe im Sommer niederlassen. So sind z. B. die Blattnasen an Sommertagen in denselben Höhlen anzutreffen, in denen sie auch ihren Winterschlaf halten, so rasten die Buschsegler (Nanugo) gewöhnlich in Ritzen derselben Gebäude, in denen sie im Winter sich tief zurückziehen, und dergleichen Beispiele mehr; während die Mäuseohren oder Nachtschwirrer (Myotus murinus), welche im Sommer in zahlreichen Gesellschaften auf Kirchenspeichern hausen, ihren Winterschlaf vereinzelt in Höhlen und Gruben halten, oder die Gleichohren (Isotus), welche während des Sommers in Bäumen rasten, im Winter in Gruben und Höhlen teils frei hängen, teils in Ritzen sich einklemmen. Dasselbe ist bei vielen anderen einheimischen Arten der Fall. Aber auch bei den Fledermäusen südlicher Breiten finden wir, daß der Aufenthalt während ihrer Zurückgezogenheit in der Regenzeit oder dem kurzen gelinden Winter vielfach anders gewählt wird als während der trockenen Zeit: so bewohnt keine Fledermaus das Blätterdach der Bäume während der Regenzeit; so ziehen sich die Blutsauger von den offenen Viehställen in geschlossene Gebäude und Höhlen

zurück; so wandern die Grämler nach unterirdischen Bauten und Höhlungen, wie die Stummelschwänze in Baumlöcher sich verkriechen. Entschieden die meisten Fledermäuse bewohnen während des Winterschlafes Höhlen und alte unterirdische Räume, diejenigen Arten, welche auch im Sommer an diesen Aufenthaltsorten sich befinden, beziehen aber, für den Winter wenigstens, andere Stellen oder, wo sie die Auswahl haben, sogar andere Höhlen und Gruben. Im Sommer halten sie sich mehr in kleinen Räumen in der Nähe der Eingänge auf, hier in Spalten, Ritzen und engen Domen sich versteckend, gerade wie da, wo sie in offenen Felsspalten sitzen; im Winter dagegen findet man sie mehr in größeren und tieferen Räumen, worin sie sich in die hinteren Teile, in welche der Frost nicht eindringen kann, zurückziehen. Nur wenige Arten sitzen auch während des Winterschlafes in ihren gewohnten Ritzen.

„Die Stellung, in welcher die Fledermäuse ihren Winterschlaf halten, ist eine sehr verschiedene und für einzelne Gruppen und Sippen bezeichnende; die einfachste und regelmäßigste Haltung während des Winterschlafes ist die, daß sie sich an den Krallen der Hinterfüße aufhängen und die Flügel seitlich andrücken. Viele hängen dabei frei schwebend unter einer Decke oder einem Gewölbe, die meisten in ähnlicher Weise an den Wänden, ein anderer Teil benutzt auch die Vorderglieder mit als Stütze, und so lassen sich noch eine Reihe Veränderungen in der Stellung und Lage aufführen. Unter den die wärmeren Länder bewohnenden Fledermäusen gibt es einige Arten, welche in dem Zustande der Zurückgezogenheit, wie auch bei ihrer gewöhnlichen Tagesruhe, die Flügel mehr oder weniger ausbreiten und mit ihnen sich gleichsam einen Halt verschaffen. Ein großer Teil der Blattnasen nimmt eine so merkwürdige Stellung ein, daß man sie im Vorübergehen eher für Pilze als für Tiere halten möchte. Sie sind ganz in ihre Flughäute eingeschlagen, hängen frei an den beiden Hinterfüßen, die Schenkelflughaut ist nach dem Rücken hin umgeschlagen, die Vorderarme bilden einen Rückenkeil und liegen dicht aneinander, Flanken- und Fingerflughäute umschließen den Leib in der Weise, daß die Fingerspitzen nach oben stehen, der Daumen dient mit zum Verschlusse, und nur die Nase tritt hervor, wird aber während des festen Winterschlafes auch zurückgezogen. Fast ebenso verschiedenartig ist die Lage der Ohrenhäute. Viele Fledermäuse strecken die Ohren möglichst aus und heben den Deckel dabei, gleichsam als ob sie bei der geringeren Nerventhätigkeit während des Winterschlafes jene Organe empfindlicher machen wollen; andere krümmen die Ohren mehr oder weniger ein; wieder andere drücken den Deckel fest auf die innere Öffnung des Ohres; die Ohrenfledermaus legt die langen Ohren unter die seitlich angedrückten Flügel ꝛc.“

Was von der Geselligkeit der Fledermäuse gesagt wurde, gilt auch im allgemeinen während ihres Winterschlafes. Es gibt Gattungen, welche ausnahmslos gesellig überwintern und nicht nur nebeneinander, sondern auch in mehreren Lagen dicht aufeinander hängen, mitunter in Gruppen von verschiedenen Formen, zusammen zu mehreren Hunderten von Stücken. Andere gesellig überwinternde Gattungen bedecken ganze Wände und Flächen im Inneren hohler Bäume, wo sie getrennt nebeneinander hängen; andere überwintern vereinzelt und finden sich niemals in Gesellschaft; wiederum andere werden ebensowohl einzeln als gesellig angetroffen.

„Es ist eine bemerkenswerte und physiologisch höchst auffallende Erscheinung“, fährt Koch fort, „daß ein so gefräßiges Tier, wie die Fledermaus, welches während seines Wachseins so vieler Nahrung bedarf, über ein Drittel seines Lebens ohne alle Nahrung bestehen kann, und daß bei einer auf das geringste beschränkten Thätigkeit der Ernährungswerkzeuge und des Stoffwechsels in einer warmen und feuchten Atmosphäre die Weichteile so lange kräftig bleiben und bestehen können, ohne wesentliche stoffliche Veränderungen zu erleiden. Die Blutwärme der Fledermäuse beträgt in unserem europäischen Klima während ihres

Lebens im Sommer immer über 32 Grad Celsius (25,6 Grad Réaumur); in südlichen Klimaten ist dieselbe weit höher, und selbst bei uns habe ich im Monate Juni beim Mäuseohr 36 Grad Celsius Blutwärme gemessen. Diese Blutwärme sinkt während des Winters sehr bedeutend, und der Grad des Herabsinkens ist mehr oder weniger abhängig von der Luftwärme. Bei den Bewohnern wärmerer Länder, deren Blutwärme bisweilen über 40 Grad Celsius erreicht, ist der Unterschied gegen den Winter oder die Regenzeit verhältnismäßig nicht so bedeutend wie bei unseren nordischen Arten, bei denen die niedere Luftwärme so außerordentlich beeinflußt und die Blutwärme so weit herabsinkt, daß die Fledermäuse erstarren und nicht wieder zum Leben erwachen. Die niedrigste Blutwärme fand ich bei der Mopsfledermaus, welche überhaupt ziemlich unempfindlich gegen Witterung zu sein scheint, indem sie für den Winterschlaf immer die vorderen Teile der Höhlen, Gruben und Gebäude bezieht, wo sie kaum vor Kälte geschützt erscheint. Bei Stücken, welche in dem Gewölbe des Dillenburger Schlosses zwischen Steinen, an denen über fußlange Eiszapfen hingen, überwinterten, betrug die Blutwärme noch volle 12 Grad Celsius. Dagegen habe ich niemals an geschützteren Stellen Fledermäuse beobachtet, deren Blutwärme so tief stand; dieselbe betrug vielmehr immer zwischen 14 und 18 Grad, in vielen Fällen, namentlich zu Anfang des Winters, sogar 20 Grad und darüber, von höheren Wärmegraden gleich nach Beginn des Winterschlafes nicht zu reden. Ebenso sinkt die Blutwärme nach meiner Erfahrung ständig mit der Dauer des Winterschlafes, und die schlafende Fledermaus erwacht, wenn dies Sinken einen gewissen Grad erreicht hat, welcher nach meiner Messung, je nach der Natur einer bestimmten Art, zwischen 12 und 18 Grad Celsius schwankt. In tiefen Gruben und Höhlungen, wo die meisten Fledermäuse überwintern, kann nicht wohl nach dem Begriffe und der Erfahrung an den menschlichen Sinnen eine Ahnung der äußeren Luftwärme angenommen werden; auch ist bei den ununterbrochen winterschlafenden Fledermäusen eine Zeitrechnung, wonach sie die Dauer des Schlafes bemessen könnten, undenkbar: daher muß eine bestimmt ausgeprägte physiologische Ursache ihr endliches Erwachen bedingen, und diese scheint mir in dem für jede Art feststehenden tiefsten Punkte der Blutwärme zu liegen. Damit stimmt auch die mehrfach gemachte Beobachtung überein, daß die Fledermäuse, welche sich an wenig geschützten Orten befinden, mitten im Winterschlafe erwachen und rege werden, sobald die äußere Wärme und damit die Blutwärme früher herabsinkt. Erfrorene Fledermäuse habe ich mehrfach in Stollen gefunden, wo ein starker Wetterzug die Kälte tief eindringen ließ, oder aber an zu kurzen Stollen, wo sie vor der eindringenden Kälte keinen Schutz fanden. Diese erfrorenen Fledermäuse aber waren nicht mehr in der ihnen für den Winterschlaf eigentümlichen Stellung, sondern ihre Flügel mehr oder weniger ausgebreitet, und sie lagen teilweise in einer solchen Stellung am Boden. Auch in der für den Winterschlaf eigentümlichen Stellung habe ich im Frühjahre tote Fledermäuse gefunden; sie aber waren eingetrocknet und nicht von Kälte erstarrt. Dieselbe Erscheinung hat man ebenso, wenn man Fledermäuse während des Winterschlafes oder kurz vor demselben in Zimmer oder dergleichen Räume bringt, in denen die Wärme niedrig genug ist, daß sie in ihrem bewußtlosen Zustande verbleiben oder wieder in denselben verfallen. Diese Thatsache spricht dafür, daß die Fledermäuse beim Winterschlafe eine gewisse Wassermenge durch die Atmung in sich einführen. Bevor sie in ihren bewußtlosen Zustand verfallen, erscheinen sie sehr wohl genährt und haben viel Fett zwischen dem Muskelfleische und der Haut wie auch zwischen den Gedärmen. Bei einzelnen Arten, namentlich bei den Blattnasen, ist die Fettmasse oft so bedeutend, daß sie die Fleischteile an Ausdehnung und Gewicht übertrifft. Im Anfange des Winters ist das Fett sehr flüssig und rein weiß; gegen Anfang Januars bemerkt man schon eine Abnahme der Fettschichten und ebenso eine stoffliche Veränderung, indem das Fett weniger flüssig und dunkler, von durchziehenden Gefäßen bisweilen rötlich

gefärbt erscheint. Das Fett nimmt nun immer mehr und mehr an Masse ab und wird dabei immer dunkler und weniger flüssig, und gegen Ende des Winters, etwa im Anfange März, erscheint der letzte Rest dunkelbraungelb mit roten Adern unterlaufen. Durchschnittlich habe ich gefunden, daß eine Fledermaus während des Winterschlafes etwa ein Sechstel bis ein Fünftel ihres Gewichtes verliert. Diese Abnahme ist größtenteils durch den Fettverbrauch veranlaßt; doch nimmt auch die Fleischmasse dabei mehr oder weniger ab. Das Fett dient nicht zur Nahrung, sondern zum Atmen, wodurch die nötige Luftwärme erzeugt und erhalten wird; wie aber der Stoffwechsel notdürftig unterhalten bleibt, darüber schwebt noch ein gewisses Dunkel. Notwendig für die Erhaltung des winterschlafenden Tieres ist die Zuführung von Wasser; denn die Ausscheidungen der Nieren und der Haut gehen ihren Gang fort, wenn auch ungleich langsamer als bei dem belebten Tiere. Fledermäuse, welche in einer trockenen Luft sich befinden und deshalb keinen Wasserdampf einatmen können, vertrocknen im Winterschlafe, so merkwürdig und wunderbar es auch scheinen will, daß die Lunge gerade eine entgegengesetzte Thätigkeit verrichtet als bei dem lebenden Tiere, bei welchem der Hauch Wasser aus dem Blute hinwegführt. Während des Winterschlafes werden die abgängigen Teile des Körpers langsam, aber in ziemlich regelrechter Weise abgeschieden, wobei die dazu bestimmten Organe alle in Thätigkeit zu bleiben scheinen. In den Darmschlauch tritt Galle ein; die Harnblase füllt sich nach und nach mit Harn an, welcher gegen Ende des Schlafes dunkler gefärbt erscheint und erst nach dem Erwachen entleert wird; die ausscheidenden Drüsen der Haut scheinen während des bewußtlosen Zustandes ihre Wirksamkeit in besonders lebhafter Thätigkeit zu erhalten &c. Aber je niedriger die Wärme des Körpers sinkt, desto langsamer kann dieser Prozeß vor sich gehen, und scheint damit das Erwachen infolge gesunkener Blutwärme zusammenzuhängen."

Schon vor Beginn des Winterschlafes macht bei ausgewachsenen Tieren die Liebe sich geltend. Bei den Fledermäusen locken die verschiedenen Geschlechter, laut Koch, sich durch einen eigentümlichen Ruf, welcher von dem ärgerlichen Bellen, Angriffen gegenüber, wesentlich verschieden ist. In warmen Ländern sollen die großen Arten so laut werden, daß sie lästig fallen können. Bei der Liebeswerbung jagen und necken die Männchen die Weibchen, stürzen sich mit ihnen aus der Luft herab und treiben allerlei Kurzweil; doch geht dieses Schwärmen und Paaren nicht bei allen Arten der Fledermäuse der Begattung voraus. Letztere erfolgt vielmehr bei allen fortpflanzungsfähigen Tieren im Herbste. „Obgleich die Fledermäuse", bemerkt Koch, „fast sämtlich sehr bissige, unverträgliche Tiere sind, welche sich vielfach anfeinden, necken und beißen, so daß die zarteren Teile oft lebenslänglich die Spuren ihrer Kämpfe tragen, scheint doch die Eifersucht nicht immer in ihrer Natur zu liegen, und namentlich bei einigen Arten kommen merkwürdige Fälle von Verträglichkeit gerade in der Zeit vor, in welcher die meisten anderen Tiere jeden Funken einer angeborenen Gutmütigkeit verlieren." So habe ich gesehen, daß mehrere Männchen der Zwergfledermaus es ruhig geschehen ließen, während ein Männchen zur Begattung sich vorbereitet hatte, ohne im geringsten eifersüchtig zu werden und in feindselige Gesinnungen auszubrechen, und Pagenstecher beobachtete, daß mehrere Männchen ein und dasselbe Weibchen ruhig nacheinander begatteten. Die Paarung verrichten die Fledermäuse, indem sie mit den Vordergliedern sich umklammern und teilweise in die Flughaut sich einhüllen. Bald nach ihr trennen sich beide Geschlechter, und die Weibchen bewohnen nun gemeinschaftliche Schlupfwinkel, während die Männchen mehr einzeln, oft in ganz anderen Gegenden umherstreifen. Mein Vater beobachtete, daß letztere nach der Begattung ganz für sich und stets einzeln leben, während die Weibchen sich zusammenrotten und gemeinschaftlich in den Höhlungen der Bäume oder in anderen Schlupfwinkeln wohnen; er hält es für sehr wahrscheinlich, daß keine männliche Fledermaus in die Frauengemächer eindringen darf. Unter Dutzenden von Fledermäusen,

welche zusammengefunden wurden, fand er und später auch Kaup niemals ein Männchen, sondern immer nur trächtige Weibchen.

Erst im Frühjahre lösen sich im Eierstocke die Eier und werden von dem in der Gebärmutter vom Herbste her befindlichen männlichen Samen befruchtet. Wenige Wochen später werden die Jungen geboren. Das kreißende Weibchen hängt sich, laut Blasius und Kolenati, gegen seine Gewohnheit mit der scharfen Kralle beider Daumen der Hände auf, krümmt den Schwanz mit seiner Flatterhaut gegen den Bauch und bildet somit einen Sack oder ein Becken, in welches das zu Tage kommende Junge fällt. Sogleich nach der Geburt beißt die Alte den Nabelstrang durch, und das Junge häkelt sich, nachdem es von der Mutter abgeleckt worden ist, an der Brust fest und saugt. Die blattnasigen Fledermausweibchen haben in der Nähe der Schamteile zwei kurze, zitzenartige Anhängsel von drüsiger Beschaffenheit, an welche sich die Jungen während der Geburt sofort ansaugen, um nicht auf die Erde zu fallen, weil diese Fledermäuse während des Gebärens ihren Schwanz zwischen den beiden eng aneinander gehaltenen Beinen zurück auf den Rücken schlagen und keine Tasche für das an das Licht tretende Junge bilden. Später kriechen auch diese Jungen zu den Brustzitzen hinauf und saugen sich dort fest.

Alle Flattertiere tragen ihre Jungen während ihres Fliegens mit sich umher und zwar ziemlich lange Zeit, selbst dann noch, wenn die kleinen Tiere bereits selbst recht hübsch flattern können und zeitweilig die Brust der Alten verlassen: daß letzteres geschieht, habe ich an Fledermäusen beobachtet, welche ich in den Urwäldern Afrikas an Bäumen aufgehängt fand. In etwa 6—8 Wochen haben die Jungen ihre volle Größe erreicht, lassen sich aber bis gegen den Herbst und Winter hin an dem plumperen Kopfe, den kürzeren Gliedmaßen und der dunkleren Färbung ihres Pelzes als Junge erkennen und somit von den Alten unterscheiden.

Eine noch ungeborene Fledermaus hat ein sehr merkwürdiges Ansehen. Wenn sie so weit ausgebildet ist, daß man ihre Glieder erkennen, die Flughaut aber noch nicht wahrnehmen kann, hat sie mit einem ungeborenen Menschenkinde eine gewisse Ähnlichkeit. Die Hinterfüße sind noch viel kleiner als die vorderen, und die vortretende Schnauze zeigt das Tierische; aber der Bau des Leibes, der kurze, auf dem Brustkorbe sitzende Hals, die breite Brust, die ganze Gestalt der Schulterblätter und besonders die Beschaffenheit der Vorderfüße, welche mit ihren noch kurzen Fingern halbe Hände bilden, erinnert lebhaft an den menschlichen Keimling in einem frühen Zustande seiner Entwickelung.

„Der vorurteilsvolle Mensch“, sagt Koch, „hat diesen harmlosen Tierchen mancherlei Verleumdungen zu teil werden lassen, und die große Menge ist mit Abneigung gegen sie erfüllt, anstatt sie im eigenen Nutzen zu hegen und zu schützen. Unrichtig schon ist die Behauptung, daß die Fledermäuse den Speck in den Vorratskammern benagen; denn keine einzige von ihnen frißt Speck, und der in der Volkssprache allgemeine Gebrauchsname ‚Speckmaus‘, welcher auch in die Wissenschaft übergegangen ist, scheint daher zu kommen, daß die Fledermäuse zum Zwecke ihrer Erhaltung während des langen Winterschlafes unter der Haut sehr beträchtliche Speckmassen ablagern und diese zum Vorscheine kommen, wenn man ein Tier gewaltsam tötet und dabei die zarte Haut zerreißt. Später hat man aus dem Namen die angedichtete Sünde abgeleitet, welche Ansicht noch eine wesentliche Unterstützung in dem Umstande fand, daß sich die sogenannten Speckmäuse gern in dunkeln Räumen verbergen und daher auch vielfach in Speck- und Räucherkammern angetroffen werden. Die Mäuse und Ratten benagen den Speck, ziehen sich aber bei dem Herannahen eines Menschen in ihre engeren Schlupfwinkel zurück, während die harmlosen Fledermäuse bei Tage und im Winter ruhig sitzen bleiben, wo der Speckdiebstahl verrichtet wurde. Deshalb ist es dem Bestohlenen oft nicht übelzunehmen, wenn er aus Mangel eines besseren

Wissens seinen Feind auf der That ertappt zu haben glaubt, während der gründlichere Beobachter sich leicht überzeugen kann, daß die Fledermaus nicht nur keinen Speck frißt, sondern durch Vertilgen von Speckkäfern und deren Larven den Speck schützt. Ein allgemein verbreiteter Aberglaube, daß sich die Fledermäuse in die Haare verwickeln und nicht mehr daraus zu entfernen seien, entbehrt ebenfalls aller Begründung. Eine Fledermaus geht niemals aus freiem Antriebe in das Kopfhaar eines Menschen; wenn aber ein unglückliches Mitglied dieser Ordnung sich in ein Gesellschaftszimmer verfliegt, wird von den Anwesenden in der Regel Jagd darauf gemacht, mit Taschentüchern danach geschlagen u. s. w., und wenn dann das Tierchen, getroffen, fluglahm herabfällt, krallt es sich an jedem beliebigen Gegenstande an, und kann der Zufall es fügen, daß es gerade auf den Kopf einer Dame fällt, deren künstlich verzierter Kopfputz in der Regel so beschaffen, daß Gelegenheit genug zum festeren Ankrallen vorhanden ist. Solche Zufälle mögen hin und wieder die erste Veranlassung zu jener Ansicht grundloser Behauptung gegeben haben. Man glaubt vielfach, daß die Fledermäuse Begleiter und Träger der bösen Geister seien. Ein junger, gebildeter Spanier behauptete mit aller Zuversicht, gehört zu haben, daß die Fledermäuse fluchen, wenn sie mit einem brennenden Span gereizt werden. Dergleichen Wunderlichkeiten kann man mehr hören, wenn man sich mit dem weniger gebildeten Volke über die allerdings eigentümlich gestalteten Hautflügler unterhält. Wo Fledermäuse gereizt wurden, haben wir auch schon gehört, daß geflucht wurde, nicht aber von der Fledermaus, sondern von dem, welcher seinen Mutwillen an derselben auslassen wollte; denn namentlich die großen Arten verstehen keinen Spaß: wenn sie gefangen werden, beißen sie kräftig zu, und ihr Gebiß wie ihre Krallen sind scharf, und einige von ihnen können tiefe Wunden beibringen. Wenn sie nicht mehr im stande sind, ihren Nachstellern zu entgehen, werden sie zornig und mitunter mutig und wissen ihre natürlichen Waffen sehr gewandt zu gebrauchen; aus freien Stücken greifen sie aber niemals an und zeigen sich in ihrem ganzen Wesen als äußerst harmlose Geschöpfe.

„Der Aufenthalt der Fledermäuse im Dunkeln, das Mäuseartige des Körpers, die wunderlich gestalteten dunkelhäutigen Flughände sowie der mitunter abschreckende Gesichtsausdruck und die unangenehm kreischende Stimme der Fledermaus geben der ganzen Erscheinung etwas Unheimliches, was schon die Alten gefühlt haben mögen. Während die guten Geister mit Flügeln der Taube erschienen, entwarf man das Bild der bösen Dämonen mit den Flügeln der Fledermaus. Lindwurm und Drache, jene schreckenden Phantasiegebilde, hatten ihre Flügel von der Fledermaus entliehen, wie noch heute das Zerrbild des Teufels mit Fledermausflügeln oder das Heer der bösen Geister, welche der heilige Jvan austreibt, in Gestalt von Fledermäusen erscheinen. Solche Bilder wirken schon auf das kindliche Gemüt der Jugend wie auf den für Aberglauben empfänglichen Sinn des ungebildeten Volkes und erregen Abscheu und Haß gegen die Tiere, welche Ansprüche auf Schonung und Hegung haben. Daher sei es die Aufgabe des besser Unterrichteten, seine Stimme für die verleumdeten Wohlthäter zu erheben. Bei Erwägung ihres großen Nutzens verlieren diese Tiere schon vieles von ihrer angeborenen Häßlichkeit, und wenn man die schönen warmen Sommerabende im Freien verbringt, erscheinen die Fledermäuse in ihren geschickten Flugwindungen als eine freundliche, belebende Erscheinung der stillen Landschaft.

„Vorurteile haben von jeher den Geist des Menschen befangen: sie stammen aus uralten, längst verdrängten Ideenkreisen her. Von jeher gab es unter den Menschen eine Kaste, welche an den alten Anschauungen festhielt und teils in eigener Befangenheit, teils aus Selbstsucht jeder Beseitigung veralteten Aberglaubens entgegenarbeitete. Aber die Naturwissenschaften, die mächtigen Hebel zur Förderung und Veredelung menschlichen Strebens, wirken aufklärend und belehrend zum Nutzen und Frommen der ganzen menschlichen

Gesellschaft, streben nach gründlicher Kenntnis des Bestehenden und beseitigen allmählich jeden dämonischen Nimbus, wie sie auf dem Gebiete des praktischen Lebens den ersten Weg zur Erreichung unserer Zwecke zeigen. So lehrt auch der Tierkundige dem Landwirte und Forstmanne seine wahren Freunde immer mehr und mehr kennen und verhütet die mit Willen und Unverstand so vielfach begangenen Mißgriffe durch Verfolgung wehrloser Geschöpfe."

Der Nutzen, welchen die meisten Mitglieder der sehr zahlreichen Ordnung dem Menschen leisten, übertrifft den Schaden, welchen sie ihm unmittelbar zufügen, bei weitem. Gerade während der Nachtzeit fliegen sehr viele von den schädlichsten Kerbtieren und zeigen sich somit dem Auge ihrer Feinde. Außer Ziegenmelkern, Kröten, Zieseln und Spitzmäusen stellen um diese Zeit nur noch die Fledermäuse dem ewig kriegsbereiten, verderblichen Heere nach, und die auffallende Gefräßigkeit, welche allen Flattertieren eigen ist, vermag in der Vertilgung der Kerfe wirklich Großes zu leisten. Hiervon kann man sich einen oberflächlichen Begriff verschaffen, wenn man die Schlupfwinkel der Fledermäuse untersucht. „Fußhoch", sagt Koch, „liegt hier der Kot aufgeschichtet, und die nähere Untersuchung ergibt, daß die einzelnen Klümpchen aus Teilen sehr vieler und verschiedenartiger Kerbtiere bestehen. In 1 ccm Fledermauskot fanden wir 41 Schienbeine verschiedener größerer und kleinerer Kerfe, und da nun in alten Ruinen, auf Kirchböden 2c. sicherlich zuweilen mehr als 1 cbm Fledermauskot aufgeschichtet liegt, würden in solchen Haufen gegen 1½ Million Kerbtierleichen enthalten sein. Freilich rühren die großartigen Anhäufungen nicht aus einem Sommer her, und sind an ihnen viele Fledermäuse beteiligt; dagegen ist aber auch in Betracht zu ziehen, daß gewiß nur der kleinste Teil des Kotes von der Fledermaus an der Stelle der Tagesruhe abgelegt wird, sondern daß die Darmentleerungen gewöhnlich während des Fluges im Freien vor sich gehen." Man würde eine große Liste aufzustellen haben, wenn man alle die Schmetterlinge, Kerfe, Fliegen und sonstigen Kerbtiere aufführen wollte, welche, als den Fledermäusen zur Nahrung dienend, festgestellt wurden, und es mag daher die Angabe genügen, daß sie gerade unter den schädlichsten Arten am besten aufräumen, während ihnen die nützlichen, welche meistens bei Tage fliegen, kaum zur Beute fallen. Alle bei uns zu Lande vorkommenden Fledermäuse bringen uns nur Nutzen, und die wenigen, welche schädlich werden können, indem sie Früchte fressen, gehen uns zunächst nichts an, wie auch die Blutsauger keineswegs so schädlich sind, als man gewöhnlich gesagt hat. Nach den neueren und zuverlässigsten Berichten töten die blutsaugenden Fledermäuse niemals größere Tiere oder Menschen, selbst wenn sie mehrere Nächte nacheinander ihre Nahrung aus deren Leibern schöpfen sollten, und die fruchtfressenden Flattertiere leben in Ländern, wo die Natur ihre Nahrung so reichlich erzeugt, daß der Verbrauch derselben durch sie eben nur da bemerklich wird, wo der Mensch mit besonderer Sorgfalt gewisse Früchte sich erzeugt, z. B. in Gärten; Früchte aber kann man, wenigstens häufig, durch Netze und dergleichen vor ihnen schützen. Somit dürfen wir die ganze Ordnung von unserem Standpunkte als ein höchst nützliches Glied in der Kette der Wesen betrachten.

Die Alten gedenken der Fledermäuse in der Regel mit noch größerem Abscheu als unsere unkundigen Männer und zimperlichen Frauen, und selbst die alten Ägypter, diese ausgezeichneten Forscher, mögen eine Abneigung gegen sie gehabt haben, weshalb sie die bildliche Darstellung derselben möglichst vermieden. „Solche finden sich nämlich", bemerkt Dümichen, „seltsamerweise an Tempelwänden nur wenige. Außer dem hieroglyphischen Namen Setachemm, welcher einzelnen Abbildungen von Fledermäusen beigegeben ist, kommt in Inschriften noch das Wort Taki vor, woraus wir vielleicht den Schluß ziehen dürfen, daß mehrere Fledermausarten von den Ägyptern unterschieden worden sind."

Bis in spätere Zeiten wurden die Fledermäuse selbstverständlich zu den Vögeln gerechnet, obgleich schon der alte Gesner hervorhebt, daß die Fledermaus ein Mitteltier zwischen

einem Vogel und einer Maus sei, also billig eine fliegende Maus genannt, und weder unter die Vögel noch unter die Mäuse gezählt werden könne. Von den Fledermäusen sagen die Deutschen diesen Reim:

„Ein Vogel ohn' Zungen,
Der säugt seine Jungen."

Die von Gesner gegebene Zusammenstellung aller richtigen und unrichtigen Beobachtungen der Alten über die Fledermäuse und die Verwendung der letzteren zur Vertreibung aller möglichen Krankheiten sind in hohem Grade erheiternd. „Der Salamander vnd die Flädermauß geberen jre Jungen also, daß sie mit keine Häutlein oder Nachgeburt vberzogen sind, ohn Zweiffel darumb, daß sie erstlich Eyer empfahe, welches doch in den Schärmäusen, Mäusen vnd andern dergleichen Thieren, so denen gleich sind, nicht geschicht. Albertus sagt, daß dieser Vogel als auch der Widhopff, zu Winterszeit schlaffe. Mit gebranntem ähheuw gereuchert, werden die Flädermäuß vertrieben, als Africanus vnd Zoroastres lehren. Der Baum Ahorn, zu Latein Platanus genennt, ist diesen Flädermäußen gantz zuwider: dann so man das Laub vnder alle Eingäng oder Fenster deß Hauses henkt, so kompt keine darein, als Plinius vnd Africanus zeugen. Der Storck vnd die Flädermauß sind feinde: dann die verderbt dem Storcken allein mit jhrem anrühren seine Eyer, wo er nicht mit dem vorgenannten Laub, in sein Nest gelegt, dem fürkompt, darab dann die Flädermäuß ein Abscheuen haben, als Aelianus, Piles vnd Zoroastres außweisen. Es ist auch ein vergifftes Omeissengeschlecht in Italia, von Cicerone Salipuga, gemeiniglich Salpuga Betica genennt, welchen das Hertz der Flädermäuß gantz zuwider ist, als dann auch allen andern Omeissen, sagt Plinius. Darumb so die Kautzen die Omeissen von jhren Jungen treiben wollen, legen sie einer Flädermauß Hertz in jhr Nest, als Oppianus lehret. Ein Feckt von einer Flädermauß auff ein Omeissen Nest gelegt, wirt keine herfür kommen, sagt Orus. So einer angehender Nacht ein gleissend Schwert außstreckt, so fliehen die Flädermäuß darzu, vnd verletzen sich etwan also, daß sie herabfallen. So die Häwschrecken etwan einen Flecken oder strich eines Lands verwüsten, werden sie vber den Ort hinaußfliehen, wo man an die höchsten Bäum dieses Lands Flädermäuß bindet, als Democritos in Geoponicis ausweiset. So die Flädermäuß vber jhre Gewonheit zu Abend viel vnd stäts fliehen, ist es ein zeichen, daß der nachgehende Tag warm vnd schön sein wirt.

„Die Flädermauß ist ein vnreiner Vogel, nicht allein im jüdischen Gesetz verbotten, sondern auch ein Greuwel anzusehen. Nimb ein Flädermauß, haw jhr den Kopff ab, derre vnd zermahle sie, darvon gib denn so viel als du in dreyen Fingern behalten magst, mit einem Syrup vnd Essig dem Kranken zu trinken. Oder so du siben feiste geköpffte Flädermäuß genommen, vnd wohl gereiniget hast, so schütte in einem vergläserten Geschirr Essig darüber, vnd so du das Geschirr wol verstrichen hast, so stell es in einen Ofen, daß es darinn koche, darnach so du das Geschirr widerumb aufgezogen vnd gekältet hast, so zertreibe die Flädermäuß mit den Fingern im Essig, darvon gib dem Krancken alle Tag zwei Quintlein schwer zu trinken. Dann diese Artzney hat man erfahren, Auicenna von den Artzneyen deß Miltzes lehret. Ein Salb so das Haar hinweg nimbt: Lege viel lebendige Flädermäuß in Bech, laß die darinn verfaulen, vnd schmire einen Ort damit wo du wilt, als Galenus lehret. Zum Podagra: Nimb drey Flädermäuß, vnd koch die in Regenwasser, darnach thu diese stück darzu, zermahlten Leinsamen vier Vntz, drey rohe Eyer, ein Becherlein Oel, Rinderkaat, vnd Wachs, eines jeden vier Vntz. Diß alles zusammengethan, rühre vnder einander, vnd so du denn schlaffen gehen wilt, so leg es etwan dick vber, als Galenus lehret. Für das Gesücht der Hände ist Flädermäußöl dienstlich, welches also bereitet wirt: Nimb zwölff Flädermäuß vnd Safft von dem Kraut Almarmacor oder Marmacor genennt, welches von etlichen für St. Johanneskraut oder Melissen gehalten wird, vnd alt Oel, ana libra j. Osterlucey,

Bibergeil, ana drach. iiij. Costi drach. iij. Diß soll gar eingesotten werden, daß kein Safft vom Kraut, sondern allein das Oel verbleibe, als Auicenna lehret. Deß Viehes Krimmen so es im harnen erleidet, wirt mit einer angebundenen Flädermauß gelegt, lehret Plinius. So der Habich den hinfallenden Siechtag hat, so koch Flädermaus, vnd gib ihm die zu essen, es hilfft. Dem klagenden vnd weinenden Habich wirff eine Flädermauß für zu essen, welcher drei Körnlein von Läußkraut gessen hab, vnd binde jhn an die Stang, däwet ers nicht bald, so wirt er zween Tag weinen, hernach aber wirt er aufhören, als Demetrius Constantinopolitanus zeuget. Wie man diß Thier zur Artzney brauchen sölle schreibet weitleufftig Bucasis. Die Aschen darvon schärpffet das Gesicht, sagt Auicenna. Die Zauberer brauchen dieses Blut mit sampt dem Kraut Strobeldorn genennet, wider Schlangenstich, als Plinius lehret. Ihr Blut aber wirt also gesammlet: Man entköpfft sie vnder den Ohr, da wirt das Blut also warm herfür gerunnen, auffgestrichen, damit es das Haar vertreibe eine Zeitlang, oder daß nicht mehr wachse, so man das offt mit Einreiben aufstreicht, als Arnoldus in dem Buch von den Weiberzierden redt. Man sagt, daß die Jungfrawenbrüst mit diesem Blut bestrichen, eine Zeitlang nicht groß werden. Diß aber ist falsch, als auch das, daß es nemlich kein Haar vnder den üchsen wachsen lasse. Diß Blut hat wohl Krafft, Haar zu vertreiben, aber nicht für sich selbst, vnd allein, wo man nicht hernach Vitriol, oder grossen Bangensaamen darauff spreitet, dann also wirt entweder das Haar gar hinweg genommen, oder es wächst nicht länger dann Gauch. Zu diesem braucht man auch jhr Hirn, welches dann zwiefach ist, nemlich weiß und rot. Etliche thun das Blut vnd die Lebern darzu, als Plinius lehret. Diß Blut streicht man auf die Zittermäler. Das Haar so dich in den Augen jrret reiß auß, vnd bestreich es mit diesem Blut so noch frisch, so wirt dir kein anders darinn wachsen. Diß Blut mit Kreuzbeerstaudensafft vnd Honig angestrichen, schärpffet das Gesicht, dienet auch zum Sternfell in den Augen. Für das Grimmen sol das Blut einer zerissenen Flädermauß dienen, oder so das allein auf den Bauch gestrichen wirt, als Plinius vnd Marcelius außweisen. Auff diß gehört eine Salb, die nicht läßt Haar wachsen: Vermisch diß Hirn mit Weibermilch vnd bestreich den Ort damit. Darzu dienet auch Igelgall, so man dißes Hirn, mit sampt einem Theil Hundsmilch, darunder vermischt. Schwalmen oder Flädermäußhirn mit Honig, sol den Anfang des Wassers so in das Aug kompt, hindern. So eine Spitzmaus ein Viehe gebissen hat, legt man diese Gallen mit Essig darüber, sagt Plinius. Flädermäußkaat verblendet etwan die Augen, als Arnoldus de Villanoua lehret. Milch oder Harn von der Flädermauß vertreibet den Nagel oder flecken im Aug. Man vermeinet gemeiniglich, dieser Harn sei vergifft, wiewohl ich etliche damit besprengt, keinen Schaden empfangen, gesehen hab. So einer jhr Blut in ein Tuch empfangen, vnd einem Weib vnwissend vnder jhr Haar gelegt, vnd bei jhr schläffet, wird sie zu stund empfahen. Es hat noch andere Gebräuch mehr, die man nicht sagen sol, sagt Kiranides."

Die Anzahl der vorweltlichen Fledermäuse, von denen man Kunde erlangt hat, ist sehr gering. In dem Bernsteine hat man Fledermaushaare und in verschiedenen Steinbrüchen versteinerte Knochenüberreste der Handflügler gefunden. Dagegen kennt man etwa 300 sicher unterschiedene Arten lebender Flattertiere, von denen auf Europa ungefähr 35 kommen. Eine außerordentlich große Formverschiedenheit, trotz der Ähnlichkeit im ganzen, macht die Einteilung und Bestimmung der Flattertiere selbst für Forscher sehr schwierig. Uns genügt es, einige der eigentümlichsten Formen zu betrachten. Wer sich genauer über den Gegenstand unterrichten will, nehme Karl Kochs Buch: „Das Wesentlichste der Chiropteren" zur Hand: das Lesen dieses vortrefflichen Werkes hat mir einen Genuß bereitet, wie selten ein anderes ähnlicher Richtung.

Die erste Hauptabteilung wird gebildet durch die Familie der Flughunde oder fruchtfressenden Fledermäuse (Pteropina).

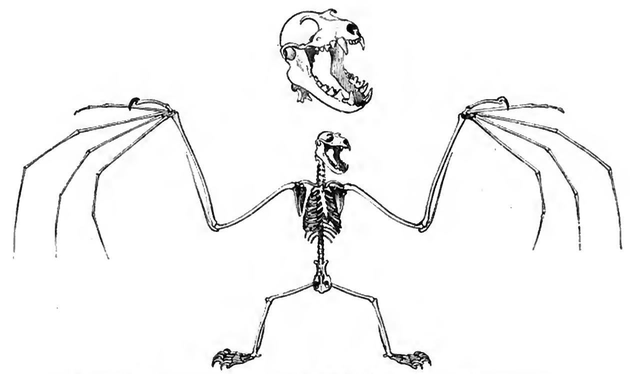
Alle zu dieser Gruppe gehörigen Flattertiere bewohnen ausschließlich die wärmeren Gegenden der Alten Welt, namentlich Südasien und seine Inseln, Mittel- und Südafrika, Australien und Ozeanien. Ihrer Größe wegen sind sie seit den ältesten Zeiten als wahre Ungeheuer verschrieen worden. Sie, die harmlosen und gemütlichen Tiere, hat man als scheußliche Harpyien und furchtbare Vampire angesehen; unter ihnen suchte man die greulichen Wesen der Einbildung, welche sich auf schlafende Menschen setzen und ihnen das Herzblut aussaugen sollten; in ihnen sah man die zur ewigen Verdammnis verurteilten Geister Verworfener, welche durch ihren Biß unschuldige Lebende ebenfalls wieder zu Verworfenen verwandeln könnten. Kurz, der blühendste Aberglaube beschäftigte sich mit wahrem Behagen mit diesen Säugetieren, welche weiter nichts verschuldet haben, als etwas eigentümlich gebildet zu sein, und in ihrer Ordnung einige kleine und eben wegen ihrer geringen Größe ziemlich unschädliche Mitglieder zu besitzen, welche sich des Frevels der Blutaussaugung allerdings schuldig machen.

Die Naturwissenschaft kann die abergläubischen Leute — denn heute noch gibt es gerade genug der Natur vollkommen entfrembete Unwissende, welche in unseren Tieren scheußliche Vampire zu sehen glauben — besser über die fruchtfressenden Fledermäuse oder Flughunde belehren. Sie haben so ziemlich die Fledermausgestalt, aber eine viel bedeutendere Größe und einen gemütlichen Hunde- oder Fuchskopf, welcher ihnen den Namen Flughunde oder fliegende Füchse verschafft hat. Die Flatterhaut, und deshalb auch die Gliederung der Arme und Beine, ist der anderer Fledermäuse ähnlich; außer dem Daumen hat aber noch der Zeigefinger den krallenförmigen Nagel. Der Nase fehlt der Hautansatz, und die Ohren sind niemals mit einer Klappe versehen. Hierdurch kennzeichnen sie sich also leicht von den übrigen Fledermäusen. Das Gebiß besteht aus 4 Schneidezähnen oben und unten, einem Eckzahne in jedem und 5 Backenzähnen im oberen, 6 Backenzähnen im unteren Kiefer. Alle Backenzähne haben, im Alter wenigstens, platte Kronen und eine mittlere Längsfurche. Die unteren Schneidezähne fehlen den Mitgliedern einer Gattung.

Die Flughunde bewohnen am liebsten dunkle Waldungen und bedecken bei Tage oft in unzählbarer Menge die Bäume, an deren Ästen sie, Kopf und Leib mit den Flügeln umhüllt, reihenweise sich anhängen. In hohlen Bäumen findet man sie wohl auch und zwar zuweilen in einer Anzahl von mehreren hundert Stücken. In düsteren Urwäldern fliegen sie manchmal auch bei Tage umher; ihr eigentliches Leben beginnt aber, wie das aller Flattertiere, erst mit der Dämmerung. Ihr scharfes Gesicht und ihre vortreffliche Spürnase lassen sie die Bäume ausfindig machen, welche gerade saftige und reife Früchte besitzen; zu diesen kommen sie einzeln, sammeln sich bald in große Scharen und sind im stande, einen solchen Baum vollkommen kahl zu fressen. In Weinbergen erscheinen sie ebenfalls nicht selten in bedeutender Anzahl und richten dann großen Schaden an; denn sie nehmen bloß die reifen und süßen Früchte: die anderen überlassen sie den übrigen Fruchtfressern. Zuweilen unternehmen sie weitere Wanderungen und fliegen dabei von einer Insel auf die andere, manchmal über ziemlich breite Meeresarme weg. Laut Sterndale ist ein Flugfuchs mindestens 100 englische Meilen weit vom Lande auf einem Dampfer gefangen worden, allerdings sehr ermattet und sehr hungrig. Die Früchte saugen sie mehr aus, als sie dieselben fressen; den Faserstoff speien sie aus. Süße und duftige Früchte werden anderen entschieden vorgezogen, und deshalb bilden Bananen, Feigen und dergleichen, ebenso auch wohlschmeckende Beeren, zumal Trauben, ihre Lieblingsnahrung. Wenn sie einmal in einem Fruchtgarten eingefallen sind, fressen sie die ganze Nacht hindurch und verursachen dabei ein Geräusch, daß man sie schon aus weiter Entfernung vernehmen kann. Durch Schüsse und dergleichen lassen sie sich nicht

vertreiben; denn so geschreckt fliegen sie höchstens von einem Baume auf den anderen und setzen dort ihre Mahlzeit fort.

Bei Tage sind sie sehr furchtsam und ergreifen die Flucht, sobald sie etwas Verdächtiges bemerken. Ein Raubvogel bringt sie in Aufregung, ein heftiger Donnerschlag geradezu in Verzweiflung. Sie stürzen ohne weiteres von oben zur Erde herab, rennen hier im tollsten Eifer auseinander, klettern an allen erhabenen Gegenständen, selbst an Pferden und Menschen, gewandt in die Höhe, ohne sich beirren zu lassen, hängen sich fest, breiten die Flügel, thun einige Schläge und fliegen dahin, um sich ein anderweitiges Versteck zu suchen. Ihr Flug ist rasch und lebhaft, aber nicht eben hoch; doch treibt sie ihre Furchtsamkeit bei Tage ausnahmsweise in eine Höhe von über 100 m empor. Sie können nur von erhabenen Gegen-



Schädel und Gerippe des Kalong. 1/10 natürl. Größe. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

ständen, nicht aber von der Erde abfliegen, sind jedoch ganz geschickt auf dieser und laufen wie die Ratten umher, klettern auch vorzüglich an Baumstämmen und Ästen bis in die höchsten Wipfel hinauf. Sie schreien viel, auch wenn sie ruhig an Bäumen hängen, und zwar eigentümlich knarrend und kreischend, lassen zuweilen auch ein Zischen vernehmen wie Gänse.

Das Weibchen bringt einmal im Jahre ein oder zwei Junge zur Welt, welche sich an der Brust festhalten, von der Mutter längere Zeit umhergetragen und sehr geliebt werden.

In der Gefangenschaft werden sie nach geraumer Zeit zahm, gewöhnen sich auch einigermaßen an die Personen, welche sie pflegen, zeigen sogar eine gewisse Anhänglichkeit an solche. Sie nehmen ihnen bald das Futter aus der Hand und versuchen weder zu beißen noch zu kratzen. Anders ist es, wenn man sie flügellahm geschossen hat oder sie plötzlich fängt: dann wehren sie sich heftig und beißen ziemlich derb. Man nährt sie in der Gefangenschaft mit gekochtem Reis, allerlei frischen oder getrockneten Früchten, gekochten Möhren, dem Marke des Zuckerrohrs und dergleichen; auch fressen sie dann und wann Kerbtiere. Wenn man ihnen Speisen und Getränke in der hohlen Hand vorhält, gewöhnt man sie bald daran, diese wie ein Hund zu belecken. Bei Tage sind sie ruhig, obgleich sie zum Fressen sich herbeilassen; abends aber geht ihr Leben an.

Der Nutzen, welchen diese Flattertiere bringen, kann den von ihnen verursachten Schaden nicht aufheben; doch kommt der letztere in ihrer fruchtreichen Heimat nicht eben sehr in Betracht. Ihr Nutzen ist freilich auch gering. Sie werden gegessen, und Haacke findet, daß das Fleisch wohlschmeckend und dem Kaninchen- oder Hühnerfleische ähnlich ist. Namentlich junge Tiere, welche erst ein Alter von fünf Monaten erreicht haben, werden gerühmt. Selbst ihren Pelz soll man verwenden können.

Es ist anziehend und unterhaltend, die Ansichten verschiedener Völker über diese Tiere kennen zu lernen. Schon Herodot spricht von großen Fledermäusen in Arabien, welche auf der in Sümpfen wachsenden Pflanze Casia sich aufhalten, sehr stark sind und fürchterlich schwirren. Die Leute, welche die Casia sammeln, bedecken ihren ganzen Leib und das Gesicht bis auf die Augen mit Leder, um sie hierdurch von ihren Gesichtern abzuhalten, und können dann erst Ernte halten, „wiewohl Plinius sagt“, fügt der alte Gesner hinzu, „daß diß falsch, vnd allein vmb Gewinns willen erdacht sei“. Strabon erzählt, daß es in Mesopotamien, in der Nähe des Euphrat, eine ungeheuere Menge Fledermäuse gäbe, welche viel größer wären als an anderen Orten, gefangen und gegessen würden. Der Schwede Köping erwähnt zuerst, daß die Flatterhunde des Nachts in ganzen Herden hervorkämen, sehr viel Palmensaft tränken, davon berauscht würden und dann wie tot auf den Boden fielen. Er selbst habe einen solchen gefangen und an die Wand genagelt; das Tier aber habe die Nägel benagt und sie so rund gemacht, als wenn man sie befeilt hätte. Jeder unkundige Europäer, namentlich die weibliche Hälfte der Menschheit, erblickt in den Flederhunden entsetzliche Vampire und fürchtet sich fast vor den Ungeheuern. Die Hindus dagegen sehen in ihnen heilige Wesen. Als sich Hügel bei Nurpur befand und abends durch die Straßen ging, sah er über sich ein Tier fliegen, schoß mit seiner Doppelflinte nach ihm und erlegte eine Fledermaus von der Größe eines Marders. Augenblicklich rotteten sich die Leute zusammen, erhoben furchtbares Geschrei und wütendes Geheul und hielten ihm das gellende, kreischende Tier vor. Er sicherte sich dadurch, daß er sich mit dem Rücken an die Wand lehnte und die Flinte vorstreckte, konnte aber den Aufruhr nur durch eine Unwahrheit beschwichtigen, indem er sagte, er habe das Tier für eine Eule gehalten.

*

Die Flughunde im engeren Sinne (Pteropus) haben eine hundeartige Schnauze, ziemlich lange, nackte, zugespitzte Ohren und eine sehr entwickelte Flughaut, welche jedoch zwischen den Schenkeln nur einen schmalen Hautsaum bildet. Der Schwanz fehlt gänzlich. Das Gebiß besteht aus 4 Schneidezähnen in jedem Kiefer, jederseits einem Eckzahne, und je 5 Backenzähnen in den oberen, 6 Backenzähnen in den unteren Kiefern.

Die größte aller bekannten Arten, der Kalong, fliegende Hund (Pteropus edulis, P. assamensis, P. javanicus?), klaftert bei 40 cm Leibeslänge bis 1,5 m. Die Färbung des Rückens ist tief braunschwarz, des Bauches rostigschwarz, des Halses und Kopfes rostiggelbrot, der Flatterhaut braunschwarz.

Der Kalong lebt auf den indischen Inseln, namentlich auf Java, Sumatra, Banda und Timor, wie alle seine Familienglieder entweder in größeren Wäldern oder in Hainen von Fruchtbäumen, welche alle Dörfer Javas umgeben, hier mit Vorliebe die wagerechten Äste des Kapok (Eriodendron) und des Durian (Durio zibethinus) zu seinem Ruhesitze sich erwählend. Unter Umständen bedeckt er die Äste so dicht, daß man sie vor Kalongs kaum noch unterscheiden kann. Einzelne Bäume sind buchstäblich mit Hunderten und Tausenden behangen, welche hier, solange sie ungestört sind, ihren Tagesschlaf halten, gestört aber scharenweise in der Luft umherschwärmen. Gegen Abend setzt sich die Masse in Bewegung, und einer fliegt in einem gewissen Abstande hinter dem anderen her; doch kommt es auch

vor, daß die Schwärme in dichterem Gedränge gemeinschaftlich einem Orte zufliegen. So erzählt Oxley, daß ein Schwarm dieser Tiere mehrere Stunden brauchte, um über das in der Straße von Malaka vor Anker liegende Schiff fortzuziehen. Logan sah die Kalongs zu Millionen in den Mangrovesümpfen am Nordrande der Insel Singapur hängen und abends die Luft durch ihre Menge verdunkeln. „Dichtgedrängte Schwärme“, schreibt mir Haßkarl dagegen, „sah ich nie fliegen, sondern stets nur einzelne, diese aber allerdings in



Kalong (Pteropus edulis). ⅓ natürl. Größe.

großer Anzahl, des Abends bei Batavia meist strandeinwärts sich wendend.“ Unter Bäumen, welche sie eine Zeitlang als Schlafplätze benutzt haben, sammelt sich ihr Kot in Massen an, und sie verbreiten dann einen so heftigen Geruch, daß man sie oft eher mittels der Nase als durch das Auge wahrnimmt.

Von Sumatra schreibend, sagt Rosenberg: „Der Kalong ist eins der gemeinsten Tiere sowohl an der Küste wie auch im Inneren. Er lebt gesellschaftlich, oft in großen Trupps, und zieht mit Sonnenuntergang von seinem Ruheplatze oft weit waldeinwärts seinem Futterorte zu. So zog während meines Aufenthaltes zu Lumut allabendlich eine Schar dieser Tiere in ziemlicher Höhe über die kleine Feste hin, von Nordwest nach Südost

streichend und vor Sonnenaufgang in entgegengesetzter Richtung nach der Insel Masallar zurückkehrend; dort war ihr Ruheplatz. Als ich auf ein ausnahmsweise ziemlich niedrig fliegendes Weibchen einen Schuß löste, fiel ein an dessen Zitzen hängendes Junge aus der Luft herunter; doch ehe dasselbe noch den Boden erreichte, hatte es die Mutter, welche ihm blitzschnell nachgestürzt war, mit den Zähnen gepackt, erhob sich in die Luft und eilte mit dem geretteten Kleinen davon."

Ihre Nahrung besteht aus den verschiedensten Früchten, insbesondere mehrerer Feigenarten und der Mangos, denen zuliebe sie massenhaft in die Fruchtgärten auf Java einfallen, hier oft erheblichen Schaden anrichtend. Doch begnügen sie sich keineswegs einzig und allein mit pflanzlicher Nahrung, stellen im Gegenteile auch verschiedenen Kerfen und selbst kleinen Wirbeltieren nach. So hat sie neuerdings Shortt zu seiner Überraschung als Fischräuber kennen gelernt. „Als ich", sagt er, „in Konlieveram mich aufhielt, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen Regenteich gezogen, welcher einem vor kurzem gefallenen Regenschauer sein Dasein verdankte und buchstäblich mit kleinen Fischchen besäet schien, welche im Wasser spielten und über die Oberfläche desselben emporsprangen. Diese Erscheinung, das plötzliche Auftreten von Fischen in zeitweilig vertrocknenden und dann wieder mit Wasser sich füllenden Regenteichen war nichts Neues für mich; meine Aufmerksamkeit wurde vorerst auf eine Anzahl großer, etwas schwerfällig fliegender Vögel gerichtet, welche über dem Wasser rüttelten, mit ihren Füßen dann und wann einen Fisch ergriffen und hierauf mit ihrer Beute sich nach einigen Tamarindenbäumen begaben, um dort sie zu verzehren. Bei genauer Untersuchung fand ich, daß die vermeintlichen Vögel Kalongs waren. Durch die eintretende Dunkelheit des Abends verhindert, konnte ich sie nur kurze Zeit beobachten, kehrte aber am nächsten Abend eine Stunde früher zu dem Teiche zurück und bemerkte dasselbe. Nunmehr forderte ich meinen Gefährten Watson auf, sein Gewehr zu holen und einige der Tiere zu schießen, um mich vollständig zu überzeugen. Watson schoß zwei oder drei von ihnen, während sie fischten, und stellte es somit außer allen Zweifel, daß ich es mit Kalongs zu thun hatte. Bei einem späteren Besuche beobachtete ich wiederum dasselbe."

Hier und da werden Kalongs verfolgt, weniger des von ihnen verursachten Schadens halber, als um sie für die Küche zu verwenden. Der Malaye bedient sich zu ihrer Jagd in der Regel des Blasrohres, zielt auf ihre Fittiche, den empfindlichsten Teil des Leibes, betäubt sie und bringt sie so in seine Gewalt; der Europäer wendet erfolgreicher das Feuergewehr an. Während des Fluges sind sie ungewöhnlich leicht zu schießen, denn ihre Flügel verlieren augenblicklich das Gleichgewicht, wenn auch nur ein einziger Fingerknochen durch ein Schrotkorn zerschmettert worden ist. Schießt man aber bei Tage auf sie, während sie schlafend an den Ästen hängen, so geraten sie, wenn sie flüchten wollen, in eine solche Unordnung, daß einer den anderen beirrt und die Getroffenen, welche ihre Flügel dann nicht entfalten können, gewöhnlich so fest an die Zweige sich klammern, daß sie auch, nachdem sie verendet sind, nicht herabfallen. „Ich sah", bemerkt Haßkarl noch, „daß Liebhaber vom Schießen in eine Masse dicht aufeinander und nebeneinander hängender Kalongs feuerten. Es fielen jedoch nur einige herunter, die übrigen flogen, obgleich sie sehr beunruhigt schienen, nicht weg, sondern krochen nur dichter auf- und übereinander, mit ihren langen Flügeln sich festhaltend." Jagor dagegen erzählt, daß eine durch Schüsse gestörte Gesellschaft von Kalongs nur zum Teile auf den Ästen hängen blieb, während andere Scharen in der Luft umherschwirrten. Das Fleisch wird übrigens keineswegs allerorten und am wenigsten von Europäern gegessen. Wallace hebt als für die Bewohner von Batschian bemerkenswert hervor, daß sie fast die einzigen Menschen im Archipel seien, welche fliegende Hunde essen. „Diese häßlichen Geschöpfe", sagt er, „werden für eine große Leckerei gehalten, und man stellt ihnen deshalb sehr nach, wenn sie im Anfange des Jahres in

großen Flügen auf der Insel erscheinen, um hier Fruchternte zu halten. Sie können dann während ihrer Tagesruhe leicht gefangen oder mit Stöcken heruntergeschlagen werden: man trägt sie oft korbweise nach Hause. Ihre Zubereitung erfordert eine große Sorgfalt, da Haut und Fell einen ranzigen, stark fuchsartigen Geruch haben. Aus diesem Grunde kocht man sie meist mit viel Gewürz und Zuthaten, und so zubereitet schmecken sie in der That vortrefflich, ähnlich wie ein gut gebratener Hase." Gefangene fügen sich rasch in den Verlust ihrer Freiheit, werden auffallend zahm und lassen sich auch sehr leicht erhalten. So wählerisch sie in der Freiheit sind, wo sie sich nur die saftigsten Früchte auslesen, so anspruchslos zeigen sie sich in der Gefangenschaft. Hier fressen sie jede Frucht, welche man ihnen bietet, besonders gern aber auch Fleisch.

Roch brachte einen männlichen Kalong lebend nach Frankreich. Er hatte ihn 109 Tage am Bord des Schiffes ernährt, anfangs mit Bananen, später mit eingemachten Früchten, dann mit Reis und schließlich mit frischem Fleische. Einen toten Papagei fraß er mit großer Gier, und als man ihm Rattennester aufsuchte und ihm die Jungen brachte, schien er sehr befriedigt zu sein. Schließlich begnügte er sich mit Reis, Wasser und Zuckerbrot. Bei der Ankunft in Gibraltar erhielt er wieder Früchte, und fortan fraß er kein Fleisch mehr. Nachts war er munter und plagte sich sehr, aus dem Käfig zu kommen; am Tage verhielt er sich ruhig und hielt sich wie unsere Fledermäuse an einem Fuße, eingehüllt in seine Flügel, in denen er selbst den Kopf verbarg. Wenn er seines Unrats sich entleeren wollte, hing er, ebenso wie die Fledermäuse, auch mit den Vorderklauen sich auf und brachte seinen Körper so in eine wagerechte Lage. Er gewöhnte sich bald an die Leute, welche ihn pflegten; namentlich seinen Besitzer kannte er vor allen, ließ sich von ihm berühren und das Fell krauen, ohne zu beißen. Ebenso hatte er sich gegen eine Negerin betragen, welche auf der Heimatinsel seine Pflegerin gewesen war. Ein anderer, jung eingefangener Kalong wurde bald gewöhnt, jedermann zu liebkosen, leckte die Hand wie ein Hund und war auch ebenso zutraulich.

Ein Flughund, welchen ich durch eigene Beobachtung, wenn auch nur in Gefangenschaft, kennen gelernt habe, der **Flugfuchs**, wie wir ihn nennen wollen, der **Babul**, **Wurbagul** und **Toggul bawali** der Inder (*Pteropus edwardsi*, *P. medius*, *P. leucocephalus*), erreicht eine Länge von 28—32 cm und klaftert zwischen 1,1—1,25 m. Sein spärlich behaartes Gesicht und die nackten Ohren sind schwarz, der Kopf und die Oberseite vom Mittelrücken an dunkelbraun, ein längs der Kehlmitte verlaufender Streifen, Brust und Bauch rötlichhellbraun; ein breites Nackenband, welches sich bis zur Rückenmitte herab verschmälert und um die Halsseiten herumzieht, ist gelblichfahlgrau, hinten, oben und unten, d. h. gegen den Kopf und Rücken hin, in Hellbraun übergehend, die Iris dunkelbraun, die Flughaut, wie bei den meisten Arten, schwarzbraun.

Der Flugfuchs ist von Barma, Vorderindien und Ceylon bis nach Madagaskar verbreitet, vorausgesetzt, daß der hier vorkommende Flughund wirklich mit dem in Indien lebenden gleichartig ist. Hier wie dort bewohnt er Waldungen, Haine und Gärten oft in zahlloser Menge, auf Ceylon, laut Tennent, sehr häufig alle Küstengegenden der Insel, auf Madagaskar und Mayotte, laut Pollen, nicht minder zahlreich, auf Réunion dagegen nur einzeln, die aus alten Bäumen bestehenden Waldungen des Inneren, am liebsten einzeln gelegene Wäldchen oder Baumgruppen in einer gewissen Entfernung von der Küste.

Wie seine Verwandten hält der Flugfuchs unter allen Umständen in Gesellschaften sich zusammen, und wenn irgend möglich, wählt er alte Bäume zu seiner Tagesruhe. Ein Lieblingsplatz von ihm war und ist der Pflanzengarten von Peradenia unweit Kandy auf Ceylon, woselbst Tennent sie tagtäglich beobachten konnte. Einige Jahre früher hatten sie



[illegible] gehalten. [illegible]
[illegible] leicht erhalten. [illegible]
[illegible] Früchte ausleien, so [illegible]
[illegible] jede Frucht, welche man [illegible]

[illegible] Er hatte ihn [illegible]
[illegible] mit eingemachten [illegible]
[illegible] Unruhe [illegible]

[illegible] Streifen, [illegible]
[illegible]

[illegible] ver-
breitet, [illegible]
[illegible]



FLUGFUCHS

hier sich zusammengefunden und waren namentlich im Herbste tagtäglich zu sehen, während sie später eine Wanderung antraten. Auf den riesigen Bäumen des herrlichen Gartens hingen sie in so erstaunlicher Menge, daß starke Äste durch ihr Gewicht abgebrochen wurden. Jeden Morgen zwischen neun und elf Uhr flogen sie umher, anscheinend zur Übung, möglicherweise um Fell und Fittiche zu sonnen und von dem Morgentau zu trocknen. Bei dieser Gelegenheit bildeten sie Schwärme, welche ihrer Dichtigkeit wegen nur mit Mücken oder Bienen zu vergleichen waren. Nach solchem Ausfluge kehrten sie zu den Lieblingsbäumen zurück, hier wie eine Affenherde lärmend und kreischend und stets untereinander hadernd und streitend, weil jeder den schattigsten Platz für sich auszusuchen strebte. Alle Zweige, auf denen sie sich niederlassen, entblättern binnen kurzem infolge ihrer unruhigen Hast, da sie ihre Krallen in rücksichtslosester Weise gebrauchen. Gegen Sonnenuntergang treten sie ihre Raubzüge an und durchfliegen dann wahrscheinlich weite Strecken, weil sie ihrer bedeutenden Anzahl und Gefräßigkeit halber sich notwendigerweise über ausgedehnte Räume verbreiten müssen.

Jahrzehnte später (1881) fand sie Haeckel immer noch als Bewohner Peradenias vor. „Einer der ältesten Banyanenbäume, dessen mächtige Krone auf zahlreichen Pfeilerstämmen ruhte, bot einen ganz merkwürdigen Anblick; er war seines grünen Blattschmuckes großenteils beraubt, und seine kahlen Äste schienen mit großen braunen Früchten behängt zu sein. Wie erstaunte ich aber, als ich mich näherte und als einzelne dieser Früchte sich ablösten und flatternd davonflogen. Einige wohlgezielte Schüsse brachten ein halbes Dutzend derselben herab, worauf der ganze Schwarm (einige hundert Stück) sich auflöste und mit lautem Kreischen davonflog. Diejenigen herabgefallenen Tiere, welche nicht tödlich getroffen waren, wehrten sich auf das heftigste mit ihrem scharfen Gebiß und den spitzen Krallen. Der Flug ist sehr verschieden von demjenigen unserer Fledermäuse und gleicht vielmehr dem der Krähen. Mit besonderer Vorliebe trinken sie den süßen Palmwein, und in den Gefäßen, welche die Singalesen zum Sammeln desselben oben in den Palmkronen aufhängen, finden sie morgens nicht selten betrunkene Flederfüchse. In ihrem fuchsroten Pelze fand ich große parasitische Insekten (Nycteribia) von seltsam spinnenähnlicher Form aus der Gruppe der Puppengebärer."

Pollen bemerkt ebenfalls, daß man die Flugfüchse sehr oft während des Tages umherfliegen sähe und zuweilen bemerken könne, wie sie hoch in die Luft sich erhöben, um einem anderen Walde zuzufliegen. Unter solchen Umständen glaubt man einen Flug von Krähen zu sehen, da sie wie diese Vögel nur langsam und ununterbrochenen Flügelschlages dahinziehen. Gegen Abend sieht man sie nach Art der Fledermäuse längs der Waldungen auf- und abstreichen, besonders gern in der Nähe von solchen, welche die Küste oder Flußufer besäumen. Auf Mayotte sah sie Pollen nach Art der Schwalben und kleinen Fledermäuse hart über der Oberfläche des Wassers dahinfliegen, die Wellen fast mit ihren Fittichen berührend; wahrscheinlich geschah dies, wie ich hinzufügen will, des Fischens halber. Auf Madagaskar nähren sie sich hauptsächlich von wilden Datteln, welche sie, nach den Kothaufen unter ihren Schlafbäumen zu urteilen, in außerordentlicher Menge vertilgen müssen. Auf Ceylon fressen sie die Früchte der Guayaven, der Bananen und mehrerer Feigenarten, zeitweilig auch die Blütenknospen verschiedener Bäume. Außerdem sollen sie, wenn man den Saft der Kokospalme auffängt, herbeikommen, gierig lecken und dabei sich förmlich berauschen. Auch sie fressen aber unzweifelhaft neben pflanzlichen tierische Stoffe: Kerbtiere verschiedener Art, Eier und Junge von kleinen Vögeln, Fische und, nach Versicherung der Singalesen, auch Kriechtiere, da sie die Baumschlange angreifen sollen. Ungeachtet ihrer Geselligkeit wird jeder Flugfuchs, laut Tennent, von den übrigen beim Fressen arg behelligt und hat seine liebe Not, die glücklich erlangte Beute vor der Zudringlichkeit

seiner Genossen zu sichern und einem Orte zuzutragen, woselbst er jene ungestört genießen kann. Bei solchen Streitigkeiten untereinander beißen sie sehr heftig, krallen sich aneinander fest, schreien dabei ununterbrochen, bis der Verfolgte endlich einen sicheren Platz erreicht hat. Hier pflegt er an einem Fuße sich aufzuhängen und mit dem anderen die Frucht so zu halten, daß er bequem davon fressen kann. Beim Trinken hängen sie sich an tiefe Äste über dem Wasser und nehmen die Flüssigkeit lappend wie ein Hund zu sich.

Singalesen und Madagassen verfolgen auch den Flugfuchs seines Fleisches wegen. Letztere wenden, nach Pollen, eine sehr einfache und sichere Falle an, um sich des beliebten Wildes zu bemächtigen. Auf einem Baume, welchen die Flugfüchse besuchen, befestigen sie an dem höchsten Zweige zwei lange Stangen, welche jederseits mit Rollen versehen sind. Über diese führen sie Stricke, welche aufgezogen und niedergelassen werden können, und binden an denselben wie Flaggen Netze an. Sobald nun einer der Flughunde sich an dem Netze anhängt, zieht der Fänger dieses so schnell als möglich auf den Boden herab und gelangt dadurch in den meisten Fällen in den Besitz des Tieres, welches noch keine Zeit fand, sich zu befreien, oder nicht loslassen wollte. Sie durch Schüsse zu Boden zu strecken, wenn sie auf Bäumen sitzen, ist keineswegs eine leichte Aufgabe, während sie im Fluge mühelos erlegt werden können. Wenn man mehrere von ihnen töten will, braucht man nur einen Verwundeten anzubinden, damit er schreit; denn alle, welche sich in der Nachbarschaft befinden, kommen auf das klägliche Kreischen ihres Kameraden herbei, als wollten sie demselben Hilfe leisten. Das Wildbret gilt nach Ansicht der Eingeborenen und einzelner Europäer, welche den leicht begreiflichen Ekel vor solchem Braten überwunden haben, als ausgezeichnet, namentlich in der Feistzeit unserer Flughunde, während welcher der ganze Leib zuweilen nur ein in Fett eingewickeltes Stück Fleisch zu sein scheint. Die Madagassen werfen den zum Schmoren bestimmten Flugfuchs einfach auf ein Kohlenfeuer, ohne ihn vorher abzuhäuten, und drehen und wenden ihn so lange, bis er gar geworden ist. Daß ein in dieser Weise zubereiteter Braten gesittete Menschen anekelt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden; indessen gewöhnt man sich mit der Zeit an alles, zumal wenn das Gebotene dem Geschmacke wirklich zusagt.

Unter allen bekannten Flughunden gelangt diese Art am häufigsten lebend nach Europa, bleibt bei geeigneter Pflege in unseren Käfigen auch geraume Zeit am Leben. Im Jahre 1871 brachte ein Engländer von Indien her mit einem Male 50 Paare dieser Tiere auf den Markt und gab mir Gelegenheit, einige von ihnen zu erwerben und längere Zeit zu beobachten. Ich habe meine Wahrnehmungen zwar bereits veröffentlicht, kann jedoch nichts Besseres thun, als das Gesagte hier wenigstens teilweise zu wiederholen.

Übertags hängen die Flughunde an einem ihrer Beine sich auf, bald an dem rechten, bald an dem linken, ohne dabei regelmäßig zu wechseln. Das andere Bein wird in schiefer Richtung von oben nach unten oder von hinten nach vorne über den Bauch gelegt, der Kopf auf die Brust herab, im Hängen also heraufgebogen, so daß das Genick den tiefsten Punkt des Körpers bildet und nur die gespitzten Ohren es überragen. Nachdem das Tier diese Stellung eingenommen hat, schlägt es erst den einen Fittich mit halb entfalteter Flatterhaut um den Leib, sodann den zweiten etwas mehr gebreiteten darüber und hüllt dadurch den Kopf bis zur Stirnmitte, den Leib bis auf den Rücken vollkommen ein. Der handartig gebildete Fuß mit seinen großen, starken, bogig gekrümmten, scharfen, spitzigen Zehennägeln findet an jedem Aste oder am Drahte des Gebauers sicheren Anhalt, und die Stellung des hängenden Flughundes erscheint demgemäß, so ungewöhnlich sie dem Unkundigen vorkommen mag, ungezwungen, bequem und natürlich. Die Flughaut schirmt das Auge vor den Sonnenstrahlen und schließt, mit Ausnahme des Gehörs, die edlen Sinneswerkzeuge vollständig von der Außenwelt ab, läßt aber neben den Kopfseiten noch Raum

für den zur Atmung erforderlichen Luftstrom und erfüllt somit den Zweck einer Umhüllung besser als jede Decke. Zum Verkehre mit der Außenwelt genügt das Gehör, welches zwar, soweit man von den kurzen, spitzigen und nackthäutigen Ohren folgern darf, an Schärfe dem anderer Flattertiere bedeutend nachstehen muß, immerhin aber genügend entwickelt sein wird, um jedes störende oder gefahrdrohende Geräusch zum Bewußtsein des Schläfers zu bringen. Der Schlaf währt so lange, als die Sonne am Himmel steht, wird aber zeitweilig unterbrochen, um irgend ein wichtiges oder unaufschiebliches Geschäft vorzunehmen. Zu den regelmäßigen Arbeiten gehört das Putzen der Flatterhaut. Es handelt sich dabei nicht allein um Reinigung, sondern und mehr noch um Einfetten und Geschmeidigmachen dieses wichtigen Gebildes. Jedes einzelne Feld wird mittels der Schnauzenspitze an allen Teilen gedehnt und ausgeweitet und jede einzelne Talgdrüse dadurch teilweise entleert, die Haut sodann aber innen und außen mit der Zunge beleckt und geglättet. Hierauf pflegt das Tier einen Flügel nach dem anderen zu voller Breite zu entfalten, gleichsam um sich zu überzeugen, daß kein Teil übersehen wurde. Nach vollendeter Arbeit hüllt es sich ein wie vorher. Hat es ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, so entfaltet es beide Flügel, hebt sich durch Schaukeln mit dem Kopfe nach vorn und oben, greift mit beiden Daumenkrallen nach dem Zweige oder Drahte, an welchem es bisher hing, läßt mit dem Fuße los, fällt dadurch mit dem Hinterteile nach unten und kann sich nunmehr entleeren, ohne sich zu beschmutzen oder zu benässen. Unmittelbar darauf greift es mit den Füßen nach oben und nimmt, sobald es sich festgehängt, die frühere Stellung wieder ein. Gegen Sonnenuntergang, meist noch etwas später, erwachen die Flughunde aus ihrem Tagesschlafe, lockern die bis dahin eng umschlossene Umhüllung ein wenig, spitzen und bewegen die Ohren, putzen noch einige Zeitlang an der Flughaut herum und recken und dehnen sich. Humpelnden Ganges, halb kriechend, halb kletternd, bewegen sie sich vorwärts, mit Daumen und Fußklauen überall nach einem Halte suchend, bis sie in entsprechende Nähe des Futter- und Trinkgefäßes gelangt sind. Am liebsten fressen und trinken sie in ihrer gewöhnlichen Stellung, indem sie eingehängt den Kopf bis zum Futter- oder Trinkgefäße herabstrecken und nun einen Bissen nach dem anderen nehmen oder in der bereits geschilderten Weise trinken. Sie genießen alle Arten von Obst, am liebsten Datteln, Apfelsinen, Kirschen und Birnen, minder gern Äpfel und Pflaumen; gekochter Reis behagt ihnen nicht sonderlich, Milchbrot ebensowenig, obwohl ihnen beide Nahrungsmittel genügen, wenn andere nicht geboten werden. Sie fassen den Bissen mit dem Maule, kauen ihn aus, lecken dabei behaglich den ausfließenden Saft auf und lassen den Rest, einen großen Teil der Fasern, fallen, fressen überhaupt sehr liederlich und verwerfen mehr, als sie genießen. Ist ihnen ein Bissen zu groß, so kommen sie mit der eben freien Hand zu Hilfe; erforderlichen Falls wird auch die Daumenkralle mit zum Halten verwendet. Zu ihren besonderen Genüssen gehört Milch, möglicherweise ihrer Schmackhaftigkeit halber, möglicherweise auch, weil sie das Bedürfnis empfinden, die ihnen doch nur sehr mangelhaft gebotene tierische Nahrung zu ersetzen. Sie trinken täglich ihr Schälchen Milch mit sichtlichem Behagen leer und lassen sich, wenn ihnen diese Leckerei winkt, recht gern ein gewaltsames Erwecken aus ihrem süßesten Schlummer gefallen.

Erst nach wirklich eingetretener Dunkelheit sind sie zu vollem Leben erwacht. Sie haben sich munter gefressen. Ihre dunklen Augen schauen hell ins Weite. Noch einmal werden alle Felder der Flughaut beleckt und geglättet, die Fittiche abwechselnd gedehnt, gereckt und wieder zusammengefaltet, die Haare durch Kratzen und Lecken gekrümmt und gesäubert: nunmehr versuchen sie, in ihrem engen Gefängnisse die nötige Bewegung sich zu verschaffen. Die Fittiche bald etwas gehoben, bald wieder fast gänzlich zusammengeschlagen, klettern sie ununterbrochen auf und nieder, kopfoberst, kopfunterst, durchmessen alle

Seiten des Käfigs, durchkriechen alle Winkel. Es sieht zum Erbarmen aus, wie sie sich abmühen, irgendwo oder wie die Möglichkeit zu entdecken, ihrer Bewegungslust Genüge zu leisten. Man möchte ihnen auch gern helfen; leider aber ist es nicht möglich, sie so unterzubringen, daß alle ihre Eigenschaften zur Geltung kommen können. Der größte Käfig wäre für sie als flatternde Säugetiere noch viel zu klein, dürfte sie sogar gefährden, weil sie in einigermaßen ausgedehntem Raume zu fliegen versuchen, an den Wänden anstoßen und sich schädigen würden. In einem größeren Raume sind sie übrigens im stande, von ihrem hochhängenden Käfig aus wirklich zu fliegen. Dies haben mir meine Gefangenen bewiesen, als sie einmal zufällig frei gekommen waren und am anderen Morgen an der Decke des betreffenden Raumes angehängt gefunden wurden. Viel schwieriger wird es ihnen, sich vom Boden oder von der Decke ihres auf dem Boden stehenden Käfigs aus zu erheben. Ein von mir angestellter Versuch, sie beim Fliegen zu beobachten, mißglückte gänzlich. Ich ließ ihren Käfig in ein großes Zimmer bringen und die Thüre öffnen. Beide Flughunde waren vollkommen munter, kletterten ununterbrochen in dem Käfig umher, verließen denselben aber nicht. Die geöffnete Thüre schien für sie nicht vorhanden zu sein; daß die Öffnung ihnen einen Weg zum Entkommen bieten könnte, kam ihnen, weil sie keine darauf bezüglichen Erfahrungen gemacht hatten, nicht in den Sinn. Ein Höhlentier würde anders gehandelt haben, eine kleine in Häusern lebende Fledermaus sicherlich auch. Wir mußten uns endlich entschließen, sie gewaltsam aus dem Käfig zu nehmen, eine Arbeit, welche uns leichter schien, als sie war; denn wir hatten unsere liebe Not, sie von den Gitterstäben des Käfigs loszulösen und in unsere Gewalt zu bekommen. War es uns wirklich geglückt, ihre beiden Füße loszuhaken, so griffen sie mit der Daumenkralle zu und hingen sich so fest, daß man sie, ohne ihnen Schaden zu thun, nicht frei machen konnte; waren glücklich auch die Daumenkrallen gepackt, so schlüpften die Füße wieder aus der Hand, oder ein unversehens beigebrachter Biß that seine Wirkung, und alle mühsam eingepackten Beine und Hakenkrallen wurden gleichzeitig frei. Endlich gelang es trotz alles Beißens, sie herauszubringen und auf den Käfig zu setzen. Meine Hoffnung, daß sie von hier aus abfliegen würden, erfüllte sich aber nicht. Sie kletterten anscheinend ängstlich an den Außenwänden des Gebauers auf und nieder, schauten verlangend ins Innere, untersuchten die Wände von allen Seiten, verließen sie jedoch nicht. Es wurde nunmehr eine schwache Stange herbeigeholt, in einiger Höhe über dem Boden befestigt und an ihr die Flughunde angehängt. Jetzt entfalteten sie die mächtigen Fittiche, ließen die Füße los, thaten einige lautklappende Flügelschläge und fielen auf den Boden herab, mit möglichster Eile und doch höchst ungeschickt auf demselben weiterkriechend.

Meine Gefangenen, ein Pärchen, lebten im vollsten Einverständnis zusammen. Besondere Zärtlichkeiten erwiesen sie sich freilich nicht; Zank und Streit kamen jedoch ebensowenig vor. Sie fraßen gleichzeitig aus einer Schüssel, tranken gemeinschaftlich aus einer Tasse und hingen friedlich dicht nebeneinander. Auf Gleichgültigkeit gegen Gesellschaft war dieses schöne Verhältnis nicht zurückzuführen: dazu sind die Flughunde zu leidenschaftlich. So gutmütig sie zu sein scheinen, so willig sie sich von uns behandeln, berühren, streicheln lassen, so heftig werden sie, wenn Fremde sie mutwillig stören oder necken. Ein höchst ärgerliches Knurren verkündet dann deutlich, wie zornig sie sind. Ihre Leidenschaft äußert sich auch zuweilen ihresgleichen gegenüber, und es ist immer gefährlich, zwei Flughunde, welche nicht durch eine längere Reise aneinander gewöhnt, vielleicht zusammen gefangen genommen worden waren, in einem Gebauer unterzubringen. Selbst die Gatten eines Paares, welche nur zeitweilig getrennt wurden, fallen unter Umständen bei der Wiedervereinigung übereinander her, kämpfen wütend miteinander und verletzen sich so gefährlich, daß einer von ihnen oder beide unterliegen. So fand man zwei seit kurzem zusammengebrachte

Flugfüchse des Berliner Tiergartens in wütendstem, ingrimmigstem Kampfe auf Leben und Tod begriffen. Man trennte die aufs höchste erregten Tiere mit größter Mühe, war aber doch schon zu spät gekommen. Der Besiegte starb an seinen Bißwunden unmittelbar nach der Trennung, der noch vor Ingrimm zitternde und wütend schnarrende Sieger lag am anderen Morgen tot auf dem Boden seines Käfigs. Die Untersuchung ergab, daß beide Flugfüchse gegenseitig an derselben Stelle, dem Schultergelenke, sich angegriffen hatten. Bei dem zuerst unterliegenden waren Oberarm, Seitenbrust und Achselgegend von Bissen förmlich zerfetzt, die Blutgefäße zerrissen und die Brustmuskeln teilweise abgebissen. Diese wütenden Kämpfe erklären sich, wenn man bedenkt, daß die Flughunde, welche keine geschlossenen Gesellschaften bilden, mit Fremden nichts zu thun haben wollen und wahrscheinlich jeden Eindringling bekämpfen. Ein erkrankter Genosse wird dem gesunden in wenig Tagen der Trennung ebenso fremd wie jeder neue, den man zu ihm bringt. Geschlechtliche Rücksichten kommen nicht zur Geltung, und der Zweikampf beginnt.

Leider halten sich gefangene Flugfüchse auch bei der besten Pflege nicht allzu lange Zeit. Man kann ihnen alles ersetzen, nur die ihnen so notwendige Flugbewegung nicht. Infolgedessen bekommen sie früher oder später Geschwüre an verschiedenen Stellen ihrer Fittiche und gehen an diesen schließlich zu Grunde. Gleichwohl sollen einzelne Stücke im Londoner Tiergarten mehrere Jahre gelebt und sich fortgepflanzt haben. Auch meine Gefangenen haben mehrere Jahre im Käfig gelebt.

*

Die Gattung der Nachthunde (Cynonycteris) unterscheidet sich von den eigentlichen Flughunden dadurch, daß ihre Mitglieder einen kurzen Schwanz sowie einen von der Flughaut umhüllten Daumen haben und die Zitzen auf der Brust stehen. Das Gebiß und alle übrigen Merkmale stimmen mit denen der Flughunde überein. Die Gattung verbreitet sich hauptsächlich über Afrika.

Eine längs des Weißen und Blauen Flusses ausschließlich auf Delebpalmen hausende Art derselben ist der Palmenflughund (Cynonycteris stramineus, Pteropus stramineus), ein stattliches Tier von 22—25 cm Leibeslänge und gegen 1 m Flugweite. „Der massige Kopf“, sagt Heuglin, „mit bullboggenartig gefalteten Lippen und großen Augen gleicht noch dem eines Hundes; der straffe Pelz ist am Vorderhalse glänzend orangegelb, oben gelblich- oder gräulichweiß, unten rußschwarz.“

Dohrn beobachtete, mündlichen Angaben zufolge, diese Art auf den Prinzeninseln; Heuglin fand sie am oberen Weißen Nile auf. Dort erscheinen die Palmenflughunde unmittelbar nach Sonnenuntergang, sobald die Papageien von ihren Plünderungen in den Feldern nach den Gebirgswäldern zurückgekehrt sind, um nun ihrerseits das Tagewerk jener fortzusetzen. In großen Banden bemerkt man sie nicht, vielmehr immer nur in Gesellschaften von 6—20 Stücken, welche in langen Reihen hintereinander herfliegen und bloß in der Nähe gewisser Bäume mit weichen Früchten, beispielsweise des Mango, des Melonenbaumes und Abacate, sich sammeln, hier merklich Schaden anrichtend. Auch am Weißen Flusse leben sie nur in kleinen Gesellschaften und paarweise. Bei Tage halten sie sich unter den dürren Blätterbüschen der Delebpalmen verborgen; mit der Dämmerung beginnen sie umherzuschwärmen. „In mondhellen Nächten“, sagt Heuglin, „sind die Palmenflughunde immer wach und in Bewegung, lärmen dabei auch viel durch Auffitzen an Zweigen und selbst im Fluge bei raschen Wendungen. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Früchten, unter denen sie Feigen allen übrigen vorziehen. Zur Zeit der Reife der Sykomoren beschmutzen sie sich oft Kopf und Hals mit einer dicken gelben Kruste von Saft und Samen. Während der Reife der Delebpalmenfrüchte halten sie sich fast ausschließlich an diese und fressen sich

buchstäblich so in dieselben ein, daß sie mit den schweren Nüssen herabgeschossen werden können. Wir hatten einstmals einen dieser bissigen Burschen lebendig gefangen und setzten ihn in Ermangelung eines Behälters in einen kleinen aus Palmblattstielen gefertigten Bauer, welcher die Nacht über auf einer Packkiste unfern meines Zeltes am Ufer stand. Kaum war es dunkel geworden, als dem Gefangenen die Lust ankam, sich Bewegung zu machen. Quäkend und schreiend arbeitete er in seinem engen Bauer umher und zog durch den Lärm Dutzende seiner Verwandten herbei, welche trotz unseres Schießens die ganze liebe Nacht hindurch kräftig und wütend gegen den Käfig stießen, wie Raubvögel auf den Uhu, ohne Zweifel in der Absicht, ihren Gefährten zu befreien."

Zu derselben Gattung gehört auch die einzige Art der Familie, welche ich kennen gelernt habe, der **Nilflughund** (Cynonycteris aegyptiacus, Pteropus aegyptiacus, P. geoffroyi), welcher sich über ganz Ägypten und Nubien verbreitet und in der Nähe von größeren Sykomorenbeständen regelmäßig vorkommt, auch schon im Delta keineswegs selten ist. In einzelnen Naturgeschichten wird angegeben, daß er bei Tage in den Gewölben der Pyramiden Herberge suche. Dies ist entschieden unwahr: er schläft wie seine Gattungsverwandten auf Bäumen.

Es war uns ein eigentümlicher Genuß, an den schönen, lauen Sommerabenden Ägyptens die Flughunde zu belauschen, wenn sie über die sonst von niemand benutzten Früchte der Sykomoren herfielen und in den laubigen, schönen Kronen dieser Bäume ihre Abendmahlzeit hielten. Meine Diener, zwei Deutsche, schienen anfangs auch gewillt zu sein, in den Tieren die entsetzlichen Blutsauger zu erblicken, und verfolgten sie zuerst aus Rachegefühlen, später aber wirklich nur aus Freude an der anziehenden Jagd, welche sie oft bis Mitternacht fesselte. Wir erlegten viele und anfangs ohne große Mühe; später aber wurden die Flughunde schen und kamen stets nur still und gewöhnlich von der entgegengesetzten Seite angeflogen, so daß es sehr schwer hielt, sie in den dunkeln Baumkronen wahrzunehmen. Die flügellahm Geschossenen kreischten laut, bissen auch lebhaft und ziemlich empfindlich um sich. Meine Gefangenen starben nach kurzer Zeit; andere Forscher haben dasselbe Tier oft lange lebend erhalten und sehr zahm und zutraulich gemacht. **Zelebor** z. B. brachte ein Pärchen von ihnen nach Schönbrunn und hatte beide so an sich gewöhnt, daß sie augenblicklich herbeigeflogen kamen, wenn er ihnen eine Dattel vorhielt. Auch von Fremden ließen sie sich streicheln und ihr Fell krauen.

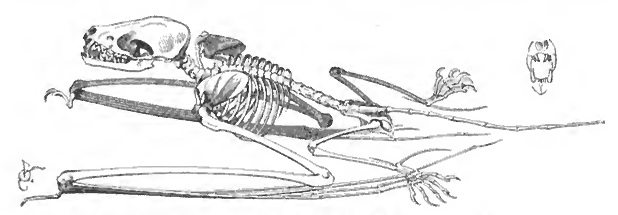
Alte ausgewachsene Flughunde dieser Art erreichen etwa 16 cm Körperlänge und eine Flugweite von 90—95 cm. Der kurze, weiche Pelz ist oben lichtgraubraun, unten heller, an den Seiten und Armen blaßgelblich; die Flughäute haben graubraune Färbung.

Eine dritte Art von Nachthunden, der **Halsbandflughund** (Cynonycteris collaris) aus Südafrika, eine kleine Art mit isabellfarbenem Pelze und schönem goldgelben Halsbande beim Männchen, hält in Gefangenschaft ungleich besser aus als der Flugfuchs, da seine Flügel nicht von Anschwellungen und Geschwüren befallen werden. Im Londoner Tiergarten hat er sich seit nahezu 20 Jahren regelmäßig fortgepflanzt.

Von etwa 300 mit Sicherheit unterschiedenen Fledermausarten gehören etwa 195 zu den **Glattnasen** (Gymnorhina), einer neuerdings in drei Familien getrennten Abteilung. Alle hierher gehörigen Flattertiere stimmen in folgenden Merkmalen überein: die Nase ist einfach, ohne blätterigen Anhang, das Ohr stets mit einem Deckel versehen; die spitzhöckerigen Backenzähne tragen Leisten, welche nach Art eines W verlaufen. Im übrigen

ist das Gebiß sehr verschieden und darauf die Einteilung der Gattungen begründet worden. Von Schneidezähnen, welche durchgängig spitzig sind, stehen im Oberkiefer 2, 4 oder 6, können hier jedoch auch gänzlich fehlen; unten finden sich gewöhnlich 4, seltener 6, ausnahmsweise nur 2. Außerdem besteht das Gebiß in stark entwickelten Eckzähnen, oben aus 1—3, unten aus 2—3 kleinen Lückzähnen und 3 Backenzähnen in jeder Reihe, so daß also die Anzahl sämtlicher Zähne zwischen 28 und 38 wechselt. Das Sporenbein erreicht innerhalb dieser Gruppe seine größte Entwickelung und trägt bisweilen einen seitlichen Hautlappen, dessen Fehlen oder Vorhandensein als Merkmal für die Unterscheidung verschiedener Gattungen gilt.

Die Größe der Glattnasen schwankt erheblich: es gibt Arten unter ihnen, welche bei ungefähr 13 cm Leibeslänge bis 60 cm klaftern, und solche, deren Leibeslänge kaum 3 und deren Flugweite höchstens 18 cm beträgt. Soviel bis jetzt bekannt, treten die Glattnasen in größter Anzahl in Amerika auf; nächstdem hat man die meisten in Europa gefunden; es unterliegt aber wohl kaum einem Zweifel, daß Asien und Afrika reicher an ihnen sind



Gerippe des Mäuseohrs. Natürl. Größe. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

als unser heimatlicher Erdteil. Mit Ausnahme der kalten Gürtel verbreiten sie sich über die ganze Erde, steigen auch im Gebirge bis zu beträchtlicher Höhe empor. Ihre Aufenthaltsorte sind die oben angegebenen; doch darf man vielleicht sagen, daß die große Mehrzahl von ihnen Bäume, und zwar das Gezweige und die Rinde derselben ebensowohl als Löcher in ihnen, Felsenhöhlen vorziehen. Bei vielen Arten leben die Artgenossen untereinander in größter Eintracht, bei anderen als Einsiedler, welche höchstens in kleinen Gesellschaften zusammen kommen. Die Nahrung besteht fast ausschließlich in Kerbtieren, dann und wann auch in kleinen Wirbeltieren; namentlich mögen die großen Arten öfter, als man glaubt, über kleinere Ordnungsgenossen herfallen und sie verzehren. Ob es unter ihnen Arten gibt, welche Früchte fressen, ist zur Zeit noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß gerade die Mitglieder dieser Familie zu den allernützlichsten Säugetieren gehören, und daß an ihnen auch nicht der geringste Makel haftet. Hinsichtlich ihrer Begabung stehen sie den Flughunden nach, sind aber viel bewegungsfähiger als diese. Ihr gewandter Flug zeichnet sich durch jähe und plötzliche Wendungen aus, so daß es Raubvögeln fast unmöglich wird, sie während desselben zu fangen. Laufend und kletternd bewegen sie sich mit viel Geschick. Unter ihren Sinnen steht wahrscheinlich durchgängig das Gehör obenan, auf dieses folgen wohl das Gesicht und Gefühl, auf sie erst Geruch und Geschmack. Für ihr geistiges Wesen gilt das bereits Gesagte.

Die Familien heißen Stummelschwänze, Grämler und Gleichschwänzler. Bei den Stummelschwänzen (**Brachyura**) ist die Wurzel des Daumens von einer besonderen Haut umfaßt, und die Schenkelflughaut ragt weit über den Schwanz hinaus, dessen Ende

auf der Querseite derselben frei heraussteht; bei den Grämlern (**Gymnura**) ist der Daumen von einer Haut teilweise umfaßt, die Schenkelflughaut ihrer ganzen Länge nach an den Schwanz angewachsen, welcher weit über die Spitze derselben hinausgeht; bei den Gleichschwänzlern (**Vespertiliones**) endlich hat die Schenkelflughaut ungefähr dieselbe Länge wie der Schwanz, so daß dieser gerade von ihr umschlossen wird oder eben nur mit der äußersten Spitze über sie herausragt. Die Stummelschwänze haben in Europa keinen, die Grämler nur einen einzigen Vertreter, welcher die Mittelmeerländer bewohnt; von den Gleichschwänzlern oder Fledermäusen im engsten Sinne dagegen kennt man 29 unserem Erdteile angehörige Arten. Aus ihnen wollen wir uns einige zur eingehenderen Besprechung erwählen.

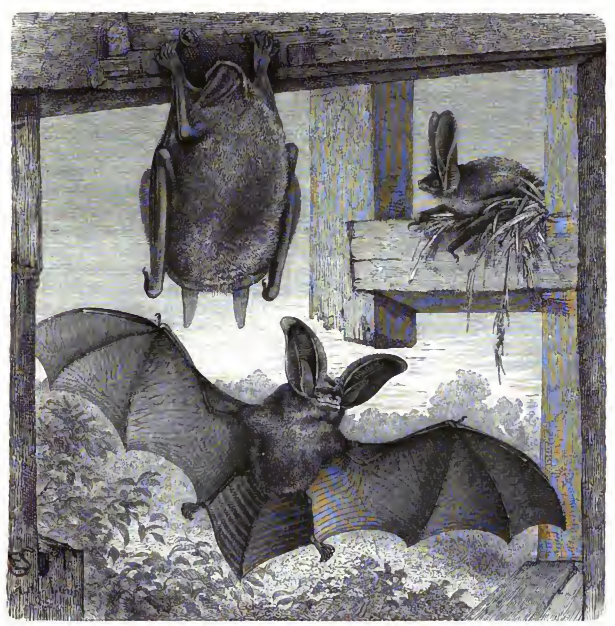
*

Bindeohren (**Plecotus**) nennt man einige weitverbreitete, in wenigen Arten vorkommende Fledermäuse mittlerer Größe, welche sich durch folgende Merkmale auszeichnen: Die Ohren sind über dem Scheitel miteinander verwachsen; der Ohrdeckel ist lang und nach der Spitze hin verschmälert; die Flügel kennzeichnen sich durch ihre Kürze und Breite, befähigen daher auch nur zu flatterndem und wenig schnellem Fluge; der Schwanz kommt der Rumpflänge etwa gleich; das Sporenbein trägt keinen nach außen vorspringenden seitlichen Hautlappen. In jedem Zwischenkieferaste stehen oben 2 Vorderzähne, im Unterkiefer 6 geschlossene Schneidezähne; hierauf folgen jederseits oben und unten 1 starker Eckzahn, im Oberkiefer jederseits 2 einspitzige und hinter denselben 3 vielspitzige, im Unterkiefer 3 einspitzige und 3 vielspitzige Backenzähne, von denen oben 1, unten 2 als Lückzähne angesehen werden müssen. Das Gebiß besteht also aus 36 Zähnen.

Die Ohrenfledermaus, langohrige Fledermaus, das Groß- oder Langohr (**Plecotus auritus**, Vespertilio auritus, V. cornutus, V. otus, V. brevimanus), erreicht bei einer Flugweite von 24 cm eine Länge von nur 8,4 cm, wovon über 4 cm auf den Schwanz gerechnet werden müssen; das Ohr, welches außer allem Verhältnis zur Leibeslänge steht, mißt 3,8 cm. Lange Haare besetzen das Gesicht bis an den Hinterrand der Nasenlöcher und rings um die Augen; weißliche Barthaare hängen an den Seiten bis über den oberen Lippenrand abwärts; der übrige Pelz ist ziemlich lang, in der Färbung veränderlich, oberseits graubraun, auf der Unterseite etwas heller, bei jungen Tieren dunkler als bei alten. Die einzelnen Haare sind in der Wurzelhälfte schwärzlich, in der Endhälfte heller gefärbt. Alle Flughäute sind dünn und zart, glatt und nur in der nächsten Umgebung des Körpers spärlich und äußerst fein behaart und von lichtgraubrauner Färbung. Das besonders auffallende Ohr, welches der Rumpflänge etwa gleichkommt, hat 22—24 Querfalten und biegt sich in regelmäßiger Rundung nach hinten. Der Ohrdeckel erreicht nicht ganz die Mitte der Ohrlänge, ist nach der Spitze hin verschmälert und merklich nach außen gebogen, und wie das Ohr selbst äußerst zart und dünnhäutig.

Die Ohrenfledermaus findet sich in ganz Europa, mit Ausnahme derjenigen Länder, welche über den 60. Grad nördlicher Breite hinausliegen. Außerdem hat man sie in Nordafrika, Westasien und Ostindien beobachtet. Sie ist nirgends selten, im nördlichen und im mittleren Deutschland sogar eine der gewöhnlichen Arten, lebt aber stets einzeln, nicht in großen Gesellschaften beisammen. Überall hält sie sich in nicht allzu großer Entfernung von menschlichen Wohnungen auf, schläft im Sommer auch ebenso oft hinter Fensterläden wie in hohlen Bäumen und kommt im Winter ebenso gern in Keller und andere Gewölbe wie in Kalkhöhlen und Stollen. In der Stadt will sie, laut Altum, stets freie, mit Baumwuchs und Gesträuch bestandene Plätze haben und erscheint dem entsprechend fast ausschließlich in Zimmern, welche an Gärten stoßen. In den Berggegenden, am Harz und in den Alpen z. B., geht sie nicht über den Waldgürtel hinauf. Im Sommer sieht man sie an

lichten Stellen im Walde, über Waldwege, Baumgärten und Alleen am häufigsten fliegen. Selten erhebt sie sich in eine Höhe von 15 m, in der Regel fliegt sie weit niedriger, meist mit etwas flatterndem und nicht eben schnellem Flügelschlage, obgleich sie einiger Mannigfaltigkeit in der Bewegung fähig ist. „Sie flattert", sagt Altum, „gern um Obstbäume, ähnlich wie nach Nahrung suchende Schwärmer um blütenreiche Stauden, indem sie oft-



Ohrenfledermaus (Plecotus auritus). Natürl. Größe.

mals, um Spinnen und kleine Motten zu erhaschen, einen Augenblick, wie um sich zu setzen, im Flatterfluge anhält, um gleich darauf ein ähnliches Spiel zu wiederholen." Im Fluge krümmt sie gewöhnlich das riesenmäßige, wegen seiner zahlreichen Querfalten leicht bewegliche weiche Ohr nach außen und bogig abwärts, so daß dann bloß die spitzen, langen Ohrdeckel vorwärts in die Höhe stehen. Wenn sie hängt, schlägt sie meist die Ohren unter die Arme zurück. Bei ihrem Winterschlafe hängt sie, laut Koch, meist frei, seltener in Ritzen eingeklemmt, in der Regel nahe dem Eingange ihrer Herberge sich an, da sie ziemlich viel Kälte zu vertragen scheint. Koch hat sie auf dem Dillenburger Schlosse selbst in

Gemäuern gefunden, welche in der Nähe ihrer Anhaftstellen bereits seit Wochen mit dicken Eiszapfen bekleidet waren. Trotzdem zieht sie schon sehr früh, meist bereits im Oktober, in ihre Schlupfwinkel sich zurück und dehnt ihren Winterschlaf bis gegen den März aus. Ende Juni oder Anfang Juli bringt sie ihre Jungen zur Welt. Die Nahrung besteht wohl nur aus Kerbtieren, welche sie im Fluge fängt und, einer Beobachtung Altums zufolge, vielleicht auch von den Blättern abliest, so sehr dies gegen die sonstige Erfahrung zu streiten scheint.

Wie die meisten übrigen Fledermäuse wird sie von Schmarotzern verschiedener Art arg geplagt, außerdem vom Marder und Iltis, einzelnen Tagraubvögeln und den Eulen, dann und wann auch von Katzen bedroht. Den schleichenden Raubsäugetieren fällt sie namentlich während des Tages, den Eulen nachts bei ihren Ausflügen zum Opfer, da sie von den kleineren gewandten Nachtraubvögeln ohne besondere Mühe im Fluge ergriffen wird.

Die Ohrenfledermaus hält die Gefangenschaft länger als die meisten ihrer Verwandten aus, kann in ihr sogar, obgleich nur bei sorgsamster Pflege, mehrere Monate oder Jahre ausdauern. Wegen dieser Eigenschaft wählt man sie gewöhnlich, wenn man Beobachtungen an gefangenen Fledermäusen überhaupt anstellen will. Man kann sie in gewissem Grade zähmen. Faber besaß und beobachtete eine mehrere Wochen lang. Sie war sehr munter, namentlich in der Abenddämmerung, flog übrigens auch häufig bei Tage, war dagegen in den Mitternachtsstunden ruhig. In der Stube flog sie mit der größten Leichtigkeit anhaltend umher, meist mit stillgehaltenen Flügeln, konnte dieselben jedoch auch im Fluge zusammenziehen und wieder ausbreiten. Wenn sie Gegenständen ausweichen mußte, machte sie einen Bogen, schwirrte hurtig auf dem Boden hin und hob ohne Schwierigkeit sich in die Luft. An den Wänden kletterte sie mit Hilfe des Daumens sehr geschickt auf und nieder. Bei dem geringsten Geräusche bewegte und spitzte sie die Ohren, wie Pferde es thun, oder krümmte sie wie Widderhörner, wenn das Geräusch fortdauerte oder stark war. In der Ruhe legte sie die Ohren stets zurück. Sie drehte oft den Kopf, leckte sich mit der Zunge und witterte mit der Nase. Wie alle Fledermäuse wurde sie viel von Schmarotzern geplagt und kratzte sich oft an der Seite des Kopfes mit den Nägeln. Bei kalter Witterung saß sie still. Sobald die Sonne auf sie schien, wurde sie munter und lief in ihrem Käfig hin und her. Der Geruch, welchen sie von sich gab, war weniger unangenehm als der anderer Arten. Ihre Gefräßigkeit war sehr groß, auch in der Gefangenschaft. Wenn man Stubenfliegen zu ihr setzte, machte sie augenblicklich Jagd darauf; zu einer einzigen ihrer Mahlzeiten bedurfte sie aber 60—70 dieser Kerfe. Sie verdaute fast ebenso schnell, wie sie fraß, und füllte, während sie noch mit der Mahlzeit beschäftigt war, den Käfig mit ihrem schwarzen Unrate. Ihren Raub bemerkte sie nicht durch das Gesicht, sondern vermittelst ihres feinen Gehörs und durch den Geruch. Sie wurde, wenn Fliegen in ihrer Nähe sich bewegten, sofort unruhig, ging witternd umher, spitzte und drehte die Ohren, machte Halt vor der Fliege und fuhr dann mit ausgebreiteten Flügeln auf sie los, suchte sie, um sie zu erwischen, unter ihre Flügel zu bringen und ergriff sie dann mit der nach abwärts gebogenen Schnauze. War es eine sehr große Fliege, so bog sie den Kopf unter die Brust, um sie besser zu fangen. Sie kaute ihre Nahrung leicht und geschwind und leckte sie mit der Zunge hinein. Beine und Flügel, welche sie nicht gern fraß, verstand sie prächtig auszuscheiden. Auf tote Fliegen ging sie nur dann, wenn sie sehr hungrig war; sobald sich aber ihre Beute bewegte, fuhr sie rasch auf dieselbe los. Nach vollbrachter Mahlzeit saß sie ruhig und zog sich zusammen.

Die Ohrenfledermaus ist dieselbe, von welcher ich oben (S. 326) berichtete, daß sie, außer von ihren schmarotzenden Läusen, Spinnentieren und Milben, auch noch von Blutsaugern ihres eigenen Geschlechtes angefallen wird und dann diese aus Rache frißt.

*

Die Gattung der **Nachtschwirrer** (Vespertilio) hat freie, d. h. voneinander getrennte, länglichrunde Ohren mit länglichem, lanzettförmigem Deckel, verhältnismäßig breite und kurze Fittiche ohne Sporenlappen, höchstens körperlangen, meist kürzeren Schwanz und ziemlich dichten, oben graubraunen, unten weißlichen, ausnahmsweise dunkleren Pelz. Das Gebiß besteht aus 38 Zähnen, und zwar 2 Vorderzähnen in jedem Oberkiefer, 6 geschlossenen Schneidezähnen im Unterkiefer und oben wie unten jederseits 3 einspitzigen und hinter denselben 3 vielspitzigen Backenzähnen, unter denen die beiden ersteren als Lückzähne angesehen werden dürfen.

Bei der Untergattung der **Mausohren** (**Myotus**) haben die mehr als kopflangen Ohren 9 oder 10 Querfalten, sind gegen die Mitte des Außenrandes nicht eingebuchtet und ragen angedrückt über die Schnauzenspitze hinaus. Die Schwanzspitze steht frei aus der Schwanzflughaut vor; die Schwanzflughaut ist am Hinterrande kahl.

Ganz Mitteleuropa von England, Dänemark und dem mittleren Rußland an, den Süden unseres Erdteils, das nördliche Afrika und den größten Teil Asiens bis zum Himalaja bewohnt das **Mäuseohr**, die gemeine Fledermaus oder der große Nachtschwirrer (**Vespertilio** [**Myotus**] **murinus**, V. myotus, V. und Scotophilus murinus, V. submurinus), die größte unserer einheimischen Fledermäuse, 12—13 cm lang, wovon 5,3 cm auf den Schwanz zu rechnen und 37 cm Klafterweite, oberseits lichtrauchbraun mit roströtlichem Anfluge, unterseits schmutzig weißlich, die einzelnen Haare zweifarbig, an der Wurzel bräunlichschwarz, an der Spitze heller, die verhältnismäßig dünnhäutigen, durchscheinenden Ohren und Flughäute lichtgraubraun, junge Tiere mehr aschgrau gefärbt.

Vom Anfange des März bis in den Oktober wird man das Mäuseohr an geeigneten Orten kaum vermissen und an seinem unbeholfenen, flatternden, meist geradeaus gehenden oder doch nicht in raschen Zickzacklinien sich bewegenden Fluge auch leicht erkennen. Es bewohnt ebensowohl das Gebirge, in welchem es bis zu 1200 m über dem Meere emporsteigt, hält sich übertags gern unter den Dächern alter, großer und stiller Gebäude, in Schlössern, Kirchen, Rathäusern, bisweilen auch in altem Mauerwerke oder in ausgedehnten Gewölben, seltener in Gruben und Höhlen auf, hier in zahlreichen Gesellschaften mit seinesgleichen oft dicht gedrängt in förmlichen Klumpen nebeneinander hängend, andere Fledermausarten dagegen nicht neben sich duldend, beziehentlich mit räuberischen Gelüsten bedrohend. Auf dem Speicher der Spitalkirche in Wetzlar sind diese Tiere, laut Koch, im Sommer so massenhaft beisammen, daß der Kot fußhoch sich anhäuft, ja daß dieser schon in Wagenladungen als Dünger abgefahren werden konnte. Im Herbste findet man sie nicht mehr vor, und sie kehren erst nachdem die Jungen mit den Alten fliegen dahin zurück. Im Winter suchen die Mäuseohren Gewölbe, Höhlen und Bergwerke zu ihrem Aufenthalte auf. Wo es viele Bergwerke gibt, wie bei Dillenburg, Herborn an der Lahn, in Westfalen &c., trifft man sie im Winter über das ganze Gebiet verbreitet und daher vereinzelt an, selten daß man ihrer zwei oder drei in einem Klumpen findet, während sie in Gegenden, wo zum Winterschlafe geeignete Stellen seltener sind, sich mehr zusammenziehen und zu Klumpen von 30—50 Stücken und mehr gesellen. Während des Winterschlafes ziehen sie sich ziemlich weit in die hinteren Räume der Bergwerke, Höhlen und Gewölbe zurück und hängen sich hier in der Regel frei an, obwohl es ebenfalls vorkommt, daß sich einzelne, gewöhnlich Weibchen, in Ritzen und Spalten einzwängen. Ihre Bissigkeit und Zanksucht vertreibt meist alle kleineren Fledermäuse, mit Ausnahme der Blutsauger; die Schwächlinge haben aber auch allen Grund, sie zu meiden, da sie, wie Koch an Gefangenen beobachtete, kleinere Arten durch Beißen töten und Teile von ihnen auffressen.

Gegen Ende des Frühjahres wirft das Weibchen in der Regel ein einziges Junge, in seltenen Fällen deren zwei, schleppt dasselbe anfangs mit großer Zärtlichkeit umher, macht

sich aber bald von ihm frei, um so mehr, als die Entwickelung des Jungen außerordentlich rasch vor sich geht und es schon vor Beginn des Winterschlafes nicht mehr von den Alten unterschieden werden kann. Bei anhaltend mildem Wetter erwachen auch die winterschlafenden Mäuseohren und rühren sich, wagen sich jedoch niemals ins Freie, ebensowenig als man sie im Sommer bei kaltem, unfreundlichem Wetter fliegen sieht. Selbst bei günstiger Witterung erscheinen sie erst nach eingetretener Dämmerung im Freien.

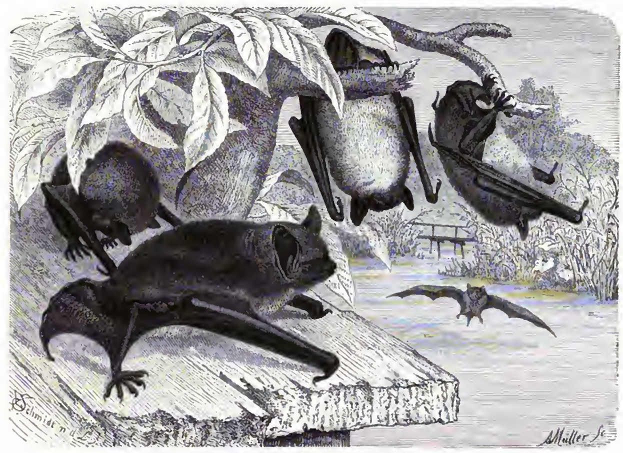
„Der Breite der Flügelfittiche entsprechend", sagt Altum, „ist ihr Flug gemächlich, man kann fast sagen matt, unbeholfen, krähenartig. Mit weitausholendem Schlage rudert sie in gerader Richtung, ohne auffallend geschickte scharfwinkelige Wendungen zu machen, über breite, beiderseits von starken Wallhecken begrenzte Fahrwege, in nicht zu schmalen Alleen, auf freien Plätzen in der Stadt, über breite Straßen auf und ab, 5, 6—8 m über dem Boden. Sie scheint nie Eile zu haben, während andere ihres Geschlechtes sich vor geschäftiger Hast kaum zu lassen wissen. Das Jagdgebiet, welches sie so abstreicht, scheint etwa 5 Minuten lang zu sein. Draußen habe ich sie nie anders als in der Nähe der Stadt oder unweit ausgedehnter Hofgebäude großer Güter angetroffen. Sogar den Waldrand scheint sie durchaus zu vermeiden, wie ihr ebenso alle kleinlichen Verhältnisse, enge Gäßchen, kleine Winkel, niedriges Gebüsch und Gesträuch zuwider sind. Sie liebt es überhaupt nicht, an Gebäuden, Baumreihen ꝛc. ganz nahe vorbeizustreichen, sondern hält sich fast stets etwas entfernt von ihnen im Freien, schwingt sich demnach auch nicht niedrig über Dächer, schwenkt nicht um eine Ecke, sondern folgt mehr der Mitte der breiten Straßen. Trotz ihres ruhigen, einförmigen Flügelschlages fördert ihr Flug doch ebenso rasch wie der der Zwergfledermaus. Sie scheint von allen das zarteste Gefühl, beziehentlich Gehör zu haben und deshalb im stande zu sein, schon in einer bedeutenderen Entfernung auf ihre Beute geradeswegs loszusteuern, so daß sie nicht in Verlegenheit kommt, unvermutet, fast unmittelbar in deren Nähe gelangend, durch plötzliche, jähe Seitenwendungen sie erhaschen zu müssen. Ich habe gesehen, wie sie auf wenigstens 3 m Entfernung fast unvermerkt nach einem Maikäfer sanft zur Seite abbog; es würde auch sonst unerklärlich sein, wie sie im stande wäre, eine Menge viel schneller als Maikäfer fliegende Kerbtiere, namentlich Nachtschmetterlinge, welche sie erwiesenermaßen häufig verzehrt, bei ihrem eintönigen Fluge zu erbeuten."

Gefangene Mäuseohren dauern, laut Koch, sehr gut aus, gewöhnen sich sogar an Fleischnahrung, sind aber unangenehme Zimmergenossen und scheinen wohl vertraut, aber nicht leicht zahm werden zu wollen.

Die mit Querlinien versehenen kürzeren Ohren, welche angedrückt nicht über die Schnauzenspitze hinausreichen, und die, wenn auch nicht regelmäßig vorkommende Behaarung der Schwanzflughaut, welche in der Regel zwar am Hinterrande kahl, ausnahmsweise aber mit einzelnen sehr entfernt stehenden Härchen besetzt ist, unterscheiden die Untergattung der Wasserfledermäuse (Brachyotus) von den Mäuseohren, denen sie sonst, namentlich in der Zusammensetzung des Gebisses, ähneln.

Eine der gemeinsten Arten dieser Gruppe, die Wasserfledermaus oder das Rotkurzohr (Vespertilio [Brachyotus] daubentonii, Myotus daubentonii, Vespertilio schinzii, aedilis, emarginatus, volgensis, Leuconoë daubentonii), klaftert bei 8,5 cm Gesamt- oder 4,7 Leibes- und 3,8 cm Schwanzlänge 23—24 cm, ist an ihren kurzen Ohren mit länglich schmalem Deckel und dem Fehlen des Sporenlappens leicht von anderen Fledermäusen ähnlicher Größe zu unterscheiden und sieht auf der Oberseite rötlichgraubraun, unten trübweiß aus. Die dünnhäutigen Flughäute und die Ohren sind graubraun, letztere an der Wurzel etwas heller. Das zweifarbige Haar hat an der Wurzel schwarze, an der Spitze lichtgraubraune, unten weiße Färbung.

Wie es scheint, bewohnt die Wasserfledermaus fast ganz Europa und einen Teil Asiens. Man trifft sie in Deutschland, Schweden, Finnland, dem ganzen östlichen Frankreich, Ungarn, Sizilien, Sardinien, dem mittleren Rußland und im Ural an. In Gebirgsgegenden steigt sie ziemlich hoch empor, am Harz bis etwa 600, in den Alpen bis gegen 1200 m über Meer. In wasserreichen Gegenden fehlt sie nirgends, und hier und da tritt sie außerordentlich häufig auf. Sie erscheint im Frühjahre schon im Anfange des März und treibt sich bis Ende Oktober außerhalb ihrer Winterherberge umher. Zu letzterer wählt sie ebensowohl hohle Bäume wie Gewölbe, Gruben, Felsenhöhlen und zerfallene Gebäude über der Erde, sucht sich aber in Kalkhöhlen und alten Stollen mit Vorliebe die hintersten Stellen



Wasserfledermaus (Vespertilio daubentonii). Natürl. Größe.

aus und hängt hier entweder frei oder verkriecht sich in Gesteinwinkeln und Ritzen. Überall, wo sie häufig vorkommt, lebt sie gesellig, und nur in wasserarmen Gebirgsgegenden begegnet man ihr einzeln. Bei ihren Jagden kommt sie mit dem ersten Beginnen der Abenddämmerung zum Vorscheine, eilt ihrem vom Schlafplatze manchmal ¼ Stunde weit entfernten Jagdgebiete, irgend einem Gewässer, zu und treibt sich nun raschen Fluges über demselben umher. Im Münsterlande ist sie, laut Altum, auf allen nur nicht zu kleinen und nicht mit Schilf und anderen hohen Wasserpflanzen bewachsenen Gewässern, stehenden wie fließenden, eine ganz gewöhnliche Erscheinung; in der Mark, zumal in der Nähe von Berlin, tritt sie in außerordentlicher Anzahl auf und gehört auch hier unbedingt zu den gemeinsten Arten ihrer Ordnung. „Große Hausteiche", sagt Altum, „mit angrenzendem alten, zerfallenen Mauerwerke oder noch besser mit daran stoßenden Baumgärten scheinen ihre Lieblingsreviere zu bilden. Ihr Flug ist keineswegs unbeholfen, vielmehr sehr rasch und gewandt. Flattert sie bei schon vorgerückter Dämmerung über solche Stellen, welche

durch das Spiegelbild der angrenzenden, im Schatten stehenden größeren Gegenstände, als Mauerflächen, Baumgruppen, ganz dunkel erscheinen, so hebt sie sich als weißlichgraue wirre Schattengestalt von der dunkeln Wasserfläche ab. Sie jagt nach Kerbtieren stets so niedrig über dem Wasser, daß ihr Spiegelbild kaum handbreit von ihr entfernt ist. Befinden sich Brücken über dem Wasser, so überfliegt sie dieselben, um mit ihren Revierteilen zu wechseln, nur äußerst selten; fast ohne Ausnahme schwirrt sie unten durch die Bogen der Brücken, selbst dann, wenn dort mit Menschen angefüllte Kähne sich befinden. Sie ähnelt in dieser Hinsicht der Zwergfledermaus, welche auch gern unten durch Thorwege und offene Hallen fliegt, sucht kleinere Stellen, etwa die Winkel zusammenstoßender Gebäude auf der Wasserfläche, ebenso emsig ab wie jene den Hofraum, begibt sich nach etwa 5 Minuten zu einer anderen Stelle und kehrt nach einiger Zeit zur ersten zurück." Von ihrem Jagdfluge ermüdet, hängt sie sich zur vorübergehenden Ruhe gern an die Zweige der im Wasser stehenden Bäume und vorspringende Mauerwerke, wo man sie oft reihenweise sitzen sehen kann; sie bethätigt ihre Geselligkeit also auch in dieser Hinsicht.

*

Die Gattung der Abendflatterer (Vesperugo), welche man gleichfalls in verschiedene Untergattungen zerfällen kann, kennzeichnet sich durch voneinander getrennte, vorn abgerundete, verhältnismäßig kurze, dickhäutige, fleischige, dunkelfarbige Ohren mit breiten, abgerundeten, auf der Innenseite ausgeschnittenen, außen winkelig vorspringenden Ohrendeckeln, schlanke, ziemlich lange, dickhäutige Flügel mit Sporenlappen und etwas mehr als leibeslangen Schwanz. Das Gebiß besteht aus 32—34 Zähnen und zwar oben 2 Vorderzähnen in jedem Zwischenkieferaste, unten 6 geschlossenen Schneidezähnen und außer den Eckzähnen oben jederseits 1 oder 2 einspitzigen und 3 vielspitzigen, im Unterkiefer 2 einspitzigen und 3 vielspitzigen Backenzähnen.

Das teilnahmswerteste Mitglied der Untergattung der Bergflatterer (Meteorus), welche sich durch 32 Zähne und den oben etwas verbreiterten, mit der Spitze nach vorn gerichteten Ohrdeckel kennzeichnet, ist die Umber- oder Wanderfledermaus (Vesperugo [Meteorus] nilssonii, Vesperus und Aristippe nilssonii, Vespertilio borealis und brachyotus), eine mittelgroße Art von 10 cm Leibes- bei 4,5 cm Schwanzlänge und 26 cm Flugweite, oberseits dunkelschwarzbraun, unterseits etwas heller, in der Jugend dunkler und unreiner als im Alter gefärbt. Die dickhäutigen Ohren und Flughäute sind dunkelbraunschwarz, die Haare überall zweifarbig, an der Wurzel dunkelschwarzbraun, an der Spitze lichtbraungelblich, unterseits fahlbräunlich. „Die lichten Haarspitzen der Oberseite", sagt Blasius, „liegen wie ein lichter Goldreif auf dem schwarzbraunen Grunde und geben dem Pelze ein eigentümliches Ansehen.

„Diese Art hat eine eigentümliche Verbreitung. Nilsson erhielt sie von den Höhen der Skandinavischen Halbinsel und vermutet, daß sie bis in die Nähe des Polarkreises hinauf vorkomme. Ich habe sie im nördlichen Rußland, wo sie bis in die Nähe des Weißen Meeres vorzudringen scheint, und aus dem mittleren Ural und Altai erhalten; auch ist sie in Petersburg, in Finnland, den Ostseeprovinzen und in Kopenhagen beobachtet worden." Blasius meinte, daß die einzigen Standorte in Deutschland der Harz und Ostpreußen seien, und daß unsere Fledermaus im Harzgebirge die Südgrenze ihres Verbreitungsgebietes erreiche; Kolenati aber fand sie auch in Mähren und Schlesien, in Oberfranken und anderen Gegenden Bayerns vor, und Blasius selbst erhielt sie später aus den Alpen. „Ihre nordische Natur", fährt letzterer fort, „bewahrt sie auch darin, daß sie nur die Höhen, nirgends die Ebenen am Fuße der Gebirge bewohnt. Sie kommt kurz nach Sonnenuntergang zum Vorscheine und fliegt an Waldrändern, lichten Waldstellen, doch auch gern in der Nähe der

Häuser und in den Straßen umher und verläßt ihr Jagdrevier erst in der Morgendämmerung wieder, hat große Ausdauer und Gewandtheit im Fluge, bewegt sich rasch und mit leichtem Flügelschlage und stürzt oft mit plötzlichen Wendungen auf ihren Raub los. Keine der einheimischen Arten ist so wenig empfindlich gegen Wind und Wetter." Zu ihrem Winteraufenthalte sucht sie geschützte Winkel und Löcher in Häusern, besonders in Holzgebäuden, auf, hängt sich aber, laut Kolenati, nicht auf, sondern zwängt sich in Ritzen ein, aus denen nur die Schnauzenspitze hervorragt. Der Winterschlaf scheint fast ununterbrochen zu sein, obwohl sie im Frühjahre mit dem ersten milden Tage wieder zum Vorscheine kommt. Nach den bis jetzt gegen Ende Mai und Anfang Juni erhaltenen Weibchen muß man schließen, daß sie in der Regel zwei Junge zur Welt bringt.

„Nach dem", schließt Blasius, „was ich über diese Art im Norden von Rußland, wo sie die einzige vorkommende Fledermaus ist, erfahren habe, scheint sie, gleich den Zugvögeln, mit ihrem Aufenthalte für verschiedene Jahreszeiten auf große Entfernungen hin zu wechseln. Daran, daß sie von der Breite der Ostseeprovinzen bis in die Nähe des Weißen Meeres ziemlich überall verbreitet ist, scheint man nicht zu zweifeln; doch sieht man sie im Frühjahre und zu Anfange des Sommers nirgends in den nördlichen Gegenden ihres Verbreitungsbezirkes. Darin stimmen die Aussagen der Nordrussen und meine eigenen Beobachtungen vollkommen überein. Ich habe im Norden von Rußland manche Nacht im Freien zugebracht und nie eine Fledermaus gesehen, obwohl mir aus denselben Gegenden im Spätsommer gefangene Tiere zugeschickt wurden. Erst im August, mit dem Eintritte der längeren, dunkleren Nächte, wird sie in den nördlichen Breiten sichtbar. Es scheint, als ob die tageshellen kurzen Juni- und Julinächte einen früheren Aufenthalt im Norden nicht zuließen, dagegen diese Tiere teilweise in der zweiten Hälfte des Sommers, nachdem die Jungen hinreichend erwachsen sind, wandernd an die Nordgrenze ihrer Verbreitung hinaufziehen. Daß dabei Länderstrecken von 10 Breitengraden durchzogen werden, scheint klar zu sein. Außer dem Renntiere, das fast dieselben nördlichen Gegenden bewohnt, ist kein Säugetier bekannt, welches regelmäßig jährlich so große Strecken durchwandert."

Zu der Untergattung der Buschsegler oder Zwergfledermäuse (Nannugo) zählt man die kleinsten Mitglieder der Familie. Sie bilden eine weit über die Erde verbreitete, in zahlreichen, noch wenig bekannten Arten vorkommende Gruppe und kennzeichnen sich durch das Gebiß, schlanken Flügelbau, welcher schnelle und mannigfaltige Flugbewegungen und große Ausdauer zuläßt, sowie durch Eigenheiten des Ohrbaues. Das Gebiß besteht wie bei anderen Verwandten aus 4 durch eine Lücke getrennten Schneidezähnen im Oberkiefer, 6 Vorderzähnen im Unterkiefer, 1 Eckzahne, 1 Lück- und 4 Backenzähnen in jedem Kiefer oben und unten, so daß es also aus 34 Zähnen zusammengesetzt wird. Der Ohrendeckel ist nach oben verschmälert, mit der Spitze nach innen gerichtet und erreicht seine größte Breite in der Mitte. Der Schwanz wird von der Flughaut umschlossen.

Das kleinste Mitglied der Gruppe, das kleinste europäische Flattertier überhaupt, ist die Zwergfledermaus (Vesperugo [Nannugo] pipistrellus, Vespertilio pipistrellus, pygmaeus und nigricans). Ihre Gesamtlänge beträgt nur 6,7 cm, wovon der Schwanz 3,1 cm wegnimmt; die Fittiche klaftern 17—18 cm. Der in der Färbung wechselnde Pelz ist oben gelblichrostbraun, auf der Unterseite mehr gelblichbraun, das zweifarbige Haar an der Wurzel dunkler, an der Spitze fahlbräunlich. Die dickhäutigen Ohr- und Flughäute haben dunkelbraunschwarze Färbung.

Die Zwergfledermaus bewohnt fast ganz Europa und den größten Teil von Nord- und Mittelasien; ihr Verbreitungsgebiet reicht von Skandinavien und Spanien bis Japan. In Rußland und Skandinavien findet man sie, laut Blasius, noch gegen den 60. Grad

nördlicher Breite. In England, Frankreich, Deutschland, Ungarn, Spanien, Sizilien und Griechenland scheint sie nirgends zu fehlen, am häufigsten aber doch in Mitteleuropa, insbesondere in Deutschland, aufzutreten, da sie hier als die gemeinste Art betrachtet wird. In Berggegenden steigt sie bis zur oberen Grenze des Waldgürtels, in den Alpen etwa bis zu 2000 m Gebirgshöhe empor. Selbst auf vielen dem Festlande benachbarten Inseln fehlt sie nicht. In Deutschland gibt es keine Stadt, kein Dorf, ja fast kein Hofgut, auf welchem man sie nicht anträfe. Während der Tagesruhe findet man sie in Schlupfwinkeln unter Dächern, in Mauer- und Balkenritzen, Gewölben, in Baumlöchern, unter der Rinde alter Bäume



Zwergfledermaus (Vesperugo pipistrellus). Natürl. Größe.

oder unter Holzgetäfel, Bildern zc., selbst in den Ästen dichtbelaubter Bäume, Epheuranken und an ähnlichen Orten. Im Schlosse zu Weilburg sitzt sie, laut Koch, immer in den gläsernen Laternen der Gänge, entweder einzeln oder in Gruppen; in alten Eichen kriecht sie zuweilen in die Bohrlöcher der Hirschkäfer, Larven und großen Bockkäfer: kurz, jede ihr irgendwie zufluchtgewährende Stelle wird von ihr ausgenutzt. Für den Winter wie zur sommerlichen Ruhe sucht sie sich ähnliche Örtlichkeiten, zeigt sich auch hierbei nicht gerade wählerisch, da sie besser als alle übrigen Verwandten der Unbill der Witterung widersteht. Später als sämtliche deutsche Fledermäuse zieht sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, und früher als jede verwandte Art erscheint sie wieder im Freien, verläßt ihre Schlafstätten sogar sehr oft im Winter und treibt sich jagend nicht allein in geschützten Räumen, sondern auch im Freien umher. Unter allen Umständen gesellig, schart sie sich während des Winterschlafes oft zu mehreren Hunderten bis Tausenden, welche große Klumpen bilden, vereinigt sich auch wohl mit Verwandten, gleichviel, ob diese ebenso stark oder stärker als sie sind

Je nach der Jahreszeit kommt die Zwergfledermaus früher oder später in ihrem Jagdgebiete zum Vorscheine. Altum hat hierüber ausführliche Beobachtungen angestellt und versichert, daß ihre Pünktlichkeit im Erscheinen den Fluganfang bei gleich günstiger Witterung fast nach Minuten bestimmen läßt. An heiteren, hellen, mehr oder minder gleichmäßig warmen Abenden beginnt der Flug unserer Fledermaus

am 20. Januar	um 4	Uhr	30	Minuten	am 11. Juli	um 9	Uhr 15	Minuten
= 20. Februar	= 5	=	15	=	= 20. =	= 8	= 45	=
= 3. März	= 5	=	45	=	= 15. August	= 8	= —	=
= 23. =	= 6	=	30	=	= 2. September	= 7	= 25	=
= 17. April	= 7	=	20	=	= 20. =	= 6	= 45	=
= 29. Mai	= 8	=	25	=	= 10. Oktober	= 6	= —	=
= 6. Juni	= 8	=	35	=	= 1. November	= 5	= —	=
= 25. =	= 9	=	25	=	= 22. =	= 4	= 25	=

„Es ist selbstverständlich", bemerkt der Beobachter hierzu, „daß die Witterung wohl nur selten an den Abenden in den verschiedenen Jahreszeiten ganz gleichmäßig ist, ebenso, daß ich nicht behaupten kann, stets die ersterwachte Fledermaus gesehen zu haben. Im allgemeinen sind jedoch meine Angaben, welche ich mit der Uhr in der Hand an Ort und Stelle niedergeschrieben habe, richtig, die meisten genau."

Der Flug der Zwergfledermaus zeichnet sich durch große Gewandtheit aus, erscheint jedoch der geringen Größe des Tieres entsprechend, wie Altum passend sich ausdrückt, kleinlich behende. Die Höhe ihres Fluges ist nach Angabe dieses Beobachters sehr verschieden. Sie jagt vorübergehend niedrig über dem Wasserspiegel kleiner Teiche umher, huscht häufiger zwischen den Stämmen von Baumgruppen hindurch und flattert, namentlich an heiteren Abenden, in einer Höhe von 15—20 m. In der Stadt, wo sie sehr zahlreich auftritt, hält sie meist die Höhe des zweiten Stockwerkes inne. Auf den Straßen fliegt sie nicht eine größere Strecke in der Mitte derselben, sondern vorzugsweise nahe bei den Gebäuden auf und nieder, schwirrt aber nicht über die höheren Dächer hinweg. Auf dem Lande ist sie bei jedem Gehöfte oder doch nicht weit von demselben entfernt anzutreffen. Auf den Hofräumen der Landgüter treibt sie sich stets umher, die Winkel und Ecken der Gebäude, Innenräume der offenen Böden und Stallungen planmäßig absuchend. Gern auch fliegt sie in offene, erleuchtete Zimmer, und unter Umständen können binnen wenigen Minuten hier 20—30 Stück sich sammeln. „Vielleicht", sagt Altum, „ist es Zufall, daß sie diesen Zimmern Besuche in Masse, zuweilen an denselben Abenden an verschiedenen Stellen macht. Eines Tages wurde mir von drei Stellen mitgeteilt, daß am vorhergehenden Abende eine große Menge Zwergfledermäuse plötzlich das erleuchtete Zimmer belebt hätten." Niemals aber begibt sie sich in niedrige und kleine Stuben, sondern stets nur in größere Säle und dergleichen. Dagegen vermeidet sie baumlose, freie Plätze oder zieht doch nur vorübergehend über diese weg.

Die Begattung, welche Koch an Gefangenen beobachtete, geschieht in der oben geschilderten Weise unter merklicher Teilnahmlosigkeit der sonst gegenwärtigen Männchen. Im Mai bringen sie zwei, seltener nur ein einziges Junges zur Welt; Ende Juni oder im Juli sieht man die schon wohl entwickelten Kinderchen vereint mit ihren Müttern fliegen und kann sie, auch abgesehen von der Größe, noch sehr wohl von den Alten unterscheiden. Während diese sich in den mannigfaltigsten, gewandtesten Wendungen regen, flattern die Jungen, laut Altum, mit schnurrendem, rauschendem, aber wenig förderndem Flügelschlage in mehr oder weniger gerader Richtung fort, so daß ihr Flug eine auffallende Ähnlichkeit mit dem eines Tagschmetterlings erhält.

Zwergfledermäuse lassen sich bis zu einem gewissen Grade zähmen, halten wenigstens in der Gefangenschaft ziemlich gut aus, nehmen Milch an, fangen die ihnen vorgeworfenen

lebenden Kerbtiere und finden sich nach und nach darein, auch getötete, und selbst rohes und gekochtes Fleisch zu genießen. „Wir haben", erzählt Koch, „einmal eine große Anzahl ziemlich am Ende des Winterschlafes in einen besonders dazu hergerichteten Behälter gesetzt und auf die angegebene Weise gefüttert. Im Anfange war die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß; diejenigen aber, welche die erste Zeit überlebt hatten, hielten später lange und gut aus, bis wir unseren Zweck erreicht hatten und sie wieder in Freiheit setzen konnten. In diesem Behälter hatten wir eine Zwischenwand von engem Drahtgeflechte angebracht, um die Geschlechter getrennt zu halten. Diese wurde zur Zeit, in welcher wir die Tiere durch einen hellen Glasdeckel beobachteten, gehoben, danach wieder niedergelassen und die Geschlechter von neuem getrennt. Es währte über 3 Wochen, ehe es uns gelang, eine Begattung wahrzunehmen. Endlich beobachteten wir sie bei zwei verschiedenen Paaren an zwei aufeinander folgenden Abenden. Die begatteten Weibchen trennten wir von der übrigen Gesellschaft, um den weiteren Verlauf der Tragzeit zu beobachten; beide aber starben leider schon nach wenigen Tagen."

Mehr als andere Flattertiere wird die Zwergfledermaus von allerlei Feinden bedroht. Man findet ihre Schädelreste in den Gewöllen verschiedener Tag- und Raubvögel, und nach Koch ist es namentlich der Turmfalke, welcher ihr nachstellt und sie jeder anderen Nahrung vorzuziehen scheint. Auch Marder, Iltis und beide Wiesel nehmen gar manche weg, und selbst die Mäuse arbeiten sich im Winter zu den Aufenthaltsorten unserer Flattertiere durch, überfallen sie und fressen sie auf. Der „schrecklichste der Schrecken" für das in hohem Grade nützliche Tier, welches in unmittelbarer Nähe unserer Wohnungen unter den so schädlichen Motten, den Stechfliegen und anderen lästigen Kerfen aufräumt, ist leider „der Mensch in seinem Wahn", der ungebildete, rohe, teilnahmlose Nichtkenner seiner besten Freunde, welcher aus Unverstand und Mutwillen die niedlichen, harmlosen und wohlthätigen Geschöpfe oft zu Hunderten freventlich umbringt.

Von den Buschseglern unterscheidet sich die Untergattung der Waldfledermäuse oder Waldsegler (Panugo) nur durch untergeordnete Merkmale. Das Gebiß beider stimmt vollkommen überein; der Ohrdeckel der Waldfledermäuse aber ist nach oben erweitert und erreicht seine größte Breite über der Mitte. Die Flughäute sind unterseits längs des ganzen Armes und um die Wurzel des fünften Fingers dicht behaart, während bei den Zwergfledermäusen nur in der Nähe des Rumpfes eine schwache Behaarung sich zeigt.

Als Vertreter dieser Gruppe gilt der Abendsegler oder die früh fliegende Fledermaus (Vesperugo [Panugo] noctula, Vespertilio noctula, proterus, lasiopterus, ferrugineus, macuanus), eine der größten europäischen Arten von 11 cm Leibeslänge, wovon fast 4 cm auf den Schwanz zu rechnen sind, und 37 cm Flugweite, oben und unten mit einfarbigen, gleichmäßig rötlichbraunen, in der Jugend trüben Haaren bekleidet, auf den dickhäutigen Ohren und Flughäuten dunkelschwärzlichbraun gefärbt.

Der Abendsegler kommt von Norddeutschland und England an in ganz Europa vor, findet sich selbst im nordöstlichen, ja sogar im südlichen Asien, verbreitet sich also über einen großen Teil der Alten Welt, liebt aber mehr das Flachland und weite Thäler als bergige, hochgelegene Gegenden und tritt deshalb innerhalb seines Verbreitungsgebietes nur stellenweise in größerer Häufigkeit auf. Zur vorübergehenden Tagesruhe verbirgt er sich, laut Koch, am liebsten in Baumritzen, Spechtlöchern, Ställen, nicht betretenen Waldhäuschen und kleinen Schlupfwinkeln, welche man, wenn sie im Innern hohler Bäume liegen, daran erkennt, daß der Eingang glatt und fettig ist und einen eigentümlich unangenehmen Geruch bemerkbar werden läßt. Ähnliche Aufenthaltsorte wählen unsere Fledermäuse auch zu ihrem Winterschlafe, ziehen sich jedoch zu dieser Zeit ebenso nach Gebäuden, namentlich

Kirchenböden, alten, unbewohnten Schlössern und dergleichen Orten, zurück, wo sie dann, oft zu Hunderten in dicken Klumpen, dachziegelartig aufeinander hängen, falls sie nicht eine wirkliche Wanderschaft antreten. Kolenati beobachtete, daß die Abendsegler an der Donau zu Tausenden westwärts zogen, und Koch fügt dem hinzu, daß in den gebirgigen Teilen Süddeutschlands sie im Herbste zu verschwinden und erst gegen die Mitte des Sommers dahin zurückzukommen pflegen. „Im Winter haben wir den Abendsegler niemals beobachtet, obgleich wir seit Jahren uns genau mit Hilfe der Köhler und Holzsteller nach ihnen umgesehen haben, während im Juli und August diese an ihrem Fluge leicht kenntliche Fleder-



Abendsegler (Vesperugo noctula) Natürl. Größe.

maus in den gleichen Gegenden eine seltene Erscheinung ist.“ An anderen Orten Deutschlands aber und selbst im Norden hat man sie während des Winters gefunden. Sie schart sich um diese Zeit mehr oder weniger massenhaft zusammen, vereinigt sich auch mit verwandten Arten, obwohl gerade sie keineswegs verträglich ist. Der Winterschlaf beginnt ziemlich früh und dauert ununterbrochen fort bis spät in das Frühjahr, welche Erscheinung mit ihrem gegen Kälte und rauhe Witterung sonst so unempfindlichen Wesen in einem gewissen Widerspruche steht. Auch die Fortpflanzung fällt in die späteren Frühlingsmonate; die beiden Jungen, welche das Weibchen wirft, lassen daher auch noch bei Beginn des Winterschlafes leicht von den Alten sich unterscheiden.

Unter allen einheimischen Fledermäusen ist die Abendfledermaus die kräftigste; sie fliegt am höchsten und kommt abends am ersten zum Vorschein. Nicht selten sieht man sie schon einige Stunden vor Sonnenuntergang und, falls man so sagen darf, oft genug im Kampfe mit Raubvögeln. Durch ihre schnellen Wendungen weiß sie aber fast allen Angriffen sehr

geschickt zu entgehen; nicht einmal der behende Baumfalke (Falco subbuteo), welcher doch sogar die Schwalben fängt, vermag ihr beizukommen. Man darf unter allen Fledermäusen sie die gewandteste nennen. „Mit raschen, fast zitternden Flügelschlägen“, sagt Altum, „umschwirrt sie fast unheimlich schnell die höchsten Baumwipfel, bald hierhin, bald dorthin sich schwenkend, bald in größeren Zickzacklinien ein Kerbtier verfolgend, bald ohne Flügelschlag mehrere Fuß weit fortschießend, bald wie im Gaukelspiele gleichfalls um einige Fuß sich herabstürzend, um sofort wieder mit dem augenblicklich unterbrochenen Fluge fortzufahren.“ Ihre Nahrung besteht in den verschiedensten Kerbtieren aller Art, und auch sie zählt zu den nützlichsten unserer Säugetiere. Von Feinden wird sie weniger heimgesucht als ihre Verwandten; doch fand man im Gewölle der Schleiereule auch ihren Schädel vor. Verderblicher als lebendes Getier wird ihr der Winter: Altum versichert, daß er sie häufiger als alle anderen Arten erfroren gefunden habe.

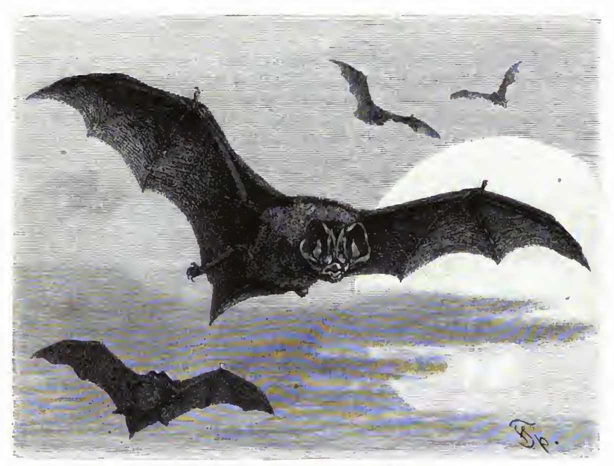
*

Gewissermaßen ein Übergangsglied von den Glatt- zu den Blattnasen bildet die Gattung der Breitohren (Synotus), kaum weniger absonderlich aussehende Geschöpfe, als die Blattnasen es sind. Die über dem Scheitel miteinander verwachsenen Ohren verleihen dem Gesichte einen eigentümlichen Ausdruck. Ihre Außenränder erstrecken sich über den ganzen Mundwinkel hinaus nach vorne vor und enden zwischen Auge und Oberlippe; der Innenrand ist ziemlich gleichmäßig gerundet und von der Mitte an etwas stärker nach außen gebogen, der Außenrand tief ausgebaucht, der fast gerade Ohrdeckel von der Wurzel an stark verschmälert und im Grunde des Außenrandes mit deutlich vorspringenden Zähnen versehen. Die Flügel kennzeichnen sich durch ihre Schlankheit und Länge; das Sporenbein an der Ferse des Hinterfußes trägt einen abgerundeten, nach außen vorspringenden Hautlappen. Der Schwanz ist etwas länger als der Leib. Im Gebiß finden sich 34 Zähne und zwar in jedem Kieferaste des Oberkiefers 2 durch eine Lücke getrennte Vorderzähne, im Unterkiefer 6 geschlossene Schneidezähne, außerdem in jedem einzelnen Kiefer hinter den starken Eckzähnen 2 einspitzige und 3 vielspitzige Backenzähne oder 1 Lückzahn und 4 Backenzähne.

Die Mopsfledermaus (Synotus barbastellus, Vespertilio barbastellus, Barbastellus communis, daubentonii) ist 9 cm, ihr Schwanz 5 cm lang und klaftert 26 cm. Die Oberseite des Pelzes hat dunkelschwarzbraune, die Unterseite etwas heller graubraune, das einzelne Haar an der Wurzel schwarze, an der Spitze fahlbraune Färbung, die dickhäutigen Flughäute und Ohren sehen schwarzbraun aus.

Man kennt die Mopsfledermaus, laut Blasius, aus England, Frankreich, Italien, Deutschland, Schweden und der Krim. „Auch habe ich sie“, sagt unser Gewährsmann, „in Ungarn und im mittleren Rußland beobachtet und an den Alpen an verschiedenen Punkten bis zu den letzten Sennhütten hinauf angetroffen. So kommt sie am St. Gotthard, im Ötz- und Fassathale, in den Tauern und Julischen Alpen vor; auch im Harz ist sie bis zu den höchsten bewohnten Punkten nicht selten.“ Nach Koch liebt sie besonders Gebirgsgegenden und sehr waldreiche Orte, tritt aber niemals gesellig auf und hängt sich auch während des Winterschlafes nur ausnahmsweise zu zweien oder dreien zusammen, obgleich sie sehr verträglich ist und weder mit ihresgleichen hadert, noch andere Fledermausarten stört oder durch diese sich stören läßt. Zur vorübergehenden Tagesruhe verbirgt sie sich am liebsten in Mauerritzen, seltener hängt sie sich frei an dunkeln Stellen von Felswänden oder in Gewölben und dergleichen Orten an. Nach Kolenati ist es wahrscheinlich, daß auch sie wandert, da sie in einzelnen Wintern an Orten, welche sie während des Sommers in ziemlicher Anzahl bewohnt, nur selten gefunden wird. Der Winterschlaf der Mopsfledermaus beginnt, laut Koch, erst bei vorgerückter, winterlicher Jahreszeit, mitunter tief

im November, ist ein sehr leichter und unterbrochener und endet schon sehr früh, bei Beginn der ersten warmen Tage im Monat März oder schon Ende Februar. Bei anhaltendem Froste hält sie sich allerdings länger in ihrem Verstecke, ohne aber in der eigentlichen Bewußtlosigkeit des Winterschlafes zu verharren. Am liebsten bezieht sie alte Gewölbe, Keller, Kasematten, Burgverließe, Bergwerke und Felsenhöhlen, wogegen sie zu Kalkhöhlen keine besondere Neigung zu haben scheint und diese nur aufsucht, wenn keine andere, bessere Gelegenheit in der Nähe ist. Während des Winterschlafes hängen sie meist an den Hinterbeinen mit dem Kopfe nach unten; jedoch mehr an den Seitenwänden als an der Decke,



Mopsfledermaus (Synotus barbastellus). Natürl. Größe.

dort mit den Vorderbeinen eine Stütze bildend, die Männchen meist ganz frei, die Weibchen zurückgezogen in Spalten. Weder in Gewölben noch in Bergwerken oder Höhlen geht die Mopsfledermaus weit in die Tiefe, wird vielmehr gewöhnlich gleich am Eingange, mitunter so nahe zu Tage gefunden, daß sie sowohl der Frost wie das Tageslicht erreicht. Koch hat sie wiederholt an solchen Orten angetroffen, wo sie, eingeschlossen von tropfsteinartigen Eiszapfen, in flachen Vertiefungen der Mauern hing. Bei gelindem Wetter unternimmt sie in ihren Herbergen kürzere Ausflüge und jagt dann namentlich auf Schmetterlinge, welche hier ebenfalls überwintern.

Im Sommer stellt sich die Mopsfledermaus im Freien ein, wenn kaum die Dämmerung begonnen hat, bei guter Witterung ebensowohl wie bei Sturm und Regen, fliegt dann meist an Waldrändern und in Baumgärten, seltener zwischen den Gebäuden der Dörfer umher und richtet ihre Jagd hauptsächlich auf kleine Schmetterlinge. Sie fliegt sehr hoch und rasch in mannigfaltigen Biegungen und jähen Wendungen, nach Altum durchschnittlich in einer Höhe von etwa 10 m, bisweilen aber auch weit niedriger, etwa 3 m über dem Boden,

zumal wenn sie Gebüsche abtreiben will; in der Stadt hält sie gewöhnlich in der Höhe der Dächer inne. Die beiden Jungen kommen ziemlich früh zur Welt, sind deshalb auch im Herbste bereits vollständig ausgewachsen und den Alten ähnlich geworden.

Unter unseren einheimischen Arten ist die Mopsfledermaus am wenigsten zornig und bissig, fügt sich am leichtesten in die Gefangenschaft und hält in ihr, falls man es an einer genügenden Menge lebender Kerbtiere nicht fehlen läßt, recht leidlich aus. Selbst alt eingefangene gewöhnen sich rasch an den Pfleger, verlieren binnen wenig Tagen alle Scheu und werden bis zu einem gewissen Grade zahm.

Blattnasen oder Blutsauger (Istiophora oder Phyllorhina und Phyllostomata) heißen die Mitglieder der letzten Hauptabteilung der Flattertiere.

Alle hierher gehörigen Arten unterscheiden sich von den übrigen durch häutige Nasenaufsätze, deren Form mannigfachem Wechsel unterworfen ist, im wesentlichen aber aus einem mehr oder minder entwickelten Hautblatte auf der Nase besteht. Wenn dasselbe vollständig ist, wird es zusammengesetzt durch das Hufeisen, den Längskamm und die Lanzette, während es in seiner einfachsten Form als eine quer über die Nasenspitze verlaufende Hautfalte sich zeigt. Hinter den Nasenlöchern kommen außerdem bei den Mitgliedern unserer Gruppe vielfache eigentümliche Vertiefungen und Löcher und um die Nasenhäute, auf Lippen und Wangen regelmäßig gestellte Fleischwarzen vor, welche eine bestimmte Rolle spielen müssen, da sie erfahrungsmäßig den Tieren wichtiger als die Augen sind. Höchst wahrscheinlich schärfen sie den Geruchs- und Gefühlssinn; doch liegt hierüber ein Schleier, welcher bis jetzt noch nicht gelüftet werden konnte.

„Auch manches andere Organ“, sagt Koch, „wurde bei den Blattnasen Gegenstand sinnender Betrachtung, ohne daß es gelungen wäre, den Zweck seines Daseins zu ergründen. So hat das Weibchen dieser Tiere außer den beiden jedem Handflügler zukommenden Brustwarzen noch zwei durchbohrte zitzenförmige Anhängsel unmittelbar über den Geschlechtsteilen, welche eine Lymphe absondern und nach den Beobachtungen Jäckels zum Ansaugen der Jungen dienen. Mögen diese Organe einen Zweck haben, welchen sie wollen, jedenfalls müssen sie als verkümmerte Bauchzitzen betrachtet werden.“ Gestalt und Entwickelung der Flughäute schwanken beinahe in ebenso weiten Grenzen wie bei den Glattnasen; ein genaues Eingehen auf diese Formverschiedenheit gehört jedoch nicht in den Bereich unserer Darstellung.

Die Blattnasen sind zahlreich über alle Erdteile verbreitet, kommen aber nur in heißen und gemäßigten Ländern derselben vor. Manche werden inmitten großer Wälder, in hohlen Bäumen, an alten Stämmen und zwischen breiten Blättern von Palmen und anderen großblätterigen Pflanzen versteckt gefunden; die meisten verbergen sich bei Tage in Felsenhöhlen, in den Trümmern verfallener Gebäude, in dunkeln Gewölben oder auch in dem Gebälke der Dächer.

Gewisse Arten der Familie leben einzeln, andere, namentlich die höhlenbewohnenden, in ungeheueren Scharen zusammen. Mit Eintritt der Dämmerung erwachen sie aus ihrem Schlafe und fliegen oft die ganze Nacht durch. Der Flug ist bei den einen niedrig und schnell, bei den anderen höher und langsamer. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Kerbtieren, zumal Abend- und Nachtschmetterlingen, Käfern, Haften, Mücken, Eintagsfliegen; wohl die meisten von ihnen aber sind Blutsauger und überfallen Vögel und Säugetiere, auch selbst den Menschen während des Schlafes. Obgleich gegenwärtig vielfache Beobachtungen über das Blutsaugen vorliegen, schwebt doch noch ein eigentümliches Dunkel, so

recht im Sinne der Vampirsage, über dieser auffallenden Thätigkeit unserer Flattertiere. Wahrscheinlich sind alle Blattnasen Blutsauger, jedoch bloß unter Umständen, und hieraus erklärt sich die Verschiedenheit der Berichte über ihr Treiben, welches ja ohnehin nur schwer beobachtet werden kann. Es dürfte zweckmäßig sein, einige Angaben der Reisenden über das Blutsaugen der Blattnasen hier zusammenzustellen, ohne die nächtlichen Thaten, wie von seiten der meisten Reisenden geschehen, auf die eine oder die andere Art zu beziehen. Denn die Mitteilungen widersprechen sich in hohem Grade, und unter allen mir bekannten ist keine einzige, welche mit untrüglicher Bestimmtheit eine gewisse Art der ausländischen Blattnasen bezichtigte.

Die ältesten mir bekannten Angaben finde ich in meinem lieben alten Gesner. „In Darienen der Landschafft deß newen Lands worden die Hispanier in der Nacht von den Flädermäußen geplaget, welche, so sie einen schlaffenden vnversehens gebissen hatten, blutet er sich zu todt, dann man hat etliche von diesem Schaden todt gefunden. So dieses Thier einen Hanen oder Henne vnder offenem Himmel gefunden, hefftet es jhm den Angel in seinen Kamm vnd bringt jhn vmb, als Petrus Martyr schreibet. In mehrertheils Orten Parie oder Indie haben die Hispanier Flädermäuß, so nicht kleiner dann die Turteltauben gewesen, gefunden, welche angehends der Nacht auf sie schossen vnd sie mit irem vergifften Bißz taub machten also, daß sie da hinweg zu fliehen gezwungen worden, als obgenannter ausweiset. Solche Flädermäuß sollen auch in Vraba, der grösten Insel deß newen Lands in einem Maß gefunden werden, nicht kleiner dann die obgenannten, thun auch gleichen schaden, als etliche Hispanier erfahren haben. Ancisus der Vogt oder Feldtherr, so dann ausgeworffen war, als ich jhn fraget von diesem vergifften Bißz, sagt er mir, daß er Sommerszeit, als er von Hitz wegen den Schenkel entdeckt, von einer Flädermauß in eine Versen gebissen war, welches jm nicht mehr Schaden gebracht hab, dann wenn er von einem andern vnvergifften Thier verletzt worden. Andere sagen, der Biß sei gantz vergifft, aber mit Meerwasser bestrichen, werde er von stund an heil, als der obgenannte lehret."

Genaueres berichtet der Spanier Azara, welcher den Blutsauger „Mordedor", zu Deutsch Beißer, nennt. „Zuweilen", sagt er, „beißen sie sich in den Kamm und in die Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn die Wunden, wie fast immer geschieht, sich entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maultiere und Kühe regelmäßig in die Seiten, die Schultern oder in den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe thun sie mit dem Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst viermal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, welche sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglichrund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie durch aufgetriebene Ränder. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, welches nach dem Bisse floß, etwa dritthalb Unzen. Allein bei Pferden und anderen Tieren mag diese Menge gegen drei Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dicken Felles größere und tiefere Wunden an ihnen hervorbringen. Das Blut kommt nicht aus den Hohl- oder Schlagadern; denn bis dahin dringt die Wunde nicht ein, sondern bloß aus den Haargefäßen der Haut, aus denen sie es unzweifelhaft schlürfend und saugend herausziehen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch an meinem Gehen verhindert wurde. Weil sie also keine Gefahr bringen und die Tiere bloß in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andere Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich niemand vor ihnen. Man erzählt, daß sie ihr Opfer mit den Flügeln an derjenigen Stelle, wo sie saugen wollen, fächeln, damit die Tiere nichts fühlen sollen."

Die übrigen volkstümlichen Anschauungen über den Vampir bestreitet Azara auf das nachdrücklichste.

„Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht", schildert Humboldt, „so können die Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheuere Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampirartig das Blut aus oder hängen sich am Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen Mücken, Dasselfliegen und eine Schar stechender Kerfe sich ansiedelt." In seiner Reisebeschreibung gedenkt derselbe Forscher nur einige Male der von ihm selbst beobachteten Blutsauger. „Ungeheuere Fledermäuse, wahrscheinlich der Sippe der Blattnasen (Phyllostoma) angehörig, flatterten wie gewöhnlich einen guten Teil der Nacht über unseren Hängematten; man meint jeden Augenblick, sie wollen sich einem ins Gesicht einkrallen." An einer anderen Stelle heißt es: „Bald darauf wurde unsere große Dogge von ungeheueren Fledermäusen, welche um unsere Hängematten flatterten, vorn an der Schnauze gebissen oder, wie die Eingeborenen sagen, gestochen. Sie hatten lange Schwänze wie die Molossen; ich glaube aber, daß es Blattnasen waren, deren mit Warzen besetzte Zunge ein Saugwerkzeug ist, welches sie bedeutend verengern können. Die Wunde war klein und rund; der Hund heulte kläglich, nicht aber aus Schmerz, sondern weil er über die Fledermäuse, als sie unter unseren Hängematten hervorkamen, erschrak. Dergleichen Fälle ereignen sich weit seltener, als man im Lande selbst glaubt. Obgleich wir in den Ländern, wo die vampirähnlichen Fledermausarten häufig sind, so manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen haben, sind wir doch nie von ihnen gebissen worden. Überdem ist der Stich keineswegs gefährlich und der Schmerz meist so unbedeutend, daß man erst aufwacht, wenn die Fledermaus sich bereits davon gemacht hat."

Rengger fügt den Angaben Azaras das Nachstehende hinzu: „Ich habe wohl hundert Male die Verletzung der Maulesel, Pferde und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie hervorgebracht, zur Gewißheit zu kommen. Die beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen Viertelzoll im Durchmesser, zuweilen etwas mehr, und je nach dem Teile des Körpers eine Tiefe von einer bis zu zwei Linien. Sie reicht niemals durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln. Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen wie bei Bißwunden, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die Blattnasen (Phyllostoma) und die Blattzüngler (Glossophaga) zugleich vermittelst eines Bisses den Saumtieren diese Wunden beibringen, wobei übrigens jedes schlafende Tier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde. Vielmehr vermute ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie dies durch Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen eine kleine Öffnung zu stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, gleichfalls zum Saugen dienende Zunge allmählich in die Haut hinein, wodurch die trichterförmige Aushöhlung entsteht. Die Unmöglichkeit, daß die Fledermäuse zu gleicher Zeit saugen und ihre Flügel bewegen, ist uns durch die Beschaffenheit der letzteren vergegenwärtigt. Da die Flügelhaut bis an das Fußgelenk herab mit den Beinen verbunden ist, wird es den Tieren unmöglich, sich mit den Füßen festzuhalten und zugleich die Füße zu gebrauchen; sie müßten also in der Luft schwebend saugen. Ich wenigstens sah die Fledermäuse immer auf die Pferde sich niedersetzen, wobei sie notwendig die Flügel einziehen mußten. Auch wählen sie, um besser sich festhalten zu können, die behaarten oder die flachen Teile der Tiere und bringen daher den Pferden am Halse, auf dem Widerriste und an der Schwanzwurzel, den Mauleseln am Halse und auf dem Widerriste, den Ochsen auf den Schulterblättern und am Halslappen die Wunde bei. Diese hat an sich nichts Gefährliches, da aber zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr

Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumtier ansaugen und dies sich oft mehrere Nächte hintereinander wiederholt, so werden die Tiere durch den Blutverlust sehr geschwächt und zwar um so viel mehr, als neben dem Blute, welches die Fledermäuse aussaugen, immer noch 2—3 Unzen (etwa 60—90 g) aus jeder Wunde nachfließen. Auch legen die Schmeißfliegen nicht selten in die Wunden, und diese werden dann zu großen Geschwüren. Davon, daß Blattnasen auch Menschen ansaugen, kenne ich kein weiteres Beispiel als dasjenige, welches Azara von sich selbst anführt."

„Die berüchtigten, oft besprochenen Blutsauger", sagt Burmeister, „denen man ohne Grund so viel Übles nachgesagt hat, sind fast überall in Brasilien zu Hause und verraten ihre Anwesenheit fast täglich durch Bisse an Reit- und Lasttieren. Allein sie richten hierdurch nur höchst selten Schaden oder Verlust an, weil die Blutmasse, welche sie den Tieren entziehen, sehr gering ist. Besonders in der kalten Jahreszeit, wo den Fledermäusen die Kerbtiere fehlen, bemerkt man die Bisse und zwar immer an ganz bestimmten Stellen, namentlich da, wo die Haare des Tieres einen Wirbel bilden und die Fledermäuse leicht bis auf die nackte Haut kommen können. Ich fand die meisten Bißwunden am Widerriste, besonders bei solchen Tieren, welche daselbst durch Reibung nackte oder blutrünstige Stellen hatten. Ein zweiter Lieblingsplatz ist die Schenkelfuge oben neben dem Becken, wo die Haare auseinander stehen; auch unten am Beine beißen sie gern, selten unter dem Halse. Am Kopfe, an Nase und Lippen kommen nur ausnahmsweise Wunden vor. Solange der Gaul oder der Esel noch wach ist, läßt er die Fledermäuse nicht heran; er wird unruhig, stampft, schüttelt sich und verscheucht den Feind, welcher ihn umschwirrt; nur schlafende Tiere lassen sich ruhig besaugen. Daß die Blattnasen dabei mit den Flügeln fächeln, ist eine Fabel. Mitunter werden saugende Fledermäuse von den Wächtern der Tropa, welche von Zeit zu Zeit nach den Tieren sehen, ergriffen, so eifrig und arglos sind sie bei ihrem Geschäfte. Von Bissen an Menschen habe ich keine sichere Erfahrung; mir ist niemand vorgekommen, der gebissen worden wäre. Wie die Fledermaus beißt, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit angeben. Man weiß nur, daß sie sich mit halbgeöffneter Flügelweite niedersetzt, die Haare etwas auseinander schiebt, das warzige Kinn fest niederdrückt und nun zu saugen beginnt. Die Wunde ist ein kleines, flaches Grübchen, welches nicht wie eine scharfe Stichwunde aussieht. Ich glaube, daß die Öffnung meist erst bemerkt wird, nachdem die Fledermaus eine Stelle der Haut etwas emporgesogen hat und nun die Spitze ein- oder abbeißt, aber mit den zwei spitzen Ober- und mittleren Schneidezähnen, nicht mit den Eckzähnen, welche dazu gar nicht sich eignen. Die Nachblutung, welche erfolgt, ist nie stark. Ein schmaler, getrockneter Blutstreifen ist alles, was man von ihr bemerkt. Von Fällen, daß das Tier an Blutverlust gestorben wäre, habe ich nie gehört. Geschwächt werden sie wohl nach täglich wiederholten Verlusten etwas, besonders weil gerade in der kalten Jahreszeit nirgends reichlich Futter zu haben ist; aber der Tod erfolgt bei solchen Tieren niemals als durch Überladung von seiten der Besitzer, woran das Tier wahrscheinlich ohne Blutverlust zu Grunde gegangen wäre."

An diese Berichte schließen sich am besten die eingehenden Mitteilungen Hensels an, dessen Angaben vollen Glauben verdienen, obschon Hensel zuweilen von falschen Voraussetzungen ausgeht. „Man hat", sagt er, „in Brasilien oft Gelegenheit, an Pferden und Maultieren die Bißwunden zu sehen, welche ihnen blutsaugende Fledermäuse beigebracht haben. In Rio de Janeiro, wo der Hitze wegen alle Pferdeställe offen sind, muß man des Nachts in diesen Lampen anstecken und wehende Tücher aufhängen, um die Blutsauger zu vertreiben. Ich selbst habe an meinen eigenen Reit- und Lasttieren sowie auch an denen anderer zahlreiche Bißwunden beobachtet und gefunden, daß sie alle genau von derselben Beschaffenheit sind. Sie gleichen nämlich keineswegs den Wunden, welche ein Raubtier

verursacht, in dessen Gebisse die Schneidezähne klein, die Eckzähne aber groß und spitz sind, so daß man an der gebissenen Stelle gewöhnlich vier Löcher bemerkt, welche von den Eckzähnen herrühren. Bei den von einem Raubtiergebisse verursachten Wunden ist in der Regel kein Stoffverlust vorhanden, und eine Blutung findet nur statt, wenn die Eckzähne tief eingedrungen sind und größere Gefäße verletzt haben. Nach dem Bisse kleiner Raubtiere, des Wiesels z. B., quillt auch nur eine sehr unbedeutende Menge Blut hervor, und die Wundränder schließen sich bald.

„Das Gebiß der meisten Blattnasen gleicht durch die Kleinheit der Schneidezähne und die Größe der Eckzähne vollkommen dem der Raubtiere, und die von ihnen herrührenden Wunden haben ganz das eben beschriebene Gepräge, wie man dies sehr leicht bei dem Fange dieser Tiere, welche sehr bissig sind, beobachten kann. Die Wunden aber, welche man an den von Blutsaugern gebissenen Pferden oder Maultieren untersucht, sind von ganz anderer Beschaffenheit. Sie stellen eine kleine eiförmige Fläche vor, welche nur schwach vertieft ist und an Umfang etwa dem einer Linse gleicht. Die Schnittfläche ist nicht senkrecht gegen die Oberfläche der gebissenen Stelle gerichtet, wie dies bei Wunden durch Eckzähne der Fall sein würde, sondern geht ihr im ganzen parallel. Man könnte eine ähnliche Wunde hervorbringen, wenn man die Haut mit einer Greifzange etwas in die Höhe ziehen und nun, mit einem Messer wie beim Rasieren über die Haut fahrend, die hervorgehobene Stelle wegschneiden würde. Durch einen solchen Schnitt oder Biß, mit welchem immer ein Stoffverlust verbunden ist, wird eine große Anzahl feiner Hautgefäße durchschnitten, und es tritt sofort eine reichliche und lange dauernde Blutung ein. Wenn auch die Pferde am Abend oder in der Nacht von Blutsaugern gebissen wurden, so fließt nicht selten noch am nächsten Morgen das Blut in einem schmalen Streifen vom Halse der gebissenen Tiere zur Erde oder über die Schulter und an den Vorderbeinen hinunter. Solche Wunden können nur durch große, eigentümlich schaufelförmig gebaute und dabei scharfe Schneidezähne hervorgebracht werden. Ein solches Gebiß aber findet sich bloß bei den miteinander nahe verwandten Gattungen der Schneidflatterer (Desmodus) und Kammzahnflatterer (Diphylla). Ich habe daher die bestimmte Überzeugung, daß einzig und allein diese beiden Sippen unter allen Fledermäusen Blutsauger sind, und daß alle Erzählungen von anderen blutsaugenden Flattertieren auf Irrtum oder Mißverständnissen beruhen."

Wie aus dem Nachfolgenden mit gar nicht anzuzweifelnder Sicherheit hervorgeht, ist die Folgerung Hensels irrtümlich, und er würde es jedenfalls vermieden haben, sich so bestimmt auszusprechen, hätte er sich daran erinnert, daß auch unsere europäischen, ja selbst deutsche Arten der Blattnasenfamilie erwiesenermaßen Blutsauger sind. Doch nimmt dieser Irrtum den Angaben Hensels meiner Ansicht nach nicht das geringste von ihrem Werte.

„Zugleich mit dem Schneidflatterer", fährt Hensel fort, „kommen noch andere Blattnasen vor; allein niemals zeigten die Pferde der Umgegend andere Wunden als die von jenem erhaltenen. An Rindern habe ich die Bißwunden niemals bemerkt, da diese Tiere ein zu starkes Fell haben; doch mag der Blutsauger wohl auch an sie gehen, wenn es an Pferden fehlen sollte.

„Daß mehrere Blutsauger an derselben Wunde nacheinander saugen sollten, erscheint sehr unwahrscheinlich, weil alle ihre Schlupfwinkel ungefähr zu gleicher Zeit verlassen und wohl auch ein gleich großes Nahrungsbedürfnis haben. Da das Pferd in Amerika nicht einheimisch ist, so geht schon daraus hervor, daß die Blutsauger ursprünglich auf eine andere Nahrungsquelle angewiesen sind. Die größeren Tiere des Waldes, wie Rehe, Anten, Capybaras, sind gewiß durch ihre Lebensweise und den Aufenthalt in fast undurchdringlichen Dickichten oder im Wasser, und andere, wie die Affen, durch ihre Geschicklichkeit vor den Bissen der Blutsauger geschützt; es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß diese gewöhnlich

kleinere, warmblütige Tiere, Mäuse, Vögel, fangen, um ihnen das Blut auszusaugen, und bloß in Ausnahmefällen auf Pferde oder Maultiere gehen. Daß sie nur von Blut, nicht aber auch von Kerbtieren leben, geht schon aus der fast vollständigen Verkümmerung ihrer Backenzähne hervor, welche zum Kauen ganz ungeeignet sind. Auch findet man stets ihre Eingeweide angefüllt mit einem schwarzen, pechartigen Brei, dem verdauten Blute. Der Kot ist ebenfalls schwarz und zähflüssig. Wenn es beginnt dunkel zu werden, so verlassen die im äußersten Hintergrunde der finsteren Höhle in den Spalten des Gesteins verborgenen Fledermäuse ihre Schlupfwinkel, begeben sich aber noch nicht ins Freie, sondern versammeln sich erst nahe dem Eingange der Höhle an einer geeigneten Stelle, wo sie den Eintritt vollständiger Dunkelheit abwarten und sich unterdes der flüssigen Losung entledigen. Daher findet man hier den Boden mit einer dicken Lage, einer Masse wie Pech von dem bekannten Fledermausgeruche, überdeckt, welche in einer von mir besuchten Höhle wohl einen Fuß Tiefe hatte. Ein großer Hund, welcher hineingetreten war, sah nachher aus, als habe er schwarze Stiefeln angezogen."

Ich bin auch hinsichtlich dieser Angabe anderer Ansicht als Hensel. Die Annahme, daß verzehrtes Blut einen flüssigen Kot geben müsse, ist falsch, wie jede mit Blut genährte Katze, jeder Hund zur Genüge beweisen kann. Ich glaube deshalb vielmehr, daß der flüssige Kot von gefressenen Früchten herrührt, da es ja ausgemacht ist, daß auch die Blattnasen solche verzehren.

Außer den von Gesner erwähnten Spaniern und dem gewissenhaften Azara sind übrigens auch noch andere Reiseberichter von Blutsaugern gebissen und angezapft worden; so auch Bates, welcher 11 Jahre in Brasilien verlebte. Während seines Aufenthaltes in Caripe bewohnte er ein Zimmer, welches seit Monaten nicht gebraucht worden und an verschiedenen Stellen offen war. „In der ersten Nacht", so erzählt er, „schlief ich fest und bemerkte nichts Ungewöhnliches; in der zweiten hingegen wurde ich etwa gegen Mitternacht durch das Rauschen erweckt, welches ein zahlreicher im Inneren des Raumes hin- und herfliegender Schwarm von Fledermäusen verursachte. Sie hatten meine Lampe ausgelöscht, und ich bemerkte, als ich sie wieder angezündet hatte, daß die Luft mit ihnen belebt war und der ganze Raum förmlich geschwärzt erschien durch die Menge, welche ununterbrochen rund umherkreiste. Nachdem ich mich einige Minuten lang mit einem Stocke gegen sie gewehrt hatte, verschwanden sie zwischen den Dachziegeln; kaum aber war alles wieder ruhig, als sie von neuem erschienen und mir nochmals das Licht verlöschten. Ich bekümmerte mich nicht mehr um sie und schlief weiter. In der folgenden Nacht fanden mehrere von ihnen in meiner Hängematte sich ein; ich griff einige von denen, welche auf mir herumkrabbelten und warf sie gegen die Mauer des Zimmers. Bei Tagesanbruch fand ich eine unzweifelhaft von Fledermäusen herrührende Wunde an meiner Hüfte. Dies war mir denn doch zu ungemütlich, und ich machte mich deshalb mit den Negern darüber her, sie zu vertreiben, schoß eine ziemliche Anzahl, welche im Gebälke hingen, ließ die Neger mit Leitern von der Außenseite das Dach besteigen und von ihnen verschiedene Hunderte Alte mitsamt ihren Jungen umbringen. Alles in allem waren vier Arten vorhanden, zwei von ihnen gehörten zu den Grämlern (Dysopes), eine zu den Vampiren (Phyllostoma) und die vierte zu den Blattzünglern (Glossophaga). Der Vampir war ein kleines Geschöpf von dunkelgrauer Färbung mit zwei weißen Streifen über dem Rücken und einem wohlentwickelten Nasenblatte. Mit Ausnahme dieses einen Males wurde ich niemals wieder von Fledermäusen angegriffen. Die Thatsache, daß sie schlafenden Leuten Blut aussaugen, ist gegenwärtig unzweifelhaft festgestellt; es gibt aber nur wenige Leute, welche wirklich von ihnen geschröpft worden sind. Nach Angabe der Neger ist der Vampir die einzige Art, welche den Menschen angreift. Diejenigen Fledermäuse, welche ich gefangen hatte, während sie auf mir herumliefen, waren Grämler, und ich bin deshalb geneigt, zu meinen, daß sehr verschiedene Fledermausarten diesen Hang haben."

Nach Kappler kommt die Schädlichkeit der Blutsauger neben der Nützlichkeit der Fledermäuse überhaupt gar nicht in Betracht. „Über das Blutsaugen einiger Arten“, sagt Kappler, „ist schon viel geschrieben und gestritten worden. Ich habe nun darin hinlängliche Erfahrung und kann sagen, daß diese Tiere zu manchen Zeiten und an manchen Orten eine wahre Plage sind, zwar weniger für den Menschen, der sich dagegen schützen kann, als für das Vieh. Die drei Posten des Innern: Armina am Maroni, Victoria am Surinam und Saron am Saramacca, waren in dieser Beziehung sehr verrufen, und auf ersterem Posten mußten die Soldaten, um nicht von den Fledermäusen gebissen zu werden, die ganze Nacht Licht brennen. Unterließ man dies aus Sparsamkeit, so fand man am Morgen unter mancher Hängematte Blutlachen, entstanden durch die kleinen, kaum merkbaren Bisse in die Zehen der Schlafenden. Als ich eines Nachts erwachte, fühlte ich meine Brust und meinen Hals durchnäßt. Nachdem ich Licht gemacht, sah ich, daß Hand und Hängematte von Blut triesten. Ich fühlte nicht den mindesten Schmerz, begriff aber die Ursache dieses Blutverlustes sogleich und fand, daß es aus der Nasenspitze rann, wo ein kaum 2 mm langes und halb so breites Stückchen Haut abgerissen war. Später wurde ich nie mehr in die Nase gebissen, sondern bloß in die Zehen, wie es denn auch höchst selten vorkommt, daß die Fledermäuse den Menschen irgendwo anders beißen als in die Zehen. Ich gebrauchte, wenn ich auf meinen Reisen im Freien schlief, stets Strümpfe und wurde dann nie wieder gebissen. Als ich im Juni 1853 mit meinen württembergischen Landsleuten auf Albina ankam, wo früher nie ein Fall vorgekommen war, daß Fledermäuse Menschen gebissen hätten, stellte sich plötzlich diese Plage ein. Etwa 2 Monate lang dauerte sie, dann verlor sie sich nach und nach. Die Fledermäuse stellten sich aber wieder ein, als ich mir Vieh anschaffte, das bis auf die letzte Zeit viel von ihnen zu leiden hatte. Rindvieh, Pferde, Esel und auch Schweine werden besonders in die Ohren und den Rücken gebissen. Diese Wunden sind viel größer als beim Menschen, und das Tier leidet sowohl durch den Blutverlust als dadurch, daß Fliegen Eier in die Wunden legen, woraus wieder Maden entstehen und sich Geschwüre bilden, an denen das Tier nach und nach zu Grunde geht. Auch Hühner werden in den Kamm oder in die Füße gebissen, magern ab und sterben. Nie aber haben zahm gemachte Tiere von ihnen zu leiden, wie Tapire, Nabelschweine, Hirsche, Affen, die wie Waldvögel, Hokkos, Agamies oder Marais im Freien auf meinem Hofraume schliefen. Wird Vieh gebissen, so soll ein recht stinkender Bock in demselben Stalle die Fledermäuse vertreiben. Auch eine Liane, die stark nach Knoblauch riecht, soll ihnen zuwider sein.“ Unser Gewährsmann hat 45 Jahre im tropischen Amerika (Surinam) gelebt; er hat sich viel bemüht, das Treiben der Blutsauger zu beobachten: dennoch ist es ihm wie allen anderen nicht gelungen, bestimmte Arten als die Thäter zu entdecken oder auch nur ihr Vorgehen festzustellen.

Aus Afrika und Indien fehlen derartig eingehende Berichte. Einige Forscher erwähnen wohl beiläufig und ganz kurz, daß erbeuteten kleinen Tieren das Blut ausgesaugt werde, bevor sie aufgefressen würden, doch treffen diese naturgemäß unsicheren Angaben das Wesen der Sache nicht. Jedenfalls scheinen in diesen Gebieten weder Menschen noch größere Tiere durch Blutsauger belästigt zu werden.

*

Die Gruppe der Blattnasen wird neuerdings in so viele Familien und Gattungen zerfällt, daß wir uns auf einige der wichtigsten Mitteilungen beschränken wollen, um so mehr, als die Lebensverhältnisse der verschiedenen Arten von Blattnasen im großen Ganzen wesentlich dieselben zu sein scheinen. Koch teilt die bis jetzt bekannten 80—85 Blattnasenarten in solche mit verkümmertem Nasenblatte (Pseudophyllata), solche mit einfachem Nasenblatte (Monophyllata), solche mit doppeltem Nasenblatte (Dyphyllata) und solche endlich mit

vollkommenem oder dreifachem Nasenblatte (Triphyllata) ein; andere Forscher bilden mehrere auf Verschiedenheiten des Zahnbaues begründete Familien.

Zu den Blattnasen mit verkümmertem Nasenaufsatz gehört die Gattung der Schneidflatterer (Desmodus) mit V-förmig ausgeschnittenem Nasenblatte, großen, weit voneinander getrennten Ohren und langem, spitzem, außen gezacktem Deckel, ausgezeichnet noch außerdem dadurch, daß der Schwanz fehlt und die Schenkelflughaut nur aus einem Saume besteht. Das Gebiß wird zusammengesetzt aus 2 bleibenden, 6 ausfallenden Vorderzähnen im oberen, 4 im unteren Kiefer, 1 Eckzahn jederseits oben und unten und 2 oberen, 3 unteren, mit ihren Kronen eine Längsschneide bildenden Backenzähnen jederseits.

Der Bündelzähnler, wie Prinz Max von Wied, sein Entdecker, den bereits mehrfach erwähnten Vertreter dieser Gattung genannt hat (Desmodus rufus), sieht oben rußbraun aus, weil die am Grunde und an der äußersten Spitze weißlichen Haare gegen das Ende hin diese Färbung zeigen, während die Haare der Unterseite viel heller glänzend silbergrau sind. Alle äußeren Körperteile, Nasenblatt, Ohrmuschel, Arme und Beine, scheinen fleischrot durch und werden von dem spärlichen Haarkleide nur leicht bedeckt. Die Flughaut hat fast dieselbe Färbung wie der Rücken. Die Leibeslänge beträgt 6,5, die Flugweite 37 cm.

Man findet den Bündelzähnler, laut Burmeister, häufig in den Höhlen von Minas Geraës. Er sitzt am Tage in kleinen Trupps an der Decke und wird durch die Lichter bald aufgeschreckt und beunruhigt. Gleich den Blattnasen im engsten Sinne soll er Blut saugen, und die Form seiner Backen- und Schneidezähne rechtfertigt diese Angabe. Hensel vervollständigt Burmeisters Mitteilungen sehr wesentlich. „Der Bündelzähnler“, sagt er, „lebt gewöhnlich zahlreich in Felshöhlen; zuweilen trifft man ihn auch in großen hohlen Bäumen. Bei dem Fange dieser Tiere habe ich oft Gelegenheit gehabt, die Wunden zu sehen, welche sie meinen Hunden, die sie greifen wollten, an der Nase und mir selbst an den Händen beibrachten, und fand, daß sie durchaus denen der von den Blutsaugern gebissenen Pferde gleichen. Die Tiere beißen mit Blitzesschnelle, und wenn sie nur die Haut zu berühren scheinen, so fehlt auch schon ein Stückchen derselben. Sie können sich deswegen nicht festbeißen, wie dies alle anderen Blattnasen thun, welche, wenn sie gefangen sind, aus Wut irgend einen ihnen erreichbaren Gegenstand mit den Zähnen erfassen und eine geraume Zeit festhalten. Noch ist vieles dunkel in der Lebensweise dieses Blutsaugers; denn die Anzahl der an Pferden oder Maultieren beobachteten Bißwunden erscheint sehr unbedeutend im Vergleiche zu der Anzahl des Bündelzähnlers selbst. In der deutschen Ansiedelung von Santa Cruz befand sich eine Sandsteinhöhle, welche von dieser Blattnase bewohnt war. Die Anzahl derselben schätzte ich auf wenigstens 200 Stück. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Höhle war ein freier, umzäunter Platz, auf welchem das Vieh der zunächst wohnenden Ansiedler, einige Pferde und Rinder, bei Tage und Nacht weidete. Ich bin oft hindurch gegangen, habe aber niemals auffallend zahlreiche Bißwunden des Blutsaugers an den Tieren bemerkt. Würden alle jene Höhle bewohnenden Fledermäuse auf diese Pferde angewiesen sein, so wäre hier das Halten der letzteren zur Unmöglichkeit geworden.“

*

Die Klappnasen (Rhinopoma) kennzeichnen sich durch langen, freien Schwanz und schmale Schenkelflughaut sowie durch ein eigentümliches Gebiß, da sich oben 2, unten 4 Schneidezähne, jederseits oben und unten 1 Eckzahn, oben jederseits 4 Backenzähne, unten je 1 Lückzahn und 4 Backenzähne, zusammen also 28 Zähne, finden.

Die bekannteste Art der Gattung ist die ägyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum, R. hartwickii, Vespertilio microphyllos), ein kleines, langhaariges, lichtgrau gefärbtes Tier von 5,5 cm Körperlänge, fast ebensoviel Schwanzlänge und 20 cm

Flugweite, an welchem der sehr lange und dünne, aus 11 Wirbeln bestehende, weit die Schenkelflughaut überragende Schwanz am meisten auffällt. Wahrscheinlich war die Klappnase schon dem alten Gesner bekannt; wenigstens läßt sich folgende Schilderung von ihm auf diese Art beziehen. „In einer grossen viereckten Steinseul Egypti funden wir viel Flädermäuß, unsern in dem ungleich, daß sie einen langen Mäußschwantz haben, so gar weit für die Flügel hinauß gehet, so er doch an unsern nicht länger ist dann die Flügel, welche, so sie etwan eins, etwan zwey junge geboren haben, hencken sie die an die krummen nägel so sie an den Flügeln haben, item an die Stein und seugen sie dann also an ihren Düttlein, welche sie als ein Weibsbild vornen an der Brust haben, als Bellenius schreibet." Die Klappnase



Klappnase (Rhinopoma microphyllum). Natürl. Größe.

lebt in außerordentlicher Anzahl in Ägypten, namentlich in alten verlassenen Denkmälern, in künstlichen und natürlichen Höhlen. Ich fand sie in ungeheuerer Menge in der ausgedehnten Krokodilhöhle bei Monfalut, dem alten Begräbnisplatze der heiligen Kriechtiere. In einem größeren Gewölbe gedachter Höhle hing sie in solchen Massen, daß die eigentlich schwarze Decke gräulich erschien. Unten auf dem Boden lag der Kot zollhoch aufgeschichtet, und der Gestank desselben hatte die ganze, lange Höhle verpestet. Als wir mit Licht in dieses Schlafzimmer traten, erfüllte ein wirklich ohrbetäubendes Geräusch die Luft, und plötzlich sahen wir uns von einem dichten Gewirre der aufgescheuchten Tiere umringt, welche hastig einen anderen Ruheort zu erlangen strebten. Das Geräusch ihres Flatterns pflanzte sich weit durch die Höhle fort und klang uns wie ferner Donner in die Ohren. Manchmal löschten sie uns das Licht aus. Bei den Streichen, welche wir mit den Stöcken führten, schlugen wir jedesmal wenigstens eine, gewöhnlich aber zwei oder drei zu Boden, und nunmehr wimmelten auch noch am Fußboden die flügellahmen Tiere, so behende als möglich dahinkrabbelnd. Die Gefangenen bissen wehrhaft und ziemlich empfindlich um sich.

In der Abenddämmerung erscheint diese Fledermaus häufig am Nile, noch häufiger über den überschwemmten Stellen desselben, und fängt hier dicht über der Oberfläche des Wassers die Kerbtiere weg. Sie geht übrigens weit am Nile hinauf und findet sich noch vielfach bei Dongola.

*

Bei den **Vampiren** im engsten Sinne (**Phyllostoma**), welche zu den Arten mit doppeltem Nasenblatte zählen, zeigt der Nasenbesatz meist noch die aufrecht stehende Lanzette. Die Ohren sind fast stets getrennt und die Ohrklappen vorhanden. Das Gebiß besteht aus 4 Schneidezähnen, 1 Eck-, 1 Lück- und 4 Backenzähnen in jeder Reihe oben und unten, also aus 32 Zähnen.

Unter den zahlreichen Arten dieser Gruppe verdient der größte aller südamerikanischen Blutsauger, der **Vampir** (**Phyllostoma spectrum**, Vespertilio, Vampyrus spectrum), besondere Erwähnung. Seine Länge beträgt reichlich 16, die Breite nach **Bates** 70 cm. „Der Kopf“, sagt **Burmeister**, „ist dick und lang, die Schnauze mehr vorgezogen; die Ohren ragen hoch hervor und sind größer als bei den meisten Arten, länglich-eirund, ohne recht merklichen Ausschnitt am Außenrande; der spitze, schmale Deckel hat einen Zacken am Grunde; das Nasenblatt ist für die Größe des Tieres klein, schmal, längs der Mitte gekielt, der Stiel ziemlich breit, nicht durch einen Einschnitt von dem schmalzackigen und warzenlosen Nasensaume getrennt, die Oberlippe glatt, die Unterlippe vorn mit zwei großen nackten Warzen bedeckt, der weiche und zarte Pelz dunkelkastanienbraun auf dem Rücken, gelblichbraun auf der Unterseite, die Flughaut wie alle nackten Körperteile braun.“

Der Vampir bewohnt das nördliche Brasilien und Guayana und hier ebensowohl die Urwaldungen wie die Gebäude. „Nichts Häßlicheres“, sagt **Bates** „kann es geben als den Gesichtsausdruck dieses Geschöpfes, wenn man dasselbe von vorne betrachtet. Die großen, lederhäutigen, weit von den Kopfseiten abstehenden Ohren, der speergleiche, aufrecht stehende Nasenbesatz, die funkelnden und glänzenden schwarzen Augen, alles dies vereinigt sich zu einem Ganzen, welches an einen der verschiedenen Kobolde der Fabel erinnert. Kein Wunder daher, daß das einbildungsreiche Volk ein so abstoßendes Geschöpf mit dämonischen Begabungen ausgestattet hat. Der Vampir aber ist eine der harmlosesten Fledermäuse und seine Unschädlichkeit bei allen Uferbewohnern des Amazonenstromes wohl bekannt.“ Nach älteren und neueren Berichten glaubwürdiger Naturforscher gehört die so arg verschrieene Fledermaus wohl zu den Blattnasen, erweislich aber nicht zu den Blutsaugern, jagt vielmehr des Nachts den Kerbtieren eifrig nach und frißt nebenbei Früchte. „Bei hellem Mondscheine“, sagt **Waterton**, „konnte ich den Vampir nach den mit reifen Früchten beschwerten Bäumen hinfliegen und diese Früchte ihn fressen sehen. Aus dem Walde brachte er in das Gehöft dann und wann eine runde Frucht von der Größe einer Muskatnuß, welche der wilden Guayave glich, und als der Sawarrinußbaum blühte, trieb er sich an diesem umher. In einer mondhellen Nacht sah ich verschiedene Vampire um die Wipfel dieser Bäume flattern und beobachtete, daß von Zeit zu Zeit eine Blüte in das Wasser fiel. Ohne Ursache geschah dies sicher nicht; denn alle Blüten, welche ich prüfte, waren frisch und gesund. So schloß ich, daß sie von den Vampiren gepflückt wurden, entweder um die beginnende Frucht, oder um die Kerbtiere zu verspeisen, welche so oft ihren Wohnsitz in Blumen nehmen.“ **Bates** bestätigt **Watertons** Angaben vollständig. „Ich fand zwei verschiedene Arten von Vampiren, den einen von schwärzlicher, den anderen von rötlicher Pelzfärbung, und überzeugte mich, daß beide hauptsächlich von Früchten sich nähren. Die Kirche in Ega war das Hauptquartier beider Arten; denn ich sah sie allabendlich, wenn ich vor dem Thore meines Hauses saß, in Scharen durch das große, offene Fenster hinter dem Altare aus der Kirche hervorfliegen und hörte sie fröhlich zwitschern, bevor sie nach dem Walde sich aufmachten. Zuweilen

kamen sie auch in die Häuser herein, und den ersten von ihnen, welchen ich in meinem Zimmer antraf, während er unter der Decke rund umherflog, sah ich für eine meinem Nachbar entflohene Taube an. Ich öffnete die Magen von mehreren dieser Blattnasen und fand, daß dieselben eine Menge von Weichteilen und Samen verschiedener Früchte enthielten, untermischt mit einigen Überbleibseln von Kerbtieren. Die Eingeborenen behaupten, daß sie reife Cajus und Guayaven in den Gärten plündern. Bei Vergleichung der aus ihrem Magen genommenen Samen mit denen der in Ega gepflegten Bäume aber fand ich, daß dem nicht so



Vampir (Phyllostoma spectrum). ¼ natürl. Größe.

sein könne, und es erscheint mir deshalb wahrscheinlich, daß sie nur in den Waldungen ihrer Nahrung nachgehen und gegen Morgen nach den Dörfern kommen, weil sie hier in den Gebäuden eine sicherere Schlafstätte finden als draußen."

*

In Europa werden die Blattnasen vertreten durch die Hufeisennasen (Rhinolophus), von denen, soweit bis jetzt bekannt, unser heimatlicher Erdteil vier, der größere Teil unseres Vaterlandes zwei Arten beherbergt. Das Gebiß der Hufeisennasen besteht aus 32 Zähnen und zwar 2 durch eine Lücke getrennten, verkümmerten oberen Vorderzähnen, 4 geschlossenen unteren Schneidezähnen, einem starken Eckzahne in allen Reihen, einem sehr kleinen und 4 größeren Backenzähnen im Oberkiefer und 6 Backenzähnen in jedem Unterkiefer. Der zweite der letzteren ist ganz aus der Zahnreihe herausgerückt und wie der erste des Oberkiefers ungewöhnlich klein, häufig kaum mit bloßem Auge sichtbar; beide scheinen hin und

wieder, obschon selten, auszufallen. Der vollständige Nasenbesatz besteht aus drei Teilen: dem Hufeisen, dem Längskamme und der Lanzette. Ersteres beginnt vorn auf der Schnauzenspitze, umschließt die in einer tiefen Hautfalte auf dem Rücken liegenden Nasenlöcher und endet mit seinen Seitenästen vor den Augen. Der Längskamm erhebt sich in der Mitte des Hufeisens hinter den Nasenlöchern, hat vorn eine erweiterte Querfläche und hinter derselben eine sattelartige Einbuchtung, in welcher der Längskamm in eine vorstehende Spitze endet. Die zur Stirn querstehende Hautlanzette erhebt sich zwischen den Augen unter dem hinteren Ende der Hufeisenäste und hat jederseits der erhöhten Mittellinie drei zellenförmige Vertiefungen, welche durch Querhäute voneinander getrennt werden. Das Ohr ist weit einfacher; ein häutiger, entwickelter Ohrdeckel ist nicht vorhanden. Die Hufeisennasen haben breite, verhältnismäßig kurze Flügelhäute; ihr Flügelschlag ist daher flatternd und der Flug weniger gewandt.

Eine der gemeinsten Arten ist die **Zwerghufeisennase** (Rhinolophus hipposideros, Vespertilio minutus, Rhinolophus hippocrepis und bihastatus, Hipposideros bihastatus), eine der kleinsten unserer Fledermäuse. Ihre ganze Länge beträgt nur 6 cm, ihre Flugbreite 22 cm. Der Pelz ist hellfarbig, grauweißlich, oben ein wenig dunkler als unten. Unter allen Blattnasen dringt die kleine Hufeisennase am weitesten nach Norden vor. Sie findet sich, laut Koch, in Europa von den Ufern der Nord- und Ostsee bis an die Küste des Mittelmeeres, von der Westküste Europas bis in den Kaukasus, fehlt aber hier und da in Deutschland gänzlich, während sie an anderen Orten in großer Anzahl auftritt. Am Rhein, im Taunus und an der Lahn gibt es kaum eine alte Ruine mit unterirdischen Gewölben, wo sie nicht gefunden würde; ebenso ist sie in alten Kalksteinhöhlen und alten Bergwerken bis hoch in die Gebirge hinauf eine regelmäßige Erscheinung.

Gegen Klima und Witterung weniger empfindlich als ihre Gattungsverwandten, fliegt die Zwerg- oder kleine Hufeisennase ungezwungen doch nicht bei rauhem und nassem Wetter, sucht zu ihrem Aufenthalte immer ganz geschützte Stellen auf und geht dabei in Gruben und Höhlen mitunter in beträchtliche Tiefe hinab. Ihr Winterschlaf währt ziemlich lange; doch scheint die Dauer je nach den Umständen eine verschiedene zu sein. Man sieht mit den ersten Fledermäusen, welche ihre Winterherberge beziehen, auch solche Hufeisennasen im Winterschlafe und ebenso mit den letzten, welche ihre Schlupfwinkel verlassen. Dagegen gibt es aber viele, welche erst später die Winterherberge beziehen und früher munter werden. Diese Verschiedenheit in der Zeit des Anfangs und des Endes vom Winterschlafe scheint durch das Alter nicht, eher durch das Geschlecht beeinflußt zu werden, da Koch im Herbste meistens Männchen sehr früh und im Frühjahre meist Weibchen noch sehr spät im Winterschlafe getroffen hat. Ebenso unterbrechen einzelne Hufeisennasen den Winterschlaf, andere nicht.

Während des Sommers hält sich die kleine Hufeisennase mit Vorliebe in unterirdischen Gewölben, alten, wenig betretenen Kellern, in Felsenhöhlen, alten Bergwerken, ebenso auch in unbewohnten Häusern auf. Sie lebt um diese Zeit ebenso gesellig wie im Winter, schart sich jedoch niemals so massenhaft zusammen, wie andere Fledermäuse dies thun, hängt auch nicht in Klumpen, sondern einzeln nebeneinander, so daß eine die andere nicht berührt. Im Zustande der Ruhe hängt sie sich stets frei an die Hinterfüße und schlägt die Flughäute teilweise oder ganz um den Körper. Während des Winterschlafes hüllt sie sich so fest ein, daß man sie eher für einen Pilz als für eine Fledermaus hält. Im Sommer erwacht sie ungemein leicht, so daß man sie auch am hellen Tage, wenn sie ganz ruhig zu schlafen scheint, ohne Netz nicht leicht fangen kann, weil sie bei Annäherung eines Menschen sofort munter wird und wegfliegt. Wenn sie nicht schläft, bewegt sie den Kopf außerordentlich rasch hin und her, um zu wittern, leckt und putzt sich dabei, macht Jagd auf die zahlreichen Schmarotzer, welche ihren Pelz bewohnen, gehört überhaupt zu den muntersten,

niedlichsten und anziehendsten unserer einheimischen Fledermäuse, obgleich ihr Flug nur unbeholfen und langsam ist und sie in der Regel nicht hoch über den Boden sich erhebt. Die Gefangenschaft hält sie leider nicht aus. Sie ist wie die meisten Glieder ihrer Familie sehr erregbar und bekommt, sobald man sie reizt, ja schon berührt, leicht heftiges Nasenbluten, welches in vielen Fällen ihren Tod herbeiführt.

Die Hauptnahrung der Hufeisennasen besteht in Kerbtieren, welche keine harten Teile haben, namentlich kleinen Nachtschmetterlingen, Fliegen ꝛc. Sie ist aber auch ein echter Blutsauger, wie aus Beobachtungen, welche Kolenati gemacht hat, deutlich hervorgeht. Dieser Forscher fand im Winter in einer Kalkhöhle in Mähren 45 Stück schlafende Fledermäuse und zwar größtenteils Ohrenfledermäuse und kleine Hufeisennasen, nahm sie mit sich nach Brünn und ließ alle zusammen in einem großen Zimmer, in welchem seine Sammlung aufgestellt war, herumfliegen und sich selbst eine Ruhestätte suchen. Er übernachtete in Gesellschaft der Fledermäuse, um sie genauer beobachten zu können. Von 7—12 Uhr abends flatterte die Ohrenfledermaus, dann hing sie, um zu ruhen, irgendwo sich fest; von 1—3 Uhr in der Nacht flatterte die Hufeisennase, und hierauf begab sie sich zur Ruhe; von 3—5 Uhr morgens flatterten dann wieder einige Ohrenfledermäuse. Diese hielten sich, selbst wenn der Beobachter ruhig stand, in einer Entfernung von 3—5 Fuß von ihm, während die Hufeisennasen seinem Gesichte bis auf 2 Zoll Entfernung sich näherten, einige Augenblicke an einer Stelle flatternd hielten, aber auch oft zu seinen Füßen herabflogen und dort in ähnlicher Entfernung flatternd blieben. Als wenige Tage später unser Naturforscher einem seiner Freunde die Fledermäuse vorführen wollte, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen sechs Hufeisennasen bis auf die Flügelspitzen und Krallen aufgefressen und eine, deren Kopf auf das furchtbarste verstümmelt war. Zahlreiche Blutspuren, blutige Schnauzen und die angeschwollenen Bäuche sowie die vielen Kotklümpchen verdächtigten die noch vollzählig versammelten Ohrenfledermäuse als Mörder der Verschwundenen, und Untersuchung des Magens einer Getöteten beseitigte jeden etwa noch bestehenden Zweifel. Dagegen bemerkte man aber auf den Flatterhäuten der Ohrenfledermäuse in der Nähe des Körpers frische Wunden, deren Ränder schwammig aufgetrieben erschienen; auch hatten diese Tiere sich dachziegelförmig aneinander gehängt und in einen Klumpen zusammengedrückt, während die Hufeisennasen immer vereinzelt die verborgensten Schlupfwinkel zu ihrer Ruhe benutzten. Die Schlußfolgerung dieser Beobachtung war sehr einfach. Die nicht freundlich gegeneinander gesinnten Verwandten hatten sich in der Nacht eine Schlacht geliefert. Während der ersten Ruhe der Ohrenfledermäuse waren die Hufeisennasen gekommen, hatten jene verwundet und ihnen Blut ausgesogen, die Ohrenfledermäuse aber für diese Schändlichkeit während ihrer zweiten Flatterzeit sich gerächt und die Übelthäter kurzweg aufgefressen!

Ein Grusier erzählte genanntem Beobachter, daß seine Tauben öfters in der Nacht kleine Wunden mit aufgeworfenen Rändern bekämen, welche er nicht zu deuten wisse, und Kolenati schließt jedenfalls richtig, daß diese Wunden ebenfalls von Bissen der Hufeisennase herrühren. So haben wir also auch in Europa wirkliche Vampire, obgleich sie freilich im ganzen außerordentlich harmlos sind und wenigstens keine Veranlassung zu Furcht oder Entsetzen geben können.

Noch häufiger als die geschilderte Art ist die Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum, Vespertilio ferrum-equinum, Rhinolophus unihastatus). Ihre Leibeslänge beträgt 5,5, die des Schwanzes außerdem 3,5, die Flugweite 33 cm. Die Nasenplatte ist sehr groß, das Ohr ziemlich groß, die Behaarung reichlich und lang, die Färbung bei dem Männchen oben aschgrau mit weißlichen Haarwurzeln, auf der Unterseite hellgrau, bei dem Weibchen oben licht rötlichbraun und unten rötlichgrau.

Die Hufeisennase kommt in dem größten Teile des gemäßigten und im südlichen Europa vor, auch fand man sie in Asien, am Libanon. In den Gebirgen geht sie im Sommer bis 2000 m in die Höhe. Sie lebt gern gesellig; doch gibt es andere Arten ihrer Familie, welche in weit größerer Anzahl als sie zusammen vorkommen. Bisweilen findet man sie auch mit anderen Arten vereinigt. Ihre Schlafplätze und Winterherbergen sind die gewöhnlichen. Im Frühjahre erscheint sie bald, im Winter nur selten des Abends erst ziemlich



Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum). ⅘ natürl. Größe.

spät. Ihre Fluggewandtheit ist, entsprechend den breiten Fittichen, nicht eben bedeutend, und sie erhebt sich keineswegs besonders hoch. Kolenati glaubt, daß auch sie anderen Tieren Blut abzapft. Sie flattert des Nachts in den Schluchten umher, um Rehe und Gemsen anzufangen, umschwärmt die Lager der Eichhörnchen und macht sich, obgleich ihr Vampirtum noch nicht erwiesen, desselben mindestens in hohem Grade verdächtig.

Vierte Ordnung.

Die Raubtiere (Carnivora).

Kaum eine andere Ordnung der Säuger weist einen größeren Gestaltenreichtum auf als die der Raubtiere. Fast alle Leibesgrößen von der mittleren an bis zu der nahezu kleinsten herab, welche die ganze Klasse aufweist, sind in dieser Ordnung vertreten, die verschiedenartigsten Gestalten in ihr vereinigt. Von dem gewaltigen Löwen an bis zum kleinen Wiesel herab — welche Zwischenstufen, welche Mannigfaltigkeit der Ausbildung! Kaum ist der Laie fähig, den einen Gedanken überall herauszufinden, welcher, falls man so sagen darf, sich in jedem Raubtiere ausspricht: die Unterschiede in der Leibesbildung der Raubsänger sind allzu groß. Hier die einhellig gebaute, anmutige Katze, dort die plumpe Hyäne; hier die schlanke, zierliche Schleichkatze mit dem feinen, glatten Felle, dort der kräftige, derbe Hund; hier der tölpisch langsame, schwere Bär und dort der behende, schnelle, leichte Marder: wie können sie alle einem Ganzen angehören? Und wie können sie alle sich vereinigen lassen, sie, von denen diese auf dem Boden, jene auf Bäumen, die anderen im Wasser wohnen und leben? Und doch sind wir genötigt, sie im Zusammenhange zu behandeln.

Sämtliche Raubtiere zeigen in ihrer leiblichen Ausrüstung und in ihrer geistigen Befähigung bei aller Verschiedenheit eine beträchtliche Gleichmäßigkeit. Die allen mehr oder weniger gemeinsamen Sitten, die gleiche Lebensweise und Nahrung deuten darauf hin, daß Wesen und Sein der betreffenden Tiere, der Bau der Gliedmaßen ebensowohl wie der des Gebisses und der Verdauungswerkzeuge oder die geistigen Fähigkeiten, wesentlich gleichartig sein müssen. Verzerrungen und Absonderlichkeiten, fratzenhafte und widerliche Gestalten fehlen fast gänzlich unter den Raubtieren.

Ihre Gliedmaßen stehen mit dem Leibe und unter sich in einhelligem Verhältnis, haben sehr gleichartig vier oder fünf Zehen und sind ebenso übereinstimmend mit mehr oder minder kräftigen, scharfen oder abgestumpften, in Scheiden zurückziehbaren oder freiliegenden Krallen bewehrt. Alle Sinneswerkzeuge bekunden eine hohe Entwickelung, so verschiedenartig sie auch ausgeprägt zu sein scheinen. Das Gebiß, welches aus allen Zahnarten besteht, enthält kräftige, scharfe, oft schlanke, spitzige und scharfzackige, in- und zwischeneinander greifende Zähne, welche tief eingekeilt in mächtigen, von gewaltigen Muskeln bewegten Kiefern sitzen.

Der Magen ist stets einfach, der Darm gewöhnlich kurz oder mäßig lang, der Blinddarm immer kurz. Eigentümlich sind die Afterdrüsen, welche hier und da vorkommen, stark riechende Flüssigkeiten absondern und ebensowohl zur Verteidigung gegen stärkere wie zum Herbeilocken schwächerer Geschöpfe dienen können oder endlich eine Fettmasse zum Einreiben des Felles liefern müssen.

Schärfer gefaßt, sind die äußerlichen Merkmale der Raubtiere folgende. Der Leib, welcher von der plumpen, kurzen Gestalt des Bären an bis zur zierlichen, langen Schleichkatzenform alle Zwischenstufen des Baues aufweist, ruht auf mittelhohen Beinen, deren vier- oder fünfzehige Füße immer Krallen tragen; der Kopf ist rundlich, die Nasenspitze nackt, die Augen sind groß und scharfblickend, die Ohren aufrecht gestellt, die Lippen stark beschnurrt. Im Gebisse finden sich überall, oben wie unten, sechs Schneidezähne und zwei sehr starke, kegelförmige, zu Fangzähnen umgebildete Eckzähne. Zu scharfen, durchweg zwei- oder dreizackigen Reiß- oder Fleischzähnen sind im Oberkiefer die hinteren Lückenzähne und im Unterkiefer die vordersten Backenzähne ausgebildet; im übrigen sind die Lückenzähne scharfspitzig, die Backenzähne stumpfhöckerig.

Zergliedern wir die Tiere genauer, so finden wir noch folgende mehr oder weniger allgemeine Eigentümlichkeiten im Baue der Raubsänger. Das Gerippe erscheint bei aller Leichtigkeit und Zierlichkeit der Formen verhältnismäßig kräftig. Der Schädel ist gestreckt; sein Hinterteil steht mit dem Schnauzenteile ziemlich in gleichem Verhältnis, d. h. keiner überwiegt den anderen besonders auffällig. Die starken Kämme und Leisten sowie die gewölbten und ziemlich weit vom Schädel abstehenden Jochbogen geben kräftigen Muskeln die erforderlichen Ansatzflächen; die Augenhöhlen sind groß, die Gehörblasen aufgetrieben und die Nasenknochen und Knorpel ausgedehnt: die betreffenden Sinneswerkzeuge haben also Raum zu vollkommener Entwickelung. An den Wirbeln befinden sich starke Dornen und lange Fortsätze; die Lendenwirbel verwachsen oft fast vollständig; die Anzahl der Schwanzwirbel schwankt ziemlich bedeutend. Die Glieder ändern im Einklange mit der verschiedenartigen Lebensweise mannigfaltig ab; immer aber ermöglicht ihr Bau zugleich Kraft und Beweglichkeit.

Bei vielen Raubtieren verlängert sich die Nase rüsselförmig und ist oft noch mit besonderen Knorpeln und Knöchelchen versehen: dann dient der Rüssel zum Wühlen. Die Gliedmaßen verkürzen und verdicken sich, und die betreffenden Arten werden hierdurch geschickt, zu graben und eine unterirdische Lebensweise zu führen; sie verlängern sich und gestatten einen eiligen Lauf; sie verbreitern sich durch Schwimmhäute und befähigen zum Aufenthalte im Wasser. Die Krallen sind entweder einziehbar, hierdurch beim Gehen vor dem Abnutzen geschützt und können, wenn sie vorgestreckt werden, als vortreffliche Waffen und Greifwerkzeuge dienen, oder aber stumpf und unbeweglich, können deshalb auch bloß zum Schutze des Fußes, zum Scharren oder Graben und höchstens zum Anklammern gebraucht werden. Das Gebiß ist durch die sehr starken Eck- oder Fangzähne ebenso ausgezeichnet wie durch die Reiß- oder Fleischzähne, ermöglicht daher einen wirksamen Gebrauch zum Kämpfen wie zum Festhalten und Zerfleischen der Beute. Kräftige Muskeln und Sehnen verleihen Stärke und Ausdauer, während ihre Anlage umfassende und gewandte Bewegungen zuläßt.

Hierzu kommen nun noch die ausgezeichneten Sinne. Ausnahmsweise nur zeigt sich einer von ihnen verkümmert; dann aber wird er gewiß durch die übrigen genügend ersetzt. Im allgemeinen kann nicht behauptet werden, daß ein Sinn besonders und überall bevorzugt sei; denn bei den einen ist der Geruch, bei den anderen das Gesicht, bei einzelnen das Gehör bewunderungswürdig ausgebildet, bei einigen spielt auch der Tastsinn eine große Rolle. Zwei Sinne sind regelmäßig sehr scharf und zwar in den meisten Fällen Geruch und Gehör, in selteneren Gehör und Gesicht.

Die geistigen Fähigkeiten stehen mit den leiblichen Anlagen im Einklang. Wir finden unter den Raubtieren bewunderungswürdig kluge Geschöpfe und dürfen uns somit nicht wundern, daß sie sich bald alle List und Verstellungskunst aneignen, welche ihr Räuber- und Diebeshandwerk erfordert. Dazu verleiht ihnen das Gefühl ihrer Stärke Mut und

Selbstbewußtsein, wie beides andere Tiere niemals erlangen können. Aber eben diese Eigenschaften haben auch wieder solche im Gefolge, welche nicht sehr für die sonst so herrlichen Geschöpfe einnehmen. Die Raubtiere werden gewohnt zu siegen und eignen sich deshalb bald mit der immer stärker werdenden Herrschsucht Grausamkeit und häufig zuletzt unüberwindliche Mordlust, ja förmliche Blutgier an, in einem Grade, daß sie sogar als Sinnbilder für Menschen angesehen werden können.

Zu den Anlagen und Eigenschaften des Leibes und Geistes stimmen Aufenthalt und Lebensweise. Raubtiere wohnen und herrschen überall: auf dem Boden oder im Wasser wie in den Kronen der Bäume, auf den Gebirgen wie in der Ebene, im Walde wie auf dem Felde, im Norden wie im Süden. Es finden sich unter ihnen ebensowohl vollendete Nacht- wie Tagtiere; die einen gehen in der Dämmerung, die anderen im Lichte der Sonne oder im Dunkel der Nacht ihrer Nahrung nach.

Viele leben gesellig, andere einsam; manche greifen offen an, die meisten aber belauern und beschleichen ihre Beute, überfallen sie unversehens — sie mögen so stark sein, wie sie wollen. Alle verbergen sich so lange als möglich, einzig in der Absicht, durch ihr Erscheinen nicht vorzeitig zu schrecken, und nur wenige suchen, im Bewußtsein ihrer Schwäche, eilig Schutz und Zuflucht, sobald sie irgend etwas Verdächtiges bemerken. Je mehr sie den Tag lieben, um so heiterer, lebendiger, fröhlicher und geselliger zeigen sie sich; je mehr sie Nachttiere sind, um so mürrischer, mißtrauischer, scheuer und ungeselliger werden sie.

Alle Raubsäuger nähren sich von anderen Tieren; nur ausnahmsweise verzehren einige auch Früchte, Körner und anderweitige Pflanzenstoffe. Man unterscheidet nach der verschiedenen Nahrung Alles- und Fleischfresser; diese Namen sind aber nicht ganz stichhaltig: denn die Allesfresser bevorzugen ebensogut ein gediegenes Stück Fleisch wie die größten und wildesten Raubtiere. Sämtliche Mitglieder unserer Ordnung sind vom Hause aus geborene Räuber und Mörder, gleichviel, ob sie große oder kleine Tiere umbringen, und selbst die, welche Pflanzenkost lieben, zeigen bei Gelegenheit, daß sie von der übrigen Gesellschaft keine Ausnahme machen wollen, soweit es sich um Raub und Mord handelt. Hinsichtlich der Auswahl ihrer Nahrungsstoffe oder, bestimmter gesagt, ihrer Beute unterscheiden sich die Raubsäuger erklärlicherweise in demselben Grade wie hinsichtlich ihres Leibesbaues, ihrer Heimat, ihres Aufenthaltsortes und ihrer Lebensweise. Nur wenige Klassen des Tierreiches bleiben vor den Angriffen und Brandschatzungen unserer Raubritter gesichert. Die größten und stärksten Glieder der Ordnung halten sich zumeist an Säugetiere, ohne jedoch deshalb andere zu verschmähen. Nicht einmal der Löwe nährt sich ausschließlich von Säugetieren, und die übrigen Katzen zeigen sich noch weit weniger wählerisch als er. Die Hunde, eigentlich echte Fleischfresser, dehnen ihre Jagd schon weiter aus; unter den Schleichkatzen und Mardern finden wir bereits einige, welche sich ausschließlich von Fischen oder gern von Lurchen nähren; die Bären sind eben die „Allesfresser“ und lassen sich auch in der That Pflanzenkost so gut wie Tierfleisch munden. Somit finden also die Wirbeltiere ebensogut ihre Liebhaber oder, richtiger, ihre Feinde wie die Wirbellosen. Und mögen die einen wie die anderen auf dem festen Boden oder im Wasser oder im Gezweige der Bäume sich aufhalten, im Norden wie im Süden, in der Höhe wie in der Tiefe leben: den Tod verbreiten die Raubsäuger überall um sich her, Rauben und Morden enden niemals. Sie müssen leben, und der Schwache erliegt dem Starken.

Einige Raubsäugetiere führen, wie man annimmt, ein wirkliches Eheleben, kein einziges aber ein solches auf Lebenszeit. Bei einigen Katzen und Mardern leben während und nach der Paarungszeit beide Geschlechter enger zusammen als im Verlaufe des übrigen Jahres, stehen sich auch wohl gegenseitig bei, um die Kinder zu ernähren oder zu beschützen und zu verteidigen: bei anderen und zwar bei der größeren Anzahl pflegt der Vater seine

eigenen Sprößlinge als gute Beute zu betrachten und muß von der Mutter zurückgetrieben werden, wenn er das Lager seiner Nachkommenschaft zufällig aufgefunden hat. Unter derartigen Umständen ist die Mutter natürlich die einzige Pflegerin. Die Anzahl der Jungen eines Wurfes schwankt erheblich, sinkt aber bloß ausnahmsweise bis auf eins herab. Fast alle Jungen werden blind geboren und sind längere Zeit sehr hilflos, entwickeln sich dann aber verhältnismäßig rasch. Ihre Mutter unterrichtet sie ziemlich ausführlich in ihrem Gewerbe und begleitet und schützt sie jedenfalls so lange, als sie noch unfähig sind, selbständig für sich zu sorgen. Bei Gefahr tragen einige, aber sehr wenige Mütter ihre Brut in den Armen oder auf dem Rücken fort; die übrigen schleppen sie mit dem Maule weg.

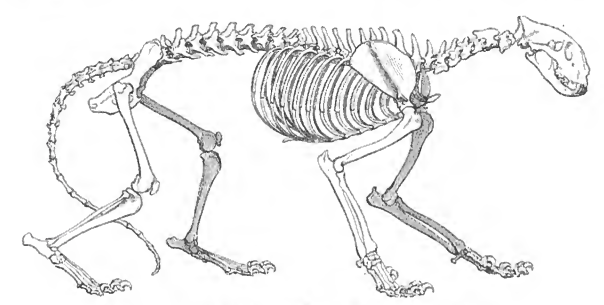
Der Mensch lebt mit fast allen Raubtieren in offener Fehde. Höchst wenige von ihnen hat er durch Zähmung sich nutzbar zu machen gesucht, eines von ihnen freilich in einem Grade wie kein anderes Tier überhaupt. Die größere Anzahl wird mit mehr oder weniger Recht als schädlich angesehen und leidenschaftlich gehaßt, deshalb auch unerbittlich verfolgt, ein unverhältnismäßig kleiner Teil geschont. Das Fleisch oder Fett der einen wird gegessen, das kostbare Fell der anderen zu wertvollen Kleiderstoffen verwendet, und hier läßt sich gegen ihre Tötung nicht wohl etwas einwenden; sehr unrecht aber ist es, daß auch die nicht bloß unschuldigen, sondern sogar nützlichen Raubsäuger verkannt werden und der blinden Zerstörungswut unterliegen müssen. Schon aus diesem Grunde verdient unsere Ordnung von allen Menschen sorgfältiger beobachtet zu werden als bisher; denn es ist doch wahrhaftig wichtig genug, seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden zu lernen.

Der Laie wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welcher Familie er die Ehre geben soll, die Reihe aller Raubtiere zu beginnen. Er gedenkt an den schon von den Alten zu der Tiere König gekrönten Löwen und räumt ihm gern jede Bevorzugung ein, sogar auf Kosten des liebsten und getreuesten Hausfreundes Hund, dessen geistiges Wesen einer anderen, weit wertvolleren Krone würdig ist. Diesmal darf auch der Forscher mit dem Laien übereinstimmen, und somit vereinigen wir in der ersten Familie die **Katzen** (**Felidae**).

Unter den Raubtieren sind die Katzen die vollendetsten Raubtiergestalten. Ein gleiches Ebenmaß zwischen Gliedern und Leib, gleiche Regelmäßigkeit und Einhelligkeit des Baues wie bei ihnen finden wir unter den Raubsäugern nicht wieder. Bei ihnen ist jeder einzelne Leibesteil anmutig und zierlich, und eben deshalb befriedigt das ganze Tier unser Schönheitsgefühl in so hohem Grade. Wir dürfen, ohne fehlzugreifen, unsere Hauskatze als Bild der gesamten Gesellschaft betrachten; denn in keiner zweiten Raubtierfamilie ist die Urform bei allen Mitgliedern so streng wiederholt. Alle Gattungskennzeichen erscheinen hier als nebensächliche, äußerliche Merkmale im Vergleiche zu den Unterschieden, welche die verschiedenen Gattungen anderer Familien aufweisen: der Löwe mit seiner Mähne oder der Luchs mit seinen Ohrpinseln und dem Stumpfschwanze bleiben ebensogut Katzen wie der Hinz oder der Leopard. Selbst den Jagdpanther oder Gepard, welcher das allgemeine Gepräge am wenigsten zeigt, muß man scharf ansehen, bevor man ihn ganz kennen lernt: als halbe Katze nur, als Bastard gleichsam von Katze und Hund.

Der Bau des Katzenleibes darf als bekannt vorausgesetzt werden; denn der kräftige und doch zierliche Leib, der kugelige Kopf mit dem starken Halse, die mäßig hohen Beine mit den dicken Pranken, der lange Schwanz und das weiche Fell mit seiner immer angenehmen, der Umgebung innig sich anschmiegenden Färbung sind Kennzeichen, welche jedermann sich eingeprägt haben dürfte. Vollendet am Katzenleibe müssen die Waffen erscheinen. Das Gebiß ist furchtbar. Die Eck- oder Fangzähne bilden große, starke, kaum gekrümmte

Regel, welche alle übrigen Zähne weit überwiegen und eine wahrhaft vernichtende Wirkung äußern können. Ihnen gegenüber verschwinden die auffallend kleinen Schneidezähne, erscheinen selbst die starken, durch scharfe, gegenseitig ineinander eingreifende Zacken und Spitzen ausgezeichneten Reißzähne schwach und unbedeutend. Mit diesem Gebisse steht die dicke und fleischige, wegen ihrer feinen, hornigen, auf krausen Warzen sitzenden und nach hinten gerichteten Stacheln besonders merkwürdige Zunge im vollsten Einklange. Sie bewaffnet gleichsam noch einmal das Maul, ebenso wie bei manchen Schlangen und den raubgierigsten Fischen außer den Kinnladen der Gaumen mit Zähnen gespickt ist. Wenn nun auch die Stacheln der Katzenzunge von jenen Gaumenzähnen genügend sich unterscheiden, haben sie doch immer noch Schärfe genug, um bei fortgesetztem Lecken eine zarte Haut blutig zu ritzen, und übrigens dienen sie wirklich beim Fressen zur Unterstützung der Zähne, welche wegen ihrer Schärfe und Zackung nur einen einseitigen Gebrauch zulassen, zum Zermalmen der



Gerippe des Tigers (*Felis tigris*). (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

Speise aber als unbrauchbar sich erweisen. Die Zähne sind jedoch nicht die einzigen Angriffswaffen der Katzen: in ihren Klauen besitzen sie nicht minder furchtbare Werkzeuge zum Ergreifen und tödlichen Verwunden ihrer Beute oder zur Abwehr im Kampfe. Ihre breiten und abgerundeten Füße zeichnen sich besonders durch die verhältnismäßige Kürze aus, und diese hat ihren Grund darin, daß das letzte Zehenglied aufwärts gebogen ist. So kann es beim Gange den Boden gar nicht berühren und ermöglicht dadurch Schonung der auf ihm sitzenden sehr starken und äußerst spitzigen Sichelkrallen. In der Ruhe und bei gewöhnlichem Gange erhalten zwei dehnbare Bänder, von denen das eine oben und das andere seitlich befestigt ist, das Glied in seiner aufrechten Stellung; bei Zorn und im Augenblicke der Benutzung zieht es der starke, tiefe Beugemuskel, dessen Sehne sich unten ansetzt, gewaltsam hernieder, streckt dadurch den Fuß und verwandelt ihn in die fürchterlichste Pranke, welche es überhaupt geben kann. Dieser Fußbau ist die Ursache, daß die gehenden Katzen niemals eine Fährte hinterlassen, in welcher Abdrücke der Krallen bemerklich sind; das Leisetreten dagegen hat seinen Grund in den weichen, oft dicht behaarten Ballen an den Sohlen.

Um womöglich allen Lesern gerecht zu werden, will ich noch folgende Kennzeichen der Katzen angeben. Die Wirbelsäule zählt 20 Brust- und Lendenwirbel, 2—3 Kreuzbein- und 15—29 Schwanzwirbel. Das Gebiß besteht aus 30 Zähnen und zwar 6 Vorderzähnen und 2 Eckzähnen oben und unten, jederseits 3 Lückenzähnen im Oberkiefer und 2 im Unterkiefer,

endlich je einem Backenzahn links und rechts und oben und unten. Die Knochen der Gliedmaßen sind durchgehends sehr kräftig, die Schlüsselbeine aber verkümmert. Die Vorderfüße haben 5, die hinteren 4 Zehen. Der Darm erreicht die drei- bis fünffache Leibeslänge. Beim Weibchen stehen 4 Zitzen am Bauche oder noch 4 an der Brust.

Die Katzen sind starke und äußerst gewandte Tiere. Jede ihrer Bewegungen zeugt von ebensoviel Kraft wie anmutiger Behendigkeit. Fast alle Arten der Familie ähneln sich in ihren leiblichen wie in ihren geistigen Eigenschaften, wenn auch diese oder jene Art etwas vor der anderen voraus zu haben oder hinter ihr im Nachteile zu stehen scheint. Alle Katzen gehen gut, aber langsam, vorsichtig und geräuschlos, laufen schnell und sind fähig, wagerechte Sprünge zu machen, welche die Länge ihres Leibes um das Mehrfache übertreffen. Nur wenige der größeren Arten sind nicht im stande, Bäume zu erklettern, während diese Kunst von der Mehrzahl mit vielem Geschick betrieben wird. Obgleich größtenteils Feinde des Wassers, schwimmen sie doch recht gut, wenn es sein muß; wenigstens kommt keine einzige Art leicht im Wasser um. Zudem verstehen sie ihren schmucken Leib zusammenzudrücken oder zusammenzurollen, gebrauchen ihre Tatzen mit großer Fertigkeit und wissen mit unfehlbarer Sicherheit vermittelst derselben ein Tier selbst in seinem Laufe oder Fluge zu erfassen. Hierzu kommt noch die verhältnismäßige Stärke ihrer Glieder und ihre Ausdauer. Die größten Arten strecken mit einem einzigen Schlage ihrer furchtbaren Pranken und durch die Wucht ihres Ansprunges ein Tier zu Boden, welches größer ist als sie selbst, und vermögen bedeutende Lasten fortzuschleppen.

Unter den Sinnen stehen wohl Gehör und Gesicht obenan. Ersteres ist unzweifelhaft das Werkzeug, welches sie bei ihren Raub- und Streifzügen leitet. Sie vermögen Geräusche auf große Entfernungen hin wahrzunehmen und richtig zu beurteilen, vernehmen den leisesten Fußtritt, das schwächste Rascheln im Sande und finden durch ihr Gehör selbst nicht gesehene Beute auf, obschon die Ohrmuscheln fast nirgends besonders groß zu sein pflegen. Das Gesicht ist weniger begünstigt, obwohl keineswegs schwach zu nennen. Das Auge reicht wahrscheinlich nicht in große Fernen, ist aber für die Nähe vortrefflich. Der Stern, welcher bei den größeren Arten rund ist und im Zorne sich kreisförmig erweitert, nimmt bei vielen kleineren Arten die Gestalt einer Ellipse an und zeigt sich dann einer großen Ausdehnung fähig. Bei Tage zieht er unter Einwirkung des zu grellen Lichtes bis auf einen feinen Spalt sich zusammen, in der Aufregung oder in der Dunkelheit rundet er fast bis zu einem vollen Kreise sich aus. Auf das Gesicht dürfen wir wohl das Gefühl folgen lassen, welches ebensowohl als ausgebildete Tastfähigkeit wie als Empfindungsvermögen sich kundgibt. Zu Tastwerkzeugen dienen hauptsächlich die Bartschnurren zu beiden Seiten des Maules und über den Augen, vielleicht auch die Pinsel am Ohre der Luchse. Schneidet man einer Katze ihre Bartschnurren weg, so versetzt man sie in eine höchst ungemütliche Lage; sie wird förmlich rat- und thatlos oder zeigt zum mindesten eine merkliche Unruhe und Ungewißheit, welche später, jedoch bloß nach dem Wiederwachsen jener Borsten, sich verliert. Aber auch die Pfoten erscheinen zum Tasten ganz geeignet. Die Empfindlichkeit ist über den ganzen Körper verbreitet. Alle Katzen sind höchst empfänglich für Einflüsse von außen und zeigen eine unverkennbare Mißstimmung bei unangenehmen oder große Behaglichkeit bei angenehmen Reizen. Wenn man ihr Haar streichelt, wird man sie stets in eine fast freudige Aufregung versetzen, während sie, wenn dieses Haar befeuchtet wird oder sie sonstigen widerwärtigen Einflüssen ausgesetzt sind, großen Mißmut an den Tag legen. Geruch und Geschmack dürften so ziemlich auf gleicher Stufe stehen; vielleicht ist der Geschmack noch besser als der Geruch. Die meisten Katzen sind trotz ihrer rauhen Zunge für Gaumenkitzel sehr empfänglich und erfreuen sich besonders an schwach gesalzenen und süßlichen Speisen, vor allem an tierischen Flüssigkeiten, wie an Blut und an Milch, während dem Geruchswerkzeuge

schon sehr stark riechende Dinge geboten werden müssen, wenn es sich befriedigt zeigen soll. Die merkwürdige Vorliebe gewisser Katzen für stark duftende Pflanzen, wie für Baldrian und Katzengamander, läßt jedenfalls die Schlußfolgerung zu, daß ihr Geruch nur ein sehr untergeordneter sein kann; denn alle fein riechenden Tiere würden sich mit Abscheu von derartigen Gegenständen abwenden: die Katzen aber wälzen sich wie sinnlos, gleichsam im höchsten Rausche, auf jenen Pflanzen herum.

Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten stehen die Katzen hinter den Hunden zurück, jedoch nicht so weit, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Vergessen darf man nicht, daß wir bei Abwägung der Geisteskräfte beider Familien beständig an zwei kaum maßgebende Vorbilder denken: an den seit Jahrtausenden von uns gepflegten, planmäßig gezüchteten, erzogenen, vermenschlichten Haushund und an die vernachlässigte, vorurteilsvoll betrachtete und gewöhnlich mißhandelte Hauskatze. Vergleichen wir wildlebende Arten beider Familien, beispielsweise Fuchs und Luchs, so stellt sich das Ergebnis schon ganz anders und zwar entschieden günstiger für die Katzen. Diese als geistig tief stehende Tiere zu betrachten, wie ausgesprochen oder nicht ausgesprochen noch häufig geschieht, ist ein grober Fehler. Bei der Mehrzahl der Arten treten allerdings die höheren oder edlen Geisteskräfte weniger als die niederen hervor; doch liefert uns unser Hinz, wenn er gut behandelt wird, den Beweis, daß auch die Katzen der Erziehung und Geistesveredelung fähig sind. Die Hauskatze gibt uns oft genug Beispiele von treuer Anhänglichkeit an den Menschen und von hohem Verstande. Der Mensch nimmt sich gewöhnlich nicht die Mühe, ihre Fähigkeiten genauer zu erforschen, sondern läßt sich von dem einmal feststehenden Urteile über sie einnehmen und von selbständiger Prüfung zurückschrecken. Der Charakter der meisten Arten ist ein Gemisch von ruhiger Besonnenheit, ausdauernder List, Blutgier und Tollkühnheit. In Gesellschaft des Menschen zeigen sie sich bald durchaus anders als in der Freiheit; sie erkennen die menschliche Herrschaft an, fühlen Dankbarkeit für ihren Herrn, wollen, daß er ihnen schmeichele, sie liebkose, kurz sie werden oft rückhaltslos zahm, wenn auch zuweilen ihre tief eingewurzelten natürlichen Begabungen plötzlich wieder durchbrechen. Hierin beruht hauptsächlich der Grund, daß man die Katzen falsch und tückisch nennt; denn nicht einmal derjenige Mensch, welcher Tiere zu quälen oder zu mißhandeln pflegt, will ihnen das Recht zugestehen, einmal auf Augenblicke das ihnen auferlegte Joch der Sklaverei abzuschütteln.

Die Katzen sind gegenwärtig in allen Teilen der Alten Welt mit Ausnahme des australischen Tierreiches, wo höchstens verwilderte Hauskatzen vorkommen, und in Amerika zu finden. Sie bewohnen die Ebenen wie die Gebirge, dürre, sandige Stellen wie feuchte Niederungen, den Wald wie das Feld. Einige steigen selbst in das Hochgebirge hinauf und werden dort in beträchtlichen Höhen getroffen; andere treiben sich auf freien, offenen, mit Gesträuchen bewachsenen Steppen oder in Wüsten umher; noch andere ziehen die schilfreichen Ufer von Flüssen, Bächen und Sümpfen vor: bei weitem der größte Teil aber gehört dem Walde an. Die Bäume bieten ihnen alles Erforderliche, namentlich vortreffliche Verstecke, in denen sie sich leicht verbergen können, ebensowohl, um über ihre Beute herzufallen, als auch, um sich den Blicken ihrer Feinde zu entziehen. Zu solchen Verstecken dienen den kleineren Arten Felsspalten, hohle Bäume, verlassene Baue von anderen Säugetieren und dergleichen, während sich die größeren im Gebüsche zu verbergen pflegen. Obwohl die wildlebenden Katzen diejenigen Gegenden bevorzugen, in denen der Mensch noch nicht zur vollen Herrschaft gelangen konnte, kommen sie doch oft in unverschämt dreister Weise zu den Wohnungen des Menschen heran, um hier über ihn selbst herzufallen oder seinen Viehstand zu berauben. Zu diesem Behufe verlassen sie ihr Lager mit Einbruch der Nacht und streifen nun entweder ziemlich weit umher oder legen sich an belebten Paßstraßen der Menschen und Tiere auf die Lauer. Bei Tage fallen nur höchst wenige auf Beute, und ebenso ziehen sie

sich zu dieser Zeit feig zurück, wenn sie angegriffen werden. Ihr wahres Leben beginnt und endigt mit der Dunkelheit. Besonders gut gelegene Versteckplätze werden ziemlich regelmäßig bewohnt; die Mehrzahl aber hat kein bestimmtes Lager und wählt sich, sobald der Morgen sie auf dem Streifzuge überrascht, zum Verstecke den ersten besten Ort, welcher Sicherheit verheißt.

Ihre Nahrung nehmen die Katzen sich aus allen Klassen der Wirbeltiere, wenn auch die Säugetiere unzweifelhaft ihren Verfolgungen am meisten ausgesetzt sind. Einige Arten stellen mit Vorliebe Vögeln nach, andere, aber wenige, verzehren nebenbei das Fleisch mancher Kriechtiere, namentlich der Schildkröten, wieder andere gehen sogar auf den Fischfang aus. Die wirbellosen Tiere werden im ganzen wenig von ihnen behelligt, und wohl nur zufällig fängt sich diese oder jene Art einen Krebs oder ein Kerbtier. Sämtliche Katzen fressen vorzugsweise Beute, welche sie sich selbst erworben haben, nur wenige fallen auf das Aas und dann gewöhnlich auch bloß auf solches, welches von selbstgemachter Beute herrührt. Dabei bekunden einige unersättlichen Blutdurst: es gibt Arten, welche sich, wenn sie es können, bloß von Blut nähren und in diesem „ganz besonderen Safte“ förmlich berauschen.

In der Art und Weise ihres Angriffes ähneln sich alle Arten mehr oder weniger. Leisen, unhörbaren Schrittes schleichen sie äußerst aufmerksam durch ihr Jagdgebiet und äugen und lauschen scharf nach allen Richtungen hin. Das geringste Geräusch erregt ihre Aufmerksamkeit und bewegt sie, der Ursache desselben nachzugehen. Dabei gleiten sie in geduckter Stellung vorsichtig auf dem Boden hin, regelmäßig unter dem Winde, und fallen, wenn sie sich nahe genug glauben, plötzlich mit einem oder mehreren Sätzen über ihr Schlachtopfer her, schlagen ihm die furchtbaren Pranken in das Genick oder in die Seiten, reißen es zu Boden, erfassen es mit dem Maule und beißen einige Male schnell nacheinander heftig zu. Hierauf öffnen sie das Gebiß ein wenig, ohne jedoch das erfaßte Tier fahren zu lassen, beobachten es vielmehr scharf und beißen von neuem, sowie noch ein Fünkchen Leben in ihm sich regt. Viele stoßen währenddem ein Brüllen oder Knurren aus, welches ebensogut Behaglichkeit als Gier oder Zorn ausdrückt, und bewegen nebenbei die Spitze ihres Schwanzes. Die meisten haben die abscheuliche Gewohnheit, ihre Schlachtopfer noch lange zu quälen, indem sie ihnen scheinbar etwas Freiheit gewähren und sie oft auch wirklich ein Stückchen laufen lassen, jederzeit aber im rechten Augenblicke wieder erfassen, von neuem niederdrücken, nochmals laufen lassen, bis die Gepeinigten endlich ihren Wunden erliegen. Auch die größten Arten scheuen Tiere, von denen sie bedeutenden Widerstand erwarten, und greifen sie bloß dann an, wenn sie durch Erfahrung sich überzeugt haben, daß sie trotz der Stärke ihrer Gegner als Sieger aus einem etwaigen Kampfe hervorgehen. Selbst Löwe, Tiger und Jaguar fürchten anfangs den Menschen und gehen ihm fast feig aus dem Wege; nachdem sie aber gelernt haben, welch leicht zu überwältigendes Geschöpf er ist, werden manche unter ihnen seine furchtbarsten Feinde. Obgleich beinahe alle Katzen gute Läufer sind, stehen doch viele von weiterer Verfolgung eines Schlachtopfers ab, wenn ihnen der Angriffssprung mißlang. Nur an sehr geschützten Orten fressen sie ihre Beute gleich an Ort und Stelle; gewöhnlich schleppen sie das erfaßte Tier, nachdem sie es getötet oder wenigstens widerstandslos gemacht haben, an einen stillen, versteckten Ort und verzehren es hier in aller Ruhe und Behaglichkeit. Wenn ihre Wohngegend reiche Beute zu machen gestattet, zeigen sie sich außerordentlich lecker und überlassen bei weitem den größten Teil der von ihnen erjagten Geschöpfe anderen Tieren, den Schmarotzern und Bettlern an ihrer Tafel.

In der Regel werfen die weiblichen Katzen mehrere Junge, ausnahmsweise nur ein einziges. Man kann sagen, daß die Anzahl der letzteren zwischen 1 und 6 schwankt; einige Arten sollen noch mehr zur Welt bringen. Die Pflegerin der Jungen ist die Mutter; der Vater bekümmert sich bloß gelegentlich um sie. Eine Katzenmutter mit ihren Jungen

gewährt ein höchst anziehendes Bild. Man sieht die mütterliche Zärtlichkeit und Liebe in jeder Bewegung der Alten ausgedrückt, hört sie in jedem Tone, welchen man vernimmt. Es liegt eine Zartheit und Weiche in der Stimme, welche man gar nicht vermutet hätte. Dabei beobachtet die Alte ihre Kleinen mit so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, daß man gar nicht zweifeln kann, wie sehr ihr die Kinderschar ans Herz gewachsen ist. Besonders wohlthuend ist bei einem solchen Katzengehecke die Reinlichkeitsliebe, zu welcher die Mutter ihre Jungen schon in der frühesten Jugend anhält. Sie hat ohne Unterlaß zu putzen, zu lecken, zu glätten, zu ordnen und duldet nicht den geringsten Schmutz in der Nähe des Lagers. Gegen feindliche Besuche verteidigt sie ihre Sprößlinge mit Hintansetzung des eigenen Lebens, und alle größeren Arten der Familie werden, wenn sie Junge haben, im höchsten Grade furchtbar. Bei vielen Katzen muß die Mutter ihre Brut unter Umständen auch gegen den Vater schützen, weil dieser die Jungen, solange sie noch blind sind, ohne weiteres auffrißt, wenn er in das unbewachte Lager kommt. Daher rührt wohl auch hauptsächlich die große Sorgfalt aller Katzen, ihr Geheck möglichst zu verbergen. Nachdem die Jungen etwas mehr herangewachsen sind und sich schon als echte Katzen zeigen, ändert sich die Sache; dann thut auch der Kater oder das Katzenmännchen überhaupt ihnen nichts mehr zuleide. Und nun beginnt ein gar lustiges Kindheitsleben der kleinen, zu Spiel und Scherz jeder Art immer geneigten Tiere. Die natürliche Begabung zeigt sich schon bei den ersten Bewegungen und Regungen, deren die Kätzchen fähig sind. Ihre Kinderspiele sind bereits nichts anderes als Vorübungen zu der ernsten Jagd, welche die Erwachsenen betreiben. Alles, was sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Kein Geräusch entgeht ihnen: die kleinen Lauscher spitzen sich bei dem leisesten Rascheln in der Nähe. Anfangs ist der Schwanz der Alten die größte Kinderfreude der Jungen. Jede seiner Bewegungen wird beobachtet, und bald macht sich die übermütige Gesellschaft daran, diese Bewegungen durch ihre Fangversuche zu hemmen und zu hindern. Doch die Alte läßt sich durch solche Neckereien nicht im geringsten stören und fährt fort, ihrer inneren Seelenstimmung durch die Schwanzbewegungen Ausdruck zu geben, ja sie bietet ihren Kleinen förmlich dieses Glied zu beliebigem Gebrauche dar. Wenige Wochen später sieht man die ganze Familie bereits mit den lebhaftesten Spielen beschäftigt, und nun wird die Alte geradezu kindisch, die Löwenmutter ebensogut wie die Erzeugerin unserer Hauskatzen. Oft ist die ganze Gesellschaft zu einem scheinbaren Knäuel geballt, und eins fängt und häkelt nach dem Schwanze des anderen. Mit dem zunehmenden Alter werden die Spiele immer ernstlicher. Die Kleinen lernen erkennen, daß der Schwanz doch nur ein Stück ihres eigenen Selbst ist, wollen aber ihre Kraft bald an etwas anderem versuchen. Jetzt schleppt ihnen die Alte kleine, oft noch halb, oft ganz lebendige Tiere zu. Diese werden freigelassen, und es übt sich die junge Brut mit Eifer und Ausdauer in dem räuberischen Gewerbe, welches sie später betreiben wird. Schließlich nimmt die Alte sie mit auf die Jagd hinaus; da lernen sie nun vollends alle Listen und Schleichwege, die ruhige Beherrschung ihrer selbst, die plötzlichen Angriffe, kurz die ganze Kunst des Raubens. Erst wenn sie ganz selbständig geworden sind, trennen sie sich von der Mutter oder den Eltern und führen nun längere Zeit ein einsames, umherschweifendes Leben.

Die Katzen stehen einem beträchtlichen Teile der übrigen Tierwelt als Feinde gegenüber; deshalb ist der Schade, welchen sie anrichten, außerordentlich bedeutend. Freilich muß man bedenken, daß die großen Arten der Familie fast sämtlich in Ländern leben, welche unglaublich reich an Beute sind; ja, man kann sogar behaupten, daß einige geradezu einer schädlichen Vermehrung mancher Wiederkäuer und Nager hindernd in den Weg treten und somit mittelbar auch uns nützlich werden. Bei manchen kleineren Arten überwiegt der Nutzen, welchen sie leisten, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Ihre Jagd beschränkt sich auf kleinere Säugetiere und Vögel, und namentlich die dem menschlichen Haushalte so

überaus lästigen und schädlichen kleinen Nager finden in ihnen das wirksamste Gegengewicht und die gefährlichsten Feinde. Unser Hinz ist uns geradezu unentbehrlich geworden; aber auch die wildlebenden kleinen Katzenarten bringen vielen Nutzen neben dem Schaden. Außerdem verwertet der Mensch das Fell und hier und da selbst das Fleisch unserer Tiere. In China, vielfach auch in Afrika, dienen Felle gewisser Katzen als Standeszeichen; die übrigen Völker schätzen sie mehr ihrer Farbenschönheit als ihrer wirklichen Güte wegen, denn diese ist nicht eben hoch anzuschlagen.

Jagd und Fang der schädlichen Arten werden überall mit großem Eifer betrieben, und es gibt Leute, welche gerade in der Gefährlichkeit dieser Jagd das höchste Vergnügen der Erde finden.

Die Sonderung der verschiedenen Katzenarten in Gattungen hat große Schwierigkeiten gemäß der Geringfügigkeit der Merkmale, die zur Kennzeichnung der Gattungen dienen könnten. Immerhin glauben wir berechtigt zu sein, die Luchse (Lynx), die Geparde oder Jagdleoparden (Cynailurus) und die Frettkatze oder Fossa von Madagaskar (Cryptoprocta) von den übrigen, den eigentlichen Katzen (Felis), als besondere Gattungen trennen zu dürfen. Als Urbild der letzteren mag uns unsere allbekannte Hauskatze dienen. Von ihr und den übrigen Arten ihrer Gattung, deren am höchsten entwickelte Mitglieder einerseits der Löwe, anderseits der Tiger sind, unterscheiden sich die Luchse durch die Kürze des Schwanzes, die Länge der Beine und den Haarpinsel an den langen Ohren, die Geparde durch die Höhe der Beine und die geringe Zurückziehbarkeit der Krallen und die Fossa durch ihr abweichendes Gebiß, ihre unbehaarten Sohlen und andere Eigentümlichkeiten, welche dieses merkwürdige Tier als entfernten Verwandten der Schleichkatzen, als eine Urkatze, wenn man will, kennen lehren.

Noch unthunlicher als eine zu weitgehende Scheidung der Katzen in Gattungen ist zur Zeit eine strenge Gruppierung der Arten innerhalb der Gattungen, insbesondere in der großen Gattung der eigentlichen Katzen (Felis). Am zweckmäßigsten erscheint es unter diesen Umständen, zunächst die Katzen der Alten von denen der Neuen Welt zu trennen, eine Scheidung, die sich deshalb rechtfertigen läßt, weil in Amerika, insbesondere im südamerikanischen Reiche, wie die meisten übrigen Säugetiere, so auch die Katzen gegenüber ihren Verwandten in der Alten Welt ein altertümliches, ursprüngliches Gepräge zeigen. Bei den Katzen tritt diese größere Ursprünglichkeit der Säugetiere Amerikas vor allem in der Zeichnung des Felles hervor, denn die einzige Katze mit ausgesprochener Längsstreifung, die Pampaskatze, gehört dem südamerikanischen Reiche an, und Längsstreifung ist nach Eimers Untersuchungen die älteste Zeichnung des Säugetierkleides. An die Pampaskatze schließen sich aber alle eigentlichen Katzen Amerikas mit Ausnahme der einfarbigen durch die Zeichnung ihres Felles an; denn wo wir auch die ausgesprochenste Fleckenzeichnung finden, wie beim Jaguar, ist in der Anordnung der Flecke noch immer die ursprüngliche Längsstreifung deutlich zu erkennen. Vom Jaguar bis hinunter zur Pampaskatze können wir das allmähliche Ineinanderfließen der Flecke zu Längsstreifen verfolgen. Die einfarbigen Katzen Amerikas müssen wir freilich aus dieser Reihe fortlassen; indessen zeigt sich bei ihnen die größere Ursprünglichkeit gegenüber der einfarbigen Katze der Alten Welt, dem Löwen, mit welchem man den Puma, den Yaguarundi und die Eyra früher irrtümlicherweise vereinigte, in dem schlanken Baue des auf niedrige Füße gestellten Leibes, durch welchen sie sich der Fossa, dem altertümlichsten lebenden Familienmitgliede, nähern.

Wir erhalten somit zwei Gruppen amerikanischer Katzen, die Gruppe der einfarbigen: Puma, Yaguarundi und Eyra, und die Gruppe der gezeichneten, mit allmählichem Übergange von Fleckung in Längsstreifung. Ähnliche Gruppen können wir unter den Katzen der Alten Welt unterscheiden. Als höchststehende Zeichnung des Katzenkleides treffen wir hier

die Querstreifung des Tigerfelles an. Dem Tiger schließen sich unter den Katzen, die wir für besondere Schilderungen ausgewählt haben, der Nebelparder, die Marmelkatze, die Wildkatze, der Manul, die Falbkatze und endlich auch die Hauskatze als mehr oder weniger deutlich quergestreift an. Weil die Zeichnung dieser Katzen als eine Weiterbildung der Fleckenzeichnung erscheint, da die ursprünglich aus Längsstreifen entstandenen Flecke hier zu Querstreifen zusammengetreten sind, werden wir billigerweise mit dem Tiger die Reihe unserer Lebensbilder der Katzen eröffnen. Als zweite Gruppe der altweltlichen Katzen treten uns dann die gefleckten, in deren Mitte der Panther steht, entgegen. Von der zerstreuten Fleckenzeichnung des Panthers gelangen wir einerseits zu der Einfarbigkeit des ausgebildeten, in der Jugend aber gefleckten Löwenfelles, anderseits durch Irbis, Tüpfel- und Zwergkatze zu dem Kleide des Servals mit seinen länglichen, in deutlichen Längsreihen geordneten Flecken. Der Serval führt uns dann durch die Länge seiner Beine und Ohren und die Kürze seines Schwanzes hinüber zu der Gattung der Luchse (Lynx), innerhalb welcher einerseits ein Übergang von dem einfarbigen Felle des Karakals bis zur deutlichen Fleckenzeichnung des Pardelluchses, anderseits eine Querstreifung (letztere beim Sumpfluchs) wahrzunehmen ist. Die wenigen Arten der gefleckten Geparde (Cynailurus) und die einzige der einfarbigen Frettkatzen (Cryptoprocta) überheben uns ihrer Einteilung in Gruppen.

Nachstehende Übersicht mag in Kürze die eben begründete Einteilung und Reihenfolge der im folgenden zu besprechenden Katzen vor Augen führen:

I. Gattung: Eigentliche Katzen (Felis).

(Krallen völlig zurückziehbar, Beine mittelhoch, Schwanz lang, kein Ohrpinsel.)

a) Katzen der Alten Welt:

α. Querstreifung (höchste Ausbildung der Katzenfellzeichnung!) mehr oder weniger deutlich.

1. Tiger (Felis tigris). [Stärkste Ausbildung der Querstreifung!]
2. Nebelparder (F. nebulosa).
3. Marmelkatze (F. marmorata).
4. Wildkatze (F. catus).
5. Manul (F. manul).
6. Falbkatze (F. maniculata).
7. Hauskatze (F. maniculata domestica).

β. Fleckenzeichnung (minder hohe Ausbildung der Katzenfellzeichnung) einerseits in Einfarbigkeit, anderseits in Längsstreifung übergehend.

1. Löwe (F. leo). [Nur in der Jugend gefleckt!]
2. Leopard oder Panther (F. pardus). [Deutlichste Fleckenzeichnung ohne bestimmte Anordnung der Flecke.]
3. Irbis (F. uncia).
4. Tüpfelkatze (F. viverrina).
5. Zwergkatze (F. bengalensis).
6. Serval (F. serval). [Flecke in deutliche Längsreihen geordnet!]

b) Katzen der Neuen Welt:

α. Einfarbigkeit beim entwickelten Tiere vollständig erreicht.

1. Puma (F. concolor).
2. Jaguarundi (F. yaguarundi).
3. Eyra (F. eyra).

β. Fleckenzeichnung überall noch mit Anordnung der Flecke zu Längsreihen, die in Längsstreifen (niedrigste Ausbildung der Katzenfellzeichnung!) übergehen.

1. Jaguar (F. onca).
2. Mbaracaya (F. mitis).
3. Ozelot (F. pardalis).
4. Tigerkatze (F. tigrina).
5. Langschwanzkatze (F. macrura).
6. Pampaskatze (F. pajeros). [Stärkste Ausbildung der Längsstreifung!]



TIGER.



II. Gattung: Luchse (Lynx).
(Krallen völlig zurückziehbar. Beine hoch. Schwanz kurz. Ohrpinsel.)
a) Quergestreift:
1. Sumpfluchs (Lynx chaus).
b) Einfarbig bis gefleckt:
1. Karakal (L. caracal). [Einfarbigkeit am vollständigsten erreicht!]
2. Polarluchs (L. canadensis).
3. Gemeiner Luchs (L. vulgaris).
4. Pardelluchs (L. pardinus). [Fleckenzeichnung am deutlichsten!]

III. Gattung: Jagdleoparden (Cynailurus).
(Krallen nicht völlig zurückziehbar. Beine sehr hoch. Schwanz lang. Kein Ohrpinsel)
1. Gepard (Cynailurus guttatus). [Gefleckt!]

IV. Gattung: Frettkatzen (Cryptoprocta).
(Ausgezeichnet durch sehr lang gestreckten, niedrig gestellten Leib, abweichendes Gebiß, nackte Fußsohlen und Afterdrüsen. Übergangsform zu den Schleichkatzen!)
1. Fossa (Cryptoprocta ferox). [Einfarbig!]

In der Gruppe der mehr oder weniger quergestreiften Katzen steht der Tiger obenan, neben dem Löwen das vollkommenste Glied der gesamten Familie. Der Tiger ist eine echte Katze ohne Mähne, mit etwas starkem Backenbart und mit den ausgeprägtesten Querstreifen auf seinem Felle. Er ist die furchtbarste aller Katzen, ein Räuber, welchem selbst der Mensch noch fast machtlos gegenübersteht. Kein Raubsäugetier kann mit wahrhaft verführerischer Schönheit so viel Furchtbarkeit verbinden, keines die alte Fabel von der jungen, naseweisen Maus, welche in der Katze ein schönes und liebenswürdiges Wesen bewundert, besser bestätigen. Wollte man seine Gefährlichkeit als Maßstab seiner Bedeutung anlegen, so müßte man ihn als das erste aller Säugetiere erklären; denn er hat dem Herrscher der Erde in einer Weise gegenübergestanden wie kein anderes Geschöpf. Anstatt vertrieben und zurückgeworfen worden zu sein durch den Anbau des Bodens und den weiter und weiter vordringenden Menschen, ist er teilweise gerade hierdurch mehr zu diesem hingezogen worden und hat ihn hier und da sogar verscheucht. Er zieht sich nicht so wie der Löwe aus bevölkerten Gegenden zurück, der Gefahr, welche ihm Vernichtung droht, klüglich ausweichend, sondern geht ihr dreist oder listig entgegen und stellt sich hartnäckig dem Menschen als Feind gegenüber, aber als heimlicher, unvermutet herbeischleichender und deshalb um so gefährlicherer Feind. Man hat seine Mordlust und seinen Blutdurst, auch seine Menschenfresserei vielfach übertrieben oder wenigstens mit sehr grellen Farben geschildert; wir dürfen uns jedoch hierüber nicht wundern: denn für viele, welche ihn schildern konnten, war er allerdings der Inbegriff des Schreckens.

Der Königstiger, der Bagh, Scher, Nahar der Hindu, Wahag der Marathen, Kya der Barmesen, Harimau der Malayen (**Felis tigris**, Tigris regalis), ist eine herrliche, wunderschön gezeichnete und gefärbte Katze. Höher, schlanker und leichter gebaut als der Löwe, steht der Tiger doch keineswegs hinter diesem zurück. Die Gesamtlänge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze wird freilich sehr verschieden bestimmt. Für die Unsicherheit dieser und anderer Messungen gibt Elliot ein schlagendes Beispiel: die Größe eines und desselben Tieres wurde von ihm zu 284 cm, von zwei anderen Jägern zu 355 und sogar 365,7 cm bestimmt. Sanderson hat keinen männlichen Tiger über 290 cm und keinen weiblichen über 255 cm lang erlegt; Blanford hat zwei ausgewachsene weibliche geschossen, die bloß 228,5 und 233,6 cm maßen. Rice gibt höhere Werte, die größten Beresford, im Durchschnitte 320 cm für das Männchen, 294 cm für das Weibchen; drei seiner in Radschputana, wo sie früher weit stärker als anderswo geworden sein sollen, geschossenen hatten

eine Länge von 340, 345 und 375 cm. Es ist ja möglich, daß Tiger in manchen Gegenden ganz außerordentlich groß werden und unter ihnen manchmal Riesen wie der letzte, der 1862 erlegt wurde, vorkommen, aber die mitgeteilten Zahlen stehen vereinzelt und gehen sicherlich weit über das Gewöhnliche hinaus. Sie zeigen besten Falls nur, ebenso wie die vorhergehenden geringen Maße, daß es ausnahmsweise sehr große und sehr kleine Tiger gibt. Doch wird nicht nur, wie aus dem oben angeführten Beispiel von Elliot hervorgeht, unrichtig gemessen, sondern es wird auch versäumt, die Leibeslänge und die sehr wechselnde Schwanzlänge für sich zu bestimmen. Denn ein schwacher, aber langgeschwänzter Tiger ergibt oft ein bedeutenderes Gesamtmaß als ein sehr starker, aber kurzgeschwänzter, wodurch eine falsche Vorstellung von der wirklichen Größe gewonnen wird. Jerdon rechnet die mittlere Größe des Männchens zu 274—290 cm und trägt Bedenken, anzunehmen, daß Tiger von mehr als 310 cm jemals zur Strecke gebracht worden seien. Damit stimmen auch Forsyths, Sherwills, Sterndales und anderer Angaben überein. Sonach dürfen wir sagen: die Gesamtlänge des ausgewachsenen Männchens schwankt zwischen 260 und 300 cm, die des ausgewachsenen Weibchens ist je um 30—40 cm geringer. Der Schwanz mißt 80—95 cm, die Höhe am Widerriste 90—106 cm. Das Gewicht zweier weiblicher Tiger wurde zu 108,8 und 158,7 kg, das zweier männlicher zu 163,3 und 172,4 kg bestimmt.

Der Leib ist etwas mehr verlängert und gestreckt, der Kopf runder als der des Löwen, der Schwanz quastenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmäßig verlängert. Das Weibchen ist kleiner und sein Backenbart schwächer. Alle Tiger, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen, wenigstens während der kalten Jahreszeit, ein viel dichteres und längeres Haarkleid als diejenigen, deren Heimat die heißen Tiefländer Indiens sind. Die Zeichnung zeigt die schönste Anordnung von Farben und einen lebhaften Gegensatz zwischen der hellen, rostgelben Grundfarbe und den dunkeln Streifen, welche über sie hinweglaufen. Wie bei allen Katzen ist die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler, an den Seiten lichter; auf der Unterseite, den Innenseiten der Gliedmaßen, dem Hinterkörper, den Lippen und dem Unterteile der Wangen ist sie weiß. Beim Waldtiger scheint die Grundfarbe satter zu sein als beim Dschangeltiger. Vom Rücken aus ziehen sich, je nach den Tieren verschieden weit voneinander liegend, unregelmäßige, schwarze Querstreifen in schiefer Richtung etwas von vorn nach hinten, nach Brust und Bauch herab. Einige dieser Streifen teilen sich, die meisten sind einfach und dann dunkler. Der Schwanz ist lichter als der Oberkörper, aber ebenfalls durch dunkle Ringe gezeichnet. Die Schnurren haben weiße Färbung. Das große rundsternige Auge sieht gelblichbraun aus. Die Jungen sind genau so gezeichnet wie die Alten, nur hat ihre Grundfärbung einen etwas helleren Ton.

Auch bei dem Tiger kommen verschiedene Abänderungen in der Färbung vor: die Grundfarbe ist dunkler oder lichter und in seltenen Fällen sogar schwarz oder weiß mit nebeligen Seitenstreifen. Eine ständige, d. h. regelmäßig in derselben Weise gestaltete und gezeichnete, Abart oder, wenn man will, Art bewohnt Java und Sumatra. Der Javatiger der Tiergärtner und Händler ist stets kleiner, aber verhältnismäßig kräftiger als der Tiger des Festlandes und unterscheidet sich außerdem, auch dem blöderen Auge unverkennbar, durch die schmäleren, dunkleren, dichter stehenden Streifen; auch ist nach von Rosenberg seine Grundfarbe weniger rostrot, ferner sein Schwanz kürzer und dünner.

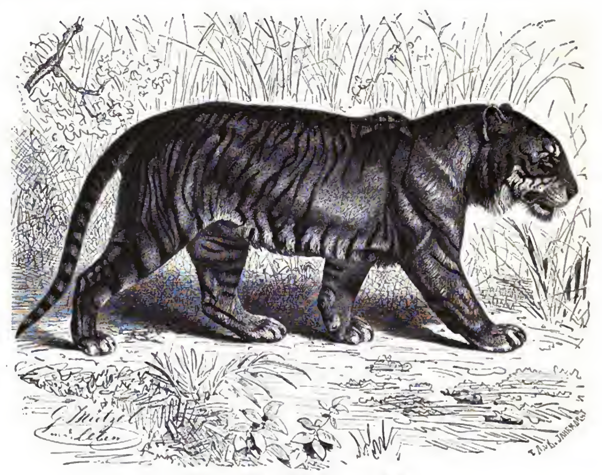
Man sollte meinen, daß ein so prachtvoll gezeichnetes Tier schon von weitem allen Geschöpfen, denen es nachstrebt, auffallen müßte. Allein dem ist nicht so. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Gesamtfärbung aller Tiere und die der Katzen insbesondere auf das innigste mit ihrem Aufenthaltsorte übereinstimmt, und brauche deshalb hier bloß an die Busch-, Rohr- und Grasbestände, in denen der Tiger hauptsächlich seine Wohnung aufschlägt, zu erinnern, um eine solche Meinung zu widerlegen. Selbst geübten Jägern

geschieht es nicht selten, daß sie einen Tiger, welcher nahe vor ihnen liegt, so gut wie auch andere Tiere vollständig übersehen.

Der Verbreitungskreis des Tigers ist sehr ausgedehnt. Denn er beschränkt sich keineswegs bloß auf die heißen Länder Asiens, zumal Ostindien, sondern zieht sich über eine Strecke des gewaltigen Erdteiles hinweg, welche unser Europa an Ausdehnung bei weitem übertrifft. Er kommt vom 8. Grade südlicher Breite an bis zum 53. Grade nördlicher Breite, bis in das südöstliche Sibirien, vor. Seine nördliche Verbreitungsgrenze liegt weiter polwärts als Berlin, wobei zu bedenken, daß Sibirien ein ganz anderes und verhältnismäßig kälteres Klima besitzt als europäische Gebiete in gleicher Breite. Indien darf als bevorzugte Heimat des Tigers gelten; von hier aus verbreitet er sich nordwärts im Osten durch ganz China bis in die Amurländer und westwärts durch das nördliche Afghanistan und Persien um das Südufer des Kaspischen Sees, wo ihn die sumpfigen Urwälder von Massenderan und Gilan noch ziemlich reichlich beherbergen. Nach A. Walter sind neuere Angaben vom Vorkommen des Tigers im eigentlichen Transkaukasien richtiger auf Pardel zu beziehen. Wenn auch „laut Radde und russischen Beamten auf Grenzposten der Tiger um Lenkoran häufig war, darf er dort heute nur noch als Überläufer betrachtet werden, dessen ständiges Wohngebiet erst jenseits der persischen Grenze, beziehentlich des Grenzflusses Astara, beginnt. Von hier aus sendet er seine Vorposten am Südwestende des Sees bis Kumbaschinsk (20 Werst, d. h. etwa 21 km, von Lenkoran) hinauf. In Mittelasien geht er weiter nach Norden. In Turkmenien folgt er, im Westteile aus Persien, im Ostteile aus Afghanistan eintretend, den Flußläufen, wo die Wildschweine seine Hauptnahrung bilden. Am unteren Amu Darja soll er bis an den Aralsee gelangen, wo sicher die äußerste Westgrenze in Mittelasien liegt, da weder im Ust-jurt noch in den Kirgisensteppen gegen den Südural hin je etwas über den Tiger verlautet ist. In Turkistan überschreitet er den Sir Darja, wo er stellenweise häufig sein soll, und dringt nach Nordosten ins Becken des Balchaschsees vor, wo er nicht selten ist. Hier dürfen wir in dieser Richtung wohl seine Nordgrenze sehen und müssen annehmen, daß die Tiger Südostsibiriens, insonderheit der Amurländer, aus Ostasien über China stammen.“ Einzelne versprengte Tiger mögen wohl gelegentlich über die angeführten Grenzen hinausschweifen, im Westen aber sicherlich nicht bis zum Kaukasus oder gar bis zum Schwarzen Meere. Auf den Inseln des Malayischen Archipels ist, mit Ausnahme von Sumatra und Java, der Tiger nicht gefunden. Er fehlt auch auf der Insel Ceylon. Diese um so bemerkenswertere Ausnahme, als so viele andere Tiere Indien und der Insel gemeinsam sind, könnte dahin gedeutet werden, daß der Tiger erst später in Indien eingewandert sei. Doch gibt die Thatsache zu denken, daß gerade der Tiger im fernsten Osten, der Leopard oder Panther dagegen im Westen Asiens seine nördlichste Verbreitung erreicht und dennoch auf Ceylon heimisch ist. In einigen Gebieten Vorderindiens ist der Tiger nicht heimisch gewesen oder doch vertrieben oder ausgerottet worden: er fehlt im unteren Sind am Indus, in Katsch, an der Südspitze und Koromandelküste; in vielen anderen Gebieten sind seine Reihen besonders durch Gift (Strychnin) in den letzten Jahrzehnten bedeutend gelichtet worden.

Ebensowohl als in rohr- und gestrüppreichen Graswäldern begegnet man dem Tiger in großen, hochstämmigen Waldungen bis zu einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel. Nach den Hochländern und den Hochgebirgen Asiens steigt er nicht empor, und selbst im südlichen Himalaja wird er bloß gelegentlich bis etwa 2000 m hoch angetroffen. Die schilfbewachsenen Ufer der Flüsse, die undurchdringlichen Bambusgebüsche und andere Dickungen sind seine Lieblingsplätze, ebenso aber auch Ruinen, wo er nicht selten auf der Krone morscher Mauern und auf Tempeln liegend gesehen wird, manchmal sogar, nach Sherwill, zu dreien und vieren. Besonders auffällig ist die nach allen Beobachtern bei ihm stärker

als bei anderen Tieren hervortretende Vorliebe für ganz bestimmte Lagerplätze und Verstecke, die er peinlich genau allenthalben immer wieder wählt, wenn auch gleich günstige sich unmittelbar daneben befinden. „Irgend ein Fleckchen hohes Gras oder Schilf am Flußufer oder Sumpfrande", schreibt Blanford, „irgend ein wirres Dickicht von Tamarisken oder Eugenien unter einem Dutzend augenscheinlich gleichartiger in einem Wasserlaufe, ein bestimmter Haufe von Felsblöcken unter hundert ähnlichen des Hügelhanges bleibt Jahr für Jahr das Heim eines Tigers, und wenn der ständige Bewohner dem Jäger erliegt, so dauert es nicht lange, und ein anderer besetzt den verwaisten Platz." Während der trockensten und



Königstiger (Felis tigris). 1/13 natürl. Größe.

heißesten Zeit in Vorderindien, März bis Juni, wenn viele Bäche, Flüsse, Tümpel austrocknen, wenn Grasbrände weite Strecken lichten, versammeln sich die Tiger notgedrungen an noch nicht versiegten Wasserläufen und suchen Schutz in Beständen immergrüner Gewächse, die ihnen kühlen Schatten gewähren. So vermehrt sich die Zahl der Räuber zeitweilig in vielen Landschaften, und man hat ihrer manchmal vier, fünf und sogar sieben aus verhältnismäßig wenig umfangreichen Dickungen getrieben. Das ist denn natürlich auch die beste Jagdzeit. In den Steppen Südostsibiriens legt er sich, laut Radde, im Winkel vorspringender Felsen zur Ruhe nieder oder scharrt zwischen den Riedgrasbüschen einfach den Schnee weg, um auf so ungenügend erscheinendem Lager einen Teil des Tages zu verbringen.

Er hat alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen, aber sie stehen bei ihm im gleichen Verhältnis zu seiner Größe. Seine Bewegungen sind anmutig wie die kleinerer Katzen, dabei ungemein rasch, gewandt und ausdauernd. Er schleicht unhörbar dahin, durchmißt bei seinen Raubzügen rasch stundenweite Entfernungen, bewegt sich sehr geschwind im Galopp

und schwimmt vortrefflich. Seine Sprungfähigkeit ist vielfach überschätzt worden. Nach Sanderson überspringt er in Indien nicht Gewässer von mehr als 6 m Breite, und Messungen an den Fährten von denen, die flüchtiges Wild verfolgt hatten, ergaben nicht größere Sprungweiten als 5 m. Bäume erklettert er nicht oder doch nur ganz ausnahmsweise, wenn ihr Stamm geneigt oder knorrig ist; an glatten, aufrecht stehenden vermag er nicht emporzuklimmen. Dagegen vergnügt er sich nach Katzenart, an Stämmen mit nachgiebiger Borke emporzuspringen und sie spielend zu zerkratzen. Es werden wenigstens solche Krallenrisse häufig und zwar bis zur doppelten Manneshöhe über dem Boden bemerkt, vorzugsweise auch in der weichen Rinde eines Lackbaumes (Butea frondosa), aus welcher bei der geringsten Verletzung rubinroter Saft hervorquillt. Die Eingeborenen glauben, er zerkratze die Stämme, um seine Krallen sowohl zu reinigen als auch zu schärfen, und er bevorzuge den Lackbaum, weil dessen Saft ihn an Blut erinnere.

Als ausschließliches Nachttier kann man den Tiger nicht bezeichnen. Er streift wie die meisten Katzen zu jeder Tageszeit umher, wenn er auch den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug gibt. An Tränkplätzen, Salzlecken, Landstraßen, Waldpfaden und dergleichen legt er sich am liebsten auf die Lauer. In Südostsibirien besucht er, laut Radde, während des Sommers allnächtlich die Stellen, auf denen Salz auswittert, weil er ebensogut wie die eingeborenen Wildschützen weiß, daß hierher Hirsche zu kommen pflegen, um zu sülzen, trifft dann auch manchmal mit Jägern zusammen, welche den gleichen Zweck wie er verfolgen. Mit Ausnahme der stärksten Säugetiere, als da sind Elefant, Nashorn, Wildbüffel und vielleicht andere Raubtiere, ist kein Mitglied seiner Klasse vor ihm sicher: er überfällt die größten und begnügt sich mit den kleinsten. Bisweilen versucht er seine Kraft dennoch am gewaltigen Wildbüffel, wobei er freilich, besonders im Kampfe mit dem männlichen, auch selbst unterliegt; sogar mit zahmen Herdenstieren wird er nicht immer fertig und muß manchmal vor einem gemeinschaftlichen Angriffe von Hausbüffeln eiligst Reißaus nehmen. Auch ein alter, wohl bewehrter Recke unter Wildschweinen soll ihn nach einigen Berichten gelegentlich zu schanden schlagen. Ab und zu vergreift er sich einmal an Bären, mit Vorliebe jagt er jedoch Wildschweine, Hirsche, Antilopen und macht sich als Vertilger dieser, die teilweise zur Landplage werden, sehr verdient, hebt aber freilich durch Räubereien an Haustieren solchen Nutzen vielfach wieder auf. Stachelschweine nimmt er ebenfalls und verachtet weder Affen noch Pfauen, wenn er sie erwischen kann. In der Not frißt er alles, was da kreucht und fleugt: bei Überschwemmungen in Bengalen lebt er von Fischen, Schildkröten, Eidechsen und Krokodilen; den Magen eines erlegten fand Simson sogar mit Heuschrecken vollgestopft. Selbst Frösche soll er nicht verschmähen, und wenn ihm in den nördlichen Teilen seines Verbreitungsgebietes während des Winters die Nahrung knapp wird, so geht er auf den Mäusefang. Radde hat wiederholt unverkennbare Anzeichen solcher unwürdigen Jagd gefunden. Die Eingeborenen Indiens erzählen, daß junge Tiger von der Mutter im Räuberhandwerke ausgebildet werden, indem sie unter ihrer Leitung die klugen, wachsamen Affen und Pfauen beschleichen müssen.

So hat denn alles Getier triftigen Grund, vor ihm auf der Hut zu sein. Und wie bei uns Krähen und kleinere Vögel den gefiederten Räuber der Luft lärmend verfolgen, wie Sänger im Walde den schnürenden Fuchs ankündigen, so werden auch viele Tiere in den tropischen Gebieten laut, wenn sie den Tiger gewahren. Sie kennen ihn und wissen aus Erfahrung, was es bedeutet, wenn er umherzuschleichen beginnt. Freilich „schrecken“ sie auch beim Erblicken anderer Räuber oder sonst ungewöhnlicher Erscheinungen. Daher darf die Unruhe, der Lärm harmloser Tiere nicht stets als Beweis für die Anwesenheit eines Tigers genommen werden. Immerhin ist das Gebaren der Hirsche, der Pfauen und anderer Vögel sowie besonders der Affen ein wertvolles Anzeichen für den erfahrenen Jäger, der

diesen Tieren manch glücklichen Ausgang einer Suche verdankt. Forsyth und andere führen Beispiele an, wie förderlich ihrer Jagd die Beteiligung der Affen war. Eine lange verfolgte menschenfressende Tigerin wäre ihm in einer felsigen Schlucht entgangen, wenn nicht ein oben auf dem Gesteine hinlaufender uralter Hulman ihm mit Stimme und Gebärde ihr Versteck verraten hätte. „Bei einer anderen Gelegenheit", erzählt Forsyth, „folgte ich einem im trockenen Bette eines Wasserlaufes abziehenden Tiger, ausschließlich geleitet durch das Betragen zahlreicher Hulmans, welche im Ufergebüsche Früchte pflückten. Wie der Tiger unten vorbeikam, flohen sie nacheinander zu den nächsten Bäumen, stiegen auf die höchsten Zweige, schüttelten diese heftig und schimpften und zeterten nach dem Störenfriede hinab, daß man es weithin hören konnte. Jede Bande beharrte im Lärmen, bis er außer Sicht war und ihre nächsten Freunde ihn ebenso aus den Baumwipfeln begrüßten, stieg dann ruhig wieder herab und schmauste weiter von den Beeren, als wäre nichts geschehen. Auf diese Weise vom Vorgehen des Tigers genau unterrichtet, konnte ich, wo die Wasserrinne einen Bogen machte, querüber vorauslaufen und mich anstellen. Da kam er an in einem langen, schwankenden Gange, mit eingezogenem Schwanze und sah genau aus wie ein schuldbewußter nächtlicher Mörder. Sein Gewissen war offenbar von Übelthaten bedrückt, denn im Gehen blickte er furchtsam hinter sich und hinauf nach den Affen, als wollte er sie bewegen, doch nicht zu verraten, wohin er gehe." Eine Kugel beendete seine Laufbahn.

Die Stimme des Tigers kann sich an Kraft bei weitem nicht mit der des Löwen messen, hat auch nicht die Tonfülle der Stimme unserer Rinder. Vom „Brüllen" des Tigers kann daher nicht die Rede sein. Gewöhnlich ist es ein gedehnter klagender Laut, der mehrmals kürzer und schneller wiederholt und durch ein drei- bis viermaliges Hervorstoßen des letzten Teiles beendet wird. Außerdem gibt er die tiefen Kehllaute „A-o-ung", die man in allen Tiergärten von den meisten großen Katzen hört, dann ein lautes „Hu-ab" oder „Wau" von sich, wenn er überrascht und erschreckt wird, ferner ein grollendes Knurren, wenn er gereizt ist, und einen hustenartigen kurzen Wutschrei, welchen er beim Angreifen mehrmals schnell herausstößt. „Die Stimme des Tigers", schreibt Forsyth, „klingt in der Nacht sehr eindrucksvoll, und obwohl sie nicht annähernd so laut ist wie das Geschrei eines Esels, erweckt sie doch eine Vorstellung von gewaltiger Kraft."

Der Tiger ist im allgemeinen kein beherztes Tier. Er ist meistenteils nicht bloß vorsichtig und zaghaft, sondern schlechthin feig, obwohl ein überaus schlauer und listiger Räuber. Die, welche zum ersten Male mit Menschen zusammentreffen, nehmen immer Reißaus; andere lassen sich durch Lärm und Gebärden aus der Fassung bringen, und einem entschlossenen Gegner hält wahrscheinlich kein einziger stand. Der eine und andere lernt jedoch gelegentlich in dem Menschen das am leichtesten zu bewältigende Geschöpf kennen und kann dann sehr gefährlich werden, weil er den Ahnungs- und Wehrlosen nachstellt, sie unversehens überfällt. So wird er bedingungsweise nicht bloß dreist, sondern geradezu frech. Manche Gegenden sind wegen seiner Raubthaten berüchtigt geworden: es wird versichert, daß ohne die große Furcht selbst dieser dreistesten Tiere vor dem Feuer und vor einem Haufen entschlossener Menschen eine beliebige Verbindung durch gewisse vorwiegend heimgesuchte Örtlichkeiten kaum möglich sein würde. Aus der Umgebung von Dörfern und sogar zwischen den Hütten haben sie sich Menschen am hellen Tage weggeholt und es manchmal wirklich dahin gebracht, daß die Bewohner ihre Wohnstätten verlegten. Am ärgsten sind jedenfalls die Leute bedroht, welche eine mehr oder minder einsame Lebensweise im Freien führen: die Hirten, Holzschläger und Ackerbauer; erstere müssen dazu in beständiger Sorge um ihre Herden sein. Auch die Postboten sind übel daran.

Zu Ende der sechziger Jahre hauste ein menschenfressender Tiger in Maisur, der unter dem Namen Benkipur-Tiger eine traurige Berühmtheit erlangte und großen Schrecken in

der Nugger-Division von Maisur verbreitete, bis ihn endlich eine glückliche Kugel erreichte. Ein zweiter tauchte 1873 in Maisur auf: eine Tigerin mit einem Jungen. Sie trieb es nicht so schlimm wie der oben genannte Menschenfresser, raubte aber doch in einem halben Jahre 11 Personen. Nach monatelanger Verfolgung des sehr schlauen und weit umherstreifenden Tieres gelang es Sanderson endlich, es gegen Abend an einem von ihm frisch getöteten Rinde, zu dem es zum Fraße zurückkehrte, zu schießen. Forsyth befreite zu Anfang der sechziger Jahre die Zentral-Provinzen von einigen Menschenfressern, deren Thaten er erzählt. Der eine hatte einige Wege vollständig geschlossen, die Bewohner mehrerer Dörfer vertrieben und andere gezwungen, ihre Wohnsitze zu verrammeln. Die Leute wagten nur noch in gedrängten Haufen, bewaffnet, trommelnd und schreiend ins Freie zu gehen. Damals, 1862, war der Bau der Eisenbahn von Bombay nach Allahabad gerade bis in diese Gegend, bis in das Narbadathal, gediehen. Aber die Arbeiten mußten unterbrochen werden, weil die Holzschläger nicht mehr wagten, Bäume zur Herstellung von Schwellen zu suchen und zu fällen. Dieser Tiger beherrschte ein Gebiet von 50—60 km Durchmesser und sollte über 100 Menschen geraubt haben, ehe es Forsyth gelang, ihn zu erlegen. Im nämlichen Gebiete raubte, laut Fayrer, ein Tiger in den 3 Jahren 1867—69 je 27, 34 und 47 Menschen, bis ein aufgestellter Selbstschuß ihn tötete; eine Tigerin vertrieb die Bewohner von 13 Ortschaften, störte den Ackerbau in einem Landstriche von etwa 1000 qkm und wußte allen Nachstellungen in listigster Weise zu entgehen, bis es einem herbeieilenden englischen Weidmann glückte, sie zu schießen. Eine andere wurde im Jahre 1869 am Godawari erst erlegt, nachdem sie 127 Menschen umgebracht hatte.

Es darf nun aber, weil sich derartiges ereignet hat und noch ereignet, nicht sogleich geschlossen werden, daß es das Gewöhnliche und Alltägliche sei. „Die Gefahren der Wildnis", schreibt Pechuel-Loesche, „werden auf Grund mancher Schilderungen weit überschätzt. In ungewohnter Umgebung, wo die Fülle des Fremdartigen die Phantasie in steter Spannung erhält, wird der Neuling und Nichtjäger nur zu leicht verführt, landläufigen Überlieferungen zu glauben, irgend welche Vorgänge als abenteuerliche Ereignisse aufzufassen. Er wird dazu um so mehr hinneigen, je weniger er überhaupt mit scharfen Sinnen begabt und in der freien Natur aufgewachsen ist: denn wer nicht von Jugend auf vertraut war mit dem Leben in Wald und Flur der Heimat, wird auch niemals vertraut mit dem in der Wildnis. Reisende, welche darauf angewiesen bleiben, landläufige Geschichten aufzunehmen, die dem Fremdling überall mit dem bekannten Behagen am Ungewöhnlichen und Schauerlichen berichtet werden, können naturgemäß nicht die besten Gewährsmänner sein. Freilich wäre es ebenso fehlerhaft, dergleichen Überlieferungen einfach zu verwerfen, wie sie treuherzig im vollen Umfange weiter zu verbreiten: denn Tiere der nämlichen Art handeln je nach Umständen sehr verschieden und ändern wohl auch manchen Zug ihres Wesens, je nachdem der Mensch unter neuen Bedingungen ihnen gegenübertritt. Aber die aufregenden und meistens recht unsicheren Berichte nach Hörensagen sollten doch sorgsamer geprüft oder mit Vorbehalt wiedergegeben werden.

„Statistische Erhebungen über Todesfälle, die in Britisch-Indien durch wilde Tiere verursacht worden sein sollen — die Zahlen sind stetig gestiegen und 1886 bei 24,841 Todesfällen angelangt — sind aus mancherlei Gründen durchaus nicht über jeden Zweifel erhaben. Neun Zehntel der Verluste werden jetzt Giftschlangen, fast ein Zehntel sehr verschiedenartigen Bestien zur Last gelegt. Denn die Schreckensthaten der Tiger, mit denen man ehedem Grausen erregte, sind durch das einmütige Zeugnis zahlreicher Jagdfreunde, deren mancher Hunderte erlegt hat, auf ein bescheidenes Maß herabgesetzt worden. Die amtlichen Angaben über die von Tigern getöteten Menschen und über gleichzeitig erlegte Tiger geben für die neuere Zeit folgenden Überblick:

Jahr	Menschen,	Tiger,	Jahr	Menschen,	Tiger,
Jahr 1877:	819 Menschen,	1579 Tiger,	Jahr 1882:	895 Menschen,	1726 Tiger,
„ 1878:	816 „	1493 „	„ 1883:	985 „	1825 „
„ 1879:	698 „	1412 „	„ 1884:	831 „	2196 „
„ 1880:	872 „	1689 „	„ 1885:	838 „	1855 „
„ 1881:	889 „	1557 „	„ 1886:	928 „	1464 „

„Danach werden im Durchschnitte etwa doppelt so viele Tiger — abgesehen von den vielen angeschossenen und nicht zur Strecke gebrachten — getötet, als Menschen durch sie umkommen; es wird aber leider nicht festgestellt, wie viele der letzteren durch gereizte oder verwundete verunglücken: auf der Jagd oder bei Verteidigung der Viehherden. Wenn nun berücksichtigt wird, daß die amtlich eingeschriebene Bevölkerung der betreffenden Gebiete 1886 beinahe 200 Millionen Köpfe zählte — Fayrer setzt sogar 250 Millionen an — so erscheint dieser vielberufene, dem Tiger noch zur Last gelegte Menschenverlust (nicht 5 auf 1 Million) doch recht geringfügig, zumal, wenn wir ihm die zuverlässigen Zahlen aus der Unfallstatistik der Kulturvölker gegenüberstellen. Überdies sind, wie schon gesagt, obige Angaben durchaus nicht einwurfsfrei. Denn die amtlichen Nachrichten, obwohl sie scheinbar peinlich genau die Übelthaten der Tiere aufzählen, enthalten nicht einmal Zahlenreihen, welche die Mordthaten der Menschen erkennen lassen. Und dies in einem Lande, wo Dakoits hausen, wo der Geheimbund gewerbsmäßiger Raubmörder, der Thags, sein Unwesen treibt! In den ungeheuern Wildnissen ist freilich die Überwachung der Menschen und ihres Treibens sehr schwierig, noch schwieriger aber jedenfalls die der wilden Tiere. Wo sie sorgfältig ausgeübt werden kann: bei den allenthalben verstreuten Truppen, auf den zahlreichen Pflanzungen wie bei allen Märschen und Jagdzügen, entsprechen die Erfahrungen ganz und gar nicht der allgemeinen Annahme.

„Ganz sicherlich: Menschen finden ihren Tod durch Tiger wie durch andere Tiere, zumal wenn sie selbst erst mit ihnen anbinden. Manche Tiger verlegen sich auch auf den Menschenraub. Aber verhältnismäßig seltene Unfälle sind darum nicht wie alltägliche Geschehnisse zu behandeln."

Auf Java und Sumatra sollen im Jahre 1862 allein 300 Menschen die Beute von Tigern geworden sein. Diese Angabe wird jedoch von Kennern der Verhältnisse einfach nicht geglaubt. Der Botaniker Teysmann, der 40 Jahre lang die Wildnisse von Holländisch-Indien durchstreifte, ist niemals einem Tiger auch nur begegnet. Und von Rosenberg, der drei Jahrzehnte in jenen Wildnissen zubrachte, weiß nur von einem Unglücksfalle und noch von einer Begegnung mit einem Tiger zu berichten, wobei Mensch und Tier sich vorsichtig voreinander zurückzogen. Die gleichen Angaben macht H. O. Forbes. Viele Reisende, darunter die unten noch anzuziehenden Hans Meyer und O. Kuntze, haben weder in Holländisch- noch in Britisch-Indien einen wilden Tiger gesehen oder gehört. Mit alledem stimmen auch die Urteile der erfahrensten Tigerjäger überein, die doch das Tier sicherlich besser kennen als irgend jemand sonst. Als Sprecher für alle möge Forsyth dienen. Er führt aus, wie höchst selten man überhaupt vom Tiger etwas merke, wenn man ihn nicht mühevoll aufsuche, und schließt mit dem Satze: „In Wahrheit ist nicht irgend welche Gefahr dabei, irgend einen Teil der Wildnis in Indien zu durchwandern, es wäre denn im wohlbekannten Raubgebiete eines wirklichen Menschenfressers". Und an anderer Stelle sagt er: „Zur Beruhigung furchtsamer Gemüter will ich noch ausdrücklich hervorheben, daß niemals ein Tiger in eines meiner Lager eingebrochen ist, obwohl ich diese mit geringem Gefolge und ohne jegliche Schutzmaßregeln allenthalben inmitten ihrer Verstecke einrichtete. Einem Neuling im Leben der Wildnis mag es befremdlich erscheinen, wenn er sieht, wie in warmen Nächten ein Mann sein Schlafzeug aus dem Zelte nimmt, 100 Schritt abseits geht, sich unter freiem Himmel niederlegt und, sein Pfeifchen schmauchend, einige Zeitlang den Stimmen der Tiere

lauscht, bis er behaglich einschläft. Aber nicht lange, und der Neuling wird genau dasselbe thun." Blanford, der 20 Jahre lang die indischen Gebiete durchforscht hat, stimmt Forsyth bei. Nach ihm könnte unter den Tigern, die nicht Menschenfresser sind, höchstens einmal eine Mutter in großer Not oder ein sehr hungriger Tiger, dem seine Beute streitig gemacht wird, gefährlich werden.

Viel berufen war und ist teilweise noch der Tigerschrecken der Insel Singapur. Während der ersten Zeit nach der Besitznahme (1819) des damals wüsten Eilandes scheinen daselbst keine Tiger gelebt zu haben; erst seit 1835 wurde ihre Anwesenheit bemerkt. Sie mußten demnach der Insel über die fast 2 km breite Meeresstraße zuschwimmen. Der Beweis dafür ist auch erbracht worden. Eines Morgens fand man laut Cameron in Netzen, welche längs des Gestades der Insel aufgestellt waren, eine Tigerin verstrickt und fast ertrunken. Sie konnte nicht von Singapur gekommen sein, da ganze Reihen dem Strande näher aufgestellte Netze unversehrt waren. In den Nachrichten über die Insel, die allerdings zumeist auf Erkundigungen beruhten, wuchsen die Zahlen der durch Tiger verursachten Todesfälle rasch zu erschreckender Höhe an. Es fielen ihnen danach in den sechziger Jahren alljährlich an 400 Menschen, nach anderen Quellen durchschnittlich mindestens ein Chinese jeden Tag zum Opfer und zwar hauptsächlich Arbeiter aus den Pflanzungen. Freilich sollte von dieser Zahl nur ein Fünftel oder Sechstel, also etwa 70, zur Kenntnis der Behörden gebracht werden, weil man deren Einmischung fürchtete. Zu verwundern war nur, daß überhaupt Menschen außerhalb der Hafenstadt auf der Insel aushielten, da unter damaligen Verhältnissen von je 100 etwa einer vom Tiger gefressen wurde, und noch mehr, daß englische Jäger dem Unwesen nicht wie anderswo ein Ende machten, denn unter vielen Tigern gibt es immer nur einige Menschenfresser, und die konnten sich doch nicht alle gerade auf der kleinen Insel versammeln.

Von anderer Seite werden denn auch die Verhältnisse maßvoller beurteilt. Der Botaniker O. Kuntze, der die Insel 1875 durchstreifte, nennt manche jener Berichte „Tigerfabeln", die Reisende allzu gläubig aufnahmen und verbreiteten. Trotz aller Bemühungen gelang es ihm nicht, überzeugende Beweise von dem so entsetzlich geschilderten Treiben der Tiger zu erhalten. Da man ihm daheim nicht glauben wollte, schrieb er nachmals an den deutschen Konsul Bieber in Singapur, teilte ihm die umlaufenden Tigergeschichten, besonders die Schreckensberichte aus den sechziger Jahren, mit und bat um Auskunft. Biebers Antwort lautet: „Aus zuverlässiger Quelle entnehme ich die Mitteilung, daß zu jener Zeit (1862—66) etwa von 6 zu 8 Wochen bei der Polizei Anzeige über das Zerreißen eines Menschen durch Tiger erstattet wurde (also etwa 8 jährlich); fast das ganze Jahr hindurch sollen ferner in dem malayischen Viertel der Stadt 2—3 Tiger, die von den Eingeborenen in Gruben gefangen, zur Schau gestellt gewesen sein. Seit etwa 10 Jahren gehören aber die Tiger auf Singapur zu den Seltenheiten; jetzt (1878) sollen 2—3 im Innern der Insel hausen." Ferner führt Kuntze eine auf der Insel erscheinende Zeitung an, danach der amtliche Bericht für 1879 nur 2 von Tigern verursachte Todesfälle, deren einer noch dazu zweifelhaft, vermerkt. Diese von den früheren sehr abweichenden, ihnen sogar widersprechenden Angaben werden ferner durch Hans Meyer, der die Insel 1882 mehrmals besuchte, bestätigt. Nach diesen Zeugnissen ist nun wohl nicht mehr zu bezweifeln, daß auch der vielberufene Tigerschrecken von Singapur selbst während der schlimmsten Zeit, in den sechziger Jahren, bei weitem nicht so groß war, wie nach Hörensagen berichtet worden, und daß er in neuerer Zeit kaum noch vorhanden ist.

Unter sehr vielen sind es eben immer nur einzelne Tiger: die Menschenfresser, welche sich durch ihr Treiben wirklich furchtbar machen. Und ihre Thaten haben die ganze Art in schlimmeren Verruf gebracht, als sie verdient. Der Tiger bleibt gefährlich genug, auch wenn

sein Wesen gerechter beurteilt wird, um die Phantasie der Menschen zu beschäftigen. In manchen Gegenden Indiens wird er geradezu als Gottheit betrachtet, und die Eingeborenen pflegen ihn, wenn sie von ihm sprechen, in der verschiedensten Weise, nur nicht mit seinem wirklichen Namen zu bezeichnen. Auch unter den Völkerschaften Ostsibiriens herrschen, wie Radde berichtet, ähnliche Anschauungen. Die Urjänchen benamsen den Tiger Menschentier, die Dauren Beamten- oder Herrschertier; die Birar-Tungusen sprechen ungern und nur leise von ihm, nennen ihn überhaupt nicht, sondern glauben in der Bezeichnung Lawun einen Namen gefunden zu haben, welcher ihm unverständlich ist und für den Sprecher nicht gefahrbringend wird. Wie die Dauren und Mandschu sind auch sie der Meinung, daß der Tiger mit zunehmendem Alter zu höherem Range gelangt und demgemäß behandelt werden muß; es gibt in ihren Augen Tiger, denen sogar der Rang eines Oberstatthalters zukommt. Bei vielen Eingeborenen der Amurländer steigert sich diese Ehrfurcht zu religiöser Verehrung: Radde hörte, daß mit dem Worte Burchan, welches so viel als Gottheit bedeutet, auch der Tiger bezeichnet wurde. Die auf Furcht gegründete Verehrung des Raubtieres bildet bei den Birar-Tungusen einen Hauptteil ihrer aus Schamanentum und Buddhismus gemischten Religion, just wie bei uns zu Lande die Lehre vom Teufel. Die im Chingangebirge wohnenden Monjagern und Orotschonen beobachten andere abergläubische Gebräuche, da sie nicht allein das Tier, sondern auch dessen Fährte dermaßen fürchten, daß sie bei zufälliger Begegnung derselben die Hälfte ihrer Ausbeute, welche sie gerade mit sich führen, opfern, indem sie diese auf die Spur legen. Wer einen Tiger tötet, wird nach Meinung der Birar-Tungusen unfehlbar von einem anderen gefressen. Auf Sumatra ist man überzeugt, daß man im Tiger nur die Hülle eines verstorbenen Menschen zu erkennen hat, und wagt deshalb gar nicht, ihn zu töten. In Indien übt man die Gewohnheit, an Orten, wo ein Mensch von einem Tiger getötet worden ist, eine hohe Stange mit einem farbigen Tuche als Warnungszeichen aufzupflanzen oder seinem Andenken einen Steinhaufen zu errichten, zu welchem jeder Vorübergehende seinen Beitrag fügt — übrigens ein Gebrauch an Unglücksstätten, der weitverbreitet auf der Erde, selbst noch bei Kulturvölkern im Schwange ist. Ferner wenden die Inder auch die Werwolfsage auf den Tiger an und erzählen von den Menschenfressern, daß sie von den Seelen aller durch sie Umgekommenen ständig umschwebt, behütet, gewarnt und zu neuen Opfern hingeführt würden. Nach C. Bock essen die Laoten in Siam Tigerfleisch sehr gern, im Glauben, daß es ihnen Stärke verleihe. Doch beschuldigten sie auch den Reisenden, daß er die Tiger in die Dörfer locke, weil zufällig während seiner Anwesenheit diese Räuber mehrmals nächtlicherweile die Hütten umschlichen und auch etliche Haustiere, Hunde und Rinder, überfielen. Die Schnurrhaare des Tigers gelten in manchen Gebieten Indiens als tödliches Gift und werden, nachdem einer erlegt ist, sogleich verbrannt; in anderen Gebieten, nach Jerdon besonders in Südindien, sind sie sehr begehrt, weil man glaubt, daß sie dem Besitzer unbeschränkte Macht über das weibliche Geschlecht verleihen. Bei manchen Völkerschaften Vorderindiens wird oder wurde doch, laut Blanford, ein gewisser feierlicher Eid auf einem Tigerfelle abgelegt.

Einige Fürsten Indiens verbieten noch heutigestags die Tigerjagd in gewissen Gegenden, indem sie dieselbe als ein königliches Vergnügen für sich selbst aufsparen. In manchen Strichen aber, wo sich viele britische Niederlassungen befinden und von den Engländern die Ausrottung ernstlich betrieben wird, hat man den Tiger fast vernichtet. Die Fürsten Indiens hielten ehemals mehr denn jetzt große Staatsjagden ab, bei denen aber der Pomp und Lärm des Jagdzuges das Hauptsächlichste war. Gegen die Tiger wurde wenig ausgerichtet. Im 17. Jahrhundert zog nach dem Berichte des Jesuitenpaters Verbiest der Kaiser von China einmal mit Heeresmacht in die Provinz Leao-Tong, ließ dort von seinen Soldaten große Strecken umstellen und den Kreis mehr und mehr verengern. Bei der einen Jagd

wurden über 1000 Hirsche, viele Bären, Wildschweine und 60 Tiger erlegt. Im Jahre 1683 rückte der Kaiser mit 60,000 Mann und 10,000 Pferden aus, ohne jedoch sonderliche Erfolge zu erzielen. Möckern beschreibt eine große Jagd, welche der Nabob von Audh veranstaltete. Der Fürst hatte ein ganzes Heer von Fußvolk, Reiterei, Geschütze, über 1000 Elefanten, eine unübersehbare Reihe von Karren, Kamelen, Pferden und Tragochsen bei sich. Seine Weiber saßen in bedeckten Wagen. Bajaderen, Sänger, Possenreißer und Marktschreier, Jagdleoparden, Falken, Kampfhähne, Nachtigallen, Tauben gehörten zu dem großen Gefolge. Es wurde vielerlei Wild erbeutet. Endlich ward auch ein Tiger aufgespürt und sein Versteck mit etwa 200 Elefanten umstellt. Der Nabob ließ ihn nach der Stelle treiben, wo er selbst, von Bewaffneten umgeben, auf seinem Elefanten wartete. Beim Vorgehen ward der Tiger angeschossen, dann gegen den Nabob hingedrängt und dort erlegt. Karl von Görtz hat eine Tigerjagd mitgemacht, welche von dem Oberbefehlshaber des indischen Heeres veranstaltet ward. 40 Elefanten standen in Bereitschaft, 8 davon waren für die Jäger, die übrigen zum Treiben bestimmt; auf mehreren von ihnen hockten außer dem Lenker 2—3 Eingeborene. Schilf und Gras war da, wo sich die Reihe von 40 Elefanten vorwärts bewegte, oft 5—6 m hoch. Ein Tiger wurde durch mehrere Kugeln getötet.

Die indischen Fürsten wenden zuweilen auch die Lappjagd in großartigem Maßstabe an. Man setzt, auf 4—5 m Entfernung, hohe Bambusstangen mit großen, starken Netzen, welche an einem gewissen Punkte gegeneinander laufen, und treibt dahin den Tiger. In dem Winkel, welchen die Netze bilden, werden Gerüste errichtet und mit den besten Schützen, namentlich mit denen von hohem Range, besetzt. Die Netze sind an ihrer niedrigsten Stelle etwa 4 m hoch, aber überall nur lose an die Stangen gehängt, so daß sie dem Drucke nachgeben oder herabfallen, wenn ein Tiger gegen sie springt, und diesen in sich verwickeln. Die eigentliche Jagd erfordert ebenfalls ein großes Heer von Menschen und wird wenigstens gegenwärtig nicht häufig mehr angewandt; dabei muß man sich auch noch vorsehen, daß nicht etwa Elefanten oder andere große Tiere in dem begrenzten Teile der Dschangeln sich befinden, weil sie durch blindes Anrennen die Netze zerreißen und somit, trotz der längs der Netze aufgestellten Wachen, die Jagd auf den Tiger vereiteln würden. Um den Tiger an die Schießstände zu treiben, werden alle denkbaren Schreckmittel angewandt. Man klappert, schießt, trommelt, zündet Feuer an, wirft brennende Fackeln in das Rohr, benutzt mit dem besten Erfolge sehr große Raketen, welche man in geringer Höhe über die Dickungen dahinsausen läßt, 2c. Ist der Tiger richtig eingekreist, so gewahrt man bald, wie das erschreckte Tier sich feig aus dem Staube machen will. Von hinten her kommt der Lärm, nach vorwärts also muß es sich wenden. Da erreicht es die Netze: sie sind zu hoch, um über sie wegsetzen zu können, und zu schmiegsam, um sie zu durchbrechen, und so sieht es sich genötigt, längs derselben fortzuschleichen und den in sicherer Höhe thronenden Schützen zur Zielscheibe zu werden. Diese an und für sich treffliche Jagdweise hat leider ein sehr ernstes Bedenken gegen sich: sie erfordert einen zu großen Aufwand von Kraft und Geld und kann deshalb nicht regelmäßig betrieben werden, sondern immer nur als Festlichkeit gelten. Ihr Erfolg ist verhältnismäßig gering. Zuweilen drückt sich auch ein gewitzter Tiger und läßt sich von den Treibern übergehen oder durchbricht einfach die lärmende, aber ungefährliche Treibwehr.

Weit ergiebiger, wenn auch weniger pomphaft als alle die großen Treiben sind die Einzeljagden, welche beherzte Weidmänner allein oder mit wenigen Gehilfen unternehmen. Wie Afrika seine Löwentöter, hat Ostindien seine Tigerjäger. In Gegenden mit hohen, dichten Grasbeständen müssen sie sich allerdings meistens auch des Elefanten bedienen, weil ihnen das Wild sonst kaum zu Gesichte käme. Fayrer berichtet nach einem Jagdtagebuche, daß unter solchen Umständen 4 Jäger vom 19. April bis 1. März 1855 im Audh Terai 11 Tiger ohne Unfall zur Strecke brachten. Elefanten sind jedoch kostspielig, besonders die guten

Jagdelefanten; daher suchen die Jäger, wo eine freiere Umschau möglich ist, wo Wald und Dickichte mit offenen Stellen abwechseln, ihr Wild in einfacherer Weise zu erlegen. Sie verbergen sich abends auf einem Baume bei einem frisch getöteten Tiere und erwarten die Rückkehr des Räubers, oder sie locken ihn durch ein angebundenes Rind heran; sie fahnden am Tage nach ihm, indem sie ihn aufspüren, in ausgedehnten Dickungen mit Netzen umstellen, in durchbrochenen aber noch häufiger sich von Treibern zum Schuß bringen lassen. Denn der Tiger, der es überhaupt liebt, Pfade, trockene Bachbetten und sonstige offene Stellen zu begehen, statt durch wirres Dickicht zu kriechen, läßt sich wie jedes Wild aufstören und bei geschickter Ausnutzung der Umstände in wünschenswerter Richtung treiben. Überdies kennen die Eingeborenen ihre Tiger, deren Verstecke, Liebhabereien und Gewohnheiten oft recht genau, und was sie nicht wissen, das kundschaften sie aus, wenn ein Jäger sie verständig behandelt und ihnen nichts Unvernünftiges zumutet, wenn sie ihm überhaupt vertrauen und sehen, daß er sie von einem lästig gewordenen Räuber befreien will. Sie scheuen sich keineswegs, in geringer Anzahl Wald und Buschwerk in langer Linie kunstgerecht abzutreiben, denn sehr selten kommt bei guter und vorsichtiger Leitung einer zu Schaden. Kaum jemals wagt es ein Tiger, eine Menschenmenge anzugreifen, welche sich auf geräuschvolle Weise ankündigt. So verwegen er ist beim Beschleichen und Überfallen eines ahnungslosen Opfers, so wenig Mut beweist er, wenn er sich bedroht glaubt. Es ist kaum Gefahr dabei, einen Tiger anzuschießen. Einem Kampfe mit dem Menschen sucht er stets auszuweichen, und wenn er sich verfolgt sieht, ergreift er fast feig die Flucht. Gleich dem Löwen wird er erst gefährlich, wenn er verwundet ist, sich gesteckt hat, wenn er verfolgt und umstellt wird; dann mag er allerdings wütend und verzweifelt seine Feinde annehmen, weniger, um sich an ihnen zu rächen, als vielmehr, um durchzubrechen oder sich die ihn Überraschenden vom Leibe zu halten. Wäre es anders, so würde kein Tigerjäger die nötige Anzahl Spürer und Treiber zur regelrechten Jagd aufbringen können. Nur der menschenfressende Tiger, wenigstens solange man ihm nicht ernstlich zu Leibe geht, flößt den Leuten mit Recht große Furcht ein, denn vor ihm sind sie nie und nirgends sicher. Mit den übrigen aber leben sie sozusagen fast auf vertrautem Fuße und bezeichnen die hervorragenden darunter mit Eigennamen.

Sterndale erzählt, daß es, wenigstens in den sechziger Jahren, in den Zentralprovinzen wenige Ortschaften ohne einen gleichsam als unvermeidliches Zubehör betrachteten Tiger gab. Wenn dann einer einmal sein Versteck in zu unbequemer Nähe an den Wohnsitzen wählte, geschah es sogar, daß die Knaben ausrückten und ihn mit Steinen warfen, bis er sich anderswo ein Plätzchen suchte. Ferner sah Sterndale einen Hirten laut schimpfend ganz allein einem Tiger, der sich eben auf ein junges Rind geworfen hatte, zu Leibe gehen und ihn dermaßen mit seinem Stocke bearbeiten, daß er die noch lebende Beute im Stiche ließ. Der Hirt vermeinte gar nichts Besonderes geleistet zu haben, schien eher verwundert, daß andere glauben könnten, er würde dem Räuber gutwillig ein Stück aus der Herde überlassen. Freilich werden die Leute nicht einen jeden Tiger derartig zu behandeln wagen, sondern eben nur diejenigen, deren Charakter sie hinreichend kennen.

Infolge der üblich gewordenen einfacheren Jagdweisen, wobei die Jäger die erhoffte Beute aufspüren, belauern, verfolgen und sie unter den mannigfaltigsten Umständen beobachten, sind wir nun über das Wesen und Treiben der Tiger in Indien recht gut unterrichtet. Seitdem die Zahl der diesem Weidwerk Huldigenden — sogar Damen befinden sich darunter — sehr groß geworden ist, haben die alten Jagd- und Schreckensgeschichten viel an Wert eingebüßt, und es hält nicht schwer, Alltägliches und Ungewöhnliches zu trennen.

Wie zu erwarten, sind auch Wesen und Neigungen der einzelnen Tiger recht verschieden, doch lassen sich zufolge der besten Kenner drei Abteilungen von Tigern, und zwar nach ihrer vorherrschenden Lebensweise, unterscheiden: die Wildtöter, die Viehräuber, die Menschenfresser.

Der **Wildtöter** meidet die Wohnsitze der Menschen, denn seine Heimat ist die eigentliche Wildnis, wo er fast zu allen Stunden durch Wald, Busch und Gras schleicht. Notgedrungen führt er ein mehr umherschweifendes Leben als andere, er zieht mit dem im Wechsel der Jahreszeiten wandernden Wild von Landstrich zu Landstrich, in die Hügel und Berge wie in die Ebenen. Dem Jagdlustigen mag er öfters ein nicht sonderlich beliebter Mitbewerber sein, aber dem Ackerbauer ist er vielfach ein guter Freund, da er ihm gewissermaßen als Feldkatze dient, namentlich Hirsche und Schweine, vor deren Verwüstungen sich jener kaum zu schützen vermag, vertilgt und verscheucht. Die Wildtöter sind in der Regel schmächtiger und gewandter als andere Tiger, obwohl auch unter ihnen sehr stattliche gefunden werden. Sie bilden die bei weitem zahlreichste Abteilung und versammeln sich während der heißesten und trockensten Zeit an den übriggebliebenen Wasserplätzen.

Der **Viehräuber** sucht die Nähe der Dörfer und wählt seine Beute mit Vorliebe unter den Haustieren, die zur Weide getrieben werden oder des Nachts einmal lose im Dorfe umherlaufen. Da die Besitzer ihr Vieh vor Einbruch der Dunkelheit sicher unterzubringen pflegen, gewöhnt sich der Räuber daran, seinen Bedarf am hellen Tage, gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Nachmittags, zu holen. Wird er nicht verfolgt und bedroht, so umfaßt sein Jagdgebiet in der Regel bloß einige Dörfer, andernfalls beginnt er weiter umherzustreifen. In einer Landschaft in Maisur, die an 40 km lang und 20 km breit war, lebten auf solche Weise acht wohlbekannte einzelne Tiger. Selbstverständlich begnügen sie sich auch mit Ziegen, Schafen, Eseln und nehmen ebensogut Hirsche, Schweine und anderes Wild, wenn es ihnen in den Wurf kommt. Zum fast ausschließlichen Viehräuber wird erst der alt, fett und bequem gewordene Tiger: er wählt sich dann eine behagliche Gegend, wo es genügend Fleisch und Wasser gibt, zu seinem Hauptquartier. Mit den Dörflern lebt er auf dem Fuße gegenseitiger Duldung und fängt sich etwa jeden vierten oder fünften Tag ein Rind. Nicht selten gehen ihm dabei die Hirten, die im Umgange mit Tigern erfahren, kühn zu Leibe und machen ihm die Beute streitig. Auch mit kundigen, wehrhaften Stieren der Herde ist nicht zu spaßen. Es scheint, daß manche der auf diese Weise öfter um ihre Mahlzeit gebrachten Räuber es sich angewöhnen, bei Gelegenheit den Verlust wett zu machen und mehr als ein Stück auf einmal zu töten. So ist es geschehen, daß hier und dort einzelne wohlbekannte Tiger bei einem Angriffe 3, 4 und 5, in einem Falle — den **Sanderson** von einem Musterräuber, dem „Don", verbürgt — sogar 14 Rinder, die freilich durch Sturm und Kälte halb erstarrt waren, gefällt haben.

Allerdings darf man dabei nicht etwa an unsere Rinder denken und danach den Schaden bemessen. Da der Hindu überhaupt kein Rind tötet, gibt es in allen Dörfern eine Menge überständiges und elendes Vieh, das niemand nützt, vielmehr schadet, weil es vornehmlich die Rinderseuche verbreitet, und als Tigerfutter eigentlich noch die beste Verwendung findet. Seine guten Milch- und Zugtiere sucht der Dörfler stets sorgsam zu schützen, wenn es ihm auch nicht immer gelingt, sie vor Schaden zu bewahren. Früher wurde dieser Schade viel zu hoch veranschlagt: ein echter Viehräuber sollte alljährlich für 6000—12,000 Mark Haustiere verzehren. **Sanderson** verwirft diese Annahme. Nach ihm könnte, selbst wenn ein Tiger im Jahre durchschnittlich 70 Rinder beanspruche, seine Rechnung bei dem geringen Werte der meisten Opfer doch nur etwa 20 Mark für jedes Stück, demnach im ganzen 1400 Mark, betragen. Dafür habe dann aber auch der Tiger eine Gegenrechnung von nicht geringer Bedeutung aufzustellen, insofern er auch das die Felder und Pflanzungen bedrohende Wild vertilge und verscheuche. Ohne diese von Tigern und Pardeln gegen Schweine und Hirsche geleistete Hilfe würde es in manchen Gegenden gar nicht möglich sein, lohnende Ernten zu erzielen. Darum sind die Ackerbauer keineswegs immer beglückt, wenn unter ihren Tigern den Wildtötern und bescheidenen Viehräubern, die ihnen gleichsam als

Feldhüter dienen, allzusehr nachgestellt wird. Als einst ein altbekannter, überaus schlauer und riesiger Viehräuber, der bereits erwähnte „Don", dem tödlichen Geschosse Sandersons erlag, standen schließlich die Eingeborenen bedauernd um die Leiche: schade um ihn; er hat uns doch nie etwas zuleide gethan!

Der Menschenfresser ist in den meisten Fällen ein ehemaliger Viehräuber, der bei fortgesetzter Berührung mit Menschen und nicht zum wenigsten infolge von Zusammenstößen mit Hirten das Fürchten verlernt hat. Häufiger als ein altes Männchen, ist es ein Weibchen, vermutlich, weil es für Junge zu sorgen hat, manchmal auch ein Tier, das, irgendwie verletzt oder verkrüppelt, sich nicht mehr in gewohnter Weise zu ernähren vermag. Der Mensch kann soviel leichter beschlichen und überwältigt werden als ein zahmes oder wildes Tier, daß der Tiger, der einmal die Scheu vor ihm verloren hat, ihn nimmt, wenn immer er seiner ohne Gefahr habhaft werden kann. Dies hat zu dem Glauben geführt, daß er Menschenfleisch jedem anderen vorziehe; aber die Annahme wird mit guten Gründen widerlegt, wie auch die andere, daß der Menschenfresser in der Regel verkommen und abgemagert sei. Bei alten Tigern wird die Grundfarbe des Felles heller, die Streifung verwaschener, weil graues Haar sich einmischt. Auch leben diese gefährlichen Räuber nicht ausschließlich von Menschen, sondern bespringen daneben jede andere Beute, die ihnen gerade recht kommt. Selbstverständlich zeigen sie bemerkenswerte Verschiedenheiten in ihrem Wesen und Vorgehen, wonach denn der eine viel schlimmer als der andere auftritt. Äußere Umstände und sozusagen ihre Abkunft und Erziehung spielen dabei sicherlich eine wesentliche Rolle, wie denn Junge, die von der Mutter mit Menschenfleisch ernährt wurden, Zeugen ihrer Überfälle gewesen sind, gewiß leichter als andere sich an Eingeborenen vergreifen werden.

Vorwiegend sollen sich Menschenfresser in den Gegenden ausbilden, wohin die Herden nur in gewissen Jahreszeiten getrieben werden, wo dann nach deren Abzug die zurückbleibenden Viehräuber durch Nahrungsmangel veranlaßt werden, über Eingeborene herzufallen. Der Menschenfresser zeigt durchaus nicht größeren Mut als der Wildtöter oder Viehräuber; ebenso feig wie listig und erstaunlich frech, flieht er vor Bewaffneten und wirft sich auf einzelne Wehrlose, die er wohl zu unterscheiden versteht. Da er infolge seiner Lebensweise besser als die anderen Tiger das Gebaren des Menschen versteht, ist er schwieriger zu jagen. „Die schreckliche Geißel", schreibt Sanderson, „für den furchtsamen und waffenlosen Inder wird jetzt glücklicherweise sehr selten; von Menschenfressern schlimmster Art hört man kaum noch, und wenn, so finden sie baldigst ihren Meister. Bevor es so zahlreiche europäische Weidmänner im Lande gab, konnten wohl solche Tiere zur Räumung einzelner Landstriche zwingen; heute noch findet man in der Wildnis Stätten, wo einstmals Dörfer standen, die schließlich von den entsetzten Bewohnern verlassen wurden. In Maisur und weiten umliegenden Gebieten sind Menschenfresser kaum noch erhört. Während der letzten 15 Jahre (bis 1879) hat es nur einen von Bedeutung gegeben: den Benkipur-Tiger. Für seine Erlegung verhieß die Regierung eine große Belohnung; doch unter denen, die geschossen und als der echte Menschenfresser eingeliefert wurden, konnte man den richtigen nicht feststellen. Obwohl man glauben darf, daß er schließlich einem eingeborenen Schikari erlag, weil das Würgen aufhörte, seitdem jener Jäger einen männlichen Tiger mit verkrüppelter Vorderpranke zur Strecke brachte, so war doch nicht zu beweisen, daß dieser gerade der Übelthäter gewesen. Die Belohnung wurde deshalb überhaupt nicht ausbezahlt."

Sanderson empfiehlt übrigens sogar eine gewisse Schonung der Tiger. Nicht gegen den weidmännisch betriebenen Abschuß mit Auswahl wendet er sich, wohl aber gegen die, welche ganz einseitig für unterschiedslose Ausrottung mit Fallen und Gift sind. Er meint, unter den bestehenden Verhältnissen würde in vielen Gebieten der Bodenertrag wesentlich zurückgehen, wenn die Raubtiere nicht wären, ohne die der Ackerbauer sich unmöglich gegen

einen übermäßig hohen Wildschaden zu schützen vermöchte. „Der Tiger", schreibt er, „ist nicht bloß ein Übel. Schweine und Hirsche sind es, nicht Tiger und Panther, welche die Bodenwirtschaft, den Lebensunterhalt gefährden; und ihnen sind nur die Tiere gewachsen, welche die Natur bestimmte, von ihnen zu leben. Es ist bedauerlich, daß der Tiger geächtet ist und auf jede mögliche unweidmännische Weise vertilgt wird, zufolge des hauptsächlich in England erhobenen volkstümlichen Geschreies über seine Schädlichkeit, für das kein zureichender Grund vorhanden ist. Spürt auf und tötet jeden Menschenfresser, ferner auch die hartnäckigsten Viehräuber mit allen Mitteln; aber gewöhnliche Tiger sind nichts weniger als gefährlich und haben ihren Nutzen. Möge der Tag fern sein, an welchem es thatsächlich keinen Tiger mehr gibt!" Als ein Vorsteher des Elefantenfang-Betriebes der Regierung von Indien hat unser Gewährsmann ganz berufsmäßig in der Wildnis, unter wilden Tieren zu leben; er kennt aus eigener Anschauung die verschiedenartigsten Gebiete Indiens und ist demzufolge wie wenige befähigt, zu urteilen. Desto mehr sind seine Ausführungen geeignet, zum Nachdenken anzuregen, zumal sie auch durchaus nicht allein stehen. Weiter oben ist davon schon vielfach die Rede gewesen. Forsyth, Blanford und andere urteilen ähnlich oder vollständig gleich. Sherwill sagt geradezu: „Der bengalische Tiger ist im allgemeinen ein harmloses, furchtsames Tier, bloß wenn er verwundet ist, wird er bösartig und gefährlich. Selten belästigt er den Menschen, ohne gereizt zu sein, und Menschenfresser kommen in Bengalen kaum vor, ausgenommen in der Umgebung der Sumpfwälder (Sanderbans) des Gangesdeltas." Auch Fayrer, der sonst die Gefährlichkeit des Tigers vollauf würdigt, führt an, daß Unglücksfälle aller Art bei der Tigerjagd nicht häufiger vorkämen als etwa bei Fuchshetzen in England.

Nach alledem wird man den Tiger anders beurteilen müssen, als bisher üblich. Er ist ein Raubtier, das in vielen Gebieten (wenigstens Indiens) mehr nützt als schadet und jedenfalls bloß in seltenen Fällen zu jenem „Inbegriff alles Schreckens" wird, der bisher unterschiedslos der ganzen Art anhaftete.

Ebensowenig wie der Löwe fängt der Tiger ein Tier in der gewöhnlich dargestellten Weise, wonach er gewissermaßen die Entfernung bemißt, sich niederduckt und mit einem ungeheuren Sprunge auf das Opfer wirft. Die Hauptstärke seines Angriffes liegt in der Überraschung. Ein belauertes oder beschlichenes, also sehr nahes Tier faßt er unmittelbar, ein entfernteres sucht er mit schnellen Sätzen zu erreichen, ein fliehendes verfolgt er, wobei er namentlich den größeren durch wütende Tatzenschläge die Muskeln und Sehnen der Hinterbeine zu zerreißen strebt; auch versucht er flüchtig gewordenem und verwirrtem Vieh, wo Deckung sich bietet, auf Umwegen zuvorzukommen und es nochmals zu überfallen. Er gibt also keineswegs nach Katzenart einen mißlungenen Angriff auf. Die Schläge mit den Pranken haben selten die Kraft, stärkere Knochen zu zerbrechen. Man behauptet ziemlich allgemein, daß die vom Tiger hervorgebrachten Wunden besonders bösartig seien und schwer heilen. Diesem Glauben tritt Sir Joseph Fayrer bestimmt entgegen und zwar gestützt auf seine nicht geringen Erfahrungen als Arzt und Jäger. Größere Tiere tötet der Tiger gleich dem Löwen durch Ausrenken der Halswirbel. Nach Forsyth und Baldwin soll er dabei mit dem Gebisse gewöhnlich den Nacken fassen, nach Sanderson, Sterndale, Blanford &c. dagegen vorherrschend die Kehle, und sich dann mit Hilfe der Pranken den Schwung geben, der das Genick bricht. Von einigen hundert derartigen Opfern waren nur zwei in den Nacken, alle übrigen in die Kehle gebissen; es dürfte ihm auch schwer fallen, große, stark gehörnte Tiere stets sicher von oben zu greifen.

Einen hierfür bezeichnenden Vorgang schildert Sanderson. Eine Tigerin hatte in der Frühe ein Rind getötet und nicht Zeit gefunden, sich daran zu sättigen. Sie war, nachdem sie die Beute in ein nahes Gebüsch geschleppt, einige Kilometer weit in ihr Versteck

gegangen, um dort während des Tages zu rasten. Da Sanderson in bequemer Nähe vom toten Rinde keinen zum Ansitze geeigneten Baum fand, ließ er unfern davon auf einer Blöße einen lebenden Ochsen mittels eines bloß meterlangen Strickes an einen Stumpf fesseln und machte sich auf einem ein Dutzend Schritte entfernten Baume 3 m über dem Boden einen bequemen, mit Zweigen umschirmten Anstandsplatz zurecht. „Ich bezog meine Wache um 5 Uhr nachmittags. Nach Sonnenuntergang durchflutete hellster Mondschein die mich umgebende totenstille Wildnis. Um die siebente Stunde hörte ich aus der Ferne die dumpfe, rauhe Stimme der Tigerin, als sie ihr kühles Versteck im Ufergebüsche, wo sie die heißen Stunden eines indischen Tages verbracht hatte, verließ. Nach einiger Zeit benachrichtigte mich die Unruhe des Ochsen von ihrem Herankommen. Behutsam durch meinen Blätterschirm lugend, gewahrte ich die Tigerin bereits wenige Schritte vom Locktiere auf ihren Keulen sitzen und es prüfend anblicken. Zwischen beiden befand sich der Stumpf, von dem der bedauernswerte, am Gehörn festgebundene Ochse nicht weiter zurückzuweichen vermochte. Die Tigerin merkte wohl, daß ihr die Beute nicht entgehen konnte; doch weidete sie sich nicht an der Todesangst ihres Opfers, sondern betrachtete mißtrauisch den Strick. Mehrere Minuten lang regte sich keines der beiden Tiere. Es war so totenstill ringsum, daß die geringste Bewegung von mir den so eindrucksvollen blutdürstigen Auftritt gestört hätte. Endlich, offenbar von ihrer Untersuchung befriedigt, erhob sich die Räuberin und schritt gemessen auf den Ochsen los. Kein Sprung, kein Anlauf fand statt. Ihr Gebiß war nur noch einen Fuß von seiner Kehle, jetzt mußte sie zufahren. Da überkam mich das Mitleid mit dem armen hilflosen Opfer und das Verlangen, es zu retten. Ich hob meine doppelläufige Expreßbüchse (Kaliber 0,450), konnte aber dabei ein leises Rascheln der Blätter nicht verhüten; sofort ruckte die Tigerin zusammen, sicherte und äugte scharf nach meinem Verstecke. Im nächsten Augenblicke wäre sie flüchtig geworden — da fuhr ihr meine Kugel durchs Blatt und warf sie zu Boden; die zweite endete ihren Todeskampf. Bis dahin hatte sich der Ochse starr und still verhalten, aber bei den Schüssen begann er, vor Angst brüllend, wie wahnsinnig um den Stumpf zu rennen, wobei er jedesmal mit mächtigem Satze über die nun unschädlich gewordene Räuberin hinwegraste."

Seine Beute pflegt der Tiger sogleich oder erst bei einbrechender Nacht in eine Dickung zu schleppen; zuweilen trägt er sie sogar eine kurze Strecke. Sanderson verbürgt als Augenzeuge, daß ein sehr kräftiges Männchen einen an 180 kg schweren Ochsen durch allerlei Gestrüpp über 300 Schritt weit getragen hat. Ungestört frißt er, soviel er verzehren kann, nach zuverlässigen Angaben ungefähr 30 kg Fleisch. Den Fraß beginnt er fast stets an einem Hinterviertel, nur ausnahmsweise an der Flanke. Während er sich sättigt, geht er ab und zu nach dem benachbarten Wasser, um reichlich zu trinken, wobei er manchmal hineinwaten und den Kopf bis zu den Augen eintauchen soll, schlappend und gurgelnd, als wollte er sich den Rachen auswaschen. Nach einer reichlichen Mahlzeit fällt er in Schlaf; er bewegt sich bloß, um zu trinken, und gibt sich mit einer gewissen Wollust der Verdauung hin. Gewöhnlich am Abend oder doch in den Stunden von 4—9 Uhr kehrt er zur Beute zurück, um nochmals von ihr zu fressen, falls er noch Überreste finden sollte: denn auch an seiner Tafel speist das hungrige Bettelgesindel wie an der des Löwen, flüchtet jedoch eilig, sobald er herannaht.

Ein Leckermaul scheint der Tiger nicht zu sein; stinkendes Fleisch verschmäht er so wenig wie der Löwe. Wenn ihm auch nicht mehr nachgesagt wird, daß er das Blut seiner Opfer trinke, so soll er doch alles mitnehmen, was ihm vorkommt, auch wenn es nicht selbsterlegte Beute ist. Elliot hat eine Tigerin mit Jungen beobachtet, die das Aas eines an der Seuche verendeten Rindes fraßen. Es werden sogar einige Fälle angeführt, daß Tiger einen anderen, der tot in der Wildnis lag, fortgeschleppt und gefressen haben. Nach Forbes behaupten die Bewohner Sumatras, daß er sogar den Durian, die Frucht von Durio zibethinus,

mit Gier verzehre, was gar nicht unwahrscheinlich ist, wissen wir doch durch Pechuel-Loesche, daß der Leopard in Westafrika die Frucht der Ölpalme verschlingt. Hunger und Durst kann er außerordentlich lange ertragen. Zwei Tiger, die in einem undurchdringlichen Dickichte mit Netzen umstellt und auf einen Raum von ungefähr 100 Schritt Durchmesser beschränkt waren, wurden am fünften Tage angeschossen, konnten aber erst am zehnten mit Hilfe von Elefanten erlegt werden. Obwohl sie bei sehr heißem Wetter, und zudem rings von Wachtfeuern umgeben, weder Futter noch Wasser hatten, auch unter den erhaltenen Wunden litten, erwiesen sie sich doch in letzter Stunde noch als lebenskräftige Tiere.

Die Vorgänge beim Einnetzen sind überaus bezeichnend für den Charakter des Tigers. In ausgedehnten lückenlosen Dickungen ist eine andere Jagdweise kaum anwendbar, da man des Wildes sonst selten ansichtig wird. Nachdem der erwählte Tiger bestätigt ist, wird unfern seines Lagers an einer Stelle, wohin man ihn zu treiben gedenkt, eine breite gekrümmte Bahn durch das Gestrüpp ausgeholzt. Auf dieser wird das weitmaschige, aus starken Leinen geknotete Netz, dessen Abteilungen ungefähr 12—15 m bei 4 m messen, aneinander gefügt und mittels doppelseitiger Stützen so aufgerichtet, daß es, auf der Erde liegend und dort umgeschlagen, eine etwa 3 m hohe schmiegsame Wand bildet, welche die Hälfte oder noch mehr eines Kreises umspannt. Dahinter verbergen sich Speerleute. Seitwärts, in der Richtung nach dem Lager des Wildes sind Wachen und nicht selten auch Popanze aufgestellt, die, wenn die Treiber den Tiger aufgestört haben, ihn am seitlichen Ausbrechen hindern sollen. Während ein etwa mit eingekreister Panther sich gewöhnlich sogleich gegen das Netz wirft und von den Speerträgern getötet wird oder über das Hindernis hinwegsetzt, schleicht der Tiger vorsichtig heran. Er versucht gar nicht, die Netzwand zu überspringen oder zu durchbrechen, wohl aber rückwärts oder seitwärts durch die Reihen der Treiber und Wachen zu entschlüpfen. Überall mit Lärm empfangen und zurückgescheucht, steckt er sich im dichtesten Teile des umstellten Gebüsches und wird nun mit dem Reste der bereit gehaltenen Netze, gewöhnlich auf einem Raume von kaum 100 m Durchmesser, rasch vollständig umstellt. Ringsherum lagern an lodernden Feuern seine Bedränger, etwa 100 bis 150 Eingeborene, und Speerträger bewachen das Netz, um ihn sofort niederzustoßen, falls er sich nähern sollte. In der Regel bleibt er jedoch unsichtbar. Nun betreten 15—20 mit Lanzen Bewaffnete den inneren Raum und beschützen einige mit Buschmessern versehene Leute, welche quer durch das Gestrüpp eine etwa 5 m breite gerade Bahn freimachen. Dabei halten sich die Eingeborenen dicht beisammen, weil sie wissen, daß ein Tiger, sei er Wildtöter, Viehräuber, Menschenfresser oder sogar eine Mutter mit Jungen, es selbst in so gefährlicher Lage nicht wagt, einen Haufen entschlossener Menschen anzugreifen. Erst wenn er verwundet worden ist, fürchten sich die Leute vor ihm. Wenn die innere Bahn fertig ist und Jäger mit Gewehren zugegen sind, wird der Tiger von Treibern über die Blöße so lange hin- und hergejagt, bis ihn eine Kugel niederstreckt. Sollte er bloß verwundet worden sein, so hat das Treiben ein Ende, und es bleibt nichts übrig, falls Elefanten nicht zur Verfügung stehen, als daß die Jäger mit einem Haufen Speerträger den Tiger im Dickichte aufsuchen und dort totschießen. Dieses Vorgehen ist gefährlich, weil das aufs äußerste gereizte Tier sich doch einmal verzweifelt auf seine Peiniger stürzen könnte, zumal, wenn die Leute im kritischen Augenblicke zu wanken beginnen; bleiben sie jedoch fest geschlossen, so entsinkt selbst dem angreifenden Tiger der Mut, er hält an, wendet sich ab und erliegt um so sicherer dem geübten Schützen. Auch Sanderson bestätigt auf Grund seiner Erfahrungen, daß unter solchen bedenklichsten Umständen der Tiger den dichten Haufen seiner beherzten Jagdgehilfen zwar bedroht, aber niemals wirklich angefallen habe.

Ein ander Ding ist es freilich, einen nicht umstellten, aber angeschossenen Tiger in aufgelöster Reihe oder allein zu verfolgen. Nur ein ebenso unerfahrener wie tollkühner Mann

könnte darauf verfallen, das verwundete Tier in hohen Grasbeständen und wirrem Gebüsche aufzuspüren, wo es alle Vorteile für sich hat, unversehens den Verfolger anzunehmen, ehe er nur das Gewehr zu heben vermag. Denn dann kämpft es verzweifelt auf Leben und Tod, doch nicht von ferne, sondern fährt erst blitzschnell zu, wenn der Mensch sozusagen fast darüber stolpert. Der scharfe hustenähnliche Schrei bei solchem Angriffe ist geeignet, die Nerven des Kühnsten zu erschüttern. Unter so bewandten Umständen leisten Elefanten vortreffliche Dienste oder auch eine Meute tüchtiger Hunde, die, wie bei der Löwensuche, die Gefahr fast beseitigt. Ein alter tigerkundiger Köter hing einmal fest verbissen am Schwanze des königlichen Tieres, während dieses entsetzt Reißaus nahm.

Wenn Eingeborene auf eigene Faust einen Tiger eingenetzt haben und keine Feuerwaffen besitzen, so gehen sie ihm in der vorbeschriebenen Weise bloß mit Speeren zu Leibe. Sie pflegen dabei auf der quer durch das Innere ausgeholzten Bahn kleinere Netze so aufzustellen, daß das von Treibern hin- und hergescheuchte Tier sie umwirft, sich darein verwickelt und, ehe es sich befreien kann, von daneben gedeckt aufgestellten beherzten Lanzenmännern totgestochen wird. Sollte es doch freikommen, während die Bewaffneten darauf losstürzen oder es umringen, so werden wohl manchmal Menschen überworfen und übel zerkratzt wie zerbissen, aber es entgeht darum seinem Schicksale nicht, denn der Netzring hält es nach wie vor sicher gefangen. Die benutzten Speere haben 2 m lange Bambusschäfte und ungefähr 30 cm lange und reichlich 7 cm breite Klingen. Auch auf Java gebrauchen die Eingeborenen, laut Wallace, zur Tigerjagd nur die Lanze. Man umstellt mit Hunderten von Bewaffneten eine große Strecke Landes und zieht diese allmählich zusammen, bis das Raubtier in einen vollständigen Kessel eingeschlossen ist. Wenn der Tiger sieht, daß er nicht mehr entfliehen kann, springt er gegen seine Verfolger, wird aber regelmäßig mit einigen Speeren aufgefangen und meist augenblicklich erstochen.

Neben den geschilderten Jagdarten wendet man noch viele andere, zum Teil sehr eigentümliche an, um sich des Raubtieres zu entledigen. Fallen aller Arten werden gestellt, um den Tiger zu fangen; namentlich leisten Fallgruben gute Dienste. Früher wurde in ihrer Mitte ein nach oben scharf zugespitzter Pfahl in den Boden gerammt; seitdem aber ein unglücklicher Spaziergänger dadurch beim Hineinfallen umgekommen, mußte, in der Nähe von Singapur wenigstens, dieser Brauch untersagt werden. Auf Java fertigt man, wie mir Haßkarl schreibt, große Fallen aus Baumstämmen und ködert sie durch ein angebundenes lebendes Zicklein, dessen Geschrei das Raubtier herbeizieht. Nach einigem Besinnen kriecht dieses in die Falle und versucht die Beute wegzunehmen, zieht dadurch aber eine Stellschnur ab und bewirkt das Zuschlagen der Fallthüre. Auf ähnliche Weise, nur mit Hilfe eines fahrbaren Käfigs, sucht man es in Indien zu überlisten. Europäer haben dort auch mehrfach große stählerne Schlagfallen, nach Art unserer Fuchseisen gefertigt, angewendet, aber damit keine großen Erfolge erzielt. Sanderson erzählt, daß ihm einst eine dieser Vorrichtungen in die Hände kam und ihn zur Aufstellung reizte. Es galt, den bereits mehrfach erwähnten Tiger „Don“ zu fangen, der sich jedoch allezeit überlegen schlau erwies. Mochte das Eisen noch so geschickt gestellt sein, er fand es aus und ermöglichte auf die mannigfaltigste Weise, es ohne Schaden für sich losschlagen zu lassen und den Köder, eine lebende Ziege, zur Belohnung zu nehmen. Nachdem der „Don“ solchergestalt allmählich eine kleine Herde verzehrt hatte, gab man diese beschämende Fallenstellerei auf. In Sumatra richten nach H. O. Forbes die Eingeborenen eine mit einer springkräftigen und stark gespannten Stange verbundene Lanze derartig her, daß sie mit großer Gewalt durch den Leib des Tigers getrieben wird, wenn er durch ein Loch in der Dorfumzäunung kriechen will und dabei die Stellschnur löst. In Assam legt man, wie O. Flex erzählt, mit gutem Erfolge am Wasser, wo der Räuber zu trinken pflegt, auf seinen Wechsel einen Bogen mit vergiftetem Pfeile,

der ihm beim Berühren der Vorrichtung in den Leib geschnellt wird und selbst bei geringster Verwundung den Tod bringt. Europäer und Eingeborene, die Feuerwaffen besitzen, stellen ferner, auf vielbenutzten Wechseln oder mit Ködern versehen, Selbstschüsse auf, die sich recht gut bewähren. Neuerdings wird vielfach Strychnin angewendet, womit man die Tiger mühe- und gefahrlos zu vertilgen strebt; es soll jedoch nicht mehr wirken, sobald das damit vergiftete Fleisch sich zu zersetzen beginnt.

Der Nutzen, welchen ein geübter Tigerjäger aus seinen Jagden zieht, ist nicht unbedeutend. Ganz abgesehen von der Belohnung, welche dem glücklichen Schützen wird, kann er fast alle Teile des Tigers verwerten, besonders das Fett, durchschnittlich 4—6 Liter, das die Eingeborenen Indiens für wirksam gegen Rheumatismus und Viehkrankheiten halten. Hier und da wird auch das Fleisch gegessen. Jagor versichert, daß es keineswegs schlecht sei. Bei einem Tigerstechen auf Java bot der Regent unserem Reisenden die erstochenen Tiger zum Geschenke an. „Da jedoch", sagt Jagor, „die Felle zerfetzt waren, begnügte ich mich damit, die Eingeweidewürmer meiner Sammlung einzuverleiben und einige Tigerkoteletten mir braten zu lassen. Gegen Erwarten schmeckten sie gut, fast wie Rindfleisch, was die übrigen Gäste, welche vor dem Fleische einen gewissen Ekel empfanden, nicht glauben wollten." In Südostsibirien wird, laut Radde, der Genuß des Tigerfleisches nur Jägern, welche bereits Tiger erlegten, oder alten, erfahrenen Männern überhaupt gestattet; Weiber sind, wenigstens bei den Birar-Tungusen, von solcher Mahlzeit gänzlich ausgeschlossen. Nach dem festen Glauben dieser Jäger ist solches Fleisch überaus wirksam und verleiht dem Genießenden Kraft und Mut; ebenso denken Bewohner von Siam. Auch als Arzneimittel thut es seine Dienste, obschon die Ärzte des himmlischen Reiches meinen, daß Tigerknochen noch kräftiger wirken als Tigerfleisch; die Kniescheiben haben den größten Wert, nächstdem folgen die beiden ersten Rippen, welche etwas weniger wert sind. In anderen Ländern schätzt man Zähne und Klauen, Fett und Leber höher als Fleisch und Knochen. Erstere gelten unter den Schikaris nicht bloß als besonders wertvolle Siegeszeichen, sondern zugleich als Schutzmittel gegen Tigeranfälle; asiatische und europäische Damen tragen die Krallen, in Gold oder Silber gefaßt, als Schmuckstücke. Zunge und Leber haben deshalb großen Wert, weil sie von den Arzneikünstlern Indiens unter mancherlei Gebräuchen zubereitet und dann als unfehlbares Mittel an die gläubigen Abnehmer teuer verhandelt werden. Das Fett gilt als das beste Mittel gegen gichtische Beschwerden und wird deshalb sorgfältig aufbewahrt. Andere Gebräuche sind bereits auf S. 400 angeführt. Das Fell wird mit irgend einem Gerbstoffe und Schutzmittel gegen die Kerbtiere getrocknet und wandert dann zumeist in die Hände der Europäer oder nach China. Die Kirgisen halten es hoch und verzieren damit ihre Köcher. In Europa gilt nach Lomer ein Tigerfell je nach Größe, Schönheit und Vollständigkeit gegenwärtig bis zu 1300 Mark.

Außer dem Menschen scheint der Tiger keine gefährlichen Feinde zu haben, mit Ausnahme vielleicht des indischen Wildhundes (Canis dukhunensis). Diese ebenso schnellen wie kräftigen und vornehmlich des Tages in Meuten jagenden Tiere sollen nach Angabe der Eingeborenen gelegentlich auch einen ihnen aufstoßenden Tiger anfallen. Sie hetzen, stellen ihn, und die kühnsten bringen ihm von hinten gefährliche Bisse in die Weichteile bei, bis er verwirrt und ermattet einem letzten allgemeinen Angriffe erliegt. Es erscheint durchaus nicht unglaubhaft, daß die Wildhunde bei solcher Jagd Sieger bleiben, wenn dabei auch mancher ins Gras beißen mag.

Welches Alter ein freilebender Tiger erreichen kann, ist sehr schwierig festzustellen. Die Eingeborenen Indiens glauben, daß man die Zahl der Jahre, die ein erlegter Tiger gelebt hat, erkennen könne aus der Zahl der Lappen an seiner Leber. Nur bei Sanderson ist eine Angabe zu finden, woraus auf die Lebensdau.r eines Tigers geschlossen werden könnte.

Ein starkes Männchen, das er in Maisur schoß, war den Eingeborenen seit 20 Jahren wohlbekannt, zeigte aber noch kein Merkmal hohen Alters: es schien in der Vollkraft des Lebens zu stehen, seine Zähne waren gut, bloß sein Fell fing an auszubleichen.

Die Paarungszeit des Tigers ist verschieden nach dem Klima der betreffenden Heimatländer, soll jedoch in den nördlichen Gebieten regelmäßig etwa ein Vierteljahr vor Beginn des Frühlings eintreten. In den südlichen Gebieten, namentlich nach den in Indien angestellten Beobachtungen, ist sie an keine Jahreszeit gebunden; neue Würfe finden in allen Monaten statt. Dagegen führen die besten Gewährsmänner an, daß eine Tigerin nur alle 2—3 Jahre einmal Junge haben könne, weil man mit der Mutter nur sehr kleine bis zu sehr straffen oder ausgewachsenen bemerke, niemals aber eine Mischung von beiden, wie es sein müßte, wenn alljährlich ein neuer Wurf erfolgte. Während der Paarungszeit hört man mehr als sonst die Stimme des Raubtieres. Nicht allzu selten finden sich mehrere männliche Tiger bei einer Tigerin ein, obgleich behauptet wird, daß im ganzen die Tigerinnen häufiger seien als die Tiger. Man schreibt dies den Kämpfen zu, welche die männlichen Tiger untereinander führen sollen, während die wahre Ursache wohl darin zu suchen sein dürfte, daß weibliche Raubtiere überhaupt vorsichtiger sind als männliche. Etwa 100—105 Tage nach der Begattung wirft die Tigerin 2—3, manchmal 4, ja es wird gesagt in seltenen Fällen sogar 5 und 6 Junge an einem unzugänglichen Orte zwischen dichter Vegetation. Die Tierchen sind, wenn sie zur Welt kommen, halb so groß wie eine Hauskatze und nach Art aller jungen Katzen reizende Geschöpfe. In den ersten Wochen verläßt die Mutter ihre geliebten Kleinen nur, wenn sie den nagendsten Hunger fühlt; sobald jene aber etwas größer geworden sind und auch nach fester Nahrung verlangen, streift sie weit umher.

Vom indischen Tiger berichtet Sanderson: „Die Eingeborenen behaupten, daß die Mutter ihre Kleinen zunächst mit halbverdauten Fleischstücken füttert, welche sie vor ihnen ausbricht, nachdem sie von einem Raubzuge heimgekehrt ist. Nach 6 Wochen beginnen die Jungen mit der Alten von Versteck zu Versteck zu ziehen, werden indessen noch nicht mit auf Jagd genommen, dagegen zum Schmause geführt, wenn ein Tier nicht allzufern erbeutet worden ist. Selbst so frühzeitig sind sie schon sehr gewitzt und wissen sich zu behelfen, wenn man sie in Abwesenheit der Alten überrascht. Ein Pärchen, unfern meiner Station Morlay (Maisur) im November 1875 geboren, begann im Juni des folgenden Jahres zum ersten Male allein zu jagen; doch blieben sie immer noch bei der Mutter. Es war in diesem Alter noch recht schwierig für sie, selbst altersschwache Rinder allein zu töten, und sie zerklauten sie jämmerlich bei dem Versuche. Auch machten sie sich noch nicht an freilaufendes Vieh, sondern nur an solches, das wir für sie angebunden hatten. In einem Falle zeigten nicht mißzuverstehende Merkmale, daß die Mutter dabeisitzend zugesehen hatte, wie eins ihrer Kinder einen gefesselten Ochsen abwürgte. Ich schoß beide Junge auf dem Anstande neben getöteten Tieren, als sie zum Fressen zurückkehrten. Eins, das Weibchen, am 29. Juli 1876: es maß 190,5 cm und wog 53,5 kg; das andere, ein Männchen, am folgenden 25. November: es maß knapp 211 cm; leider hatte ich keine Gelegenheit, es zu wiegen."

Einmal schoß unser Gewährsmann eine Tigerin, deren davonlaufendes Junges sich so gut in einem Dickichte versteckte, daß es nicht zu finden war. Er ließ eiligst leichte Netze, wie sie bei der Hasenjagd verwendet werden, herbeischaffen und damit das Versteck umstellen. Sobald er mit seinen Leuten vorging, sprang ihnen das kleine Ungetüm fauchend und grollend entgegen und schlug wütend mit den Tatzen, ließ auch nicht nach mit seinen Angriffen, obwohl die mit Stöcken bewaffneten Leute es nicht gerade sanft behandelten. Endlich wurde es überwältigt und gebunden. Es wog etwas über 18 kg und mochte 10 Wochen alt sein; da es in diesem Alter nicht mehr zu zähmen war, wurde es nach einigen Monaten für 1000 Mark verkauft. Ein Pärchen 8 Monate alter zahmer Tiger wurde mit 2000 Mark

bezahlt. „Junge Tiger", fährt Sanderson fort, „sind allerliebst anzusehen und außerordentlich gutmütig; es ist aber notwendig, daß sie entführt werden, ehe sie einen Monat alt sind, bevor ihnen das Leben in der Wildnis und Furcht vor Menschen bekannt geworden ist, sonst sind sie nicht gänzlich zu zähmen. Sie zeigen große Anhänglichkeit für ihren Herrn, folgen ihm überall hin, liegen unter seinem Stuhle und geben ein eigenartiges freudiges Schnauben von sich, wenn er sie liebkost. Sobald man ihnen Fleisch verabfolgt, wollen sie nur noch dieses nehmen und rümpfen, mögen sie noch so jung sein, die Nase am Milchnapfe. Wie ich mich genugsam überzeugt habe, ist der Glaube grundlos, daß sie von roher Fleischnahrung verwildern. In der That gedeihen sie nur bei solchem Futter ausgezeichnet, und wenn sie es reichlich erhalten, ist vortrefflich mit ihnen auszukommen. Vier Monate alt, sind sie schon recht stattlich und kraftvoll, aber man mag sie getrost noch viel länger herumlaufen lassen. Ein Pärchen hielt ich solchergestalt, bis es 8 Monate alt war; sie pflegten miteinander wie mit den Leuten und einem zahmen Bären sehr hübsch zu spielen. Nach meiner Erfahrung sind derartig zahm gehaltene Tiger weder hinterlistig noch raublustig, zeigen auch keine Anfälle von Wildheit, wenn sie nur reichlich gefüttert werden. Ich besaß einst einen von bedeutender Größe, welcher gewöhnt war, in meinem Schlafzimmer zu nächtigen. Nachdem ich eingeschlafen, pflegte er gern auf mein Bett zu springen, nahm es jedoch niemals übel, wenn ich ihn dafür ungehalten knuffte und wieder hinunterwarf."

Die Liebeswerbung geschieht ruhiger als bei anderen großen Katzen, und die Begattung erfolgt meist ohne die üblichen Tatzenschläge, obschon nicht gänzlich ohne Murren. Gegen die neugeborenen Jungen benimmt sich die Mutter, falls sie genügende Milch hat, außerordentlich zärtlich, geht ungemein sanft mit ihnen um, legt sie an das Gesäuge, schleppt sie auch stets an den Ort ihres Käfigs, welcher ihr die meiste Sicherheit zu bieten scheint. Manche Tigermütter betrachten die sonst geliebten Wärter von der Geburt ihrer Jungen an mit größtem Mißtrauen und bethätigen ihr Übelwollen verständlich genug; andere bleiben ihren Pflegern nach wie vor mit gleicher Anhänglichkeit und Liebe gewogen. Die blind geborenen oder doch nur blinzelnden Auges zur Welt gekommenen Jungen wachsen rasch heran, spielen bald mit der gefälligen Alten nach Kätzchenart, balgen sich weidlich untereinander, zischen und fauchen in kindlichem Übermute ihren Wärter an, werden endlich verständig, erkenntlich für gute Behandlung und allmählich zahm. Auch an Verwandte gewöhnen sie sich, schließen mit Hunden einen Freundschaftsbund und können, verbürgt scheinenden Angaben zufolge, mit anderen großen Katzen, beispielsweise mit Löwen, in ein so inniges Verhältnis treten, daß sie eine Paarung eingehen und Blendlinge erzeugen.

Eine Tigerin des Berliner Tiergartens, welche zwei Junge geboren und glücklich großgesäugt hatte, stürzte sich wütend auf den Vater derselben, als dieser zum ersten Male wieder mit ihr zusammengebracht wurde, mißhandelte ihn unter lautem Gebrülle mit heftigen Tatzenschlägen und zwang ihn zu schleunigem Rückzuge: offenbar einzig und allein aus Angst, daß er ihre Jungen gefährden könne, da sie doch früher im besten Einvernehmen mit dem Gemahl gelebt hatte.

Man hat in neuester Zeit auch Tiger oft abgerichtet. Sehr häufig wagen die Tierbändiger, zu ihnen in den Käfig zu gehen und allerlei Spiele oder sogenannte Kunststücke mit ihnen zu treiben. Allein eine gefährliche Sache bleibt das immer. Als echte Katze zeigt der Tiger sich denen, welche ihm schmeicheln, anhänglich und zugethan, erwidert auch wohl Liebkosungen oder nimmt sie wenigstens ruhig hin; doch bleibt seine Freundschaft stets zweifelhaft, und wohl bloß so lange, als er die Herrschaft des Menschen anerkennt, läßt er von diesem sich mancherlei anthun, was seiner eigentlichen Natur zuwider ist. Volles Vertrauen verdient er nie, nicht, weil man sich vor seiner Tücke, sondern weil man sich vor seiner selbstbewußten Kraft zu fürchten hat. Tückisch, hinterlistig und falsch ist er ebensowenig

wie unsere Hauskatze, läßt sich aber ebensowenig mißhandeln wie diese und setzt sich zur Wehre, wenn ihm die Behandlung, welche der Mensch ihm anzuthun beliebt, nicht behagt. Man darf von einem Raubtiere seiner Art nicht Unmögliches verlangen. Seine Raublust ist ebenso schwer einzudämmen oder zu unterdrücken wie die des zahmsten Löwen oder unserer seit altersgrauer Zeit unter der Zuchtrute des Menschen stehenden Katze: sie gehört eben zu seinem Sein und Wesen, ist untrennbar von ihm. Auf sie sind die falschen Urteile zurückzuführen, welche man vernimmt. Ich finde es sehr begreiflich, daß auch ein jung aufgezogener Tiger, wenn er freikommt, Haus- oder andere Tiere überfällt und tötet: denn er vermag nicht, seinem ihm angeborenen, seiner Gestalt und Ausrüstung entsprechenden Triebe zu widerstehen; ich finde es ebenso durchaus in der Ordnung, daß er den Menschen, welchem er aus irgend einem Grunde zürnt und grollt, seine Übermacht gelegentlich fühlen läßt. Ihn deshalb aber falsch, treulos, hinterlistig, tückisch und sonstwie zu nennen, ist um so ungerechter, als nicht übersehen werden darf, daß ein zum freien Räuberleben in der Wildnis veranlagtes Tier, wenn es in engem Käfig eingesperrt ist, wohl manchmal reizbar sein und Anwandlungen übler Laune haben kann.

Asiatische Fürsten scheinen noch vor wenigen Jahrhunderten die Kunst verstanden zu haben, Tiger vollkommen zu zähmen, ja sogar zur Jagd abzurichten. „Der Khan der Tatarei", sagt Marco Polo, „hat in seiner eroberten Stadt Kambalu viele Leoparden und Luchse, womit er jagt, desgleichen viele Löwen, welche größer sind als die von Babylon, schöne Haare haben und schöne Farben, nämlich weiße, schwarze und rote Striemen, und brauchbar sind, wilde Schweine, Ochsen, wilde Esel, Bären, Hirsche, Rehe und viele andere Tiere zu fangen. Es ist wunderbar anzuschauen, wenn ein Löwe dergleichen Tiere fängt, mit welcher Wut und Schnelligkeit er es ausführt. Der Khan läßt sie in Käfigen auf Karren führen neben einem Hündlein, an das sie sich gewöhnen. Man muß sie in Käfigen führen, weil sie sonst gar zu wütend dem Wilde nachlaufen, so daß man sie nicht halten könnte. Auch muß man sie gegen den Wind bringen, weil sonst das Wild sie riechen und fliehen würde."

Noch heutigestags lassen die indischen Fürsten gefangene Tiger mit anderen starken Tieren kämpfen, namentlich mit Elefanten und Büffeln. Tachard sah einen solchen Kampf in Siam. In eine Umzäunung von Pfahlwerk führte man drei Elefanten, deren Kopf mit einer Art Panzer bedeckt war. Der Tiger befand sich bereits dort, wurde aber noch an zwei Seilen gehalten. Er gehörte nicht zu den größten und suchte sich, als er die Elefanten sah, zu drücken, bekam aber von ihnen sofort einige Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken, daß er umstürzte und einige Zeit wie tot liegen blieb. Als man ihn jedoch losgebunden hatte, sprang er auf, brüllte und wollte sich nach dem Rüssel des Elefanten stürzen. Diesen aber hob der Riese in die Höhe und gab dem Tiger einen Stoß mit den Zähnen, daß er hoch emporgeschleudert wurde und nun keinen Angriff mehr wagte, sondern an den Pfählen hinlief und daran hinaufsprang gegen die Zuschauer. Zuletzt trieb man alle drei Elefanten gegen ihn, und sie versetzten ihm derartige Schläge, daß er wieder einmal wie tot liegen blieb und sie nachher vermied. Hätte man den Kampf nicht beendet, würden ihn die erbosten Dickhänter wahrscheinlich getötet haben.

Kämpfe zwischen Büffeln oder Lanzenträgern und Tigern oder anderen Raubtieren scheinen zu den Lieblingsvergnügungen der südasiatischen, insbesondere der javanischen, Großen zu gehören. Eduard von Martens und Jagor schildern fast übereinstimmend ein solches Schauspiel. „Der Resident nebst dem Regenten, von allen anwesenden Europäern gefolgt, begaben sich nach einem Pavillon, um einen Kampf zwischen Königstiger und Büffel mit anzusehen. Ein etwa 6 m hoher walzenförmiger Bambuskäfig enthielt einen bekränzten Büffel. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thür geöffnet, welche zu einem daranstoßenden,

kleineren, den Tiger enthaltenden Käfig führte. Alle warteten mit Spannung; der Tiger aber erschien nicht. Erst nachdem er ziemlich lange durch brennende Fackeln gepeinigt worden war, schlüpfte er aus dem kleinen in den großen Käfig, zeigte jedoch durchaus keine Kampflust. Er lief einige Male ängstlich im Kreise herum, bis ihm der Büffel, welcher ihn anscheinend mit dem Gleichmute eines Unbeteiligten betrachtet hatte, einen Stoß gab, worauf er vor Angst an den Stäben in die Höhe kletterte. Durch kochendes Wasser, Absud von Pfeffer und Lanzenstiche wurde er von dort vertrieben. Beide Tiere wurden unaufhörlich von den oben auf dem Käfig stehenden Leuten gereizt, bis der Tiger endlich einen Sprung that und in das rechte Ohr des Büffels fest sich einbiß, indem er seine Tatze zugleich in den Nacken seines Gegners tief einschlug. Der Büffel versuchte vergeblich ihn abzuschütteln, brüllte laut vor Schmerz und schleifte ihn mehrmals auf dem Boden ringsumher. Endlich ließ der Tiger los und erhielt ein paar so kräftige Stöße, daß er wie tot liegen blieb. Der Büffel beroch ihn; als aber der Tiger den Versuch machte, nach ihm zu schnappen, erhielt er einen solchen Stoß, daß er wieder alle viere von sich streckte. Die Zuschauer waren jedoch noch lange nicht befriedigt und wendeten Pfeffer- und Stinkbrühen, Lanzen und brennende Fackeln an, um die erschöpften Tiere noch einmal aneinander zu bringen. Vergeblich; die kleine Thür wurde endlich wieder geöffnet, und der Tiger, durch Feuer zum Aufstehen genötigt, schlüpfte behend in seinen Käfig zurück.

„Nachmittags um 5 Uhr fand auf dem Platze vor dem Hause des Regenten ein Rompok statt. Der große viereckige Platz war mit mehreren Reihen von Lanzenträgern umgeben. Es mochten ihrer wohl über 2000 sein. In der Mitte des Viereckes standen zwei kleine, mit Stroh überschüttete Käfige und ein dritter, höherer, in Form eines Daches. Die beiden ersten Käfige enthalten je einen Tiger. Ein dichter Kranz von Zuschauern umgibt die Lanzenträger. Auf ein gegebenes Zeichen wird ein Käfig in Brand gesteckt; der Tiger aber will durchaus nicht erscheinen. Es ist dieselbe arme Bestie, welche schon heute morgen vom Büffel so übel zugerichtet wurde. Schon fürchtete man, daß er verbrannt oder erstickt sei, als er endlich, mit dem Hinterteile zuerst, zum Vorscheine kommt. Kaum aber hat er sich umgesehen, so läuft er in den brennenden Käfig zurück, und es dauert abermals geraume Zeit, bis er zum zweiten Male heraustritt. Ohne sich vom Platze zu rühren, mustert er genau die Umgebung und späht ängstlich nach einem Schlupfwinkel. Da er keinen Schritt thut, setzt sich das mit Bewaffneten angefüllte, dachförmige Gestell, aus dessen Öffnungen die langen Lanzen hervorragen, in Bewegung und zwingt endlich das Tier, sich zu erheben. Da der Tiger fast immer gegen die Richtung des Windes läuft, so war die Windseite am stärksten bemannt worden; diesmal aber wich er mit richtigem Takte von seiner Gewohnheit ab, stürzte sich plötzlich auf eine schwach bemannte Stelle in der Nähe unseres Pavillons und machte einen verzweifelten Versuch, durchzubrechen. Kaum hatte er die Stelle erreicht, als er von 20 Lanzen durchbohrt zu Boden sank. Man steckt den zweiten Käfig in Brand. Der mutige Insasse desselben springt mit einem Satze heraus, stutzt, mustert seine Feinde, setzt sich in Lauf und versucht an der Windseite einen Durchbruch. Dort zurückgedrängt, wiederholt er einige Schritte weiter denselben Versuch, wird aber sogleich durchbohrt, indem alle Nahestehenden, unfähig, ihre Leidenschaft zu zügeln, ihm ihre Lanzen in den Leib stoßen."

Martens ergänzt Jagors Schilderungen noch dahin, daß zwei nur mit dem Kris bewaffnete Leute den Kasten öffnen müssen. „Es ist heilige Sitte, daß sie langsamen Schrittes, ohne umzuschauen, sich wieder entfernen, und nie soll es vorgekommen sein, daß einer vom Tiger verletzt worden wäre." So sah es auch Hans Meyer geschehen. Dies scheint sehr erklärlich; denn das Raubtier, durch die Gefangenschaft niedergebeugt, fühlt angesichts der zahlreichen Menschen durchaus keine Lust zum Angriffe, und deren sicheres Auftreten verschüchtert es.

Die Alten lernten den Tiger erst sehr spät kennen. In der Bibel scheint er nicht erwähnt zu werden, und auch die Griechen wissen noch sehr wenig von ihm. Nearchos, der Feldherr Alexanders, hat zwar ein Tigerfell gesehen, nicht aber das Tier selbst, von dem er durch die Inder erfahren, daß es so groß wie das stärkste Pferd sei und an Schnelligkeit und Kraft alle übrigen Geschöpfe übertreffe. Erst Strabon spricht etwas ausführlicher von ihm. Den Römern war er bis zu Varros Zeiten vollkommen unbekannt; als sie jedoch ihr Reich bis zu den Parthern ausdehnten, lieferten diese auch Tiger und brachten sie nach Rom. Plinius schreibt, daß zuerst Scaurus im Jahre 743 der Stadt einen gezähmten Tiger im Käfig gezeigt habe. Claudius besaß ihrer vier. Später kamen die Tiere öfter nach Rom, und Heliogabalus spannte sie sogar vor seinen Wagen, um den Bacchus vorzustellen. Avitus endlich ließ in einem Schauspiele ihrer fünf töten, was früher nicht gesehen worden war.

Ebensowenig wie der Löwe hat der Tiger nahe Gattungsverwandte; denn seine nächsten Gattungsgenossen, von denen einer, der Höhlentiger, Mitteleuropa bewohnte, sind ausgestorben. Eine südasiatische streifenfleckige Katze, der Nebelparder, der Harimau dahan (Baumtiger) der Malayen (Felis nebulosa, Neofelis, Tigris macroscelis, F. diardii, macrosceloides), nähert sich durch seinen langgestreckten Rumpf mit den kräftigen, niedrigen Beinen, den kleinen, sehr stumpfen Kopf mit den gerundeten Ohren und den langen, weichen Pelz, dessen Zeichnung noch mehr oder weniger an die Querstreifung des Tigers erinnert, noch am meisten dem Königstiger, ist jedoch nicht nur weit kleiner als dieser, sondern auch durch die auffallend niederen Beine und den körperlangen Schwanz unterschieden. Die Grundfarbe seines Pelzes, ein ins Aschgraue oder Bräunlichgraue, bisweilen auch ins Gelbliche oder Rötliche ziehendes Weißgrau, spielt an den Unterteilen ins Lohfarbene. Kopf, Füße und Unterleib sind mit vollen, schwarzen, rundlichen oder gekrümmten Flecken und Streifen gezeichnet. Beiderseits des Halses verlaufen drei unregelmäßige Längsbinden; über den Rücken ziehen sich zwei ähnliche hinab; schmälere Binden finden sich auch an den Seiten des Kopfes. Auf der Schulter, den Leibesseiten und Hüften liegen unregelmäßige, winkelig gesäumte schwarze Flecke, ebensolche auch auf dem Schwanze. Die Mundränder sind schwarz gesäumt, die Ohren außen schwarz mit grauen Flecken. Die Länge des Leibes beträgt ungefähr 1 m und ist in einzelnen Fällen zu 95—107 cm, die des Schwanzes zu 74—92 cm gemessen worden. Ein altes Männchen von 170 cm Gesamtlänge wog 20,2 kg. Der Verbreitungskreis unseres Tieres ist ziemlich ausgedehnt und umfaßt das ganze südöstliche Asien mit den Großen Sundainseln. Vornehmlich ist es heimisch in waldreichen bergigen Gegenden von Assam, Barma, Siam, der Malayischen Halbinsel sowie auf Sumatra, Java und Borneo. Im südöstlichen Himalaja: in Sikkim, Bhutan steigt der Nebelparder nach Jerdon bis über 3000 m, nach Blanford wahrscheinlich nicht viel über 2000 m empor. Um Dardschiling (2000 m) kommt er vor, soll auch, nach Hodgson, in Tibet gefunden werden, was aber zu bezweifeln, da er ein echter Waldbewohner ist. Von der Insel Formosa ist eine Spielart mit kürzerem Schwanze bekannt.

Bis vor wenigen Jahren war der Nebelparder ebenso selten in den Sammlungen wie in den Tiergärten, und erst seit einiger Zeit sieht man ihn in den größeren Anstalten, doch noch immer vereinzelt. Von seinem Freileben wissen wir nichts, als was die Eingeborenen erzählen. Die der Insel Sumatra versichern, daß er nichts weniger als wild sei und sich bloß von kleineren Säugetieren und Vögeln nähre. Unter letztere müssen freilich auch die Haushühner gerechnet werden, denen er oft großen Schaden zufügt. Der auf Sumatra übliche Name deutet, wie man sagt, auf das Baumleben des Nebelparders hin. Es wird behauptet, daß er den größten Teil seines Lebens auf den Zweigen der Bäume verbringe, dort auch

schlafe, auf seine Beute laure und als geschickter Kletterer sie hauptsächlich im Geäste und Gezweige verfolge. Im Himalaja soll er auch Schafe, Ziegen, Schweine und Hunde rauben.

Allem Anscheine nach ist der Nebelparder ein so gemütlicher Gesell, als dies ein Mitglied des Katzengeschlechtes sein kann. Hinsichtlich seiner Größe und Stärke, welche nahezu der des Leoparden gleichkommt, zeigt er sich auffallend mild in seinem Wesen. Zwei Stück, welche Raffles besaß, waren außerordentlich behagliche Tiere und zeigten besonders viel



Nebelparder (Felis nebulosa). 1/10 natürl. Größe.

Lust zum Spielen. Ihre langen Schwänze, welche sie ganz nach Art unserer Hauskatzen zu bewegen und als Dolmetscher ihrer Seelenstimmung zu gebrauchen verstanden, bildeten den Hauptgegenstand ihrer gegenseitigen Belustigung. Außerdem waren aber auch rollende oder schnell sich bewegende Sachen für sie der höchsten Teilnahme werte Dinge. Man konnte sie streicheln und liebkosen, ohne befürchten zu müssen, irgend welche Unbill von ihnen zu erleiden; sie erwiderten im Gegenteile die Freundlichkeit, welche man ihnen spendete. Auch befreundeten sie sich mit anderen Tieren; einer von ihnen schloß, als er am Borde des Schiffes sich befand, innige Freundschaft mit einem Hündchen, seinem Mitreisenden, und übte seine Spiellust an diesem kleinen Gefährten in höchst rücksichtsvoller Weise aus, indem er ängstlich

besorgt war, ihm durch seine bedeutende Stärke nicht zu schaden. Während er im Schiffe war, bestand seine hauptsächlichste Nahrung in Hühnern, und niemals verfehlte er es, seine Fertigkeiten zu zeigen, wenn man ihm ein Huhn hinhielt. Vor dem Verspeisen stürzte er sich nach echter Katzenart mit einem plötzlichen Sprunge auf das Huhn hin, gerade als wenn es lebend gewesen wäre, biß es in den Hals und versuchte, das Blut zu saugen. Manchmal spielte er stundenlang mit dem Vogel, gerade so, wie es die Katzen mit Mäusen zu thun pflegen, und erst nachdem er eine geraume Zeit mit ihm sich vergnügt hatte, ging er an das Fressen.

Ein sehr schöner und gesunder Nebelparder befand sich im Tiergarten zu London; ein prächtiges, zahmes, liebenswürdiges Tier, mit welchem der Wärter umging wie mit einer gutmütigen Hauskatze. Nur im Gepard noch kenne ich eine ihm geistig verwandte Katze. Auf einem dicken Zweige, welcher in seinem Käfig aufgestellt war, nahm er die allersonderbarsten und zum Teil sehr unbequeme Stellungen ein. Einmal sah man ihn seiner vollen Länge nach auf einem fast wagerechten Zweige liegen, alle vier Beine zu den Seiten des Astes herabhängend, wie dies sonst nur noch Leoparden zu thun pflegen.

Wie Bock mitteilt, wird auf Borneo das schöne Fell des Nebelparders, den er als harmlos und nicht häufig bezeichnet, von den Dajaken als Kriegsschmuck sehr geschätzt. Sie schneiden unterhalb des Halses ein Loch hinein, stecken den Kopf hindurch und lassen es über den Rücken hinabhängen. Manchmal wird auch das Fell zerschnitten und „zu Matten oder runden Kappen verarbeitet, welche der Dajak, sobald er nicht auf dem Kriegspfade ist, hinten hängen hat, so daß sie ihm als eine Art Sitzkissen dienen. Die Zähne und Klauen werden als Talismane und Ohrverzierungen getragen.“

Eine schön gezeichnete Katze, die fast wie ein verkleinerter Nebelparder erscheint, auch mit diesem verwechselt worden ist, die **Marmelkatze**, **Dosal** der Leptscha, **Sikmar** (**Felis marmorata**, **F. charltoni**, **Leopardus dosul**), übertrifft unsere Hauskatze an Größe; ihre Gesamtlänge beträgt 100—106 cm, wovon auf den Schwanz 35—40 cm entfallen. Die Hauptfärbung ihres weichen und dichten Pelzes ist lehmgelb bis lichtgelblich oder rötlichbraun, unterseits heller bis fast weiß. Von der Stirn aus laufen über Kopf, Nacken und Rücken schwarze Längsstreifen, welche vorn und hinten sich verschiedentlich in Tüpfel auflösen und bloß im Nacken stets ununterbrochen sind. Andere gewundene, winkelige oder unregelmäßig ringförmige Fleckenstreifen ziehen schief vom Rücken gegen den Bauch herab. Die Außenseite der Glieder ist mit länglichen oder runden, dunkelbraunen oder schwarzen Tüpfeln gezeichnet, so auch in der Regel die Innen- und Unterseite, wo sie aber sehr wechseln und manchmal kaum bemerkbar sind. Unter dem Halse finden sich Querbinden, über und unter dem Auge vielfach je ein heller Fleck und auf den Wangen schwarze Streifen. Die Ohren sind kurz und abgerundet, von außen silbergrau mit schwarzen Säumen, innen rostgelb; der buschige Schwanz ist gräulich rostgelb, deutlich gefleckt und geringelt und fast gleich stark bis zur Spitze.

Die Marmelkatze bewohnt waldige Gebirgsgegenden Südostasiens: den östlichen Himalaja, Assam, Barma, die Malayische Halbinsel, Sumatra, Java und vielleicht auch Borneo; in Nepal scheint sie zu fehlen. Über ihr Freileben ist nichts bekannt; wahrscheinlich ist sie ein Baumtier wie der Nebelparder. Gefangene sieht man selten. Ein schöner Marmelkater, welchen ich geraume Zeit pflegte, nahm für gewöhnlich die Stellung einer sitzenden Hauskatze an. Der Kopf wurde hoch getragen, der Schwanz meist über die Vorderpranken geschlagen. Das faule Liegen der Leoparden beobachtete ich nie an ihr, obgleich die Katze sehr zahm war und sich vor dem Beobachter nicht scheute, also gewiß voller Bequemlichkeit hingegeben haben würde, hätte sie solche im Liegen gefunden. Eine Stimme habe ich nicht vernommen,

wohl aber gelegentlich das übliche Fauchen. Doch ließ sich das Tier nicht gerade leicht aus seiner Ruhe bringen, ähnelte in dieser Beziehung vielmehr dem Ozelot, mit welchem es überhaupt in seinem Gebaren vielfach übereinstimmte. Die Lieblingsnahrung bestand in Geflügel, demnächst in kleinen Säugetieren; Rindfleisch fraß die Marmelkatze ungern, und



Marmelkatze (Felis marmorata). 1/6 natürl. Größe.

Pferdefleisch verschmähte sie gänzlich. Ungeachtet der sorgsamsten Pflege starb sie bald nach Eintritt der Kälte zum Leidwesen aller, welche sie gekannt hatten.

Unter den altweltlichen Katzen geht uns die Wild- oder Waldkatze, der Waldkater, Kuder, Baumreiter (Felis catus, Catus ferus), am nächsten an, weil sie die einzige Art ihrer Familie ist, welche selbst in unserem Vaterlande noch nicht ausgerottet wurde. Lange Zeit hat sie für die Stammart unserer Hauskatze gegolten, und auch gegenwärtig wird sie von einzelnen Naturforschern noch dafür gehalten, obwohl die genaueren Beobachtungen und Untersuchungen diese Ansicht nicht zu stützen vermögen. Die Wildkatze hat ungefähr die Größe des Fuchses, ist demnach bedeutend stärker als die Hauskatze. Von dieser unterscheidet sie sich auf den ersten Blick durch stärkere Behaarung, die reichlicheren Schnurren, den wilderen Blick und das kräftigere Gebiß. Auch ist ihr Kopf dicker, ihr Leib gedrungener und ihr Schwanz voller, aber auch kürzer als bei der Hauskatze; zudem sind beider Schwänze noch insofern wesentlich verschieden, daß der eine von der Wurzel bis zum Ende gleichmäßig dick und wie abgehackt erscheint, der andere sich bis zur Spitze allmählich verdünnt. Als

besondere Kennzeichen gelten die buschige, schwarzgeringelte Rute, der gelblichweiße Flecken an der Kehle und die dunkelfarbigen oder schwarzen Sohlen.

Die Wildkatze wird bis 8 und 9 kg schwer. Ihre Gesamtlänge beträgt bei 35—42 cm Schulterhöhe in der Regel 100—120 cm, wovon 30—35 cm auf den Schwanz kommen. Einzelne Kater werden unter Umständen noch größer. So schoß Förster Hausius im Oktober 1888 bei Sangerhausen einen Kater, der zwar bloß 7,5 kg wog, aber 128 cm Gesamtlänge hatte. Ein später in der nämlichen Gegend erlegter Kater, der bei hohem Schnee sehr heruntergekommen, sonst aber vollständig gesund und sehr flüchtig war, wog laut Mitteilungen von Förster Morgenstern bloß noch 3,25 kg.

Der Pelz ist dicht und lang, beim Männchen fahlgrau, bisweilen schwarzgrau gefärbt, beim Weibchen gelblichgrau, das Gesicht rotgelb, die Nasenhaut fleischfarben, das Ohr auf der Rückseite rostgrau, inwendig gelblichweiß. Von der Stirn ziehen sich vier gleichlaufende schwarze Streifen zwischen den Ohren hindurch, von denen die beiden mittleren auf dem Rücken sich fortsetzen und, nachdem sie sich vereinigt haben, einen Mittelstreifen bilden, welcher längs des Rückgrates und über die Oberseite des Schwanzes läuft. Von ihm gehen auf beiden Seiten viele verwaschene Querstreifen aus, welche etwas dunkler als die anderen sind und nach dem Bauche hinabziehen. Letzterer ist gelblich, mit einigen schwarzen Flecken betüpfelt; die Beine sind mit wenigen schwarzen Querstreifen gezeichnet, gegen die Pfoten zu gelber, an der Innenseite der Hinterbeine gelblich und ungefleckt, die Sohlen sind dunkel. Der Schwanz trägt drei bis vier schwärzliche Ringe, welche von der Wurzel nach der Spitze hin dunkler werden. Die Augen sind gelb.

In der Weidmannssprache heißen die Augen der Wildkatze Seher, die Ohren Lauscher, die Eckzähne Fänge, die Krallen Waffen, die Beine Läufe, die Füße Branten (Pranken), der Schwanz Rute, Standarte oder Lunte, das Fell Balg. Sie schnürt oder schränkt, wenn sie geht, raubt oder reißt ihr Wild, bäumt, wenn sie klettert, thut Sprünge, frißt im Gegensatze zum Wilde, welches äset, ranzt oder begehrt, wenn sie sich paart, bringt Junge, hat ein Lager 2c.

Noch heutzutage herbergt die Wildkatze in ganz Europa mit Ausnahme des höheren Nordens, namentlich Skandinaviens und Rußlands. In Deutschland bewohnt sie ständig, wenn schon immer nur einzeln, alle waldreichen Mittelgebirge, insbesondere den Harz, Thüringer-, Franken-, Böhmer-, Oden- und Schwarzwald, das Erzgebirge, die Rhön, die rheinischen und oberhessischen Gebirge, streift von hier aus, von Wald zu Wald schweifend und unterwegs oft monatelang verweilend, weit in das Flachland hinaus und kann dem gemäß in ausgedehnten Waldungen so ziemlich überall vorkommen, dürfte auch viel öfter in ihnen sich einstellen, als man anzunehmen pflegt. Weit häufiger als bei uns zu Lande trifft man sie im Süden, zumal im Südosten Europas. In den bewaldeten Vorbergen der Alpen lebt sie überall und zwar in größerer Anzahl als in den Alpen selbst; in Südungarn, Slawonien, Kroatien, Bosnien, Serbien, den Donaufürstentümern und wahrscheinlich auch der europäischen Türkei zählt sie zu den allbekannten Raubtieren. In Spanien ist sie noch häufig, in Frankreich stellenweise wenigstens nicht seltener als bei uns zu Lande; nicht einmal in Großbritannien hat man sie ausrotten können. Soweit bis jetzt mit Sicherheit festgestellt ist, reicht ihr Verbreitungskreis nicht weit über die Grenzen Europas hinaus. Südlich vom Kaukasus ist sie noch in Grusien vorgekommen; aus anderen asiatischen Ländern erhielt man sie nicht. Dichte, große, ausgedehnte Wälder, namentlich dunkle Nadelwälder, bilden ihren Aufenthalt; je einsamer ihr Gebiet ist, um so ständiger haust sie in ihm. Felsreiche Waldgegenden zieht sie allen übrigen vor, weil die Felsen ihr die sichersten Schlupfwinkel gewähren. Außerdem bezieht sie Dachs- und Fuchsbauten oder große Höhlungen in starken Bäumen, und in Ermangelung von derartigen Schlupfwinkeln schlägt sie ihr Lager in Dickichten



[illegible] hate, [illegible]

[illegible] 42 [illegible]

[illegible] 85 cm auf den [illegible]

[illegible] aber 125 cm [illegible]

[illegible] der bei [illegible]

[illegible] war, [illegible]

[illegible] das [illegible]

[illegible] die haben [illegible] auf dem [illegible]

[illegible]

[illegible] Protein [illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible]

[illegible]



WILDKATZE.

und auf trockenen Kaupen in Sümpfen und Brüchen auf. Zu Bau geht sie besonders in der kühleren Jahreszeit, während sie im Hochsommer, vorausgesetzt, daß sie nicht durch ihre Jungen an eine Höhlung gebunden wird, um den sie peinigenden Flöhen zu entrinnen, lieber ein freies Lager aufsucht oder sich nach hohlen Bäumen zurückzieht.

Wie häufig der gefährliche Räuber noch in Deutschland vorkommt, geht aus statistischen Angaben hervor. So wurden im Jagdjahre 1884/85 in Elsaß-Lothringen 152 Wildkatzen geschossen; und 1885/86 sind im Königreich Preußen zusammen 606 Wildkatzen zur Strecke gebracht worden, davon die bei weitem meisten in den westlichen Gebieten, im Rheinlande z. B. fast die Hälfte, nämlich 299 Stück.

Nur während der Ranzzeit oder solange die Jungen noch nicht selbständig sind, lebt die Wildkatze in Gesellschaft, außerdem stets einzeln. Auch die Jungen trennen sich bald von der Mutter, um auf eigene Hand dem Wilde nachzustreben. „Ich erinnere mich nicht", schreibt mir Oberjägermeister von Meyerinck, „gehört zu haben, daß man zwei Wildkatzen zusammen gesehen hätte. Die Katze wandert, besonders wenn sie trächtig geht, jedenfalls sehr weit umher. Mir sind zwei Fälle bekannt, daß eine Wildkatze in der Gegend von Neuhaldensleben gespürt wurde und zwar erst im Frühjahre. Jedesmal in dem darauf folgenden Winter wurden in verschiedenen benachbarten Revieren vier Wildkatzen erlegt, ohne daß man von ihnen Kenntnis gehabt hatte." Bei diesen Wanderungen nimmt die Wildkatze so gut als ausschließlich von Fuchs- und Dachsbauten Besitz, verschläft und verträumt in ihnen den Tag und macht sich so weit weniger bemerklich als der Fuchs, auf dessen Rechnung ihre Unthaten nicht selten gebracht werden. „In der Letzlinger Heide", fährt von Meyerinck fort, „wollte ein Förster einen Fuchs ausgraben, den er im Bau ausgespürt zu haben glaubte, obgleich ihm die Fährte eigentümlich vorgekommen war. Der eingelassene Dachshund lag fest im Baue vor; man schlug endlich durch und kam nach längerem Graben in der Tiefe von 2 m auf den Hund und das Ende der Röhre. Als man aber mittels des Fuchshakens Freund Reinecke herausholen wollte, kam eine weibliche Wildkatze zum Vorscheine, welche stärker als ein Fuchs war." Im Winter verläßt sie nicht selten den Wald und nimmt in einzeln stehenden Gehöften Herberge. Der Lehrer Schach in Nußdorf bei Krimmitzschau erlegte einen vollständig ausgewachsenen, sehr starken Wildkater, welcher mehrere Tage lang in einer Scheuer dieses Dorfes sich aufgehalten hatte. In Ungarn soll sie, wie Lenz angibt, im Winter vorzugsweise in Gebäuden hausen.

Mit Beginn der Dämmerung tritt die Wildkatze ihre Jagdzüge an. Ausgerüstet mit trefflichen Sinnen, vorsichtig und listig, unhörbar sich anschleichend und geduldig lauernd, wird sie kleinerem und mittelgroßem Getier sehr gefährlich. „Im scharfen Äugen selbst bei Nacht, zu welcher Zeit ihre Seher wie brennende Kohlen funkeln", sagt Dietrich aus dem Winckell, „im ebenso scharfen Wittern (?) und im höchst leisen Vernehmen wird sie von keinem Tiere übertroffen", im unbemerklichen Anschleichen, beharrlichen Auflauern und sicheren Springen, füge ich hinzu, gewiß auch nicht. Mit der allen Katzen eigenen List beschleicht sie den Vogel in seinem Neste, den Hasen in seinem Lager und das Kaninchen vor seinem Baue, vielleicht auch das Eichhörnchen auf dem Baume. Größeren Tieren springt sie auf den Rücken und zerbeißt ihnen die Schlagadern des Halses. Nach einem Fehlsprunge verfolgt sie das Tier nicht weiter, sondern sucht sich lieber eine neue Beute auf: sie ist auch in dieser Hinsicht eine echte Katze. Zum Glück für die Jagd besteht ihre gewöhnliche Nahrung in Mäusen aller Art und in kleinen Vögeln. Wohl nur zufällig macht sie sich an größere Tiere; aber sie soll thatsächlich Reh- und Hirschkälber überfallen, ist auch für solche Beute noch immer stark genug. An den Seen und Wildbächen lauert sie auch Fischen und Wasservögeln auf und weiß sie mit großer Geschicklichkeit zu erbeuten. Sehr schädlich wird sie in Gehegen, am schädlichsten wohl in Fasanerien. In Hühnerställen und Taubenschlägen

günstig für sie gelegener Walddörfer macht sie ebenfalls unliebsame Besuche; im Jahre 1863 und zwar im Monat Mai wurde ein alter stumpfzahniger und stumpfklauiger Kater von einer handfesten, infolge wiederholter Hühnerdiebstähle mit gerechtem Zorne erfüllten Bäuerin des Dorfes Dörnberg unweit der Lahn elendiglich erschlagen.

Im Verhältnis zu ihrer Größe ist die Wildkatze überhaupt ein gefährliches Raubtier, zumal sie den Blutdurst der meisten ihrer Gattungsverwandten teilen soll. Aus diesem Grunde wird sie auch von den Jägern grimmig gehaßt und unerbittlich verfolgt; denn kein Weidmann rechnet den Nutzen, welchen sie durch Vertilgung von Mäusen bringt, ihr zu gute. Wie viele von diesen schädlichen Tieren sie vernichten mag, geht aus einer Angabe Tschudis hervor, welcher berichtet, daß man in dem Magen einer Wildkatze die Überreste von 26 Mäusen gefunden hat. Die Losung, welche Zelebor von den von Wildkatzen bewohnten Bauen sammelte und untersuchte, enthielt größtenteils Knochenüberreste und Haare von Marder, Iltis, Hermelin und Wiesel, Hamster, Ratte, Wasser-, Feld- und Waldmäusen, Spitzmäusen und einige unbedeutende Reste von Eichhörnchen und Waldvögeln. Kleine Säugetiere also bilden den Hauptteil der Beute unseres Raubtieres, und da unter diesen die Mäuse häufiger sind als alle übrigen, erscheint es sehr fraglich, ob der Schade, welchen die Wildkatze verursacht, wirklich größer ist als der Nutzen, welchen sie bringt. Der Weidmann, dessen Gehege sie plündert, wird schwerlich jemals zu ihrem Beschützer werden; der Forstmann aber oder der Landwirt hat wahrscheinlich alle Ursache, ihr dankbar zu sein. Zelebor tritt mit Entschiedenheit sogar in einer Jagdzeitung für sie in die Schranken, und ich meinesteils schließe mich ihm wenigstens bedingungsweise an. Die Wildkatze schadet, so glaube ich zusammenfassen zu dürfen, zuweilen und nützt regelmäßig; sie vertilgt mehr schädliche Tiere als nützliche und macht sich dadurch zwar nicht um unsere Jagd, wohl aber um unsere Wälder verdient.

Die Zeit der Paarung der Wildkatze fällt in den Februar, der Wurf in den April; die Tragzeit währt 9 Wochen. In Gegenden, welche das Raubtier noch verhältnismäßig zahlreich bewohnt, soll, laut Winckell, der Lärm, den die sich paarenden Katzen verursachen, und welcher durch den ewigen Zank der Kater noch vermehrt wird, ebenso unausstehlich sein wie bei den zahmen Katzen in Dörfern und Städten. „In den schottischen Hochlanden“, sagt St. John, „wird sie allmählich ausgerottet. Früher habe ich ihren wilden eigenartigen Schrei oft gehört, wenn sie in stillen Nächten sich riefen und antworteten. Ich kenne keinen Ruf, der so harsch und spukhaft klänge wie der der Wildkatze, oder besser geeignet wäre, abergläubische Furcht im Gemüte des einfältigen Hochländers zu erwecken. Einige Male bin ich Wildkatzen in Wäldern und an steinigen Halden begegnet; einst überraschte ich eine ganze Familie von zwei alten und drei halbwüchsigen jungen im Gefelse.“ Es scheint erwiesen, daß auch Wild- und Hauskatzen sich paaren, obgleich beide nicht eben freundschaftlich gegeneinander sich zu benehmen pflegen. Freilich ändert heftige Brunst auch in diesem Falle früher gehegte Gesinnungen. In der Nähe von Hildesheim wurde, wie Niemeyer berichtet, Mitte der sechziger Jahre ein Wildkater in einem Förstereigarten geschossen, zur Zeit, als die Hauskatzen des Gehöftes ihre bekannte Paarungsmusik aufführten. Der Förster versicherte, daß der Kater dem Geschrei der Hauskatzen nachgegangen und sehr sorglos gegen die Umgebung gewesen sei. Auch sind schon wiederholt Katzen erlegt worden, welche wohl mit vollem Rechte als Blendlinge von beiden Arten angesprochen wurden.

Die tragende Wildkatze wählt sich einen verlassenen Dachs- oder Fuchsbau, eine Felsenkluft oder auch einen hohlen Baum zum Wochenbette und bringt hier 5—6 Junge, welche blind geboren werden und jungen Hauskätzchen ähneln. Wenn sie nicht mehr saugen, werden sie von der Mutter sorgfältig mit Mäusen und anderweitigen Nagern, Maulwürfen und Vögeln versehen. Nach kurzer Zeit schon erklettern sie mit Vorliebe niedere oder höhere Bäume,

deren Äste später ihren Spiel- und Tummelplatz sowie ihre Zuflucht bei herannahender Gefahr bilden. Einer solchen suchen sie in den meisten Fällen einfach dadurch zu entgehen, daß sie auf dicken Ästen sich niederdrücken und auf die Gleichfarbigkeit ihres Felles mit diesen vertrauen. Es gehört ein sehr geübter Blick dazu, sie hier zu entdecken; denn auch erwachsene Wildkatzen wissen, zumal im Sommer, wenn das Laub die Baumkronen verdichtet, dem Späherauge des Jägers in derselben Weise sich zu entziehen und bleiben, wie Winckell sich ausdrückt, „sicher unter zehn Malen neunmal unentdeckt. Selbst wenn man sie am Baume hinauffahren sieht, oder wenn der Hund sie unten verbellt, muß man jeden Ast von allen Seiten recht genau und einzeln ins Auge fassen, will man sie wahrnehmen".

Die Wildkatze ist, solange sie nicht in die Enge getrieben oder verwundet, kein mutiges, sondern ein feiges, vorsichtiges, der Gefahr ausweichendes Tier. Die Alte scheint nicht einmal ihre Jungen zu verteidigen, sondern beim Herannahen des Menschen zu verlassen. Dies dürfte aus folgendem Berichte von Lenz hervorgehen: „Im Jahre 1856 ging mein Zimmermann 500 Schritte von meinem Hause an der Südseite des Hermannsteins, wo wilde Kaninchen oft in Menge wohnen, durch ein Dickicht und hörte in einem erweiterten Kaninchenbau Stimmen, wie von kleinen Katzen. Er hatte wenige Tage zuvor solche von mir zu haben gewünscht, und da ich keine besaß, so war er nun froh, hier selbst ein Nestchen zu finden. Er grub nach und fand drei Stück echter Wildkatzen von Rattengröße. Wie er sie in seinen Ranzen gesteckt hatte und wegging, sah er die Alte in seiner Nähe mit gespitzten Lauschern umherschleichen; sie ging aber ganz leise und machte keine Miene, ihn anzugreifen; sie hatte die Größe eines tüchtigen Hasen, die echte wilde Farbe, den kurzen, dicken Schwanz. Ebenso waren die kleinen Kätzchen an ihrer Farbe und namentlich an dem auffallend von dem der zahmen abweichenden Schwanze leicht als echt zu erkennen. Merkwürdig genug war das angeborene wilde Naturell dieser kleinen Bestien: sie kratzten, bissen und fauchten mit entsetzlicher Bosheit. Vergeblich wurde alle mögliche Mühe angewendet, sie zahm zu machen und gut zu verpflegen. Sie wollten weder fressen noch saufen und ärgerten und tobten sich zu Tode." Wohl alle, welche junge Wildkatzen aufzuziehen versuchten, haben die Erfahrung gemacht, daß dies keine leichte Aufgabe ist. Es erfordert große Aufmerksamkeit und Sorgfalt, bereits eingewöhnte Wildkatzen bei guter Gesundheit oder am Leben zu erhalten, ungemein schwierig aber ist es, junge zum Fressen zu bringen; denn man hat kein Mittel, sie zu zwingen. Nehmen sie erst ein Mäuschen oder Vögelchen, so ist schon viel erreicht. Beim Anblicke eines Menschen gebärden sie sich zwar immer noch wie unsinnig; wissen sie jedoch sich unbelauscht, so spielen sie lustig nach Art ihrer Verwandten. Beim geringsten Geräusche endet das Vergnügen, die Harmlosigkeit weicht dem Mißtrauen, und dieses geht allgemach in den früheren Ingrimm über. „Die dreieckigen Ohren seit- und rückwärts gelegt", so schildert Weinland sehr richtig, „mit einem Gesichtsausdrucke, den man am gelindesten mit ‚Niemandes Freund' übersetzen kann, harren sie, knurrend und murrend, mitunter auch schreiend auf ihrem Platze aus; die grüngelben Augen scheinen Blitze versenden zu wollen, das Haar ist gesträubt und die Pranke zum Schlage bereit." Nach und nach gewöhnen sie sich an den Pfleger, bleiben wenigstens sitzen, wenn er ihnen sich nähert, fauchen nicht mehr so greulich und lassen es schließlich, wenn auch in seltenen Fällen, geschehen, daß man sie berührt und streichelt. Es kommt eben alles darauf an, wie sie behandelt werden.

Zelebor versichert, daß sogar alt gefangene Wildkatzen sich zähmen lassen. „Anfangs gebärdeten sich die gefangenen Katzen außerordentlich scheu und unbändig, fauchten, trommelten oder besser ‚donnerten' mit geöffnetem Maule und sprangen mit gewaltigen Sätzen an das Gitter des Käfigs, sobald Mensch oder Tier demselben sich näherte; sie tobten derart, daß selbst mutige Jäger scheu zurückwichen; ja sie mordeten mit einem Pfotenschlage oder

Bisse jedes zu ihnen in den Käfig geschobene Tier, von der Ratte angefangen bis zum Kaninchen, jeden Vogel, von der Größe eines Sperlings bis zu der eines Huhnes, ohne das Opfer weiter zu berühren. Bei liebevoller Behandlung legte sich jedoch allmählich diese Kampflust; sie wurden mit jedem Tage ruhiger und zutraulicher und nahmen nach Verlauf einer Woche das mittels eines Stockes dargereichte Futter und verzehrten es brummend." Eine alte, mit ihren Jungen gefangene Wildkatze nahm ein ihr von Zelebor untergeschobenes Kätzchen freundlich auf, liebkosete es und ließ es mit ihren zwei größeren Jungen saugen. Diese Waisenmutter wurde nach Verlauf einiger Wochen so zahm, daß sie unter gemütlichem Schnurren zum Spielen mit Zelebors Hunde sich herbeiließ. Hinsichtlich ihrer Nahrung zeigen sich alte wie junge Wildkatzen äußerst wählerisch. Mäuse und kleine Vögel bevorzugen sie allem übrigen, Milch lecken sie ebenso gern wie Hauskatzen, Pferdefleisch verschmähen sie hartnäckig; selbst bei ausschließlicher Fütterung mit gutem Rindfleische gehen sie bald zu Grunde. Die Schwierigkeit ihrer Pflege erklärt es, daß man ihr nur sehr selten in einem Tiergarten begegnet und eher zehn Leoparden oder Löwen als eine Wildkatze erwerben kann.

Die Jagd der Wildkatze wird überall mit einer gewissen Leidenschaft betrieben: handelt es sich doch darum, ein dem Weidmanne ungemein verhaßtes und dem Wilde schädliches Raubtier zu erbeuten. Bei uns zu Lande erlegt man sie gewöhnlich auf Treibjagden. „Sie läßt sich", bemerkt von Meyerinck noch, „sehr gut treiben und ist schneller bei den Schützen als der Fuchs. Ich selber schoß eine sehr starke Wildkatze im Harze beim Treiben auf Wildbret, und da es scharf gefroren hatte, hörte ich sie, gleich nachdem die Treiber vorwärts gegangen waren, im gefallenen Laube schon von fernher kommen, genau in derselben Weise wie ein Fuchs, welcher ruhig trabt und hin und wieder stehen bleibt, um nach dem Treiber zu horchen, sich nähert." Im Winter, nach einer Neue, wird sie abgespürt, bis zum Baue oder einem Baume verfolgt, mit Hilfe des Hundes ausgetrieben oder festgemacht und dann erlegt; außerdem kann man ihrer habhaft werden, indem man sie durch Nachahmen des Geschreies einer Maus oder des Piepens eines Vogels reizt. Der Fang ist wenig ergiebig, obgleich die Wildkatze durch eine Witterung aus Mäuseholzschale, Fenchel- und Katzenkraut, Violenwurzel, welche in Fett oder Butter abgedämpft werden, sich ebenfalls bethören und ans Eisen bringen lassen soll. In Ungarn stöbert man sie mit Hunden auf und treibt sie zum Baue oder in einen hohlen Baum, welchen man dann einfach zu fällen pflegt, um sie zu erbeuten.

„Am schwierigsten", sagt Zelebor, „ist es, eine wilde Katze lebend aus einem hohlen Baume herauszubringen. Zwei, drei der stärksten und mutigsten Männer haben, ungeachtet ihre Hände in derben Handschuhen stecken und noch mit Lappen umwickelt sind, nach Leibeskräften zu thun, die Katze herauszuziehen und in einen Sack zu stecken." Ich gestehe, daß mir diese Fangart nicht recht glaublich erscheinen will, da alle älteren Berichterstatter darin einig sind, daß mit einer erwachsenen Wildkatze nicht zu spaßen ist. Winckell rät dem Jäger an, vorsichtig mit ihr zu Werke zu gehen, einen zweiten Schuß nicht zu sparen, falls der erste nicht sofort tödlich war, und ihr nur dann sich zu nähern, wenn sie nicht mehr fort kann, ihr aber auch jetzt noch mit einigen tüchtigen Hieben über die Nase den Garaus zu machen, bevor man sich weiter mit ihr befaßt. Verwundete Wildkatzen können, wenn man sie in die Enge treibt, recht gefährlich werden. „Nimm dich wohl in acht, Schütze", so schildert Tschudi, „und faß die Bestie genau aufs Korn! Ist sie bloß angeschossen, so fährt sie schnaubend und schäumend auf, mit hochgekrümmtem Rücken und gehobenem Schwanze naht sie zischend dem Jäger, setzt sich wütend zur Wehr und springt auf den Menschen los; ihre spitzen Krallen haut sie fest in das Fleisch, besonders in die Brust, daß man sie fast nicht losreißen kann, und solche Wunden heilen sehr schwer. Die Hunde fürchtet sie so wenig,

daß sie, ehe sie den Jäger gewahrt, oft freiwillig vom Baume herunterkommt; es setzt dann fürchterliche Kämpfe ab. Die wütende Katze haut mit ihrer Kralle oft Risse, zielt gern nach den Augen des Hundes und verteidigt sich mit der hartnäckigsten Wut, solange noch ein Funke ihres höchst zähen Lebens in ihr ist."

St. John erzählt von einem Zusammentreffen mit einer Wildkatze in den schottischen Hochlanden. „Ich war mit Angeln beschäftigt und kletterte, um nach einer anderen Uferstelle zu gelangen, über felsigen Boden. Dabei sank ich in rottendes Heidekraut ein, fast auf eine Wildkatze, die darunter steckte. Ich erschrak ebensosehr wie vermutlich das Tier, das mit gesträubtem Haare fast zwischen meinen Beinen herausfuhr. Meine Hunde trieben sie nach einigen Felsblöcken, wo sie, auf einem Absatze außerhalb des Bereiches ihrer Verfolger, spuckend und fauchend wie eine gewöhnliche Katze sich stellte. Da ich waffenlos war, schnitt ich mir einen tüchtigen Stock, um sie von ihrem Standorte zu verjagen. Sowie ich ihr aber auf 6 oder 7 Fuß nahe kam, sprang sie über die Köpfe der Hunde weg geradeswegs nach meinem Gesichte. Ich wäre sicherlich nicht ohne häßliche Wunden davongekommen, hätte ich sie nicht glücklicherweise im Sprunge getroffen. So aber fiel sie mit halbgebrochenem Rückgrate zwischen die Hunde, die sie mit meiner Hilfe abfertigten." Ein anderes Begegnis aus früherer Zeit teilt uns Hohberg mit. „Als ich", so berichtet er, „Anno 1640 zu Pardubitz auf die Entenpirsch gegangen, hat der Hund ungefähr im dicken Rohr eine wilde Kaz gewittert und auf einen Baum hinaufgetrieben. Der Hund ist dann um den Baum herumgegangen und hat die Kaz darob angebellt, wie er denn ein sonderlicher Kazenfeind und ein starker, bissiger Hund gewesen. Als ich das mit großen Entenschroten geladene Rohr ergriff, den Anschlag auf die Kaz genommen und sie herabschießen wollen, hat die Kaz einen Sprung in das nächste Röhricht gethan, der Hund aber ist der Kazen nachgeeilt und hat sie ergriffen. Ich mochte im dicken Gezausicht nicht schießen, nahm alsobald meinen Degen und stieg ins Geröhricht, da ich den Hund mit der Kazen verwickelt funden und sie auf der Erden durch und durchgespießet. Die Kaz, als sie sich verwundet empfunden, ließ stracks von dem Hunde ab und schwung sich, also durchstochen, mit so großer Furie an der Klingen gegen meine Hand, daß ich selbige notwendig habe müssen fallen lassen. Entzwischen aber ersah der von der Kazen befreyte Hund seinen Vortheil, ergriff sie bei dem Genick und hielt sie so feste, daß ich Zeit hatte, mit dem Fuß den Degen wieder aus der Kazen zu ziehen und ihr folgends den Rest zu geben." Manchen Überlieferungen zufolge hat wohl auch hier und da einmal ein Mensch im Kampfe mit einer Wildkatze schwere Verwundungen davongetragen und ist sogar daran gestorben.

Von der eigentlichen Wildkatze sind die bloß verwilderten Hauskatzen wohl zu unterscheiden. Solche trifft man nicht selten in unseren Waldungen an; sie erreichen aber niemals die Größe der eigentlichen wilden, obwohl sie unsere Hauskatzen um vieles übertreffen. An Wildheit und Schädlichkeit stehen sie hinter der Wildkatze nicht zurück, scheinen auch stets, falls sie durch Generationen im Walde geboren und aufgewachsen sind, ihrer afrikanischen Stammform, der Falbkatze, und dadurch auch unserer Wildkatze an Farbe und Zeichnung ähnlich zu werden, gleichgültig, wie das Aussehen der verwilderten Ureltern war. Nur fehlt ihnen der bezeichnende, gleichsam abgehackte Schwanz, der helle Fleck an der Kehle und die dunkle Färbung der Sohlen; wo diese Merkmale nicht ganz ausgeprägt vorkommen, dürfte zunächst an Blendlinge gedacht werden.

In felsigen Gegenden Südostsibiriens, der Tatarei und Mongolei findet sich der Manul, die Stepnaja-Koschka oder Steppenkatze der Grenzkosaken Transbaikaliens, die Mala der Tungusen (**Felis manul**, Catus manul, Felis nigripectus), anstatt unserer in ganz Sibirien fehlenden Wildkatze. Das Tier kommt an Größe etwa der Hauskatze gleich; Blanford

gibt die Maße einer männlichen: Körper mit Kopf 48 cm, Schwanz 21 cm, Schulterhöhe 23 cm, Gewicht nach Pallas 3—3,5 kg. Ihr im Alter licht, in der Jugend dunkelsilbergrauer, ungemein dichter Pelz besteht aus fahlgelben, weißlich gespitzten und aus dunkelbraunen Grannenhaaren, zwischen denen lichtschwarzes Wollhaar steht; der Scheitel ist fein schwarz gefleckt, das niedere, breite, abgerundete Ohr außen mit kurzen, gelblichen, weiß gespitzten, innen mit langen, weißen Haaren bekleidet; die verhältnismäßig lange, buschige Standarte zeigt auf gelbgrauem Grunde in gleichen Abständen 6—7 schwarze Ringelbinden und eine schwarze, bei jüngeren Tieren graue Spitze, auch an den Gliedmaßen finden sich manchmal schwarze Querstreifen. Nasenrücken und Oberlippe haben matt lehmfarbene, zwei unter den Augen beginnende, über die Wangen verlaufende, im Rauchgrau der Halsseiten verschwimmende Streifen und ebenso die Vorderbrust schwarze, die Schnurrhaare weiße Färbung.

Erst durch Raddes Forschungen haben wir einige Kunde über die Lebensverhältnisse dieser Katze erlangt. Der gebirgige Nordrand Hochasiens setzt, weniger durch seine Höhe als durch seine Waldungen, ihr wie dem Korsak eine scharf gezogene Grenze nach Norden hin. Im Gegensatze zum Luchse, einem Bewohner der dichtesten Nadelholzwälder, gehört der Manul ausschließlich der Hochsteppe Mittelasiens an. Er findet sich nicht mehr an der Nordseite des Sajangebirges und ist dem Gebiete der mittleren Oka wie dem Hochgebirge der Sojoten fremd, soll dagegen im Lande der Darchaten und Urjänchen und um dem Kossogolsee nicht selten sein. In sehr strengen Wintern soll er, wie der Korsak, familienweise von der Mongolei aus in die russischen Gebiete wandern. Strachey fand ihn auch in Ladak und Tibet. Seine Nahrung besteht vorzugsweise in kleinen Nagetieren, beispielsweise Alpenhasen, und verschiedenen Steppenvögeln, zumal Feldhühnern.

An die eben geschilderten Wildkatzen reihen wir die Stammmutter unserer Hauskatze, die Falbkatze (**Felis maniculata**, Catus maniculatus, F. rueppellii, F. pulchella). Rüppell entdeckte sie in Nubien auf der Westseite des Nils bei Ambukol in einer Wüstensteppe, in welcher felsige Gegenden mit buschreichen abwechseln; spätere Sammler haben sie im ganzen Sudan, in Abessinien, im tiefsten Innern Afrikas und ebenso in Palästina aufgefunden. Ihre Körperlänge beträgt 50 cm, die des Schwanzes etwas über 25 cm. Dies sind zwar nicht genau die Verhältnisse der Hauskatze, aber doch solche, welche denen unseres Hinz ziemlich nahe kommen. Auch in ihrer Zeichnung ähnelt die Falbkatze manchen Spielarten der Hauskatze. Ihr Pelz ist oben mehr oder weniger fahlgelblich oder fahlgrau, auf dem Hinterkopfe und der Rückenfirste rötlicher, an den Seiten heller, am Bauche weißlich. Auf dem Rumpfe zeigen sich dunkle, schmale, verwaschene Querbinden, welche an den Beinen deutlich hervortreten, am Oberkopfe und in dem Nacken acht schmälere Längsbinden. Gewisse Teile des Pelzes sind auch noch mit einer feinschwarzen Sprenkelung gezeichnet. Der Schwanz ist oben fahlgelb, unten weiß, endet in eine schwarze Spitze und hat vor ihr drei breite, schwarze Ringe.

Die Mumien und Abbildungen auf den Denkmälern in Theben und in anderen ägyptischen Ruinen stimmen mit dieser Katzenart am meisten überein und scheinen zu beweisen, daß sie es war, welche bei den alten Ägyptern als Haustier gehalten wurde. Vielleicht brachten die Priester das heilige Tier von Südnubien nach Ägypten; von hier aus könnte sie nach Arabien und Syrien und später über Griechenland oder Italien nach dem westlichen und nördlichen Europa verbreitet worden sein und in neuerer Zeit durch die wandernden Europäer eine noch größere Verbreitung erlangt haben. Für mich erhalten diese Mutmaßungen besonderes Gewicht durch Beobachtungen, welche ich auf meinem letzten Jagdausfluge nach Abessinien machte. Die Hauskatzen der Jemenesen und der Araber der Westküste des Roten Meeres zeigen nicht nur eine ganz ähnliche Färbung wie die Falbkatze, sondern

auch dieselbe Schlankheit und Schmächtigkeit, welche diese vor ihren Verwandten auszeichnet. Allerdings hat dort die Hauskatze nicht dasselbe Los wie bei uns: ihre Herrschaft kümmert sich kaum um sie und überläßt es auch ihr selbst, sich zu ernähren. Dies dürfte aber schwerlich als Grund ihres schlechten Aussehens anzunehmen sein; denn an Nahrung fehlt es einem Raubtiere in dortiger Gegend nicht. Ich glaube, daß die Katze Nordostafrikas am treuesten sich ihre ursprüngliche Gestalt erhalten hat. Die gewöhnliche Färbung der afrikanischen Hauskatze kommt der ihrer wahrscheinlichen Stammmutter am nächsten; doch findet man auch hier schon ausgeartete, nämlich weiße, schwarze, rotgelbe und sogenannte dreifarbige Hauskatzen.

Besonderes Gewicht erhalten vorstehende Beobachtungen durch Vergleichungen, welche Dönitz an Schädeln der Hauskatze und an den durch Schweinfurth aus dem Innern



Falbkatze (Felis maniculata). 1/6 natürl. Größe.

Afrikas mitgebrachten Falbkatzenschädeln angestellt hat. Diese Vergleichungen haben ergeben, daß letztere sich einzig und allein durch die dünneren Knochen von denen der Hauskatze unterscheiden lassen. Die Dünne der Knochen aber ist ein sehr bezeichnendes Merkmal wilder Tiere im Vergleiche mit den vom Menschen gezüchteten. Jedenfalls nimmt man an den Schädeln unserer Wildkatzen häufig Verschiedenheiten von denen der Hauskatze wahr, während bei denen der Falbkatze solche Abweichungen nicht aufgefunden worden sind.

Ich war eine Zeitlang im Besitze einer Falbkatze, habe mich aber vergeblich bemüht, ihr nur einigermaßen die Wildheit abzugewöhnen, welche sie zeigte. Das Tier war in den Steppen Ostsudans alt gefangen worden und wurde mir in einem Käfig gebracht, welcher schon durch seine außerordentliche Festigkeit zeigte, daß man ein bedenkliches Raubtier in ihm verwahre. Ich habe die Katze niemals aus diesem Käfig nehmen dürfen, weil sie es überhaupt nicht gestattete, daß man sich ihr irgendwie näherte. Sobald man an sie herankam, fauchte und tobte sie wie unsinnig und bemühte sich nach Kräften, Unheil anzurichten. Strafen fruchteten nichts. In unseren Tiergärten habe ich die Falbkatze nur ein einziges Mal gesehen und zwar in London. Die beiden Stücke, welche man dort geraume Zeit hielt,

stammten aus Palästina und mochten wohl jung aus dem Lager genommen worden sein, weil sie so gesittet und ruhig sich betrugen, wie man dies von einer Wildkatze überhaupt erwarten kann. Außerordentlich wichtig zur Begründung der Ansicht, daß die Falbkatze die Stammmutter unserer Hauskatze ist, sind Beobachtungen, welche Schweinfurth im Lande der Njam-Njam machte. Nach seinen mündlichen Mitteilungen kommt die Falbkatze hier häufiger vor als in irgend einem bis jetzt bekannten Teile Afrikas, so daß man also das tiefe Innere des Erdteiles als das eigentliche Vaterland oder den Kernpunkt des Verbreitungskreises unseres Tieres ansehen muß. Die Njam-Njam nun besitzen die Hauskatze im eigentlichen Sinne des Wortes nicht; wohl aber dienen ihnen zu gleichem Zwecke wie letztere halb- oder ganzgezähmte Falbkatzen, welche die Knaben einfangen, in der Nähe der Hütten anbinden und binnen kurzer Zeit so weit zähmen, daß sie an die Wohnung sich gewöhnen und in der Nähe derselben dem Fange der überaus zahlreichen Mäuse mit Eifer obliegen.

*

„Die Katze", sagt Ebers in seiner „Ägyptischen Königstochter", „war wohl das heiligste von den vielen heiligen Tieren, welche die Ägypter verehrten. Während andere Tiere nur beziehungsweise vergöttert wurden, war die Katze allen Unterthanen der Pharaonen heilig. Herodot erzählt, daß die Ägypter, wenn ein Haus brenne, nicht eher ans Löschen dächten, bis ihre Katze gerettet sei, und daß sie die Haare als Zeichen der Trauer sich abschören, wenn ihnen eine Katze stürbe. Wer eines dieser Tiere tötete, verfiel, mochte er mit Wollen oder aus Versehen der Mörder desselben geworden sein, unerbittlich dem Tode. Diodor war Augenzeuge, als die Ägypter einen unglücklichen römischen Bürger, welcher eine Katze getötet hatte, des Lebens beraubten, obgleich, um der gefürchteten Römer willen, von seiten der Behörden alles mögliche geschah, um das Volk zu beruhigen. Die Leichen der Katzen wurden kunstvoll mumisiert und beigesetzt; von den vielen einbalsamierten Tieren wurden keine häufiger gefunden als die sorgfältig mit Leinenbinden umwickelten mumisierten Katzen.

„Die Göttin Pacht oder Bast, welche mit dem Katzenkopfe abgebildet wird, hatte zu Bubastis im östlichen Delta ihr vornehmlichstes Heiligtum. Dorthin brachte man gewöhnlich die Katzenmumien, welche aber auch an anderen Orten, namentlich sehr häufig beim Serapeum, gefunden worden sind. Die Göttin war nach Herodot gleich der griechischen Artemis und wurde die Bubastische genannt. Nach Stephanus von Byzanz soll die Katze auf ägyptisch ‚Bubastos' geheißen haben. Übrigens nannte man die Tiere für gewöhnlich ‚Mau-Mie'. In der Pacht scheint man auch die Beschützerin der Geburt und des Kindersegens verehrt zu haben, und ebenso scheint es nach der Veröffentlichung der Tempelinschriften von Dendrah durch Dümichen keinem Zweifel zu unterliegen, daß man in der Bast gewisse Seiten der durch die Phöniker den Ägyptern zugekommenen Astarte oder Venus Urania verehrte."

Während die Katze bei den alten Ägyptern als heiliges Geschöpf angesehen wurde, erschien sie (oder richtiger die Wildkatze, beziehentlich der Luchs) den alten Deutschen als das Tier der Freyja, deren Wagen sie durch die Wolken zieht, und ging in der späteren Zeit allgemach in ein mehr oder weniger gespenstiges Wesen über, welches heutzutage noch im Aberglauben fortlebt. Die Katze ist, laut Wuttke, wahrsagend und hat Zauberkraft. Eine dreifarbige Katze schützt das Haus vor Feuer und anderem Unglück, die Menschen vor dem Fieber, löscht auch das Feuer, wenn man sie in dasselbe wirft, und heißt deshalb „Feuerkatze". Wer sie ertränkt, hat kein Glück mehr oder ist sieben Jahre lang unglücklich; wer sie totschlägt, hat ebenfalls fernerhin kein Glück; wer sie schlägt, muß es von hinten thun. Die Katze zieht Krankheiten an sich; ihre Leiche dagegen, unter jemandes Thürschwelle vergraben,

bringt dem Hause Unglück. Katzenfleisch ist gut gegen die Schwindsucht; wer aber ein Katzenhaar verschluckt, bekommt diese, und wenn es ein kleines Kind thut, wächst es nicht mehr. Schwarze Katzen dienen zum Geldzauber und zum Unsichtbarmachen, zum Schutze des Feldes und des Gartens, zur Heilung der Fallsucht und der Bräune, schwarze Kater insbesondere zu unheimlichem Zauber. Erreichen sie das Alter von 7 oder 9 Jahren, so werden sie selbst zu Hexenwesen und gehen am Walpurgistage zur Hexenversammlung oder bewachen unterirdische Schätze. Wenn die Katze sich putzt oder einen krummen Buckel macht, bedeutet es Gäste; fährt sie sich mit den Pfoten über die Ohren, so kommt vornehmer Besuch; macht sie die Hinterbeine lang, so kommt jemand mit einem Stecken; wen sie aber ansieht, während sie sich wäscht, hat an demselben Tage noch eine Tracht Prügel zu gewärtigen. Wenn eine Katze vor dem Hause schreit, gibt es in demselben bald Zank oder Unheil, selbst Tod; wenn die Katzen in einer Freitagsnacht sich zanken, geht es bald darauf auch im Hause unfriedlich zu; wenn vor der Trauung eine Katze auf dem Altare sitzt, wird die Ehe unglücklich. Die weiße Gespenstkatze, welche außen am Fenster schnurrt, zeigt einen binnen 2 Stunden eintretenden Todesfall an. Nur hier und da urteilt man milder über das zierliche Geschöpf, so in Süddeutschland und in den Rheinlanden, wo man den Aberglauben hegt, daß ein Mädchen, welches eine glückliche Ehe haben will, die Katze, das Tier der Freyja oder Holda, gut füttern müsse — eine Vorschrift, welche auch ich allen Mädchen und Hausfrauen bestens empfohlen haben will.

Auch im Sprichworte spielt die Katze eine bedeutende Rolle: „Falsch wie die Katze; einen Katzenbuckel machen; eine Katzenwäsche halten; zusammen leben wie Hund und Katze; Katzen und Herren fallen immer auf die Füße; wie die Katze gehen um den heißen Brei; die Katze in dem Sacke kaufen", sind Belege dafür.

Unsere bisherigen Forschungen lassen annehmen, daß die Katze zuerst von den alten Ägyptern, nicht aber von den alten Indern oder nordischen Völkerschaften gezähmt wurde. Die altägyptischen Denkmäler geben uns durch Bild und Schrift wie durch die Mumien bestimmte Kunde, die Geschichte anderer Völker nicht einmal zu Mutmaßungen Anhalt. Gerade der Umstand, daß man in den Grabstätten nicht allein Mumien der Hauskatze, sondern auch solche des Sumpfluchses findet, unterstützt, meiner Meinung nach, die eben ausgesprochene Ansicht, weil damit der Beweis geliefert ist, daß man zur Zeit der Blüte des altägyptischen Reiches noch fortdauernd mit dem Fange und, was wohl gleichbedeutend, der Zähmung von Wildkatzen sich beschäftigte. Vor der Zeit Herodots finden wir den Namen der Katze bei den alten griechischen Schriftstellern nicht, und daraus sowie auch aus dem Umstande, daß sie selbst später von den Griechen und Lateinern nur kurz erwähnt wird, darf man schließen, daß sie ganz allmählich von Ägypten aus sich verbreitet hat. Von Ägypten aus ging die Katze zunächst wahrscheinlich mehr östlich; wir wissen unter anderem, daß sie ein besonderer Liebling des Propheten Mohammed gewesen ist. In dem nördlichen Europa war sie vor dem 10. Jahrhundert fast noch gar nicht bekannt. Die Gesetzsammlung für Wales enthält eine Bestimmung des Howell Dha oder Howell Lebon, welcher gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts starb, in welcher die Wertbestimmung der Hauskatzen sowie die Strafen, welche auf Mißhandlung, Verstümmelung oder Tötung derselben gesetzt waren, festgestellt sind. Darin wird die Summe bestimmt, wofür eine junge Katze bis zu dem Augenblicke, wo sie eine Maus fängt, verkauft werden darf, und dem wird hinzugefügt, daß sie von jenem Augenblicke an des doppelten Preises wert sei. Der Käufer hatte das Recht, zu verlangen, daß Augen, Ohren und Krallen vollkommen wären, und daß das Tier aufs Mausen sich verstände, ebenso auch, daß ein gekauftes Weibchen seine Jungen gut erziehe. War sie mit irgend einem Fehler behaftet, so konnte der Käufer das Dritteil des Kaufpreises zurückverlangen. Wer auf den fürstlichen Kornböden eine Hauskatze stahl oder tötete, mußte

sie mit einem Schafe samt dem Lamme büßen oder so viel Weizen als Ersatz für sie geben, wie erforderlich war, um die Katze, wenn sie an dem Schwanze so aufgehängt wird, daß sie mit der Nase den Boden berührt, vollkommen zu bedecken.

Dieses Gesetz ist für uns von hohem Werte, weil es uns den Beweis liefert, daß man zu damaliger Zeit die Hauskatze als eine sehr wertvolle Erwerbung betrachtete; zugleich aber sehen wir daraus, daß die Wildkatze nicht wohl als die Stammmutter jener angesehen werden darf; denn zu damaliger Zeit gab es auch in England so viele Wildkatzen, daß es jedenfalls nicht schwer gewesen sein würde, die Jungen davon in beliebiger Menge zu zähmen. Wir brauchen übrigens Beweise für die Artverschiedenheit der Wild- und Hauskatze gar nicht von so weit herbeizuziehen: die unmittelbare Vergleichung beider Tiere spricht entschieden für die Selbständigkeit der einen und anderen Art. Alle Verhältnisse sind verschiedene. Der Leib der Hauskatze ist um ein Dritteil kleiner und minder kräftig, der am Ende verdünnte oder zugespitzte, nicht gleichmäßig verlaufende Schwanz länger und schlanker als bei der Wildkatze, der Kopf stärker abgeplattet, der Darm fünfmal, bei der Wildkatze nur dreimal so lang als der Leib. Im Gerippe und namentlich im Schädelbaue lassen die Unterschiede weniger leicht sich feststellen. Blasius hob zwar eine Anzahl von solchen hervor, Dönitz aber wies durch eine größere Reihe von Schädeln beider Arten die Unhaltbarkeit jener Merkmale überzeugend nach. Allerdings darf man bei derartigen Vergleichungen die Veränderungen, welche der Leib im einzelnen und ganzen durch die Zähmung und längere Gefangenschaft erleidet, nicht außer acht lassen, muß aber doch auch nicht nach dem Fernen suchen, wenn das Näherliegende mehr verspricht. Gerade die Katze, das selbständigste unserer Haustiere, hat unter den Folgen der Gefangenschaft weniger gelitten als der Hund, das Pferd, Rind oder Schaf: dies beweisen die Jahrtausende alten Mumien zur vollsten Überzeugung. Sie ist noch heute dieselbe wie im Altertum und unzweifelhaft die nächste Verwandte der Falbkatze, deren Zähmung mit Rücksicht auf die überaus große Tierliebe der alten Ägypter sich eigentlich ganz von selbst versteht. Gezähmte Wildkatzen hätten nur von Europa oder Kleinasien aus nach Ägypten gelangen können, zu einer Zeit, in welcher in Europa sicherlich noch niemand daran dachte, Einbürgerungsversuche mit Tieren anzustellen; die Falbkatze aber hatten die alten Ägypter in ihrem Reiche, und ihrer scharfen Beobachtungsgabe entging es nicht, welch vortrefflicher Hausfreund sich aus ihr gewinnen ließ. Für mich ist die Frage der Abstammung unserer liebenswürdigen Miez erledigt.

Gegenwärtig findet sich die Katze mit Ausnahme des höchsten Nordens und, laut Tschudi, des höchsten Gürtels der Andes fast in allen erschlossenen Ländern, in denen der Mensch feste Wohnsitze hat. In Europa trifft man sie überall; in Amerika wurde sie schon bald nach Entdeckung dieses Erdteiles verbreitet. Auch in Asien und in Australien ist sie ziemlich häufig, weniger jedoch in Afrika, zumal im Inneren des Erdteiles. Je höher ein Volk steht, je bestimmter es sich seßhaft gemacht hat, um so verbreiteter ist die Katze. In Europa wird sie von Deutschen, Engländern und Franzosen am meisten geschätzt und am besten gepflegt; in ganz Indien, China und Japan, auch auf Java, gehört sie zu den gewöhnlichen Haustieren; in China dient sie, laut Huc, hier und da als Uhr, indem man nach der Enge ihres Augensterns die Nähe des Mittags beurteilt; in Ägypten genießt sie als Lieblingstier des Propheten große Achtung, nimmt teil an Aufzügen, wird in Kairo auch öffentlich verpflegt, da Vermächtnisse bestehen, deren Zinsen man zu ihrer Fütterung verwendet; in Südamerika verkümmert sie, laut Hensel, hier und da, gedeiht aber in Städten, wo es, wie in Frankreich, Sitte ist, sie in den Läden als Feind der Ratten oder zum Staate zu halten, vortrefflich; auf Neuseeland ist sie verwildert. Wo man sie in ihrem wahren Werte erkannt hat, verbreitet man sie mehr und mehr. Manche Völkerschaften Asiens, z. B. die Mandschu, treiben noch einen ziemlich bedeutenden Handel mit ihr. Bei den jagdtreibenden Hirtenvölkern

des südlichen Teiles von Ostsibirien hat sie sich vielleicht heute noch nicht eingebürgert. Von den Dörfern im Quellenlande des Amur gelangte sie in den Jahren 1857 und 1858 in die Ansiedelungen am mittleren Laufe dieses Stromes, während sie an der Mündung desselben, von der See aus eingeführt, schon seit 1853 vorhanden war. Im Winter des Jahres 1858 fehlte sie im Burejagebirge noch gänzlich, hielt jedoch am oberen Ende bereits ihren Einzug. Auf Grönland kam sie mit den dänischen Frauen an und verbreitete sich mit ihnen nach Süden und Norden hin, so daß sie zur Zeit des Naturforschers Fabricius,



Hauskatze (Felis maniculata domestica). ¼ natürl. Größe.

Ende des vorigen Jahrhunderts, in allen Ansiedelungen gefunden wurde. Mit den Portugiesen ist sie schon frühzeitig nach deren Provinzen in Südwestafrika gekommen und von den Eingeborenen verschiedentlich bis in das Kongogebiet verpflanzt worden, wie sie auch allenthalben an der westafrikanischen Küste durch europäische Faktoristen eingebürgert wurde. In Ostafrika rückt sie ebenfalls nach dem Innern vor. So hat sie nach und nach Heimrecht rings um die Erde und weit nach Norden wie nach Süden hin sich erworben und erscheint überall als ein lebendes Zeugnis des menschlichen Fortschrittes, der Seßhaftigkeit, der beginnenden Gesittung. Der Hund ist wahllos Allerwelts- und Allermenschentier, die Katze Haustier im besten Sinne des Wortes; jener hat sich von dem Zelte aus das feststehende Haus erobert, sie erst in diesem sich eingebürgert und dem gesitteten Menschen angeschlossen.

Gleichwohl bewahrt sie sich unter allen Umständen bis zu einem gewissen Grade ihre Selbständigkeit und unterwirft sich dem Menschen nur insoweit, als sie es für gut befindet.

Je mehr dieser sich mit ihr beschäftigt, um so treuere Anhänglichkeit gewinnt sie an die Familie, je mehr man aber eine Katze sich selbst überläßt, um so größer wird ihre Anhänglichkeit an das Haus, in welchem sie aufgezogen wurde. Der Mensch bestimmt immer den Grad der Zähmung und der Häuslichkeit einer Katze. Wo sie sich selbst überlassen wird, kommt es nicht selten vor, daß sie zur Zeit des Sommers ganz dem Hause entläuft und in die Wälder sich begibt, in denen sie unter Umständen vollständig verwildern kann. Bei Eintritt des Winters kehrt sie gewöhnlich in ihre frühere Wohnung zurück und bringt dahin auch ihre Jungen, welche sie während ihres Sommeraufenthaltes zur Welt gebracht hat; doch kommt es, zumal in warmen Ländern, häufig genug vor, daß sie, auch wenn sie zurückgekehrt ist, fast gar nicht mehr um den Menschen sich kümmert. Namentlich die Katzen in Paraguay leben, wie uns Rengger mitteilt, in der größten Selbständigkeit. Dennoch finden sich dort nirgends wirklich verwilderte Katzen in den Waldungen; sie sind sogar aus den ehemals bewohnten Gegenden verschwunden, in denen sie beim Abzuge der Weißen zurückgelassen wurden.

Unsere Hauskatze eignet sich vortrefflich, ihre ganze Familie kennen zu lernen, eben weil jedermann sie beobachten kann. Sie ist ein außerordentlich schmuckes, reinliches, zierliches und anmutiges Geschöpf, jede ihrer Bewegungen nett und angenehm und ihre Gewandtheit wahrhaft bewunderungswürdig. Sie geht gemessen und tritt mit ihren Samtpfötchen, deren Krallen sorgfältig eingezogen sind, so leise auf, daß ihr Gang für den Menschen vollkommen unhörbar wird. Bei jedem Schritte zeigt sich die Beweglichkeit, welche ihr eigentümlich ist, verbunden mit größter Anmut und Zierlichkeit. Nur wenn sie von einem anderen Tiere verfolgt oder plötzlich erschreckt wird, beschleunigt sie ihren Gang zu einem Laufe in schnell hintereinander folgenden Sätzen oder Sprüngen, welche sie ziemlich rasch fördern und fast regelmäßig vor dem Verfolger retten, weil sie klug jeden Schlupfwinkel zu benutzen oder jede Höhe zu gewinnen weiß. Sie klettert durch Einhäkeln ihrer Krallen leicht und geschickt an Bäumen und rauhen oder weichen Mauern empor; im freien Felde läuft sie nicht eben rasch, wenigstens wird sie dort von jedem Hunde eingeholt. Ihre große Gewandtheit zeigt sich namentlich bei Sprüngen, welche sie freiwillig oder gezwungen ausführen muß. Sie mag fallen, wie sie will, immer wird sie mit den Beinen den Boden erreichen und verhältnismäßig sanft auf die weichen Ballen der Füße fallen. Mir ist es niemals gelungen, eine Katze, welche ich mit dem Rücken nach unten dicht über einen Tisch oder über einen Stuhl hielt, so zu Falle zu bringen, daß sie mit dem Rücken aufschlug. Sie wendet sich, sobald man sie freiläßt, blitzschnell um und steht dann ganz harmlos und fest auf allen vier Füßen. Wie sie dies bei so kurzen Entfernungen anstellt, ist geradezu unerklärlich; beim Herabfallen aus bedeutender Höhe dagegen kann man es sich sehr wohl erklären, weil sie dann ihren gerade emporgestreckten Schwanz als Steuer benutzt und hierdurch die Richtung des Falles regelt. Das Schwimmen versteht sie auch, macht aber von dieser Fertigkeit bloß dann Gebrauch, wenn sie in die unangenehme Lage kommt, aus dem Wasser sich retten zu müssen. Freiwillig geht sie wohl nur in seltenen Ausnahmefällen in das Wasser; sie meidet sogar den Regen mit förmlicher Ängstlichkeit. Haacke kannte indessen eine Katze, welche in einen Teich sprang, um Goldfische zu fangen. Sie sitzt, wie der Hund, auf dem Hinterteile und stützt sich vorn mit beiden Füßen; im Schlafe rollt sie sich zusammen und legt sich auf eine Seite. Dabei sucht sie gern eine weiche und warme Unterlage auf, kann es aber nur selten vertragen, wenn sie auch bedeckt wird. Vor allem anderen benutzt sie das Heu zum Pfühl, wahrscheinlich, weil sie den Duft desselben gut leiden mag. Von solchem Lager nimmt ihr Fell einen höchst angenehmen Geruch an.

Bemerkenswert ist die Biegsamkeit der an und für sich rauhen Stimme unserer Hauskatze. „Sie mauwen auff mancherley Weiß, anderst wann sie etwas heischen, anderst wann

sie liebkosen, anderst wann sie sich zum Streit oder Kampf stellen", sagt schon Gesner sehr richtig. Der Hund ist nicht entfernt so ausdrucksfähig wie die Katze. Ihr „Miau" ändert in der verschiedensten Weise ab, wird bald kurz, bald lang, bald gedehnt, bald abgebrochen hervorgestoßen und damit bittend, klagend, verlangend, drohend; zu dem „Miau" treten aber auch noch andere Laute unnennbarer Art hinzu, welche unter Umständen sich vereinigen können zu einem Liede,

„... das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann",

weil nicht bloß miauende, sondern auch knurrende, kreischende und dumpfbrüllende Laute und das absonderliche, allen Katzen eigentümliche Fauchen in ihm abwechseln.

Unter den Sinnen der Katze sind Gefühl, Gesicht und Gehör die ausgezeichnetsten. Am schlechtesten ist wohl der Geruch, wie man sich sehr leicht selbst überzeugen kann, wenn man einer Katze irgendwelche Lieblingsnahrung so vorlegt, daß sie dieselbe nur durch die Nase ermitteln kann. Sie naht sich dem Gegenstande und wendet, wenn sie in seine nächste Nähe gekommen ist, den Kopf so vielfach hin und her, daß man gleich an diesen Bewegungen sieht, wie wenig der Geruchsinn sie leitet. Ist sie endlich nahe gekommen, so benutzt sie ihre Schnurrhaare, welche vortreffliche Tastwerkzeuge sind, noch immer weit mehr als die Nase. Man muß ihr eine Maus, welche man in der Handhöhlung versteckt, schon nahe vorhalten, ehe sie dieselbe riecht. Weit feiner ist ihr Gefühl. Die Schnurrhaare zeigen dies am besten; denn man darf bloß ein einziges ganz leise berühren, so wird man sehen, wie die Katze augenblicklich zurückzuckt. Auch in den weichen Pfoten besitzt sie Tastgefühl, obschon in untergeordneterem Grade. Ausgezeichnet ist das Gesicht. Sie sieht ebensogut bei Tage wie bei Nacht, ist fähig, bei verschiedenem Lichte ihren Augenstern passend einzurichten, d. h. ihn bei großer Helligkeit so zu verkleinern und bei Dunkelheit so zu vergrößern, daß ihr das Sinneswerkzeug jederzeit vortreffliche Dienste leistet. Und doch steht unter allen Sinnen das Gehör obenan; es ist von außerordentlicher Schärfe. Lenz erzählt, daß ein Kätzchen, welches im Freien auf seinem Schoße ruhte, plötzlich rückwärts nach einer Maus sprang, die ungesehen von einem Busche zum anderen über glattes Steinpflaster lief, wo sie natürlich gar kein Geräusch machen konnte. Er maß die Entfernung, in welcher das Kätzchen die Maus hinter sich gehört hatte: sie betrug volle 14 m.

Das geistige Wesen der Katze wird gewöhnlich gänzlich verkannt. Man betrachtet sie als ein treuloses, falsches, hinterlistiges Tier und glaubt, ihr niemals trauen zu dürfen. Viele Leute haben einen unüberwindlichen Abscheu gegen sie. In der Regel vergleicht man sie mit dem Hunde, mit welchem sie gar nicht verglichen werden darf, und gibt sich, weil man in ihr nicht gleich dessen Eigenschaften findet, nicht weiter mit ihr ab, sondern betrachtet sie schon von vornherein als ein Wesen, mit welchem überhaupt nichts zu machen ist. Selbst Naturforscher fällen ungünstige wie einseitige Urteile über sie. Ich habe die Katze von Jugend auf mit Liebe beobachtet und mich viel mit ihr beschäftigt, deshalb neige ich mich der nachstehend wiedergegebenen Schilderung Scheitlins zu, welche jedenfalls Ursprünglichkeit, verständnisvolle Auffassung und gerechte Würdigung des Wesens der Katze voraus haben dürfte: „Die Katze ist ein Tier hoher Natur. Schon ihr Körperbau deutet auf Vortrefflichkeit. Sie ist ein kleiner, netter Löwe, ein Tiger im verjüngten Maßstabe. Alles ist an ihr einhellig gebaut, kein Teil zu groß oder zu klein; darum fällt auch schon die kleinste Regelwidrigkeit an ihr auf. Alles ist rund, am schönsten die Kopfform, was man auch am entblößten Schädel wahrnehmen kann: kein Tierkopf ist schöner geformt. Das ganze Gerippe ist schön und deutet auf eine außerordentliche Beweglichkeit und Gewandtheit zu wellenförmigen oder anmutigen Bewegungen. Ihre Biegungen geschehen nicht im Zickzack oder Spitzwinkel, und ihre Wendungen sind kaum sichtbar. Sie scheint keine Knochen zu haben

und nur aus leichtem Teige gebaut zu sein. Auch ihre Sinnesfähigkeiten sind groß und passen ganz zum Körper. Wir schätzen die Katzen gewöhnlich viel zu niedrig, weil wir ihre Diebereien hassen, ihre Klauen fürchten, ihren Feind, den Hund, hochschätzen und keine Gegensätze, wenn wir sie nicht in einer Einheit auflösen, lieben können.

„Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf ihre Haupteigenheiten. Zuvörderst fällt uns ihre Gewandtheit auf. Körper und Seele sind gewandt, beide aus einem Gusse. Wie gewandt dreht sie sich in der Luft, wenn sie auch nur mit dem Rücken abwärts wenige Fuß hoch fällt; wie gewandt erhält sie sich auf schmalen Kanten und Baumzweigen, selbst wenn diese kräftig geschüttelt werden! Halb körperlich und halb geistig ist ihre Liebe zur Reinlichkeit; sie leckt und putzt sich immerdar. Alle ihre Härchen vom Kopfe bis zur Schwanzspitze sollen in vollkommener Ordnung liegen; die Haare des Kopfes zu glätten und zu kämmen, beleckt sie die Pfoten und streicht dann diese über den Kopf; selbst die Schwanzspitze versäumt sie nicht. Den Unrat verbirgt sie, verscharrt ihn in selbstgegrabene Erdlöcher. Sie hat körperlichen Höhesinn, welcher aber, weil er Schwindelfreiheit und tüchtige Nerven erfordert, mit dem geistigen verwandt ist. — Es mangelt ihr nicht an Farbensinn, ihrem Gehöre nicht an Tonsinn. Sie kennt den Menschen an seiner Kleidung und an seiner Stimme. Sie will zur Thür hinaus, wenn sie gerufen wird; sie hat ein vorzügliches Ortsgedächtnis und übt es. In der ganzen Nachbarschaft, in allen Häusern, Kammern, Kellern, unter allen Dächern, auf allen Holz- und Heuboden zieht sie herum. Sie ist ein völliges Ortstier, daher ihre bekannte Anhänglichkeit mehr ans Haus als an die Bewohner. Sie zieht entweder nicht mit aus oder läuft wieder ins alte Haus. Unbegreiflich ist es, daß sie, stundenweit in einem Sacke getragen, ihr Haus, ihre Heimat wiederfinden kann.

„Außerordentlich ist ihr Mut selbst gegen die allergrößten Hunde und Bullenbeißer, wie ungünstig ihr Verhältnis in Bezug auf Größe und Stärke sei. Sobald sie einen Hund wahrnimmt, krümmt sie den Rücken in einem ganz bezeichnenden Bogen, dem Katzenbuckel. Ihre Augen glühen Zorn oder plötzlich aufwallenden Mut nebst einer Art Abscheu. Sie speit schon von fern gegen ihn; sie will vielleicht entweichen, fliehen; sie springt im Zimmer aufs Gesimse, auf den Ofen oder will zur Thüre hinaus. Hat sie aber Junge, so stürzt sie, wenn er dem Neste nahe kommt, gräßlich auf ihn los, ist mit einem Satze auf seinem Kopfe und zerkratzt ihm die Augen, das Gesicht gar jämmerlich. Geht unter dieser Zeit ein Hund sie an, so hebt sie die Tatzen mit hervorgestreckten Klauen und weicht nicht. Hat sie noch den Rücken frei, so ist sie getrost; denn die Seiten kann sie mit ihren Hieben sichern; sie kann die Tatzen wie Hände gebrauchen. Es können fünf und noch mehr Hunde kommen, sie ordentlich belagern und gegen sie prallen, sie weicht nicht. Sie könnte mit einem Satze weit über sie hinausspringen, aber sie weiß, daß sie alsdann verloren sei; denn der Hund holte sie ein. Zieht dieser, ohne sie angegriffen zu haben, endlich sich zurück, so bleibt sie oft ganz ruhig sitzen, erwartet, wenn die Hunde wollen, noch zehn Angriffe und hält alle aus. Andere ersehen den Vorteil und erklettern schnell eine nahe Höhe. Dann sitzen sie droben und sehen in sich gekauert und mit halbverschlossenem Auge auf die Feinde, als wenn sie dächten, wer seinen sicheren Schatz im Herzen trage, der könne ins Spiel der niederen Welt ganz ruhig schauen. Sie weiß, daß der Hund nicht klettern und nicht so hoch springen kann. Will aber der Mensch sie erfassen, so klettert sie höher und entspringt; ihn fürchtet sie mehr. In freiem Felde verfolgte Katzen kehren, wenn sie sich stark fühlen, augenblicklich um und packen den Hund an. Erschrocken nimmt nun dieser die Flucht. Manche Katzen springen aus unbedingtem Hasse gegen alle Hunde, hängen sich am Kopfe fest und fahren ihnen mit den Klauen immer in die Augen. Es gibt Katzen, welche nur in der Küche leben, nie in die Stube kommen. Diese lassen gewiß keinen Hund in die Küche; in dieser wollen sie Herren sein!

„Zu ihrem Mute gehört ihre Rauflust, ihre große Neigung zu Balgereien unter sich. Es geht dies schon aus ihrem Hange zum Spielen und ihrem Mutwillen hervor: sie sind Nachtbuben. Zwar schlagen sie sich auch bei Tage auf dem Dache herum, zerzupfen einander gräßlich und rollen auch, miteinander sich windend und kugelnd, über das Dach und durch die Luft auf die Straße herunter, sich sogar in der Luft raufend; dennoch führen sie am meisten Krieg in der Nacht, die Kater unter sich der Weiber willen. Mancher Kater kommt in gewissen Zeiten des Jahres beinahe alle Morgen mit blutigem Kopfe und zerzaustem Kleide heim; dann scheint er gewitzigt und daheim bleiben zu wollen, nicht lange aber; denn er vergißt seine Wunden so schnell, als sie heilen, und fällt dann in die alte Sünde zurück. Der Kater lebt oft wochenlang außer dem Hause in seiner grenzenlosen Freiheitssphäre; man hält ihn für verloren, unerwartet kommt er wieder zum Vorscheine. Die Miez hat viel mehr Haussinn, Nestsinn, wie alle Tierarten. Nicht immer sind die Raufer die stärksten, und nicht allemal sind die Kater die ärgsten Raufbolde; es gibt auch weibliche Handegen, wilde Weiber. Solche rennen allen Katzen ohne Unterschied nach, fürchten die stärksten Kater nicht, fordern alle mit Worten und Tadel heraus und machen sich allen der ganzen, langen Straße furchtbar, soweit man von Dach zu Dach, ohne die Straße überschreiten zu müssen, kommen kann.

„Mit ihrem Mute ist ihre Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes vorhanden. Man kann sie nicht, so wie den Hund oder das Pferd, erschrecken, sondern nur verscheuchen. Diese haben mehr Einsicht, die Katze hat mehr Mut; man kann sie nicht stutzig machen, nicht in Verwunderung setzen. Man spricht viel von ihrer Schlauheit und List: mit Recht; listig harrt sie totenstill vor dem Mauseloche, listig macht sie sich klein, harrt lange, schon funkeln — das Mäuschen ist erst halb heraus — ihre Augen, und noch hält sie an. Sie ist Meister über sich, wie alle Listigen, und kennt den richtigen Augenblick.

„Gefühl, Stolz, Eitelkeit hat sie nur in schwachem Grade; sie ist ja kein Geselligkeits-, sondern ein Einsamkeitswesen; sie freut sich keines Sieges und schämt sich auch nie. Wenn sie sich einer Sünde bewußt ist, fürchtet sie einzig die Strafe. Ist sie derb ausgescholten und geprügelt worden, so schüttelt sie den Pelz und — kommt nach wenigen Minuten unbehelligt wieder. Doch fühlt sie sich nicht wenig geschmeichelt, wenn man sie nach ihrem ersten Jagdmusterstück auf eine Maus, die sie in die Stube bringt und vor die Augen der Leute legt, herzlich lobt. Sie kommt dann auch künftighin mit der Beute in die Stube und zeigt ihre große Kunst jedesmal an.

„Man spricht von ihrer Schmeichelei und Falschheit, wohl gar von Rachsucht, doch viel zu viel. Gefällt ihr jemand vorzugsweise, denn sie kann sehr lieben und sehr hassen, so drückt sie sich oft mit der Wange und den Flanken an Wange und Seiten desselben, kost auf jede Weise, springt am frühen Morgen auf sein Bett, legt sich ihm so nahe wie möglich und küßt ihn. Manchen Katzen ist freilich immer nicht ganz zu trauen. Sie beißen und kratzen oft, wenn man es sich gar nicht vermutet. Allein in den meisten Fällen beruht ein solches Betragen nur auf Notwehr, weil man sie ja doch auch gar zu oft falsch und hinterrücks plagt. Allerdings thut der Hund solches nicht, der Hund aber ist ein guter Narr. Wir dürfen die Ungutmütigen doch nicht geradezu falsch nennen. Eigentlich falsche Katzen sind seltene Ausnahmen, deren es auch unter den Hunden gibt, wenn schon allerdings noch viel seltener. ‚Falscher Hund‘ ist doch für den Mann wie ‚falsche Katze‘ fürs Weib eine Art Sprichwort. Was den Menschen falsch macht, das macht auch die vollkommeneren Tiere falsch.

„Ihre Liebeszeit ist interessant. Der Kater ist alsdann wild, die Weiber, welche ihn aufsuchen, sitzen um ihn herum; er in der Mitte brummt seinen tiefen Baß hinzu, die Weiber singen Tenor, Alt, Diskant und alle möglichen Stimmen. Das Konzert wird immer wilder. Zwischeninnen schlagen sie einander die Fäuste ins Gesicht, und eben die Weiber,

die ihn doch aufgesucht haben, wollen keineswegs, daß er sich ihnen nahe. Er muß alles erkämpfen. In mondhellen Nächten lärmen sie ärger als die wildesten Nachtbuben."

Die Paarung der Hauskatze erfolgt gewöhnlich zweimal im Jahre, zuerst Ende Februar oder Anfang März, das zweite Mal zu Anfang des Juni. 55 Tage nach der Paarung wirft sie 5—6 Junge, welche blind geboren werden und erst am neunten Tage sehen lernen. Gewöhnlich erfolgt der erste Wurf Ende April oder Anfang Mai, der zweite Anfang August. Die Mutter sucht vorher immer einen verborgenen Ort auf, meist den Heuboden oder nicht gebrauchte Betten, und hält ihre Jungen solange als möglich verborgen, namentlich aber vor dem Kater, welcher dieselben auffrißt, wenn er sie entdeckt.

Die jungen Kätzchen sind außerordentlich hübsche, schmucke Tierchen. Der Mutter Liebe zu den Jungen ist großartig. Sie bereitet den noch Ungeborenen ein Nest und trägt die Jungen augenblicklich von einem Orte zum anderen, sowie sie Gefahr für sie fürchtet; dabei faßt sie zart nur mit den Lippen ihre Haut im Genicke an und trägt sie so sanft dahin, daß die Miezchen davon kaum etwas merken. Während sie säugt, verläßt sie die Kinder bloß, um für sich und sie Nahrung zu holen. Manche Katzen wissen mit ihren ersten Jungen nicht umzugehen, und es muß ihnen von den Menschen oder von alten Katzen erst förmlich gezeigt werden, wie sie sich zu benehmen haben. Eine Katze hatte sich gewöhnt, die Mäuschen, welche sie gefangen hatte, immer am Schwanze zu tragen, und wandte diese Art der Fortschaffung später auch bei den ersten ihrer eigenen Jungen an. Dabei ging es aber nicht so gut wie bei den Mäuschen; denn die jungen Kätzchen klammerten sich am Boden fest und verhinderten so die Alte, sie fortzuschaffen. Die Herrin der Wöchnerin zeigte ihr, wie sie ihre Kinder zu behandeln habe. Sie begriff dies augenblicklich und trug später ihre Kleinen immer, wie andere Mütter sie tragen. Daß alle Katzen mit der Zeit viel besser lernen, wie sie ihre Kinder zu behandeln haben, ist eine ausgemachte Thatsache.

Wenn sich einer säugenden Katze ein fremder Hund oder eine andere Katze nähert, geht sie mit der größten Wut auf den Störenfried los, und selbst ihren Herrn läßt sie nicht gern ihre niedlichen Jungen berühren. Dagegen zeigt sie zu derselben Zeit gegen andere Tiere ein Mitleiden, welches ihr alle Ehre macht. Man kennt vielfache Beispiele, daß säugende Katzen kleine Hündchen, Füchschen, Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, Ratten, ja sogar Mäuse säugten und großzogen, und ich selbst habe als Knabe mit meiner Katze derartige Versuche gemacht und bestätigt gefunden. Einer jung von mir aufgezogenen Katze brachte ich, als sie das erste Mal Junge geworfen hatte, ein noch blindes Eichhörnchen, das einzige überlebende von dem ganzen Wurfe, welchen wir hatten großziehen wollen. Die übrigen Geschwister des kleinen netten Nagers waren unter unserer Pflege gestorben, und deshalb beschlossen wir, zu versuchen, ob nicht unsere Katze sich der Waise annehmen werde. Und sie erfüllte das in sie gesetzte Vertrauen. Mit Zärtlichkeit nahm sie das fremde Kind unter ihre eigenen auf, nährte und wärmte es aufs beste und behandelte es gleich vom Anfange an mit wahrhaft mütterlicher Hingebung. Das Eichhörnchen gedieh mit seinen Stiefbrüdern vortrefflich und blieb, nachdem diese schon weggegeben waren, noch bei seiner Pflegemutter. Nunmehr schien diese das Geschöpf mit doppelter Liebe anzusehen. Es bildete sich ein Verhältnis aus, so innig, als es nur immer sein konnte. Mutter und Pflegekind verstanden sich vollkommen, die Katze rief nach Katzenart, Eichhörnchen antwortete mit Knurren. Bald lief es seiner Pflegerin durch das ganze Haus und später auch in den Garten nach. Dem natürlichen Triebe folgend, erkletterte das Eichhörchen leicht und gewandt einen Baum, die Katze blinzelte nach ihm empor, augenscheinlich höchst verwundert über die bereits so frühzeitig ausgebildete Geschicklichkeit des Grünschnabels, und kratzte wohl auch schwerfällig hinter ihm drein. Beide Tiere spielten miteinander, und wenn auch Hörnchen sich etwas täppisch benahm, der gegenseitigen Zärtlichkeit that dies keinen Eintrag, und die geduldige

Mutter wurde nicht müde, immer von neuem wieder das Spiel zu beginnen. Später säugte die nämliche Katze junge Kaninchen, Ratten, junge Hunde groß, und Nachkommen von ihr zeigten sich der trefflichen Mutter vollkommen würdig, indem sie ebenfalls zu Pflegerinnen anderer verwaister Geschöpfe sich hergaben.

Eine andere säugende Katze wurde durch irgend einen Zufall plötzlich von ihren Kindern getrennt, und diese gerieten somit in Gefahr, zu verkümmern. Da kam der Besitzer der kleinen Gesellschaft auf einen guten Gedanken. Des Nachbars Katze hatte Junge gehabt, war aber derselben beraubt worden. Diese wurde nun als Pflegemutter ausersehen und gewonnen. Sie unterzog sich bereitwillig der Pflege der Stiefkinder und behandelte sie ganz wie ihre eigenen. Plötzlich aber kehrte die rechte Mutter zurück, jedenfalls voller Sorgen für ihre lieben Sprößlinge. Sie fand diese in guten Händen — und, siehe da! beide Katzenmütter vereinigten sich fortan in der Pflege und Erziehung der Kleinen und ernährten und verteidigten sie gemeinschaftlich auf das kräftigste.

Giebel erklärt solche Beweise der Mutterliebe und Pflegelust wie folgt. „Die Mieze legt in dieser Zeit", d. h. wenn sie Junge hat, „ihre Blutgier ganz ab und säugt sogar Ratten, Mäuse, Kaninchen, Hasen und Hunde auf, wenn dieselben an ihre Zitzen gelegt werden. Auch darin darf man, obwohl die Anhänglichkeit an die Pfleglinge noch lange sich äußert, keine eigentliche Liebe erkennen wollen, sie nimmt die fremde Brut nur an, um den Reiz in ihren Milchdrüsen und Zitzen zu stillen." Diese Deutung ist aber nicht ganz zutreffend. Daß Katzenmütter, denen man, unmittelbar nachdem sie geworfen haben, ihre sämtlichen Jungen nimmt, infolge des Reizes ihrer strotzenden Milchdrüsen selbst darauf ausgehen, sich andere Säuglinge zu verschaffen, ältere Junge wieder saugen lassen, junge Hündchen, Häschen, Ratten und dergleichen herbeischleppen und diese an ihr Gesäuge legen, ist mir allerdings durch verbürgte Mitteilungen thatsächlich beobachteter Fälle wohl bekannt; solche Fälle erscheinen mir jedoch aus dem Grunde nicht maßgebend zu sein, weil säugende Katzen, auch wenn man ihnen ihre Jungen läßt, andersartige hilflose Tierchen an- und aufnehmen. Hier handelt es sich nicht mehr einzig und allein um Stillung des durch die überfüllten Milchdrüsen verursachten Reizes, sondern um eine Pflegelust, welche in der durch die Liebe zu den eigenen Kindern wachgerufenen Gutmütigkeit, um nicht zu sagen Barmherzigkeit, Erklärung findet. Von einem Ablegen der Blutgier kann gar nicht gesprochen werden; denn die Mieze raubt, während sie Junge hat, nach wie vor, ja sogar eifriger als je; wohl aber darf man an zarte Neigungen und Empfindungen der Katze gegen Unmündige glauben. Wenn es, meine ich, ein Tier gibt, bei welchem sich das, was wir Mutterliebe nennen, in der unverkennbarsten Weise bekundet, so ist es die Katze. Hieran zu zweifeln oder auch nur zu deuteln, zeigt gänzlichen Mangel an Verständnis der geistigen Äußerungen des Tieres. Man beobachte nur eine Katzenmutter mit ihren Kindern, und man wird sicherlich zu anderen Anschauungen gelangen.

Keine Menschenmutter kann mit größerer Zärtlichkeit und Hingebung der Pflege ihrer Kinderchen sich widmen als die Katze. In jeder Bewegung, in jedem Laute der Stimme, in dem ganzen Gebaren gibt sich Innigkeit, Sorgsamkeit, Liebe und Rücksichtsnahme nicht allein auf die Bedürfnisse, sondern auch auf die Wünsche der Kleinen kund. Solange diese schwach und unbehilflich sind, beschäftigt sich die Alte hauptsächlich nur mit ihrer Ernährung und Reinigung. Behutsam nähert sie sich dem Lager, vorsichtig setzt sie ihre Füße zwischen die krabbelnde Gesellschaft, leckend holt sie eines der Kätzchen nach dem anderen herbei, um es an das Gesäuge zu bringen, ununterbrochen bestrebt sie sich, jedes Härchen glatt zu legen, Augen und Ohren, selbst den After rein zu halten. Noch äußert sich ihre Liebe ohne Laute: sie spinnt höchstens dann und wann, gleichsam um sich die Zeit zu kürzen. Die Jungen wachsen heran, und die Mutter ändert im vollsten Einklange mit dem fortschreitenden Wachstum

allgemach ihr Benehmen gegen sie. Sobald die Äuglein der Kleinen sich geöffnet haben, beginnt der Unterricht. Noch starren diese Äuglein blöde ins Weite; bald aber richten sie sich entschieden auf einen Gegenstand: die ernährende Mutter. Sie beginnt jetzt, mit ihren Sprößlingen zu reden. Ihre sonst nicht eben angenehm ins Ohr fallende Stimme gewinnt einen Wohlklang, welchen man ihr nie zugetraut hätte; das „Miau" verwandelt sich in ein „Mie", in welchem alle Zärtlichkeit, alle Hingebung, alle Liebe einer Mutter liegt; aus dem sonst Zufriedenheit und Wohlbehagen oder auch Bitte ausdrückenden „Murr" wird ein Laut, so sanft, so sprechend, daß man ihn verstehen muß als den Ausdruck der innigsten Herzensliebe zu der Kinderschar. Bald auch lernt diese begreifen, was der sanfte Anruf sagen will: sie lauscht, sie achtet auf denselben und kommt schwerfällig, mehr humpelnd als gehend, herbeigekrochen, wenn die Mutter ihn vernehmen läßt. Die ungefügen Glieder werden gelenker, Muskeln, Sehnen und Knochen fügen sich allgemach dem erwachenden und rasch erstarkenden Willen: ein dritter Abschnitt des Kinderlebens, die Spielzeit, beginnt.

Diese Spielseligkeit der Katze macht sich schon in frühester Jugend bemerklich, und die Alte thut ihrerseits alles, sie zu unterstützen. Sie wird zum Kinde mit den Kindern, aus Liebe zu ihnen, genau ebenso, wie die Menschenmutter sich herbeiläßt, mit ihren Sprößlingen zu tändeln. Mit scheinbarem Ernste sitzt sie mitten unter den Kätzchen, bewegt aber bedeutsam den Schwanz, in welchem schon Gesner den Zeiger der Seelenstimmung erkannte: „anderst seyn sie gesinnet, wann sie den Schwantz hencken, anderst wann sie jhn grad in die Höhe strecken oder krümmen". Die Kleinen verstehen zwar diese Sprache ohne Worte noch nicht, werden aber gereizt durch die Bewegung. Ihre Äuglein gewinnen Ausdruck, ihre Ohren strecken sich. Plump-täppisch häkelt das eine und andere nach der sich bewegenden Schwanzspitze; dieses kommt von vorn, jenes von hinten herbei, eines versucht über den Rücken wegzuklettern und schlägt einen Purzelbaum, ein anderes hat eine Bewegung der Ohren der Mutter erspäht und macht sich damit zu schaffen, ein fünftes liegt noch unachtsam am Gesäuge. Die gefällige Alte läßt, mit mancher Menschenmutter zu empfehlenden Seelenruhe, alles über sich ergehen. Kein Laut des Unwillens, höchstens gemütliches Spinnen macht sich hörbar. Solange noch eines der Jungen saugt, wird es verständnisvoll bevorzugt; sobald aber auch dieses sich genügt hat, sucht sie selbst den kindischen Possen, zu denen bisher nur die sich bewegende Schwanzspitze aufforderte, nach Kräften zu unterstützen. Ihre wundervolle Beweglichkeit und Gewandtheit zu gunsten der täppischen Kleinen beschränkend, ordnet und regelt nun sie das bis jetzt ziellos gewesene Spiel. Bald liegt sie auf dem Rücken und spielt mit Vorder- und Hinterfüßen, die Jungen wie Fangbälle umherwerfend; bald sitzt sie mitten unter der sich balgenden Gesellschaft, rollt mit einem Tatzenschlage das eine Junge um, häkelt das andere zu sich heran und lehrt durch unfehlbare Griffe der trotz aller Unruhe achtsamen Kinderschar sachgemäßen Gebrauch der krallenbewehrten Pranken; bald wieder erhebt sie sich, rennt eiligen Laufes eine Strecke weit weg und lockt dadurch das Völkchen nach sich, offenbar in der Absicht, ihm Gelenkigkeit und Behendigkeit beizubringen. Nach wenigen Lehrstunden haben die Kätzchen überraschende Fortschritte gemacht. Von ihren gespreizten Stellungen, ihrem wankenden Gange, ihren täppischen Bewegungen ist wenig mehr zu bemerken. Im Häkeln mit den Pfötchen, im Fangen sich bewegender Gegenstände bekunden sie bereits merkliches Geschick. Nur das Klettern verursacht noch Mühe, wird jedoch in fortgesetztem Spiele binnen kurzem ebenfalls erlernt. Nunmehr scheint der Alten die Zeit gekommen zu sein, auch das in den Kinderchen noch schlummernde Raubtier zu wecken. Anstatt des Spielzeuges, zu welchem jeder leicht bewegliche Gegenstand dienen muß, anstatt der Steinchen, Kugeln, Wollflecken, Papierfetzen und dergleichen, bringt sie eine von ihr gefangene, noch lebende und möglichst wenig verletzte Maus oder ein erbeutetes, mit derselben Vorsicht behandeltes Vögelchen, nötigen Falls eine Heuschrecke, in das Kinderzimmer. Allgemeines Erstaunen

der kleinen Gesellschaft, doch nur einen Augenblick. Bald regt sich die Spielsucht mächtig, kurz darauf auch die Raublust. Solcher Gegenstand ist denn doch zu verlockend für das bereits wohlgeübte Raubzeug. Er bewegt sich nicht bloß, sondern leistet auch Widerstand. Hier muß derb zugegriffen und festgehalten werden: so viel ergibt sich schon bei den ersten Versuchen; denn die Maus entschlüpfte Murnerchen, welcher sie doch sicher gefaßt zu haben vermeinte, überraschend schnell und konnte nur durch die achtsame Mutter an ihrer Flucht gehindert werden. Der nächste Fangversuch fällt schon besser aus, bringt aber einen empfindlichen Biß ein: Miezchen schüttelt bedenklich das verletzte Pfötchen. Doch schon hat Hinzchen die Unbill gerächt und den Nager so fest gepackt, daß kein Entrinnen mehr möglich: das Raubtier ist fertig geworden.

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Katze nicht erziehungsfähig sei, thut ihr damit aber großes Unrecht. Sie bekundet, wenn sie gut und verständig behandelt worden ist, innige Zuneigung zu dem Menschen. Es gibt Katzen, und ich kannte selbst solche, welche schon mehrere Male mit ihren Herrschaften von einer Wohnung in die andere gezogen sind, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, nach dem alten Hause zurückzukehren. Sie urteilten eben, daß der Mensch in diesem Falle ihnen mehr wert sei als das Haus. Andere Katzen kommen, sobald sie ihren Herrn von weitem sehen, augenblicklich zu demselben heran, schmeicheln und liebkosen ihm, spinnen vertraulich und suchen ihm auf alle Weise ihre Zuneigung an den Tag zu legen. Sie unterscheiden dabei sehr wohl zwischen ihnen bekannten und fremden Personen und lassen sich von ersteren, zumal von Kindern, unglaublich viel gefallen, freilich nicht so viel wie alle Hunde, aber doch ebensoviel wie manche. Andere Katzen begleiten ihre Herrschaft in sehr artiger Weise bei Spaziergängen durch Hof und Garten, Feld und Wald: ich selbst kannte zwei Kater, welche sogar den Gästen ihrer Gebieterin in höchst liebenswürdiger Weise das Geleit gaben, 10—15 Minuten weit mitgingen, dann aber mit Schmeicheln und wohlwollendem Schnurren Abschied nahmen und zurückkehrten. Katzen befreunden sich aber auch mit Tieren. Man kennt viele Beispiele von den innigsten Freundschaften zwischen Hunden und Katzen, welche dem lieben Sprichworte gänzlich widersprechen. Von einer Katze wird erzählt, daß sie es sehr gern gehabt habe, wenn sie ihr Freund, der Hund, im Maule in der Stube hin- und hertrug; von anderen weiß man, daß sie bei Beißereien unter Hunden ihren Freunden nach Kräften beistanden, und ebenso auch, daß sie von den Hunden bei Katzenbalgereien geschützt wurden. Pechuel-Loesche besaß eine gewöhnliche Katze, welche auf Befehl hingeworfene Gegenstände, vom Sofakissen bis zur Stecknadel, brachte, über Stühle, auf den Tisch, auf die Schulter sprang und sich tot stellte. Mit einem alten Graupapagei lebte sie in Freundschaft, kam häufig herbei, wenn dieser sie bei ihrem Namen „Ichabod" rief, nahm es nie übel, wenn er sie durch einen Biß in den Schwanz aus dem Schlafe weckte, und zeigte immer wieder drollige Verwunderung, wenn er ihre Stimme täuschend nachahmte. Beide saßen sehr gern zusammen im Fenster und blickten auf die Straße hinaus.

Manche Katzen liefern außerordentliche Beweise ihrer Klugheit. Solche von echten Vogelliebhabern werden nicht selten so weit gebracht, daß sie den gefiederten Freunden ihres Herrn nicht das Geringste zuleide thun. Giebel beobachtete, daß sein schöner Kater, Peter genannt, eine Bachstelze, welche genannter Naturforscher im Zimmer hielt, wiederholt mit dem Maule aus dem Hofe zurückbrachte, wenn der Vogel seine Freiheit gesucht hatte, — natürlich, ohne ihm irgendwie zu schaden. Ein ganz gleiches Beispiel ist mir aus meinem Heimatdorfe bekannt geworden. Dort brachte die Katze eines Vogelfreundes zur größten Freude ihres Herrn diesem ein seit mehreren Tagen schmerzlich vermißtes Rotkehlchen zurück, welches sie also nicht nur erkannt, sondern auch gleich in der Absicht gefangen hatte, ihrem Gebieter dadurch eine Freude zu bereiten! Gestützt auf diese Thatsachen, glaube ich, daß auch folgende Geschichte buchstäblich wahr ist: Eine Katze lebte mit dem Kanarienvogel ihres Herrn

in sehr vertrauten Verhältnissen und ließ sich ruhig gefallen, daß dieser sich auf ihren Rücken setzte und förmlich mit ihr spielte. Eines Tages bemerkt ihr Gebieter, daß sie plötzlich mit großer Hast auf den Kanarienvogel losstürzt, ihn mit den Zähnen faßt und knurrend ein Pult erklettert, den Kanarienvogel dabei immer fest in den Zähnen haltend. Man schreit auf, um den Vogel zu befreien, bemerkt aber gleichzeitig eine fremde Katze, welche in das Zimmer gekommen ist, und erkennt erst jetzt Miezchens Absicht. Sie hatte ihren Freund vor ihrer Schwester, welcher sie nicht trauen mochte, schützen wollen.

Es gibt noch weitere Belege für den Verstand dieses vortrefflichen Tieres. In dem schönen Mai des Jahres 1859 hatte unsere Hauskatze 4 allerliebste Junge auf dem Heuboden geworfen und dort sorgfältig vor aller Augen verborgen. Trotz der größten Mühe konnte das Wochenbett erst nach 10—12 Tagen entdeckt werden. Als dies aber einmal geschehen war, gab sich Miez auch weiter gar keine Mühe, ihre Kinder zu verstecken. So mochten ungefähr 3 oder 4 Wochen hingegangen sein, da erscheint sie plötzlich bei meiner Mutter, schmeichelt und bittet, ruft und läuft nach der Thür, als wolle sie den Weg weisen. Meine Eltern folgen ihr nach, sie springt erfreut über den Hof weg, verschwindet auf dem Heuboden, kommt über der Treppe zum Vorscheine, wirft von oben herab ein junges Kätzchen auf ein Heubündel, welches unten liegt, springt ihm nach und trägt es bis zu meiner Mutter hin, zu deren Füßen sie es niederlegt. Das Kätzchen wird freundlich auf- und angenommen und geliebkost. Mittlerweile ist die Katze wieder auf dem Heuboden angelangt, wirft ein zweites ihrer Kinder gleicherweise herab, trägt es aber bloß einige Schritte weit und ruft und schreit, als verlange sie, daß man es von dort abhole. Diese Bitte wird gewährt, und jetzt wirft die faule Mutter ihre beiden anderen Kinder noch herab, ohne aber nur im geringsten mit deren Fortschaffung sich zu befassen, und erst als ihr ganz entschieden bedeutet wird, daß man die Kleinen liegen lasse, entschließt sie sich, dieselben fortzuschleppen. Wie sich ergab, hatte die Katze fast gar keine Milch mehr, und klug genug, wie sie war, sann sie deshalb darauf, diesem Übelstande so gut als möglich abzuhelfen, brachte also ihr ganzes Kindernest jetzt zu ihrem Brotherrn.

Dieselbe Katze bekundete eine Anhänglichkeit an meinen Vater, welche von der des treuesten Hundes nicht hätte übertroffen werden können. Sie wußte, daß sie dieses ausgezeichneten Tierkenners und Tierfreundes Liebling war, und bemühte sich, dankbar zu sein. Jeden Vogel, welchen sie gefangen hatte, brachte sie, und zwar kaum oder nicht verletzt, ihrem Herrn, es ihm gleichsam anheimgebend, ob derselbe wiederum in Freiheit gesetzt oder für die Sammlung verwendet werden sollte; niemals aber vergriff sie sich, was andere Katzen nicht selten thun, an den ausgestopften Stücken der Sammlung, durfte deshalb auch unbedenklich im Zimmer gelassen werden, wenn alle Tische und Schränke voller Bälge lagen. Auf den ersten Ruf meines Vaters erschien sie sofort, schmeichelnd oder bettelnd, je nachdem sie erkannt hatte, ob sie bloß zur Gesellschaft dienen oder einen ihr aufgesparten Bissen erhalten sollte. Schrieb oder las mein Vater, so saß sie in der Regel, behaglich spinnend, auf seiner Schulter; verließ er das Haus, gab sie ihm das Geleite. Während der letzten Krankheit ihres Gebieters, dessen reger Geist bis zum letzten Augenblicke thätig war, besuchte sie ihn täglich stundenlang, versuchte auch noch außerdem, ihm Freude zu bereiten. In den mit Vogelbälgen angefüllten Kistchen und Schachteln fanden wir fast täglich frisch gefangene und getötete Vögel, welche sie zu den ausgestopften gelegt hatte. Nenne man dies Eitelkeit, sage man, daß sie dafür gelobt sein wollte: Verständnis für die Wünsche ihres Herrn und guten Willen, letztere zu erfüllen, wird man solchen Handlungen nebenbei doch zusprechen müssen. Ich will es als einen Zufall gelten lassen, daß dieses treffliche Tier von der Leiche und von dem Sarge meines Vaters gutwillig nicht weichen wollte und, weggenommen, immer wieder zurückkehrte; erwähnenswert scheint mir die Thatsache aber doch zu sein.

„Vor sehr kurzer Zeit", so erzählt eine Katzenfreundin in Woods „Natural History", „starb eine der ausgezeichnetsten und vortrefflichsten Katzen, welche jemals eine Maus fing oder auf der Herdmatte saß. Ihr Name war Pret, eine Abkürzung von Prettina (Hübschchen), und sie trug diesen Namen mit vollster Berechtigung; denn sie war ebenso schön von Farbe als seidenweich von Haar. Als sie noch sehr jung war, wurde ich am Nervenfieber krank. Sie vermißte mich augenblicklich, suchte mich und setzte sich so lange an die Thüre des Krankenzimmers, bis sie Gelegenheit fand, durch dieselbe zu schlüpfen. Hier that sie nun ihr Bestes, um mich nach ihren Kräften zu unterhalten und zu erheitern. Da sie jedoch fand, daß ich zu krank war, als daß ich mit ihr hätte spielen können, setzte sie sich an meine Seite und schwang sich förmlich zu meiner Krankenwärterin auf. Wenig Menschen dürften im stande gewesen sein, es ihr in ihrer Wachsamkeit gleich zu thun oder eine zärtlichere Sorgfalt für mich an den Tag zu legen. Es war wirklich wunderbar, wie schnell sie die verschiedenen Stunden kennen lernte, zu welchen ich Arznei oder Nahrung nehmen mußte, und während der Nacht weckte sie meine Wärterin, welche zuweilen in den Schlaf fiel, regelmäßig zur bestimmten Zeit dadurch auf, daß sie dieselbe sanft in die Nase biß. Auf alles, was mir geschah, gab sie genau acht, und sobald ich mich nach ihr umsah, erschien sie augenblicklich mit freundlichem Schnurren bei mir. Das allerwunderbarste war unbedingt der Umstand, daß sie kaum um 5 Minuten in ihren Berechnungen sich irrte, es mochte Tag oder Nacht sein. In dem Zimmer, in welchem ich lag, war keine schlagende Uhr, und gleichwohl wußte sie ganz genau, in welcher Zeit wir lebten.

„Das grollende Rollen des Donners erfüllte Pret mit Schreck, die gellenden, herzzerreißenden Töne von allerhand Drehorgeln haßte sie von Herzen. Bei Gewittern eilte sie zitternd in meinen Schoß, um sich dort Hilfe zu erbitten, oder versteckte sich auch wohl unter den Kleidern. Auffallend gekleidete Personen waren ihr ein Greuel, und sobald sich jemand nahte, welcher häßlich gekleidet war, zeigte sie durch ärgerliches Brummen ihre Stimmung an. Gegen manche Tiere war sie außerordentlich freundlich, und mit einem jungen Hunde, einem Kaninchen und einem Kampfhahne (Machetes pugnax) lebte sie in der größten Freundschaft. Mir aber blieb sie doch unter allen Umständen am meisten gewogen, und wenn ich zugegen war, fraß sie bloß dann, wenn sie dies in meiner unmittelbaren Nähe thun konnte."

Aus all dem geht hervor, daß die Katzen die Freundschaft des Menschen im vollsten Grade verdienen, sowie daß es endlich einmal Zeit wäre, die ungerechten Meinungen und mißliebigen Urteile über sie der Wahrheit gemäß zu verbessern und zu mildern. Zudem sollte man auch dem Nutzen der Katzen mehr Rechnung tragen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Wer niemals in einem baufälligen Hause gewohnt hat, in welchem Ratten und Mäuse nach Herzenslust ihr Wesen treiben, weiß gar nicht, was eine gute Katze besagen will. Hat man aber jahrelang mit diesem Ungeziefer zusammengelebt und gesehen, wie der Mensch ihm gegenüber vollkommen ohnmächtig ist, hat man Schaden über Schaden erlitten und sich tagtäglich wiederholt über die abscheulichen Nager geärgert, dann kommt man nach und nach zu der Ansicht, daß die Katze eines unserer allerwichtigsten Haustiere ist und deshalb nicht bloß größte Schonung und Pflege, sondern auch Dankbarkeit und Liebe verdient. Schon das Vorhandensein einer Katze genügt, um die übermütigen Nager zu verstimmen und sogar zum Auszuge zu nötigen. Das ihnen auf Schritt und Tritt nachschleichende Raubtier, das furchtbare Geschöpf, welches sie am Halse gepackt hat, ehe sie noch etwas von seiner Ankunft gemerkt haben, flößt ihnen Grauen und Entsetzen ein; sie ziehen daher vor, ein derartig geschütztes Haus zu verlassen, und thun sie es nicht, so wird die Katze auch auf andere Weise mit ihnen fertig.

Mäuse verschiedener Art, namentlich Haus- und Feldmäuse, bilden das bevorzugte Jagdwild der Katze. An Ratten wagt sich nicht jede, aber doch die große Mehrzahl; Spitzmäuse

fängt und tötet sie, wenigstens solange sie jung und unerfahren ist, frißt sie aber nicht, weil ihr der Moschusgeruch zuwider sein mag, läßt sie, älter geworden, auch unbehelligt laufen; Eidechsen, Schlangen und Frösche, Maikäfer, Heuschrecken und andere Kerbtiere verzehrt sie zur Abwechselung. Bei ihrer Jagd bekundet jede Katze ebensoviel Ausdauer als Geschicklichkeit. Als zünftiges Raubtier, läßt sie sich freilich auch Übergriffe zu schulden kommen. Sie nimmt manches Vögelchen weg, solange es noch jung und unbehilflich ist, wagt sich an ziemlich große Hasen und faßt erwachsene oder ermattete Rebhühner, lauert auch wohl den Küchlein der Haushühner auf und legt sich unter Umständen sogar auf den Fischfang. Der Köchin verursacht sie viel Ärger, da sie ihre Zugehörigkeit zum Hause dadurch bethätigt, daß sie den Speiseschrank plündert, wann immer sie kann. Aber die Summe des Nutzens entscheidet, und sie überwiegt in diesem Falle allen erdenklichen Schaden bei weitem.

Es ist erstaunlich, was eine Katze in der Vertilgung der Ratten und Mäuse zu thun vermag. Zahlen beweisen; deshalb will ich das Ergebnis der Lenzschen Untersuchungen und Beobachtungen hier mitteilen: „Um zu wissen, wieviel denn eigentlich eine Katze in ihrem Mäusevertilgungsgeschäfte leisten kann, habe ich das äußerst mäusereiche Jahr 1857 benutzt. Ich sperrte zwei semmelgelbe, dunkler getigerte Halbangorakätzchen, als sie 48 Tage alt waren, in einen kleinen, zu solchen Versuchen eingerichteten Stall, gab ihnen täglich Milch und Brot und daneben jeder 4—10 Mäuse, welche sie jedesmal rein auffraßen. Als sie 56 Tage alt waren, gab ich jeder nur Milch und dazwischen 14 ausgewachsene oder zum Teil doch wenigstens halbwüchsige Mäuse. Die Kätzchen fraßen alle auf, spieen nichts wieder aus, befanden sich vortrefflich und hatten am folgenden Tage ihren gewöhnlichen Appetit ..... Kurz darauf sperrte ich, als die bewußten Mäusefresser entlassen waren, in denselben Stall abends 9 Uhr ein dreifarbiges, 5½ Monate altes Halbangorakätzchen und gab ihm für die Nacht kein Futter. Das Tierchen war, weil es sich eingesperrt und von den Gespielen seiner Jugend getrennt sah, traurig. Am nächsten Morgen setzte ich ihm eine Mischung von halb Milch, halb Wasser für den ganzen Tag vor. Ich hatte einen Vorrat von 40 Feldmäusen und gab ihm davon in Zwischenräumen eine Anzahl. Als abends die Glocke 9 Uhr schlug, also während der 24 Stunden ihrer Gefangenschaft, hatte sie 22 Mäuse gefressen, wovon 11 ganz erwachsen, 11 halbwüchsig waren. Dabei spie sie nicht, befand sich sehr wohl ..... In jenem Jahre waren meine Katzen Tag und Nacht mit Mäusefang und Mäusefraß beschäftigt, und dennoch fraß am 27. September noch jede in Zeit von ½ Stunde 8 Mäuse, die ich ihr extra vorwarf ..... Nach solchen Erfahrungen nehme ich bestimmt an, daß in reichen Mausejahren jede mehr als halbwüchsige Katze im Durchschnitte täglich 20 Mäuse, also im Jahre 7300 Mäuse verzehrt. Für mittelmäßige Mausejahre rechne ich 3650 oder statt der Mäuse ein Äquivalent an Ratten ..... Übrigens geht aus den soeben angeführten Beobachtungen sowie aus anderen, die man leicht bei Eulen und Busaaren, welche man füttert, machen kann, hervor, daß Mäuse sehr wenig Nahrung geben; sie könnten sonst nicht in so ungeheurer Menge ohne Schaden verschluckt werden."

Aber die Katzen nützen auch in anderer Weise. Sie fressen, wie bemerkt, nicht allein schädliche Kerbtiere, sondern töten auch Giftschlangen, nicht bloß Kreuzottern, sondern selbst die so überaus furchtbare Klapperschlange. „Mehr als einmal habe ich gesehen", sagt Rengger, „daß die Katzen in Paraguay auf sandigem und graslosem Boden Klapperschlangen verfolgten und töteten. Mit der ihnen eigenen Gewandtheit geben sie denselben Schläge mit der Pfote und weichen hierauf dem Sprunge ihres Feindes aus. Rollt sich die Schlange zusammen, so greifen sie dieselbe lange nicht an, sondern gehen um sie herum, bis sie müde wird, den Kopf nach ihnen zu drehen. Dann aber versetzen sie ihr einen neuen Schlag und springen sogleich auf die Seite. Unter fortgesetzten Pfotenschlägen erlegen sie gewöhnlich ihren Feind, ehe eine Stunde vergeht, berühren aber niemals dessen Fleisch."

Hier und da, beispielsweise in Holland, Belgien und im Schwarzwalde, züchtet man die Katze auch ihres Felles wegen. Die Schwarzwälder Bauern halten, nach Weinland, besonders einfarbig schwarze und einfarbig graue („blaue") Katzen, töten sie im Winter und verkaufen die Felle an herumziehende Händler. Die Felle werden gewöhnlich ungefärbt verarbeitet und die besten, je nach ihrer Güte, das Stück mit 2,5—4 Mark bezahlt. Selbst das Fleisch kann Verwendung finden, soll sogar recht gut sein. „Der Katzenziemer", berichtet mein werter Freund Geoffroy Saint-Hilaire gelegentlich der Schilderung eines Mittagsessens während der Belagerung von Paris, „war sehr köstlich. Dieses weiße Fleisch hat ein angenehmes Ansehen, ist zart und erinnert im Geschmacke einigermaßen an kaltes Kalbfleisch." Auch in dieser Hinsicht also nützt die Katze.

Ich denke nach vorstehendem im Rechte zu sein, wenn ich für das so oft ungerecht behandelte Tier ein gutes Wort einlege. „Wer eine Katze hat", sagt Lenz, „welche nach Kindern kratzt und beißt, überall Töpfe und Tiegel zerbricht, Bratwürstchen, Butter und Fleisch davonträgt, Küchlein und junge Bachstelzen erwürgt, nie und nirgends eine Maus und Ratte fängt, der thut sehr wohl daran, wenn er sie je eher je lieber erschlägt, erschießt oder ersäuft. Besitzt aber jemand ein Kätzchen, welches der Lieblingsgespiele der Kinder ist, nirgends im Hause den geringsten Schaden thut und Tag und Nacht auf Maus- und Rattenfang geht, der handelt sehr weise, wenn er es als seinen Wohlthäter hegt und pflegt."

Unter den Krankheiten der Katze ist die Räude die häufigste und gefährlichste, weil sie ansteckt und oft tödlich wird. Nach Lenz heilt man sie mit Schwefelblumen, welche auf ein recht fettes Butterflädchen gestrichen werden. Dieses zerschneidet man dann in Würfel und verfüttert es. Es soll sogar sehr gut sein, einer gesunden Katze einmal in ihrem Leben Schwefelflädchen als Vorbeugemittel zu geben. Von Ungeziefer leiden die Katzen nicht bedeutend, und der Bandwurm kommt auch ziemlich selten vor. Man vertreibt ihn durch die Körner von Hagebutten, welche man verfüttert, oder durch einen Absud von Kussoblüten.

Die Katze (Felis maniculata domestica) hat wenig Spielarten. Bei uns sind folgende Färbungen gewöhnlich: Einfach schwarz mit einem weißen Stern mitten auf der Brust; ganz weiß; semmelgelb und fuchsrot; dunkler mit derselben Färbung getigert; einfach blaugrau; hellgrau mit dunklen Streifen und dreifarbig mit großen weißen und gelben oder gelbbraunen und kohlschwarzen oder grauen Flecken. Die blaugrauen sind sehr selten, die hellgrauen oder Cyperkatzen gemein; doch müssen die echten schwarze Fußballen und an den Hinterfüßen schwarze Sohlen haben. Die schönsten oder die Zebrakatzen haben dunkelgraue oder schwarzbraune Tigerzeichnung. Eigentümlich ist, daß die dreifarbigen Katzen, welche an einigen Orten für Hexen angesehen und deshalb erschlagen werden, fast ausnahmslos weiblichen Geschlechts sind.

Als Rasse im eigentlichen Sinne des Wortes faßt man allgemein die Angorakatze (Felis maniculata domestica angorensis) auf, eine der schönsten Katzen, welche es gibt, ausgezeichnet durch Größe und langes seidenweiches Haar, von rein weißer, gelblicher, gräulicher oder auch gemischter Färbung, mit fleischfarbenen Lippen und Sohlen.

Es wurde bereis erwähnt, daß Pallas geneigt zu sein scheint, den Manul als Stammvater der Angorakatze anzusehen, obgleich letztere in ihrer Gestalt wesentlich sich unterscheidet. Fitzinger, welcher Pallas beitreten möchte, erklärt sie als Erzeugnis einer Kreuzung zwischen Manul und Hauskatze, ohne jedoch dafür irgend welche Unterstützung beibringen zu können. Mir erscheint es am wahrscheinlichsten, daß sie nichts anderes ist als eine aus Gebirgsgegenden herrührende Zuchtrasse, welche sich, infolge klimatischer Einwirkung, nach und nach herausbildete und ihre Merkmale vererbte. Radde sah im Süden Sibiriens immer nur schöne graue oder blaugraue Angorakatzen. Die ersten traf er bereits in dem Städtchen

Tjumen, wenig östlich vom Ostabhange des Ural, andere kamen ihm in den russischen Ansiedelungen zu Gesicht; doch waren die Tiere auch hier seltener als die gewöhnlichen Hauskatzen. Ob jene wirklich aus Angora stammen, wie man annimmt, lasse ich dahingestellt sein; meines Wissens fehlt über das eigentliche Vaterland noch jede Kunde.

Im Vergleiche zur Hauskatze gilt die Angorakatze als faul und träge, aber auch als besonders klug und anhänglich: inwiefern letzteres begründet ist, weiß ich nicht.

Von der Insel Man stammt eine andere Rasse der Hauskatze, die Stummelschwanz- oder Mankatze (Felis maniculata domestica ecaudata), ein keineswegs hübsches, wegen



Angorakatze (Felis maniculata domestica angorensis). 1/7 natürl. Größe.

seiner hohen, hinten unverhältnismäßig entwickelten Beine und des Fehlens des Schwanzes bemerkenswertes Tier, von verschiedener Färbung.

Auch auf den Sundainseln und in Japan sah Martens Katzen mit verschiedenen Schwanzabstufungen, und Kessel erzählte Weinland, daß dort, insbesondere auf Sumatra, allen Katzen, bevor sie erwachsen sind, die ursprünglich vorhandenen Schwänze absterben. Besonderes Gewicht darf also auch auf die Schwanzlosigkeit der Katze nicht gelegt werden. Von der Mankatze bemerkt Weinland, daß sie eine unermüdliche Baumkletterin ist, vermöge der hohen Hinterbeine ganz außerordentliche Sätze von Ast zu Ast ausführen kann und dadurch den Vögeln viel gefährlicher wird als die Hauskatze gewöhnlichen Schlages. „Daraus folgt, daß es nichts weniger als wünschenswert ist, diese ungeschwänzte Katze auch in Deutschland einzuführen.“

Angora- und Stummelschwanzkatze sind die bekanntesten Rassen unseres Hinz. Außerdem spricht man noch von der Kartäuserkatze, welche sich durch langes, weiches, fast wolliges Haar und einfarbig dunkelbläulich graue Färbung auszeichnet, und von der ihr ähnlichen Khorassankatze aus Persien. Eine große, angeblich aus Mittelamerika gebrachte, auf dunkelgrauem Grunde schwarz quergestreifte Rasse mit langem, seidenwolligem Haare



LÖWE.

erhielt neuerdings in zwei Stücken der Frankfurter Garten. Andere Rassen sind: die kumanische Katze aus dem Kaukasus, die rote Tobolsker Katze aus Sibirien, die rote und blaue Katze vom Kap der Guten Hoffnung, die chinesische Katze, welche langes, seidenweiches Haar und hängende Ohren wie ein Dachshund hat und von den Einwohnern gemästet und gegessen wird. Eine der schönsten und von europäischen Liebhabern am teuersten bezahlten Rassen ist die siamesische Hauskatze, deren kurzes, glatt anliegendes Haar am Körper isabellfarben, an Schwanz, Ohren und Beinen und im Gesichte schwarzbraun ist. Ein gutes Stück dieser bei uns noch äußerst seltenen Rasse wird gegenwärtig noch mit 200 Mark bezahlt. Möglich, daß einzelne dieser letztgenannten Abarten Blendlinge sind, von welchen Arten, weiß man freilich nicht. Daß sich die Hauskatze ziemlich leicht mit anderen Katzen paart, ist erwiesen. Geachtete Naturforscher haben sogar behauptet, daß sie sich mit dem Hausmarder paare und Junge erzeuge, welche diesem in Farbe und Zeichnung auffallend gleichen sollen.

*

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichtes genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das Tier kennen lernten, vom Grunde des Herzens beizustimmen. Der Löwe ist der König der vierfüßigen Räuber, der Herrscher im Reiche der Säugetiere. Und wenn auch der ordnende Tierkundige diese königliche Würde eben nicht achten will und in dem Löwen nur eine Katze von besonders kräftigem Baue erkennen muß: der Gesamteindruck, welchen das herrliche Tier macht, wird auch den Forscher vermögen, ihm unter seinen Verwandten die ihm gebührende Stelle einzuräumen.

Die Löwen sind leicht von sämtlichen übrigen Katzen zu unterscheiden. Ihre Hauptkennzeichen liegen in dem stark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten, verhältnismäßig kleinäugigen Gesichte, in dem Herrschermantel, welcher sich um die Schultern des Männchens schlägt, und in der Quaste, welche ihre Schwanzspitze ziert. Beim Vergleiche mit anderen Katzen erscheint der Rumpf der Löwen kurz, der Bauch eingezogen und der ganze Körper deshalb sehr kräftig, nicht aber plump. An der Spitze des Schwanzes, in der Quaste verborgen, steckt ein horniger Nagel, den schon Aristoteles beachtete, aber viele der neueren Naturforscher leugneten. Die Augen haben einen runden Stern, die Schnurren ordnen sich in 6—8 Reihen. Vor allem ist es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das stolze, königliche Ansehen verleiht

„Ein Königsmantel, dicht und schön,
Umwallt des Löwen Brust und Mähn',
Eine Königskrone wunderbar,
Sträubt sich der Stirne straffes Haar.“

Diese Mähne bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust, ändert aber so verschieden ab, daß man nach ihr, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt, mehrere Unterarten des Tieres unterschieden hat. Ich will die verschiedenen Formen des Löwen weiter unten kurz beschreiben und darf es dann jedem meiner Leser überlassen, sich selbst ein Urteil zu bilden: einstweilen wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Löwen der Berberei zu; denn er ist es, welcher seit den ältesten Zeiten seines Mutes, seiner Kühnheit und Kraft, Tapferkeit und Stärke, seines Heldensinnes, Adels und seiner Großmut, seines Ernstes und seiner Ruhe halber berühmt geworden ist und den Namen König der Tiere erhalten hat. Kraft, Selbstvertrauen, kühler, sicherer Mut und Siegesgewißheit im Kampfe spiegeln sich in seinem Aussehen. Alles an ihm zeugt von Adel; jede Bewegung erscheint gemessen und würdig; Körper und Geist stehen im vollsten Einklange.

Der Berberlöwe (Felis leo barbarus) hat, wie seine Verwandten, starken, gedrungenen Leibesbau; sein Vorderleib ist wegen der breiten Brust und der eingezogenen Weichen

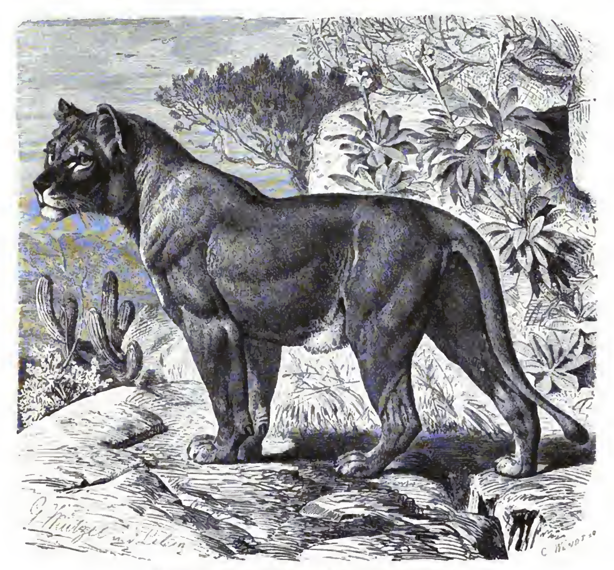
viel stärker als der Hinterleib. Der dicke, fast viereckige Kopf verlängert sich in eine breite und stumpfe Schnauze; die Ohren sind abgerundet, die Augen nur mittelgroß, aber lebendig und feurig, die Glieder gedrungen und außerordentlich kräftig, die Pranken die größten, vielleicht auch verhältnismäßig die größten, aller Katzen; der lange Schwanz endigt mit einem kurzen Stachel und wird von einer flockigen Quaste bedeckt. Ein glatter, kurzer Pelz von lebhaft rötlichgelber oder fahlbrauner Farbe bedeckt Gesicht, Rücken, Seiten, Beine und Schwanz; hier und da endigen die Haare mit schwarzen Spitzen oder sind völlig schwarz, und hierdurch entsteht eben jene gemischte Färbung. Kopf und Hals werden von einer starken und dichten Mähne umgeben, welche aus langen, schlichten, in Strähnen herabfallenden, vorn bis zur Prankenwurzel und hinten fast bis zur Hälfte des Rückens und der Seiten herabreichenden Haaren besteht. Auch der Unterleib trägt seiner ganzen Länge nach dichtgestellte, schlichte Haare; selbst an den Ellenbogen und an den Vorderteilen der Schenkel stehen wenigstens noch Büschel von ihnen. Am Kopfe und am Halse ist die eigentlich fahlgelbe Mähne mit rostschwarzen Haaren untermengt, welch letztere namentlich an den Seitenteilen des Nackens reichlich herabfallen und, mit Fahlgelb gemischt, auch in der mattschwarzen Bauchmähne, in den schwarzen Haarbüscheln an den Ellbogen und Schenkeln und an der Schwanzquaste sich finden. Dies gilt von dem männlichen ausgewachsenen Löwen, dessen Höhe am Widerriste 80—100 cm bei 1,6—1,9 m Leibes- und 75—90 cm Schwanzlänge beträgt. Es ergibt sich somit eine Gesamtlänge des Tieres, von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende gerechnet, von etwa 2,4—2,8 m. Neugeborene Löwen haben eine Länge von etwa 33 cm, aber weder eine Mähne noch eine Schwanzquaste, sondern sind mit wolligen, gräulichen Haaren bedeckt und zeigen am Kopfe, an den Beinen und Seiten, über dem Rücken und am Schwanze eine dem im Vergleichen geübten Beobachter unverkennbare Pardelzeichnung. Schon im ersten Jahre verblaßt diese Pardelzeichnung, obwohl sie, namentlich beim weiblichen Geschlechte, noch mehrere Jahre insbesondere an den Beinen und unteren Leibesseiten sichtbar bleibt; im dritten Jahre erscheinen die Zeichen der Mannbarkeit. Die Löwin ähnelt immer mehr oder weniger dem jüngeren Tiere; namentlich der gleichlange oder nur äußerst wenig am Vorderkörper verlängerte Haarpelz zeichnet sie vor dem Männchen aus. Der Berberlöwe ist auf die Länder des Atlas beschränkt.

Von dem Löwen der Berberei unterscheidet sich der Senegallöwe (Felis leo senegalensis) durch seine am Vorderteile des Leibes wohl entwickelte, an der Unterseite dagegen schwache oder gänzlich fehlende, lichte Mähne, während der Kaplöwe (Felis leo capensis) und, wie es scheint, auch der Löwe von Abessinien durch bedeutende Größe auffällt und eine dunkle Mähne trägt. Selous hat südafrikanische Löwen bis zu 305 cm gemessen; ein starkes, aber mageres Männchen wog 170,5 kg. Den Perserlöwen (Felis leo persicus), welcher eine aus braunen und schwarzen Haaren gemischte Mähne besitzt und sich von Persien bis Indien verbreitet, kennen wir noch zu wenig, als daß wir mit Bestimmtheit sagen könnten, ob er mit dem Senegallöwen oder dem manchmal mähnenlosen Verwandten aus Gudscherat in Indien größere Ähnlichkeit hat.

Das Verbreitungsgebiet des Senegallöwen und des ihm vielleicht zuzurechnenden Kaplöwen umfaßt alle Länder Mittel- und Südafrikas, von der West- bis zur Ostküste und etwa vom 20. Grade nördlicher Breite an bis zum Kaplande; in den engeren äquatorialen Gebieten Westafrikas, etwa vom Kongo bis zum Niger, ist er jedoch noch nicht beobachtet worden. In den Nilländern kommt er gegenwärtig nicht nördlich vom 17. Breitengrade vor. Am Blauen und Weißen Nil und in Abessinien ist er in waldigen Gegenden eine regelmäßige, in vielen Steppenländern Mittel- und Südafrikas eine häufige Erscheinung.

Der bereits den Alten bekannte Gudscheratlöwe, fälschlich auch mähnenloser Löwe genannt, der Untia-bagh oder Kameltiger der Gudscheratleute, Scher und Singh

der Hindu (Felis leo guzeratensis), sollte, nach Smee, kleiner als seine Verwandten und mähnenlos sein; beides hat sich als unzutreffend herausgestellt. Er ist durchaus fahl rötlichgelb oder gelblichbraun gefärbt bis auf die dunkle Schwanzquaste, die ebenfalls den kleinen hornigen Stachel birgt, und bis auf die außen an der Wurzel mehr oder minder schwarz schattierten Ohren. Die Mähnenhaare vollkräftiger Männchen zeigen nicht selten dunkle Spitzen. Nach Blanford betrug die Gesamtlänge eines männlichen Löwen 269 cm, die eines weiblichen 243 cm ohne Schwanzquaste. Ein 268 cm messendes Männchen hatte am Widerriste



Senegal-Löwin (Felis leo senegalensis). 1/14 natürl. Größe.

die bedeutende Höhe von 106 cm. Zweifellos wird es größere wie kleinere Tiere von beiden Geschlechtern geben. Schon Rice hat darauf hingewiesen, daß der angenommene Mangel oder die bedeutende Kürze der Mähne nicht als besonderes Kennzeichen gelten darf, da er selbst in Gudscherat vollbemähnte Löwen geschossen hat. Er gibt zu, daß sie meistens weniger dicht und voll sei, als die mancher afrikanischer Löwen — von denen er die indischen übrigens nicht unterschieden wissen will — hat aber die Haarlänge bis zu 45 cm gemessen, während Blanford dafür im allgemeinen bloß 25—30 cm angibt. Blyth, dem Jerdon beistimmte, erachtete das Fehlen der Mähne ebenfalls nur für eine Zufälligkeit. Ob Löwen mit verkümmerter oder gar keiner Mähne, wie das im Museum zu London bewahrte

(übrigens nicht ausgewachsene) Männchen, allenthalben neben vollbemähnten vorkamen oder in manchen Gebieten vorherrschten, ist kaum noch zu entscheiden; doch darf man annehmen, daß dieser Schmuck beim indischen Löwen sich ebenso mannigfaltig entwickelte wie beim afrikanischen. Laut King kamen in Zentralindien, im Gebiete des Dschamnaflusses, gemähnte Löwen regelmäßig vor.

Vor mehr denn einem Menschenalter war unser Räuber vom Indusgebiete durch Zentralindien bis in das Gangesgebiet verbreitet, und noch in den sechziger Jahren wurden zwei westlich von Allahabad geschossen. Smee fand ihn in Gudscherat, namentlich in Dickungen an Flußufern, noch so häufig, daß in Zeit von einem Monate 11 Stück erlegt werden konnten. Jetzt ist er so gut wie ausgerottet und höchstens noch einmal in den entlegensten Wildnissen, in den unwirtlichsten Gegenden von Radschputana, anzutreffen. Ist er von anderen Löwen nicht zu trennen, so kann auch westwärts für ihn keine Grenze gezogen werden: er kommt im Küstengebiete von Belutschistan, namentlich aber im südlichen Persien und Mesopotamien, vor.

Es ist für unsere Zwecke gänzlich müßig, zu erörtern, welche Ansicht man bei Beurteilung oder Entscheidung der Frage, ob die erwähnten Löwen samt und sonders Unterarten einer und derselben Art sind, oder aber, ob wenigstens Berber-, Senegal- und Gudscheratlöwe als verschiedene Arten aufgefaßt werden dürfen, zu der seinigen machen soll.

Die Bemähnung ist auch innerhalb der engeren Artgrenzen unverkennbar einem nicht geringen Wechsel unterworfen, und die Folgerung, daß die stärkere oder schwächere Wucherung der Mähnenhaare auf klimatische Ursachen zurückzuführen sei, hat vielleicht eine gewisse Berechtigung. Sie ist jedoch nicht durchaus stichhaltig. Der südafrikanische Löwe zeigt ein derart abweichendes Äußere nach Fülle und Farbe der Mähne beim Männchen, nach Färbung des Felles, Flecken an den Beinen und Größe sowie Gestalt bei beiden Geschlechtern, daß erfahrene Jäger danach 2 und 3, manche sogar 4 und 5 Arten oder Spielarten unterschieden wissen wollen. Selous dagegen nimmt nur eine Art an. „Von 50 Fellen männlicher Löwen“, sagt er, „werden kaum 2 in Färbung und Entwickelung der Mähne einander gleiche gefunden werden. Es ist Thatsache, daß von dem mit kaum einer Spur von Mähne und dem schöneren, aber viel selteneren mit einer langen, wogenden dunkeln Mähne jede mögliche Zwischenform gefunden wird. Noch ist dies alles. Ich schoß 2 schöne alte Löwen, welche miteinander in demselben Busche steckten. Der eine war sehr dunkelfarbig und voll gemähnt, der andere ein sehr hellfarbiges Tier mit kaum einer Spur von Mähne.“ Einige Monate später wurden 2 ähnlich verschiedene Löwen erlegt, die ebenfalls zusammenhielten; kurz darauf eine Löwin mit 3 vollständig ausgetragenen Jungen (2 männliche und 1 weibliches), davon das eine männliche ein fast schwarzes, das andere ein rötlichgelbes Fell besaß. „Ich bin überzeugt“, fährt Selous fort, „daß die beiden männlichen Jungen aufgewachsen sein würden, der eine zu einem dunkelfelligen schwarzmähnigen, der andere zu einem gelben Löwen mit spärlicher Mähne; und ferner glaube ich, daß die beiden oben erwähnten Paare männlicher Löwen je von einem Wurfe stammten und von Jugend auf gemeinschaftlich gejagt hatten. Die Buschmänner bestärkten meine Ansicht bezüglich des einen Paares: ‚Ja, das ist wahr; wir kannten sie gut; sie sind Kinder der nämlichen Mutter.‘“ Solche Abweichungen beobachtete unser Gewährsmann sowohl in hoch wie in tief liegenden Gebieten, im offenen Graslande wie in der Strauchsteppe und im dicht bewachsenen Buschlande. „Ich habe niemals das Fell eines wilden Löwen gesehen mit einer so wohl entwickelten Mähne, wie sie der größere Teil der in Tiergärten gehaltenen besitzt. Alle wilden vollgemähnten Löwen haben zwei kleine Haarbüschel, einen am Ellbogen, einen in der Schulterhöhle; aber ich sah niemals einen mit einigermaßen langer Behaarung am Bauche, zwischen Vorderbeinen und Flanken, wie sie bei fast allen Menagerie-Löwen zu sehen ist. Die

fahlgelbe und silberiggraue Behaarung des wilden Löwen ist sehr kurz und anliegend, während die der gefangen gehaltenen viel länger und gewöhnlich auch von rötlicherer Färbung ist. Ich könnte das Fell eines Menagerie-Löwen aus denen von hundert wilden herausfinden." Diese nur für den südafrikanischen Löwen geltenden Urteile eines Jägers und Beobachters wie Selous sind gewiß beachtenswert. Für unseren Zweck darf die vielfach beregte Frage über die Hauptformen der Löwen als bedeutungslos erscheinen, da sie sich in ihrer Lebensweise alle im wesentlichen gleich sind.

Die Zeiten, in denen man 600 Löwen zum Kampfe in der Arena zusammenbringen konnte, liegen um Jahrtausende hinter uns. Seitdem hat sich der König der Tiere vor dem Herrn der Erde stetig mehr und mehr zurückgezogen. Herodot erzählt uns, daß bei einem Heerzuge des Xerxes in Makedonien Löwen des Nachts über die das Gepäck tragenden Kamele herfielen, zu allgemeiner Verwunderung der Krieger, da man in dieser Gegend niemals vorher die stolzen Raubtiere gespürt hatte; Aristoteles gibt die Flüsse Nessus und Achelous als die Grenze des Löwengebietes in Europa an und sagt ausdrücklich, daß es in Europa nirgends weiter als hier (in Griechenland) Löwen gäbe. Wann diese in unserem Erdteile ausgerottet wurden, läßt sich nicht feststellen; sicherlich aber ist mehr als ein Jahrtausend seitdem vergangen. Daß der Löwe vormals in Syrien und Palästina lebte, wissen wir durch die Bibel; über die Zeit der Ausrottung in dem Heiligen Lande aber haben wir keine Kunde. Jedenfalls hat es eine Zeit gegeben, während welcher der Löwe vom Kap der Guten Hoffnung durch ganz Afrika und durch Südasien bis nach Indien ununterbrochen verbreitet war.

Wie hier oder dort ergeht es dem gefährlichen Feinde der Herden allerorten: der Mensch tritt überall nach besten Kräften gegen ihn in die Schranken und wird ihn ebenso stetig wie bisher zurückdrängen und endlich vernichten. Der Berberlöwe lebte früher im ganzen nordöstlichen Afrika und war in Ägypten nicht viel weniger häufig als in Tunis oder in Fes und Marokko; die Zunahme der Bevölkerung und Bildung aber verdrängte ihn mehr und mehr, so daß er jetzt schon im unteren Nilthale und fast am ganzen südlichen Gestade des Mittelmeeres nicht mehr getroffen wird. Aber noch heutigestags ist er in Algerien und Marokko keine Seltenheit und in Tunis und der Oase Fessan wenigstens noch eine ständige Erscheinung. Namentlich in Algerien hat er stark abgenommen: die häufigen Kriege der Franzosen mit den Arabern haben ihn verdrängt und die französischen Löwenjäger, zumal Jules Gérard, seine Reihen sehr gelichtet. Für den Senegallöwen liegen die Verhältnisse günstiger: der meist mit der Lanze, seltener mit dem Giftpfeile und nur ausnahmsweise mit dem Feuergewehre bewaffnete Eingeborene Mittelafrikas vermag seinem schlimmsten Steuererheber wenig Abbruch zu thun. Und doch drängt auch der dunkelfarbige Mensch den Löwen mehr und mehr zurück. Noch vor 50 Jahren vernahmen Hemprich und Ehrenberg das Löwengebrüll in den Waldungen Südnubiens, unweit der Ortschaft Handak: heutzutage gibt es dort keine Löwen mehr. In den unteren Nilländern sind sie schon vor Jahrhunderten gänzlich ausgerottet worden; in den Steppen Takas, Sennars und Kordofans werden sie von Jahr zu Jahr seltener. Dasselbe gilt für die West- und Ostküste wie für den Süden des Erdteiles, insbesondere überall da, wo sich der Europäer ansiedelt. Dem Feuergewehre des letzteren gegenüber vermag auch dieses Raubtier nicht standzuhalten. Demungeachtet beherbergen die weiten Steppenländer Afrikas noch Löwen in ungezählter Menge und werden sie behalten, solange neben den zahmen noch die wilden Herden, neben Hunderttausenden von Rindern noch Millionen von Antilopen jene weiten Gebiete durchstreifen. Doch ist wohl anzunehmen, daß unter dem Einfluß der sich ändernden Verhältnisse auch der Charakter, das Wesen des Löwen sich mannigfaltig verändert, namentlich wo die Besiedelung fortschreitet und er nachdrücklicher verfolgt wird. Auf diese Umstände sind wohl hauptsächlich die manchmal recht abweichenden Angaben über sein Verhalten zurückzuführen.

Der Löwe lebt einzeln, und nur während der Brunstzeit hält er sich zu seinem Weibchen. Außer der Paarzeit bewohnt jeder Löwe in Nordafrika sein eigenes Gebiet, ohne jedoch der Nahrung wegen mit anderen seiner Art in Streit zu geraten. In Südafrika kommt es häufig vor, daß sich zu größeren Jagdzügen mehrere Löwen vereinigen. Nach Livingstone schweifen Trupps von 6—8 Stücken gemeinschaftlich jagend umher. Unter außergewöhnlichen Umständen gesellen sich noch zahlreichere Trupps. „Wenn die trockene Jahreszeit vorschreitet", schreibt mir Eduard Mohr, „also in den Monaten Mai bis September, verlassen zahllose Antilopen- und Quaggaherden die trockenen Einöden der Kalahari steppe oder die Hochebenen des Transvaal und suchen jene weiten Grasebenen auf, welche um Lucia-Bai sich ausbreiten, unterwegs oder hier zu unschätzbaren Scharen anwachsend (1870). Solchen Wildherden folgt der Löwe mitunter in förmlichen Rudeln." Er muß es ja auch; denn wovon soll er sich nähren, wenn das Wild aus den Gebieten zeitweilig fortwandert? Wir brauchen uns deswegen aber nicht vorzustellen, daß die Raubtiere stets in eng gedrängter Menge einherziehen. Selous, dessen Berichte der neuesten Zeit entstammen, sagt ebenfalls: „Im Inneren Südafrikas trifft man 4 und 5 Löwen, welche zusammenhalten, häufiger als einzelne; Trupps von 10 und 12 sind nicht außergewöhnlich. Ein Trupp von 12 würde wahrscheinlich bestehen aus 2 alten männlichen, 3—4 alten weiblichen und einem halben Dutzend fast ausgewachsenen jungen Löwen."

Der Löwe bewohnt nicht ausgedehnte Urwälder, sondern liebt die offene Landschaft: Grasbestände mit eingestreuten Hagen und Buschwäldchen, kümmerliche Strauchsteppen und wüstenartige Gegenden, mögen sie bergig oder eben sein. An irgend einem geschützten Orte, im Sudan gern in den Gebüschen, im Süden Afrikas mit Vorliebe in den breiten Gürteln hochstengeliger Schilfgräser, welche die Betten der zeitweilig fließenden Ströme begrenzen, in Ermangelung deren in Dickungen von Dornbüschen, wählt er sich eine flache Vertiefung zu seinem Lager und ruht hier einen oder mehrere Tage lang, je nachdem die Gegend arm oder reich, unruhig oder ruhig ist. Auf der Wanderung bleibt er liegen, wo ihn bei seinen Streifzügen der Morgen überrascht.

Im ganzen ähneln seine Gewohnheiten denen anderer Katzen; doch weicht er in vielen Stücken nicht unwesentlich von denselben ab. Er ist träger als alle übrigen Mitglieder seiner Familie und liebt größere Streifzüge durchaus nicht, sondern sucht es sich so bequem zu machen als irgend möglich. Nach Selous' Erfahrungen zieht der südafrikanische Löwe es vor, sich an Wild zu sättigen, das der Jäger erlegt hat, statt es selbst zu töten. So folgt er z. B. im Ostsudan regelmäßig den Nomaden, sie mögen sich wenden, wohin sie wollen. Er zieht mit ihnen in die Steppe hinaus und kehrt mit ihnen nach dem Walde zurück; er betrachtet sie als seine steuerpflichtigen Unterthanen und erhebt von ihnen in der That die drückendsten aller Abgaben. Er führt eine nächtliche Lebensweise. Bei Tage begegnet man ihm selten, im Walde kaum zufällig, sondern erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Wie mich meine letzte Reise nach Abessinien belehrte, kommt es doch vor, daß man ihn auch bei Tage im Dickichte umherschleichen oder ruhig und still auf einem erhabenen Punkte sitzen sieht, von wo aus er vielleicht das Treiben der Tiere seines Jagdgebietes übersehen will. Man hat dieses Umschauhalten, welches schon von Levaillant beobachtet und von späteren Reisenden wiederholt berichtet wurde, für unwahr gehalten; allein auch wir haben uns davon überzeugt, und von den Panthern ist es ebenfalls bekannt.

In die Nähe der Dörfer kommt er nicht vor der dritten Nachtstunde. „Dreimal", so sagen die Araber, „zeigt er durch Brüllen seinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Tiere, ihm aus dem Wege zu gehen." Diese gute Meinung ruht leider auf schwachen Füßen; denn ebenso oft, als ich das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht,

daß er lautlos zum Dorfe herangeschlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte. Auch andere Beobachter erzählen, daß der Löwe sehr oft sich leise heranstiehlt, „wie ein Dieb in der Nacht“.

Und doch sagen die Araber nicht die Unwahrheit; sie deuten das Thatsächliche nur falsch. Ich selbst habe im Gebrülle nicht eine Warnung an die Beutetiere erkennen gelernt, bin vielmehr zu der Meinung geführt worden, daß es bezwecken soll, das Jagdgebiet aufzuregen, die Tiere zur Flucht zu veranlassen und dadurch einem oder dem anderen Löwen, wenn nicht dem brüllenden, so vielleicht dem gemeinschaftlich mit ihm jagenden, irgendwo auf der Lauer liegenden Gefährten ein Wild zuzuführen. In Südafrika erwartet man keinen Angriff von brüllenden Löwen, weil sie nur dann ihre Stimme machtvoll zu erheben pflegen, wenn sie gesättigt oder verscheucht sind. Jagende Löwen sind dort entweder ganz still oder geben bloß zeitweilig ein grollendes „Purren“ von sich, welches, selbst wenn es aus unmittelbarer Nähe kommt, doch fern zu sein scheint. Ob dieses Purren das Wild aufregen soll, bleibe dahingestellt. Im südlichen Benguela hörte von Danckelman die Löwen erst brüllen, nachdem ihr Anschlag auf die Zugochsen mißglückt war.

Daß aber der Löwe im Norden angesichts eines Viehgeheges in der Absicht brüllt, das eingepferchte Vieh womöglich zum furchtblinden Ausbrechen zu verleiten, glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen. Ich will versuchen, den Überfall eines solchen Geheges durch den Löwen zu schildern.

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der sichern Seriba eingehürdet, in jenem bis 3 m hohen und etwa 1 m dicken, äußerst dichten, aus den stachligsten Ästen der Mimosen geflochtenen Zaune, dem sichersten Schutzwalle, welchen er bilden kann. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergethan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Es wird stiller und ruhiger; der Lärm verstummt; der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgethan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Von den nächsten Bäumen herab spinnen die stufenschwänzigen Ziegenmelker ihren Nachtgesang oder tragen fliegend ihre Federschleppe durch die Lüfte, nähern sich oft und gern der Seriba und huschen wie Geister über die schlafende Herde hinweg. Sonst ist alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Jetzt bewährt er seinen Namen „Essed“, d. h. der Aufruhrerregende; denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die mutigen Hunde, welche Leoparden und Hyänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn. Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Pranken fällt ein junges Rind; das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Tiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute; die lebhaften Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubbegier; mit dem Schwanze peitscht er die Luft. Er läßt das verendende Tier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebisse von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über das Gehege und will auch sein Opfer nicht lassen. Seine ganze ungeheuere Kraft ist erforderlich, um mit der Beute im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt: ich habe eine über mannshohe Seriba gesehen, über welche der

Löwe mit einem zweijährigen Rinde im Rachen hinweggesetzt war; ich habe den Eindruck wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des Zaunes bewirkt hatte, und auf der anderen Seite die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiterschleppte. Freilich sind die Rinder in jenen Gebieten nicht so schwer wie die unserigen. Man sieht die Furche, welche ein so geschleiftes Tier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Man begreift, daß alle Tiere, welche diesen Räuber kennen, sich fürchten, sobald sie ihn nur brüllen hören. Doch darf man nicht glauben, daß der Löwe allezeit sein Gebrüll durch die Wildnis rollen lasse. Seine gewöhnlichen Laute sind ein langgezogener Ton, wie das Miauen einer Riesenkatze, und ein tiefes Knurren oder Grollen, beim Erschrecken ein kurzes, hustenartig hervorgestoßenes „Huff" oder „Wau". Das wirkliche Gebrüll gibt er verhältnismäßig recht selten von sich, und mancher, der in Löwengebieten sich aufgehalten, hat es niemals zu hören bekommen. Das Gebrüll ist bezeichnend für das Tier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen: es ist einzig in seiner Art und wird an Fülle von keiner Stimme eines anderen lebenden Wesens, es sei denn, laut Pechuel-Loesche, von der des männlichen Hippopotamus, übertroffen. So urteilt auch Selous: „Nichts ist großartiger und zugleich mehr furchterregend denn das Brüllen mehrerer bei einander befindlichen Löwen, wenn es, wohlgemerkt, aus nächster Nähe gehört wird. Sicherlich kann nichts ungerechter und falscher sein, als die Stimme des Löwen mit der des Straußes zu vergleichen, wie Livingstone in seiner sehr einseitigen Schilderung des ersteren es thut. Freilich, der Lärm, den der männliche Strauß während der Legezeit macht, klingt auf eine Entfernung von etwa 50 m recht ähnlich dem Löwengebrülle auf ungefähr 5 km, aber die Fülle ist so verschieden wie die zwischen den Tönen einer Ziehharmonika und einer Domorgel." Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raad", d. h. donnern. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen und diese zersprengen zu wollen. Es ist schwer, die Richtung zu erkennen, von woher es erschallt; denn der Löwe brüllt gegen die Erde hin, und auf dieser pflanzt sich der Schall wirklich wie Donner fort. Das Gebrüll selbst besteht aus Lauten, welche zwischen O und U in der Mitte liegen und überaus kräftig sind. In der Regel beginnt es mit 3 oder 4 langsam hervorgestoßenen Lauten, welche fast wie ein Stöhnen klingen; dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller; gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer, und dabei nehmen sie auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurre gleichen.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hyäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke; der Leopard hört auf, zu grunzen; die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor; die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweige; die blökende Herde wird totenstill; das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht; das Pferd bäumt sich, schnaubt, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts; der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn — kurz, zur vollen Wahrheit wird Freiligraths Schilderung:

> „Dem Panther starrt das Rosenfell,
> Erzitternd flüchtet die Gazell',
> Es lauscht Kamel und Krokodil
> Des Königs zürnendem Gebrüll".

Und selbst der Mann, in dessen Ohr zum ersten Male diese Stimme schlägt in der Nacht des Urwaldes, selbst der fragt sich, ob er auch Held genug sei dem gegenüber, welcher diesen

Donner hervorruft. Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich der Tiere, wenn sie den Löwen durch einen anderen Sinn wahrnehmen, schon, wenn sie ihn bloß wittern, ohne ihn zu sehen: sie wissen alle, daß seine Gegenwart für sie Tod bedeutet.

Wo es der nordafrikanische Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, um so weniger, als er bei seinen Überfällen einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit zeigt. „Wenn der Löwe zu alt wird, um auf die Jagd nach Wild zu gehen", meint auch Livingstone, „so kommt er in die Dörfer nach Ziegen, und wenn ihm hierbei ein Weib oder Kind in den Weg tritt, wird es ebenfalls seine Beute. Die Löwen, welche Menschen angreifen, sind immer alte, und die Eingeborenen sagen, wenn einer der gefährlichen Räuber erst einmal im Dorfe eingebrochen ist und Ziegen weggeholt hat: seine Zähne sind abgenutzt; er wird nun bald einen Menschen töten." Auch ich glaube, daß nur alte, erfahrene Löwen in die Dörfer kommen, bin aber der Ansicht, daß ihre Zähne dann oft noch in vortrefflichem Stande sind. Der Mensch ist häufig genug der alleinige Ernährer des Löwen, und wenn dieser erst einmal die ihm innewohnende Scheu vor menschlichen Niederlassungen verloren und erprobt hat, wie leicht gerade hier sich Beute erlangen läßt, wird er immer dreister und kühner. Dann siedelt er sich in möglichster Nähe des Dorfes an und betreibt von hier aus seine Jagd so lange, als der Mensch ihm es gestattet. Einzelne werden, nach glaubwürdigen Mitteilungen, so kühn, daß sie auch bei Tage sich zeigen; ja, sie sollen, wie wiederholt behauptet worden ist, unter Umständen nicht einmal durch die Lagerfeuer sich zurückhalten lassen. Gegen diese Angabe spricht die feste Überzeugung aller Nordostafrikaner, mit denen ich verkehrt habe, von der erwünschten Wirksamkeit des Feuers. Sie versichern, daß letzteres stets genüge, den Löwen abzuhalten, und wissen kein Beispiel zu erzählen, daß das Raubtier ein durch sorgsam unterhaltene Wachtfeuer geschütztes Lager überfallen habe. Vom Leoparden erzählen sie das Gegenteil, und auch vom südafrikanischen Löwen wird berichtet, daß er das Feuer nicht immer scheue.

Ganz anders als bei Angriffen auf zahme Tiere benimmt sich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieses ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und schnellfüßig genug ist, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Tiere oder schleicht sich, oft in Gesellschaft mit anderen seiner Art, äußerst vorsichtig unter dem Winde an sie heran, und zwar keineswegs nur zur Nachtzeit, sondern auch angesichts der Sonne. Trotzdem bilden solche Tagjagden immer Ausnahmen von der Regel. Gewöhnlich wartet der Löwe wenigstens die Dämmerung ab, bevor er an seine Jagd denkt. Wie dem zahmen Vieh zieht er den wilden Herden nach, und wie andere Katzen legt er sich in der Nähe der begangensten Wechsel auf die Lauer. Wasserplätze in den Steppen z. B., zu denen die Tiere der Wildnis kommen, um zu trinken, werden auch von ihm aufgesucht, in der Absicht, Beute zu machen.

Wenn der heiße Tag vorüber ist und die kühle Nacht sich allmählich herabsenkt, eilt die zierliche Antilope oder die mildäugige Giraffe, das gestreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfrischen. Vorsichtig nahen sie sich alle der Quelle oder dem Tümpel; denn sie wissen, daß gerade diejenigen Orte, welche ihnen die meiste Labung bieten sollen, für sie die gefährlichsten sind. Ohne Unterlaß witternd und lauschend, scharf in die dunkle Nacht äugend, schreitet das Leittier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt thut es, ohne sich zu versichern, daß alles still und ruhig sei. Die Antilopen sind meistens schlau genug, ebenfalls unter dem Winde an das Wasser zu gehen, und so bekommt das Leittier die Witterung oft noch zur rechten Zeit. Es stutzt, es lauscht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es sich herum und jagt in eiliger Flucht dahin. Die

anderen folgen; weitaus greifen die zierlichen Hufe, hochauf schnellen die federnden Läufe der anmutigen Tiere. Über Busch und Grasbüschel setzen die Behenden dahin und sind gerettet. So naht sich auch das kluge Zebra, so naht sich die Giraffe: aber wehe ihnen, wenn sie diese Vorsicht versäumen. Wehe der Giraffe, wenn sie mit dem Winde zur umbuschten Lache schreitet; wehe ihr, wenn sie über der Begierde, die heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergißt! Dann wird Freiligraths hochdichterische Beschreibung fast zur vollen Wahrheit:

„Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?

„In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

„Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braun gefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

„Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

„Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen."

Ich sage, diese Beschreibung enthält fast die volle Wahrheit! Den Geier muß der Forscher aus ihr streichen; denn er folgt dem Löwen nicht zur Nacht, sondern kommt bloß bei Tage, um die Überreste der königlichen Tafel zu beanspruchen. Im übrigen hat der Dichter schwerlich wesentlich übertrieben. Livingstone behauptet freilich, daß es dem Löwen nicht möglich sei, auf den Rücken einer Giraffe zu springen oder einen Büffel niederzureißen. Ich sehe aber nicht ein, warum der gewaltige Räuber seine Kraft und Gewandtheit nicht auch an einer Giraffe versuchen sollte. Ob es ihm öfters möglich wird, ein solches „Reitpferd zu besteigen", ist allerdings eine andere Frage.

Nach Livingstone packt er seine Beute gewöhnlich am Halse, sonst aber auch in den Weichen, wo er am liebsten zu fressen beginnt. „Zuweilen trifft man auf eine Elenantilope, welche er vollständig ausgeweidet hat." Selous, welcher bestätigt, daß der Löwe seine Beute stets am hinteren Leibe anschneidet und zuerst die Eingeweide und edleren Organe fresse, hat auch beobachtet, daß er diese Teile zuweilen in einen Haufen beiseite rollt und mit Erdreich bedeckt, zweifellos, um sie sich für die folgende Nacht zu bewahren und sie vor den Geiern zu schützen, die während des Tages sicher herbeikommen. Über seine Jagdweise sagt er: „Nach meiner Erfahrung pflegen Löwen die Tiere ganz verschiedenartig zu überfallen. Ich habe ein Pferd, einen jungen Elefanten und zwei Pferdeantilopen gesehen, welche durch einen Biß in die Kehle getötet waren; ich habe wiederum ein Pferd und mehrere Zebras gesehen, welche durch Bisse in den Nacken getötet waren. Büffel, so nehme ich an, werden manchmal durch Ausrenkung der Nackenwirbel bewältigt, die bewirkt wird, indem der Löwe auf die Schulter springt, ihre Nase mit der Tatze packt und nun dem Nacken eine jähe Drehung gibt. Ich habe eine Menge Büffel gesehen und geschossen, die sich noch



[illegible]



LOWE

rechtzeitig befreit hatten, aber an Nacken und Schultern schrecklich zerbissen waren." Ob der indische Löwe größere Tiere in dieser Weise tötet, läßt Blanford unentschieden; er sah, wie eine Löwin ein Kamel mehrere Minuten an der Kehle gepackt hielt, ohne zu versuchen, ihm das Genick zu brechen.

Der Löwe zieht größere Tiere den kleineren vor, obgleich er diese, wenn er sie haben kann, auch nicht verschmäht. Soll er doch, wie bestimmt versichert wird, bisweilen sogar mit Heuschrecken sich begnügen. Nach Livingstone soll er sich, alt oder krank geworden, auf die Jagd von Mäusen und anderen kleinen Nagern legen. Dies würde als seltene Ausnahme zu betrachten sein; er erscheint auch kaum geeignet, so kleines Wild zu erbeuten. Seine Jagd richtet sich auf große Beute, wie am besten daraus hervorgeht, daß er da am häufigsten auftritt, wo es viel Wild oder zahlreiches Großvieh gibt. Alle Herdentiere des Menschen, die wilden Zebras, sämtliche Antilopen sowie die Wildschweine sind und bleiben seine Hauptnahrung. „Im Süden Afrikas", bemerkt Mohr, „findet er sich nur in solchen Gegenden, in denen Großwild lebt, d. h. Büffel, Quaggas und die großen Antilopenarten vorkommen. Elefanten und Nashörner greift er nie an; dagegen stürzt er sich auf den Kafferbüffel und zwar keineswegs ohne Erfolg, mindestens nicht ohne erhebliche Schädigung des gewaltigen und wehrhaften Wiederkäuers. Dies bewies mir ein alter Bulle, welchen ich am 15. Juli 1870 erlegte. Ein Löwe hatte kurz vorher einen Angriff auf diesen Steppenriesen gemacht und ihn furchtbar zugerichtet. Beide Ohren waren buchstäblich in Fetzen zerrissen und entsetzlich die Wunden, welche die Klauen des Räubers ihm im Halse und Nacken eingerissen hatten; eines der mächtigen Hörner war abgebrochen und blutete. Dennoch hatte der alte Bursche den Löwen abgeschüttelt." Gewöhnlich frißt dieser selbsterlegte Beute, noch lieber aber die, welche der Jäger ihm zurückgelassen hat; unter Umständen verschmäht er jedoch auch Aas nicht. So sagt Selous: „Der südafrikanische Löwe ist oft ein sehr schmutziger Fresser. Wenn Elefanten erlegt worden sind, sättigen sich die Löwen sehr häufig an den stinkenden Riesenleibern, die in der Tropensonne zerfallen und von Maden wimmeln; sie kehren Nacht auf Nacht zum Schmause zurück, bis kein Fleisch mehr vorhanden ist." Wohl werden ihnen dabei häufig genug viele Schmarotzer helfen, welche die günstige Gelegenheit wahrnehmen, mit dem Könige zu tafeln. Die faule und feige Hyäne und alle eigentlichen Hundearten erachten es für sehr bequem, einen anderen für sich Beute machen zu lassen, und fressen, sobald der Löwe das Mahl verläßt, sich daran toll und voll. Freilich duldet sie der König nicht immer an seinem Tische; es kommen vielmehr, wie bestimmt erwiesen, zuweilen ernste Raufereien vor.

Den Menschen greift der Löwe äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. Im Sudan wenigstens, wo der „Aufruhrerregende" in manchen Gegenden häufig auftritt, sind so gut wie keine Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Dort fallen den Krokodilen und selbst den Hyänen mehr Menschen zum Opfer als dem Löwen. In Südafrika dagegen sind Beispiele genug bekannt, daß Löwen Menschen überfielen, daß sie trotz der Wachtfeuer in die Umzäunungen der Lager eindrangen, um Nutztiere zu rauben, sogar Menschen von der Seite des Feuers wegzuholen. Wahrscheinlich treibt sie dazu nur der äußerste Hunger, wie jene kräftige, vollbewehrte Löwin mit gänzlich leerem Magen, von der Selous erzählt, daß sie trotz der Feuer, der Wächter und Schüsse dreimal in einer Nacht das Lager überfiel, einmal ein Pferd und dann wieder zwei Eingeborene hart am Feuer griff, aber stets abgetrieben und schließlich getötet wurde. „Ein hungriger Löwe ist ein Teufel", sagt man in Südafrika. Unter solchen Umständen, ob vollkräftig, ob alt und schwach, überfällt er tags oder nachts auch den Menschen, und belehrt ihn dann noch die Erfahrung, wie leicht dieser zu beschleichen und zu überwältigen ist, dann wird er öfter nach solch bequemer Beute trachten. Wirkliche „Menschenfresser" können sich

dort aber nur selten ausbilden, denn die meisten südafrikanischen Eingeborenen sind nicht die Leute, die sich von einem Löwen drangsalieren ließen. Schon wenn einer darauf verfällt, sich von ihren Herden zu ernähren, fahnden die kriegerischen Stämme nach ihm, töten ihn oder verscheuchen ihn doch aus ihrem Gebiete. Nach W. M. Kerr fallen im Gebiete von Tschibinga (südlich vom Sambesi) jährlich etwa 10 Personen den Löwen zum Opfer, besonders in der Regenzeit, wenn die Leute in ihren Pflanzungen arbeiten und gelegentlich einschlafen. Über das Verhalten unseres Raubtieres in Deutsch-Ostafrika ist Noacks Mitteilungen aus Böhms Tagebüchern folgendes zu entnehmen: „Der Löwe kommt noch von der Küste an, wo er z. B. bis in die Pflanzungen der Jesuitenmission in Bagamoyo streift, überall im Gebiete vor. Man findet zuweilen mehrere von Löwen gerissene Stücke Wild bei einander, da diese zu zweien und dreien zu jagen pflegen. Im allgemeinen wird der Löwe viel weniger als der Panther gefürchtet; ich sah selbst ein altes Männchen, trotzdem es aus nächster Nähe einen Schuß mit grobem Schrote in das Gesicht erhalten hatte, keinen Angriff wagen, sondern brüllend die Flucht ergreifen. Dagegen wurden wir im Dezember von einer Löwin wütend angegriffen, welche unweit einer gerissenen Antilope mit 4 Jungen in einem dichten Gebüsche ruhte. Bei Bagamoyo wie bei Gonda wurden während unseres Hierseins mehrere Leute von Löwen zerrissen."

Ich habe nach allen im Sudan erhaltenen Nachrichten Ursache, daran zu zweifeln, daß sich der Löwe jedesmal vor seinem Angriffe in einer Entfernung von etwa 3 oder 4 m niederlege, um den Sprung abzumessen. Die Araber versichern, daß der Mensch, welcher einen ruhenden Löwen treffe, denselben durch einen einzigen Steinwurf verscheuchen könne, falls er Mut genug habe, auf ihn loszugehen. Wer dagegen entfliehe, sei unrettbar verloren. Daß die Löwen vor dem Menschen wirklich zurückweichen, sagen fast alle glaubwürdigen Beobachter. Anders mag es freilich sein, wenn der Löwe schon mehrmals mit Menschen gekämpft hat, oder wenn er sehr hungrig ist.

Den südafrikanischen Löwen hat niemand schlichter und bedachter geschildert als Selous: „Mir hat es stets geschienen, daß das Wort ‚majestätisch‘ merkwürdig unpassend für einen wilden Löwen sei, denn er hat am Tage stets ein unsicheres, scheues Aussehen, welches unvereinbar ist mit dem Begriffe des Majestätischen. Um diesem zu entsprechen, müßte er doch den Kopf hochtragen. Das thut er selten. Wenn schreitend, hält er ihn tief, tiefer als seine Rückenlinie ist, und nur wenn er die Nähe des Menschen merkt, hebt er manchmal den Kopf, wirft einen Blick auf den Störer, läßt ihn dann aber gewöhnlich wieder sinken und trabt mit einem kurzen Murren davon. Wenn er, in die Enge getrieben, mit offenem Rachen und funkelnden Augen den Kopf tief zwischen den Schultern hält, ein ununterbrochenes tiefes Grollen von sich gibt und mit dem Schweife die Flanken peitscht, kann kein Tier bedrohlicher aussehen; aber selbst dann ist in seiner Erscheinung nichts Majestätisches. Falls der Löwe seinen Schwanz in rascher Folge zwei- oder dreimal rasch senkrecht emporschleudert, dann gib acht, denn dieses ist fast regelmäßig das Zeichen des unmittelbar darauf folgenden Angriffs. Löwen, denen man am Tage begegnet, weichen fast immer vor dem Menschen zurück, selbst wenn sie an einem eben erbeuteten Tiere gestört werden und demnach wahrscheinlich hungrig sind. Wenn man sie aber reizt und verwundet, darf man des Angriffes gewärtig sein. Nach meiner Erfahrung sind Löwen mehr zum Angreifen geneigt als irgend ein anderes südafrikanisches Wild, dem ich begegnet bin. Da ihre Geschicklichkeit im Verbergen, ihre Schnelligkeit und Behendigkeit im Angriffe viel größer ist als die des Elefanten, Büffels und Nashorns, halte ich sie für viel gefährlichere Tiere als diese. Wie Menschen und andere Tiere sind allerdings auch Löwen so verschiedentlich geartet, daß es nicht angeht, das, was der eine that, ohne weiteres auch beim nächsten vorauszusetzen; und ich halte dafür, daß niemand ein Recht hat, zu sagen, die Löwen wären feige, weil

die 2 oder 3, die er geschossen, sich nicht kampfmutig zeigten. Daß sich mehr Unglücksfälle bei Zusammenstößen mit Büffeln als mit Löwen ereignet haben, ist nicht etwa damit zu erklären, daß erstere gefährlicher als letztere wären, sondern dadurch, daß, wenigstens in den siebziger Jahren, bei den Jagden erst 1 Löwe auf 50 Büffel kommt.

„Wird er mit Hunden verfolgt, so ist fast gar keine Gefahr, da seine ganze Aufmerksamkeit gewöhnlich auf die ihn umgebende laute Meute und nicht auf die nahenden schlimmeren Feinde gerichtet ist; doch kommt es bisweilen vor, daß er mitten durch die Hunde den Jäger annimmt. Der berittene Verfolger wird oft durch die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet; denn ich glaube nicht, daß der Löwe ein Durchschnittspferd einholen kann, es wäre denn in Dickungen oder tiefem, losem Sande. Jagt man zu Fuß und ohne Hunde, so ist zwar wenig Gefahr beim ersten Zusammentreffen, desto größere aber beim Aufspüren des etwa verwundeten Löwen, besonders in hohem Grase oder Dickungen; denn es dürfte kaum ein zweites Tier von gleicher Größe geben, welches sich so gut hinter der kleinsten Deckung verbergen und so blitzschnell auf seinen Feind werfen könnte. Dabei habe ich niemals einen Löwen einen Sprung thun sehen; mir ist es stets erschienen, als kämen sie heran wie ein Hund in einem schwerfälligen Galopp, wobei sie jedoch überraschend schnell vorwärts kommen. Ich habe ferner niemals beobachtet, daß ein Löwe seine Beute forttrug; nach meiner Erfahrung haben sie ausnahmslos die Gewohnheit, den Körper am Nacken zu fassen und auf der Erde fortzuschleppen. So verfahren sie sogar mit kleinen Antilopen, und ich denke nicht, daß der südafrikanische Löwe fähig ist, wie es vom nordafrikanischen erzählt wird, ein so schweres Tier wie ein Rind zu tragen, geschweige denn mit ihm im Rachen eine Umzäunung zu überspringen." Dieses Urteil, das andere erfahrene Jäger bekräftigen, ist um so bemerkenswerter, als der südafrikanische Löwe größer als der nordafrikanische ist.

Ferner gibt Selous an, daß nach seiner Erfahrung Löwenfleisch ganz wohlschmeckend sei, weiß wie Kalbfleisch und durchaus frei von irgend welchem abstoßenden Geruche. Die Lebensfähigkeit wenigstens des südafrikanischen Löwen, der doch von allen der stattlichste, ist gering, thatsächlich geringer als die der meisten Antilopen. Er verendet viel schneller als diese, wenn er mit so schwachem Blei wie aus der 0,450 Expreßbüchse, die ja erfahrene Jäger in Indien auch für das beste Tigergewehr halten, durch Herz oder Lunge geschossen wird.

Die Ehrfurcht einflößende Gestalt des Löwen, seine gewaltige Kraft, sein kühner Mut ist von jeher anerkannt und bewundert worden. Und wenn nun auch die Bewunderung oft das rechte Maß überschritten und dem Löwen Eigenschaften angedichtet hat, welche er wirklich nicht besitzt: gänzlich ungerechtfertigt ist sie nicht. In den von den geachtetsten Naturforschern dem Löwen zuerkannten Eigenschaften liegt meiner Ansicht nach Adel genug. Und wer den Löwen näher kennen lernte, wer, wie ich, jahrelang tagtäglich mit einem gefangenen verkehrte, dem wird es ergehen, wie mir es erging. Er wird ihn lieben und achten, wie nur jemals der Mensch ein Tier lieben und achten kann. Ich will weiter unten von meinem Lieblingstiere, einer gefangenen Löwin, erzählen, welche mir manche Stunde versüßt und erheitert hat.

Die Zeit, in welcher sich der Löwe zu der Löwin findet, ist sehr verschieden nach den Gegenden, welche er bewohnt; denn die Wurfzeit hängt mit dem Frühling zusammen. Zur Zeit der Paarung folgen oft 10—12 männliche Löwen einer Löwin, und es gibt auch unter ihnen viel Kampf und Streit um die Liebe. Hat jedoch die Löwin ihren Gatten einmal sich erwählt, so ziehen die anderen ab, und beide leben nun treu zusammen. Die Brunst ist zwar minder heftig als bei anderen großen Katzen; die Begattung erfolgt jedoch ebenfalls unzählige Male nacheinander: nach den Beobachtungen meines Berufsgenossen Schöpff begattete sich ein Löwenpaar des Dresdener Tiergartens innerhalb 8 Tagen 360mal. Der männliche Löwe bewahrt auch während der Brunst seine Würde und Ruhe, ist indessen nicht

immer frei von Eifersucht. Der stattliche Löwe, welcher gegenwärtig im Frankfurter Tiergarten lebt, verfolgt seinen Wärter — freilich nur diesen — stets mit Prankenschlägen und wütendem Gebrülle, sobald eine seiner Gattinnen brünstig und ihm zugesellt ist. Die Löwin zeigt sich begehrender als der männliche Löwe. Sie ist es, welche schmeichelnd und liebkosend an den ernsten Gemahl heranzukommen pflegt und ihn aufzuforder n scheint; er liegt gewöhnlich ruhig ihr gegenüber, die Augen starr auf sie gerichtet, und erhebt sich erst, wenn sie ihm sich naht. Die Begattung selbst erfolgt, indem die Löwin sich niederlegt und der Löwe sie übertritt und im Nacken packt. Ohne einiges Knurren und Fauchen von ihrer Seite geht es nicht ab; so toll und wütend wie andere große Katzen aber gebärdet sie sich nicht, teilt namentlich nicht so oft Tatzenschläge aus wie jene. 15—16 Wochen oder 100—108 Tage nach der Begattung wirft die Löwin 1—6, gewöhnlich aber 2—3 Junge. Die Tiere kommen mit offenen Augen zur Welt und haben, wenn sie geboren werden, etwa die Größe von einer halb erwachsenen Katze. Zu ihrem Wochenbette sucht sich die Mutter gern ein Dickicht in möglichst großer Nähe von einem Tränkplatze, um nicht weit gehen zu müssen, wenn sie Beute machen will. Der Löwe soll ihr Nahrung herbeischaffen helfen und sie und ihre Jungen, wenn es not thut, mit eigener Aufopferung schützen. Die Löwin behandelt die Jungen gewöhnlich mit großer Zärtlichkeit, und man kann wohl kaum ein schöneres Schauspiel sich denken als eine Löwenmutter mit ihren Kindern. Die kleinen, allerliebsten Tierchen spielen wie muntere Kätzchen miteinander, und die Mutter sieht ernsthaft zwar, aber doch mit unendlichem Vergnügen diesen kindlichen Spielen zu. Man hat dies in der Gefangenschaft oft beobachtet, weil es gar nichts Seltenes ist, daß eine Löwin hier Junge wirft. In einem gut eingerichteten und geleiteten Tiergarten züchtet man gegenwärtig Löwen fast ebenso sicher und regelmäßig wie Hunde; selbst in Tierschaubuden, wo die Tiere bekanntlich einen nur sehr geringen Spielraum zur Bewegung haben und oft nicht einmal genügende Nahrung erhalten, werden solche geboren und großgezogen.

Junge Löwen sind in der ersten Zeit ziemlich unbeholfen. Sie lernen erst im zweiten Monate ihres Lebens gehen und beginnen noch später ihre kindlichen Spiele. Anfangs miauen sie ganz wie die Katzen, später wird ihre Stimme stärker und voller. Bei ihren Spielen zeigen sie sich tölpisch und plump; aber die Gewandtheit kommt mit der Zeit. Nach etwa 6 Monaten werden sie entwöhnt; schon vorher folgen sie ihrer Mutter, beziehentlich beiden Eltern, wenn auch nur auf geringe Strecken hin, bei ihren Ausflügen. Gegen Ende des ersten Jahres haben sie die Größe eines starken Hundes erreicht. Anfänglich gleichen sich beide Geschlechter vollkommen; bald aber zeigt sich der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen in den stärkeren und kräftigeren Formen, welche sich bei ersterem ausprägen. Gegen das dritte Jahr hin machen sich die Anfänge der Mähne bei dem Männchen bemerklich; doch erst im sechsten oder siebenten Jahre sind beide vollkommen erwachsen und ausgefärbt. Das Alter, welches sie erreichen, steht im Verhältnis zu diesem langsamen Wachstume. Man kennt Fälle, daß Löwen sogar in der Gefangenschaft 70 Jahre gelebt haben, obwohl sie dort auch bei der besten Pflege ziemlich bald greisenhaft werden und viel an ihrer Schönheit verlieren.

Jung eingefangene Löwen werden bei verständiger Pflege sehr zahm. Sie erkennen in dem Menschen ihren Pfleger und gewinnen ihn um so lieber, je mehr er sich mit ihnen beschäftigt. Man kann sich kaum ein liebenswürdigeres Geschöpf denken als einen so gezähmten Löwen, welcher seine Freiheit, ich möchte sagen sein Löwentum vergessen hat und dem Menschen mit voller Seele sich hingibt. Ich habe eine solche Löwin 2 Jahre lang gepflegt. Bachida, so hieß sie, hatte früher Latif Pascha, dem ägyptischen Statthalter im Ostsudan, angehört und war einem meiner Freunde zum Geschenke gemacht worden. Sie gewöhnte sich in kürzester Zeit in unserem Hofe ein und durfte dort frei umherlaufen. Bald folgte sie mir

wie ein Hund, liebkoste mich bei jeder Gelegenheit und wurde bloß dadurch lästig, daß sie zuweilen auf den Einfall kam, mich nachts auf meinem Lager zu besuchen und dann durch ihre Liebkosungen aufzuwecken.

Nach wenigen Wochen hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf dem Hofe angemaßt, jedoch mehr in der Absicht, mit den Tieren zu spielen, als um ihnen Leid zu thun. Nur zweimal tötete und fraß sie Tiere; einmal einen Affen, das andere Mal einen Widder, mit welchem sie vorher gespielt hatte. Die meisten Tiere behandelte sie mit dem größten Übermute und neckte und ängstigte sie auf jede Weise. Ein einziges Tier verstand es, sie zu bändigen. Dies war ein Marabu, welcher, als beide Tiere sich kennen lernten, ihr mit seinem gewaltigen Keilschnabel zu Leibe ging und sie dergestalt abprügelte, daß sie ihm, wenn auch nach langem Kampfe, den Sieg zugestehen mußte. Oft machte sie sich das Vergnügen, nach Katzenart auf den Boden sich zu legen und einen von uns auf das Korn zu nehmen, über welchen sie dann plötzlich herfiel wie eine Katze über die Maus, aber bloß in der Absicht, um uns zu necken. Gegen uns benahm sie sich stets liebenswürdig und ehrlich. Falschheit kannte sie nicht; selbst als sie einmal gezüchtigt worden war, kam sie schon nach wenigen Minuten wieder und schmiegte sich ebenso vertraulich an mich an wie früher. Ihr Zorn verrauchte augenblicklich, und eine Liebkosung konnte sie sogleich besänftigen.

Auf der Reise von Chartum nach Kairo, welche wir auf dem Nil zurücklegten, wurde sie, solange das Schiff in Fahrt war, in einen Käfig eingesperrt, sobald wir aber anlegten, jedesmal freigelassen. Dann sprang sie wie ein übermütiges Füllen lange Zeit umher und entleerte sich stets zunächst ihres Unrates; denn ihre Reinlichkeitsliebe war so groß, daß sie niemals ihren Käfig während der Fahrt beschmutzte. Bei diesen Ausflügen ließ sie sich mehrere Male dumme Streiche zu schulden kommen. So erwürgte sie unter anderem in einem Dorfe ein Lamm und fing sich in einem zweiten einen kleinen Negerknaben; doch vermochte ich zum Glücke den Bedrängten zu befreien, da sie gegen mich überhaupt nie widerspenstig sich zeigte. In Kairo konnte ich, sie an der Leine führend, mit ihr spazieren gehen, und auf der Überfahrt von Alexandrien nach Triest holte ich sie tagtäglich auf das Verdeck herauf, zur allgemeinen Freude der Mitreisenden. Sie kam nach Berlin, und ich sah sie 2 Jahre nicht wieder. Nach dieser Zeit besuchte ich sie und wurde augenblicklich von ihr erkannt. Ich habe nach allem diesen keinen Grund, an den vielen ähnlichen anderen Berichten, welche wir schon über gefangene Löwen haben, zu zweifeln.

Bei guter Nahrung dauert, wie schon bemerkt, der Löwe viele Jahre in der Gefangenschaft aus. Er bedarf etwa 4 kg gutes Fleisch täglich. Dabei befindet er sich wohl und wird beleibt und fett.

Es wird wohl niemand wundernehmen, daß der Afrikaner den Löwen mit allen Mitteln zu vertilgen sucht, welche er in seiner Macht hat. So schlimm, als man es sich bei uns vorstellt, ist jedoch die Furcht vor dem Löwen nicht. Man begegnet dem Gewaltigen da, wo er ständig vorkommt, auch keineswegs alltäglich. Er bricht nicht fortwährend in die Hürden ein, sondern sucht sich auch in der Wildnis seine Nahrung; ja er wird durch seine Jagden einzelnen Volksstämmen sogar nützlich. Die Buschmänner verdanken ihm oft ein saftiges Mahl. Wo er gejagt hat, durchspüren sie früh am Morgen die Umgegend, und hier fallen ihnen oft noch ansehnliche Reste von dem Wilde zu, das der Löwe in der Nacht geschlagen hat. Sie stehen sogar nicht an, den Räuber von seiner Beute zu vertreiben, damit für sie möglichst viel übrigbleibe.

Aber auch Nordafrikaner klagen wenig über die Verluste, welche sie durch den Löwen erleiden. Man spricht wohl von seinen Raubthaten, aber kaum mit Entrüstung über die Einbuße an Vieh, welche man erlitten hat oder zu erleiden fürchtet, nimmt diese vielmehr als eine Schickung, als etwas Unvermeidliches hin. Ansiedler europäischer Abkunft haben

andere Begriffe von dem Werte des Eigentums als die harmlosen Afrikaner. Nach der Berechnung Jules Gérards verursachten im Jahre 1855 etwa 30 Löwen, welche sich in der Provinz Constantine aufhielten, allein an Haustieren einen Schaden von 135,000 Mark unseres Geldes: ein einziger Löwe verbrauchte demnach für 4500 Mark Vieh zu seiner Nahrung. Im Jahre 1856 zu 1857 sollen sich nach demselben Berichterstatter in Bona allein 60 Löwen aufgehalten und 10,000 Stück großes und kleines Vieh gefressen haben. Weiter im Innern ist der Schade verhältnismäßig weit geringer, weil die Viehzucht, welche den einzigen Erwerb der Bewohner bildet, in ganz anderer Ausdehnung betrieben wird als in den Ländern, in denen der Ackerbau überwiegt. Gleichwohl ist er noch immer empfindlich genug, und der arme Herdenmann möchte manchmal verzweifeln über die Verwüstungen, welche der Löwe anrichtet.

Im Atlas wird der Löwe auf verschiedene Weise gejagt. Wenn er die Nähe des Lagers eines Beduinenstammes aufsucht und allzu lästig wird, umringen die waffenfähigen Männer das Gebüsch, in welchem ihr Hauptfeind sich verborgen hat, und suchen ihn durch Geschrei und Schüsse herauszutreiben. Erscheint er endlich, so senden sie ihm so viele Kugeln zu, daß er gewöhnlich erliegt, manchmal freilich nicht eher, als bis er einige seiner Verfolger übel zugerichtet oder getötet hat. Auch auf dem Anstande erlegt man den Löwen. Die Araber graben eine Grube, decken sie von oben fest zu, so daß nur die Schießlöcher offen sind, und werfen ein frisch getötetes Wildschwein davor; oder sie setzen sich auf Bäume und schießen von dort herab. Außerdem fangen die Araber des Atlas den Löwen in Fallgruben, welche 10 m tief und 5 m breit sind. Sobald das königliche Tier in der Grube liegt, läuft von weither alles zusammen, und es entsteht ein entsetzlicher Lärm ringsum. Jeder schreit, schimpft und wirft Steine hinunter. Am tollsten treiben es aber die Weiber und Kinder. Zuletzt schießen die Männer das Tier zusammen. Erst wenn es vollkommen regungslos daliegt, wagt man sich hinab und bindet ihm Stricke um die Füße, an welchen man die Leiche mühselig heraufwindet; denn der ausgewachsene männliche Löwe kann bis 200 kg schwer werden. Jeder Knabe bekommt ein Stück vom Herzen zu essen, damit er mutig werde. Die Haare der Mähne benutzt man zu Amuletten, weil man glaubt, daß derjenige, welcher dergleichen Haare bei sich trage, vom Zahne des Löwen verschont bleibe.

Zur Vervollständigung vorstehender Mitteilungen will ich meinen alten Reisegefährten und Freund, Leo Buvry, noch einiges erzählen lassen: „Es kommt nur noch selten vor, daß die Eingeborenen Algeriens frei und offen dem Löwen den Krieg erklären und ihn in seinem Verstecke aufstören, bis er den Kampf annimmt. Das heutige Geschlecht der Araber, obwohl es ihm durchaus nicht an Mut fehlt, zieht es vor, ihn auf minder gefahrvolle Weise zu bekämpfen. Man spürt seine Fährte auf und gräbt zur Seite derselben ein etwa 2 m tiefes Loch, welches nach oben zu sich verengert und den Getreidegruben ähnlich ist. In dieses Loch versteckt sich der Araber und überdeckt die Öffnung mit Zweigen. Dort lauert er viele Nächte, bis der Löwe auf einem seiner Streifzüge wieder einmal diesen Weg aufnimmt. Ist das Raubtier nahe genug am Verstecke, so zielt der Jäger nach dem Kopfe oder dem Herzen. Bei der herrschenden Finsternis ist der Schuß immer unsicher; denn verwundet der Jäger den Löwen bloß, so faßt dieser alles Umstehende ‚mit seinen grimmigen Tatzen‘. Gewöhnlich entfernt er sich nicht so bald von dem Orte, an dem er verwundet wurde, sondern sucht nach dem verborgenen Feinde und erhält sodann die zweite nun tödliche Kugel. Jetzt kriecht der Araber aus seinem Verstecke hervor, zündet ein großes Feuer an, wickelt sich in seinen Burnus und bringt auf diese Weise den Rest der Nacht zu.“ Nächsten Tages legt er die Beute der Obrigkeit vor, um die gesetzmäßige Belohnung dafür zu empfangen. Das Fell wird verhandelt und auch der Körper, welchen der Schlächter zerwirkt und an Europäer verkauft; in Algerien wird der Löwe auch von diesen gern gegessen. „Die Araber fangen junge

Löwen entweder in Fallgruben oder folgen in dem frischgefallenen Schnee der Fährte der Mutter bis zu ihrem Verstecke und rauben in ihrer Abwesenheit die Jungen. Daß ein solches Unternehmen nicht ohne Gefahr ist, leuchtet ein."

Über wenige Tiere ist von jeher so viel gefabelt worden und wird noch heutigestags so viel gefabelt wie über den Löwen. Die Nachrichten über ihn laufen, wie leicht begreiflich, bis in das graueste Altertum zurück. Die altägyptischen Denkmäler stellen ihn in den verschiedensten Lagen seines Lebens dar und überzeugen uns, daß die alten Ägypter ihn sehr gut gekannt, auch schon ganz richtig eingeordnet haben. „Die altägyptische Sprache", bemerkt Johannes Dümichen, welcher das Nachstehende für das „Tierleben" niederzuschreiben die Güte gehabt hat, „kennt für Löwe und Katze nur ein und dasselbe Wort. Die Gruppe, durch welche dieses in der Bilderschrift bezeichnet wird, hatte die Aussprache ‚Maau', ein Wort, in welchem die klangbildliche Grundlage nicht zu verkennen ist. Ob diese Gruppe in den Inschriften nun die eine oder die andere Bedeutung hat, entscheidet das Determinativ, d. h. dasjenige Bild, welches der voranstehenden Gruppe noch zur besonderen Erläuterung nachgestellt ist, in unserem Falle also das Bild eines Löwen oder das einer Katze. Außer ‚Maau' kommen noch vor die Worte ‚Ar' und ‚Tam', letzteres insbesondere zur Bezeichnung einer Sonnengottheit, welche in der im östlichen Delta gelegenen Stadt Tal, dem Zoan der Bibel und Tanis der Griechen, dem heutigen San, unter dem Bilde eines Löwen, als Schützer der Pforten des Ostens und siegreicher Kämpfer gegen den asiatischen Baal verehrt wurde. Daß die alten Ägypter dem Löwen die erste Stelle unter allen Raubtieren einräumten, unterliegt aus dem Grunde keinem Zweifel, als das Wort ‚Maau' allgemein zur Bezeichnung der ganzen Ordnung gebraucht wurde. So heißt es in dem nach seinem Besitzer genannten Papyrus Harris: ‚O Herr der Götter, wolle abwehren von mir alle wilden Raubtiere (Maan-u) des Landes, die Krokodile in dem Strome und die Schlangen alle, welche stechen'. In dem hieroglyphischen Schriftsystem, als ein Klangbild gebraucht, ist das Bild eines ruhenden Löwen der Vertreter des Lautes R oder L, welche in der ägyptischen Sprache noch nicht getrennt waren, daher wir noch im Koptischen, der Tochter des Altägyptischen, dieselben Worte, in denen in den entsprechenden hieroglyphischen Gruppen das Zeichen des ruhenden Löwen als Vertreter des R oder L auftritt, bald mit R, bald mit L geschrieben finden.

„Auf Denkmälern aus fast allen Zeiten des ägyptischen Reiches, auch schon auf solchen, denen wir ein Alter von mindestens 4000 Jahren zuschreiben müssen, wie z. B. in den Gräbern bei den Pyramiden von Sakhara, begegnen uns unter dem Bilderschmucke der Wände in Tempeln und Grabkammern nicht selten Darstellungen freilebender und gezähmter Löwen, und zwar kommt, was Beachtung verdient, nicht bloß der afrikanische, sondern auch der asiatische Löwe vor, letzterer bald von asiatischen Völkerschaften als Tribut herbeigeführt, bald von den auf Kriegszügen in Asien weilenden Königen verfolgt. Die älteste mir bekannte Darstellung einer Löwenjagd weist eine Grabkammer bei Sakhara auf, deren Bilderschmuck unzweifelhaft zu den gelungensten Schöpfungen altägyptischer Kunst gehört und der Tierbilder wegen den Tierkundigen empfohlen sein mag. Der Inhaber des Grabes, in den Inschriften Ptah-Hoteb genannt, ein hoher Würdenträger des Reiches unter König Tatkara-Assa, dem Tancheres der fünften Manethonischen Dynastie, wahrscheinlich derselbe, welcher die unter dem genannten Könige so berühmt gewordenen Weisheitssprüche über den Umgang mit Menschen schrieb, beweist, daß er auch mit Tieren umzugehen und ihre Jagd auszuüben verstand. Im ersten Teile meiner ‚Resultate einer archäologischen Expedition' habe ich sämtliche Darstellungen und Inschriften der vier Wände und unter ihnen auch die erwähnte Jagdszene wiedergegeben. Es ist hier nicht, wie auf anderen Bildern, ein Angriff auf den Löwen mit Speer und Lanze, sondern ein Überlisten

des Raubtieres dargestellt. Dieses hat man herbeigelockt durch ein als Köder dienendes Rind, dessen Entsetzen der Künstler in der naivsten Weise zum Ausdrucke zu bringen gesucht hat, während eine noch zusammengekoppelte Meute edler Windhunde des Augenblickes harrt, von dem Jagdherrn losgelassen und zur Überwältigung des Löwen verwendet zu werden. Die andere Hälfte des großen Gemäldes zeigt uns einen schwach bemähnten Sennar- oder Senegallöwen hinter Schloß und Riegel, in einem von mehreren Männern getragenen Käfig, zum Beweise, daß die Jagd geglückt, oder daß man schon in jener frühen Zeit im stande war, das gewaltige Raubtier einzufangen. Doch dies nicht allein: die alten Ägypter verstanden nicht bloß den Gepard, sondern sogar den Löwen zu zähmen und ihn zur Jagd sich dienstbar zu machen. Auf vielen Bildern sehen wir den Herrscher, wie er mit Speer und Lanze der Tiere König entgegentritt, und vernehmen, daß Amenophis III. sich rühmt, in den ersten 10 Jahren seiner Regierung nicht weniger als 110 Löwen erlegt zu haben; auf anderen finden wir Darstellungen des Königs und eines Löwen, welcher gemeinschaftlich mit ihm gegen die andringenden Feinde kämpft. So z. B. ist der König Ramses der Große in den nubischen Felsentempeln von Derr und Abu Simbal abgebildet in Begleitung eines ihm zur Seite kämpfenden Löwen, und die über letzteren zur Erläuterung des Bildes dienende hieroglyphische Inschrift lautet: ‚Der Löwe, Begleiter Seiner Majestät, reißt in Stücke seine Feinde.'"

Die Bibel erwähnt den Löwen an vielen Stellen, und die Hebräer haben eine ganze Anzahl Namen für ihn. Griechen und Römer erzählen sehr ausführlich von dem königlichen Tiere und berichten dabei eine Masse von Märchen mit. Des Löwen Knochen sollen so hart sein, daß sie Feuer geben; er soll die kleinen Tiere verachten, die Weiber schonen rc.; die starke und grausame Löwin soll nur ein einziges Junges in ihrem ganzen Leben werfen, weil dasselbe mit seinen scharfen Krallen den Tragsack zerreiße, genau wie es der Viper auch gehe. Aristoteles weiß, daß die Löwin mehrmals Junge wirft, und daß die jungen Löwen sehr klein sind und erst im zweiten Monate gehen können, weiß sogar, daß es zwei Arten Löwen gibt: kürzere mit krauserer Mähne, welche die furchtsameren, und längere mit dichterer Mähne, welche die stärkeren sind. Plinius sagt, daß die jungen Löwen anfänglich unförmliche Fleischklumpen seien, nicht größer als ein Wiesel, daß sie nach 2 Monaten kaum sich rühren könnten und erst nach dem sechsten gehen lernten. Sie tränken selten, fräßen nur einen Tag um den anderen und könnten dann wohl 3 Tage fasten, verschlängen alles ganz und zögen das, was der Magen nicht fassen könne, mit den Klauen wieder aus dem Rachen, um nötigen Falls entfliehen zu können. Unter allen reißenden Tieren sei der Löwe allein gnädig gegen Bittende, verschone die, welche sich vor ihm niederwerfen, und ließe seinen Grimm mehr gegen die Männer als gegen die Weiber, gegen die Kinder nur beim ärgsten Hunger aus. In Libyen glaube man, daß er das Bitten verstehe; denn eine gefangene Frau erzählte, sie sei von vielen Löwen angefallen worden, habe sie aber alle durch Zureden besänftigt und immer gesagt, daß sie nur eine Frau wäre, flüchtig und krank, eine Bittende vor dem Großmütigsten, über alle übrigen Tiere Befehlenden, eine Beute, welche seines Ruhmes nicht würdig wäre: da habe sie der Löwe gehen lassen.

Den ersten Löwenkampf gab der Ädil Scävola, einen zweiten der Diktator Sulla. Dieser hatte schon 100 Löwen, Pompejus ließ aber 600 und Julius Cäsar wenigstens 400 kämpfen. Der Fang war früher eine böse Arbeit und geschah meistens in Gruben. Unter Claudius aber entdeckte ein Hirt durch Zufall ein leichtes Mittel, den Löwen zu fangen. Er warf ihm seinen Rock über den Kopf, und der Löwe wurde hierdurch so verblüfft, daß er sich ruhig fangen ließ. Im Zirkus wurde dieses Mittel dann oft angewendet. M. Antonius fuhr nach der pharsalischen Schlacht mit einer Schauspielerin durch die Stadt in einem Wagen, welchen Löwen zogen. Hanno, der uns schon bekannte Karthager, war der erste, welcher einen gezähmten Löwen mit seinen Händen regierte. Er wurde deshalb

jedoch aus seinem Vaterlande vertrieben, weil man glaubte, daß derjenige, welcher sich mit der Zähmung eines Löwen abgebe, auch die Menschen sich zu unterwerfen strebe; Hadrian tötete im Zirkus oft 100 Löwen auf einmal; Marcus Aurelius ließ ihrer 100 mit Pfeilen erschießen. Auf diese Weise wurden die Löwen so vermindert, daß man die Einzeljagden in Afrika verbot, um immer hinlänglich viele für die Kampfspiele zu haben. Doch erst mit der Erfindung des Feuergewehres schlug dem königlichen Tiere die Stunde des Verderbens.

*

Schon seit Aristoteles und Plinius besteht unter den Forschern eine Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der systematischen Bestimmung dreier altweltlichen Katzen, der Pardel oder Parder, welche man Leopard, beziehungsweise Panther und Sundapanther genannt und bald als Abänderungen eines und desselben Tieres, bald als besondere Arten betrachtet hat.

Dem „Leoparden" („Felis pardus, Leopardus antiquorum, Felis leopardus") schreibt man folgende Merkmale zu: Eine Gesamtlänge von 170—200 cm, wovon der Schwanz 60—80 cm wegnimmt. Der Kopf ist groß und rundlich, die Schnauze wenig vorspringend, der Hals sehr kurz, der Leib kräftig, die Gestalt überhaupt gedrungen; die Beine sind mittelhoch und mäßig stark, die Pranken nicht besonders groß. Die Grundfärbung, ein blasses Rötlichgelb, dunkelt auf dem Rücken und geht in der Kehlgegend und auf der Vorderbrust in Licht- oder Weißgelb, auf der Unter- nebst Innenseite der Gliedmaßen in Gelblichweiß über, erscheint aber, weil die Flecken klein sind und ziemlich dicht stehen, verhältnismäßig dunkel. Über die Oberlippe verlaufen in wagerechter Richtung 3—4 ziemlich breite schwarze Streifen; ein großer länglichrunder, ebenso gerichteter Flecken zieht sich um den Mundwinkel herum, ein kleiner senkrecht gestellter findet sich über jedem Auge; im übrigen sind Gesicht, Scheitel, Nacken, Kopf- und Halsseiten, Schultern, Ober- und Unterarme, Schenkel und Beine auf der Außenseite, Kehle und Vorderbrust mit kleinen, in der Größe zwischen einer Erbse und einer Walnuß schwankenden, schwarzen, vollen, runden und rundlichen Flecken dicht bedeckt. Einige von ihnen laufen in der Schlüsselbeingegend zu schief stehenden Querbinden, andere, und zwar ihrer 2 oder 3 auf den Schultern und Beinen, zu unregelmäßigen Tüpfeln zusammen und werden hier durch schmale, sich netzartig zwischendurch ziehende Streifen der Grundfärbung getrennt. Hierdurch bilden sich gebrochene, im wesentlichen von oben nach unten verlaufende Reihen, während die Tüpfelung des Kopfes und Halses durchaus unregelmäßig erscheint. Einige wenige sind gesäumt, d. h. umschließen einen kleinen Hof, wie dies bei allen Flecken des Oberrückens, der Rumpfseiten und des Oberschwanzes in der Wurzelgegend der Fall ist. Der Hof, welcher stets eine dunklere, in der Regel lichtrotgelbe Färbung hat, wird auf der Rückenmitte, über welche sich 2 oder 4 gleichlaufende Streifen ziehen, von einem ringförmigen oder zwei, meist zusammenfließenden halbmondförmigen Flecken eingefaßt, während ihn auf den Seiten, woselbst die Reihen eher nach der Quere als nach der Länge angeordnet sind, 3—4, im letzteren Falle paarig stehende Mondflecken umgeben. Der Schwanz ist in der Wurzelgegend mit in die Länge gezogenen Hof- und Vollflecken, gegen die Spitze hin nur mit letzteren sehr unregelmäßig gezeichnet, an der Spitze unten aber fast reinweiß. Die Zeichnung der Unter- und Innenseite der Glieder endlich besteht entweder aus einfachen oder doppelten Vollflecken. Das Ohr ist außen grauschwarz, ein großer Flecken nach der Spitze weißlich; das Auge hat grünlichgelbe Iris und runden Stern. Weder die Geschlechter noch die Alten und selbständig gewordenen Jungen unterscheiden sich wesentlich voneinander; wohl aber gibt es dunklere und selbst schwarze Tiere. Ein glänzend braunschwarzer, nur im Sonnenglanze fleckig erscheinender Leopard wird in Abessinien Gesela genannt und seines hochgeschätzten Felles wegen eifrig verfolgt.

Der „Panther“ („Felis panthera, F. varia, Leopardus panthera, L. varius“) soll folgende Merkmale zeigen: Eine Gesamtlänge von 200—240 cm, wovon etwa 82—96 cm auf den Schwanz kommen. Der Kopf ist mäßig groß und länglichrund, die Schnauze deutlich vorspringend, der Hals kurz, der Leib kräftig, aber doch gestreckt; die kräftigen Beine sind verhältnismäßig sehr stark, die Pranken groß. Die Grundfärbung, ein helles Ockergelb, geht auf dem Rücken in Dunkelrötlichgelb, auf der Unterseite und den Innenseiten der Glieder in Gelblichweiß über, wie bei dem Leoparden, tritt aber weit lebhafter hervor, weil die Fleckenzeichnung eine durchaus verschiedene ist. Die dunkeln Streifen auf der Oberlippe sind wenig ausgeprägt, teilweise nur angedeutet; der länglichrunde Flecken in dem Mundwinkel unterscheidet sich nicht von dem des Leoparden; die Fleckenzeichnung des Kopfes ist spärlicher als bei diesem, die Flecken selbst sind durchgehends etwas kleiner, und der Kopf



Leopard (Felis pardus). ¹/₁₉ natürl. Größe.

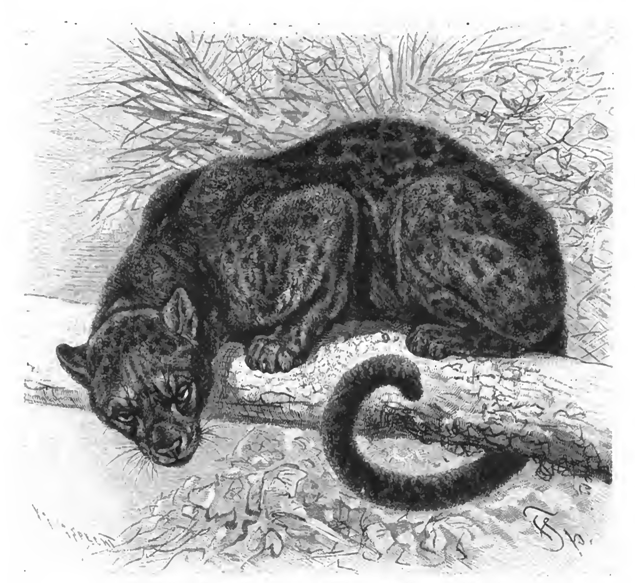
erscheint deshalb lichter. Außer dem Kopfe, dem Nacken, den Halsseiten, der Gurgel und Oberbrust, auf welcher mehrere Flecken ebenfalls zu 2 oder 3 Streifen zusammenfließen, zeigen nur die Vorderarme und Unterschenkel meist aus 2 oder 3 Einzelflecken zusammengeflossene Vollflecken, während Schultern und Oberschenkel wie der Rücken und die Seiten mit gesäumten oder Hofflecken besetzt sind. Alle Hofflecken oder Rosetten unterscheiden sich von denen des Leoparden durch ihre bedeutende Größe: der weite Hof ist lebhaft rötlichgelb, die ihn umgebenden Mondflecken sind klein und schmal und gruppieren sich zu 2 und 3, 3 und 4, ausnahmsweise auch 5 um den Mittelflecken, so daß jeder Hof von 5—7, beziehentlich 8 Mondflecken umringt wird. Über die Mittellinie des Rückens ziehen sich 2 gleichlaufende, neben ihnen 2 fast gleichlaufende Rosettenreihen, erstere meist aus geschlossenen, letztere aus





PANTHER.

teilweise unterbrochenen, im Vergleiche zu denen der Seiten kleinen Mondflecken bestehend, während die Rosetten auf den Seiten sich wie beim Leoparden in ziemlich regelrecht schief von oben und vorn nach unten und hinten verlaufende Reihen ordnen. Auf der Oberseite des Schwanzes herrscht bis gegen die Mitte eine aus großen Rosetten gebildete Zeichnung, nach Art der des Rückens, während die Unterseite hier lichtere Mondflecken und der Schwanz in



Schwärzling des Sundapanthers (Felis variegata). 1/12 natürl. Größe.

der Endhälfte oben breite schwarze, durch schmale lichte Bänder getrennte Halbringe zeigt und unten einfarbig weiß ist. Die gelblich- oder reinweiße Unter- und Innenseite der Glieder endlich trägt große, länglichrunde, sehr einzeln stehende schwarze Flecken. Färbung und Zeichnung des Ohres sind wie beim Leoparden; die Iris aber sieht in der Regel gelb aus. Weiter nach Osten hin tritt eine Spielart des Panthers auf, welche Gray als besondere Art (Leopardus japonicus) beschrieben hat, weil das Fell, dem Klima entsprechend, viel dichter und namentlich der Schwanz buschiger ist; eine andere mit ähnlichen Merkmalen (Felis tulliana) ist vorwiegend in Kleinasien heimisch.

Mit Leopard und Panther soll der Sunda- oder Langschwanzpanther (Felis variegata und chalybeata, L. pantherinus, macrurus und variegatus) von Sumatra

und Java, streng genommen, gar nicht zu verwechseln sein. Ihn sollen unterscheiden: der kleine, lange Kopf, der längliche Hals, der sehr gestreckte Leib, der mindestens rumpflange Schwanz, die niedrigen, kräftigen, mit verhältnismäßig sehr starken Pranken ausgerüsteten Beine sowie endlich die Fleckenzeichnung von beiden Verwandten. Flecken wie Rosetten sind viel kleiner und dunkler, stehen auch dichter als bei den Verwandten. Das Fell erhält hierdurch einen schwarzblauen Schimmer, welcher deutlich hervortritt, wenn man den Blick längs desselben streifen läßt. Die Grundfärbung ist dunkel lehmgelb, die der Höfe bräunlichgelb, die der Unter- und Innenseite der Glieder gräulich- oder gelblichweiß. Kopf, Nacken, Unterarme und Unterschenkel sind so dicht mit Tüpfelflecken gezeichnet, daß diese Teile fast schwarz erscheinen, die Halsringe sehr ausgesprochen, die Flecken der Schultern und Oberschenkel mit wenigen Ausnahmen voll, die auffallend dichtstehenden Rosetten aus 3—5 meist zusammengeflossenen Flecken gebildet, die Höfe immer klein, bei einzelnen Rosetten kaum sichtbar, die Schwanzflecken sehr in die Länge gezogen, unter sich meist verbunden, ihre Höfe ebenfalls klein, die dunkeln Halbbinden der Schwanzspitze nur durch sehr schmale lichte Zwischenräume getrennt, die Längsflecken der unteren Schwanzseite unregelmäßig. Der Ohrrand hat tiefschwarze Färbung. Die Iris ist grünlichgelb.

Der sogenannte Schwarzpanther oder schwarze Leopard („Felis melas, Leopardus melas") ist nichts anderes als ein Schwärzling; denn er wird, wie bereits Reinwardt und Kuhl richtig bemerkten und wie, laut Rosenberg, jeder Javane weiß, mit dem gelben in einem und demselben Gewölfe gefunden und zwar sowohl auf den Inseln als auch auf dem Festlande. Nach Sanderson und Blanford sind diese schwarzen Stücke, die ganz die Farbe einer schwarzen Katze haben und nur unter gewisser Beleuchtung die Flecken erkennen lassen, häufiger auf der Malayischen Halbinsel und in Südindien, besonders in Trawankur und Maisur, als in nördlicheren Gebieten. Nach Sanderson sollen sie ausschließlich in dichten großen Wäldern leben, nicht allenthalben, wie ihre heller gefärbten Artgenossen. Schwarze Tiere trifft man jetzt in fast allen Tiergärten, und in manchen werden sie regelmäßig gezüchtet. Wenn schwarze mit schwarzen Stücken gepaart werden, zeigt auch die Nachkommenschaft die gleiche Färbung.

Wenn nun auch Jäger, Händler 2c. nach äußeren Merkmalen und Lebensweise ziemlich sicher zwischen Leopard, als dem kleineren, gedrungener gebauten, und Panther, als dem größeren, schlanker gebauten, unterscheiden — etwa so wie jedermann zwischen leichten und schweren Pferden oder wie man in Indien zwischen dem stämmigen Tiger bergiger und dem schmächtigen ebener Gegenden unterscheiden gelernt hat — namentlich, wo es sich um äußerste Grenzen der Abweichungen handelt, so wird doch im System diese Trennung nicht anerkannt, weil sie nicht durchführbar ist. Panther und Leopard sind dort nur eine Art: Felis pardus, von westafrikanischen Bantuvölkern Ngo, in Persien Palang, in Indien Tschita, Adnara, Honiga, Kerkal und von den Malayen Harimau-bintang genannt. Größe, Kopfform, gedrungener oder schlanker Bau, Schwanzlänge, Länge und Dichte, Fleckung, Grundfarbe des Haarkleides finden sich in allen Abstufungen, und gelbliche oder rötliche sowie hell- bis dunkelbraune oder ganz schwarze Tiere, deren Fell nur noch unter gewisser Beleuchtung fleckig erscheint, sind aus den entlegensten Wohngebieten bekannt. Auch Weißlinge kommen vor. Die Größenunterschiede sind vielfach wohl auf Altersunterschiede, Standort und Ernährungsweise zurückzuführen. Immerhin vermögen Kenner ohne weiteres asiatische und afrikanische Felle zu unterscheiden.

Dem Brauche folgend, darf man sowohl vom Panther und Leopard als auch vom Panther oder Leopard sprechen; man kann auch im engeren Sinne — und dies soll hier befolgt werden — den afrikanischen: Leopard, den asiatischen: Panther nennen, obwohl die Leoparden in Nordafrika Panther genannt werden, obwohl ferner in Indien, wie auf Ceylon,

beide ebenfalls nebeneinander in der üblichen Weise unterschieden werden. Nur Sterndale nennt dort umgekehrt das stärkere Tier Leopard und das schwächere Panther. In ihrem Wesen, ihrer Lebensweise stimmen alle überein, sofern abweichende Größe und Stärke es zulassen. Jene nehmen vorlieb mit kleinerem Wilde und kleineren Haustieren, während diese auch Großwild und Großvieh aller Art sowie Menschen überwältigen und als Räuber dem Tiger am nächsten stehen, in Indien sogar vielfach für gefährlicher gelten. Ähnliche Beobachtungen werden wir auch aus Afrika erhalten, wenn dieses erst gründlicher durchforscht sein wird; daß auch hier die Größenverhältnisse und andere äußere Merkmale erheblich schwanken, ist jetzt nicht mehr zu bezweifeln. Von zwei westafrikanischen, sicherlich nicht mehr jungen Leoparden gibt Pechuel-Loesche folgende Maße: Körper und Kopf je 121 und 114 cm; Schwanz (ohne Haarspitzen) je 59 und 67 cm; das stärkste Tier hatte sonach den kürzesten, übrigens vollständig gesunden Schwanz. Ein anderes, das leider nicht erlegt werden konnte, schätzte er nach mehrmaligem Erblicken und der deutlichen Fährte den bekannten größten gleich. Man vergleiche damit die Verhältnisse dreier von Jerdon, Tickell und Sterndale in Indien gemessener: Körper und Kopf je 145, 117 und 106 cm, Schwanzlänge je 96,5, 86 und 75 cm. Die Gesamtlänge unseres Räubers beider Weltteile dürfen wir im Durchschnitte zu 180—240 cm festsetzen, wovon 60—96 cm auf den Schwanz kommen, der gewöhnlich 24 oder 25, vielleicht sogar 22—28 Wirbel besitzt; die Schulterhöhe beträgt etwa 45—62 cm. Das Gewicht der kleineren Tiere der Art in Indien überschreitet nach Sanderson wohl kaum 25 kg.

Der Verbreitungskreis ist sehr groß: er umfaßt ganz Afrika und das ganze südliche Asien. „Der Panther“, schreibt A. Walter, „scheint sich dem Tiger gegenüber bezüglich seiner Verbreitung als eine dem Westen entstammende Form zu ergeben, was vielleicht besser als die systematischen Zeichnungsdebatten die Identität des afrikanischen Leoparden und asiatischen Panthers beweisen dürfte. Im Westen nämlich geht er weiter nach Norden als der Tiger, bleibt umgekehrt im Osten weit hinter jenem zurück. Von Persien, ebensowohl aber auch vom Hochlande Kleinasiens und des daranschließenden Armeniens reicht der Panther bis in den Kaukasus. Obzwar nunmehr schon arg gelichtet, ist er noch ein ständiger Bewohner des südlichen Daghestan, von woher z. B. Sakataly als ständiger Wohnort zu melden wäre. Am Westabfalle des Kaukasus zum Schwarzen Meere soll er noch weiter nördlich vordringen (nach einigen Berichten bis Anapa?), doch läßt sich bis jetzt dort der nördlichste Verbreitungspunkt noch nicht sicher angeben. In Mittelasien gebietet der mittlere und untere Oxus, bezüglich schon die diesen begleitende Turkmenenwüste seiner Verbreitung Halt. Jedenfalls kommt er in Turkmenien bloß dem Kopet-dagh und den kurzen Flußläufen zu, über deren Enden die Nordgrenze hier zu ziehen wäre. Während er in ganz Russisch-Turkistan, am unteren Oxus und Aral sowie im westlichen Buchara sicher fehlt, läßt sich über sein Vorkommen oder Fehlen im südöstlichen Zipfel Bucharas nicht sicher entscheiden. Die dürftigen Berichte von dorther lauten verwirrend, so daß auch der obere Oxus Grenze zu sein scheint.“ In Indien fehlt er nach Blanford im Pandschab und in Teilen von Sinde, ebenso kommt er in Hochasien nicht vor.

Unsere Tiere sind eigentlich schweigsam zu nennen, denn ihre nicht laute Stimme ist selten zu hören. An Gefangenen hat man gewisse klägliche, an Katzengeschrei erinnernde Laute wahrgenommen. Bisweilen lassen sie in der Wildnis einen 3—4mal wiederholten rauhen Ruf hören, der sich nach Pechuel-Loesche etwa durch ‚hura-ak‘ wiedergeben läßt, und, wenn erschreckt, gereizt oder angreifend, stoßen sie fast den nämlichen heiseren Schrei hustenartig scharf hervor, wohl auch gemischt mit dem unbeschreiblichen rasselnden Knurren, welches ein wütender Hund von sich gibt. Die Fülle ihrer Stimme ist jedenfalls nicht bedeutender als die eines mittelgroßen Hundes.

Der Leopard oder Panther ist die schönste aller Katzen auf dem Erdenrund. Wohl sehen wir im Löwen den König der Tiere; wohl gilt der Tiger als der gefährlichste unter der grausamen Gesellschaft; wohl besitzt der Ozelot ein farbenreicheres Kleid: hinsichtlich der Einhelligkeit des Leibesbaues, der Schönheit der Fellzeichnung, der Kraft und Gewandtheit, Anmut und Zierlichkeit der Bewegungen aber stehen sie und alle übrigen Katzen hinter dem Leoparden zurück. Er vereinigt alles in sich, was die einzelnen Katzen im besonderen auszeichnet, weil er deren Eigenschaften in leiblicher wie in geistiger Hinsicht in vollkommenster Weise zur Geltung bringt. Seine samtne Pfote wetteifert an Weiche mit der unseres Hinz: aber sie birgt eine Klaue, welche mit jeder anderen sich messen kann; sein Gebiß ist verhältnismäßig viel gewaltiger als das seines königlichen Verwandten. Ebenso schön wie geschmeidig, ebenso kräftig wie behend, ebenso kühn wie verschlagen zeigt er das Raubtier in vollendeter Ausbildung.

Auf den ersten Blick hin will es scheinen, als wäre das Kleid des Leoparden viel zu bunt für einen Räuber, welcher durch lauerndes Verstecken und Anschleichen seine Beute gewinnen und vor dem scharfen Auge derselben sich decken muß. Allein bei einer oberflächlichen Betrachtung der Gegenden, in welchen das Tier heimisch ist, muß jede derartige Meinung verschwinden. Wer seine Wohngebiete aus eigener Erfahrung kennt, findet es ganz natürlich, daß zwischen ihrer Vegetation und ihrem Gesteine ein so farbenreiches Geschöpf, selbst in sehr geringer Entfernung, übersehen werden kann. Er findet sich überall, wo es zusammenhängende, dichte und hochwüchsige oder auch nur dünn bestandene Waldungen gibt, und zwar in verhältnismäßig großer Menge. Grasige Ebenen liebt er nicht, obwohl er in der Steppe eine keineswegs seltene Erscheinung ist, und in besiedelten Gegenden liegt er oft in Feldern und Pflanzungen oder im angrenzenden Gesträuche. Sehr gern zieht er sich in das Gebirge zurück, dessen reichbewachsene Höhen ihm nicht nur treffliche Versteckplätze, sondern auch reichliche Beute gewähren. In Abessinien bietet ihm noch ein Höhengürtel von 2000—3000 m über dem Meere alle Annehmlichkeiten, welche er sich wünschen kann. Gar nicht selten sucht er sich seinen Aufenthaltsort nahe an den menschlichen Wohnungen oder in diesen selbst und unternimmt von hier aus seine Raubzüge. So erzählte mir Schimper, daß ein Leopard in einem Hause der Stadt Adua in Abessinien sogar Junge warf. Unter allen Umständen aber wählt sich der schlaue Räuber Plätze, welche ihn soviel wie möglich dem Auge entziehen.

Ungeachtet seiner nicht eben bedeutenden Größe ist der Leopard ein wahrhaft furchtbarer Feind aller Tiere und selbst des Menschen, obgleich er diesem so lange ausweicht, wie es angeht. In allen Leibesübungen Meister und listiger als andere Raubtiere, versteht er es, selbst das flüchtigste oder scheueste Wild zu berücken. Im Klettern steht er nur wenig anderen Katzen nach. Man trifft ihn fast ebenso oft auf Bäumen wie in einem Busche versteckt. Bei Verfolgung bäumt er regelmäßig. Wenn es sein muß, steht er nicht an, über ziemlich breite Ströme zu schwimmen. Erst bei seinen Bewegungen zeigt er sich in seiner vollen Schönheit. Jede einzelne ist so biegsam, so federnd, gewandt und behend, daß man an dem Tiere seine wahre Freude haben muß, so sehr man auch den Räuber hassen mag. Da kann man nichts gewahren, was irgend eine Anstrengung bekundet. Der Körper windet und dreht sich nach allen Richtungen hin, und der Fuß tritt so leise auf, als ob er den leichtesten Körper trüge. Jede Biegung ist zierlich, gerundet und weich: kurz, ein laufender oder schleichender Leopard wird für jedermann zu einer wahren Augenweide wie nur noch ein zweiter, wenn auch weit kleinerer Räuber: die Genettkatze.

Leider steht sein geistiges Wesen mit seiner Leibesschöne, wenigstens nach unseren Anforderungen, nicht im Einklange. Der Leopard ist verschlagen, boshaft, wild, mordlustig, rachsüchtig und dabei nichts weniger als feig. In Afrika nennt man ihn, wie in Amerika

den Jaguar, stellenweise geradezu Tiger, weil man unter diesem Namen das Urbild eines blutdürstigen Wesens bezeichnet. Und wahrhaftig, keine andere altweltliche Katze kann den Namen des furchtbarsten Gliedes der Familie mehr als er verdienen. Er mordet alle Geschöpfe, welche er bewältigen kann, gleichviel, ob sie groß oder klein sind, ob sie sich wehren oder ihm ohne Abwehr zur Beute fallen. Antilopen, Schakale und Kleinvieh bilden wohl seine Hauptnahrung; aber er klettert auch den Affen auf den Bäumen, den Klippschliefern in dem Gefelse nach, bespringt Trappen und Perlhühner bis zu den kleinsten Vögeln herab und verschmäht sicherlich auch Lurche nicht. Alles Getier ist ihm recht; aber er verschlingt auch nach Pechuel-Loesches Beobachtungen die fetten Früchte der Ölpalme. Den Pavianen ist er beständig auf den Fersen; er verhindert ein gefährliches Überhandnehmen dieser Tiere: dies sieht man in jenen Höhen, wo er nicht hinkommt.

Unter eingepferchten Herden soll er gelegentlich ein wirkliches Blutbad anrichten und in einer einzigen Nacht ein Dutzend und mehr Schafe töten. Deshalb wird er von den Viehhaltern auch weit mehr gefürchtet als andere Räuber, welche sich meist mit einer Beute begnügen. Den Hühnern schleicht er ohne Unterlaß nach. In Südafrika ist man der Ansicht, daß er Ziegen den Schafen vorziehe. „Der Farmer", sagt Fritsch, „sieht es daher nicht ungern, wenn sein Hirt sich einige Ziegen hält, weil er weiß, daß, wenn Ziegen mit seinen Schafen weiden, der Leopard sicher die ersteren holen und sein Vieh verschonen wird." Dieser Glaube ist wohl vornehmlich entstanden, weil jene nicht so flüchtig sind wie diese und besonders auch auf weiten Märschen, Reisezügen viel schneller ermatten als Schafe, zurückbleiben und somit dem Räuber leichter zufallen.

Mit der Kühnheit und Raublust verbindet der Leopard überdies die größte Frechheit. Dreist und unverschämt kommt er bis in das Dorf oder bis in die Stadt, ja selbst bis in die bewohnten Hütten hinein. Als sich Rüppell in der abessinischen Provinz Simen befand, packte ein großer Leopard unfern des Lagerplatzes und bei hellem Tage einen der Esel, wurde indessen noch zeitig genug durch das Geschrei der Hirtenknaben verscheucht. „Bei Gondar", sagt derselbe Naturforscher, „wurden wir durch das Geschrei einer in unserem Haushofe befindlichen Ziege aus dem Schlafe geweckt. Es zeigte sich, daß ein Leopard über die 9 Schuh hohe Hofmauer geklettert war und die schlafende Ziege an der Kehle gepackt hatte. Ein Pistolenschuß, der aber nicht traf, verscheuchte das Raubtier aus dem Hofe, in welchem es die sterbende Ziege zurückließ. Nach 2 Stunden kam der Leopard wieder in den Hof gesprungen und drang sogar bis in mein Schlafzimmer, wo die tote Ziege lag! Als er uns aufspringen hörte, entfloh er abermals unverletzt. Sieben Tage später wurden wir nachts durch das Jammergeschrei unserer Haushühner geweckt, welche hoch oben an der Decke des Vorzimmers auf einer schwebend hängenden Stange saßen. Drei Leoparden auf einmal hatten uns einen Besuch zugedacht. Während nun mein Neger Abdallah mit gespanntem Gewehre das Knurren einer dieser Bestien in dem Vorhofe bei den Maultieren belauschte, sah ich die beiden anderen auf der Mauer des Hinterhofes, wohin ich mich begeben hatte, umhergehen und zwar mit leisem, aber so sicherem Tritte, daß ich darüber ganz erstaunt war. Die zu große Dunkelheit der Nacht machte einen sicheren Schuß unmöglich. Da es den Leoparden gelungen war, einige Hühner zu erhaschen, so konnten wir einer baldigen Wiederholung ihres Besuches gewiß sein. Wirklich erschienen sie auch schon in der nächsten Nacht wieder. Einer aber, welcher bereits zwei Stück Geflügel ertappt hatte, mußte mit dem Leben büßen, indem Abdallah ihm durch einen glücklichen Schuß die Wirbelsäule zerschmetterte."

Von seiner kühnen Mordlust lieferte der Leopard auch mir einen schlagenden Beweis. Wir ritten vormittags durch einen Teil des Bogosgebirges. Da hörten wir über uns wieder einmal das stets zur Jagd herausfordernde Gebell der großen Paviane und beschlossen sofort, unsere Büchsen an ihnen zu erproben. Unsere Leute blieben unten im Thale, um die

Maultiere zu halten; wir kletterten langsam an der Bergwand empor, wählten uns einen ziemlich passenden Platz und feuerten von da aus nach den oben sitzenden Affen. Es war ziemlich hoch, und mancher von den Schüssen ging fehl; einige hatten jedoch getroffen: die Opfer derselben brachen entweder zusammen oder suchten verwundet das Weite. So sahen wir einen uralten Mantelpavian, welcher am Halse verletzt worden war, taumelnd und unsicher den Felsen herabkommen und an uns vorüberschwanken, mehr und mehr dem Thale sich zuwendend, woselbst wir ihn als Leiche zu finden hofften.

Urplötzlich entstand ein wahrer Aufruhr unter den Affen und wenige Sekunden später ein wüster Lärm unten im Thale. Sämtliche männliche Mantelpaviane rückten auf der Felskante vor, grunzten, brummten, brüllten und schlugen wütend mit den Händen auf den Boden. Aller Augen richteten sich zur Tiefe, die ganze Bande rannte hin und her; einige besonders grimmige Männchen begannen an der Felswand herabzuklettern. Wir glaubten schon, daß wir jetzt angegriffen werden sollten, und beeilten uns etwas mehr als gewöhnlich mit dem Laden der Büchsen. Da machte uns der Lärm unten auf die Tiefe aufmerksam. Wir hörten unsere Hunde bellen, die Leute rufen und vernahmen endlich die Worte: „zu Hilfe! zu Hilfe! ein Leopard!“ An der Bergwand hinabschauend, erkannten wir denn auch wirklich das Raubtier, welches auf geradem Wege unseren Leuten zueilte, sich aber bereits mit einem Gegenstande beschäftigte, welcher uns unkenntlich blieb, weil er durch den Leoparden verdeckt war. Gleich darauf fielen unten 2 Schüsse; dann wurde es bis auf das anhaltende Gebell der Hunde still.

Die ganze Geschichte war so schnell vorübergegangen, daß wir noch immer nicht wußten, um was es sich eigentlich handelte. Wir stiegen deshalb ziemlich eilfertig in das Thal. Hier trafen wir unsere Leute in den verschiedensten Stellungen auf einen Busch starrend: dort stecke der Leopard, sagten sie. Vorsichtig näherte ich mich dem Busche, konnte aber, so sehr ich mich auch anstrengte, noch immer nichts von dem Tiere gewahren. Da deutete einer der Leute mit der Hand auf einen bestimmten Fleck. Hier, dicht vor mir, sah ich den Leoparden endlich liegen. Er war tot. Etwa 10 Schritt weiter thalwärts lag der ebenfalls getötete Hamadryas.

Nun klärte sich der Hergang auf. Beim Hinaufklettern waren wir unzweifelhaft außerordentlich nahe am Lagerplatze des Raubtieres vorübergegangen. Dann waren von uns etwa 10 Schüsse abgefeuert worden, deren Knall stets ein vielfaches Echo hervorgerufen hatte. Auf den thalwärts humpelnden verwundeten Affen hatte der Leopard sich gestürzt, ungeachtet der Menschen, welche er gesehen und gehört, ungeachtet der alle Tiere schreckenden Schüsse, ungeachtet des hellen, sonnigen Tages. Wie ein Reiter auf dem Rosse sitzend, war er auf dem Pavian in das Thal hinabgeritten, und nicht einmal das Schreien und Lärmen der Leute hatte ihn zurückgeschreckt. Der Koch hatte, wie er zugestand, „in der Todesangst“ die zweite Büchse seines Herrn aufgenommen, nach der Gegend hingehalten und dem Leoparden glücklich eine Kugel mitten durch die Brust gejagt. Dann hatte er auch den Hamadryas erlegt, wahrscheinlich ohne eigentlich zu wissen, in welcher Absicht. Wie sich später ergab, hatte der Leopard den Affen mit den beiden Vordertatzen gerade vorn am Maule gepackt und hier tiefe Löcher eingerissen, mit den Hinterbeinen aber im Gesäße des Tieres fest sich einzuklammern versucht oder sie, stellenweise wenigstens, nachschleifen lassen. Unbegreiflich war es uns, daß der Mantelpavian, trotz der früher erhaltenen Verwundung, von seinem furchtbaren Gebisse nicht Gebrauch gemacht hatte.

In Städten und Dörfern, welche nahe am Walde liegen, besucht der Leopard die Häuser nur allzu oft, raubt hier vor den Augen der Menschen irgend ein Tier und schleppt es fort, ohne sich durch das Geschrei der Leute beirren oder sein Wild sich entreißen zu lassen. Ihm ist jedes Haustier recht; er nimmt auch die Hunde mit Vorliebe, obgleich diese tüchtig sich

wehren. In vielen Gegenden Afrikas müssen die Eingeborenen für ihre Haustiere feste Ställe aus Pfosten und Knüppeln herstellen, damit sie nachts wenigstens gegen den Leoparden gesichert sind.

Wenn der Leopard seine Jungen bedroht glaubt, angegriffen oder verwundet wird, stürzt er sich manchmal wie rasend auf seinen Gegner. So erzählt Cumming, daß einer seiner Freunde, welcher einen Parder nur verwundete, augenblicklich von ihm angesprungen, niedergeworfen und gräßlich zerfleischt, aber zum Glück doch gerettet wurde, weil der Gegner den nächsten Augenblick schon seiner eigenen Wunde erlag. So erging es auch im Hererolande dem jungen Eriksson, dem bekannten südafrikanischen Jäger, als er zum erstenmal auf einen Leoparden schoß. Der Diener des Geistlichen Stella in den Bogosländern wurde, wie man mir mitteilte, durch einen Leoparden, auf welchen er geschossen hatte, getötet. Man kennt übrigens auch Beispiele, daß der Räuber, ohne irgend gereizt zu sein, den Menschen angriff. Kolbe berichtet, daß der Bürgermeister der Kapstadt unversehens von einem Leoparden angesprungen wurde; er konnte zwar nach hartem Kampfe das Tier überwältigen, hatte aber an seinen Wunden noch lange zu leiden. In Abessinien kommen alljährlich Unglücksfälle vor, selbst erwachsene, wehrhafte Leute werden von dem Leoparden angegriffen und umgebracht, Kinder nimmt er noch häufiger.

Auch in Westafrika gefährdet er manchmal Menschen. Pechuel-Loesche erzählt, daß dies an der Loangoküste Mitte der siebziger Jahre zweimal geschehen sei. Ein Leopard durchbrach in einem Fischerdorfe die Schilfwand einer Hütte und überfiel ein darin schlafendes menstruierendes Mädchen. Dieses war kräftig genug, sich des Räubers zu erwehren, der durch den im Dorfe entstehenden Aufruhr verscheucht wurde. Das Mädchen war übel zerklaut. Zum anderen kam gegen Abend ein Leopard in den Hof einer in Yumba errichteten Faktorei und griff einen auf der Veranda des Wohnhauses mit Messerputzen beschäftigten eingeborenen Knaben. Ein mutiger Hund fiel den Räuber an, der den Menschen fallen ließ, dafür den Beschützer packte und mit ihm in den nahen Wald entkam. Der Knabe erlag seinen Verletzungen am nächsten Tage. Seit Menschengedenken waren dies die einzigen Fälle in jenem großen Küstenstriche, daß Leoparden sich ungereizt an Menschen vergriffen hatten; darum waren die Eingeborenen fest überzeugt, daß sie es mit Werwölfen zu thun hätten. Der Leopard von Yumba machte nach wie vor die Gegend unsicher. Einmal schritt er am hellen Tage über einen freien Platz vor einer Faktorei, 50 Schritt von dem Verwalter, der dort mit einem Haufen von lärmenden Eingeborenen verhandelte. Anstand, Schleich- und Treibjagd waren gleich erfolglos, während der freche Räuber bald auf der einen, bald auf der anderen Seite des breiten Banya gesehen wurde und Schafe, Ziegen, Hunde, Hühner schlug. Erst 2 Jahre später fügte es der Zufall, daß ein Engländer den Gefürchteten mit grobem Schrote niederstreckte, als er am hellen Tage etliche Schafe bis ins Gehöft verfolgte. Übrigens fürchtet man in Loango und benachbarten Gebieten die Leoparden nicht sonderlich: Männer, Weiber, Kinder durchstreifen furchtlos Wälder und Dickungen, wo sie hausen. Von richtigen Menschenfressern wird in Afrika nichts berichtet.

Anders in Indien. Die amtlichen Aufstellungen geben an, daß im letzten Jahrzehnte (bis 1886) von ihnen alljährlich je 194—300, zusammen 2368 Menschen getötet worden sind, während gleichzeitig alljährlich je 3047—5466 der Bestien zur Strecke gebracht wurden. Wie viele von diesen Unglücksfällen aber durch gereizte und verwundete Tiere verursacht wurden, wird ebensowenig wie vom Tiger mitgeteilt. Sanderson sagt ausdrücklich, ihm sei kein Fall vorgekommen, daß Panther sich gleich Tigern zu Menschenfressern ausgebildet hätten, doch werde aus manchen Teilen Indiens darüber geklagt. Blanford schreibt, daß sie „gelegentlich sich ans Menschenfressen gewöhnen und dann, infolge ihrer Verwegenheit, sogar zu furchtbareren Geißeln werden als Tiger mit gleichen Gewohnheiten“.

Nach Sterndale und Forsyth litt besonders Ende der fünfziger Jahre die Bevölkerung der Zentralprovinzen durch die Panther, und Forsyth erzählt von einem, der 1858 in Seoni beinahe 100 Personen umbrachte, ehe er einem Schikari erlag. Er schlich in die Häuser, um Schläfer im Bette zu erwürgen, und erkletterte Bäume sowie Gerüste, um die Feldwächter zu erbeuten. Wurde er von einem Ende des Dorfes verscheucht, so eilte er nach dem anderen und fing dort während des Tumultes ein Opfer. Auf dasselbe Tier beziehen sich die viel schlimmer lautenden Angaben des anderen Augenzeugen, Sterndale, wonach der Menschenfresser ein Gebiet von einigen 30 km Durchmesser 3 Jahre lang heimsuchte und über 200 Menschen tötete, einmal 3 in einer einzigen Nacht. Er schien oft nur aus reiner Lust zu töten, denn vielfach wurden seine Opfer bis auf die zerbissene Kehle völlig unversehrt gefunden. Sterndale unterscheidet zwar gerade dieses Tier ausdrücklich als Leopard vom Panther, woraus aber nicht zu schließen, daß es zu den kleineren der Art gehörte, weil er die gebräuchlichen Bezeichnungen umgekehrt verwendet. Nach seinen Angaben war es bei aller Verwegenheit doch außergewöhnlich feig und konnte durch Geschrei und Zulauf von seinem Opfer verjagt werden.

Auch an dieses Tier heftete sich die Werwolfsage. Mann und Frau kehrten heim von einer Pilgerfahrt nach Benares; sie begegneten einem großen Panther, der die Frau in Furcht versetzte. Der Mann ermutigte sie mit der Versicherung, er führe ein Pulver bei sich, das er einnehme und sich dann in jegliches Wesen verwandeln könne. Er gab es der Frau, damit sie ihm den Rest eingebe, wenn er wiederkäme, verschluckte einen Teil davon, wurde zu einem Panther und verjagte den wirklichen, der im Wege stand. Als er aber zurückkehrte, um wieder seine wahre Gestalt anzunehmen, entsetzte sich die Frau vor ihm und ließ den Rest des Zaubermittels in den Schmutz fallen, wo es verloren ging. So mußte der Mann ein Panther bleiben, tötete in der Wut erst seine Frau und wurde dann der furchtbare Menschenfresser von Seoni.

Wenn nun auch die Berichte keineswegs übereinstimmen, so können wir doch mit Blanford annehmen, daß in manchen Gebieten Indiens in der That mitunter auch Panther zu regelrechten Menschenfressern werden. Die Verführung mag viel dazu beitragen, wie denn die vorerwähnten Fälle sich gerade zur Zeit des blutigen Militäraufstandes ereigneten, der Leichen genug zum Fraße lieferte und die Tiere an Menschenfleisch gewöhnte. Empfängt man doch den Eindruck, als hätten um jene Zeit auch die menschenfressenden Tiger am schlimmsten gewütet. Nach Tennent wäre fast zu glauben, daß Panther auf Ceylon sich ebenfalls dem Menschenraube ergeben, doch sind die Angaben nicht genau genug, denn sie lassen nicht notwendig auf das Treiben eines Menschenfressers im vollen Sinne des Wortes schließen; solche Unglücksfälle ereignen sich vielmehr gelegentlich allenthalben, wo unsere Räuber hausen. Der Leopard oder Panther gilt eben deswegen für gefährlicher als der doch meist mit zu großer Freude am Schrecklichen geschilderte Tiger, weil er mutiger und verwegener ist, nicht die Scheu vor dem Menschen besitzt und ebensogut wie ein Haustier auch ein Kind oder einen Erwachsenen greift, je nachdem sie ihm gerade in den Wurf kommen. Harmlos wie den wildtötenden oder viehraubenden Tiger nennt ihn niemand in Indien.

Blanford führt an, er habe vielleicht eine Vorliebe für Schakale und Hunde; Sanderson nennt bloß Hunde. Im übrigen aber überfällt und frißt er alles, was sich ihm darbietet: Rinder, Pferde, Esel, Schafe, Ziegen, Schweine, Antilopen, Affen, Pfauen, Hühner und alles kleinere Getier bis zur Maus und Eidechse; auch Aas verschmäht er nicht. Reisenden und Jägern hat er Pferde am Lagerplatze überfallen, doch wird kein Fall angeführt, daß er Personen des Gefolges geraubt habe. Großen Tieren soll er gleich dem Löwen und Tiger vielfach das Genick brechen — Baker berichtet einen solchen Fall von einem starken Stiere in Ceylon —, häufig aber auch bloß die Kehle aufreißen wie den kleineren.

Seine Beute sucht er abseits zu schleppen und zu verstecken; Forsyth versichert, daß er sie manchmal auf Bäume schaffe und in Astgabeln bewahre, und hat selbst den Körper eines frisch geraubten Kindes in dieser Lage gefunden. Auch Blanford sagt: „Was sie nicht fressen, verbergen sie sehr häufig in Bäumen.“

Die Panther hausen sowohl im Innern wie an den Rändern großer Wälder als auch in Gestrüppbeständen und bebauten Stellen in der Nähe menschlicher Wohnsitze; nach Blanford sollen die kleineren Tiere, also die auch in Indien als Leoparden bezeichneten, nach Sanderson aber die größeren, demnach die Panther, die letztgenannten Örtlichkeiten, nach Elliot aber die kleineren die Felsennester bevorzugen — woraus sich wieder ergeben dürfte, wie schwierig zwischen beiden zu unterscheiden ist. Alle lieben vereinzelte Felsenkuppen, die, charakteristisch für Zentralindien, mit Blöcken und Trümmern des Gesteins übersäet sind und ihnen vortreffliche Schlupfwinkel bieten. Für diese scheint es nicht an Zuzug zu fehlen, denn Forsyth erzählt, und dies ist recht bezeichnend für die Häufigkeit der Tiere, daß ein Schikari auf einem dieser Hügel im Laufe der Jahre allein 52 Panther auf dem Anstande erlegt hat. Von solchen Raubburgen aus durchmustern sie, nach Sanderson, gegen Abend ihr Jagdgebiet nach verspätet wie zerstreut heimkehrendem Vieh und richten danach ihre Streifereien ein. Dabei geraten sie oft mit den Eingeborenen aneinander, und es ist gar nicht selten, daß in Dörfern oder angrenzenden Pflanzungen eins der Tiere nach tapferer Gegenwehr unter Lärm und Getümmel erschlagen wird, denn jedermann eilt herbei, am verhaßten Räuber sein Mütchen zu kühlen. Dabei gibt es denn Kratz- wie Bißwunden genug, und auch ernstere Unfälle kommen vor.

Die regelrechte Jagd auf sie ist schwieriger als die auf den Tiger. Obwohl es ihrer sehr viel mehr gibt, haben sie doch nicht dessen starkes Bedürfnis nach Wasser, sind nicht an bestimmte Örtlichkeiten gebunden und deswegen viel schwerer zu finden, zumal sie sich in erstaunlicher Weise allenthalben zu verbergen wissen. Daß sie außerdem mutigere und gewandtere Gegner als die Tiger sind und darum den Jägern die Erlegung nicht leicht machen, geht aus allen Berichten hervor. Sie springen manchmal kühn auf den Elefanten, ebenso greifen sie die Treiber an und werfen sich mit äußerster Wildheit immer wieder ihren Verfolgern entgegen; eine Mutter wird ihre Jungen hartnäckig verteidigen, selbst unter Umständen, wo die Tigerin sie im Stiche lassen würde, und greift sogar an, ohne herausgefordert zu sein. Forsyth namentlich erzählt als Augenzeuge eine Reihe höchst bezeichnender Fälle, und Blanford bekräftigt jede Einzelheit.

Auch Sanderson hält den Panther für reizbarer, mutiger und viel entschlossener im Angreifen als den Tiger. Bei allen seinen Tigerjagden ist weder ihm noch einem seiner Treiber und Gehilfen jemals ein Leid widerfahren, während bei den seltener angestellten Pantherjagden ihm zweimal mehrere Leute übel zugerichtet worden sind. Einmal fuhr ein männlicher Panther, den sie auf einer Felsenkuppe in seinen Schlupfwinkeln nachspürten, unversehens auf sie los, zerbiß und zerklaute im Nu 2 Eingeborene sehr bedenklich und wurde von Sanderson im Anlaufe auf ihn selbst im letzten Augenblicke niedergeschossen. Ein anderer, der eingenetzt werden sollte, sprang sofort gegen die eben errichteten Wände, warf sie nieder, stürzte sich auf einen dabei stehenden Wächter, zerfleischte ihm den linken Arm und war verschwunden, ehe jemand helfen konnte. Er wurde verfolgt, in einem Gebüschklumpen versteckt gefunden und nochmals mit Netzen umstellt; er versagte jedoch eigensinnig, die Dickung zu verlassen, trotz der nach ihm geworfenen Knüppel und Steine. Die Verfolger waren zu erregt, um sich in Geduld zu fassen: Sanderson, begleitet von einem fest geschlossenen Haufen seiner mit Lanzen bewaffneten Getreuen, betrat den umnetzten Raum und rückte auf das Gebüsch los. Wie wir wissen, scheut der Tiger vor einer solchen Phalanx stets zurück; dieser Panther aber fuhr plötzlich aus seinem Verstecke, hatte blitzschnell

den dritten Mann links von Sanderson überworfen und zerklaut, dem Neben- und Hintermanne ebenso mitgespielt und war, rechts und links hauend, mitten durch die Leute gebrochen und auf Nimmerwiedersehen davon, ehe eine Lanze oder Kugel ihn fassen konnte. So hatte der nämliche Panther an einem Tage 4 seiner Verfolger kampfunfähig gemacht und sich selbst mit heiler Haut gerettet.

Wo der Leopard oder Panther vorkommt, führt man einen Vernichtungskrieg gegen ihn. Die Jagdarten sind natürlich höchst verschieden, weil das Feuergewehr nur hier und da eine Rolle spielt; im allgemeinen aber ist dieses doch die einzige Waffe, welche den Jäger sichert und ihm zugleich Erfolg verspricht. Die Schikaris in Indien stecken ein Zicklein oder einen Hund in eine mittels Hürden überdeckte Grube und setzen sich nahebei auf einen möglichst sicheren Platz, von wo aus sie den herbeischleichenden Räuber niederschießen. Um ihn aber herbeizulocken, müssen sie den Köder zum Schreien bringen. Zu diesem Zwecke befestigen sie dem Zicklein oder Hund einen Angelhaken im Ohre und ziehen daran mittels einer Schnur, auf diese Weise Klagelaute nach Wunsch erzeugend. „Keine sentimentale Regung beeinträchtigt dabei die Anschläge des milden Hindu“, schreibt Forsyth. Wer scharfe Hunde besitzt und die Jagd des Räubers bei Tage betreibt, braucht sich weder in Asien noch in Afrika vor ihm zu fürchten. Die Hunde, welche freilich im höchsten Grade gefährdet werden, beschäftigen ihn und geben dem Jäger Zeit, mit aller Muße eine gute Ladung Rehposten oder eine sichere Kugel ihm auf das bunte Fell zu brennen.

Da der Leopard oder Panther so viel verwegener und raublustiger als der Tiger ist, wird er auch leichter überlistet; man wendet all die Fangweisen an, die schon beim Tiger und Löwen angeführt worden sind. In Abessinien hatte Pater Filippini gegen ein Viertelhundert Leoparden in Fallen gefangen, welche nach Art der Mäusefallen eingerichtet, aber selbstverständlich viel größer sind. Eine Henne oder eine junge Ziege wurde in der hintersten Abteilung der Falle als Köder ausgesetzt. Früher oder später überwog die Raublust doch alle Schlauheit, und der Räuber saß im Kerker, wo ihn der Pater dann am anderen Morgen mit aller Ruhe und Sicherheit totschoß. Einmal fing sich auch ein Löwe in einer solchen Falle; für ihn aber war noch keine Kugel gegossen. Er schlug erzürnt mit einem Prankenschlage die Fallthür entzwei und entwich. Dieselbe Falle wendet man in Südafrika an. Es ist für die ganze Umgegend ein Fest, wenn eine von ihnen ihren Zweck erfüllt und den gehaßten Räuber in die Gewalt des Menschen gebracht hat.

Asiatische Große verwenden bei ihren Kampfspielen statt des Tigers auch den Panther. Einen solchen Rompok auf Java schildert aus jüngster Zeit Hans Meyer. „Ein nach vielen Tausenden zählender Schwarm von Eingeborenen umstand dicht gedrängt einen viereckigen Teil der Wiese. Dieser innere, etwa 500 Schritt in Länge und Breite messende Raum war der eigentliche Kampfplatz, welcher durch eine lebendige Mauer speertragender Javanen — wohlverstanden, keine Bediensteten oder inländische Soldaten, sondern lauter sporteifrige Javanen, die zu ihrem eigenen Vergnügen dastanden — nach allen Seiten hin abgegrenzt war. Dort, wo auf der einen Flanke eine Tribüne für den Residenten und Regenten errichtet war, standen die Speerträger etwas dichter, an anderen Stellen nur in einem Gliede; im ganzen waren es ihrer 1800—2000. Dahinter drängte sich die Menge der Zuschauer, alle Bäume der Umgebung waren voll von ihnen. In der Mitte des Platzes stand ein großer länglicher Kasten von Holz, der das Kampftier enthielt, und hinter ihm, das Gesicht der Tribüne des Fürsten zugewandt, kauerten auf der Erde 8 Eingeborene, gleichfalls speerbewaffnet, die eigentlichen Kämpfer. Neben ihnen hockte ein nur mit seinem Kris bewaffneter junger Mann in rotem Jäckchen, eine Art Picador, dessen Aufgabe es ist, den Käfig zu öffnen. Punkt 5 Uhr erscholl das Zeichen von der Tribüne. Die Lanzenträger nahmen die Scheiden von den frischgeschliffenen Speerspitzen und fällten die Waffe wie zum Sturm,

die 8 Rompok-Kämpfer thaten, in 2 Glieder hintereinander aufgestellt, desgleichen, und der Picador trat vor den Kasten, grüßte knieend nach der Tribüne hin, wandte sich dann dem Kasten zu, schnitt mit dem Kris einige Stricke durch und zog mit kräftigem Rucke die beiden Längswände heraus. Ein prachtvoller Panther wurde sichtbar. Der Picador aber wiederholte knieend seinen Gruß und trat, ohne nur einen Blick zurückzuwerfen, mit gemessenem Schritte hinter seine 8 Genossen. Angesichts solcher stoischen Ruhe verlor ich die Besorgnis für den kühnen Mann sofort. Vom Lichte anfänglich geblendet, kroch die Bestie geduckt aus ihrem engen Gefängnis; darauf, durch einen Steinwurf des Picadors aufgeschreckt, machte sie einen Satz seitwärts und sah sich verblüfft in dem sonderbaren Kreise um. In geschlossener Reihe rückten langsam die 8 Speerträger gegen ihn an, plötzlich bemerkte er sie, legte sich schweifschlagend auf den Boden und sprang mit einenmal in hohem Bogen gegen den Feind. Von 2 Lanzenspitzen im Sprunge getroffen, fiel das Tier zurück, lief nach der anderen Seite und rannte, laut aufbrüllend vor Wut und Schmerz, an der ihm überall entgegenstarrenden Lanzenreihe entlang. Da blieb es stehen, drehte sich blitzschnell wieder gegen die ankommende Phalanx, machte von neuem einen Sprung und fiel zum zweitenmal zurück, diesmal einen gebrochenen Speerschaft im Leibe. Jetzt rannte es blind in die Speere, und es war ein widerlicher Anblick, wie das am Ende kraftlose Tier, von allen 8 Speeren zugleich getroffen, blutüberströmt und die hervorquellenden Eingeweide nach sich schleppend, zuletzt einen Versuch zur Flucht machte. Da endlich tönte von der Tribüne ein zweites Signal, und zu Hunderten stürzten die Lanzenträger aus der umstehenden Menge auf das Tier, von dem am Ende nur noch eine unförmige Masse sichtbar war, denn jeder wollte seine Waffe mit dem Blute weihen. Da ein zweites Raubtier nicht vorhanden war, verlief sich das Volk schnell, und ½ Stunde später lag wieder tiefer Friede auf dem Platze.

„Nicht immer nehmen die Kämpfe ein so gutes Ende. Oft durchbricht ein Tiger in rasendem Ansturm die Reihen der Lanzenträger und wird erst nach hartem Kampfe draußen überwältigt, oder ein Panther springt über die Phalanx hinweg und erklettert einen der umstehenden Bäume, so daß die daraufsitzenden Zuschauer herabfallen wie reifes Obst, bis ihm ein herzhafter Javane seinen Kris in die Weichen bohrt, oder eine Bestie schlägt noch im letzten Augenblicke ein paarmal um sich und teilt Wunden aus. Das gehört aber von Rechts wegen dazu, denn ohne dies hat der barbarische Sport für den ‚Inlander‘ nicht seinen höchsten Reiz erreicht.“

Wohl nirgends benutzt man von dem erlegten Raubtiere etwas mehr als das bunt gezeichnete Fell, welches seiner Schönheit halber überall in hohem Werte steht und in Europa zu Schabracken und Zimmerschmuck Verwendung findet. Im Sudan wird es sehr geschätzt und zwar mehr von den Negern als von den Mohammedanern, welche es höchstens zu Fußdecken gebrauchen, während die Neger in ihm ein Siegeszeichen erkennen. Auch unter den Bantuvölkern steht es in Ansehen, und Würdenträger lieben es, sich außer mit den Krallen noch mit Stirnbinden ꝛc. von Pardelfell zu schmücken; es gilt vielfach als eine königliche Zier, die dem gemeinen Manne nicht zukommt. Ostafrikanische Häuptlinge pflegen die Köpfe getöteter Pardel auf Stangen am Hauptthore ihres Dorfes aufzupflanzen.

Die Paarungszeit des Leoparden fällt in die Monate, welche dem Frühlinge der betreffenden Länder vorausgehen. Dann sammeln sich oft mehrere Männchen an einem Orte, schreien abscheulich nach Art verliebter Katzen, aber viel lauter und tiefer, und kämpfen ingrimmig untereinander. Wie man an Gefangenen erfuhr, wirft das Weibchen nach etwa 90tägiger Tragzeit 3—5 Junge, welche blind zur Welt kommen und am zehnten Tage ihre Augen öffnen. Vom freilebenden ist die Tragzeit nicht genau bekannt. Blanford meint, daß sie beim Panther wohl 15 Wochen umfassen könne. In Indien werden die Jungen, 2—4, etwa im Februar und März geboren. Es sind kleine, allerliebste Geschöpfe, ebensowohl

was ihre schöne Zeichnung als ihr hübsches Betragen betrifft. Sie spielen lustig wie die Katzen untereinander und mit ihrer Mutter, welche sie zärtlich liebt und mutvoll verteidigt. Freilebend verbirgt diese ihre Nachkommenschaft in einer Felsenhöhle, unter den Wurzeln eines starken Baumes, in dichten Gebüschen; sobald die Kleinen aber einmal die Größe einer starken Hauskatze erreicht haben, begleiten sie die Alte bei ihren nächtlichen Raubzügen und kommen, dank des guten Unterrichts, welchen sie genießen, bald dahin, sich selbst ihre Nahrung zu erwerben. Eine säugende Alte wird zu einer Geißel für die ganze Gegend. Sie raubt und mordet mit der allergrößten Kühnheit, ist aber dennoch vorsichtiger als je, und so kommt es, daß man nur in seltenen Fällen ihrer oder der Jungen habhaft werden kann. Übrigens thun die Leoparden auch schon während ihrer Paarungszeit an ein und demselben Orte viel Schaden, obschon sie, solange sie durch die Liebe beschäftigt werden, weniger blutgierig und räuberisch sein sollen. Man hat bisweilen ihrer 6—8 zu gleicher Zeit bemerkt.

Obgleich nur die allerwenigsten Leoparden, welche man jung oder alt fängt, nach Europa gebracht werden, ist die schöne Katze doch in allen Tiergärten und Tierschaubuden eine gewöhnliche Erscheinung. Bei gehöriger Pflege hält der Leopard die Gefangenschaft lange aus. Er verlangt, wie alle Katzen, einen warmen und reinlichen Käfig und täglich etwas mehr als 1 kg gutes Fleisch, ist aber im übrigen sehr anspruchslos. Bei besonders guter Laune springt er in schnellen, eigentümlich künstlichen Sätzen, welche gewöhnlich 2 durcheinander geschlungene Kreise bilden, unaufhörlich in seinem Käfig auf und ab. Zur Ruhe wählt er, solange er mit seiner Umgebung sich noch nicht befreundet hat, die dunkelste Ecke seines Käfigs, später mit Vorliebe einen erhöhten Baumast und dergleichen. Ungestört hält er einen mehrere Stunden währenden Mittagsschlaf; so fest er aber auch zu schlafen scheint, so sicher vernimmt er jedes Geräusch: die Ohren spitzen, die Augen öffnen sich, um nach der Ursache desselben zu forschen, und seine volle Aufmerksamkeit wird rege. Jedes Tier, welches an seinem Käfig vorübergeht, erweckt seine Raublust: lautlos duckt er sich nieder, legt sich zum Sprunge zurecht und verfolgt alle Bewegungen der ersehnten Beute, auch wenn er durch unzählige Versuche erprobt hat, daß das Gitter des Käfigs jeden Raubversuch vereitelt. Seine Raubtiernatur macht sich eben geltend; er versucht wenigstens, einen Raub auszuführen. Gewährt man ihm mehr Freiheit, als er zeitweilig genoß, so macht sich der alte sündhafte Adam sofort wieder bemerklich, und man lernt jetzt in ihm das Raubtier kennen, wie es war und ist.

Während meines Aufenthaltes in Afrika hielt ich einen männlichen Pardel geraume Zeit in Gefangenschaft, konnte es aber niemals zu einem erträglichen Verhältnis zwischen mir und ihm bringen. Sobald ich mich dem Käfig näherte, drückte er durch Grinsen und Zähnefletschen, wohl auch durch ein heiseres Fauchen seine Unzufriedenheit aus, und wenn ich mich ihm nur einen Zoll weiter als gewöhnlich näherte, durfte ich sicher darauf rechnen, daß er mit einer seiner Tatzen nach mir schlug, natürlich regelmäßig dann, wenn ich es mich am wenigsten versah. Ich hatte ihn, wie alle die Raubtiere, welche ich bei mir führte, mittels einer langen Kette noch besonders fesseln lassen, und so durfte ich mir schon das Vergnügen gewähren, ihn zuweilen aus dem Käfig herauszulassen. Sobald er auf den Hof trat, begann er förmlich zu rasen, sprang wie toll empor, dehnte sich, zog Gesichter, fauchte und warf die wildesten Blicke nach allen Seiten. Dabei ging er jedem, welcher sich ihm näherte, sofort zu Leibe und gebärdete sich so sprechend, daß wir wohl wußten, er würde uns niederreißen, wenn er uns erlangen könnte. Je mehr ich die Kette durch einen angebundenen Strick verlängerte, um so toller wurden seine Bewegungen, um so mehr steigerte sich seine Wut. Die ganze Wildheit des freilebenden Tieres, welche lange gewaltsam unterdrückt worden war, schien durchzubrechen, der Blutdurst regte sich, und seine Augen drohten der ganzen übrigen Tiergesellschaft Tod und Verderben. Gurgelnd flogen die Affen an den

Wänden, Stöcken und Säulen empor, ängstlich meckerten die Ziegen, wie toll rannten die Strauße in ihrem Käfig auf und nieder, grollend blickte der Löwe auf den rasenden Roland. Dieser versuchte auf alle nur mögliche Weise freizukommen, und mehrmals wurde es uns angst und bange bei diesen Beobachtungsproben. Das allerschwierigste war, den Leoparden wieder in seinen Käfig zurückzubringen. Aus freien Stücken ging er nicht hinein, und gezwungen konnte er kaum werden. Drohungen vermochten gar nichts über ihn: wenn wir ihm die Peitsche vorhielten, zeigte er uns dagegen seine Pranken; wenn wir ihn anschrieen, fauchte er; wenn wir auf ihn losgingen, legte er sich zum Sprunge zurecht. Es galt, seinen Trotz zu brechen, ohne ihn dabei zu mißhandeln; denn er war nicht mein Eigentum, und ich mußte ihn schonen. Ich wagte nicht einmal, mich der aus dem Felle des Nilpferdes geschnittenen Peitsche zu bedienen, welche bei anderen Tieren gewöhnlich vollkommen ausreichte; ich wagte es aus dem Grunde nicht, weil mir die Peitsche nicht lang genug erschien, und ich doch das Tier bis zum Käfig treiben mußte. Deshalb nahm ich einen neuen Stallbesen und befestigte diesen an einer langen dünnen Stange: damit bekam er seine Prügel; aber sie fruchteten nichts, und ich mußte auf andere Mittel denken. Das beste von allen war, wie ich zufällig entdeckte, ihn mit Wasser zu begießen, und dabei leistete mir nun wieder eine große Spritze die vortrefflichsten Dienste. Sobald er einen Eimer Wasser über den Kopf bekommen hatte oder durch den Strahl der Spritze dauernd eingenäßt wurde, suchte er so schleunig als möglich in seinen Käfig zu kommen; und später brachte ich ihn so weit, daß ich ihm bloß die Spritze und den Besen zu zeigen brauchte, um ihn augenblicklich dahin zu vermögen, seinen Schlupfwinkel zu suchen.

Und doch lassen Pardel sich ebenfalls abrichten, fast ebensogut wie Löwe oder Tiger, wenn auch in der Regel nicht in derselben Zeit. Gerade die wildesten Stücke sollen oft wenn auch nicht die zahmsten werden, so doch die gelehrigsten sein. Doch ist das Wesen der Tiere sehr verschieden geartet: einzelne lernen in 8—14 Tagen ihre sogenannten Kunststücke, andere nehmen keine Lehre an, werden deshalb von den Tierbändigern als „Dumme" bezeichnet und baldmöglichst abgeschafft. Panther, welche von Jugend auf mit verständigen Pflegern Umgang hatten, werden ebenso zahm wie andere große Katzen, nehmen gern Liebkosungen von bekannten Personen entgegen, schnurren dabei behaglich nach Katzenart und schmiegen sich, den gelenken Leib schlangenartig biegend, zärtlich an ihren Gebieter an oder reiben sich wenigstens behaglich an den Gittern ihres Käfigs. Ein Panther, welchen ich pflegte, antwortete durch ein absonderliches Schnauben auf den Anruf, sprang mir und anderen Bekannten freudig entgegen, langte mit der Pranke nach mir, in der Absicht, mich an sich heranzuziehen, ließ sich streicheln und liebkosen und leckte mit großer Zartheit die ihm gereichte Hand — ganz wie ein wohlerzogener Hund. Niemals dachte er daran, von seinen Krallen Gebrauch zu machen: die gefährlichen Pranken blieben in der Hand seines Freundes immer weich und samtig. Kreuzberg besaß einen anderen Panther, welcher so artig war, daß man ihm gestatten durfte, mit der Familie das Zimmer zu teilen und mit den Kindern zu spielen. Eines der letzteren, ein vierjähriges Mädchen, stand in hoher Gunst bei dem Tiere und durfte mit ihm verkehren wie mit einem Hunde, beispielsweise auf seine Brust sich legen und in solcher Stellung einschlafen, ohne irgend welche Tücke befürchten zu müssen. Volles Vertrauen aber erwirbt sich der Pardel doch nur in den seltensten Fällen: sein unbändiges Wesen, sein Jähzorn und eine ihm kaum abzusprechende Tücke, welche klar und deutlich in dem Gesichte ausgedrückt ist, läßt stets einen hinterlistigen, bösen Streich befürchten.

Darstellungen des Leoparden finden sich häufig auf ägyptischen Denkmälern. „Das älteste, mir bekannte Bild", belehrt mich Dümichen, „gehört dem bei Besprechung des Löwen bereits erwähnten Grabe des Ptah-Hotep (S. 459) auf dem Pyramidenfelde an und stammt aus dem 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Unter den Darstellungen und Inschriften

dieses Grabes, welche ich in meinen ‚Resultaten ꝛc.‘ veröffentlicht habe, sieht man auf der einen Wand in der zweiten Reihe von oben einen Leoparden im Käfig, welcher von Männern getragen wird. Im Grabe des Nomarchen Nehera zu Beni Hassan ist an der einen Wandseite eine prächtige Jagdszene abgebildet: unter den dort dargestellten Tieren, auf welche Fürst Nehera und sein Sohn Necht ihre Pfeile abdrücken, erblicken wir auch den Leoparden. Dagegen sieht man in dem unter der Thutmosis-Herrschaft im 17. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung errichteten Terrassentempel von Deïr-el-Bahheri, dessen hauptsächlichste Bilder ich in meiner ‚Flotte einer ägyptischen Königin‘ veröffentlicht habe, mehrere wohlgelungene Abbildungen, welche, nach Ihrer Versicherung, ganz unverkennbar den Panther darstellen. Höchst bezeichnend für das mildere Wesen dieses Tieres ist, daß es von Männern am Stricke geführt wird. Ein an der linken Schulter befestigtes Leopardenfell war das besondere Abzeichen hoher priesterlicher Würde; aber auch die Göttin Safech, ‚die Herrin der Schrift und Vorsteherin der Bibliotheken‘, wie sie in den Inschriften genannt wird, trägt gewöhnlich das Fell des Pardels. Unter den Tributen aus südlichen Ländern, welche auf verschiedenen Denkmälern durch Bild und Schrift bezeichnet werden, gewahrt man wiederholt große Haufen von Fellen, welche in den begleitenden Inschriften ‚Felle von Pardeln des Südens‘ genannt werden. Geschichtliche Texte endlich, welche die Heldenthaten eines Königs erzählen, erwähnen nicht selten, daß Seine Majestät allerhöchst in Wut gerieten, ‚gleich einem Leoparden‘.“

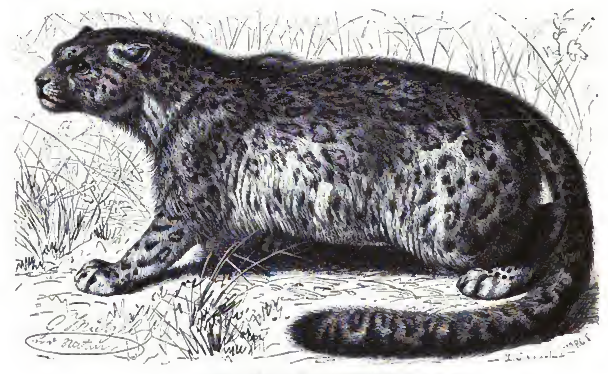
Von den Römern wurden Leoparden und Panther vielfach zu den Kampfspielen in der Hauptstadt benutzt. Letzterer war zu der Römer Zeiten in Kleinasien viel häufiger als gegenwärtig, und Caelius schrieb an Cicero, welcher damals Landvogt in Sizilien war: „Wenn ich in meinen Spielen nicht ganze Herden von Pardeln zeige, wird man die Schuld auf Dich werfen.“ Scaurus war der erste, welcher unter seiner Ädilitätswürde 150 gescheckte Tiere schickte; dann sandte Pompejus 410, Augustus aber 420 Stück. Früher war es durch einen alten Senatsbeschluß verboten, die sogenannten „afrikanischen Tiere“ nach Italien zu bringen; der Tribun Aufidius aber stellte einen Antrag an das Volk und erwirkte die Erlaubnis, daß sie zu den circensischen Spielen kommen dürften. Dies geschah im Jahre 670 nach Erbauung Roms. Den Namen Leopard hat zuerst der Geschichtschreiber Julius Capitolinus am Ende des 3. Jahrhunderts gebraucht, weil man glaubte, daß das Tier ein Bastard von Panther und Löwe sei. Hierauf bezieht sich wohl auch eine Stelle des Plinius, welcher die Tiere ziemlich gut kennt, aber sagt, daß es der Löwe rieche, wenn ein Panther mit einer Löwin zu thun gehabt habe, und sich dann räche. Derselbe Naturforscher erzählt, daß die Pardel durch ihre Witterung alle vierfüßigen Tiere anlocken, durch ihren garstigen Kopf aber wieder abschrecken; deshalb verstecken sie sich, um die durch den Wohlgeruch herangezogenen Tiere zu fangen. An einer anderen Stelle heißt es, daß die Löwen, Pardel und alle anderen des Geschlechtes rauhe Zungen haben wie eine Feile und damit die Haut des Menschen ablecken. Daher werden auch die gezähmten wütend, wenn sie bis auf das Blut gekommen sind. Die Griechen nennen den Leoparden Pardalis; Aristoteles spricht einige Male von ihm. Er erzählt, daß er vier Zitzen habe, daß er gescheckt sei, daß er in Asien, niemals aber in Europa vorkomme, daß die Weibchen mehr Mut hätten als die Männchen, und daß sie sich zu heilen wüßten, wenn sie mit dem Kraute Pardaliandhes sich vergiftet hätten, da sie dann Menschenkot suchten und dieser ihnen hälfe. Das Kraut töte auch die Löwen, und deshalb hingen die Jäger Menschenkot an einen Baum, damit das Tier nicht weit weggehe; springe es danach in die Höhe, so ginge es zu Grunde. Oppian unterscheidet zwei Arten von gefährlichen Pardalis, größere, derbere (Panther), und kleinere (Leoparden), welche aber jenen an Stärke nichts nachgeben. Nach dem Dichter sind sie die Amme des Bacchus gewesen, und deshalb lieben sie auch den Wein.

Die Fabelei einzelner Schriftsteller des Altertums findet noch bis zu Gesners Zeiten unbedingten Glauben. „Ist ein grausames, grimmiges, fräßiges und geschwindes Thier", schildert unser alter Freund, „und begierig zu zerreissen und Blut zu vergiessen. — Die Leoparden wohnen gemeiniglich bey den Flüssen, an solchen Orten, so mit Bäum oder dickem Gesträuch besetzt sind: Sie truncken überauß gern Wein, sauffen sich daran voll, und werden bißweilen also truncken gefangen: Sie überfressen sich auch bißweilen, alsdann legen sie sich in jhre Hölen schlaffen, biß sie außgedäuet haben: So sie Gifft gefressen, so bringen sie sich mit Menschenkoth wiederumb zu recht. — Mit verwunderlicher List soll der Leopard die Affen fangen, wie Ælianus schreibet, und zwar auff folgende Weise: — Wann der Leopard einen Hauffen Affen außgespehet hat, so legt er sich nah bey jhnen nider auf den Boden, streckt die Bein von jhm, sperrt den Rachen und Augen weit auff, und hält den Athem an sich, gleich als ob er todt wäre, wann dann die Affen solches ersehen, haben sie grosse Freud drüber, und trauen jhm doch nit gar zu wol, sondern schicken Anfangs den Kühnesten herab, das Spiel und den Handel recht zu erfahren, welcher mit verzagtem Hertzen hinzuschleicht, und bald wieder davon wischt: Zuletzt besiehet er jhm die Augen, merckt auff den Athem, ob nicht etwann noch ein Leben vorhanden: Der Leopard aber hält sich gantz still, als wäre er todt. So nun die anderen Affen den ersten unverletzt umb seinen Feind herumb gaukeln sehen, lassen sie die Forcht fahren, lauffen all herzu, freuen sich, tantzen und springen auff und umb den todten Feind her, als ob sie seiner spotteten. Wann dann der Leopard vermeinet, daß sie müd gnug und gantz Sorgloß worden, und das Spiel am besten ist, so springt er unversehens auf, ergreifft und zerreist jhrer einen guten Theil, und braucht die Besten und Fettesten zu seiner Speiß und Nahrung. — Das Pantherthier soll selten, und eine blinde Frucht gebähren, gleich wie auch die Katzen, und dieselbige mit grossem Schmertzen, soll eine kleine Frucht seyn. Zu Zeiten vermischt sich dasselbige Panterthier mit dem Wolff, daher wird ein Thier gebohren Thoes genannt, woran die Gestalt fleckicht, der Kopff aber dem Wolff gleich ist: Von diesem wird under dem Wolff ein mehrers gemeldet werden. — Der Löw vergleicht sich sehr einem dapfferen, auffrichtigen und redlichem Manne, der Leopard aber, oder das Panterthier einem bösen, argen und tückischem Weibe, hat auch zu solcher Arglistigkeit und Schalckheit, die mit Forcht gemischt ist, eine rechte Form, Gestalt, und zugehörige Gliedmassen von der Natur bekommen. — Eine wunderliche grosse Liebe tragen sie gegen jhre Jungen, von welcher Demetrius Physicus eine schöne History beschreibet, wie nemblich ein Mann einem Leoparden auff der Straß begegnet seye, dem der Leopard geliebkoset, als wann er etwas von ihm begehrte, der Mann sey Anfangs erschrocken, doch zu letzt dem Leoparden zu willen worden, welcher jhn zu einer Gruben geführt, worein seine Jungen gefallen gewesen, welche dann der Mann herauß gezogen, den das Thier mit vielen liebkosenden Gebärden, als ob es jhm für solchen Dienst danckete, wiederumb auff seine Strasse gewiesen. — Einsmals wolt auch ein Leopard nicht von einem Zieglein fressen, weil es mit jhm aufferzogen und gespeist worden. Doch schreiben etliche, daß wie zahm er immer gemacht, auch ob er gleich von Jugend auff auffgezogen werde, so laß er doch seine Tück nit, gleich wie die bösen Weiber. — Der Leopard ist bey allen Thieren verhaßt, und fliehen jhn fast alle Thier, auch der Drach selber. — Ein solchen Haß soll er auff die Menschen haben, daß er auch die gemahlten Bilder zerreisse, soll auch dem Hahn und Schlangen sehr zuwider seyn. Seine Klauen ziehet es gleich wie die Löwen zu sich, daß sie nicht stumpff und untüchtig zum Streiten werden. — Das Thier, so Hyæna, Vielfraß oder Grabthier genannt wird, ist dem Leoparden auffsetzig: Es soll auch der Leopard, wann er dessen ansichtig wird dermassen erschrecken, daß er jhm keinen Widerstand begehrt zu thun, und wann jhr beyder Felle beyeinander gehenckt werden, so fällt dem Fell deß Leoparden das Haar auß, wann Plinio zu glauben. Auß welcher Ursach die Ägyptier, wann sie andeuten wollen, daß der Edlere, Stärckere, und Grössere, von dem Geringern

könne überwunden werden, solche zwey Felle zusammen gemahlet haben. — Æsculapius schreibt, daß so der Leopard ein todten Menschen-Kopff ersehe, so nehme er die Flucht."

Wahrscheinlich schließt sich eine große Katze Innerasiens, der Irbis, am nächsten an die Pardel an.

Der **Irbis** oder **Schneeleopard** (Felis uncia, F. irbis, Leopardus irbis und uncia), von Buffon ungerechtfertigterweise Unze, in Tibet Ikar, Sig, Satschak, von den Leptschas Phale genannt, steht an Größe dem Panther kaum nach; seine Gesamtlänge beträgt etwa 220 cm, die Schwanzlänge rund 90 cm, die Schulterhöhe 60 cm. Die Grundfärbung des Pelzes ist weißlichgrau mit lichtgelblichem Anfluge, wie gewöhnlich auf dem Rücken dunkler und an der Unterseite weiß. Die schwarzen Flecken, welche sich deutlich



Irbis (Felis uncia). 1/10 natürl. Größe.

abzeichnen, sind auf dem Kopfe klein und voll, am Halse größer und ringförmig und am Rumpfe endlich zu einem Tüpfelring mit dunkler Mitte ausgedehnt. Auf dem Rücken verläuft eine dunkle Linie, welche sich auf dem mattschwarz gefleckten Schwanze unterbrochen fortsetzt; auf der Unterseite stehen Vollflecken. Die kurzen, stumpfen Ohren sind am Grunde und an der Spitze schwarz, in der Mitte aber weiß, die in vier Reihen geordneten Schnurren teils weiß, teils schwarz.

Schon durch seine Bekleidung bekundet der Irbis, daß er in kälterer Gegend lebt als der Leopard. Seine Heimat ist das mittlere Asien bis nach Sibirien hinauf. „Er löst", laut schriftlicher Mitteilung von A. Walter, „den Panther in den turkistanischen Gebirgen ab, bevölkert den Altai und die südsibirischen Stöcke, geht durch Südostbuchara, den Pamir, Kaschmir nach Osten durch ganz Tibet. Aus Persien melden ihn Blanford und Finsch, doch dürfte es sich hier doch fragen, ob nicht vielleicht eine Verwechselung mit der F. tulliana vorgelegen, die lange Zeit allgemein mit ihm zusammengeworfen, wodurch es fast unmöglich wurde, seine Verbreitung abzugrenzen. Die vorwiegend in Kleinasien heimische F. tulliana glauben Danford und Alston gewiß mit Recht auf eine auffallend helle und

langhaarige Spielart des echten Panthers zurückführen zu dürfen, keinesfalls auf F. uncia." Jerdon, der dem Schneeleoparden die Höhen von 3000—6000 m in Innerasien als Wohngebiet zuweist, läßt ihn doch westwärts bis nach Smyrna verbreitet sein, während Blanford gleich A. Walter die Verwechselung mit F. tulliana annimmt, auch bezüglich Persiens jetzt Zweifel äußert. Im Himalaja ist der Irbis häufiger auf der tibetanischen als der indischen Seite, wird in den Hochthälern des Indus und Setledsch gefunden und steigt nach Scully im Winter unter 3000 m bis zu 2000 m herab. „Der Irbis", bemerkt Radde, „ist selbst in denjenigen Gegenden Südostsibiriens, in denen der Tiger häufig auftritt, sehr selten. Über das Vorkommen desselben im östlichen Sajan, den Baikalgebirgen und in Transbaikalien hat sich während meiner Reise nichts ermitteln lassen. Ebenso konnte bei zweimaliger Durchreise des oberen Amurlaufes hierüber nichts in Erfahrung gebracht werden. Erst bei den Birar-Tungusen gewannen die Erkundigungen solche Gewißheit, daß ich den Irbis als ein sehr seltenes Tier der Fauna des Burejagebirges zuzählen darf. Er scheint demnach in Westsibirien in größerer Häufigkeit verbreitet zu sein, da nach Lessings mündlichen Mitteilungen er sich einzeln sogar in der Umgegend von Krasnojarsk zeigen und im südlichen Altai nicht gar selten sein soll. Die Birar-Tungusen weisen ihm die hochgrasigen, steppenartigen Flächen am Sungari als eine Gegend an, wo er nicht selten lebt. Es war diesen Leuten bekannt, daß der Irbis gern auf Bäume klettert und von ihnen aus die Beute überfällt, wie es der Luchs auch thut; sie gaben aber sogleich zum Unterschiede von letzterem den langen Schwanz an. Von seiner List wußten sie manches Beispiel zu erzählen. Man fürchtet ihn bei weitem nicht so wie den Tiger und versichert, daß mehrere gute Hunde ihn auf einem Baume stellen." Im Himalaja nährt er sich von Wildschafen, Wildziegen, Nagetieren, Vögeln, raubt auch die kleineren Haustiere und soll sogar Pferde angreifen, aber man hat, laut Blanford, nie gehört, daß er auch Menschen überfalle.

Hierauf beschränkt sich das über das Freileben des Irbis Bekannte. Von seinem Betragen in Gefangenschaft weiß ich nichts zu berichten. Sicherem Vernehmen nach gelangten zwar im Jahre 1871 zwei lebende Irbis in den Tiergarten zu Moskau, wurden dort aber meines Wissens nicht beobachtet und endigten binnen kurzem ihr Dasein.

Die Tüpfelkatze oder fischende Katze, in Indien Banbiral, Bagh-dascha, Machbagral, auf Ceylon Haudun-diva genannt (Felis viverrina, F. viverriceps, himalayana, celidogaster, Viverriceps viverrina), erreicht höchstens die Größe unserer Wildkatze. Die Gesamtlänge eines männlichen Tieres, das 7,7 kg wog, gibt Blanford zu 105 cm, wovon 29 cm auf den Schwanz entfallen, die Schulterhöhe zu 38 cm. Nach Jerdon aber beträgt die Gesamtlänge bis 118 cm und manchmal noch mehr, die Schwanzlänge bis 32 cm, die Schulterhöhe bis 40 cm. Der Pelz ist grob, ohne Glanz. Die Grundfärbung ist ein schwer zu bestimmendes Gelblichgrau, welches bald mehr ins Gräuliche, bald mehr ins Bräunliche spielt, je nachdem die Mittelfärbung der an der Wurzel dunkelgrauen, in der Mitte gelblichen, an der Spitze bräunlichen oder schwärzlichen Haare mehr oder minder zur Geltung gelangt. Die Unterseite ist heller. Das Tier ist durchaus getüpfelt, die Tüpfel sind stets viel länger als breit, wechseln jedoch bei verschiedenen Tieren in Größe, scharfer Begrenzung und Deutlichkeit. Über die Stirn verlaufen 2 aus dichtstehenden Flecken gebildete Seiten- und 3—5 nicht unterbrochene Mittellängsstreifen, welche sich zwischen den Schultern in Tüpfelflecken auflösen, aber am Rücken entlang deutlich sich fortsetzen; über die Wangen, welche wie Oberlippe, Kehle und Unterseite grauweißlich aussehen, ziehen sich 2 ununterbrochene Seitenstreifen. An den Beinen finden sich in der Regel aus Flecken gebildete Querbinden; der Schwanz ist 8—9mal, unterseits meist unterbrochen, geringelt. Das rundsternige Auge hat erzgelbe, das Ohr, mit Ausnahme eines eiförmigen hellen Mittelfleckens,

schwarze, innen weißliche Färbung. Die Unterseite der Pfoten ist braun. Vielfache Abänderungen der Grundfärbung und Zeichnung haben verleitet, Spielarten unserer Katze als besondere Arten zu beschreiben.

Das Verbreitungsgebiet der Tüpfelkatze umfaßt Ceylon, in Südindien die Malabarküste, im Norden, wahrscheinlich schon von Orissa an, das Gangesgebiet bis hinüber zum Indusgebiete, aber die Gegenden am Fuße des Himalaja westwärts nur bis Nepal, ferner ganz Barma, Südchina und die Malayische Halbinsel. Sie soll auch, laut Swinhoe, in Formosa vorkommen; von ihrem Auftreten auf den großen Sundainseln ist nichts bekannt. Über ihr Freileben wird wenig, aber ziemlich übereinstimmend berichtet. Sie bevorzugt feuchte Dickungen an Flüssen, Mündungsgebiete, die unter der Herrschaft der Gezeiten stehen, und Sümpfe, weil sie, im Gegensatze zu den meisten Katzen, sich vielleicht mit Vorliebe von Wassertieren, besonders Fischen, nährt. Nach Buchanan Hamilton frißt sie sogar Süß-

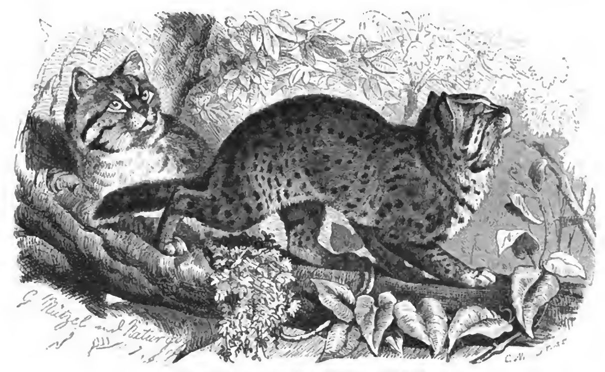


Tüpfelkatze (Felis viverrina). ¼ natürl. Größe. (Nach Wolf.)

wassermollusken; Hodgson erhielt eine, die eine große Schlange verzehrt hatte. Blanford aber meint ganz richtig, daß sie wie alle ihre Verwandten wohl auch die Säugetiere und Vögel fressen wird, die sie erbeuten kann. Sie raubt auch, nach verschiedenen Berichten, Hunde, Schafe, wagt sich selbst an junge Kälber und hat, laut Baker, in Malabar sogar einige Male kleine Kinder von den Wohnsitzen weggeschleppt. Daß sie ein gefährliches und starkes Tier ist, geht auch aus einer Mitteilung von Blyth hervor, wonach ein ihm frisch gebrachtes männliches seinen zahmen jungen weiblichen Leoparden tötete, obwohl dieser ungefähr doppelt so groß wie der Angreifer war. Rainey wurde von einer, die nachts in das Hühnerhaus eingebrochen war, in dem Augenblicke angenommen, als er die Thür öffnete.

Die Tüpfelkatze in Gefangenschaft gilt gewöhnlich für wild, bösartig und unzähmbar. Blyth hat bessere Erfahrungen gemacht und ist der Ansicht, daß gerade sie nicht schwierig zu zähmen sei. Gefangene, welche im Londoner Tiergarten gepflegt wurden, waren scheu und unfreundlich, auch ebenso schwer zu behandeln und zu erhalten wie andere Wildkatzen, von denen sie übrigens durch eine höchst unangenehme Ausdünstung, welche ihre Beobachtung und Pflege äußerst unbehaglich machte, sehr zu ihrem Nachteile sich unterschieden. In ihrer Heimat ist dieser üble Geruch nicht in allen Fällen bemerkt worden.

Durch einen großen Teil Asiens tritt eine kleine gefleckte Katze auf: die **Zwergkatze** oder der **Kuenuck**, **Leopardenkatze**, **Wagati**, **Tschita Billa**, **Ban Biral** der Inder, **Riman akar** der Malayen (**Felis bengalensis**, **F. undata**, **minuta**, **javanensis**, **sumatrana**). Sie hat etwa die Größe unserer Hauskatze, ist aber vielfach auch merklich kleiner, obwohl höher gestellt. Nach **Jerdon** mißt sie im ganzen 88—96 cm, wovon 28—30 cm auf den Schwanz kommen; nach **Tickell** hatte eine in Barma erlegte eine Gesamtlänge von 65 cm bei 24 cm Schwanzlänge. **Blanford** sagt: „Einige Messungen ergeben für den Schwanz mehr als halbe Körperlänge, doch ist er meistens kürzer, manchmal vielleicht nicht mehr als ein Drittel der Länge von Körper und Kopf." Ihre Grundfärbung ist oberseits bräunlichfahlgrau, mehr oder weniger ins Graue spielend, unterseits weiß, die



Zwergkatze (Felis bengalensis). ¼ natürl. Größe.

Fleckung oben dunkelrostbraun, unten braunschwarz. Ein bezeichnendes Merkmal bilden vier Längsstreifen, von denen zwei über den Augen, zwei zwischen ihnen zu beiden Seiten der Nase beginnen, und welche sich gleichlaufend über Stirn, Scheitel und Nacken ziehen, auf der Stirn bei manchen Stücken noch einen kurzen undeutlicheren fünften zwischen sich aufnehmend. Die Augenstreifen wenden sich nach den Schultern zu, die Mittelstreifen folgen der Rückenmitte und nehmen in der Schultergegend, wo alle in Flecken sich auflösen, eine längs des Rückens mit ihnen in annähernd gleichem Abstande verlaufende, aus länglichen Tupfen bestehende Fleckenreihe zwischen sich auf. Hinter dem Ohre beginnt ein undeutlicher Streifen, welcher jene seitlich begrenzt, aber kaum bis zu den Schultern reicht. Vom Auge verläuft ein kürzerer Streifen nach dem Mittelhalse, von der mittleren Wange ein anderer nach dem Kinnladenwinkel, woselbst er mit einer Kehlbinde V-förmig zusammenfließt. Die Oberbrust zeigt drei bis vier mehr oder weniger geschlossene dunkle Querbinden; die Leibesseiten, Schultern und Schenkel sind mit rundlichen, kleinen Tupfflecken gezeichnet; der Schwanz ist oben ebenfalls getüpfelt, unten dagegen weißlich, an der Spitze dunkler; die Füße sehen gelbgrau, die Zehen bräunlichgrau aus. Zur ferneren Kennzeichnung möge dienen, daß der Nasenrücken und eine Schnurrbartbinde rostbraun, ein Streifen jederseits zwischen Auge und Nase und ein

anderer schmälerer unter jedem Auge weißgelb, die Ohren außen braunschwarz, mit weißem Flecken gezeichnet, innen weißlich, die rundsternigen Augen endlich braun gefärbt sind.

Wie die Größe, so wechseln auch Färbung und Zeichnung außerordentlich ab, und da zudem das Verbreitungsgebiet sehr umfangreich ist, „gibt es auch", wie Blyth schreibt, „endlose Spielarten dieser hübschen kleinen Katze, und Arten mögen nach Belieben, um nicht zu sagen zum Überdrusse, danach aufgestellt werden". So erklären sich die zahlreichen für sie üblichen Benennungen, von denen noch folgende angeführt seien: Felis ogilbii, jerdoni, herschelii, wagati, javensis, chinensis, nipalensis, pardochrous, inconspicua und Leopardus ellioti, horsfieldi ꝛc.

Durch Schrencks und Raddes Forschungen scheint festgestellt worden zu sein, daß der Verbreitungskreis der Zwergkatze viel weiter sich ausdehnt, als man bisher angenommen hatte. Man kannte unser Tier als Bewohner des festländischen Indien und der Sundainseln und vermutete, daß es auch in Japan vorkomme; die genannten Forscher aber glauben, eine im Amurlande gefundene Art ebenfalls als gleichartig mit ihm ansehen und ebenso die chinesische Wildkatze als Zwergkatze bestimmen zu dürfen. Über das Freileben dieser ist bis jetzt noch wenig bekannt. Nach Blanford ist sie gemein im Himalaja westwärts bis Simla, im unteren Bengalen, Assam, Barma, auf der Malayischen Halbinsel, in Südchina, auf Sumatra, Java, Borneo und den Philippinen, seltener im südlichen Vorderindien. Jerdon und Sterndale weisen ihr auch Ceylon als Wohngebiet zu, obwohl die besten Kenner der Insel sie nicht anführen. H. von Rosenberg erwähnt nur, daß er eine lebendige auf Sumatra erlangt habe. Nach Junghuhn tritt sie in vielen Waldungen Javas sehr häufig auf, lebt auf den bemoosten Zweigen der Bäume, 20—30 m über dem Boden, und steigt fast niemals aus dem Laubgewölbe zum Boden hernieder. „Sie übertrifft alle anderen Tiere (?) an Flüchtigkeit im Klettern und Springen, lebt hauptsächlich von Vögeln, welche sie in ihren heimatlichen Wäldern im Überflusse erhascht, und wird von den Javanen beim Fällen der Bäume oft lebendig gefangen." Man sagt, daß sie zu den wildesten, blutgierigsten Arten ihres Geschlechtes zählt. Die Thatsache, daß man eine aus dem Amurlande stammende, als Kuerück angesprochene Wildkatze in einem Schafstalle, in welchem sie bereits ein Lamm erwürgt hatte, überraschte und erschlug, spricht für jene Angabe. Elliot sagt ebenfalls, daß sie außer Hühnern Hasen, sogar kleinere Hirsche überfallen soll, und McMaster erzählt, daß er eine ein Huhn fast so groß wie sie selbst glücklich fortschleppen sah, obwohl sie mit Geschrei verfolgt und mit allerlei Gegenständen beworfen wurde. Gefangene, welche ich in den Tiergärten von Amsterdam und Rotterdam sah, und andere, welche ich selbst pflegte, widersprachen dem nicht. Ich gab mir die größte Mühe, sie zu zähmen; doch scheiterten meine Versuche an der tollen Wut dieser Katze. Blindwütend fauchte und zischte sie, sobald man ihrem Gefängnisse sich nahte. Auch der Wärter, welcher seine Tiere sehr gut behandelte, hatte sich nicht mit ihr befreunden können. Er mußte sich bei dem Füttern sehr sorgfältig in acht nehmen; denn der Kuerück hieb nach der Hand, anstatt nach dem Fleische. Sobald man ihn störte, pflegte er sich mit gekrümmtem Katzenbuckel in eine Ecke zurückzuziehen, sträubte den Balg und knurrte und tobte mit wütenden Blicken, bis man ihn wieder verließ. Sein Lieblingsaufenthalt war ein starker Baumast in seinem Käfig. Auf ihm verweilte er, in sehr zusammengekauerter Stellung sitzend, oft stundenlang, ohne sich zu rühren. Seine Bosheit machte ihn jedermann verhaßt, und sein Tod, welcher nach einem jähen Witterungswechsel erfolgte, verursachte uns wenig Bedauern; denn wir hatten schließlich allen Hoffnungen, das wütende Tier zu zähmen, vollständig entsagt.

Es würde unrichtig sein, vorstehend gegebenen und von den meisten Forschern bestätigten Beobachtungen mehr als beziehentlichen Wert zuzusprechen. Bei allen klugen Tieren, welche in unsere Käfige gelangen, kommt bei Beurteilung ihres Betragens wesentlich in

Betracht, ob sie im Alter oder in der Jugend in Gefangenschaft gerieten, und wie sie in der Jugend behandelt wurden. Eine Katze mag wilder oder bösartiger sein als die andere: unzähmbar aber ist keine einzige von ihnen. Dies beweist auch die Zwergkatze. Junghuhn bemerkt zwar ebenfalls, daß die von ihm aufgezogenen Jungen wohl miteinander spielten wie Hauskatzen, wenn sie allein und unbemerkt zu sein glaubten, gegen den Menschen jedoch scheu blieben und ihr wildes Wesen nicht ablegten; Bodinus hingegen besaß eine solche, welche keineswegs in der geschilderten Weise sich gebärdete, vielmehr verhältnismäßig zahm und zutraulich war. Schmidt ist auf die von ihm gepflegten wenigstens nicht schlecht zu sprechen. „Die Tierchen“, sagt er, „welche wir geradeswegs von Java erhielten, klettern behende, gehen selbst auf dünnen Ästen sehr sicher, springen auch gut. Oft ziehen sie sich mit einem gewandten Satze auf einen an der Wand ihres Käfigs angebrachten Baumknorren zurück, wo sie dann stundenlang zu sitzen pflegen. Sie sind ruhig, aber weder zahm noch zutraulich, obwohl sie mit der Hand sich berühren lassen. Eine derartige Liebkosung scheint ihnen jedoch nicht eben angenehm zu sein, weil sie gewöhnlich ruhig weitergehen. Zuweilen lassen sie einen Ton hören, welcher wie ein kurzes rauhes ‚Mau‘ klingt. Sie verbreiten einen starken Bisamgeruch.“ Blanford kannte eine im Käfig gehaltene, die sehr zahm erschien, jedenfalls dem Rufe folgte.

Im Käfig geborene Zwergkatzen würden unzweifelhaft noch in weit höherem Grade zahm, die Nachkommen einiger Geschlechter möglicherweise bereits zu halben Hauskatzen werden. Die Stammmutter unseres Hinz steht, wie wir oben gesehen haben, an Wildheit und Bösartigkeit nicht hinter der Zwergkatze zurück und hat uns doch eines der liebenswürdigsten und vortrefflichsten Haustiere geliefert.

Den Serval könnte man als Vertreter einer besonderen Gattung gelten lassen, hat ihn auch zu solchem erhoben, schließlich jedoch immer wieder mit den übrigen Katzen vereinigt. Gestalt und Wesen stempeln ihn zu einem Verbindungsgliede zwischen Katzen und Luchsen. Er ist im ganzen schmächtig gebaut, aber hoch gestellt, sein Kopf länglich, seitlich zusammengedrückt, wegen der auffallend großen, an der Wurzel breiten, an der Spitze eiförmig zugerundeten Ohren absonderlich hoch erscheinend, sein Schwanz mittellang, so daß er höchstens die Ferse erreicht, das Auge klein, merklich schief gerichtet, der Stern länglichrund, die Behaarung ziemlich lang, dicht und rauh.

Der Serval, die Buschkatze der Ansiedler in Südafrika, Tschui der Suaheli, Barabara der Wanyamuesi (**Felis serval**, F. capensis und galeopardus, Serval galeopardus, Chaus servalina), erreicht bei 50 cm Höhe am Widerriste eine Gesamtlänge von 1,35 m, wovon etwa 30—35 cm auf den Schwanz kommen, und ist auf gelblichfahlgrauem, bald lichterem, bald dunklerem Grunde tüpfelig gefleckt, die Nasenspitze und der Nasenrücken schwarz, der untere Augenrand und ein schmaler kurzer Streifen zwischen Auge und Nase hellgelb, ein kurzer schmaler Längsflecken vom inneren Augenrande zur Wange weiß, das Ohr an der Wurzel fahlgelb, übrigens, den ebenso gefärbten Mittellängsflecken ausgenommen, schwarz, das Auge hellgelb. Über jedem Auge beginnt eine aus kleinen runden Flecken gebildete Reihe, welche über die Stirn verläuft und auf Scheitel und Nacken sich fortsetzt, verbreitert und in größere, weiter auseinander stehende Flecken auflöst; dazwischen schieben sich zwei schmälere Streifen ein, welche die Mittellinie halten, ebenfalls bald in Flecken sich zerteilen und mit den übrigen schief über den Rücken laufen. Mit der spärlichen Tüpfelung der Wangen beginnen andere Fleckenreihen, welche die Leibesseiten bedecken und mit den unregelmäßigen längsrunden Flecken der Schenkel und Beine die Zeichnung des Leibes herstellen. Kehle, Gurgel und Oberbrust sind bei einzelnen Stücken ungefleckt, bei anderen durch Querbinden gezeichnet; der Schwanz ist an der Wurzel längsgefleckt, gegen die Spitze hin

bei einzelnen Stücken nur drei- bis viermal, bei anderen sechs- bis achtmal geringelt, wie überhaupt die Zeichnung vielfach abändert.

Obgleich der Serval unter dem Namen Boschkatte den holländischen Ansiedlern in Südafrika sehr wohl bekannt ist, fehlt uns doch noch eine genauere Lebensbeschreibung. Wir wissen, daß er nicht bloß in Südafrika ziemlich häufig auftritt, sondern auch im Westen und Osten sich weit verbreitet. Höchst wahrscheinlich kommt er in allen Steppenländern Afrikas



Serval (Felis serval). 1/6 natürl. Größe.

vor: in Algerien z. B. findet er sich gewiß, ebenso auch, nach Pechuel-Loesche, am westlichen Kongo sowie südwärts in Angola, Benguela und Deutsch-Südwestafrika und nordwärts mindestens bis Yumba, laut Büttikofer auch in Liberia und nach Böhm in Deutsch-Ostafrika. In unmittelbarer Nähe der Kapstadt trifft man ihn gegenwärtig nicht mehr, wohl aber in den Wäldern oder auf dem mit Buschholz bedeckten Bergen im Innern des Landes. Nach Heuglin bewohnt er am oberen Weißen Nil auch felsige Gegenden, deren Spalten und Höhlungen ihm bei Tage gute Aufenthaltsorte gewähren. Er jagt und würgt Hasen, junge Antilopen, Lämmer &c., namentlich aber Geflügel und geht deshalb nachts gern in die Gehöfte, um in schlecht verwahrten Hühnerställen seinen Besuch zu machen. Dann kann er große Verheerungen anrichten. Bei Tage hält er sich verborgen und schläft. Erst mit der

Dämmerung beginnt er seine Raubzüge. Dabei soll er sich als echte Katze zeigen und wie diese alle List und Schlauheit anwenden, um seinen Raub zu beschleichen und durch plötzliche Sprünge in seine Gewalt zu bringen. Man sieht ihn sehr selten bei Jagden, eben weil er dann verborgen in irgend einem Schlupfwinkel liegt; er wird aber häufig in Fallen gefangen. Das Fleisch des Tieres wird in Ostafrika wohl nur von den Mohammedanern verschmäht, während alle heidnischen Stämme es gern genießen: Speke erhielt von einem Eingeborenen Unyoros einen jungen Serval unter der Bedingung zum Geschenke, die Katze, falls sie sterben sollte, als Leiche ihrem früheren Eigner zurückzugeben, weil dieser nicht um ein gutes Mittagsmahl kommen wolle.

Jung eingefangene Servale werden, entsprechend behandelt, bald sehr zahm; alt eingefangene dagegen behalten, laut Kersten, längere Zeit die volle Unbändigkeit ihres Geschlechtes bei, toben wie unsinnig im Käfig umher, fauchen und zischen, sobald sie einen Menschen gewahren, und sind jederzeit gerüstet, im gelegenen Augenblicke einen wohlgezielten Prankenschlag zu versetzen. Doch auch über solche Wildlinge trägt zweckmäßige Behandlung schließlich den Sieg davon, da das Wesen des Tieres ein verhältnismäßig gutartiges ist. Ein wirklich zahmer Serval zählt zu den liebenswürdigsten Katzen, zeigt sich dankbar gegen seinen Pfleger, folgt ihm nach, schmiegt sich an ihn an, streift an seinen Kleidern hin und schnurrt dabei wie unsere Hauskatze, spielt gern mit Menschen oder mit seinesgleichen, auch mit sich selbst und kann sich stundenlang mit Kugeln beschäftigen, die man ihm zuwirft, oder sich durch Spielen mit seinem eigenen Schwanze vergnügen. Dabei scheint er in seiner großen Beweglichkeit und Geschmeidigkeit sich zu gefallen und macht, ohne irgend welche Aufforderung, aus eigenem Antriebe die sonderbarsten Sprünge. Mit rohem Fleische läßt er sich lange erhalten, ja man kann ihn sogar an Katzenfutter gewöhnen und ihm namentlich durch Milch einen großen Genuß verschaffen. Vor Erkältung muß man ihn sehr in acht nehmen. Ein von mir gepflegter, welcher schon so zahm geworden war, daß er alle Beschauer aufs höchste erfreute, starb wenige Stunden nach Eintritt eines Witterungswechsels, welcher den Wärmemesser um 15 Grade herabstimmte. Er rührte von Stunde an kein Futter mehr an und war am anderen Morgen eine Leiche. Das Fell des Servals kommt unter dem Namen „afrikanische Tigerkatze“ in den Handel und wird als Pelzwerk benutzt, hält aber seiner Rauheit wegen mit anderen Katzenfellen keinen Vergleich aus und steht deshalb niedrig im Preise.

*

Unter den Katzen der Neuen Welt, zu denen wir uns jetzt wenden, glaubte man früher den nächsten Verwandten des Löwen (und zwar in dem Puma) zu finden; jedoch mit Unrecht, denn der niedrig gestellte, schlanke Leib, der auffallend kleine, bart- oder mähnenlose Kopf der einfarbigen Katzen Amerikas lassen dieselben als beträchtlich tiefer stehende Mitglieder der Gattung erkennen.

Als die bekannteste Art der einfarbigen amerikanischen Katzen ist der ziemlich verschiedenartig geschilderte Kuguar, Silberlöwe oder Puma (Felis concolor, Puma concolor, Felis puma) anzusehen. Die Guaraner nennen ihn Guazuara, die Chilesen Papi, die Mexikaner Mitzli, die Nordamerikaner Panther und die Gauchos Leon. Die Leibeslänge beträgt bis 1,2 m, die Schwanzlänge 65 cm, die Höhe am Widerriste 65 cm. Die dichte, kurze und weiche Behaarung erscheint am Bauche etwas reicher als auf der Oberseite. Ihre vorherrschende Färbung ist dunkel gelbrot, auf dem Rücken am dunkelsten, weil hier die einzelnen Haare in schwarze Spitzen endigen, am Bauche rötlichweiß, auf der Innenseite der Gliedmaßen und an der Brust heller, an der Kehle und Innenseite der Ohren weiß, an deren Außenseite schwarz, in der Mitte ins Rötliche ziehend. Über und unter dem Auge steht ein kleiner, weißer, vor dem Auge ein schwarzbrauner Flecken; die einen wie die

anderen können jedoch auch fehlen. Der Kopf ist grau, die Schwanzspitze dunkel. Zwischen Männchen und Weibchen findet kein Unterschied in der Färbung statt; die Jungen dagegen tragen ein durchaus verschiedenes Kleid. — Je nach der Örtlichkeit ändert sich übrigens auch die Färbung der Alten: die aus dem Süden stammenden sind lichter, fast silbergrau, die in Mexiko und den Vereinigten Staaten lebenden dunkler rötlichgelb bis fahl bräunlichgrau.

Der Kuguar ist sehr weit verbreitet. Er findet sich nicht bloß in ganz Südamerika, von Patagonien an bis Neugranada, sondern geht auch noch über die Landenge von Panama



Puma (Felis concolor). 1/10 natürl. Größe.

hinweg und bewohnt Mexiko, die Vereinigten Staaten, ja streift sogar bis Kanada. In manchen Gegenden ist das Tier sehr häufig, in anderen aber bereits fast ausgerottet, war dies auch schon zu Zeiten Azaras (Ende vorigen Jahrhunderts), welcher die erste gute Beschreibung von ihm lieferte.

Seine Aufenthaltsorte wählt sich der Puma nach des Landes Beschaffenheit. In baumreichen Gegenden zieht er den Wald dem freien Felde entschieden vor; am meisten aber liebt er den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebenen, obgleich er diese bloß der Jagd wegen zu besuchen scheint; wenigstens flüchtet er, sowie er hier von

Menschen verfolgt wird, sogleich dem Walde zu. Allein er lebt auch beständig in den Pampas von Buenos Aires, wo es gar keine Wälder gibt, und versteckt sich dort sehr geschickt zwischen den Gräsern. Die Ufer der Ströme und Flüsse sowie Gegenden, welche öfters überschwemmt werden, scheint der Kuguar nicht zu lieben. Wie viele seiner Familienverwandten hat er weder ein Lager noch einen bestimmten Aufenthalt. Den Tag bringt er schlafend auf Bäumen, im Gebüsche oder im hohen Grase zu; des Abends und des Nachts geht er auf Raub aus. Bei seinen Streifereien legt er oft in einer einzigen Nacht mehrere Stunden zurück, so daß ihn die Jäger nicht immer nahe der Stelle antreffen, wo er Beute gemacht hat.

Alle Bewegungen des Puma sind leicht und kräftig: er soll Sprünge von 6 m und darüber ausführen können. Das Auge ist groß und ruhig, und der Blick hat keinen Ausdruck von Wildheit. In der Nacht und bei der Dämmerung sieht er besser als bei hellem Tage; doch scheint ihn das Sonnenlicht nicht eben sehr zu blenden. Sein Geruch ist schwach, sein Gehör dagegen äußerst scharf. Nur in der höchsten Not zeigt er Mut; sonst entflieht er stets vor den Menschen und vor Hunden. In Surinam wird er jedoch nach Kappler mehr gefürchtet als der Jaguar. Bei Nahrungsmangel soll er, laut Hensel, zuweilen wirklich einen Menschen anfallen; jedenfalls aber muß er dann unter einem Notstande gelitten haben, welcher ihn halb in Verzweiflung gebracht hat: in der Regel vergreift er sich nur an schwachem Wilde.

Alle kleineren, schwachen Säugetiere dienen ihm zur Nahrung: Koatis, Agutis und Pakas, Rehe, Schafe, junge Kälber und Füllen, wenn die letzteren von ihrer Mutter getrennt sind. Selbst die behenden Affen und der leichtfüßige Nandu sind vor seinen Angriffen nicht sicher; denn er beherrscht die Höhe wie den Boden. Rengger beobachtete ihn einmal auf der Affenjagd. Der flötende Ruf einiger Kapuzineraffen machte den Forscher aufmerksam, und er ergriff sein Gewehr, um einen oder mehrere zu erlegen. Plötzlich aber erhob die ganze Affengesellschaft ein krächzendes Geschrei und floh auf ihn zu. Mit der ihnen eigenen Behendigkeit schwangen sich die Tiere von Ast zu Ast, von Baum zu Baum; aber sie drückten durch ihre kläglichen Töne und mehr noch dadurch, daß sie unaufhörlich ihren Kot fallen ließen, großes Entsetzen aus. Ein Kuguar verfolgte sie und setzte in Sprüngen von Baum zu Baum ihnen gierig nach. Mit unglaublicher Gewandtheit schlüpfte er durch die von Schlingpflanzen umwundenen und verwickelten Äste, wagte sich auf denselben hinaus, bis sie sich niederbogen, und nahm dann einen sicheren Sprung auf ein Astende des nächsten Baumes.

Wenn der Kuguar eine Beute ergriffen hat, reißt er ihr sofort den Hals auf und leckt, ehe er von derselben zu fressen anfängt, zuerst das Blut. Kleine Tiere zehrt er ganz auf; von größeren frißt er einen Teil, gewöhnlich den vorderen, und bedeckt das übrige, wie Azara beobachtete, mit Stroh oder Sand. Gesättigt zieht er sich nach einem Schlupfwinkel zurück und überläßt sich dem Schlafe; selten aber bleibt er in der Nähe seiner Beute, sondern entfernt sich oft eine halbe Meile und noch weiter davon. In der folgenden Nacht kehrt er, falls ihm kein neuer Raub aufstößt, zu dem Reste seines gestrigen Mahles zurück; findet er aber Beute, so läßt er das Aas liegen. Oft begnügt er sich nicht damit, ein einziges Tier zu erlegen; so wird er zu einem sehr schädlichen Feinde der Herdenbesitzer. Niemals schleppt er eine gemachte Beute weit von dem Orte weg, an welchem er sie tötete. Größere Tiere als Schafe greift er selten an: Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe sind vor ihm sicher, ebenso auch die Hunde, obgleich er oft dicht an die Wohnungen heranstreicht. Nur ungern bleibt er lange in demselben Gebiete. Gewöhnlich schweift er ruhelos umher. Doch schwimmt er nur im Notfalle über Flüsse, obwohl er im Wasser sich sehr gut zu benehmen weiß.

Die Fortpflanzungsgeschichte des Puma war bis in die neuere Zeit noch so gut wie unbekannt. Durch die in Amerika wirkenden Forscher hatten wir erfahren, daß die sonst

einsam, d. h. jedes für sich, lebenden Geschlechter gegen die Brunstzeit hin, in Südamerika im März, sich vereinigen, das Weibchen nach ungefähr 3 Monate langer Tragzeit zwei, höchstens drei blindgeborene, gefleckte Junge wirft, sie im hohen Grase versteckt, gegen Menschen und Hunde nicht verteidigt, ungestört dagegen die Kleinen bald mit auf die Jagd nimmt und nach verhältnismäßig kurzer Zeit sich selbst überläßt. Hierauf beschränkte sich unsere Kenntnis. An gefangenen, welche ich pflegte, beobachtete ich mehr. Die Brunstzeit tritt wie bei den meisten großen Katzen, welche jahraus jahrein eine geordnete Pflege genießen, ziemlich regelmäßig und zwar zweimal im Laufe des Jahres ein, einmal im Winter, einmal im Sommer. Ein Pärchen, welches bis dahin in gutem Einvernehmen lebte, wird dann zärtlich. Das Weibchen nähert sich dem Männchen, leckt es und schmeichelt ihm, bis dieses in gleicher Weise erwidert. Sobald dies geschieht, legt es sich zu Boden und gibt sich, knurrend zwar, aber doch ohne Abwehr, dem Männchen hin. Letzteres übertritt es der ganzen Länge des Leibes nach und hält sich fest, indem es die Haut des Oberhalses und Nackens mit dem Gebisse erfaßt. Das Weibchen scheint hiervon nicht eben angenehm berührt zu werden, weil es nicht selten Versuche macht, sich zu befreien, wie es überhaupt zur Unzeit, weil nachträglich, spröde zu thun pflegt. Das Ende der Begattung ist jedesmal dasselbe: Zähnefletschen, Fauchen, ingrimmiges Knurren und Austeilen sehr ernst gemeinter Tatzenschläge auf beiden Seiten. Unmittelbar darauf gibt das Weibchen wiederum freundschaftlicheren Gefühlen Raum und beginnt wie vorher mit dem Männchen zu kosen. Während der Höhezeit der Brunst erfolgt durchschnittlich alle 5 Minuten eine Begattung.

Nach 96tägiger Tragzeit kommen die Jungen zur Welt — wirklich reizende, von den Eltern hinsichtlich der Tracht durchaus verschiedene Tierchen. Sie haben ungefähr die Größe 6 Wochen alter Hauskatzen: ihre Gesamtlänge beträgt 25—30, die Leibeslänge, von der Schnauzen- bis zur Schwanzspitze, 15—18 cm. Die Grundfärbung des feinen Pelzes ist ein lichtes Fahlgraubraun, welches auf dem Rücken am dunkelsten erscheint, auf der Unterseite in Lichtfahlgrau übergeht und auf der ganzen Außenseite durch schwarze rundliche Längs- und Querflecken gezeichnet wird. Auf der vorn weißen Oberlippe, am Nasenloche beginnend und bis zum hinteren Mundwinkel reichend, verläuft ein schwarzes, auf der Wange, vom hinteren Augenwinkel bis zum Ohre, ein zweites, innen weißes, außen schwarzes, licht gesäumtes Band, über den Hinterkopf endlich von einem Ohre zum anderen eine wenig deutliche Querbinde, welche drei über die Stirn sich ziehende Fleckenreihen nach hinten abschließt. Unter jedem Auge stehen zwei schwarze Rund-, auf der Vorderschultergegend schwarze Quer-, auf dem Hinterleibe ebenso gefärbte Längsflecken, welche auf dem Rückgrate zu einer kaum unterbrochenen Längslinie zusammenlaufen. Der Schwanz ist abwechselnd braun und schwarz geringelt, die Kehle sieht grauschwarz aus; die Innenseite der Beine zeigt lichtgraue Flecken und Streifen.

Pumaweibchen, welche bereits mehr als einmal geboren haben, sind ebenso zärtliche Mütter wie andere Katzen, während sie die Jungen des ersten Wurfes manchmal totbeißen und selbst auffressen. Letzteres geschieht bekanntlich bei sehr vielen Raubtieren, welche über ihre Mutterpflichten noch nicht klar geworden und erst durch Erfahrung lernen müssen, um was es sich den plötzlich erschienenen kleinen, unbehilflichen, aber doch krabbelnden Wesen gegenüber handelt. Wissen sie erst einmal, daß letztere „Fleisch von ihrem Fleische und Bein von ihrem Beine“ sind, so gestaltet sich ihr Betragen anders, und große und bewußte Zärtlichkeit tritt an die Stelle früherer Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Feindschaft und Mordlust. Die von mir beobachtete Pumamutter zog sich bereits einige Tage vor ihrer zweiten Niederkunft in eine ihr bereitete Wochenstube zurück, zeigte sich in der ersten Zeit nach der Geburt der Jungen nur auf Augenblicke, um ihre Nahrung zu nehmen oder sich zu entleeren, und verweilte die übrige Zeit bei ihren Kindern, beleckte und reinigte diese, spann

sie nach Katzenart in den Schlaf und begrüßte sie von Zeit zu Zeit mit Lauten der Mutterliebe, welche denen unserer Hauskatze ähneln, nur etwas kräftiger sind und ungefähr wie „Mierr“ klingen. Die Behandlung, welche sie ihren Kindern angedeihen ließ, war überhaupt die bei Hauskatzenmüttern übliche. Das Junge wurde wie ein Stück Fleisch hin- und hergeschleppt, mit der einen Pranke wie ein Spielball auf- und niedergerollt, im nächsten Augenblicke aber wieder höchst zärtlich beleckt und mit Schmeichellauten begrüßt, bei Kühle unter den zusammengelegten Beinen verborgen, gewärmt und behütet, dann wiederum anscheinend kaum beachtet. Doch duldete sie nicht, daß irgend jemand mit den Kleinen sich beschäftigte, mochte es nicht einmal leiden, wenn man letztere beobachtete, und suchte dies dadurch zu verhindern, daß sie sich zwischen die Jungen und die Beschauer stellte oder legte. Und doch war ihr Betragen gegen den geliebten Gemahl und ihre Bekannten kaum ein anderes geworden: ersterem antwortete sie stets, gegen letztere bekundete sie dieselbe Anhänglichkeit wie früher, ließ sich auch noch berühren und streicheln und legte nur dann ein gewisses Unbehagen an den Tag, wenn man sich, mehr als ihr genehm, mit ihren Kindern beschäftigen wollte. Die Jungen öffnen am neunten oder zehnten Tage die Augen, beginnen bald darauf sich lebhafter zu bewegen, zeigen sich anfänglich höchst ungeschickt, wanken und tappeln beim Gehen, fallen oft über den Haufen und kriechen schwerfällig an der Alten herum. Dies aber ändert sich sehr bald. Schon nach Verlauf von 5 oder 6 Wochen spielen sie nach Art kleiner Kätzchen unter sich und mit der gefälligen Alten, mindestens mit deren Schwanze. Von der zehnten oder zwölften Woche an verblaßt die Fleckenzeichnung, und mit der ersten Härung im Herbste geht das Kleid in jenes ihrer Eltern über. Damit sind sie selbständig und mehr oder weniger tüchtige Räuber geworden.

Wegen der blutdürstigen Grausamkeit und der damit im Zusammenhange stehenden, ganz unverhältnismäßigen Schädlichkeit des Kuguars wendet man alle Mittel an, um seiner sobald wie möglich los zu werden. Seine Jagd ist kaum gefährlich zu nennen; denn falls man vorsichtig ist, hat man selbst von einem verwundeten Puma, welcher von Schmerz gepeinigt auf seinen Angreifer losgeht, nicht viel zu fürchten. Im nördlichen Teile des Staates New York, in den Adirondack-Bergen, schoß Pechuel-Loesche einen starken Puma, der neben ihm durch das Buschwerk schlüpfte, mit grobem Schrote. Gewöhnlich sucht der feige Geselle, wenn er einen Menschen erblickt, sein Heil in der Flucht und entschwindet, weil er sich trefflich zu verstecken weiß, fast immer bald dem Auge. Im Walde ist er schwer zu erreichen, weil er, sobald er von Hunden aufgescheucht wird, auf Bäume klettert und in dem Gezweige seinen Weg weiter verfolgt. Die Gauchos, jene tolldreisten Reiter der Steppen oder Pampas von La Plata, finden ein besonderes Vergnügen in der Jagd des Puma, hetzen ihn auf offenem Felde mit großen Hunden oder schleudern ihm, indem sie ihm auf ihren flüchtigen Pferden nachsetzen, die niemals fehlende Wurfschlinge um den Hals, bringen ihr Pferd in Galopp und schleifen ihn hinter sich her, bis er erwürgt ist. In Nordamerika wird er gewöhnlich durch die Hunde auf einen Baum gejagt und von dort herabgeschossen. Auch fängt man ihn in Schlagfallen.

Unter vielen Jagdgeschichten, welche man erzählt, scheint mir folgende das Wesen des Tieres gut zu bezeichnen. Ein englischer Reisender, welcher in den Pampas wilden Enten nachjagte, kroch auf dem Boden mit seiner leichten Vogelflinte an die Vögel heran. Er hatte Kopf und Körper in das gewöhnliche Volkskleid, den Poncho, eingehüllt, um nicht aufzufallen. Plötzlich vernahm er ein kurzes, heiseres Gebrüll und fühlte beinahe gleichzeitig sich berührt. Schnell die Decke von sich abschüttelnd, sah er zu seiner nicht geringen Überraschung einen Kuguar auf Armeslänge vor sich. Dieser aber war auch nicht wenig erstaunt, blickte den Jäger verwundert einige Augenblicke an, wich langsam auf 10 Schritt zurück, blieb nochmals stehen und nahm endlich mit gewaltigen Sprüngen Reißaus.

In der Provinz St. Louis und in der Sierra von Mendoza sah A. Göring auf den Umzäunungen, in welche des Nachts die Weidetiere getrieben werden, viele Pumaköpfe aufgespießt. Er erfuhr, daß man diese Siegeszeichen hier aufstecke, um andere Pumas von dem Besuche der Hürden abzuhalten, gerade so, wie man in früheren Zeiten die Köpfe der gerichteten Verbrecher vor die Thore der Stadt, innerhalb deren Weichbildes sie den Lohn ihrer Sünden empfangen, zu pflanzen pflegte. Die Besitzer der Pumaköpfe hielten dieselben außerordentlich wert und erlaubten Göring nicht, einen von dem Pfahle herabzunehmen. Jene Leute haben den sonderbaren Aberglauben, daß der Puma sicherlich eine Herde überfällt, welche nicht durch den Kopf eines seiner Artgenossen gefeit wurde.

Alt eingefangene Kuguars verschmähen zuweilen das Futter und opfern sich freiwillig dem Hungertode; sehr jung eingefangene dagegen werden bald und rückhaltlos zahm. Rengger versichert, daß man den Puma zum Haustiere machen könne, wenn ihn nicht hin und wieder die Lust anwandele, seine Blutgier an dem zahmen Geflügel auszulassen. Man zieht ihn mit Milch und gekochtem Fleische auf; Pflanzennahrung ist ihm zuwider und muß wenigstens mit Fleischbrühe gekocht werden, wenn er sie genießen soll; auch erkrankt er bald, wenn man ihm kein Fleisch gibt. Warmes Blut, seine Lieblingsspeise, kann er, wie unser Gewährsmann sagt, in Mengen von 2½—3 kg auf einmal ohne Nachteil trinken. Das rohe Fleisch beleckt er, wie viele Katzen es thun, bevor er es verzehrt; beim Fressen hält er, wie unsere Hauskatze, den Kopf auf die Seite. Nach der Mahlzeit leckt er sich zunächst die Pfoten und einen Teil des Leibes; dann legt er sich schlafen und bringt so einige Stunden des Tages zu. Man muß dem gefangenen Kuguar viele Flüssigkeiten reichen, besonders im Sommer, weil ihm Blut das Wasser nicht gänzlich ersetzen kann und er auch, wenn er durstig ist, weit eher unter dem zahmen Federvieh Schaden anrichtet, als wenn man ihn reichlich mit Wasser versorgt. Er lernt seine Hausgenossen, sowohl Menschen als Tiere, nach und nach kennen und fügt ihnen keinen Schaden zu. Mit Hunden und Katzen lebt und verträgt er sich gut und gaukelt mit ihnen; dagegen ist er niemals im stande, der Lust zu widerstehen, Federvieh aller Arten anzugreifen und abzuwürgen. Nach Katzenart spielt er oft stundenlang mit beweglichen Gegenständen, zumal mit Kugeln.

Manche Kuguare läßt man frei im ganzen Hause herumlaufen. Sie suchen ihren Wärter auf, schmiegen sich an ihn, belecken ihm die Hände und legen sich ihm zärtlich zu Füßen. Wenn man sie streichelt, schnurren sie in ähnlicher Weise wie Katzen. Dies thun sie wohl auch sonst, wenn sie sich recht behaglich fühlen. Ihre Furcht geben sie durch eine Art von Schnäuzen, ihren Unwillen durch einen murrenden Laut zu erkennen; ein Gebrüll hat man niemals von ihnen vernommen. Daß sie aber in der Wildnis gelegentlich recht laut werden, geht aus der auf eine Anfrage erfolgten Mitteilung von A. Göring hervor, der jahrelang in Gebieten reiste, wo der Kuguar heimisch ist. Göring schreibt: „Der Puma macht sich sehr bemerkbar, und ich erinnere mich lebhaft der Nächte, welche ich in den Kordilleren, westlich von Mendoza, zubrachte, daß wenigstens ihrer zehn von allen Richtungen her einen Lärm vollführten, welcher uns kaum schlafen ließ. Gewöhnlich ist der Ton des Puma ein kurzes ‚U-U‘, wenn er im Gebüsche herumschleicht, und weil diesem ‚U-U‘ der Lockruf einer Sägeracke (Momotus) ähnelt, nennen die Eingeborenen diesen Vogel Pajaro lion.“

Zwei von mir gepflegte Pumas begrüßten ihre Bekannten stets durch ein nicht allzulautes, aber scharfes und dabei kurz ausgestoßenes Pfeifen, wie ich es von anderen Katzen nie hörte. Nur durch eins wird der zahme Kuguar unangenehm. Er pflegt sich, wenn er seinen Herrn erst liebgewonnen hat und gern mit ihm spielt, bei seiner Annäherung zu verstecken und springt dann unversehens auf ihn los, gerade so, wie zahme Löwen auch zu thun pflegen. Man kann sich leicht denken, wie ungemütlich solche zu unrechter Zeit angebrachte Zärtlichkeit manchmal werden kann. Zudem gebraucht der Kuguar, wenngleich

nur spielend, seine Krallen und Zähne auf unangenehme Weise. Einzelne sollen so zahm geworden sein, daß man sie geradezu zur Jagd abrichten konnte; doch bedarf diese Angabe wohl noch sehr der Bestätigung. Azara besaß einen jung aufgezogenen Kuguar über 4 Monate lang und erzählt außer ähnlichen Thatsachen auch noch, daß das Tier seinen Wärtern zum Flusse folgte und dabei die ganze Stadt durchkreuzte, ohne sich mit den Hunden auf der Straße in Streit einzulassen. Wenn er frei im Hofe herumlief, sprang er zuweilen über die Umzäunung hinweg, lustwandelte nach seinem Vergnügen in der Stadt umher und kehrte in das Haus zurück, ohne daß man ihn suchte. Das Fleisch, welches er bekam, bedeckte er nicht selten mit Sand; ehe er es aber fraß, wusch er es im Wasser ab, und währenddem verzehrte er es. Wenn er es rein erhielt, legte er es hübsch auf ein Brett und fraß es hier nach Art der Katzen, indem er das ganze Stück nach und nach hinterkaute, ohne es zu zerstückeln oder zu zerreißen.

Das Fell des Puma wird in Paraguay nicht benutzt, wohl aber im Norden von Amerika. An einigen Orten ißt man sein Fleisch, welches, laut Darwin, sehr wohlschmeckend und dem Kalbfleische ähnlich ist; einzelne Pflanzer in Carolina halten es sogar für einen Leckerbissen.

Der nächste Verwandte des Puma ist der Yaguarundi (Felis yaguarundi, Puma yaguarundi), Gato murisco der Brasilier, ein schlankes, schmächtiges Tier, welches durch seinen gedehnten Körper und seinen langen Schwanz beinahe an die Marder erinnert. Der Kopf ist klein, das Auge mittelgroß, das Ohr abgerundet, die Behaarung kurz, dicht und von schwarzgraubrauner Farbe; die einzelnen Haare aber sind an der Wurzel tief schwarzgrau und vor der dunkelbraunen Spitze schwarz, weshalb das Tier bald heller, bald dunkler erscheint. Wenn der Yaguarundi im Zustande vollster Ruhe sich befindet, liegen die Haare glatt auf, und dann treten natürlich die schwarzen Spitzen mehr hervor, das Fell wird also dunkler; erregt er sich aber, so sträubt sich sein Fell, und damit wird nun auch die lichtere Wurzel des Haares sichtbar, die Gesamtfärbung also lichter. Pfoten und Lippen fallen mehr ins Gräuliche; die Schnurren sehen braun aus. Bisweilen sind die Haare schwarz oder gelblich geringelt und ihre Spitzen grau. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen regelmäßig durch etwas lichtere Färbung. Die Größe des Yaguarundi ist viel geringer als die des Kuguars; denn die Länge des Leibes beträgt höchstens 55, die Länge des Schwanzes nur 32, die Höhe am Widerriste 34 cm.

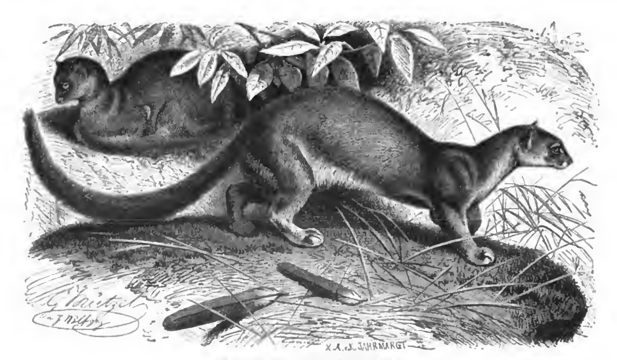
Der Yaguarundi bewohnt Südamerika von Paraguay an nördlich bis Panama, nach O. Stoll vielleicht darüber hinaus bis in das südliche Guatemala, wo er Gato de monte genannt wird. In Paraguay, wo ihn Rengger trefflich beobachtete, haust er in den Wäldern; doch liebt er den Saum derselben, dichtes Gesträuch und Hecken mehr als den eigentlichen tieferen Wald. Auf offenem Felde trifft man ihn nie. Er hat ein bestimmtes Lager und bringt in ihm die Mittagsstunden gewöhnlich schlafend zu. Namentlich morgens und abends, doch auch nicht selten bei Tage geht er auf Raub aus; bei sehr stürmischem Wetter aber verläßt er seinen Schlupfwinkel nicht und wartet lieber, bis die Gelegenheit günstiger geworden ist. Seine Hauptnahrung besteht aus Vögeln sowie aus kleinen und jungen Säugetieren, aus Mäusen, Agutis, Kaninchen, vielleicht sogar Kälbchen von den in Südamerika lebenden kleinen, kaum die Größe unseres Rehes erreichenden Hirschen. Doch erfuhr Azara auch, daß er auf größere Tiere sich stürze, nach Art des Luchses in deren Hals festbeiße und von dem geängstigten Opfer nicht abschütteln lasse, sondern hängen bleibe, bis dieses verendet sei. Bei weitem den größten Teil seiner Nahrung holt er sich aus den Gehöften der Menschen und nähert sich deshalb sehr häufig den Wohnungen. Rengger beobachtete nicht nur seine Raubzüge, sondern gab ihm sogar Gelegenheit, Jagden vor seinen Augen auszuführen. In der Nähe einer Bromelienhecke, in welcher ein Yaguarundi sich aufhielt,

band unser Forscher eine Henne an einer langen Schnur fest und stellte sich sodann auf die Lauer. Nach einiger Zeit streckte der Räuber bald hier, bald dort den Kopf zwischen den Bromelien hervor und sah sich vorsichtig um. Hierauf suchte er unbemerkt der Henne sich zu nähern, duckte dabei den Körper ganz auf die Erde und schlich so vorsichtig, daß kaum die Grashalme sich bewegten. Als er seinem Schlachtopfer bis auf 6 oder 8 Fuß sich genähert hatte, zog er den Körper zusammen und machte einen Sprung nach der Henne, packte sie sofort mit den Zähnen beim Kopfe oder am Halse und versuchte, sie nach der Hecke zu tragen. Hühnerarten scheinen überhaupt zu seinem Lieblingswilde zu gehören, und er soll dieselben, wie der genannte Forscher versichert, auch von den Bäumen herabholen, während sie schlafen. Niemals aber tötet er mehr als ein Tier auf einmal. Macht er nur kleine Beute, welche ihn nicht vollkommen sättigt, so zieht er zum zweiten Male auf Raub aus und holt sich wieder ein Stück, bis er seinen Hunger gestillt hat.

Gewöhnlich lebt der Yaguarundi paarweise in einem bestimmten Gebiete und unternimmt von hier aus kurze Streifereien. Nicht selten teilt er seinen Jagdgrund auch mit anderen Paaren, was sonst nicht die Art der Wildkatzen ist: Renggers Hunde jagten einmal sechs erwachsene Yaguarundis aus einer einzigen Hecke heraus. Zur Zeit der Begattung, welche in die Monate November und Dezember fällt, kommen natürlich mehrere Männchen zusammen; man hört sie dann in dem Bromeliengestrüppe sich herumbalgen und dabei fauchen und kreischen. Etwa 9—10 Wochen nach der Begattung wirft das Weibchen 2—3 Junge auf ein Lager im dichtesten Gesträuche, in einem mit Gestrüppe überwachsenen Graben oder in einem hohlen Baumstamme. Niemals entfernt sich die Mutter weit von den Jungen. Sie versorgt diese, sowie sie größer werden, mit Vögeln und kleinen Nagetieren, bis sie die hoffnungsvollen Sprößlinge selbst zum Fange anleiten und deshalb mit sich hinaus auf die Jagd nehmen kann. Bei herankommender Gefahr aber überläßt sie ihre Kinder feig dem Feinde und wagt niemals, sie gegen Menschen oder Hunde zu verteidigen. Der Yaguarundi greift überhaupt den Menschen nicht an, und seine Jagd ist deshalb gefahrlos. Man schießt ihn entweder auf dem Anstande oder fängt ihn in Fallen oder jagt ihn mit Hunden, denen er nur im äußersten Notfalle sich widersetzt. Gewöhnlich sucht er seinen Verfolgern in dichtem Unterwuchse zu entschlüpfen; kommen sie aber zu nahe, so bäumt er auf oder springt selbst ins Wasser und sucht schwimmend sich zu retten.

Rengger hat mehrere jung aufgezogene Yaguarundis in Gefangenschaft gehalten. Sie wurden so zahm wie die sanfteste Hauskatze; ihre Raubsucht war aber doch zu groß, als daß unser Gewährsmann ihnen hätte gestatten können, frei im Hause umherzulaufen. Deshalb hielt er sie in einem Käfig oder an einem Seile angebunden, welches sie niemals zu zerbeißen versuchten. Sie ließen sich gern streicheln, spielten mit der Hand, welche man ihnen darhielt, und äußerten durch ihr Entgegenkommen oder durch Sprünge ihre Freude, wenn man ihnen sich näherte, zeigten jedoch für niemand insbesondere weder Anhänglichkeit noch Widerwillen. Sobald man sie auch nur einen Augenblick frei ließ, sprangen sie auf das Federvieh im Hofe los und fingen eine Henne oder eine Ente weg. Selbst angebunden suchten sie Geflügel zu erhaschen, wenn solches in ihre Nähe kam, und versteckten sich vorher listig zu diesem Zwecke. Keine Züchtigung konnte ihnen ihre Raubsucht benehmen, nicht einmal sie bewegen, einen schon gemachten Raub fahren zu lassen. Auch Kapplers Erfahrungen stimmen damit überein. Ganz jung eingefangen und mit Milch und Fleisch aufgezogen, werden die Yaguarundis (von denen er glaubt, daß es wie beim Jaguar mehrere Spielarten gebe) sehr zahm: „Ich hatte längere Zeit einen; er lief frei im Hause herum, spielte mit den Affen und der Hauskatze und war gegen jedermann zutraulich. Leider war ihm nicht abzugewöhnen, sich jeden Tag ein Huhn zu fangen, und da ich mich nicht entschließen konnte, das so zutrauliche Tier einzusperren, gab ich es weg.“ Rengger hob

Jaguarundis, welche ein Küchlein im Maule hatten, beim Halsbande auf und schleuderte sie mehrere Male in der Luft herum, ohne daß sie ihren Raub aus den Zähnen ließen! Entriß man ihnen denselben mit Gewalt, so bissen sie wütend um sich und sprangen nach der Hand, welche ihnen den Fraß abgenommen hatte. Dem Fleische gaben die Gefangenen vor dem Blute den Vorzug, und Pflanzenkost fraßen sie bloß, wenn der wütendste Hunger sie dazu zwang. Warf man ihnen ein Stück Fleisch vor, so suchten sie dasselbe zu verstecken, ehe sie es fraßen. Sie kauen wie unsere Hauskatze, halten dabei ihre Speise aber mit den Vorderpranken fest. Wenn sie gesättigt sind, belecken sie ihre Tatzen und legen sich schlafen. Ist es kalt, so rollen sie sich zusammen und schlagen den Schwanz über Rumpf und Kopf zurück, ist es aber warm, so strecken sie alle vier Beine und den Schwanz gerade von sich. Wenn man ihnen morgens nichts zu fressen gibt, bleiben sie fast den ganzen Tag



Eyra (Felis eyra). ⅙ natürl. Größe.

wach und gehen unaufhörlich am Gitter ihres Käfigs auf und nieder; werden sie hingegen am Morgen gut gefüttert, so schlafen sie den Mittag und den größten Teil der Nacht über.

Zwei Jaguarundis, welche man in einen und denselben Käfig einsperrt, leben in größter Eintracht miteinander. Sie belecken sich gegenseitig, spielen zusammen und legen sich gewöhnlich nebeneinander schlafen. Nur beim Fressen setzt es zuweilen einige Schläge mit den Tatzen ab. Übrigens kennt man bis jetzt noch kein Beispiel, daß sie in der Gefangenschaft sich fortgepflanzt hätten, und auch Renggers Bemühungen, dies zu bewerkstelligen, blieben vergeblich. Nach Europa, und zwar nach London, kam der Jaguarundi nur in einzelnen Stücken.

Fast alle südamerikanischen Katzen sind schlank gebaute Tiere; die Eyra (Felis eyra, Puma eyra), Gato vermelho der Brasilier, aber ist so lang gestreckt, daß sie wenigstens in dieser Beziehung als Bindeglied zwischen Katzen und Schleichkatzen zu betrachten ist. Die Färbung ihres weichen Haares ist ein gleichmäßiges Lichtgelblichrot; nur auf der Oberlippe befindet sich auf jeder Seite ein gelblichweißer Flecken, da, wo die dem Flecken gleichgefärbten Schnurrhaare stehen. Die Körperlänge des Tieres beträgt gegen 53, die des Schwanzes gegen 32 und die Schulterhöhe etwa 27 cm. Das Vaterland teilt sie mit dem Jaguarundi.

Die Eyra bethätigt ihr vielversprechendes Äußere nicht. Man möchte glauben, daß sie alle Eigenschaften der Katzen und Marder in sich vereinige; sie ist jedoch auch nicht gewandter als der Yaguarundi, und nur ihr unersättlicher Blutdurst, ihre Grausamkeit stellen sie, vom Raubtierstandpunkte betrachtet, über jenen und beweisen, daß die Marderähnlichkeit noch anderweitig begründet ist. Auch die Eyra lebt paarweise. Azara, ihr Entdecker, versichert, daß keine andere Katze dieses kleine Raubtier in der Schnelligkeit übertreffen könne, mit welcher es einer einmal gefaßten Beute den Garaus zu machen wisse. Rengger hielt Eyras in der Gefangenschaft, ohne sie eigentlich zähmen zu können. Sie waren noch so klein, daß sie kaum auf den Beinen sich halten konnten, und griffen doch bereits Geflügel an, obwohl es ihnen an Kraft fehlte, dasselbe zu überwältigen; ja, einer der kleinen Raubmörder wurde vom Haushahne durch einen Sporenschlag in den Hals getötet. Der andere mußte wegen seiner unbezähmbaren Raubsucht immer eingesperrt werden, und als er einmal frei kam, würgte er ohne Verzug mehrere junge Enten ab. Die Raubsucht abgerechnet, war das Tier sehr zahm, spielte in seiner Jugend mit Katzen und Hunden, mit Pomeranzen und Papier und war besonders einem Affen zugethan, wahrscheinlich, weil dieser es von den lästigen Flöhen befreite. Mit zunehmendem Alter wurde die Eyra unfreundlicher gegen andere Tiere, blieb aber zutraulich und sanft gegen Menschen, falls letztere sie nicht beim Fressen störten. Übrigens machte sie keinen Unterschied zwischen ihren Wärtern und fremden Personen, zeigte auch weder Gedächtnis für empfangene Wohlthaten noch für erlittene Beleidigungen.

Eyras kamen wiederholt lebend nach London. Von zweien derselben nahm J. Wolf die Abbildung, welche wir hier benutzt haben.

*

Unter den gefleckten bis längsgestreiften Katzen Amerikas steht das verrufenste aller Raubtiere der Neuen Welt, der Jaguar oder die Unze (Felis onza, F. panthera, Leopardus onza), als das größte und stärkste Mitglied obenan. Wir kennen ihn schon aus den ersten Nachrichten, welche uns über Amerika zugekommen sind; doch hat auch jetzt noch immer fast jeder Reisende etwas über ihn zu berichten, obwohl in einer Weise, welche die früheren Schilderungen von seiner Furchtbarkeit übertrieben erscheinen läßt. Daß bei den Beschreibungen viele Fabeln untergelaufen sind, ist leicht erklärlich: man kannte das Tier zu wenig und vertraute zu sehr den landläufigen Geschichten.

Der Jaguar zeigt in seiner Gestalt mehr den Ausdruck von Kraft als von Gewandtheit und erscheint etwas schwerfällig. Der Körper ist nicht so lang wie der des Leoparden oder Tigers, und die Gliedmaßen sind im Verhältnis zum Rumpfe kürzer als bei jenen Katzen. Ein vollkommen erwachsener Jaguar mißt nach Rengger 145 cm von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und 68 cm von hier bis zur Schwanzspitze; A. von Humboldt berichtet aber auch von einzelnen, welche mindestens ebenso groß wie der Königstiger waren; Pöppig gibt die Länge ohne Schwanz sogar zu 180—200 cm an. Am Widerriste wird die Unze etwa 80 cm hoch, etwas darüber oder darunter. Der Pelz ist kurz, dicht, glänzend und weich, an der Kehle, dem Unterteile des Halses, der Brust und dem Bauche länger als an dem übrigen Körper. Die Färbung ändert vielfach ab, ebensowohl was die Grundfarbe als was die Fleckenzeichnung anbelangt. Bei den meisten ist jene rötlichgelb, ausgenommen im Innern des Ohres, an der unteren Schnauze, den Kinnladen, der Kehle und der übrigen Unterseite sowie an der Innenseite der vier Beine, wo Weiß vorherrscht. Das Fell ist überall gezeichnet, teils mit kleineren schwarzen, kreisförmigen, länglich oder auch unregelmäßig gestalteten Flecken, teils mit größeren Flecken und Ringen, welche gelblichrot und schwarz umrandet sind und in ihrer Mitte einen oder zwei schwarze Punkte tragen.





JAGUAR

Die vollen Flecken befinden sich besonders am Kopfe, am Halse, an der Unterseite des Leibes und an den Gliedmaßen, sind da, wo die Grundfarbe weiß ist, spärlicher, aber größer und unregelmäßiger als an den übrigen Teilen und bilden zuweilen an der inneren Seite der Beine Querstreifen. Auch an der hinteren Körperhälfte sind sie größer als an der vorderen, und am hinteren Dritteile des Schwanzes, welches schwarz ist, bilden sie 2—3 volle, d. h. um den Ober- und Unterteil des Schwanzes sich ziehende, Ringe. Bei allen Abänderungen findet sich immer ein schwarzer Flecken an jedem Mundwinkel und ein anderer mit einem weißen oder gelben Punkte in der Mitte an dem hinteren Teile des Ohres. Auf dem Rücken fließen die Flecken zu einem unregelmäßigen Streifen, welcher auf dem Kreuze sich in zwei teilt, zusammen; an den Seiten des Körpers bilden sie mehr oder minder gleichlaufende Längsreihen. Etwas Genaueres läßt sich nicht sagen, denn man findet kaum zwei oder drei Felle, welche durchaus gleichmäßig gezeichnet sind. Der weibliche Jaguar hat im allgemeinen etwas blässere Färbung als der männliche, auch weniger ringförmige Flecken am Halse und auf den Schultern, dafür aber mehr und deshalb natürlich kleinere an den Seiten des Leibes. Schwarze Jaguare sind nicht allzu selten. Das Fell hat bei ihnen so dunkle Färbung, daß die schwarzen Flecken sich wenig abheben.

Die Mannigfaltigkeit in Größe, Grundfarbe, Zeichnung muß allenthalben bedeutend, aber in den Hauptmerkmalen zugleich ziemlich beständig sein, da man einheimische Namen für gewisse Spielarten hat, sogar den Puma mit dazu rechnet, da selbst geübte Beobachter mehrere Arten unterschieden wissen wollten. Pöppig hielt die schwarze Unze, die „größte und furchtbarste von allen", für eine besondere Art. Bates sah eine bei Ega am Amazonenstrome trinken, die aber bei seiner Annäherung davonlief, und fügt hinzu, daß in jener Gegend die schwarze häufiger sei als die gefleckte. Auch in Mexiko hört man viel von einem sehr starken, schwarzen Raubtiere erzählen, das vorzugsweise in entlegenen Wildnissen hausen soll, viel mehr als Jaguar und Kuguar gefürchtet und, laut Oswald, Karaguar oder Nachttiger genannt wird. Nach Kappler besteht in Guayana „kein Zweifel, daß entweder mehrere Arten des Jaguars vorkommen, oder die Zeichnung seines Felles sich durch Alter oder Standort sehr verändert". Aus den neuesten Mitteilungen von K. von den Steinen geht hervor, daß in Mato Grosso nach äußeren Merkmalen ebenfalls Spielarten unterschieden, zu diesen von den Brasiliern ganz allgemein aber auch die Pumas gerechnet werden, die sich mit allen übrigen paaren sollen. Einer seiner Begleiter, ein tüchtiger Jäger, der über 50 Jaguare, darunter 3 schwarze, erlegt hatte, versicherte ihm, letztere seien, obwohl gewöhnlich das Gegenteil gesagt werde, durchaus nicht größer oder wilder als die anderen (so urteilt auch Hensel), nur sei ihre Witterung verschieden und den Hunden ungewöhnlich, so daß diese nicht herzhaft anfaßten.

Der Name Jaguar stammt aus der Sprache der Guaraner, welche das Tier „Jaguarette", d. h. „Körper des Hundes", nennen. Bei den Spaniern heißt er Tigre, bei den Portugiesen Onça. Sein Verbreitungskreis reicht von Buenos Aires und Paraguay durch ganz Südamerika bis nach Mexiko und in den südwestlichen Teil der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Am häufigsten findet er sich wohl in den gemäßigten Teilen von Südamerika, am seltensten in den Vereinigten Staaten, wo ihn der vordringende Weiße mehr und mehr verdrängt. Er bewohnt die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen, welche nahe an Sümpfen liegen, und das Moorland, wo über 2 m hohe Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offenem Felde und im Innern der großen Wälder zeigt er sich selten und nur, wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Wo ihn die Sonne überrascht, legt er sich nieder, im Dickichte des Waldes oder im hohen Grase, und verweilt dort den Tag über. Wie der Tiger, liebt er es sehr, die weiche Borke an Baumstämmen mit seinen Krallen zu bearbeiten und bevorzugt, nach Kappler, in Surinam

eine gewisse Baumart (Sapota milleri), deren Rinde auf eine Höhe von 2 m oft ganz zerkratzt erscheint. Diesem Gewährsmann zufolge ist er auch in Guayana noch „ziemlich häufig“.

In der Morgen- und Abenddämmerung oder auch bei hellem Mond- und Sternenscheine, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht, geht der Jaguar auf Raub aus. Alle größeren Wirbeltiere, deren er habhaft werden kann, bilden seine Nahrung. Er ist ein in jeder Hinsicht furchtbarer Räuber. So plump sein Gang auch erscheint, so leicht und geschwind kann er im Falle der Not sich bewegen. Seine Kraft ist für ein Tier von seinem Wuchse außerordentlich groß und kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden. Die Sinne sind gut und gleichmäßig ausgebildet. Das lebendige Auge ist scharf, das Gehör vortrefflich, der Geruch aber, wie bei allen Katzen, nicht eben besonders entwickelt; doch vermag er immerhin noch eine Beute auf gewisse Entfernung zu wittern. So erscheint er leiblich vollkommen ausgerüstet, um als gefährliches Raubtier auftreten zu können. Er ist kein Kostverächter. Azara fand in seinem Kote die Stacheln eines Stachelschweins, Rengger im Magen Teile von Ratten und Agutis, woraus hervorgeht, daß er auch auf kleinere Tiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe Sumpfvögel und versteht Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehen. Ja er mag, wie schon Pöppig anführt, sogar den Kaiman nicht verschonen. Bates sah bei einem Jagdausfluge eine frische Jaguarfährte an einem Tümpel mit frisch aufgerührtem Wasser, hörte bald darauf das Rauschen der Gebüsche, in denen das gestörte Raubtier verschwand, und fand einige Schritte weiterhin die Überreste eines bis auf den Kopf, das Vorderteil und die Panzerhaut aufgefressenen Alligators. Das Fleisch war noch ganz frisch und um den Leichnam herum die Fährte des Jaguars deutlich erkennbar; es konnte also keinem Zweifel unterliegen, daß der Alligator der Unze zum Frühstücke gedient hatte. Daß die Unze Kriechtiere verzehrt, ist nach den Beobachtungen von Humboldt, des Prinzen von Wied, Pöppigs, Bates' und Kapplers nicht in Abrede zu stellen. „Der Jaguar“, sagt A. von Humboldt, „der grausamste Feind der Arrua-Schildkröte, folgt dieser an die Gestade, wo sie ihre Eier legt. Er überfällt sie auf dem Sande, und um sie bequemer verzehren zu können, wendet er sie um. Die Schildkröte kann sich nicht wieder aufrichten, und weil der Jaguar ungleich mehr derselben wendet, als er in einer Nacht frißt, so benutzen die Indianer öfters seine List zu ihrem Vorteile. Man kann übrigens die Gewandtheit der Pfote des Tieres nicht genug bewundern, die den gedoppelten Panzer der Schildkröte ausleert, als wären die Muskularbande mit einem chirurgischen Instrumente gelöst worden.“

„Für einen geübten Jäger“, schreibt Rengger, „ist es nichts Seltenes, den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs der Ströme. Man sieht ihn dann nach dem Ufer heranschleichen, wo er insbesondere den Wasserschweinen und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er wie horchend stehen und sieht aufmerksam um sich; niemals aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. ein Wasserschwein bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Geduld und Umsicht er sich ihm zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder minutenlang ruhig, um die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um diesem von einer anderen Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, ungesehen dem Wilde sich zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen zu, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Tier in das Dickicht. Öfters aber verrät ihn das Knistern der unter seinem Gewichte brechenden dürren Reiser, ein Geräusch, auf welches auch die Fischer achten, wenn sie abends am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufschlagen, oder die Wasserschweine wittern ihn von ferne und stürzen sich mit einem lauten Schrei ins Wasser. Man will übrigens Jaguare

gesehen haben, welche hinter den Tieren her ins Wasser sprangen und sie im Augenblicke des Untertauchens erhaschten. Im Augenblicke, wo er ein Tier beschleicht, ist seine Aufmerksamkeit so sehr auf dasselbe gerichtet, daß er nicht achtet, was um ihn her vorgeht, und sogar starkes Geräusch nicht wahrnimmt. Kann er sich dem Wilde nicht nähern, ohne bemerkt zu werden, so legt er sich im Gebüsche auf die Lauer. Seine Stellung ist alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenstande seiner Raubgier gerichtet und nur den ausgestreckten Schwanz hin und wieder bewegend. Aber nicht immer geht der Jaguar dem Wilde nach, oft versteckt er sich bloß in das Röhricht der Sümpfe und am Ufer kleinerer Bäche und erwartet hier ruhig die zur Tränke gehenden Tiere."

In Viehherden richtet der Jaguar nicht unbedeutenden Schaden an. Er stellt besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseln nach. Azara behauptet, daß er diese Tiere töte, indem er auf den Hals seiner Beute springe, eine Klaue in den Nacken oder an das Gehörn setze, mit der anderen die Spitze der Schnauze packe und den Kopf so schnell herumdrehe, daß er seiner Beute augenblicklich das Genick breche, also wie es von den großen Katzen der Alten Welt berichtet wird. Rengger hat dies nie beobachtet und auch bei toten Tieren keine Spur davon auffinden können. „Im Gegenteil", fährt er fort, „habe ich immer bemerkt, daß der Jaguar seiner Beute, wenn sie in einem großen Tiere besteht, den Hals aufreißt oder, wenn sie nur ein kleines Tier ist, durch einen Biß im Nacken tötet. Stiere und Ochsen greift er selten und nur in der Not an; sie gehen mutvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. Die Kühe sogar verteidigen ihr Junges mit Vorteil gegen den schlimmen Feind, werden aber dabei oft schwer verwundet. Pferde und Maulesel fallen ihm leicht zur Beute, wenn sie den Wäldern sich nähern."

Der Jaguar erhascht seine Beute ebensowohl im Wasser wie auf dem Lande; auf Bäumen jagt er nicht, obwohl er sie nicht ungeschickt besteigt, wenn er verfolgt wird. Man hat viel gefabelt über die Art und Weise, wie er sich Fische zu verschaffen weiß. So soll er, um nur ein Beispiel anzuführen, die Fische durch den Schaum seines Speichels, oder indem er mit seinem Schwanze auf die Oberfläche des Wassers schlägt, an sich heranlocken. „Ein verständiger Jäger aber", sagt Rengger, „dem ich manche gute Beobachtungen und manchen guten Rat für meine Reisen verdanke, belehrte mich eines besseren, und eigene Beobachtungen bestätigten mir später die Wahrheit seiner Aussage. Als ich an einem schwülen Sommerabende von der Entenjagd in meinem Nachen nach Hause fuhr, bemerkte mein Begleiter, ein Indianer, am Ufer des Stromes einen Jaguar. Wir näherten uns demselben und versteckten uns, um sein Treiben zu beobachten. Zusammengekauert saß er an einem Vorsprunge des Ufers, wo das Wasser einen etwas schnellen Lauf hatte, dem gewöhnlichen Aufenthalte eines Raubfisches, welcher im Lande ‚Dorado' heißt. Unverwandt richtete er seinen Blick aufs Wasser, indem er sich hin und wieder vorwärts bog, wie wenn er in die Tiefe spähen wollte. Etwa nach ¼ Stunde sah ich ihn plötzlich mit der Pfote einen Schlag ins Wasser geben und einen großen Fisch ans Land werfen. Er fischt also ganz auf gleiche Art wie die Hauskatze."

Hat der Jaguar ein kleines Tier erlegt, so zehrt er es mit Haut und Knochen sogleich auf; von großer Beute aber, wie von Pferden, Rindern und dergleichen, frißt er bloß einen Teil, ohne Vorliebe für dieses oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er sich in den Wald zurück, entfernt sich aber in der Regel nicht weiter als ¼ Stunde von der Stelle, wo er fraß, und überläßt sich dann dem Schlafe. Des Abends oder des anderen Morgens kehrt er zu seiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt nunmehr den Rest den Geiern.

Mehr als zweimal frißt der Jaguar, nach Renggers Angabe, nicht von einem getöteten Tiere, noch weniger würde er ein Aas berühren, — letzteres dürfte jedoch, obwohl

gegenteilige Beobachtungen nicht vorliegen, zu bezweifeln sein; er wird sich darin von seinen Verwandten schwerlich unterscheiden. In der Regel kehrt er, nachdem er sich gesättigt hat, überhaupt nicht wieder zum Raube zurück. Hat er seinen Fang in einiger Entfernung vom Walde gemacht, so schleppt er das erlegte Tier, es mag auch noch so schwer sein, dem Gebüsche zu. Unter Umständen schafft er eine schwere Beute sogar über einen Fluß hinweg. Nahe bei Azaras Wohnung tötete ein Jaguar ein Pferd, schleifte dasselbe 60 Schritt weit über einen Brachacker hinweg, dann in einen tiefen und reißenden Fluß und brachte es auf der entgegengesetzten Seite in Sicherheit. Niemals tötet die Unze mehr als ein Stück Vieh auf einmal und unterscheidet sich hierdurch sehr zu ihrem Vorteile von anderen größeren Katzenarten.

Ein Jaguar, welcher den Menschen nicht kennen gelernt hat, weicht ihm, wenn er ihm begegnet, ehrfurchtsvoll aus oder sieht ihn neugierig aus der Ferne an. „Nicht selten“, sagt Rengger, „stießen wir während unserer Reise in die Wildnis des nördlichen Paraguay auf eine oder mehrere Unzen, welche entweder in das Dickicht des Waldes flohen, oder sich am Saume niedersetzten und unseren Zug kaltblütig von weitem betrachteten. Es ist ohne Beispiel, daß in unbewohnten Waldungen ein Mensch von einem Jaguar zerrissen worden ist. Diejenigen Unzen aber, welche in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schiffahrt getrieben wird, sich aufhalten, verlieren gar bald die Scheu vor dem Menschen und greifen auch ihn an. Der allgemeinen Sage nach sollen sie des Nachts auf die an das Ufer angebundenen Fahrzeuge sich gewagt und aufgehängtes Fleisch oder Hunde weggeschleppt, ja selbst Matrosen tödlich verwundet haben; gewöhnlich aber büßen die Menschen nur durch Unvorsichtigkeit ihr Leben ein: die Vorsichtigen wissen sich zu retten. So laufen die Besuche, welche die Raubtiere den Fischern abstatten, während sie bei widrigem Winde ihre Abendmahlzeit bereiten, gewöhnlich unblutig ab, weil die Schiffer beim geringsten Geräusche an Bord sich flüchten. Sie überlassen dem Jaguar das am Feuer bratende Fleisch, und dieser nimmt damit gewöhnlich auch gern vorlieb. Daß er das Feuer keineswegs scheut, ist ganz sicher.“ Humboldt erfuhr letzteres wiederholt. „Wir bemerkten zu unserer Überraschung“, sagt er, „daß die Jaguare hier unsere Feuer nicht scheueten. Sie schwammen über den Flußarm, welcher uns vom Lande trennte, und am Morgen hörten wir sie ganz in unserer Nähe brüllen.“ An einer anderen Stelle seines Reisewerkes berichtet er, daß ein Jaguar den treuen Hund der Gesellschaft sozusagen zwischen den Lagerfeuern herausholte und wegschleppte. Der Hund hatte abends, als er die Unze „brüllen“ hörte, unter der Hängematte seines Gebieters Schutz gesucht und war am nächsten Morgen doch verschwunden.

Das vielberufene „Brüllen“ des Jaguars kann übrigens nicht sonderlich eindrucksvoll sein. Frühere Reisende haben entweder die Bezeichnung sorglos gewählt, oder Stimmen anderer Tiere dafür genommen, oder die Laute in der ihnen unheimlichen fremden Natur allzu großartig aufgefaßt. Pöppig spricht zwar auch von „einem furchtbaren, dröhnenden Gebrüll, welches zumal in stillen Nächten schauerlich aus den Wäldern hervorklingt“, wobei natürlich dahingestellt bleiben muß, woher es stammt, sagt aber doch, daß die Unze, wenn sie Lagerplätze und Wohnsitze umschleiche, bloß „ein kurzes, abgebrochenes, aber fortgesetztes Grunzen“ hören lasse. Neuere Reisende wissen nichts vom Brüllen zu berichten. Appun spricht nur von dem „katzenähnlichen Geschrei“ des Jaguars; Pechuel-Loesche hat vergeblich etwas wie Brüllen zu hören erwartet; Sachs vernahm im Lager am Orinokoufer nächtlicherweile „leises, katzenartiges Winseln, lautes Geheul“, aber nur „dumpfe, tief grollende Töne in unmittelbarster Nähe. Meine Begleiter“, fährt er fort, „erwachten, der Indianer murmelte gleichgültig: ‚der Tiger ist nahe‘, und fachte das Feuer an.“ Bei K. von den Steinen findet sich der bezeichnende Satz: „Nachts ‚brüllte der Jaguar‘, d. h. vom jenseitigen Ufer erklang unausgesetzt ein ziemlich kläglicher Katzen-, fast Unkenton.“ Auf besondere briefliche Anfragen erfolgte Mitteilungen von Forschern wenden sich ausnahmslos

gegen das Brüllen. „Selbst wo sie häufig sind", schreibt A. Göring, „ist es mir nur einigemal vorgekommen, daß ich sie hörte, und zwar einmal ganz nahe bei mir, während das Tier unser Lagerfeuer umkreiste. Das waren aber nur kurz ausgestoßene Töne, die sehr leise an unser Ohr klangen, noch lange nicht so etwas wie Brüllen." Sievers meldet: „Soweit meine Erfahrung reicht, kann von einem Brüllen nicht gesprochen werden. Die Brüllaffen machen jedenfalls sehr viel mehr Lärm, und ich glaube, daß Reisende oft Brüllaffengetöse auf Rechnung des Jaguars gesetzt haben, wie es mir anfangs auch gegangen ist. Stark ist das Geschrei des Jaguars gewiß nicht." Und A. Stübel antwortet: „Ich besinne mich nicht, jemals bei meinem Verweilen im Urwalde — auch nicht auf dem Wege nach Moyobamba — durch das ‚Brüllen' des Jaguars beunruhigt worden zu sein. Die Bezeichnung ‚Gebrüll' scheint mir in keinem Falle richtig gewählt; höchstens würde man von einem Geheul sprechen können; ‚katzenähnliches Geschrei' dürfte am treffendsten sein." Schließlich äußert sich K. von den Steinen folgendermaßen: „Wie das Auge, das sich vergebens nach Farbenpracht und Blütenfülle umschaut, am Tage zu kurz kommt, so wird zur Nachtzeit das Ohr elendiglich um die in Aussicht gestellten Genüsse betrogen, wenn es mit gespannter Aufmerksamkeit darauf lauscht, daß nun ‚der Urwald lebendig werde', ja und vor allem, daß endlich einmal der Humboldtsche Jaguar brülle. Ich bin ganz Ihrer Ansicht; mag ein gereiztes oder kämpfendes Tier vielleicht gelegentlich stärker grollende Töne von sich geben, die man bei einiger Phantasie mit Brüllen bezeichnen kann, — aber an die programmmäßige Brüllmusik in der Nähe der Lagerplätze glaube ich nicht mehr. Unter allen Umständen ist die Häufigkeit Übertreibung oder unwahre Verallgemeinerung. Wir haben den Jaguar nicht sehr oft gehört; von Brüllen war niemals die Rede. Die Töne, welche dem stärksten Affekt zu entsprechen schienen, ließen sich höchstens als ein lautes, grimmiges und meinetwegen unheimliches Knurren bezeichnen. Unsere Leute haben sich in einer Nacht gewaltig darüber gestritten, ob ein lautes, klagendes Knurren dem Socco-boi, einem reiherähnlichen Vogel, oder der Unze entstamme. Mein Vetter hat von dem Jaguar in seinem Tagebuche an einer Stelle vermerkt: ‚hao, hao, hao, hao-e-o, wie einer, der an starken Leibschmerzen leidet', nun, das ist weniger poetisch, aber für unsere Frage charakteristisch, denn es entspricht bestenfalls dem Wehegeheul einer verliebten oder hungrigen Katze, aber nicht einem Gebrüll." Nach diesen Zeugnissen kann wohl vom „Brüllen" des Jaguars fernerhin nicht mehr die Rede sein; gleich den Pardeln und dem Tiger ist er überhaupt kein häufig laut werdendes Tier, knurrt, grunzt, heult und läßt höchstens ein seiner Größe entsprechendes Katzengeschrei hören.

Azara behauptet, daß der Jaguar, wenn er einen Trupp schlafender Menschen anträfe, erst die Neger oder die Indianer und nur nachher die Weißen töte. Dies ist, wie Rengger berichtet, ein Irrtum. Der Jaguar mordet, gleich wie bei den Tieren, nie mehr als einen Menschen auf einmal, wenn er sich nämlich nicht verteidigen muß. So viel aber scheint richtig, daß er den Farbigen dem Weißen vorzieht, falls man nicht den Umstand falsch gedeutet hat, daß er jenem so viel mal öfter als diesem begegnet. Man erzählt, daß Menschen, welche am Tage unversehens auf einen Jaguar stießen, denselben durch lauten Zuruf und sonstiges beherztes Verhalten zurückgeschreckt haben; die Angabe erscheint nach Beobachtungen an anderen großen Katzen durchaus glaubwürdig.

In der Ebene von Maynas verstrich, nach Pöppig, kaum ein Jahr ohne Verlust eines Menschenlebens. Die Unzen kamen bei hellem Tage in die Ortschaften, um Hunde zu holen, welche ihre Lieblingsspeise bilden. Besonders berüchtigt war der Weg durch einige dichte Wälder, von Sapuosa bis Moyobamba, weil auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen 20 Indianer zerrissen worden sind, welche man als Fußboten versandt hatte. Einer von Schomburgks Indianern trug auf seiner Brust die Narben von den Zähnen eines Jaguars,

welcher ihn, als er noch Knabe war, an der Brust gepackt und fortgeschleppt, aber doch wieder losgelassen hatte, als seine Mutter mit dem Wildmesser auf ihn losgestürzt war. In den Urwäldern am Ufer der peruanischen Anden wohnt, laut Tschudi, die Unze am liebsten in der Nähe der Dörfer und umkreist sie allnächtlich, entführt auch Hunde, Schweine und manchmal Menschen. Weit entfernt, sich vor den letzteren zu fürchten, stürzt sie sich auf einzelne und dringt, wenn der Hunger sie treibt, selbst bei Tage in die Walddörfer. Kappler, der volle 45 Jahre in Guayana verlebte, sagt: „Man hat übrigens bis auf einen einzelnen neueren Fall kein Beispiel, daß der Jaguar einen Menschen angefallen oder getötet hätte, wiewohl er auf Pflanzungen oft Vieh und Schweine schlägt.“ Nach alle diesem darf man wohl annehmen, daß die Unze nicht in allen Gebieten Menschen gleich stark gefährdet, daß sie überhaupt, wie der Tiger, vom Wilde lebt, zum Viehräuber wird und nur vereinzelt und bedingungsweise sich das Menschenfressen angewöhnt.

Der Jaguar bleibt an einem und demselben Aufenthaltsorte, solange er hier etwas erbeuten kann und man ihn nicht gar zu sehr beunruhigt. Wird ihm die Nahrung knapp oder die Verfolgung seitens der Menschen zu arg, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Seine Wanderungen führt er während der Nachtzeit aus. Er scheut sich dabei nicht, durch die bevölkertsten Gegenden zu streifen; selbst der breiteste Strom hält ihn nicht auf. Er ist ein trefflicher Schwimmer.

Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu töten; allein er ist auch im Wasser noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich ihn anzugreifen; denn wenn er sich verfolgt sieht oder gar verwundet fühlt, wendet er sich manchmal gegen den Nachen. „Ich war“, erzählt Rengger, „im Jahre 1819 kurz nach meiner Ankunft in Assuncion Augenzeuge eines zum Glücke bloß lächerlichen Auftrittes bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes dahergeschwommen. Drei Schiffsleute, Ausländer, sprangen, trotz der Warnung eines Paraguayers, mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Tiere entgegen. In einer Entfernung von 1—2 m feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sichs die Schiffer versahen, den Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb den Schiffsleuten nichts übrig, als ins Wasser zu springen und sich ans Land zu retten. Der Jaguar setzte sich im Kahne nieder und ließ sich wohlgemut stromabwärts treiben, bis er, von einigen anderen Jägern verfolgt, seinerseits ins Wasser sprang und das nahe Ufer gewann.

„Das jährliche Anschwellen der Ströme und Flüsse vertreibt die Jaguare von den Inseln und den mit Wald bewachsenen Ufern, so daß sie sich zu dieser Zeit mehr den bewohnten Gegenden nähern und Schaden unter Menschen und Vieh anrichten. Sind die Überschwemmungen groß, so ist es nicht selten, einen Jaguar mitten in einer am hohen Ufer gelegenen Stadt oder in einem Dorfe zu sehen. In Villa Real wurde im Jahre 1819 einer getötet, in der Hauptstadt im Jahre 1820 ein anderer, zwei in Villa del Pilar. Als wir bei hohem Wasserstande im Jahre 1825 in Santa Fé landeten, erzählte man uns, daß vor wenigen Tagen ein Franziskanermönch, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thüre der Sakristei von einem Jaguar zerrissen worden sei. Es geschieht übrigens nicht immer ein Unglück, wenn ein solches Raubtier in eine Stadt sich verirrt; denn das Gebell der verfolgenden Hunde und der Zulauf von Menschen verwirren dasselbe so sehr, daß es sich zu verbergen sucht. Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Tiefe, sondern auch ihrer Art wegen. Weder seine Zähne noch seine Klauen sind sehr spitz und scharf, und so muß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung zugleich stattfinden. Von solchen Verwundungen aber ist in jenen heißen Ländern und bei dem gänzlichen Mangel an ärztlicher Hilfe der Starrkrampf die gewöhnliche Folge.“

Den größten Teil des Jahres lebt der Jaguar, nach Renggers Beobachtungen, allein; in den Monaten August und September aber, wenn die Begattungszeit eintritt, suchen sich beide Geschlechter auf. „Treffen sich zur Begattungszeit mehrere Männchen bei einem Weibchen, so entsteht hier und da ein Kampf zwischen ihnen, obwohl sich der schwächere Teil gewöhnlich von selbst zurückzieht. Beide Geschlechter bleiben nicht lange beisammen, höchstens 4—5 Wochen, und trennen sich dann wieder. Während dieser Zeit sind sie für den Menschen gefährlich. Die Tragezeit des Jaguars kenne ich nicht bestimmt; jedoch nach der Begattungszeit und der Zeit, in welcher man schon Junge findet, mag sie 3—3½ Monate sein. Das Weibchen wirft gewöhnlich 2, selten 3 Junge und zwar im undurchdringlichsten Dickichte des Waldes oder in einer Grube unter einem halbentwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich in den ersten Tagen nie weit von ihren Jungen und schleppt sie, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, im Maule in ein anderes Lager. Überhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu sein: sie verteidigt die Jungen mit einer Art von Wut und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr 6 Wochen wird sie schon von der jungen Brut auf ihren Streifereien begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickichte versteckt, während die Mutter jagt, später aber legt sie sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Größe eines gewöhnlichen Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen, bleiben aber oft noch einige Zeit bei einander." In der Färbung unterscheiden sie sich von den Alten; doch schon im siebenten Monate sind sie denselben gleich.

Nicht selten zieht man junge Jaguare in Häusern auf. Dazu müssen sie aber als Säuglinge eingefangen werden, weil sie sonst nicht mehr sich bändigen lassen. Sie spielen mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit hölzernen Kugeln. Ihre Bewegungen sind leicht und lebhaft. Sie lernen ihren Wärter sehr gut kennen, suchen ihn auf und zeigen Freude bei seinem Wiedersehen. Jeder Gegenstand, welcher sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen zum Sprunge sich fertig. Wenn sie Hunger und Durst oder Langeweile haben, lassen sie einen eigenen miauenden Ton hören, doch bloß, solange sie noch jung sind; denn von den Alten vernimmt man ihn nicht mehr. Niemals hört man sie in der Gefangenschaft brüllen. Beim Fressen knurren sie, besonders wenn jemand sich ihnen nähert. An Wasser darf man sie nicht Mangel leiden lassen. Zum Fressen legen sie sich nieder, halten mit beiden Tatzen das Fleisch, biegen den Kopf auf die Seite, um auch die Backenzähne gebrauchen zu können, und kauen nach und nach Stücke davon ab. Nicht starke Knochen fressen sie, von großen dagegen bloß die Gelenke. Nach der Mahlzeit legen sich zahme Jaguare gern in den Schatten und schlafen, und haben sie sich satt gefressen, so erzürnen sie sich nicht so leicht, und man kann dann mit ihnen spielen; auch Haustiere und Hausgeflügel, welches ihnen sonst nicht nahen darf, können dann unbeschadet an ihnen vorbeigehen. Man hält die gefangenen in Südamerika nicht in Käfigen, sondern bindet sie mit einem ledernen Seile im Hanshofe oder auch vor dem Hause unter einem Pomeranzenbaume an. Nie fällt es ihnen ein, am Seile zu nagen. Ihr Atem hat, wie bei fast allen Raubtieren, einen üblen Geruch, ebenso das frische Fell, das Fleisch und das Fett, der Harn und der Kot.

Schon ganz junge Jaguare haben scharfe und spitze Zähne; im ersten Jahre werden dieselben gewechselt, nach 2—3 Jahren haben sie ihre volle Größe erreicht. Sobald die Unzen ihre Kraft fühlen, gegen das dritte Jahr hin und noch früher, ermangeln sie nicht, zum Schaden ihres Herrn von ihren Zähnen Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis auf die Wurzel abgefeilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten: sie können vermöge ihrer großen Kraft auch ohne Waffen Unglück stiften. So sah Rengger einen zahmen und in dieser Weise verstümmelten Jaguar, auf welchen die Kinder des Hauses ohne Scheu sich zu setzen pflegten, seine sonst geliebte Wärterin, ein

zehnjähriges Negermädchen, in einem Anfalle von böser Laune mit einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen und über sie herfallen. Obwohl ihm das Kind sogleich entrissen wurde, hatte er mit seiner zahnlosen Kinnlade doch schon einen Arm zerquetscht, und es dauerte mehrere Stunden, bis das Mädchen wieder zu sich kam. Weibliche Jaguare sind leichter zähmbar als männliche, und wenn man den letzteren durch Verschneidung einen Teil ihrer Wildheit zu nehmen sucht, werden sie fast noch tückischer als vorher, gehen auch, weil sie sehr fett werden, gewöhnlich nach kurzer Zeit zu Grunde. Solange sie noch jung sind, kann man sie durch Schläge bändigen; später hält es schwer, ihrer Meister zu werden. Großmut und Erkenntlichkeit sind dem Jaguar fremd; er zeigt keine ausdauernde Anhänglichkeit für seinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Tier, und es ist daher immer eine gewagte Sache, ihn länger als ein Jahr, ohne ihn einzusperren, in der Gefangenschaft zu halten.

In den Käfigen unserer Tiergärten und Tierbuden benimmt sich der Jaguar ganz wie der Pardel. Die von mir nach Beobachtung verschiedener Jaguare in Tiergärten gefaßte Meinung, daß er sich schwierig zähmen und kaum zum „Arbeiten“ abrichten lasse, ist durch Kreuzberg, einen unserer erfahrensten und geschicktesten Tierbändiger, widerlegt worden. Gerade die wildesten Jaguare werden in der Regel die gelehrigsten Schüler eines Meisters dieser gefährlichen Kunst, müssen jedoch erst vollständig sich bewußt geworden sein, daß sie an dem Bändiger einen Herrn über sich haben, gegen dessen Willen jede Auflehnung vergeblich ist.

Gefangene Jaguare haben sich wiederholt fortgepflanzt, und zwar nicht allein in Tiergärten, sondern auch in Tierschaubuden. Ebenso paart sich der Jaguar mit Leopard, Panther und Sundapanther und erzielt kräftige, fortpflanzungsfähige Blendlinge. Der von Fitzinger als eigene Art aufgestellte Grauparder (Leopardus poliopardus) war, nach der von Kreuzberg mir gegebenen Versicherung, der Sprößling eines Jaguars und eines schwarzen Sundapanthers. Pardel haben sich zweifellos verschiedene Male erfolgreich mit dem Jaguar gepaart und jedesmal ähnliche Blendlinge erzeugt; und einer der letzteren warf, nachdem er mit einem Leoparden gekreuzt worden war, Junge, von denen das eine dem Vater Leopard, das andere der Mutter Grauparder in allen wesentlichen Stücken glich. In Brasilien wird allgemein versichert, daß Unzen sich auch mit Pumas paaren.

Seiner Schädlichkeit wegen wird der Jaguar in bewohnten Gegenden auf alle mögliche Weise gejagt und getötet. In Südamerika bedienen sich Indianer ihrer mit dem mörderischen Urarigifte getränkten Pfeile. Weit verwegener als diese Jagd ist die folgende. Der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer oder Dolche von etwa 2 Fuß Länge. So ausgerüstet, sucht er mit 2 oder 3 Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet wenigen Hunden sogleich die Spitze; der Jäger naht sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Gebärden. Plötzlich springt der Jaguar mit weit aufgerissenem Rachen auf den Jäger zu, richtet sich aber zum Angriffe wie unser Bär in die Höhe. In diesem Augenblicke hält der Jäger den beiden vorderen Pranken des Tieres den umwundenen Arm vor und stößt ihm, mit dem Körper etwas nach rechts ausweichend, den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt durch den Stoß um so eher zu Boden, als es ihm schwer wird, in aufrechter Stellung das Gleichgewicht zu bewahren, und die Hunde werfen sich über ihn her. War die erste Wunde nicht tödlich, so macht er sich wohl wieder von den Hunden los und stürzt sich von neuem auf seinen Gegner, welcher ihm alsdann einen zweiten Stich versetzt. Rengger kannte einen Indianer aus der Stadt Bajada, welcher über 100 Jaguare auf diese Weise erlegt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, büßte aber im Jahre 1821 auf einer solchen Jagd doch das Leben ein. Göring hörte von einem Gaucho erzählen, welcher wegen seiner Jagden

den Namen „Tigertöter“ erhalten hatte. Dieser kühne Mann hatte viele Jaguare ebenfalls mit dem Messer erlegt.

Nach Angabe Renggers wird die Unze in Paraguay meist auf folgende Art gejagt: Ein guter Schütze, in Begleitung von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer 5 Fuß langen zweizackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit 6—10 Hunden den Jaguar auf. Sowie nun die Jäger des Jaguars ansichtig werden, stellen sie sich nebeneinander, den Schützen in der Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Nach einem Treffschusse fallen die Hunde über ihren grimmig gehaßten Feind her und drücken ihn zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird. Fehlt aber der Schuß, oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so greift er oft an. Sobald er sich dabei aufrichtet, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor, und der Lanzenträger gibt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sogleich wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt. Während des Kampfes suchen die Hunde den Jaguar niederzureißen, indem sie ihn beim Schwanze fassen; nur sehr starke greifen ihn von der Seite an. Bei solcher Jagd sind selbst die beherztesten und geübtesten Männer gefährdet; denn da der Kampfplatz gewöhnlich im Dickichte des Waldes ist, bedarf es nur eines geringen Hindernisses, um den Stoß des Lanzenträgers unsicher zu machen.

Die Paraguayer greifen den Jaguar übrigens zu Pferde auch bloß mit dem Lasso an, werfen ihm die Schlinge um den Hals, schleifen ihn im Galopp fort und erwürgen ihn, manchmal mit Hilfe eines zweiten Lasso, der in entgegengesetzter Richtung angezogen wird. Auf dem Anstande wird der Jaguar ebenfalls erlegt. Hier und da gräbt man auch Fallgruben oder stellt bei einem vom Jaguar getöteten Opfer Selbstschüsse.

Das Fell des Jaguars hat in Südamerika nur geringen Wert und wird höchstens zu Fußdecken und dergleichen verwendet. Das Fleisch einer Unze, von der von den Steinen aß, erwies sich zäh; dagegen sagt er von dem einer zweiten erlegten: „Das Unzenfleisch schmeckt fett wie Schweinebraten. Zu den Koteletten würde Rotkraut vorzüglich passen.“ Gewisse Teile des Jaguarleibes werden als Arzneimittel angewendet. So meint man, daß das Fett gegen Wurmkrankheiten und die gebrannten Krallen gegen Zahnschmerzen gute Mittel seien. Außerdem wird das Fett von den Wilden zum Einreiben ihres Körpers benutzt, und sie glauben dadurch ebenso stark und mutig zu werden wie das Raubtier selbst. Besonders gefährliche Jaguare, welche sich nur schwer aus der Nähe der Dörfer vertreiben lassen und die Bewohner derselben stets mit ihren Überfällen bedrohen, werden, wenn sie getötet worden sind, nicht benutzt; denn die Indianer sind überzeugt, daß sie eigentlich gar keine Tiere, sondern zauberhafte Wesen oder die Hüllen verstorbener lasterhafter Menschen seien.

Der Mbaracaya oder Tschati — Chati — (**Felis mitis**, F. chati und maracaya, Leopardus maracaya) ähnelt in seinem Leibesbau dem Jaguar, unterscheidet sich aber nicht nur durch seine Zeichnung, sondern ebenso durch seine weit geringere Größe von dem gefürchteten Räuber; auch ist der Kopf verhältnismäßig kleiner und der Schwanz verhältnismäßig kürzer. Der Tschati gehört aber immerhin noch zu den größeren Katzen; denn seine Körperlänge beträgt rund 80, die des Schwanzes 30 und die Schulterhöhe 40 cm. Der Grundton der Färbung ist mehr gelblich als rötlich, der Grundfarbe des Leopardenfelles ziemlich ähnlich, die Unterseite rein weiß. Auf dem Kopfe, Rücken, am Schwanze und unten an den Beinen heben sich einfache, schwarze Tüpfel ab, welche ebenso unregelmäßig in ihrer Gestalt wie in ihrer Anordnung, weil bald langgezogen, bald rund, bald in Streifen geordnet, bald wirr durcheinander gestreut sind. Ein Flecken über dem Auge und die Backen

sind rein weiß, die Ohren innen weiß, außen schwarz mit weißem oder gelbem Flecken. An den Seiten des Kopfes verlaufen zwei schwarze, unter der Kehle zieht ein brauner Streifen hin. Die Endhälfte des Schwanzes zeigt schwarze Binden und einige Ringel vor der Spitze. Die Jungen haben ein struppigeres und streifig geflecktes Haarkleid; aber auch bei den Alten ändert die Grundfarbe und die Beschaffenheit der Flecken und Streifen vielfach ab. Er ist in Südamerika bis nach Patagonien verbreitet.

Der Tschati ist ein höchst eifriger Jäger und wagt sich schon an ziemlich große Tiere, beispielsweise kleine Hirsche. Den Hühnerzüchtern, welche in der Nähe der Waldungen wohnen, ist er ein sehr unangenehmer und ungemütlicher Nachbar, und jeder, welcher Hühner hat, mag sich vor ihm in acht nehmen; denn, wie es scheint, zieht er Geflügel allem übrigen Wilde vor und stattet deshalb den Hühnerhäusern häufig Besuche ab. Eine Mauer oder ein Pfahlzaun rings um das Gehöft schützt nicht gegen seine nächtlichen Besuche, weil er es ebensogut versteht, durch die schmalsten Öffnungen sich zu drängen, wie über hohe Umfassungen zu klettern. Dabei ist er äußerst vorsichtig bei seinen nächtlichen Überfällen, läßt gewöhnlich nicht das geringste Anzeichen von seinen Besuchen zurück und nur am nächsten Morgen durch einige Blutspuren oder zerstreute Federn oder mehr noch durch die fehlenden Hühner erkennen, daß er wieder einmal da gewesen sei. Innerhalb zweier Jahre wurden nicht weniger als 18 Tschatis von einem Landeigner um sein Gehöft herum gefangen; hieraus mag hervorgehen, daß sie an manchen Orten häufig genug sind.

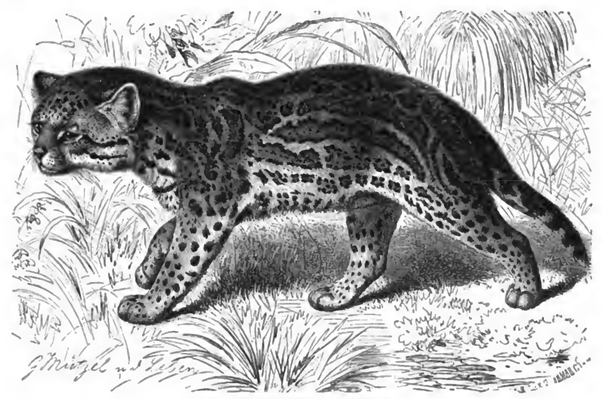
Man sagt, daß der Tschati in Paaren lebe und jedes derselben einen besonderen Jagdgrund besitze, ohne daß jedoch die beiden Gatten bei der Jagd sich behilflich wären. Während des Tages liegen die Tiere sorgfältig verborgen in dem dunkeln Schatten der Wälder und schlafen, bis die Sonne zur Rüste gegangen ist und die Dunkelheit über das Land sich senkt. In Mondscheinnächten scheuen sie sich, an ein Gehöft heranzuschleichen; je dunkler und stürmischer aber die Nacht ist, um so mehr scheint sie dieser Katze geeignet, einen Überfall auf die von den Menschen geschützten Tiere zu versuchen.

In der Gefangenschaft ist der Tschati ein sehr liebenswürdiges und anhängliches Tier, welches seinen Herrn durch sein angenehmes Wesen und die hübschen und anmutigen Streiche erfreut. Einer, welcher von dem erwähnten Landbesitzer gefangen worden war, wurde so vollständig zahm, daß man ihm zuletzt die Freiheit gab. Doch so liebenswürdig und umgänglich er auch gegen seinen Herrn sich bewiesen hatte, so mord- und raublustig zeigte er sich den Hühnern gegenüber. Seine Mordsucht war viel zu tief in ihm eingewurzelt, als daß sie hätte ausgerottet werden können. Das Tier benutzte jeden Augenblick, um im eigenen Hause oder in der Nachbarschaft einen Überfall zu machen, und verlor auf einem dieser Streifzüge durch den Speer eines erbosten Landwirts sein Leben.

In Brasilien jagt man den Tschati mit Hilfe der Hunde, vor denen er sofort bäumt, dem Jäger sodann zur leichten Beute werdend. Die Neger und selbst einige Urbewohner essen das Fleisch, obgleich der Tschati, laut Prinz von Wied, einen unangenehmen Geruch von sich gibt. Aus dem schönen Felle, welches für Pferdedecken zu klein ist, bereiteten die brasilianischen Jäger zuzeiten der Reise des Prinzen Regenkappen für ihre Gewehrschlösser.

An den Mbaracaya schließt sich der Ozelot oder die Pardelkatze (*Felis pardalis*. *Leopardus pardalis*) an. Seine Länge beträgt 1,30—1,40 m, wovon der Schwanz 40—45 cm wegnimmt, die Höhe am Widerriste etwa 50 cm; das Tier kommt also unserem Luchs an Leibesumfang annähernd gleich, steht jedoch an Höhe weit hinter diesem zurück. Der Leib ist verhältnismäßig kräftig, der Kopf ziemlich groß, der gegen die Spitze verdünnte Schwanz mäßig lang, das Ohr kurz, breit und abgerundet, der Augenstern länglich-eiförmig, der Pelz dicht, glänzend weich und dabei ebenso bunt wie geschmackvoll gezeichnet. Seine Grundfärbung

ist auf der Oberseite ein bräunliches Grau oder Rötlichgelbgrau, auf der Unterseite ein gilbliches Weiß. Von den Augen zieht sich jederseits ein schwarzer Längsstreifen zu den Ohren. Die Oberseite des Kopfes zeigt kleine Tüpfel; auf den Wangen verlaufen Querstreifen und von diesen aus ein Kehlstreif, über den Rücken mehrere Längsstreifen, meist vier, längs des Rückens eine Reihe schmaler schwarzer Flecken, unter denen größere hervortreten, an den Seiten gekrümmte Längsreihen breiter bandförmiger Längsstreifen, welche von den Schultern bis zum Hinterteile reichen und lebhafter als die Grundfarbe, schwarz gesäumt, oft auch in der Mitte dunkel punktiert sind. Den Unterleib und die Beine zeichnen volle Flecken, welche auf dem Schwanze in Ringe übergehen. Diese Färbung ändert übrigens sehr ab: oft sind die schwarzen Längsstreifen des Rückens durch breitere fahle Streifen in acht



Ozelot (Felis pardalis). 1/6 natürl. Größe.

geteilt, und breite ununterbrochene Streifen ziehen sich längs der Seiten entlang; bei anderen zerteilen sich die Streifen in Flecken, und auf den Wangen finden sich breite schwarze Tüpfel; noch andere sind am ganzen Unterleibe schwarz gestreift, der Schwanz ist vollständig geringelt 2c. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch schwächere Färbung der Flecken und kreisförmig gestellte Punkte auf den Schultern und dem Kreuze. Kappler führt noch an: Augen bläulichgrau, Nase fleischfarben.

Der Ozelot ist weit verbreitet. Er findet sich sowohl in den südlichen Gebieten von Nordamerika wie in Südamerika bis Peru, Bolivia und Paraguay. Er lebt mehr in den tieferen und menschenleeren Wäldern als in der Nähe von Ortschaften, obgleich er auch da vorkommt. Auf freiem Felde findet man ihn nie, wohl aber in Wäldern, in felsigen und sumpfigen Gegenden. An manchen Orten ist er häufig. Er scheint kein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag über schläft er im dunkelsten Teile des Waldes zwischen undurchdringlichem Blatt- und Strauchwerke, zuweilen auch in hohlen Bäumen; in der Morgen- und Abenddämmerung, besonders aber bei Nacht, geht er auf Raub aus und zwar ebensogut in hellen, sternenklaren wie in dunkeln, stürmischen Nächten. Letztere sind ihm sogar angenehm,

weil er dann, unbemerkt von den Hunden, an die Bauernhöfe herankommen und dort nach Belieben würgen kann. In dunkeln Nächten hat der Hofbesitzer es nötig, das Hühnerhaus wohl zu verschließen; denn wenn der Ozelot unter die Hühner kommt, richtet er dort ein arges Blutbad an. Im Freien besteht die Nahrung unserer Pardelkatze aus Vögeln, welche sie entweder auf dem Baume oder auf der Erde in ihren Nestern beschleicht, sowie aus allen kleineren Säugetieren, jungen Rehen, Schweinen, Affen, Agutis, Pakas, Ratten, Mäusen &c. Man glaubt, daß der Ozelot die Schuld von der Verödung der Wälder an Hühnern und Vögeln trägt, und jedenfalls ist es begründet, daß er diesen Tieren großen Schaden thut. Auch den Affen soll er in ihrem laubigen Gebiete eifrig nachstellen.

„Da diese Katze meist nur des Nachts auf Raub ausgeht", sagt Rengger, „habe ich sie niemals auf ihren Jagden beobachten können; sie scheint aber große Streifzüge zu machen. Ich habe in den sogenannten Urwäldern ihre Fährte oft stundenlang verfolgt. Höchst selten stößt man auf Überreste ihrer Mahlzeit; gewöhnlich sind es nur die Federn eines erlegten Vogels. Ich halte sie daher nicht für blutdürstig und glaube, daß sie nicht mehr Tiere auf einmal tötet, als sie zu ihrer Sättigung bedarf; diese Meinung hat sich auch an Gefangenen, welche ich gehalten habe, bestätigt. Sie klettert gut und springt, wo die Bäume dicht stehen, wenn sie gejagt wird, mit Leichtigkeit von einem Baume zum anderen, obwohl sie im Klettern noch immer nicht die Fertigkeit des Kuguars besitzt. Nur durch die Not gezwungen, wagt sie sich durchs Wasser, z. B., wenn sie durch Überschwemmung vom festen Lande abgeschnitten wird und das nächste Ufer zu gewinnen suchen muß; allein sie ist ein vortrefflicher Schwimmer. Nicht selten kommt es vor, daß ein durch Überschwemmung aus den Wäldern vertriebener Ozelot mitten in einer Stadt ans Land steigt. Ich selbst sah einen, welcher über einen Teil des Paraguaystromes geschwommen war, bei seiner Landung im Hafen von Asuncion erschießen. Der Ozelot lebt paarweise in einem bestimmten Gebiete. Der Jäger kann gewiß sein, nachdem er einen aufgescheucht hat, den anderen in nächster Nähe zu treffen. Mehr als ein Paar trifft man jedoch niemals in dem nämlichen Walde an. Männchen und Weibchen gehen nicht zusammen auf den Raub aus, sondern jedes jagt für sich; auch helfen sie einander nicht bei der Jagd oder bei feindlichen Angriffen. Die Begattungszeit tritt bei ihnen im Oktober ein und dauert bis in den Januar; ihre Tragzeit ist unbekannt. Selten übersteigt die Anzahl der Jungen zwei. Die Mutter versteckt ihre Sprößlinge in einem hohlen Baume oder in dem Dickichte des Waldes und trägt ihnen, sobald sie fressen können, kleine Säugetiere und Vögel zu."

Dem Menschen schadet der Ozelot verhältnismäßig wenig: er fürchtet ihn und die Hunde zu sehr, als daß er bevölkerten Gegenden sich nähern sollte. Bloß Wohnungen, welche nahe an Wäldern liegen, werden hin und wieder von ihm heimgesucht; doch auch dann nimmt er höchstens ein paar Hühner oder eine Bisamente weg, trägt sie ins nächste Gebüsch und verzehrt sie sofort. Wenn ihm seine erste Unternehmung gelingt, kommt er gewöhnlich die nächsten Nächte wieder, bis er gefangen oder verscheucht wird. Man jagt ihn in Paraguay mit Hunden oder fängt ihn in Fallen. Er ist sehr scheu und flüchtig und sieht den Jäger bei mondhellen Nächten, noch ehe derselbe ihn gewahr wird. Vor dem Hunde flieht er in größter Eile auf Bäume und versteckt sich hier im dichtesten Laube der Krone. Ein angeschossener Ozelot verteidigt sich herzhaft mit seinen Krallen gegen die Hunde und kann auch wohl dem Menschen gefährlich werden. Am leichtesten fängt man ihn vermittelst Fallen, in deren Hintergrund ein Käfig mit einem eingesperrten Huhne gestellt oder auch Rindfleisch als Köder angebracht wird.

Der junge Ozelot wird häufig eingefangen und gezähmt. Gewöhnlich verraten die Jungen ihren Aufenthalt durch Miauen und werden somit, auch ohne Hilfe der Hunde, ziemlich leicht aufgefunden. Man zieht sie mit Milch auf und nährt sie späterhin größtenteils mit gekochtem

Fleische; bloße Pflanzennahrung macht sie krank. Füttert man sie aber nur mit rohem Fleische, so werden sie größer und schöner, als wenn man ihnen das Fleisch gekocht gibt. Auch alte Ozelots werden nach einiger Zeit zahm, wenngleich nur bis zu einem gewissen Grade; denn sie richten im Hofe immer noch allerlei Unheil an. Können sie sich eines kleinen Hundes oder einer Katze bemächtigen, so ergreifen sie das Tier beim Nacken, werfen es nieder und reißen ihm den Hals auf. Bei fortgesetztem Genusse von Katzenfleisch werden sie krätzig, stoßen während der Krankheit eigentümliche Klagelaute aus und sterben endlich. Dieselben Klagelaute hört man von ihnen, wenn sie irgendwie ihr Mißbehagen ausdrücken wollen. So miauen sie z. B. auf klägliche Weise, wenn man sie durch Hunger gezwungen hat, Kröten oder Schlangen zu fressen. Diese Tiere verursachen ihnen heftiges Erbrechen und schwächen ihre Verdauungskraft derartig, daß sie jede andere Speise wieder herausbrechen, allmählich abmagern und endlich auch sterben. Hausgeflügel können die gezähmten Ozelots nicht ersehen, ergreifen es, sobald sie es erreichen können, beim Kopfe oder beim Halse und töten es durch den ersten Biß. Dann rupfen sie vor dem Genusse mit dem Maule den größten Teil der Federn aus und verspeisen es. Nach der Sättigung belecken sie sich das Maul, die Pfoten und den übrigen Körper und legen sich schlafen. Ihren Kot verscharren sie nie, legen ihn aber häufig in ihrem Trinkgefäße ab.

Den größten Teil des Tages bringt der gefangene Ozelot schlafend zu. Dabei liegt er in sich zusammengerollt, wie unsere Hauskatzen es auch thun. Gegen Abend wird er unruhig und bleibt nun die ganze Nacht hindurch wach. Solange er jung ist, läßt er öfters einen miauenden Ton hören, besonders wenn er Hunger, Durst oder Langeweile verspürt; später vernimmt man diesen Ton nur bei krankem Zustande. Wird er im Fressen gestört, so knurrt er. Seine Zufriedenheit legt er durch Schnurren, seine Furcht oder seinen Zorn durch ein Schneuzen an den Tag. Alt eingefangene Ozelots unterwerfen sich wohl dem Menschen, schließen sich ihm aber niemals an. Der Verlust der Freiheit macht sie niedergeschlagen und gleichgültig gegen gute oder schlechte Behandlung. Sie lassen sich schlagen, ohne sich zu verteidigen, machen keinen Unterschied zwischen ihrem Wärter und anderen Menschen und bezeigen ihm weder Zutrauen noch Freude, wenn sie ihn sehen. Ganz jung und mit Sorgfalt aufgezogene hingegen werden in hohem Grade zahm. Gleich jungen Hauskatzen gaukeln sie miteinander, spielen mit einem Stücke Papier, mit einer kleinen Pomeranze und dergleichen. Ihren Wärter lernen sie bald kennen, springen ihm nach, belecken ihm die Hand, legen sich ihm zu Füßen nieder oder klettern an ihm empor. Gegen Liebkosungen sind sie sehr empfänglich und beginnen augenblicklich zu spinnen, wenn man ihnen schmeichelt. Niemals zeigen sie Falschheit. Mit den Hunden und Katzen, in deren Gesellschaft sie leben, vertragen sie sich sehr gut; dem Geflügel stellen sie aber doch noch nach. Früherer Strafen uneingedenk, springen sie, sobald ihnen die Lust ankommt, auf eine Henne und lassen sich im Augenblicke des Raubes durch keine Züchtigung abschrecken, das Tier zu ermorden. Ihrer unvertilgbaren Raubsucht wegen hält man sie gewöhnlich in einem Käfig oder an einem Stricke angebunden.

In den Käfigen unserer Tiergärten spielt der Ozelot keine hervorragende Rolle. Er ist träge oder doch wenig lebhaft, sieht sich die Welt anscheinend mit unzerstörbarem Gleichmute an, begnügt sich mit jedem Raume und verlangt nichts weiter, als daß derselbe rein und warm sei und es an der erforderlichen Nahrung ihm nicht fehle. Die meisten Ozelots, welche nach Europa gelangen, kommen in bereits gezähmtem Zustande an und entsprechen dem vorstehenden Bilde; alt eingefangene, welche Wutausbrüche gezeigt hätten, wie sie bei Leoparden an der Tagesordnung sind, habe ich nicht gesehen. Zu den häufigen Erscheinungen zählt der Ozelot übrigens nicht, und deshalb hält es schwer, Paare zusammenzubringen und Junge zu erzielen.

Bestimmt unterschiedene Verwandte sind zwei andere Katzen Amerikas: der **Marguay** und die **Langschwanzkatze**. Erstgenannte, die **Tigerkatze** der Naturforscher, Tiergärtner und Händler (**Felis tigrina**, F. margay und guigna, Leopardus tigrinus), von den Spaniern Tigrillo genannt, erreicht höchstens die Größe unserer Hauskatze. Ihre Körperlänge beträgt 50, die des Schwanzes 30 cm. Der weiche und schöne Katzenpelz hat oben und an den Seiten eine fahlgelbe Grundfarbe und ist unten, wie bei den meisten übrigen Katzen, weiß. Über die Wangen laufen zwei Streifen, zwei andere vom Augenwinkel über den Kopf bis ins Genick. Hier schieben sich nun noch andere ein, und so ziehen sich über



Tigerkatze (Felis tigrina). 1/3 natürl. Größe.

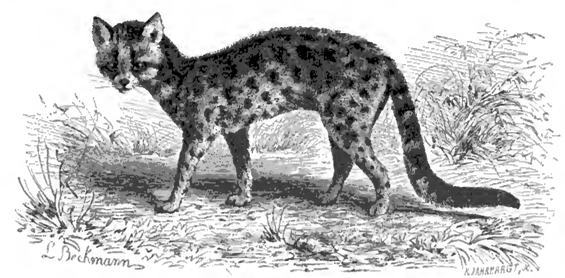
den Nacken sechs derselben, welche weiter hinten in breitere Flecken sich auflösen. An der Kehle stehen zwei schwarze Tupfflecken, vor der Brust breite Halbringe. In der Mitte des Rückens verläuft ein ununterbrochener Streifen und jederseits daneben mehrere Reihen Vollflecken, von denen viele einen helleren Hof umschließen. Die Beine und der Unterleib sind gefleckt, die Ohren schwarz mit weißen Flecken. Der Schwanz ist an der Spitze buschiger als an der Wurzel.

In ihrer Lebensweise ähnelt diese Katze dem Ozelot fast in allen Stücken. Jung eingefangen und ordentlich gehalten, wird sie zu einem höchst gelehrigen und anhänglichen Tiere; alt eingefangen, beträgt sie sich allerdings sehr wild und ungestüm, nimmt jedoch nach einiger Zeit auch einen gewissen Grad von Zähmung an. **Waterson** hatte in Guayana einen jungen Marguay mit großer Sorgfalt aufgezogen, welcher in kurzer Zeit mit ihm auf das innigste befreundet wurde und ihm später wie ein Hund folgte. Gegen die Ratten und Mäuse, welche das Haus in Masse bevölkerten, lag er in einem ewigen Streite und wußte das von den verderblichen Nagern wahrhaft gepeinigte Haus in kurzer Zeit nach Möglichkeit zu reinigen. Er ging von Anfang an mit angeerbter Kenntnis der Ratten und ihrer Sitten zu Werke. Während der letzten Stunden des Tages, seiner besten Jagdzeit, schlich er im ganzen Hause umher, vor jeder Öffnung lauschend und jeden Winkel untersuchend.

Seine Hilfe wurde außerordentlich wertvoll; denn die Ratten hatten vor seiner Zeit nicht weniger als 32 Thüren zerfressen und lustwandelten im ganzen Hause nach Belieben umher. Diesem Vergnügen that die Tigerkatze den gründlichsten Eintrag und gewann sich auch aus diesem Grunde immer mehr die Liebe ihres Erziehers.

Gefangene Marguays gelangen zuweilen auch nach Europa, gehören jedoch in den Käfigen unserer Tiergärten immer zu den Seltenheiten. Diejenigen, welche ich sah und beziehentlich pflegte, waren stille, anscheinend friedliche Geschöpfe, als entschiedene Nachttiere übertags aber auch langweilig, weil sie die meiste Zeit in sich zusammengerollt auf ihrem Lager liegen, ohne sich um die Außenwelt viel zu kümmern. Ihr sanftes Wesen, die Anmut ihrer Bewegungen und die Schönheit ihres Felles machen sie übrigens doch dem Pfleger lieb und wert.

Häufiger als die beiden letztgeschilderten Arten der Familie scheint in den brasilianischen Wäldern die Langschwanzkatze (Felis macrura, F. wiedii, Leopardus tigri-



Langschwanzkatze (Felis macrura). 1/7 natürl. Größe.

noides) zu sein. Ihre Größe kommt der einer starken Hauskatze etwa gleich; ihre Pfoten sind jedoch viel stärker als bei letzterer. Die Gesamtlänge beträgt 90—100 cm, wovon 30—35 cm auf den Schwanz kommen, die Schulterhöhe 25—30 cm. Vom Tschati unterscheiden sie der kleine Kopf, die großen Augen, die lanzettförmig abgerundeten Ohren und die stark gekrümmten, weißlichen Krallen. Ihre Grundfärbung ist rötlich braungrau, an den Seiten heller, unten weiß. Der ganze Leib ist längsreihig graubraun oder schwarzbraun gefleckt; einzelne Flecken umschließen einen lichteren Hof. Auf dem Oberkörper verlaufen fünf Längsreihen, an der Stirne zwei schwarze Streifen, dazwischen Punkte, an den Seiten des Kopfes zwei dunkle Längsstreifen, unter der Kehle ein dunkler Querstreifen. Die Fußsohlen sind graubraun.

„Die Langschwanzkatze“, sagt Prinz von Wied, „lebt in allen von mir bereisten Gegenden. Anfänglich wurde sie von mir für eine Mbaracaya gehalten, bis ich beide Tiere genauer verglich. Von dem Marguay und dem Ozelot ist sie verschieden. Ihre schlanke Gestalt, das bunte Fell, welches übrigens mit dem der Mbaracaya höchst übereinstimmend gezeichnet ist, machen sie zu einem der schönsten Tiere der Katzenfamilie. Meine Jäger fanden sie an verschiedenen Orten, und ich kann deshalb sagen, daß sie fast in allen großen Urwäldern Brasiliens lebt. Bei den Brasilianern trägt sie den Namen der gefleckten Wildkatze und

wird von ihnen ihres schönen Felles wegen oft geschossen. Da sie weit leichter und behender ist als die Mbaracaya, steigt sie besonders gern an den Schlinggewächsen auf und ab, durchsucht die Bäume nach mancherlei Tieren und Vogelnestern und erhascht und verzehrt dabei alle kleineren Tiere, welche sie erreichen und bewältigen kann. Wilden und gezähmten Hühnern wird sie ebenfalls sehr gefährlich und kommt deshalb häufig genug an die Wohnungen heran, um Federvieh zu rauben. Ihr Lager schlägt sie in hohlen Stämmen, Felsenklüften oder Erdhöhlen auf und bringt dort auch ganz nach Art unserer Wildkatze ihre Jungen zur Welt.

„Gewöhnlich fängt man sie in Schlagfallen. Ich erhielt in den großen Urwäldern am Mukuri auf diese Art in 14 Tagen drei solche Katzen. Eine vierte schoß einer meiner Jäger von einem Baume herab und wollte sie ergreifen, allein sie entsprang, da sie nur leicht verwundet war. Ein Hund, welcher sie findet, treibt sie augenblicklich auf einen Baum, und dann kann man sie leicht herabschießen. Nur der Zufall bringt den Jäger in Besitz des schönen Tieres, weil man ihm auf seinen Streifzügen, welche es ebensowohl bei Tage als bei Nacht unternimmt, nicht gut folgen kann." Hensel weiß Vorstehendem wenig hinzuzufügen. „Wie alle Katzen", bemerkt er, „lebt die Langschwanzkatze stets auf der Erde und besteigt die Bäume nur dann, wenn sie von den Hunden verfolgt wird, oder nach Regenwetter, wenn der Grund des Waldes zu naß geworden ist. Dann liegt sie ausgestreckt auf einem wagerechten Aste, um sich den wärmenden Strahlen der Sonne auszusetzen. Wie man an den Fährten sehen kann, besucht sie jede Nacht die Pflanzungen der Waldbewohner."

In der neueren Zeit kommt eine oder die andere dieser Katzen lebend zu uns herüber, immer selten und einzeln. Von denen, welche ich sah, hatte sich keine mit dem Menschen befreundet; alle waren im Gegenteile äußerst boshafte und wütende Geschöpfe, welche zischten und fauchten, wenn man sich ihnen nahete. Richtete man den Blick fest auf sie, so knurrten sie ingrimmig und peitschten dabei höchst verständlich mit dem Schwanze; näherte man sich einen Schritt weiter, so fuhren sie fauchend bis an das Gitter heran und stellten sich trotzig zur Wehr, ganz nach Art unserer ebenfalls fast stets übelgelaunten Wildkatze. Demungeachtet bin ich weit entfernt, behaupten zu wollen, daß sie unzähmbar seien.

Unter allen Katzen besitzt die Pampaskatze (**Felis pajeros**, Pajeros pampanus, Leopardus pajeros) die ausgesprochenste Längsstreifung, weshalb wir mit ihr die Schilderung der eigentlichen Katzen beschließen. Von dem vorherrschend schön silbergrau gefärbten Pelze heben sich blasser oder dunkler rostbraunrote Streifen, welche über den Rumpf schief von vorn und oben nach hinten und unten verlaufen, lebhaft ab, um so mehr, als sie auch auf Kehle und Brust als Gürtelbänder, auf den Beinen als Ringbänder sich wiederholen. Die einzelnen Haare des Pelzes sind an der Wurzel grau, hierauf lichtgelb und an der Spitze silbergrau, die der Streifen aber hier blaßrostgelb. Auf der Rückenmitte mischen sich schwarze und dunkelrostrote Haare; auf dem Kopfe sind sie fahlgrau, sodann schwarz und an der Spitze weiß. Über die fast einfarbig fahlgelben Wangen verläuft ein schmaler rostroter Streifen. Die Ohren sind außen hell-, am Rande dunkelrostbraun, innen fahlweiß gefärbt. Der Schwanz hat die Farbe des Rückens und zeigt gegen die Spitze hin 4—6 dunklere Ringbinden; die Beine sind auf gilblichem Grunde 6—7mal breit und regelmäßig rostrot, die Unterteile auf weißlich fahlgelbem Grunde unregelmäßig hellrostgelbrot gebändert. Diese Färbung und Zeichnung macht die Pampaskatze trotz der Stumpfheit der Farben zu einer der schönsten Arten der Gruppe. Starke Kater mögen eine Gesamtlänge von 120—130 cm erreichen, wovon der Schwanz etwa 30 cm wegnimmt; die Schulterhöhe beträgt 30—35 cm.

Die Pampaskatze findet sich in den Steppen Südamerikas, durch Patagonien bis zur Magalhãesstraße herab, und ist namentlich an den Ufern des Rio Negro zu finden. Sie lebt von kleinen Nagern, welche namentlich die Pampas in Menge bevölkern. Man schildert sie als ein harmloses Tier, dessen Nutzen anerkannt wird. Über ihr Gefangenleben weiß ich nichts zu berichten. In die europäischen Tiergärten gelangt sie äußerst selten; soviel mir bekannt, hat man sie bisher nur in London gefangen gehalten.

*

Fast alle Naturforscher stimmen darin überein, daß man die Luchse (Lynx) als eine von den übrigen Katzen wohl unterschiedene Gattung betrachten und demgemäß gesondert



Pampaskatze (Felis pajeros). 1/6 natürl. Größe.

aufführen darf. Sie kennzeichnet der mäßig große Kopf mit bepinselten Ohren und, bei den meisten Arten, starkem Backenbarte, der seitlich verschmächtigte, aber kräftige Leib, welcher auf hohen Beinen ruht, sowie der kurze, bei der Mehrzahl stummelhafte Schwanz. Auch ist der letzte Unterbackenzahn nicht dreispitzig, wie bei den Katzen, sondern zweispitzig.

Alle Erdteile, mit Ausnahme des katzenlosen Australien, beherbergen Luchse, Europa allein zwei wohl unterschiedene Arten. Sie bewohnen vorzugsweise geschlossene Waldungen und in ihnen die am schwersten zugänglichen Orte, finden sich jedoch auch in Steppen und Wüsten und kommen selbst in angebauten Gegenden vor. Alle ohne Ausnahme dürfen als hochentwickelte Katzen angesehen werden, sind ebenso raublustig und blutdürstig wie Leopard und Panther, dabei ernst wie Löwe und Tiger, gefährden den Bestand des Wildes und der Haustiere in hohem Grade und müssen als Raubtiere, welche mehr Schaden als Nutzen bringen, bezeichnet werden. Ihre Lebensweise, die Art, in welcher sie zur Jagd ausgehen und rauben, unterscheidet sich, genau entsprechend ihrer Ausrüstung und ihren Begabungen, in mancher Hinsicht nicht unwesentlich von dem Gebaren der bis jetzt geschilderten Verwandten, wie überhaupt ihr ganzes Auftreten etwas Absonderliches hat.

Der Sumpfluchs, die Dschangelkatze englischer Forscher (Lynx chaus, Felis chaus, libyca, catolynx, affinis, dongolensis, jacquemontii, katas, ruepellii, marginata und chaligata), erreicht ungefähr 90 cm Länge, wovon 22–27 cm auf den Schwanz kommen; die Schulterhöhe beträgt 35—40 cm, das Gewicht 6—9 kg. Der ziemlich reiche Pelz hat eine mannigfaltig von Gelbgrau bis Graubraun wechselnde Grundfärbung; die einzelnen Haare sind an der Wurzel ockergelb, in der Mitte schwarzbraun geringelt, an der Spitze weiß oder grauweiß und hin und wieder schwarz gefärbt. Die Zeichnung besteht aus dunkleren Querstreifen, welche besonders am Vorderhalse, an den Seiten und Beinen deutlicher hervortreten, so, wie auf unserer Abbildung ersichtlich wird. Über die Stirnmitte verläuft ein kurzer, ziemlich breiter Streifen, welcher zu beiden Seiten von schmäleren und kürzeren begleitet wird; über und neben den Augen bemerkt man andere Schmitzstreifen. Den Schwanz zeichnen oben 6—9 dunkle Halbringe und die schwarze Spitze. Die Ohren sind außen graugelb, innen rötlichgelb, oft von längeren weißlichen Haaren überstrahlt, die Füße braunrötlich, die Unterteile hellockergelb gefärbt. Der Augenstern sieht grünlichgelb aus. Die Streifen sind bei manchen Tieren recht undeutlich und scheinen besonders im Alter gänzlich zu schwinden. In Indien kommen gelegentlich auch ganz schwarze Tiere vor.

Der Sumpfluchs hat eine weite Verbreitung. Er bewohnt den größten Teil Afrikas und Süd- und Westasien, insbesondere Süd- und Ostafrika, Nubien, Ägypten, Persien, Syrien, die Länder um das Kaspische Meer und Indien ostwärts bis nach Barma sowie vom Himalaja bis nach Ceylon. Eine von Tickell auf den Andamanen gefundene Wildkatze könnte nach Blanford wohl F. chaus sein. Im Himalaja steigt er bis zu 2500 m und vielleicht noch höher empor, trägt aber dort einen dichteren und längeren Pelz. Den alten Ägyptern war er wohl bekannt, wurde auch wie die Hauskatze einbalsamiert und sein Leichnam an heiligen Orten beigesetzt. Einzelne Naturforscher neigen zu der Meinung, daß man in ihm einen der Stammväter unserer Hauskatze zu erkennen habe, und wollen gewisse Farbenspielarten unseres Hinz als Kreuzungserzeugnisse von ihm und der Haus- oder aber der Urmutter Falbkatze selbst abgeleitet wissen. Daß der Sumpfluchs in Indien und Ägypten oder Syrien sich mit der Hauskatze paart, darf nach den gesammelten Erfahrungen nicht mehr in Abrede gestellt werden; gegen eine unmittelbare Abstammung der Hauskatze von unserem Luchse aber sprechen gewichtige Gründe, vor allem die bereits genügend hervorgehobene Ähnlichkeit von Falbkatze und Hinz. Auf die Verehrung, welche die alten Ägypter dem Sumpfluchse angedeihen ließen, wird, betreffs der Abstammungsfrage unserer Hauskatze, kein besonderes Gewicht gelegt werden können; ihre Katzenfreundlichkeit beschränkte sich wohl kaum auf die eine Art, sondern erstreckte sich über alle kleineren, ihnen bekannten Verwandten des als heilig erachteten Tieres.

Ich bin dem Sumpfluchse im Nilthale mehrere Male begegnet. Er ist in Ägypten eben keine seltene Erscheinung; man bemerkt ihn nur nicht oft. In jenem Lande fehlen größere Waldungen, in denen ein Raubtier sich verbergen könnte, fast gänzlich, und dieses ist deshalb auf andere Schlupfwinkel angewiesen. Wie die Hyäne, welche eigentlich zwischen dem Geklüfte der Wüste ihre Höhle hat, oft lange Zeit im Röhricht lebt, wie Schakal und Fuchs Riedgras und Getreide bewohnen, so lebt auch der Sumpfluchs ruhig an ähnlichen Orten, ohne befürchten zu müssen, leicht aufgestört zu werden. Die ausgedehnten Getreidefelder, welche auf dem vom überwogenden Nile getränkten Erdreiche angelegt wurden, also nicht zeitweilig künstlich überrieselt werden, sind vorzugsweise sein Aufenthalt. Außerdem aber bewohnt er die großen Flächen, welche dichter oder dünner mit einem ziemlich hohen, scharfschneidigen Grase bedeckt sind, und endlich bieten ihm die trockenen Stellen im Röhricht oder auch schon die Schilfhorste, welche an den Ufern der Kanäle sich hinziehen und manche Felder umzäunen, erwünschte Aufenthaltsorte. Das Nämliche wird über ihn aus Indien

berichtet. Als ich einmal nahe bei der Stadt Esneh durch einen Garten schlenderte, fiel mir eine in dem dichten Grase dahinschleichende Katze nur ihres großen Kopfes wegen auf; denn der übrige Körper war in dem schossenden Getreide versteckt. Mehr, um zu untersuchen, als in der Meinung, eine wilde Katze vor mir zu haben, schoß ich auf das Tier, welches mich seiner Beachtung nicht würdig hielt. Es verendete nach wenigen, verzweiflungsvollen Sätzen, und ich fand zu meiner Überraschung, daß ich den Sumpfluchs, und zwar ein ziemlich ausgewachsenes Männchen, erlegt hatte. Von nun an wurde ich aufmerksam und bemerkte deshalb unser Raubtier öfter. Einen großen Luchs fand ich ruhig sich sonnend in einem



Sumpfluchs (Lynx chaus). 1/6 natürl. Größe.

Rohrgebüsche liegen; er entkam mir aber trotz einer starken Verwundung, welche ich ihm beigebracht hatte. Die übrigen, welche ich bemerkte, entflohen regelmäßig, noch ehe ich in Schußweite an sie herangekommen war.

Der Sumpfluchs schleicht ebensowohl bei Tag wie bei Nacht umher, um Beute zu machen. Dabei kommt er dreist bis dicht an die Dörfer heran, und die größeren Gärten in der Nähe derselben scheinen ihm sogar besondere Lieblingsplätze zu sein. Um ihn oder wenigstens seine Spuren zu bemerken, braucht man eben nicht lange auf der Jagd herumzustreifen. Wenn man an den Rändern von Getreidefeldern, auf Rainen und Wegen, welche durch dieselben führen, achthaben will, gewahrt man ihn häufig genug. Er schleicht nach echter Katzenart leise und unhörbar zwischen den Pflanzen dahin, welche ihn gewöhnlich zum größten Teile verstecken. Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen und lauscht. Dabei bewegt er, wie unsere Hauskatzen, die Ohren nach allen Richtungen hin, beschreibt mit dem Schwanze die

verschiedenen Biegungen und Windungen, welche die Seelenstimmung einer jagenden Katze bezeichnen, und äugt mit jenem ruhigen, fast starren Blicke, welcher unserem Hinze eigen ist, fast träumerisch gerade vor sich hin. Der Gehörsinn scheint ihn bei Tage jedenfalls mehr zu leiten als sein Gesicht; denn die Lauscher sind auch bei der größten Ruhe in beständiger Bewegung. Das geringste Geräusch ändert dieses träumerische Dahinschleichen: der Sumpfluchs erhebt den Kopf, die Lauscher richten sich nach kurzer, schneller Bewegung der bezeichneten Stelle zu, der ganze Leib duckt sich, verschwindet vollkommen im Grase, und schlangenartig kriecht das Tier an seine Beute heran, welche wohl in den meisten Fällen in seine Gewalt fällt. Bisweilen sieht man auch aus dem scheinbar ganz unbelebten Riedgrase heraus mit einem gewaltigen Satze ein Tier in die Höhe springen und im nächsten Augenblicke wieder verschwinden: der Sumpfluchs hat einen Luftsprung nach irgend einem Vogel gemacht, welchen er aufgejagt hatte. Seine Beute besteht zumeist aus Mäusen und Ratten, sodann aber aus kleinen Erd- und Schilfvögeln aller Art, namentlich Wüstenhühnern, Lerchen, Regenpfeifern, Schilf- oder Riedgrassängern &c. In den Gärten stiehlt er den Bauern ihre Hühner und Tauben, in den Fruchtfeldern schleicht er den Hasen und an den Wüstenrändern den Springmäusen nach. Größere Tiere soll er niemals angreifen; auch dem Menschen scheint er furchtsam auszuweichen; selbst derjenige, welchen ich verwundete, wagte nicht, mich anzuspringen. Gleichwohl wird er von den Arabern als ein sehr böses Tier gefürchtet, und diese Furcht hat sich auch auf die Europäer übertragen. Mein Diener erdreistete sich nicht, auf einen sehr schönen Sumpfluchs zu schießen, den er im Getreide auftrieb, und ein Reisegefährte des bekannten Schriftstellers Bogumil Goltz glaubte nun gar einen jungen Löwen in unserem Tiere zu erblicken, als er ihm auf der Jagd einmal begegnete. Angeschossen und in die Enge getrieben, weiß sich freilich auch der Sumpfluchs kräftig zu verteidigen. Dies erfuhr unter anderen ein Diener Dümichens, welcher einen mit zwei schlecht gezielten Schüssen bedacht hatte und das verwundete Tier greifen wollte. Letzteres wartete die Ankunft seines Feindes gar nicht ab, sondern sprang ohne weiteres auf den Mann los, krallte sich an ihm fest und zerfleischte ihm den Arm derartig, daß der schlechte Schütze monatelang an den Folgen der verfehlten Luchsjagd zu leiden hatte.

In Indien gilt die Dschangelkatze für bösartig und wehrhaft wie etwa unsere Wildkatze und nur sehr ausnahmsweise für zähmbar; verwundete haben den Schützen mehrmals ohne weiteres angenommen. Sie scheinen auch sehr dreiste Räuber zu sein, da verschiedene Fälle mitgeteilt werden, daß Dschangelkatzen vor den Augen der Jäger eben geschossene Pfauen fortschleppten. Auch dort lieben sie bevölkerte Gegenden und richten unter dem Hausgeflügel große Verheerungen an, indem sie auch aus reiner Mordlust töten. Blyth hörte ein Pärchen, das unter seinem Hause sich eingenistet hatte, des Abends manchmal höchst auffällige summende Laute von sich geben. Derselbe Gewährsmann berichtet, daß sie wohl Hühner und Enten, nach seiner Erfahrung aber niemals Gänse griffen. In Indien soll die Dschangelkatze zweimal im Jahre drei bis vier Junge werfen.

Gefangene Sumpfluchse sind selten in unseren Tiergärten; ich habe höchstens fünf von ihnen gesehen. Sie benehmen sich nach Art anderer Wildkatzen unfreundlich und wütend, wenn sie alt in Gefangenschaft gerieten oder aber schlecht behandelt wurden, ruhig und gemütlich dagegen, wenn sie als Junge unter die Botmäßigkeit des Menschen kamen und eine liebevolle Pflege erfuhren. Daß sie solcher zugänglich und ihrem Pfleger in hohem Grade dankbar sein können, beweist die nachstehende Mitteilung Dümichens. „Eines Tages, im Tempel von Denderah mit der Abnahme von Inschriften beschäftigt, hörte ich in einem der hinteren Räume des Tempels das Bellen meines Hundes. Demselben lauschend, erkannte ich, daß es aus einem unterhalb des Fußbodens befindlichen Raume herkam; der Tempel mußte also an dieser Stelle ein Kellergeschoß haben, welches ich noch nicht kannte. Dem



WÜSTENLUCHS.

Bellen nachgehend, war ich so glücklich, durch eine halb verschüttete Öffnung in einen unterirdischen Gang und am Ende desselben in den Raum zu gelangen, in welchem der Hund sich mit einer Katze beschäftigte, mehr mit ihr spielend als sie angreifend. Freilich schien das Tier auch durchaus nicht fähig, dem Hunde Widerstand entgegenzusetzen, vielmehr im Verscheiden zu sein. Bei genauerer Besichtigung fand sich, daß ich keine Hauskatze, sondern einen jungen Sumpfluchs vor mir hatte, was mich auch keineswegs wundernahm, da ich letzterem bei meinen Streifereien in dem anstoßenden Wüstengebirge sehr oft begegnet war und ihn wiederholt in Tempelruinen mit dem Fangen von Fledermäusen beschäftigt gesehen hatte. Einer solchen Jagd war jedenfalls auch dieser ‚Tschaus‘ nachgegangen, durch eine Öffnung in den unterirdischen Raum des Tempels gelangt und nicht mehr im stande gewesen, an den glatten Mauern die bedeutende Höhe zu gewinnen. Selbst ich mußte, um wieder ans Tageslicht zu kommen, mehrere große Steine herbeitragen und meinen Hund zu der Öffnung emporheben, um ihm die Freiheit zu verschaffen. Der halb verhungerte Sumpfluchs erregte mein Mitleiden, wurde deshalb von mir mitgenommen und baldmöglichst mit Milch und Fleisch bewirtet. Infolge dieser Erlabung, vielleicht auch der Wirksamkeit der freien Luft, erholte er sich zu meiner Freude und zum ersichtlichen Vergnügen des Hundes, welcher jeder Bewegung des geretteten und gewonnenen Freundes mit Teilnahme folgte und sein Wohlwollen gegen denselben durch fortgesetzte Versuche, mit ihm zu spielen, äußerte. Der Luchs hatte, als ich ihn ergriff, keine Versuche gemacht, sich widerspenstig zu zeigen, vielmehr alles über sich ergehen lassen, war heißhungerig über die ihm gereichte Nahrung hergefallen und gestattete es, daß ich ihn aufnahm und liebkoste. In vollstem Verständnis des ihm erzeigten Dienstes, blieb er von jetzt an mein unzertrennlicher Begleiter, folgte mir auf Schritt und Tritt, wohin ich mich auch wenden mochte, sprang zu mir aufs Kamel, wenn ich eine Reise antrat, durchwanderte so mit mir gemeinschaftlich den größten Teil Nubiens und hielt sich, wenn ich stundenlang Inschriften abnahm, ununterbrochen in meiner Nähe. Auch mit dem Hunde blieb er freundschaftlich verbunden: Zank und Streit zwischen den beiden kamen nie vor, wohl aber spielten sie täglich stundenlang in der liebenswürdigsten Weise zusammen.“

Ebenso wie den Tschaus hat man den **Wüstenluchs** oder **Karakal** (Lynx caracal, Felis caracal, Caracal melanotis), ein schönes Tier von 65—75 cm Leibes-, 25 cm Schwanzlänge und 40—45 cm Schulterhöhe, unter dem Namen Caracal zum Vertreter einer besonderen Gattung erheben wollen. Ihn unterscheiden von anderen Luchsen die schlanke Gestalt, die hohen Läufe, die langen, schmalen, zugespitzten Ohren, welche wie bei den nordischen Arten der Gattung starke Pinsel tragen, und das enganliegende Wüstenkleid: alle diese Unterschiede erscheinen jedoch zu unbedeutend, als daß sie zu solch einer Trennung berechtigen könnten. Der Karakal ist ein echtes Kind der Steppe oder Wüste und als solches auf das zweckmäßigste ausgerüstet. Seine Gestalt ist schmächtiger, namentlich schlanker als die seiner nordischen Verwandten, seine Läufe sind höher, befähigen ihn also zu besonderer Schnelligkeit im Laufen, die Lauscher verhältnismäßig größer und für Beherrschung weiterer Strecken geeignet, die Färbung endlich ist die eines Wüstenkleides, d. h. ein dunkleres oder helleres Fahlgelb ohne Flecken, welches nur an der Kehle und am Bauche ins Weißliche zieht und auf der Oberlippe durch einen großen schwarzen Flecken sowie durch einen schwarzen Streifen, welcher sich vom Nasenrande zum Auge zieht, und die schwarzen Ohren unterbrochen wird. Je nach der Gegend, aus welcher der Karakal kommt, dunkelt oder lichtet sich seine Färbung, vielleicht im Einklange mit der Farbe des Bodens, so daß man vom Isabellgelb an bis zu Braunrot alle Schattierungen des Wüstenkleides an ihm wahrnehmen kann. Dieselbe Gleichfarbigkeit mit der Umgebung, welche ein Tier vorzugsweise bewohnt,

spricht sich bei allen Katzen sehr deutlich aus, und so auch bei dem Karakal. Die nordischen Luchse, welche vorzugsweise Wälder bewohnen, tragen ein Baum- und Felsenkleid, d. h. ihre allgemeine Färbung ähnelt jener der Stämme und Äste sowie jener der grauen Felswände des Nordens. Der Karakal ist nur in der Kindheit gefleckt, später aber ganz ungefleckt, und eine derartige Gleichfarbigkeit steht wiederum im vollständigen Einklange mit den Eigentümlichkeiten seines Wohnkreises; denn ein geflecktes Tier, welches auf dem einfarbigen Sandboden der Wüste dahinschleicht, würde in der hellen Nacht gerade durch seine Fleckenzeichnung leichter sichtbar werden als durch jenes einfarbige Gewand.

Der Verbreitungskreis des Karakals ist groß. Er bewohnt ganz Afrika sowie die südlichen Gebiete Asiens mit Einschluß von Indien und zwar vornehmlich Wüsten und Steppen; Waldungen soll er gänzlich meiden. In Indien ist er, nach Blanford, nirgends häufig und fehlt gänzlich an der Malabarküste, in Bengalen und im östlichen Himalaja. Über sein Freileben wissen wir noch sehr wenig. Thevenot erzählt, daß man den Karakal nur in denjenigen Ländern finde, in denen auch der Löwe vorkomme, da er nicht allein Führer, sondern auch Kundschafter des letzteren sei, für ihn Beute aufsuche und von der durch den Löwen erlegten seinen Anteil erhalte; Sparrmann will in Erfahrung gebracht haben, daß er bei Tage in Rudeln auf größere Tiere Jagd mache und des Nachts Vögeln nachschleiche: der einen wie der anderen Angabe mangelt jedoch jede Begründung. Nach der Versicherung der von mir befragten Steppenbewohner Südnubiens, von denen ich erlegte Karakals erhielt, lebt unser Wüstenluchs, ihre „Khut el Chala“ oder Katze der Einöde, einzeln und begnügt sich in der Regel mit der Jagd kleiner Säugetiere und Vögel, lauert jedoch, wie es vom indischen ebenfalls berichtet wird, auch kleineren Antilopen auf und weiß diese ohne sonderliche Anstrengung durch Zerbeißen ihrer Halsschlagadern zu bewältigen; nach Angabe Tristrams ist er in den Oasen der nördlichen Sahara ein unwillkommener Besucher der Hühnerställe und raubt und mordet hier unter Umständen in verheerender Weise. In den Augen aller Jäger Ostsudans gilt er als ein äußerst bösartiges Geschöpf.

An gefangenen gemachte Wahrnehmungen widersprechen der Ansicht der Araber in keiner Weise; denn der Karakal scheint, im Verhältnis zu seiner Größe, das wütendste und unbändigste Mitglied der ganzen Familie zu sein. Ich habe ihn öfters in Gefangenschaft gesehen und gepflegt, niemals aber von seiner liebenswürdigen Seite kennen gelernt. Man braucht sich bloß dem Käfig zu nähern, in welchem er scheinbar ruhig liegt, um seinen ganzen Zorn rege zu machen. Ungestüm springt er auf und fährt fauchend auf den Beschauer los, als ob er ihn mit seinen scharfen Krallen zerreißen wolle, oder aber legt sich in die hinterste Ecke seines Kerkers auf den Boden nieder, drückt seine langen Lauscher platt auf den Schädel, zieht die Lippen zurück und faucht und knurrt ohne Ende. Dabei schauen die blitzenden Augen so boshaft wütend den Beschauer an, daß man es den Alten nicht verdenken kann, wenn sie diesen Augen geradezu Zauberkräfte beilegten. In keinem einzigen Tiergarten hat es bis jetzt gelingen wollen, das wütende Geschöpf zu zähmen; man hat es kaum dahin gebracht, daß es einem Wärter erlaubt hätte, in seinen Käfig zu treten. Einem gefangenen Karakal setzte man einen starken, bissigen Hund in sein Gefängnis. Jener fiel den ihm Furcht einflößenden Gegner ohne Besinnen an, biß ihn unter fürchterlichem Fauchen und Geschrei, trotz der mutvollsten und kräftigsten Verteidigung des Hundes, nach kurzem Kampfe nieder und riß ihm die Brust auf. Ungeachtet solcher Schandthaten und aller Bösartigkeit seines Wesens ist der Karakal der Zähmung nicht unzugänglich. Ob die alten Ägypter, welche ihn sehr wohl gekannt, auf ihren Denkmälern vortrefflich dargestellt und ebenfalls einbalsamiert haben, ihn zähmten, bleibt fraglich; aus verschiedenen Berichten älterer Reisender dagegen scheint hervorzugehen, daß die Asiaten von alters her neben dem Gepard auch den Karakal zur Jagd abrichteten.

„Der künig der Tartaren sol heimische Löuwparden vnd Lüchß haben, welche er zu dem gejegt braucht", bemerkt der alte Gesner, wohl Marco Polos Angaben wiedergebend. Noch heute wird der Karakal in Indien, wo er für unschwer zähmbar gilt, abgerichtet, um allerlei Wild zu fangen: kleine Hirsche und Antilopen, Füchse, Hasen, Pfauen, Kraniche und kleineres Geflügel. Manche indische Fürsten haben Karakals in ziemlicher Anzahl zu Jagdzwecken gehalten, da sie in vielfacher Hinsicht brauchbarer als Gepards sein sollen. Ein in etlichen Gebieten Indiens beliebtes Vergnügen ist es, nach Blyth, Karakals in Wettbewerb treten zu lassen, wieviel Vögel sie in kürzester Zeit töten können. Sie werden auf einen am Boden sitzenden Taubenschwarm losgelassen und wissen so geschickt anzukommen, daß die gewandtesten von ihnen oft bis ein Dutzend Tauben niederschlagen, bevor die Überfallenen davonfliegen können. Der die meisten erbeutet, ist Sieger, und sein Herr hat die Wette gewonnen.

Am Vorgebirge der Guten Hoffnung hielt man noch im vorigen Jahrhundert das Fell des Karakals in hohem Werte, weil man ihm Heilkräfte gegen Gliederschmerzen und Fußgicht zuschrieb. Solche Felle wurden auch nach Europa verhandelt und hier ebenfalls gut bezahlt. Gegenwärtig ist dieser Gegenstand fast gänzlich von unserem Markte verschwunden.

„In einigen Teilen der Staaten Maine und Neubraunschweig", so erzählt Audubon, „gibt es Landstrecken, welche früher mit großen Bäumen bestanden waren, teilweise aber durch Feuer verheert wurden und einen überaus traurigen Anblick gewähren. Soweit das Auge reicht, trifft es nach jeder Richtung hin auf hohe, geschwärzte, aufrecht stehende Stämme, von denen nur einzelne noch einen oder mehrere ihrer dicken Äste in die Luft strecken, während die größere Masse des Gezweiges, halb verbrannt und verkohlt, halb verfault und vermodert, den Boden deckt. Zwischen diesen Überbleibseln vergangener Tage ist eine neue Pflanzenwelt aufgeschossen; die Natur hat wieder begonnen, das Vernichtete zu ersetzen und auf Strecken hin bereits ein dichtes Unterholz gebildet. Der Mann, welcher solchen Wald betritt, muß seinen Weg sich mühsam bahnen, bald über Stämme klettern, bald unter ihnen wegkriechen oder auf einem der gefallenen dahingehen, um allen den verschiedenen Hindernissen auszuweichen, welche sich finden. In solchen Wäldern geschieht es, daß der Jäger, dessen Aufmerksamkeit bisher höchstens durch Wildhühner und andere Vögel beansprucht wurde, langsam und unhörbar ein großes Säugetier sich bewegen sieht, welches bestrebt ist, vor dem unwillkommenen Störenfriede sich zu verbergen. Der Kundige erkennt in ihm den Luchs, welcher listig genug ist, vor seinem gefährlichsten Feinde so rasch wie möglich sich zurückzuziehen. Ebenso oft mag es vorkommen, daß dasselbe Tier, auf einem starken Zweige gelagert und von dichtem Laube verhüllt, den Jäger an sich vorbeigehen läßt, ohne sich zu regen oder überhaupt ein Zeichen von seinem Vorhandensein zu geben. Auge und Ohr scharf auf den Feind gerichtet, nimmt es jede Bewegung desselben wahr, prüft und beurteilt jede seiner Handlungen, und auch nicht das leiseste Zucken verrät die gespannte Aufmerksamkeit des listigen Geschöpfes."

Die Art der Gattung, welche der malerische Schriftsteller mit vorstehenden Worten uns vorstellt, ist der Polarluchs oder Pischu (Lynx borealis, Felis borealis, F. und Lynx canadensis), eines der wichtigeren Pelztiere Amerikas, unter den dortigen Luchsen der größte. Ein vollkommen ausgewachsenes Männchen erreicht eine Gesamtlänge von 1,15 m, wovon etwa 13 cm auf den Schwanz gerechnet werden müssen, bei einer Schulterhöhe von etwa 55 cm, steht also unserem Luchse etwas nach. Der Pelz ist länger und dicker als bei dem europäischen Verwandten, der Bart wie der Ohrpinsel mehr entwickelt, das einzelne Haar weich und an der Spitze anders gefärbt als am Grunde. Ein bräunliches Silbergrau ist die vorherrschende Färbung, die Fleckenzeichnung macht sich auf dem Rücken fast gar nicht,

an den Seiten nur wenig bemerklich. Letztere und die Läufe sind gewellt, jedoch so schwach, daß man die verschiedenen Farben nur in der Nähe wahrnehmen kann; bei einiger Entfernung verschmelzen sie dem Auge zu einem einzigen Farbentone. Auf den Außenseiten der Läufe tritt die bandartige Zeichnung etwas deutlicher hervor, wirkliche Flecken aber zeigen sich nur auf der Innenseite der Vorderläufe in der Gegend der Ellbogen. Die Färbung der Oberseite geht ohne merkliche Abstufung in die der fleckenlosen, schmutzig-, am Bauche dunkelgrauen Unterseite über. Die Nase ist fleischfarbig, die Lippe gelbbraun, der Lippenrand



Polarluchs (Lynx borealis). 1/8 natürl. Größe.

dunkelbraun, das Gesicht lichtgrau, die Stirn etwas dunkler, der Länge nach deutlich gestreift, das Ohr am Grunde graubräunlich, am Rande schwarzbraun, in der Mitte durch einen großen weißen Flecken gezeichnet, auf der Innenseite mit langen gelblichweißen Haaren besetzt, der Bart bis auf einen ziemlich großen schwarzen Flecken, welcher jederseits unterhalb der Kinnlade steht, lichtgrau, der Schwanz auf der Oberseite rötlich- und gelblichweiß gebändert, an der Spitze schwarz, auf der Unterseite gleichfarbig lichtgelb. Das einzelne Haar hat gelblichbraune Färbung an der Wurzel, hierauf einen dunkleren und sodann einen graugelblichen Ring und entweder schwarze oder graue Spitzen. Von den Schnurrhaaren sind die meisten weiß, einige wenige aber schwarz. Im Sommer spielt die Färbung mehr ins Rötliche, im Winter mehr ins Silberweiße.

Das Verbreitungsgebiet des Polarluchses erstreckt sich über den Norden Amerikas, nach Süden hin bis zu den großen Seen, nach Osten hin bis zu dem Felsengebirge. Waldige

Gegenden bilden seine Wohngebiete. Im allgemeinen stimmt seine Lebensweise mit der unseres Luchses überein; wenigstens vermag ich nicht, aus den mir bekannten Beschreibungen der amerikanischen Forscher etwas herauszufinden, was dem widersprechen sollte. Nach der Schilderung von Richardson ist der Pischu erbärmlich feig und wagt sich nicht einmal an größere Säugetiere, sondern jagt bloß auf Hasen und kleine Nagetiere oder kleine Vögel. Vor dem Menschen und den Hunden flieht er stets; wird er gestellt, so sträubt er im Angriffe, wie alle Katzen, sein Haar, droht und faucht, läßt sich aber doch leicht besiegen, sogar mit einem Stocke erschlagen. Wegen dieser Ungefährlichkeit und Häufigkeit wird er sehr lebhaft gejagt. Audubon, welcher das Tier ausführlicher beschreibt, hält Richardsons Angaben teilweise für irrtümlich. Er schildert auch diesen Luchs als ein starkes, wehrhaftes Tier, welches sich seiner Haut zu wehren weiß. Ein gefangener, welchen ich pflegte, bestätigt seine Ansicht; mit ihm war durchaus nicht zu scherzen. Ungeachtet aller Bemühungen von meiner Seite, hat er nie sich entschließen können, ein freundschaftliches Verhältnis mit mir einzugehen. Er war ernst-ruhig, aber unfreundlich, fast mürrisch; jede seiner Bewegungen war kräftig, jedoch leicht und gewandt. Bei Tage lag er stundenlang regungslos auf seinem Baumaste, nachts wanderte er gemachsam im Käfig auf und nieder. Niemals sah man ihn ohne Not umherspringen, wie die meisten übrigen Katzen dies thun; er war träger als seine sämtlichen Verwandten.

Der Polarluchs ist neben dem ebenfalls in Amerika heimischen Rotluchs (Lynx rufus) die nützlichste Wildkatze, weil sein Fell vielfache Verwendung findet. Schon in den vierziger Jahren kamen, nach Lomer, besonders infolge der von der Hudsonbaigesellschaft erhöhten Fangvergütung, alljährlich 30—46,000 Felle nach Europa. Da seit einigen Jahren Luchspelze von der Mode bevorzugt werden, auch neue Jagdgründe erschlossen wurden, ist die Einfuhr auf 86,904 Stück (1888) gestiegen. Der Preis eines guten Felles, in den sechziger Jahren 12—16 Mark, verdoppelte sich bis 1885, stieg 1886 auf 25—40 Mark und beträgt jetzt (1889) 30—33 Mark. Das Wildbret wird in Amerika gegessen; doch meint Audubon, daß ihm ein kräftiges Stück Büffellende unter allen Umständen lieber wäre als Luchsfleisch, es möge zubereitet sein, wie es wolle.

Unter den beiden übrigen zu besprechenden Mitgliedern der Gattung, welche sich wie der Polarluchs durch starken Bart und kurzen, stummelhaften Schwanz auszeichnen, steht der Luchs oder Tierwolf (Lynx vulgaris, L. borealis, cervarius, lupulinus, Felis lynx und lupulina) an Schönheit, Stärke und Kraft obenan. Erst durch das Museum von Christiania bin ich über die Größe belehrt worden, welche ein Luchs wirklich erreichen kann; denn in unseren deutschen Sammlungen findet man gewöhnlich nur mittelgroße Tiere. Ein vollkommen ausgewachsener Luchs ist mindestens ebenso stark, nur etwas kürzer und hochbeiniger, wie die Leoparden, welche wir in unseren Tierschaubuden zu sehen bekommen. Die Länge seines Leibes beträgt reichlich 1 m und kann wohl auch bis zu 1,3 m steigen, der Schwanz ist 15—20 cm lang, die Höhe am Widerriste beträgt bis 75 cm. An Gewicht kann der Luchskater bis 30, ja, wie man mir in Norwegen sagte, sogar bis 45 kg erreichen. Das Tier hat einen außerordentlich kräftigen, gedrungenen Leibesbau, stämmige Glieder und mächtige, an die des Tigers oder Leoparden erinnernde Pranken, verrät daher auf den ersten Blick seine große Kraft und Stärke. Die Ohren sind ziemlich lang und zugespitzt und enden in einen pinselförmigen Büschel von 4 cm langen, schwarzen, dichtgestellten und aufgerichteten Haaren. Auf der dicken Oberlippe stehen mehrere Reihen steifer und langer Schnurren. Ein dichter, weicher Pelz umhüllt den Leib und verlängert sich im Gesichte zu einem Barte, welcher zweispitzig zu beiden Seiten herabhängt und im Vereine mit den Ohrbüscheln dem Luchsgesichte ein ganz seltsames Gepräge gibt. Die Färbung des Pelzes ist

oben rötlichgrau und weißlich gemischt, auf Kopf, Hals und Rücken und an den Seiten dicht mit rotbraunen oder graubraunen Flecken gezeichnet; die Unterseite des Körpers, die Innenseite der Beine, der Vorderhals, die Lippen und die Augenkreise sind weiß. Das Gesicht ist rötlich, das Ohr inwendig weiß, auf der Rückseite braun und schwarz behaart. Der Schwanz, welcher überall gleichmäßig und gleich dick behaart ist, hat eine breite, schwarze Spitze, welche



Luchs (Lynx vulgaris). 1/10 natürl. Größe.

fast die Hälfte der ganzen Länge einnimmt; die andere Hälfte ist undeutlich geringelt, mit verwischten Binden, welche unten aber nicht durchgehen. Im Sommer ist der Balg kurzhaarig und mehr rötlich, im Winter langhaarig und mehr grauweißlich gefärbt; allein die ganze Färbung verändert sich in der mannigfaltigsten Weise, und auch die Flecken wechseln bei verschiedenen Tieren erheblich ab. Man hat deshalb nach den Bälgen mehrere Arten von Luchsen annehmen wollen, sich jedoch allmählich davon überzeugt, daß dies unthunlich ist; denn es sind in einem Gewölfe Junge von allen Farbenschattierungen und Zeichnungen gefunden worden. Das Weibchen scheint sich regelmäßig durch rötere Färbung und undeutlichere Flecken von dem Männchen zu unterscheiden; die neugeborenen Jungen sind weißlich.

Die erzgelben Augen haben eine runde Pupille. Im Winterkleide wird die bräunliche Färbung durch Grau verdeckt, indem die im Spätherbste rasch wachsenden Grannenhaare an den Spitzen verbleichen und diese mehr und mehr zur Geltung kommen, je weiter ihre Verfärbung nach der Wurzel zu vorrückt.

Der Luchs war den Alten bekannt, wurde in Rom aber doch weit seltener gezeigt als Löwe und Leopard, weil es schon damals viel schwerer hielt, ihn lebend zu erlangen, als einen der erwähnten Verwandten zu bekommen. Den, welcher unter Pompejus gezeigt wurde, hatte man aus Gallien eingeführt. Über sein Freileben scheint man nichts gewußt zu haben, deshalb war dem Aberglauben vielfacher Spielraum gelassen. „Kein thier ist", sagt der alte Gesner, Schilderungen der Alten wiedergebend, „daß so ein scharpffe gesicht habe als ein Luchß, dann nach der sag der Poeten söllen sy auch mit jren augen durchtringen die Ding so sunst durchscheynbar nit sind, als wänd, mauren, holtz, stein und dergleychen. Dargegen so jnen durch scheynbare Ding fürgehalten werden, so hassen sy jr gesicht und sterben daruon." In der Götterlehre der alten Germanen spielte der Luchs ungefähr dieselbe Rolle wie die Katze; denn wahrscheinlich ist er es und nicht seine Verwandte, welcher als Tier der Freyja aufgefaßt werden muß und deren Wagen zieht.

Noch im Mittelalter bewohnte er ständig alle größeren Waldungen Deutschlands und ward allgemein gehaßt, auch nachdrücklichst verfolgt. Ende des 15. Jahrhunderts galt er, laut Schmitt, in Pommern als das schlimmste Raubtier. „Den Luchs", so heißt es in Peterdorps Verordnung, „wiel he de aergste ist, moth man flitig by Wintertieden nahstellen, em mit Netten fangen, scheten." Von dieser Zeit an hat er in Deutschland stetig abgenommen und kann gegenwärtig als ausgerottet gelten. In Bayern, dem an sein Wohngebiet, die Alpen, angrenzenden Lande Süddeutschlands, war er noch zu Ende des vorigen und zu Anfange unseres Jahrhunderts eine zünftigen Jägern wohlbekannte Erscheinung. Laut Kobell, dem wir so viele anziehende Jagdbilder verdanken, wurden in den Jahren 1820—21 allein im Ettaler Gebirge 17 Luchse erlegt und gefangen; im Jahre 1826 fing man im Riß ihrer 5, bis 1831 noch ihrer 6. Im Forstamte Partenkirchen erbeutete man 1829—30 in dem einen Reviere Garmisch 3, in Eschenloch 5, in der Vorderriß ebenfalls 5 Luchse. Zwei bayrische Jäger, Vater und Sohn, fingen in 48 Jahren, von 1790 bis 1838, 30 Stück der gehaßten Raubtiere. Der letzte Luchs wurde im Jahre 1838 im Rottenschwanger Reviere erbeutet; seitdem hat man noch im Jahre 1850 auf der Zipfelsalpe ihrer 2 gespürt, und wahrscheinlich sind auch in den letzten 20 Jahren noch einzelne aus Tirol herübergestreift, ohne wahrgenommen worden zu sein. Im Thüringer Walde wurden zwischen den Jahren 1773 und 1796 noch 5 Luchse erlegt, in diesem Jahrhundert meines Wissens nur ihrer 2, einer im Jahre 1819 auf dem Gothaer Reviere Stutzhaus und einer im Jahre 1843 auf Dörenberger Revier, letzterer nach langen vergeblichen Jagden. In Westfalen endete der letzte Luchs erweislich im Jahre 1745 sein Leben; auf dem Harze erlegte man die letzten beiden in den Jahren 1817 und 1818, in Deutschland überhaupt, mit Ausnahme der an Rußland grenzenden Teile, im Jahre 1846, worüber ich später ausführlicher berichten werde. Anders verhält es sich in den deutsch-österreichischen Ländern und in den an Rußland grenzenden Teilen Preußens. Hier wird fast alljährlich noch ein oder der andere Luchs gespürt; dort hat man noch in der Neuzeit so viele erlegt, daß von einer Ausrottung desselben noch nicht gesprochen werden darf. In der Schweiz wird er, laut Tschudi, nicht häufiger gefunden als die Wildkatze, war aber noch vor 30 Jahren keine Seltenheit, so daß allein in Bünden in einem Jahre sieben bis acht Stück getötet wurden. Gegenwärtig ist er auch hier recht selten geworden, obschon die Hochwälder der Walliser, Tessiner und Berner Gebirge, die Urner, Glarner, Öscher und Bözer Alpen ihn noch beherbergen. Über sein Vorkommen in Tirol fehlt mir die Kunde; von dem östlichen Teile der Alpen dagegen weiß ich zu sagen,

daß er schon in Krain noch regelmäßig und in Kärnten dann und wann einmal auftritt. So wurden in Rosenbach, an der Krainer Grenze, im Jahre 1846 und im Jahre 1858 noch Luchse gespürt und gefangen.

Das gegenwärtige Wohngebiet unseres Raubtieres beginnt nach Osten hin mit den Karpathen; von hier und der preußischen Grenze aus nach Norden und Osten findet man es regelmäßig, in ganz Rußland und ebenso in Skandinavien noch ziemlich häufig, hier vom Süden des Landes an, soweit geschlossene Waldungen nach Norden hinaufreichen. Außerdem aber bewohnt der Luchs ganz Ostsibirien, wo das Land gebirgig und waldbedeckt ist, und Asien südwärts mindestens bis Turkistan und bis in den Himalaja, wo er im oberen Industhale vorkommt. Der tibetanische Luchs, der nicht in Wäldern, sondern notgedrungen im Gefelse lebt, wurde von Blyth, vornehmlich wegen seiner fahleren Färbung und etwas abweichenden Behaarung, als eine besondere Art (F. isabellina) aufgefaßt; Blanford hingegen hält diese Unterscheidung nicht für begründet.

Bedingungen für ständigen Aufenthalt dieses Raubtieres sind weite geschlossene, an Dickungen oder überhaupt schwer zugänglichen Teilen reiche, mit Wild der verschiedensten Art bevölkerte Waldungen. In dünn bestandenen Wäldern zeigt sich der Luchs, laut Nolcken, dem wir die beste Lebensschilderung des Tieres verdanken, nur ausnahmsweise, namentlich im Winter, wenn es sich für ihn darum handelt, einen solchen Wald nach Hasen abzusuchen, oder aber, wenn ihn ein allgemeiner Notstand, ein Waldbrand z. B., zum Auswandern zwingt. Unter solchen Umständen kann es vorkommen, daß er sich, wie es im Jahre 1868 im Petersburger Gouvernement geschah, bis in die Obstgärten der Dörfer flüchtet. Im Gegensatze zum Wolfe, welcher fast jahraus, jahrein ein unstetes Leben führt, hält sich der Luchs oft längere Zeit in einem und demselben Gebiete auf, durchstreift dasselbe aber nach allen Richtungen, wandert in einer Nacht meilenweit, nicht selten ohne alle Scheu befahrene Wege annehmend, bis in die Nähe der Dörfer sich wagend und selbst einsam liegende Gehöfte besuchend, kehrt auch nach mehreren Tagen wieder in eine und dieselbe Gegend zurück, um sie von neuem abzuspüren.

In der Regel lebt der Luchs nach Art seiner Verwandten ungesellig, da, wo er häufiger auftritt, wie in Livland, so verteilt, daß ein Gebiet von 25 qkm etwa vier oder fünf Stücke beherbergt. Doch kommen Ausnahmen vor. So wurden, laut einem Berichte der „Jagdzeitung", im Jahre 1862 in Galizien vier Luchse hintereinander erlegt, am ersten Tage die beiden Alten, am zweiten deren zwei Junge, und ebenso sah ein Jäger in Galizien bei einem Treiben drei Luchse an sich vorübergehen.

An Begabung leiblicher und geistiger Art scheint der Luchs hinter keiner einzigen anderen Katze zurückzustehen. Der trotz der hohen Läufe ungemein kräftige Leib und die ausgezeichneten Sinne kennzeichnen ihn als einen in jeder Hinsicht trefflich ausgerüsteten Räuber. Er geht sehr ausdauernd, solange es die Not nicht fordert, nur im Schritt oder im Katzentrabe, niemals satzweise, springt, wenn es sein muß, ganz ausgezeichnet in wahrhaft erstaunlichen Sätzen dahin, klettert ziemlich gut und scheint auch mit Leichtigkeit Gewässer durchschwimmen zu können. Unter seinen Sinnen steht unzweifelhaft das Gehör obenan, und der Pinsel auf seinen Ohren darf demnach als eine wohlberechtigte Zierde gelten. Kaum weniger vorzüglich mag das Gesicht sein, wenn auch die neuzeitlichen Beobachter keine unmittelbaren Belege für die Entstehung der alten Sage gegeben haben. Der Geruchssinn aber ist, wie bei allen Katzen, entschieden schwach; der Luchs vermag wenigstens nicht auf größere Entfernungen hin zu wittern und sicherlich nicht durch seinen Geruch irgend ein Wild auszukundschaften. Daß er Geschmack besitzt, beweist er durch seine Leckerhaftigkeit zur Genüge, und was Tastsinn und Empfindungsvermögen anlangt, so bekunden gefangene deutlich genug, daß sie hierin den Verwandten nicht nachstehen. Als Tastsinn offenbart sich sein feines

Gefühl bei jeder Bewegung und jedenfalls auch beim Aufspüren und Aufnehmen einer bereits erkundeten und getöteten Beute. Wie allen Katzen sind ihm die Schnurrhaare im Gesichte geradezu unentbehrlich; mit ihnen muß er alles betasten, mit dem er sich näher befassen will. Die geistigen Eigenschaften unseres Raubtieres sind niemals unterschätzt worden: „Ist sunst ein röubig thier gleich dem Wolff, doch vil listiger“, sagt der alte Gesner und scheint vollständig recht zu haben, da auch alle neueren Beobachter, welche mit dem Luchse verkehrten, ihn als ein außerordentlich vorsichtiges, überlegendes und listiges Tier schildern, welches niemals seine Geistesgegenwart verliert und in jeder Lage noch bestmöglich seinen Vorteil wahrzunehmen sucht und wahrzunehmen weiß. Macht sich dies schon bei dem freilebenden Luchse bemerklich, so tritt es, wie wir später kennen lernen werden, bei gefangenen nur um so schärfer hervor, so daß wir jedenfalls berechtigt sind, ihn den klügsten Katzen beizuzählen.

Frühere Beobachter vergleichen die Stimme des Luchses mit dem Geheule eines Hundes, bezeichnen sie damit aber sehr unrichtig. Ich habe nur gefangene schreien hören und muß sagen, daß die Stimme sehr schwer beschrieben werden kann. Sie ist laut, kreischend, hochtönig, derjenigen verliebter Katzen entfernt ähnlich. „Ich habe nicht nur“, sagt Oskar von Loewis, „meine gezähmte Luchskatze, sondern auch wilde Luchse zur Nachtzeit in einsamen Wäldern schreien zu hören vielfach Gelegenheit gehabt. Aber niemals erlaubte die Stimme des Luchses auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit der des Hundes herauszufinden. Sein Geschrei ist vielmehr ein plärrend und brüllend hervorgestoßener Ton, welcher hoch und fein anhebt und dumpf und tief endet, im Klange eher dem Gebrülle des Bären gleichend. Ursachen des Geschreies waren bei meinem gezähmten und frei umherlaufenden Luchse Hunger und Langeweile. Das Knurren und Fauchen bei hochgekrümmtem Rücken war stets ein Zeichen der Wut, der kampfbereiten Verteidigung. Ein leises, feines, katzenartiges, unendlich sehnsüchtiges Miauen ließ meine Luchskatze bei lüsternem, mordlustigem Beobachten der Tauben und Hühner oder bei schmiegsamem Anschleichen zum Wilde hören. Das anhaltende Spinnen und Schnurren während Wohlbefindens, beziehentlich Streichelns mit der Hand war ganz katzenartig, nur gröber, derber als das der Hauskatze.“

Der Luchs ist, laut Nolcken, ein durchaus nächtliches Raubtier, versteckt sich mit Tagesanbruch und liegt, wenn er nicht gestört wird, bis zur Dunkelheit, wodurch er sich vom Wolfe, welcher meist schon gegen Mittag wieder zu wandern beginnt, wesentlich unterscheidet. Zu seinem Lagerplatze wählt er eine Felsenkluft oder ein Dickicht, unter Umständen vielleicht auch eine größere Höhlung, selbst einen Fuchs- oder Dachsbau. Wenn er sich decken oder lagern will, geht er gern auf irgend einem Wege in die Nähe der Dickung, welche er ausgewählt hat, und setzt in mehreren weiten Sprüngen in das Gehölz. Geht der Weg hart an einem Dickichte vorbei, so wirft er sich manchmal so weit in dieses hinein, daß man die Spur von außen gar nicht sieht. Immer und unfehlbar wählt er die allerdichtesten Schonungen, junges Nadeldickicht und dergleichen, ohne sich dabei im übrigen viel um etwa stattfindenden Verkehr zu kümmern. Falls es gestattet ist, von dem Betragen des gefangenen Luchses auf das des freilebenden zu schließen, darf man annehmen, daß er den Tag über möglichst auf einer und derselben Stelle liegen bleibt. Er gibt sich einem Halbschlummer hin, nach Art unserer Hauskatze, welche in gleicher Weise halbe Stunden zu verträumen pflegt, aber doch auf alles achtet, was um sie her vorgeht. Seine feinen Sinne schützen ihn auch während solcher Träumerei vor etwaigen Überraschungen. Ich habe mich an dem gefangenen, welchen ich pflegte, wiederholt überzeugt, daß gerade der Sinn des Gehöres auch dann in voller Thätigkeit war, wenn der Luchs im tiefsten Schlafe zu liegen schien. Das leiseste Rascheln verursachte bei ihm ein Drehen und Wenden nach der verdächtigen Gegend, und die geschlossenen Augen öffneten sich augenblicklich, wenn das Geräusch stärker

wurde. Am tiefsten scheint er in den Früh- und Mittagsstunden zu schlafen; nachmittags reckt er sich gern, wenn ihm dies möglich ist, im Strahle der Sonne, legt sich dabei auch, falls er es haben kann, stundenlang auf den Rücken wie ein fauler Hund.

Bei eintretender Dämmerung wird er munter und lebendig. Während des Tages schien er zur Bildsäule erstarrt zu sein, mit Einbruch des Abends bekommt er Leben und Bewegung, erst in der Nacht aber macht er sich zur Jagd auf, bleibt jedoch häufig stehen, um zu sichern, wie eine Katze, wenn sie über einen freien Platz will, welcher ihr unsicher erscheint. Soviel wie möglich hält er dabei seinen Wechsel ein. Im Winter scheint er dies regelmäßig und zwar in der Weise zu thun, daß er stets auf das genaueste in seine Spur wieder eintritt. Ein Verwechseln seiner Fährte mit der eines anderen Tieres kann wohl nur dem Unkundigsten geschehen; denn die Spur ist sehr groß, im Einklange mit den unverhältnismäßig starken Pranken größer als die eines starken Wolfes, auffallend rund und, weil der Abdruck der Nägel fehlt, vorn stumpf, der Schritt verhältnismäßig kurz. So bildet die Spur eine Perlenschnur, welche jeder, der sie nur einmal gesehen, leicht wiedererkennen muß. Beim Wechseln nun tritt der Luchs auf dem Hin- und Rückwege in die Spur ein, ja es thun dies in der Regel mehrere, welche gemeinschaftlich zur Jagd ausgehen. Frauenfeld, welcher einmal vier Luchse spürte, sagt hierüber folgendes: „Bei der ersten Entdeckung der Spur dieser Tiere waren nur zwei Fährten sichtbar, so daß wir anfangs auch bloß zwei Luchse beisammen vermuteten, ja später zeigte sich gar nur eine einzige Spur, in der sie alle vier einer in des anderen Fußstapfen traten. Auf einer Wiese im Walde, wo sie nach Raub ausgespäht zu haben schienen, ehe sie auf dieselbe heraustraten, zeigte sich die Spur von dreien, und erst auf einer lichten Stelle im Walde, wo sie ein Reh überraschten, fanden wir, natürlich mit immer größerem Erstaunen, daß ihrer vier beisammen waren; denn erst dort hatten sie sich alle getrennt, und der eine, unzweifelhaft der vorderste, hatte dieses Reh in zwei gewaltigen Sprüngen erreicht. Unmittelbar nach dem übrigens verunglückten Jagdversuche waren die Luchse mit schwach geschränkten Schritten wieder ruhig und nach einer kurzen Strecke abermals in einer einzigen Spur fortgezogen". Bei weiterem Abspüren am nächsten Tage fand Frauenfeld, daß die vier Luchse nicht nur ganz denselben Weg, sondern auch, wenige schwierige Stellen abgerechnet, in der nämlichen Fährte zurückgekehrt waren, welche sie auf dem Herwege gebildet hatten, „so daß, nachdem sie alle vier hin und zurück, also achtmal, die Stelle berührt hatten, doch auf lange Strecken nur eine einzige Spur sichtbar war."

Die eigentümliche Gestalt des Luchses läßt jede seiner Bewegungen auffallend, im gewissen Sinne sogar plump erscheinen. Man ist gewöhnt, in der Katze ein niedrig gebautes, langgeschwänztes Säugetier zu sehen und Bewegungen wahrzunehmen, welche den kurzen Läufen entsprechen, d. h. welche gleichmäßig, nicht ungestüm, weich und deshalb wenig bemerklich sind. Beim Luchse ist dies anders. Er tritt scheinbar derb auf und schreitet im Vergleiche zu anderen Katzen merklich weit aus. Fehlt ihm nun aber auch die Anmut seiner Verwandten, so steht er diesen an Gewandtheit durchaus nicht nach, klettert sehr geschickt und übertrifft sie, obgleich er keineswegs zu den ausgezeichnetsten Läufern zählt, doch in der Schnelligkeit und Ausdauer seiner Bewegungen. Was er leisten kann, sieht man bei frisch gefallenem Schnee am deutlichsten, da, wo er auf eine Beute gesprungen ist.

In dem ziemlich ausführlichen Jagdberichte, welcher gelegentlich der Erlegung des letzten Harzer Luchses veröffentlicht wurde, heißt es: „Am merkwürdigsten erschien der in der Nacht auf den 17. März erfolgte Fang eines Hasen, welcher durch die hintere Spur vollkommen deutlich wurde. Der Hase hatte am Rande einer jungen Tannendichtung, welche an eine große Blöße stieß, gesessen. Der Luchs war in dem Dickichte, wahrscheinlich unter Wind, an ihn herangeschlichen; der Hase aber mußte solches noch zu früh bemerkt haben und war

möglichst flüchtig über die Blöße dahingeraunt. Demungeachtet hatte ihn der Luchs ereilt und zwar durch neun ungeheuere Sprünge von durchschnittlich je 13 Fuß Weite. Das Raubtier hatte also sein Wild förmlich gehetzt und diesem, wie aus der Fährte ersichtlich, alles Hakenschlagen, sein gewöhnliches Rettungsmittel, nichts genützt. Man fand nur die Hinterteile des armen Lampe noch vor." Daß der Luchs mit mehreren Sprüngen ein Wild verfolgt, ist übrigens eine große Ausnahme: bei den Raubanfällen, welche Frauenfeld abspürte, war der Räuber seiner Beute nicht weiter gefolgt, sondern unmittelbar nach verunglücktem Sprunge ruhig, als wäre nichts geschehen, weiter gegangen. Auch Nolcken, dem es mehrmals vergönnt war, Stellen zu finden, wo der Luchs beschlichen hatte, und von wo aus er auf seine Beute angesprungen war, beobachtete nie, daß jener mehr als drei oder vier weite Sätze gemacht hätte, und bemerkt ausdrücklich, daß der Luchs seine entgangene Beute niemals verfolge. „Sonderbarerweise", fügt unser Gewährsmann noch hinzu, „habe ich noch nie eine Stelle gesehen, wo ihm sein Fang geglückt wäre. Es scheint demnach, als ob auch im Leben des Luchses Jagdunglück nicht ganz selten sei." Ebenso oft, wie er seine Beute aufsucht, belauert er sie auch und besteigt zu diesem Zwecke gern Felsblöcke und günstig gewachsene Äste von Bäumen, von wo aus er arglos sich nähernde Opfer bespringt.

Als Beutestück scheint dem Luchse jedes Tier zu gelten, welches er irgendwie bewältigen zu können glaubt. Vom kleinsten Säugetiere oder Vogel an bis zum Reh oder Auerhahn und Trappen hinauf ist schwerlich ein lebendes Wesen vor ihm gesichert; an Rot-, Elch- und Schwarzwild dürften wohl nur ausnahmsweise sehr starke Luchse sich vergreifen. Größeres Wild zieht er kleinerem entschieden vor; mit Mäusefangen z. B. scheint er sich nicht zu befassen: Nolcken wenigstens hat aus seiner einförmigen, geschnürten Spur nie ersehen können, daß er sich mit Mäusen abgegeben hätte. Demungeachtet glaube ich, daß auch ein Mäuschen, welches seinen Weg kreuzt, ihm nicht entgeht. Um die Gewandtheit der Luchse zu erproben, habe ich den von mir gepflegten wiederholt lebende Sperlinge, Ratten und Mäuse vorgeworfen, in keinem Falle aber beobachtet, daß eines dieser Tiere rasch genug gewesen wäre, der Klaue des Räubers zu entschlüpfen. Der fliegende Sperling wird mit ebenso großer Sicherheit aus der Luft geholt, wie die im Bewußtsein der Gefahr eiligst dem Käfiggitter zuflüchtende Ratte gefangen. Der Luchs stürzt sich mit einem einzigen Satze auf die Beute und schlägt höchst selten mehr als einmal nach ihr. Gewöhnlich hängt sie nach dem Schlage fest, ist im Nu auch mit den Zähnen gepackt und einige Augenblicke später bereits eine Leiche. Nunmehr beginnt das Spiel mit der Beute nach Katzenart. Die Ratte oder der Vogel wird vergnügt betrachtet, sorgfältig berochen und mit einer Pranke hin- und hergeworfen. Im Verlaufe des Spielens führt der Luchs dabei verschiedene Sprünge und Sätze aus, wie man sie sonst nicht von ihm bemerkt, schnuppert behaglich und wedelt fortwährend mit dem kurzen Schwanzstummel, welcher auch bei ihm seine Gefühle ausdrücken hilft. An das Fressen denkt er erst später, selbst in dem Falle, daß er sehr hungrig ist.

In dem an Hochwild armen, an Niederwild reichen Norden verursacht der Luchs verhältnismäßig wenig Schaden; in gemäßigten Landstrichen dagegen macht er sich dem Jäger wie dem Hirten gleich verhaßt, weil er nicht allein weit mehr erwürgt, als er zur Nahrung braucht, sondern auch von einer Beute nur das Blut aufleckt und die leckersten Bissen frißt, das übrige aber liegen läßt, Wölfen oder Füchsen zur Beute. Hier kehrt er höchst selten zum Luder zurück, während er, laut Nolcken, in dem wildarmen Livland dieses sehr gern annimmt und sogar derartig darauf versessen ist, daß er sich für einige Zeit in der Nähe desselben festlegt und die Jagd so ziemlich an den Nagel zu hängen scheint. Auch dem Viehstande fügt er in Livland wenig Schaden zu, wobei freilich zu berücksichtigen, daß alles Vieh vor Abend hereingetrieben und ihm somit keine Gelegenheit geboten wird, aus zahmen Herden Beute zu gewinnen. Ganz anders macht er in wild- und herdenreichen Gegenden sich

bemerklich. In den Schweizer Alpen lauert er, laut Schinz, Dachsen, Murmeltieren, Hasen, Kaninchen und Mäusen auf, schleicht den Rehen in den Waldungen, den Gemsen auf den Alpen nach, berückt Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehühner und fällt räuberisch unter die Schaf-, Ziegen- und Kälberherden. Der beste Rehstand wird von einem Luchse, welcher dem rächenden Blei des Jägers geraume Zeit sich zu entziehen weiß, vernichtet, die zahlreichste Schaf- oder Ziegenherde mehr als gezehntelt. Ein Luchs, welcher vom Förster Wimmer im Liechtensteinschen Forste bei Rosenbach gefangen wurde, hatte sich hauptsächlich von Rehen und Schneehasen ernährt, aber auch die Gemsen sehr beunruhigt und in einer Nacht einmal sieben Schafe gerissen, so daß man zuerst nicht auf ihn, sondern auf den Bären Verdach warf, bis der weidgerechte Jäger an der Art des Risses ihn erkannte. Einmal riß er acht Schafe, ohne das Geringste von ihnen zu fressen. Solche Fälle stehen keineswegs vereinzelt da. Nach Bechstein tötete ein Luchs in einer Nacht 30 Schafe, nach Schinz ein anderer in geringer Zeit deren 30—40 Stück, nach Tschudi ein dritter, welcher im Sommer des Jahres 1814 in den Gebirgen des Sunthales sein Unwesen trieb, mehr als 160 Schafe und Ziegen. Kein Wunder daher, daß Jäger und Hirt gleichmäßig bemüht sind, eines Luchses baldmöglichst habhaft zu werden.

Über die Fortpflanzung unseres Raubtieres fehlt noch genügende Kunde. Im Januar und Februar sollen die Geschlechter sich zusammenfinden, mehrere Luchskater oft unter lautem Geschrei um die Luchskatze kämpfen und diese 10 Wochen nach der Paarung in einer tief verborgenen Höhle, einem erweiterten Dachs- oder Fuchsbaue, unter einem überhängenden Felsen, einer passenden Baumwurzel und an ähnlichen versteckten Orten zwei, höchstens drei Junge bringen, welche eine Zeitlang blind liegen, später mit Mäusen und kleinen Vögeln ernährt, sodann von der Alten im Fange unterrichtet und für ihr späteres Räuberleben gebührend vorbereitet werden. So ungefähr steht es in Jagdbüchern und Naturgeschichten; nirgends aber finde ich eine Angabe von einem glaubwürdigen Augenzeugen. Selbst diejenigen Beobachter, welche alljährlich mit dem Luchse zusammenkommen, bekennen ihre Unkunde hinsichtlich der Fortpflanzung. Demungeachtet muß es doch dann und wann gelingen, ein solches Gehecke aufzufinden, da wir jung eingefangene Luchse erhalten und zwar in letzterer Zeit, wenn auch immer ungleich seltener als alle großen Katzen Afrikas, Südasiens und Amerikas, so doch fast alljährlich in einzelnen Stücken.

Gefangene Tiere dieser Art zählen unbedingt zu den anziehendsten aller Katzen. Gelangen sie in den Besitz eines Pflegers, ohne in ihrer Jugend eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben, so zeigen sie sich zwar nicht immer von ihrer liebenswürdigsten Seite, verfehlen aber nie, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ich habe wiederholt Luchse gepflegt und einmal auch die beiden nächstverwandten Arten, unseren und den kanadischen Luchs, zusammengehalten, mehrere andere in verschiedenen Tiergärten beobachtet und kann somit aus eigener Erfahrung sprechen. Sie erscheinen im Vergleiche zu ihren Familiengenossen mürrisch, eigensinnig und faul, liegen, einem in Erz gegossenen Bilde vergleichbar, fast bewegungslos halbe Tage lang auf demselben Aste und beweisen nur durch Zusammenrümpfen der Lippen, durch Bewegen der Lauscher und Lichter und endlich durch Wedeln und Stelzen der Lunte, daß der Geist an der Ruhe des Leibes nicht teilnimmt, sondern ohne Unterlaß beschäftigt ist. Jede Handlung führen sie mit würdigem Ernste, verständiger Überlegung und eiserner Ruhe aus. Niemals denken sie daran, wie die übrigen Katzen, gierig nach einer Beute zu schauen oder zu springen, fassen vielmehr das ihnen vorgeworfene Fleischstück ruhig und fest ins Auge, nähern sich langsam, greifen blitzschnell zu, wedeln dabei rasch und kräftig mit der stummelhaften Lunte und fressen scheinbar ebenso mäßig und gelassen wie ein wohlerzogener Mensch, nicht mehr und nicht weniger, als sie bedürfen, dem übrigbleibenden verächtlich den Rücken kehrend. Ganz anders ist ihr Gebaren, wenn sie ein

lebendes Tier an sich vorübergehen sehen. Jeder an ihrem Käfig vorüberschleichende Hund, jeder vorüberfliegende Vogel, ja selbst jede dahinhuschende Maus erregt ihre Aufmerksamkeit aufs höchste. Die Augen heften sich augenblicklich auf die durch das feine Gehör erspähte Stelle, von welcher ein leises Rascheln wahrnehmbar war; sie nehmen eine malerische Stellung an und gewähren ein Bild des achtsamen Raubtieres, wie man ein schöneres kaum sich denken kann. Entfernt sich ein großes Beutestück von ihnen, so wird die Ungeduld ihrer Herr, und sie führen dann wie andere gefangene große Katzen die zierlichsten und gewandtesten Sätze aus, drehen und wenden sich in ihrem Käfig mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, springen übereinander weg, ohne daß man die geringste Anstrengung bemerkt, nehmen von neuem eine lauernde Stellung an ꝛc. Jetzt sind sie ganz und vollständig bei der Sache und lassen sich durch den Beobachter dicht vor ihrem Käfig nicht im geringsten stören. All ihr Sinnen und Trachten beschäftigt sich ausschließlich mit dem verlockenden Wilde.

Zum Kummer aller Tiergärtner zählen sie nicht zu den Katzenarten, welche sich gut in Gefangenschaft halten, verlangen vielmehr die allersorgfältigste Pflege. Rauhe Witterung ficht sie allerdings wenig an, vorausgesetzt, daß sie einen allzeit trockenen Lagerplatz haben und vor dem Zuge geschützt sind; dagegen stellen sie weit höhere Ansprüche an die Nahrung als andere Katzen ihrer Größe, nehmen nur das beste Fleisch und verlangen einen Wechsel in dem ihnen dargereichten Futter, sollen sie dauernd sich wohl befinden. Auch bei sehr sorgsamer Behandlung erliegen sie oft plötzlichen Krankheiten, von denen man durch ihr verändertes Betragen vielleicht erst wenige Stunden vorher Kunde bekam, und gelten deshalb bei allen erfahrenen Tiergärtnern als höchst empfindliche und hinfällige Tiere. Ganz das Gegenteil scheint der Fall zu sein, wenn dem gefangenen Luchse größere Freiheit gewährt werden kann. Wir verdanken Loewis einen ausgezeichneten Bericht über eine von ihm gefangen gehaltene Luchskatze. „Namentlich dreierlei“, sagt unser Gewährsmann, „ist es, was ich mir als einer Erwähnung wert zu erachten erlaube: zuvörderst, daß der herrschenden Annahme zuwider auch ein katzenartiges Tier wie der Luchs in Bezug auf geistige Befähigung eine hervorragende Stellung unter den Raubsäugetieren einzunehmen berechtigt ist; zweitens, daß die Gesundheit eines gefangenen, an menschliche Behandlung gewöhnten Luchses nicht, wie man allgemein anzunehmen leider so oft gezwungen wurde, immer zart und schwer zu erhalten ist, und endlich, daß es keinen größeren Feind für die Hauskatzen gibt als den Luchs, was vielleicht das Nichtvorkommen des Luchses und der Wildkatze in gleichen Jagdgebieten und Bezirken erklärlich machen dürfte.

„Wenige Monate genügten, meinem jungen Luchse seinen Namen Lucy genau unterscheiden zu lehren. Unter vielen Hundenamen, welche auf der Jagd von mir genannt wurden, fand er den seinen stets heraus und leistete mit musterhaftem Gehorsame dem Aufrufe Folge. Seine Abrichtung war ohne alle Mühe eine so feine geworden, daß er in der wildesten, leidenschaftlichsten, aber verbotenen Jagd nach Hasen, Geflügel oder Schafen innehielt, falls mein drohender Zuruf ihn erreichte, beschämt sich zu Boden warf und nach Art der Hunde Gnade für Recht erwartete. Die Bedeutung des Flintenschusses für Befriedigung seines Appetits lernte er rasch kennen. War er zu weit fort, um die rufende Stimme zu hören, so genügte das Knallen des Gewehres, ihn in angestrengter Eile herbeizuführen. Besonders wesentlich für Anerkennung seines Denkvermögens war mir auch die Art seiner thatkräftigen Jagd nach Hasen und Tauben, deren Fleisch als Kenner er gar wohl zu würdigen wußte.

„Lucy machte freiwillig, sogar mit Liebhaberei, mir auf dem Fuße folgend, alle Herbstjagden mit. Stand ein armer Hase vor uns auf, oder gelangte sonst ein von der Meute verfolgter in die Nähe, so begann die hitzigste Jagd; und trotz seiner unbeschreiblichen Aufregung bei solcher Gelegenheit behielt er stets so viel Überlegung bei, um das Verhältnis

seiner Geschwindigkeit und Ausdauer zu der des Hasen, scheinbar wenigstens, zutreffend abzuschätzen. Denn nur, wenn letzterer ihm entschieden überlegen war, folgte er der so oft beschriebenen, den Katzenarten eigentümlichen, abweichenden Weise des Jagens, welche bekanntlich in nur wenigen, aber gewaltigen Sprungsätzen besteht. Waren aber die Kräfte gleichartig, dann jagte er durch dick und dünn, über Zäune und Hecken fort, wie ein Windhund dem Wilde folgend, und das Ergebnis war sodann oftmals ein günstiges. Nachdem er häufig bei mordlustigen Sprüngen nach am Boden sitzenden Tauben leer ausgegangen war, änderte er wohlweislich den Angriffsplan und sprang nicht mehr dem Sitzplatze des beflügelten Zieles zu, sondern fing nunmehr, durch einen tüchtigen Satz in die Höhe sich werfend, mit richtig eintreffender Berechnung die Taube auf ihrem luftigen Fluchtwege mit scharfen Krallen ab.

„Gewöhnlich spricht man den Katzen die Fähigkeit und Eigentümlichkeit ab, sich an bestimmte Personen zu gewöhnen, von denselben Befehle anzunehmen, ihnen Gehorsam zu zollen. Mit welchem Rechte solches von der Hauskatze gilt, kommt hier nicht in Betracht; daß aber der Luchs dem Menschen gegenüber sich anders verhält, hat der von mir bezeichnete, jung aufgezogene genügend dargethan. Er hörte nur auf meines Bruders oder meine Stimme und bewies Zurückhaltung und Achtung auch nur uns gegenüber. Fuhren wir beide auf einen Tag in die Nachbarschaft, so konnte niemand Lucy bändigen; dann wehe jedem unbedachten Huhne, jeder sorglosen Ente oder Gans! Beim Dunkelwerden kletterte er auf das Dach des Wohnhauses, wo er, an einen Schornstein gelehnt, seine Ruhe hielt. Rollte spät abends oder in der Nacht der Wagen vor die Haustreppe, so war das Tier in einigen Sätzen vom Hausdache hinab auf das der Treppe gesprungen; rief ich nun seinen Namen, so schwang sich das anhängliche Geschöpf eilig an den Säulen hinab und flog in weiten Bogensätzen mir an die Brust, seine starken Vorderbeine um meinen Hals schlagend, laut schnurrend, mit dem Kopfe nach Art der Katzen an mich sich stoßend und reibend, und folgte uns sodann in die Stube, um auf dem Sofa, dem Bette oder am Ofen sein Nachtlager aufzuschlagen. Mehrere Male teilte er mit uns das Lager und verursachte einmal seinem Herrn, quer über dessen Hals liegend, beunruhigende Träume und Alpdrücken.

„Einst mußten mein Bruder und ich eine ganze Woche abwesend sein. Der Luchs ward unterdessen menschenscheu, suchte uns laut schreiend mit großer Unruhe und wählte, schon am zweiten Tage auswandernd, einen nahegelegenen Birkenwald zu seinem Aufenthalte, ohne Nahrung aus der Küche zu erhalten. Nur des Nachts kehrte er noch auf seinen gewohnten Platz am Schornsteine des Hauses zurück. Seine Freude bei unserer nächtlichen Rückkehr nach so langer Trennung kannte keine Grenzen. Wie ein Blitz flog er vom Dache hernieder an meinen Hals, bald meinen Bruder, bald mich mit seinen innigen Liebkosungen fast erdrückend. Von Stunde an kehrte er zu seiner gewohnten Lebensweise zurück und gab abends wieder, hinter dem Rücken meiner uns vorlesenden Mutter, auf dem Sofa lang ausgestreckt, gemütlich schnurrend, gähnend oder tüchtig schnarchend, allen Gästen ein seltenes, äußerst fesselndes Schauspiel ab.

„Sein Ehr- und Schamgefühl war ebenfalls nicht unbedeutend entwickelt. Aus den Fenstern des Gutsgebäudes beobachtete ich eine eigentümliche, das Gesagte darthuende Szene. Der große Teich war im November mit einer Eisdecke belegt, nur in der Mitte war für die Gänseherde ein Loch ausgehauen worden und von der schnatternden Schar dicht besetzt. Mein Luchs erblickte dies mit lüsternen Augen. Platt auf die Eisdecke gedrückt, schiebt er sich nur rutschend weiter heran, mit seinem Schwänzchen vor Begierde hastig hin- und herwedelnd. Die wachsamen Nachkommen der Kapitolserretter werden unruhig und recken die Hälse bei der drohend nahenden Gefahr. Jetzt duckt sich unser Jagdliebhaber, und wie ein Schleudergeschoß fliegt er mit gespreizten Pranken im Bogen mitten in die erschreckte Sippe,

nicht ahnend, auf welch trügerischem Elemente die heißersehnte Beute ruht. Statt mit jeder Tatze eine Gans zu erfassen, klatscht er ins kühle Naß; denn alles Federvieh war rasch zum Loche hinausgesprungen oder geschwind untergetaucht. Jetzt gab ich die auf dem spiegelhellen Eise verwirrten Gänse als verloren auf; aber statt nun leicht Herr über die armen Vögel zu werden, schlich triefend, mit gesenktem Kopfe, Scham in jeder Bewegung zeigend, nicht rechts und links schauend, mitten durch die Wehrlosen der Luchs sich fort und verbarg sich auf viele Stunden an einem einsamen Platze. Hunger, Jagdlust und angeborene Blutgier konnten die Beschämung über den verfehlten Angriff nicht unterdrücken.

„Bei der diesem Luchse stets gewährten freien Bewegung war er immer munter, ausdauernd und zum Spielen aufgelegt. Durchaus Feinschmecker, nahm er gern nur frisches Schlachtfleisch, Wildbret und Geflügel an. Ob auch unregelmäßig genug gefüttert wurde, da auf dem Lande frisches Fleisch zuweilen mangelt, und er nach Tagen, deren Ordnung oft Hunger und Prügel für lose Streiche war, nicht immer Leckerbissen erhielt, so war seine Gesundheit dennoch dermaßen in gutem Stande, daß, als er einst im Winter stark gesalzenes, gebratenes Schweinefleisch reichlich genossen, die Nacht darauf bei 10—12 Grad Kälte auf dem Dache geschlafen und dadurch einen sehr heftigen, bei gefangenen Wildtieren sonst tödlich wirkenden Darmkatarrh sich zugezogen hatte, er ohne alle Arzneien in kurzer Zeit wiederhergestellt war, ohne später je Folgen dieser gefährlichen Krankheitserscheinung zu verspüren.

„Der eigentümlichste Zug an Lucy war der glühende Haß gegen die verwandte Hauskatze. Bis Wintersanfang waren alle Katzen auf dem Pantenschen Gehöfte ausgerottet. Mit gräßlicher Wut wurden sie zerfleischt. Eine einzige, sehr beliebte Katze blieb, von den Hofleuten in der Gesindeherberge sorgfältig geschützt, längere Zeit unversehrt. Der Luchs durfte nie dorthin, und die Katze wurde nie herausgelassen. Eines Tages bemerkte ich Lucy unweit des Hauses auf einem großen Haufen von Findlingsblöcken zusammengekauert liegen. Kein Rufen, kein Locken konnte das sonst so gehorsame, gern gesellige Tier entfernen. Mit einer Geduld und Ausdauer, welche man an dem stets unruhigen, beweglichen Geschöpfe sonst nicht wahrgenommen, verharrte dasselbe auf seinem Posten. Schon fürchtete ich ein Unwohlsein, da auch ein schwacher, sonst sehr gemiedener Regen den Luchs nicht zur Veränderung seiner Stellung brachte, und legte mich auf das Beobachten, als er plötzlich nach stundenlangem Lauern wie ein Blitz herniederfuhr. Ich hörte ein entsetzliches Geschrei, und hinzueilend fand ich die letzte der verhaßten Katzen zerrissen unter des Luchses furchtbaren Krallen zuckend. Ob er den Feind unter den Steinen gewittert oder denselben hatte hineinkriechen sehen, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Nur einmal wagte ich es, Lucy zu einem Besuche auf ein benachbartes Gut mitzunehmen. Wir waren kaum eine Stunde dort, so meldete schon der Diener, daß die weißbunte Katze soeben vom Luchse erwürgt worden sei. Auch auf Bauernhöfen war immer sein erstes Geschäft das Aufsuchen und Töten der Katzen, welche instinktiv einen ärgeren Abscheu und größere Furcht vor ihm als vor dem bissigsten Jagdhunde zeigten, dem sie niemals ohne heftige Gegenwehr unterlagen, während der Luchs mit allerdings größerer Gewandtheit widerstandslos ohne Unterschied des Geschlechtes und der Größe alle Katzen augenblicklich zerriß.

„Nachdem ich diesen Luchs dem damaligen Bürgermeister zu Walk, einem großen Tierfreunde, geschenkt hatte, konnte ich ihn nicht mehr selbst beobachten; doch brachte ich noch nachstehendes in Erfahrung. Unsere Luchsin begehrte während des vierjährigen Aufenthaltes in der Stadt kein einziges Mal. Die Ranzzeit ging in der Gefangenschaft scheinbar spurlos an ihr vorüber. Wildheit oder Bosheit traten niemals hervor. Durch den sehr hohen Preis verlockt, hatte der Bürgermeister, welcher leider auch Kaufmann war, unbegreiflicherweise das schöne Tier schließlich an eine durchziehende Tierbude unter der Bedingung verkauft, es einige Wochen später zur Empfangnahme nachzuschicken. In den Holzkäfig gesetzt,

erhielt der arme Luchs auf dem schneeüberfüllten löcherreichen Wege einige durch Rütteln verursachte, scheinbar unbedeutende Stöße, infolge deren er noch vor Erreichung des Reisezieles mit Tode abging."

Nicht allein des großen Schadens halber, welchen der Luchs in wohlgepflegten Wildgehegen oder auf herdenreichen Alpen anrichtet, sondern auch um des Vergnügens willen, welches solches Weidwerk jedem zünftigen Jäger bereitet, wird der Luchs allerorten, wo er vorkommt, eifrigst gejagt, insbesondere im Norden, wo allwinterlich regelmäßig Luchsjagden angestellt werden. Man erbeutet das Raubtier auf viererlei Weise: durch gestellte, gut geköderte Eisen, vermittelst der Reize, auf Treibjagden und mit Hilfe der Koppelhunde. Mit dem Stellen von Eisen ist es ein mißliches Ding; denn der Luchs streift, so sicher er auch einen passenden Wechsel einhält, im ganzen doch zu weit umher, als daß man auf sicheren Erfolg rechnen könnte, vermeidet auch oft Fallen sehr vorsichtig, nimmt sogar den Köder vom Eisen weg, ohne sich zu fangen, bis er es endlich doch einmal versieht. Gefangen verfällt er in beispiellose Wut, ja in förmliche Raserei. „Diejenigen", sagt Kobell, „welche lebende Luchse im Schlageisen getroffen haben, sind oft Zeuge ihrer Wildheit gewesen, besonders wenn das Eisen nur eine Vorderpranke gefaßt hatte. Meist hatte er sich die Krallen an einer freien Pranke von der gewaltigen Anstrengung, sich zu befreien, ausgerissen und die Fänge gebrochen. Und dennoch hat der Jäger Maier vom Oberwinkel einige gefangene Luchse lebend aus dem Eisen gelöst und geknebelt im Rucksacke nach Tegernsee getragen. Er führte es in der Art aus, daß er eine gefällte junge Tannenstange über dem Luchse unter die Baumwurzel steckte, welche das Eisen hielt, den Luchs dann damit auf den Boden niederdrückte und, indem er sich auf die Stange legte, gegen ihn hinrutschte. Dann fing er die Pranken mit starken Schlingen und steckte ihm einen Knebel in den Rachen. Ein so gebändigter Luchs wurde einmal bis München getragen, wo ihn König Maximilian I. besah." Sicherer dürfte die Reize zum Ziele führen, obgleich sie im Norden, laut Nolcken, niemals angewendet wird. Daß aber der Luchs auf den nachgeahmten Ruf eines Rehes, Hasen oder Kaninchens herbeikommt und einem gut verborgenen Jäger zur Beute werden kann, unterliegt nach dem, was von seinem Verwandten, dem Pardelluchse, uns bekannt geworden, keinem Zweifel, wird auch durch Kobell unmittelbar bestätigt; denn dem noch Ausgang der fünfziger Jahre lebenden Jäger Agerer kam im Jahre 1820 auf den Rehruf eine Luchsin mit drei Jungen zum Schuß.

Über Treibjagden berichtet neuerdings Nolcken in ebenso eingehender wie sachgemäßer Weise. „In den meisten Fällen", sagt er, „ist es leicht, den Luchs zu kreisen; doch hat dies auch manchmal seine Schwierigkeiten. Beim Treiben selbst hat man ganz anders zu verfahren als beim Fuchstreiben. Nur wenige Tiere lassen sich selbst durch eine geringe Treibwehr leichter treiben als der Fuchs, kein einziges aber schwerer als der Luchs. Dies begründet sich auf das durchaus verschiedene Wesen beider Tiere. Der Luchs ist ein scheues und vorsichtiges Raubtier, besitzt aber in hohem Grade jene Ruhe und jene besonnene Geistesgegenwart, welche allen Katzenarten eigen zu sein scheint. Er meidet den Menschen, fürchtet jedoch keinen Lärm. Daher kommt es, daß er sein Lager häufig hart an einem vielbefahrenen Wege aufschlägt. Man kann daher, wenn man nur vermeidet in die Dickung einzudringen, alle lichten Teile getrost abschneiden, denn man macht ihn durch solche Kleinigkeiten gewiß nicht rege. Aber man muß über eine große Menge Treiber verfügen, sonst nimmt das Versteckenspielen kein Ende, und wen man nicht zu Gesicht bekommt, ist der Luchs. Die Schützen müssen besonders aufmerksam sein, wenn die Treibwehr schon beinahe durch ist; denn kommt der Luchs, so erscheint er meist so spät als möglich. Er kommt im Dickichte fast immer im Schritte, katzenartig geschlichen, gewöhnlich unhörbar und schlägt sehr leicht und blitzschnell um."

Die Jagd mit dem Koppelhunde ist anziehender und sicherer als die Treibjagd. Der dazu notwendige Hund muß ein guter, möglichst starker und rascher Hasenhund sein; besitzt er noch dazu die Eigenschaft, dazwischen still zu jagen, so erfüllt er alle zur Luchsjagd nötigen Bedingungen. Hauptsache ist jedoch die Schnelligkeit; denn mit einem langsamen Schnüffler ist nicht viel zu machen. Der Luchs versteht sich auf Haken, Widergänge und Absprünge, läuft auf den Stämmen halb umgestürzter Bäume dahin, die ganze Länge des Baumes durchmessend und schließlich mit gewaltigem Satze seitwärts in die Büsche sich schlagend, und wendet noch unzählige andere Kunststückchen an, um den Hund zu täuschen. Einem langsamen Rüden gegenüber gelingt ihm dies in den meisten Fällen, auch wenn er selbst nicht eben rasch ausschreitet. Letzteres thut er überhaupt nur, wenn ihm ein rascher Hund auf den Fersen ist und ihn sehr beschäftigt; denn vor einem langsamen beeilt er sich durchaus nicht: ist er sich doch seiner überlegenen Kraft und seiner furchtbaren Waffen wohl bewußt und vermeidet den Hund eigentlich nur des lieben Friedens willen. Bloß vor einem raschen Hunde entschließt er sich in der Regel, die Dickungen zu verlassen. Hört man den Hund Standlaut geben, so beeilt man sich, birscht sich aber vorsichtig an ihn an, um ihn nicht zu verscheuchen, falls er sich auf den Boden gestellt haben sollte. Hat er gebäumt, so fängt man vor allen den Hund ein und schießt erst dann, um den Hund zu verhindern, den vielleicht noch nicht ganz toten Feind anzupacken und sich größerer Gefahr auszusetzen." Wie einer der Bediensteten des genannten trefflichen Jägers beobachtete, wirft sich der Luchs bei Verteidigung gegen die Hunde auf den Rücken und gebraucht dann alle vier Pranken mit staunenswerter Sicherheit und oft verhängnisvollem Erfolge.

Wie wenig der Luchs aus dem Jagdlärm sich macht, geht aus einem Geschehnis hervor, dessen Wahrheit Nolcken verbürgt. „Der Höllenlärm der Treiber war bereits ganz nahe zu hören, als ein Luchs erschien. Noch war er etwas zu weit entfernt von den Schützen, um eine Ladung zu erhalten, als ein weißer Hase, gleichfalls durch die Treiber gehoben, schräg zwischen ihm und den Schützen hindurchrutschte. Unbeirrt durch all den Lärm konnte der Luchs sich nicht enthalten, auf denselben zu fahnden und that seine gewohnten 3—4 Sätze. Er bekam den Hasen zwar nicht, wohl aber eine wohlgezielte Postenladung, wie er es auch verdiente."

In der Regel vermeidet der Luchs es ängstlich, sich näher mit dem Menschen einzulassen; verwundet oder in die Enge getrieben greift er ihn aber tapfer oder verzweiflungsvoll an und wird dann zu einem keineswegs zu verachtenden Gegner. „Es war in den letzten Tagen des Februar", schildert der Schwede Aberg, „als ich eine Luchsspur fand. Da die Gegend stark von Wölfen besucht wurde, so hatte ich dem Hunde das Stachelkleid angelegt. Nach einer Jagd von 2—3 Stunden wurde der Luchs endlich müde und stellte sich unweit einer Birke, wo der Hund Standlaut gab, bis ich hinzukommen und schießen konnte. Wohl mochte indes die Entfernung zu groß sein; denn der Schuß hatte nicht gleich die entscheidende Wirkung, und mit dem anderen Laufe zu schießen war unmöglich, indem der Luchs sich mit einem Satze auf den Hund warf. Nun entstand ein heftiger Kampf, welchen ich durch meine Dazwischenkunft abzubrechen suchte. Dies gelang auch insofern, als der Luchs zwar den Hund losließ, dafür aber mit seinen Klauen auf der Stelle in eine meiner Lenden sich vergriff. Da ich die Klauen sehr scharf und unbehaglich fand, machte ich einen kräftigen Versuch, mich dem Luchse zu entreißen, was aber nicht besser gelang, als daß ich mit dem Gesichte in den Schnee fiel. Dabei bekam ich das Tier, welches seinen Fang nicht fahren lassen wollte, auf mich; der Hund aber, welcher sich frei und ledig fand, befreite mich von dem ungebetenen Gaste und setzte den Kampf so lange fort, bis der Luchs endlich die Segel streichen mußte. Der Hund ist übel zugerichtet, und hätte ihm nicht das Stachelkleid Leib und Hals geschützt, so würde er den Kampf gewiß nicht überlebt haben."

Um den letzten Luchs, welcher in Deutschland erlegt wurde, nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, will ich seine Jagdgeschichte hier folgen lassen, so wie sie mir der glückliche Jäger, Förster Marx aus Wiesensteig in Württemberg, mitgeteilt hat. „Der Winter von 1845 auf 1846 war gelinde und schneearm; dennoch hauste zur Zeit in den württembergischen Wäldern ein Wolf, welcher unter dem Namen ‚Abd el Kader‘ bei den Forstleuten wohl bekannt war, eifrig verfolgt und endlich auch erlegt wurde. Mitte Januars hörte man wenig von ihm, aber gerade in dieser Zeit fand ich im Staatswalde Pfannenhalde unweit Reißenstein eine Stelle, wo ein Reh zerrissen worden war. Die großen Fetzen, welche von der Haut dalagen, ließen mich alsbald auf ein größeres Raubtier schließen. Natürlich hatte ich den Wolf in Verdacht und verdoppelte nun meine Aufmerksamkeit. Da es aber keinen Schnee gab, konnte ich nur an der steten Flüchtigkeit der Rehe beobachten, daß es im Reviere nicht sauber sei, vermochte jedoch nicht, etwas Verdächtiges zu bemerken. In der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1846 fiel endlich ein neuer Schnee, und ich stellte alsbald meine Untersuchungen an. Am 13. Februar fand ich eine verdächtige Fährte; das Raubtier hatte auf einer lichten Stelle ein Reh geraubt und es an dem nahegelegenen Bergabhange gegen die Ruine Reißenstein hingeschleppt. Das Reh hatte auf einer holzlosen Stelle Heide geäst und war von seinem Mörder beschlichen worden. Derselbe hatte sich durch einen Buchenbusch verdeckt und von diesem aus, wie sich im Schnee deutlich zeigte, einen Satz von etwa 5 m Weite gemacht. Das Reh hatte zu entrinnen versucht, war aber durch einen zweiten Satz erreicht worden. Das Raubtier hatte es dann getötet und weiter geschleppt.

„Die Fährte war mir rätselhaft, zumal ich an dem Gange wohl erkannte, daß sie nicht von einem Wolfe herrührte. In der Nacht vom 14. auf den 15. Februar fiel Tauwetter mit Sturm ein, und der wenige Schnee war denn auch bald geschmolzen. Ich machte mich aber mit Anbruch des Morgens in Begleitung zweier Waldschützen schon vor Tagesanbruch auf den Weg, um zu kreisen. Lange Zeit spürten wir vergebens; nachmittags aber konnten wir sagen, daß das fremde Tier in der Bergwand von der Neidlinger-Reißensteiner Steige an bis zum sogenannten Pfarrensteige liege. Es war zweimal aus den Bergabhängen auf die Ebene und dreimal auf den Berg hinauf zu spüren; doch entdeckten wir die Fährte, welche infolge des Sturmes verweht und teilweise schon ganz verwischt war, nur nach sehr langem Suchen. Es war ein Stück schwerer Weidmannsarbeit.

„Ich schickte nun nach Neidlingen nach Schützen; diese aber antworteten mir, sie würden nicht mitgehen, außer wenn man den Wolf frisch spüre, nur dann wollten sie kommen. Ich wußte gewiß, daß das Raubtier in der fraglichen Bergwand steckte, allein es war schon nachmittags 3 Uhr, und so blieb mir nichts weiter übrig, als den Verwalter von Reißenstein um einen Knecht zu bitten, welchen ich als Treiber verwandte. Derselbe wurde unterrichtet, möglichst still an den Felsen hinzugehen; ich aber stellte mich mit meinen zwei Waldschützen vor. Der erste Trieb blieb erfolglos; im zweiten jedoch und zwar ganz in der Nähe der Ruine Reißenstein kam mir das Raubtier auf der nordöstlichen Ecke der Ruine zu Gesicht. Es schlich sich so nahe an dem Felsen hin, daß ich es nur einen Augenblick sehen konnte, und zwar bloß am Hinterteile, doch war mir dies genug, zu erkennen, daß es kein Wolf sei; denn für einen solchen war die Rute viel zu kurz. Gleichwohl wußte ich noch immer nicht, welchen Gegner ich vor mir habe. Ich stand auf einem Felsen und hatte eine ziemlich weite Umschau; allein das Tier mochte mich wohl auch gesehen haben, denn es fiel plötzlich in eine große Flucht; doch bekam ich weiter bergabwärts Gelegenheit, in dem Augenblicke, als es wieder einmal auf den Boden sprang, zweimal zu feuern. Es stürzte in die vorhandenen Büsche und verendete dort nach wenigen Schritten. Jetzt erkannte ich freilich, mit welchem Feinde meiner Schutzbefohlenen ich es zu thun gehabt hatte. Es war ein starker

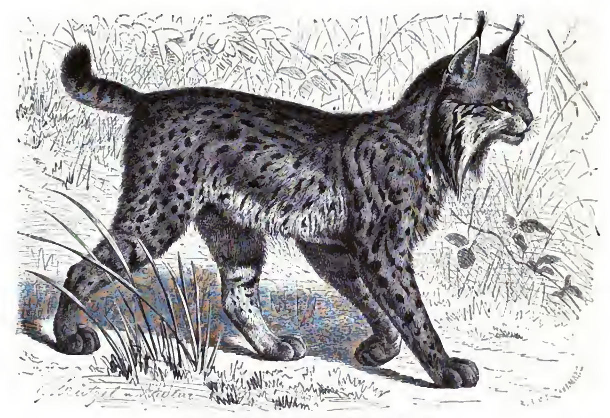
männlicher Luchs von der Größe eines mittleren Hühnerhundes und sehr schöner Färbung, prachtvoll getigert an den Vorderläufen, dem Gebisse nach höchstens 4—5 Jahre alt; sein Gewicht betrug 48 Pfund. Mein Schuß war ihm durchs Herz gegangen."

Der Balg des Luchses gehört zu dem geschätztesten Pelzwerke; die skandinavischen gelten als die schönsten und größten und werden, nach Lomer, gegenwärtig mit 25—30 Mark bezahlt, standen aber vor 25 Jahren doppelt so hoch im Preise. Sibirien liefert alljährlich etwa 15,000, Rußland und Skandinavien etwa 9000 Felle. Die Luchse des östlichen Sibirien kommen, laut Radde, ausschließlich in den chinesischen Handel und werden von den mongolischen Grenzvölkern besonders begehrt. Man tauschte noch vor etwa 30 Jahren bei den Grenzwachen am Onon vorzüglich die hellen Felle vorteilhaft ein und trieb deren Wert bis auf 25 und 30 Rubel Silber oder 60—70 Ziegel Thee. Rote Luchse sind viel billiger.

Luchsfleisch galt und gilt überall als schmackhaftes Wildbret. Ende des 16. Jahrhunderts sandte Graf Georg Ernst von Henneberg, laut Landau, zwei von seinen Jägern erlegte Luchskatzen nach Kassel an den Landgrafen Wilhelm. „Als thun wir Euer Liebden", schreibt er, „dieselbigen wohl verwahrt und in dem Verhoffen, daß sie Euer Liebden nach Gelegenheit dieser noch währenden Winterszeit frisch zugebracht werden können, überschicken. Freundlich bittend, daß Euer Liebden wolle solche für lieb und gut annehmen und deroselben neben Ihrer Gemahlin und junger Herrschaft in Fröhlichkeit und guter Gesundheit genießen und wohlschmecken lassen." Kobell, dessen „Wildanger" ich diese Angabe entnehme, bemerkt auch, daß noch zur Fürstenversammlung zu Wien im Jahre 1814 öfters Luchsbraten auf die Tafel der Herrscher gebracht wurde, sowie daß im Jahre 1819 Auftrag gegeben wurde, einen Luchs zu fangen, da dessen Wildbret dem Könige von Bayern als ein Mittel gegen den Schwindel dienen sollte. „Auch in Livland", schreibt mir Oskar von Loewis, „wird das Luchsfleisch von vielen Leuten, nicht nur der arbeitenden Klassen, sondern auch der besseren Stände, gern gegessen und sogar geschätzt. Es ist zart und hellfarbig, dem besten Kalbfleische ähnlich und hat keinen unangenehmen Wildbeigeschmack, läßt sich vielmehr etwa mit dem der Auerhühner vergleichen." Die Amur-Eingeborenen sowohl wie alle zu ihnen kommenden mongolischen und mandschurischen Kaufleute erklären es, laut Radde, für besonders schmackhaft, und auch die Weiber sind von dem Genusse dieses Fleisches nicht ausgeschlossen, wie es beim Tigerfleische der Fall ist.

Im Süden Europas wird der Luchs durch einen etwas schwächeren Verwandten, den Pardelluchs (Lynx pardinus, Felis pardina), vertreten. Ein von meinem Bruder Reinhold, Arzt der Gesandtschaften in Madrid, erlegtes schönes Männchen hat eine Länge von reichlich 1 m, wovon 15 cm auf den Schwanz kommen. Die Grundfärbung ist ein ziemlich lebhaftes Rotbräunlichfahl; die Zeichnung besteht aus schwarzen Streifen und Fleckenreihen; die einzelnen Haare sehen an der Wurzel grau, in der Mitte rostbräunlich und an der Spitze blaßfahlgelb, die der schwarzen Flecken und Streifen an der Wurzel dunkelgrau, an der Spitze mattschwarz aus. Der untere Teil der Wangen, Kinn und Kehle sind trübweiß, Nasenrücken und Mundseiten lichtgrau, zwei Streifen zwischen Nase und Auge lichtbraun, zwei Flecken vor und über dem Auge gelblichweiß, Stirn und Jochbogengegend fahlgrau, die stark entwickelten Barthaare oben bräunlichgrau, in der Mitte schwarz, unten fahlweiß, die Ohren an der Wurzel und an der Spitze schwarz, in der Mitte weißgrau, im langen Ohrbüschel tiefschwarz gefärbt. Über jedem Auge beginnt eine schmale, dunkle, auf der Oberstirn sich verzweigende, bis zum hinteren Ohrrande sich erstreckende Binde, dazwischen finden sich vier Längsbinden, welche gleichlaufend über den Nacken sich herabziehen, und von denen zwei noch über die Schultergegend sich fortsetzen, während die übrigen in Fleckenreihen sich auflösen. An jeder Seite des Halses tritt eine neue Binde dazu, so daß

der obere Teil des Halses sieben deutliche Binden trägt. Der seitliche und hintere Leib ist mit Flecken bedeckt, von denen die längs des Rückens verlaufenden sich in die Länge dehnen und teilweise zu Binden verlängern, während die seitlichen rundlich und diejenigen, welche auf Schenkeln und Schultern sowie auf den Beinen sich finden, klein und fast vollständig rund, die auf den Vorderläufen zu Tüpfeln geworden sind. Der Zehenteil der Vorder- und Hinterläufe zeigt keine Flecken, die Innenseite der Beine Querbinden, die Vorderbrust undeutliche Ringel, die Unterseite wiederum verwischte Flecken. Auf der Oberseite des Schwanzes stehen an der Wurzel kleine Tüpfelflecken, in den letzten zwei Dritteln 3—4 Halbbinden, welche wie die Spitze schwarze Färbung haben, während der untere Teil des Schwanzes



Pardelluchs (Lynx pardinus) ⅙ natürl. Größe.

einfarbig, in der Mitte gelblichweiß, seitlich fahlgelb ist. Hinsichtlich der Gesamtfärbung und Zeichnung ähnelt der Pardelluchs dem Serval mehr als unserem Luchse.

Bis jetzt hat man das Verbreitungsgebiet des Pardelluchses noch nicht mit vollster Bestimmtheit begrenzen können. Nach den Angaben einiger Beobachter soll es sich über den ganzen Süden Europas erstrecken, also alle drei südlichen Halbinseln in sich begreifen. Besonders häufig tritt unser Tier, der Lince oder „Lobo cerval“ der Spanier, auf der Pyrenäischen Halbinsel auf. „Hier“, schreibt mir mein Bruder, „findet er sich überall, wo es zusammenhängende Waldungen gibt, am liebsten da, wo Rosmarin oder immergrünes Eichengebüsch als Unterwuchs Dickichte bildet, in denen er möglichst ungesehen und ungehört seiner Jagd nachgehen kann. Nach meinen Erfahrungen bewohnt er am häufigsten Estremadura, das Scheidegebirge zwischen Alt- und Neukastilien, also die Sierra de Gata, Benjao, de Francia, Sierra de Guyaga, de Gredos und Guadarrama, deren Fortsetzungen nach Arragonien hin, die südlichen Pyrenäen und deren Ausläufer, Asturien und die baskischen Provinzen, findet sich aber auch in Südspanien, beispielsweise auf der Sierra Nevada und Sierra Morena und kommt selbst in den schwach belebten Bergen Murcias und Valencias

noch einzeln vor. Sein Gebiet erstreckt sich bis vor die Thore Madrids und anderer Städte. In der Nähe der Hauptstadt hat er sich in dem königlichen Lustgarten Pardo, einem wohlgepflegten Wildgehege, angesiedelt und dehnt seine Raubzüge gar nicht selten bis in die unmittelbarste Nachbarschaft der Stadt aus. Im Escorial besucht er die Gärten des Klosters, obwohl er der hohen Mauer wegen sich nur durch die Wasserabzüge einstehlen kann und deshalb in hier gestellten Tellereisen dann und wann gefangen wird.

„Wenngleich der Pardelluchs im allgemeinen einzeln lebt, so findet man doch zuweilen auf einem kleinen Gebiete mehrere zusammen und zwar, was Beachtung verdient, unter Umständen ein Paar ältere mit seinen Jungen, woraus also hervorgehen würde, daß der Vater sich auch außer der Paarzeit mindestens dann und wann zu seiner Familie hält. Bei einer Jagd, welche von uns im Herbste des Jahres 1871 angestellt wurde, erlegten wir fünf Luchse, die beiden Alten und drei Junge.

„In seinem Auftreten scheint der Pardelluchs ein treues Spiegelbild seines nordischen Verwandten zu sein. Wie dieser, weiß er sich ausgezeichnet zu verbergen und bei der geringsten Gefahr so sorgfältig gedeckt fortzustehlen, daß ein ungeübter Beobachter oder Jäger ihn selten oder nicht zu sehen bekommt. Die günstigen Umstände, unter denen er lebt, gestatten es ihm, auch in nächster Nähe des Menschen sein Wesen zu treiben, ohne diese unmittelbar zur Rache aufzufordern. Seine hauptsächlichste Nahrung besteht nämlich in wilden Kaninchen, an denen Spanien bekanntlich reicher ist als irgend ein anderes Land Europas, und nur höchst selten gestattet er sich Angriffe auf Haustiere der verschiedensten Art, sowie man auch nicht darüber klagen hört, daß er dem größeren Wilde merklichen Schaden thäte. Solange er Kaninchen hat, findet er es am bequemsten, diesen nachzugehen und um andere Beute sich nicht zu kümmern. Hat er ein Gebiet ausgeraubt, so begibt er sich in ein anderes, wie daraus hervorgeht, daß er regelmäßig da sich einzustellen pflegt, wo man Kaninchen hegt, und auch bald dort einfindet, wo man diese Tiere aussetzt, um ein Revier mit ihnen zu bevölkern.

„Anfangs März wirft die Pardelluchsin 3—4 Junge, gewöhnlich in einer schwer zugänglichen, tiefen Felsspalte. Wird dieses Lager von einem Menschen entdeckt oder auch nur die Nähe desselben beunruhigt, so trägt die Mutter die Jungen nach einem anderen verborgenen Orte. Jäger, welche junge Luchse aufgefunden, aber aus Furcht, mit der Alten in Berührung zu kommen, sich nicht getraut hatten, sie sogleich mitzunehmen, und später in Gemeinschaft anderer Schützen nach dem Platze zurückkehrten, fanden, wie sie mir selbst erzählten, das Nest leer. Die selbständig und raubfähig gewordenen Jungen bleiben jedenfalls bis zum nächsten Herbste in Gemeinschaft der Mutter und trennen sich von ihr wahrscheinlich erst bei der nächsten Ranzzeit.

„Die meisten Pardelluchse werden auf Treibjagden geschossen, einzelne auch gelegentlich der Jagd auf Kaninchen, andere, und zwar meist mit sehr gutem Erfolge, indem man sie reizt. Bei Treibjagden hat der Jäger dem erwarteten Raubtiere seine vollste Aufmerksamkeit zu widmen. Der Luchs erscheint bald, nachdem das Treiben angegangen ist, vor der Schützenlinie, weiß sich aber auch hier noch ausgezeichnet zu verbergen und sozusagen unter den Augen der Schützen durchzustehlen. Freie Plätze und breite Wege vermeidet er stets, versucht vielmehr lieber dicht neben dem Jäger vorüberzuschleichen, als sich auch nur auf Augenblicke frei zu zeigen. Sein ausgezeichnetes Gehör unterrichtet ihn jederzeit genau über den Stand des Treibens, weshalb auch ein Schütze, welcher sich nicht vollkommen laut- und bewegungslos verhält, vergeblich auf ihn wartet. Noch unterhaltender als diese Jagd ist es, den Pardelluchs zu reizen. Dies geschieht mittels einer Pfeife, welche den Schrei des Kaninchens täuschend nachahmt. Der Jäger begibt sich in ein Kaninchengehege, in welchem er den Luchs vermutet, wählt sich hier eine felsige oder dicht mit Büschen bestandene Stelle

und nimmt die Zeit wahr, in welcher die Landleute Siesta halten, es also auf weithin möglichst ruhig ist. Hinter Steinen oder im Gebüsche wohl verborgen, läßt er jetzt in Zwischenräumen sein Pfeifchen ertönen, wenn sich ein Luchs in der Nähe befindet, selten vergeblich. Denn schon nach der ersten Reizung erhebt sich das Raubtier von seinem Lager und kommt, Lauscher und Seher in beständiger Bewegung, lautlos herbeigeschlichen, in der Absicht, das vermeintliche Wild zu erbeuten.

„Das Fleisch gilt in ganz Spanien als großer Leckerbissen und zwar keineswegs unter dem gemeinen Volke allein, sondern auch unter Gebildeten, ist von blendend weißer Farbe und soll dem Kalbfleische ähnlich schmecken. Ich habe es nie über mich vermocht, es zu versuchen. Das Fell wird vielfach verwendet und am meisten zu Jacken und Mützen verbraucht, besonders von Stierfechtern und deren Freunden, den Kutschern der Stellwagen, Zigeunern und anderen Leuten, welche sich mit Pferden beschäftigen. Nach Madrid allein kommen jährlich noch immer 200—300 Felle von Pardelluchsen, welche in den benachbarten Gebirgen erlegt wurden."

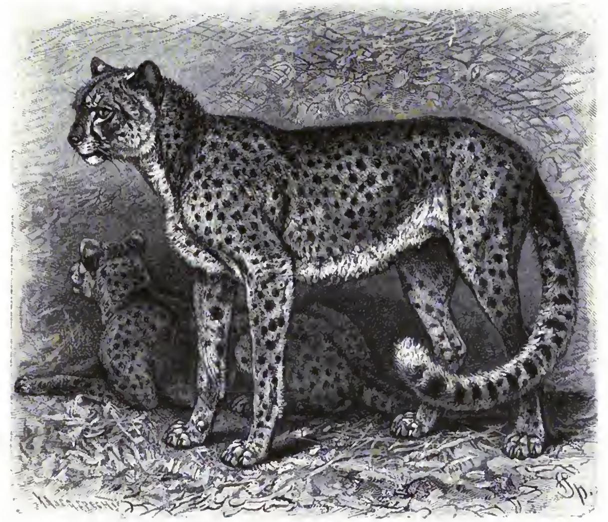
*

Auf die Luchse lassen wir ein eigentümliches Bindeglied zwischen Katzen und Hunden, die **Jagdleoparden** oder **Geparde**, folgen. Die Geparde tragen ihren Gattungsnamen Cynailurus — Hundskatze — mit vollem Rechte; denn sie sind wirklich halb Katzen und halb Hunde. Katzenartig ist noch der Kopf, katzenartig der lange Schwanz, hundeartig aber der ganze übrige Körper, hundeartig zumal erscheinen die langen Beine, deren Pfoten nur noch halbe Pranken genannt werden können. Noch ist hier die ganze Einrichtung zum Einziehen und Hervorschnellen der Klauen vorhanden, aber die betreffenden Muskeln sind so schwach und kraftlos, daß die Krallen fast immer hervorragen und deshalb wie bei den Hunden durch Abnutzung gestumpft werden. Das Gebiß gleicht im wesentlichen dem anderer Katzen, die Eckzähne aber sind ähnlich wie die der Hunde zusammengedrückt. Dieser Zwischenstellung entspricht das geistige Wesen unserer Tiere: ihr Gesichtsausdruck ist noch katzenähnlich; aber die Hundegemütlichkeit spricht schon aus den Augen hervor, welche Sanftmut und Gutmütigkeit bekunden.

Der derzeitige Stand unserer Kenntnisse berechtigt uns noch nicht, zu entscheiden, ob die Gattung der Geparde mehr als eine Art zählt. Einige Forscher nehmen unbedenklich an, daß die afrikanischen und asiatischen Jagdleoparden gleichartig seien, andere unterscheiden neben dem **Tschita** oder asiatischen Gepard, in Indien außer **Tschita** auch **Laggar** und **Sivungi**, in Persien **Yus-palang** genannt (**Cynailurus jubatus**, Felis und Gueparda jubata), und dem **Fahhad** oder afrikanischen Jagdleoparden, von den Kaffern **Ngulule**, von den Herero **Onguirira** genannt (**Cynailurus guttatus**, Felis und Gueparda guttata, venatica), noch den **Tüpfelgepard** (**Cynailurus soemmerringii**) und den **wolligen Gepard** (**Cynailurus laneus**). Die Entscheidung dieser Streitfragen hat für uns keine Bedeutung, da Lebensweise, Sitten und Betragen aller Jagdleoparden im wesentlichen dieselben zu sein scheinen. Der Tschita ist sehr schlank und schmächtig, auch viel hochbeiniger als die eigentlichen Katzen, der Kopf klein und mehr hundeartig gestreckt, als katzenartig gerundet, das Ohr breit und niedrig, das Auge durch seinen runden Stern ausgezeichnet, der Balg ziemlich lang und struppig, namentlich auf dem Rücken, die Grundfärbung des Pelzes ein sehr lichtes Gelblichgrau, auf welchem schwarze und braune Flecken stehen, die auf dem Rücken dicht gedrängt sind, ja fast zusammenfließen, auch an dem Bauche sich fortsetzen und selbst den Schwanz noch teilweise bedecken, da sie nur gegen das Ende hin zu Ringeln sich verbinden. Die Leibeslänge des Tschita beträgt nach **Jerdon** bis 137 cm, die Länge des Schwanzes bis 76 cm, die Höhe am Widerriste 76—84 cm. Dem Fahhad fehlt die Nackenmähne fast gänzlich; die Grundfarbe seines Pelzes ist fast orangengelb, der

Bauch aber weiß und ungefleckt; auch die Flecken sind etwas anders, und die Spitze des Schwanzes ist weiß anstatt schwarz. Der Tüpfelgepard unterscheidet sich vom Fahhad durch etwas dunklere Grundfärbung und kleinere Fleckung sowie, laut Noack, durch sehr starke Nackenmähne und lang behaarten Scheitel. Der wollige Gepard ist ausgezeichnet durch plumpen Leibes- und Gliederbau, durch die dunkelfahlen Flecken auf hellisabellfarbenem Grunde und durch seinen einfarbigen Kopf.

Der Tschita findet sich im ganzen südwestlichen Asien und, wenn man, mit Noack, den Tüpfelgepard mit ihm vereinigen will, mindestens auch im nordöstlichen Afrika. „Der Jagd-



Gepard oder Fahhad (Cynailurus guttatus). 1/8 natürl. Größe.

leopard", schreibt uns A. Walter, „ist durch Persien, Turkmenien und Turkistan häufig. Seine feste nordwestliche Grenze erhält er am Ostufer des Kaspi und im nördlichen Ust-jurt zwischen Aral und Kaspi. Die Gebirge und Wälder Nordwestpersiens verschlossen ihm den Eintritt in die transkaukasischen Steppen." Er findet sich im größten Teile Vorderindiens, nach Blanford aber wahrscheinlich nicht nördlich vom Ganges und sicherlich auch nicht an der Malabarküste; laut Sanderson ist er schon in Maisur fast unbekannt. Daß er auf Ceylon vorkomme, wird von Jerdon stark bezweifelt. Der Tschita ist ein echtes Steppentier, welches sich seinen Unterhalt weniger durch seine Kraft als durch seine Behendigkeit erwerben muß. Entsprechend seiner Zwittergestalt zwischen Hund und Katze bewegt sich der Gepard in einer von den Katzen nicht unwesentlich verschiedenen Weise. Zwar versteht auch er

es noch, dicht an den Boden geschmiegt, die langen Beine förmlich zusammengeknickt, zu schleichen; doch geschieht dies eher nach Art eines Fuchses oder Wolfes als nach Art der Katze. Mit dieser verglichen, tritt der Gepard derb auf und schreitet weit aus; beschleunigt er seine Bewegung, so läuft er nach Art eines Windhundes dahin, und an diesen erinnert er auch, wenn er weitere Sprünge ausführt, da er nicht bloß wenig Sätze macht und dann vom Weiterlaufen absteht, sondern unter Umständen größere Strecken mit gewaltigen Sprüngen durchmißt. Eine Fähigkeit der meisten Katzen geht ihm gänzlich ab: er ist nicht im stande zu klettern und muß, wenn er einen höheren Gegenstand erreichen will, mit einem gewaltigen Sprunge, welcher ihn allerdings in verhältnismäßig bedeutende Höhen bringt, sich behelfen. Ob er auch zu schwimmen versteht, ist aus keiner Quelle zu ersehen. Auch seine Stimme hat etwas durchaus Eigentümliches. Der Gepard spinnt und zwar mit großer Ausdauer wie unsere Hauskatze, nur etwas gröber und tiefer, faucht, gereizt, wie seine Verwandten, fletscht auch ebenso ingrimmig die Zähne und läßt dabei ein dumpfes, unausgesprochenes Knurren hören, außerdem aber ganz eigentümliche klagende Laute vernehmen, die Blyth mit einem Blöken vergleicht.

Die Nahrung der Jagdleoparden besteht hauptsächlich in den mittelgroßen und kleineren Wiederkäuern, welche in seinem Gebiete leben, und ihrer weiß er sich mit vielem Geschicke zu bemächtigen. Seine liebste Beute sind Antilopen, und in der Nachbarschaft der von diesen bevorzugten Gegenden ist er auch am häufigsten zu finden; gewöhnlich haust er im Gefelse niedriger Hügel. Kenner stimmen darin überein, daß für eine nicht zu große Strecke der Tschita das schnellste aller Säugetiere ist. Er gebraucht aber auch Schlauheit und List, um zu seiner Beute zu gelangen. Sobald er ein Rudel weidender Antilopen oder Hirsche bemerkt, drückt er sich auf die Erde und kriecht nun schlangengleich, leise, aber behende auf dem Boden hin, um sich vor den wachsamen Augen des Wildes zu verbergen. Dabei berücksichtigt er alle Eigentümlichkeiten des letzteren und kommt z. B. niemals über dem Winde angeschlichen, liegt auch still und regungslos, sobald das Leittier des Rudels seinen Kopf erhebt, um zu sichern. So stiehlt er sich möglichst nahe heran, sucht das bestgestellte Tier aus und stürmt nun in rasender Eile darauf los, dem flüchtenden nach, bringt es in der Regel durch Tatzenschläge gegen die Läufe zum Falle und packt es an der Kehle. Kann er sich nur auf gute Büchsenschußweite anschleichen, so zögert er nicht, seiner Schnelligkeit vertrauend, das flüchtigste Wild zu verfolgen. McMaster erzählt als Augenzeuge, daß ein Tschita, der sich einer Antilope auf kaum 200 Schritt unbemerkt zu nähern vermochte, diese trotzdem innerhalb einer Strecke von nicht 500 Schritt einholte und niederwarf. Derselbe Gewährsmann sowie Baldwin berichten aber auch nach eigener Erfahrung, daß der anfangs pfeilschnelle Jagdleopard bei längerem Laufe rasch ermattet und von einem Pferde bald eingeholt wird. Er sucht sich dann zu verstecken und zeigt nur selten ernstliche Gegenwehr, wenn die Reiter ihn vom Sattel aus speeren.

Solche angeborene List und Jagdfähigkeit mußte den achtsamen Bewohnern seiner Heimat auffallen und sie zu dem Versuche reizen, die Jagdkunst des Tieres für sich zu benutzen. Durch einfache Abrichtung wird der Jagdleopard zu einem trefflichen Jagdtiere, welches in seiner Art dem Edelfalken kaum nachsteht. In ganz Ostindien betrachtet man ihn allgemein als einen geachteten Jagdgehilfen. Der Schah von Persien läßt ihn sich aus Arabien kommen und hält ihn in einem eigenen Hause. Joseph Barbaro sah im Jahre 1474 bei dem Fürsten von Armenien 100 Stück Jagdleoparden. Auch in Europa ist der Gepard als Jagdtier benutzt worden. Der „hochgeleert Doktor Kunrat Gesner“ hat es von einem vernommen, „daß der König in Franckreich zweyerley Arten der Leoparden zu halten pflegte, welche allein der Grösse nach unterschieden waren. Die grössere Art vergliche sich einem Kalbe, war nur etwas niedriger von Beinen, hingegen ein wenig länger

von Leibe: Die kleinere Art aber war so groß wie ein Hund. Dieser kleinere Leopard wurde bißweilen, wann der König seine Lust sehen wolte, von dem Wärter hinten auff dem Pferde auff einem Küssen, mit einer Ketten angebunden, mit auff die Jagt geführt, da man ihn dann von der Ketten loß- und ihm einen Haasen vorlauffen liesse, welchen er alßbald mit etlichen grossen Sprüngen erhaschte, und ihn in Stücken zerrisse. Wann aber der Jäger, oder Wärter, den Leopard wieder anbinden wolte, gieng er rücklings, damit er sein Angesicht nicht sehen mögte, auff ihn zu, both ihm, zwischen den Beinen durch, ein Stücklein Fleisch dar, und machte ihn also wieder gut, band ihn hernach mit der Kette, streichelte und führte ihn zu dem Pferde, auff welches er von sich selbsten, ohne Müh, auff seinen Platz sprang." Daß diese Schilderung sich nur auf den Gepard beziehen kann, unterliegt keinem Zweifel. Auch Leopold I., Kaiser von Deutschland, erhielt vom türkischen Sultan zwei abgerichtete Tschitas, mit denen er oftmals jagte. Die Herrscher der Mongolen trieben so großen Luxus mit unseren Tieren, daß sie oft gegen 1000 Stück mit auf die großen Jagdzüge nahmen. Noch heutigestags sollen die Meuten dieser Katzenhunde bei einigen einheimischen Fürsten Indiens einen nicht geringen Aufwand erfordern. Ihre Abrichtung muß von besonderen Leuten besorgt werden, und auch ihr Jagdgebrauch setzt die Begleitung sehr geübter Jäger voraus, welche ungefähr die geachtete Stellung unserer früheren Falkner bekleiden: man kann sich also denken, daß dieses Jagdvergnügen eben nicht billig ist.

Heuglin bestätigt die Angabe älterer Reisenden, daß der Gepard in früherer Zeit auch in Abessinien zur Jagd abgerichtet wurde, und Hartmann gedenkt einer Abbildung, welche einen Beduinen Algeriens mit seinem gezähmten Gepard darstellt, im Begriffe, letzteren auf ein in der Ferne weidendes Gazellenrudel loszulassen. Auch von der Decken versicherte mir, bei den Arabern der nördlichen Sahara gezähmte und eingeschulte Jagdleoparden gesehen zu haben. In Nordostafrika wird das Tier nach meinen und anderer Reisenden Erfahrungen gegenwärtig nicht mehr zur Erbeutung von Wild benutzt.

In Indien wird der Gepard behufs solcher Jagd behaubt, mittels einer dünnen Leine gehalten und auf einen leichten, zweiräderigen Karren gesetzt, wie sie dem Lande eigentümlich sind. Man zieht nach den Wildplätzen hinaus und sucht sich einem Rudel Wild soviel als möglich zu nähern. Wie überall, läßt auch das scheueste asiatische Wild einen Karren weit näher an sich herankommen als gehende Leute. Deshalb kann man mit dem Gepard bis auf 200 oder 300 Schritt an das Rudel heranfahren. Sobald die Jäger nahe genug sind, enthauben sie den Tschita und machen ihn durch sehr ausdrucksvolle Winke und leise Aufmunterungen auf seine Beute aufmerksam. Kaum hat das vortreffliche Tier diese ersehen, so erwacht in ihm das ganze Jagdfeuer, und all seine natürliche List und Schlauheit gelangt zur Geltung. Zierlich, ungesehen und ungehört schlüpft er von dem Wagen, schleicht in der angegebenen Weise vorsichtig an das Rudel heran, bis das Wild flüchtig wird, oder er seines Fanges sicher zu sein glaubt. Glückt ihm der Anlauf, so drückt er das Opfer am Halse nieder. Der Abrichter eilt herbei, durchschneidet die Kehle, sammelt das ausfließende Blut in einer hölzernen Schale, gibt es dem Tschita zu trinken und schiebt ihm danach wieder die Haube über. Nach Vignes und Hamiltons Beobachtungen beschleichen übrigens keineswegs alle Tschitas ihre Beute; sie gehen auch offen darauf los und richten ihre Bewegungen nach denen des Wildes ein, traben oder galoppieren wie dieses, bis sie endlich das entscheidende Rennen wagen. Über 500 Schritt weit scheint auch der beste Tschita die Verfolgung nicht auszudehnen; die meisten laufen wohl nur halb so weit, halten dann an und gehen, leidenschaftlich erregt, einige Minuten lang hin und her, worauf der Wärter sich ihrer bemächtigt.

Nicht immer wird das erwählte Wild erbeutet. Als der Prinz von Wales 1875—76 Indien bereiste, sind ihm gewiß die besten Jagdleoparden vorgeführt worden, und dennoch

werden Fehljagden verzeichnet. Zwei von den Wagen gelöste Tschitas rissen allerdings je eine Antilope nieder, aber ein dritter, der auf 60 Schritt an eine Herde herangebracht war, gab die Hetze auf, nachdem er einen Bock an 500 Schritt weit vergeblich verfolgt hatte. Den Verlauf einer späteren Staatsjagd schildert Russell, ein Begleiter des Prinzen, kurz wie folgt: „Ein Tschita, auf eine Antilope losgelassen, jagte statt dieser einem Hunde nach. Der Hund wandte sich, und der Tschita flüchtete. Ein Luchs (wahrscheinlich ein Karakal, S. 517) wurde auf einen Fuchs gehetzt; Reineke aber zeigte sich kampflustig und wehrhaft; da einigten sich Luchs und Fuchs und trennten sich in Güte. Nicht einmal den aufgestoßenen Hasen wollten die Luchse regelrecht folgen; die Falken dagegen schlugen kunstgerecht jeden Lampe, auf den sie gelöst wurden."

Sehr auffallend muß es erscheinen, daß man von dem Freileben dieser so oft gezähmten Katze noch überaus wenig weiß; auch über ihre Fortpflanzung ist gar nichts bekannt. Ich habe mich in Afrika sogar bei den Nomaden vergebens hiernach erkundigt; diese Leute, welche das Tier ganz genau kennen, konnten mir eben bloß sagen, daß man es in Schlingen fängt und trotz seiner ursprünglichen Wildheit binnen kurzer Zeit zähmt. Nur Sterndale berichtet etwas mehr aus Indien. Nach ihm sind die Jungen, mit Ausnahme eines schwarzen Striches auf der Nase, durchaus einfach grau gefärbt, doch ist die künftige Tüpfelung nach Entfernung des Oberhaares schon deutlich wahrzunehmen. Ferner sagt er, und alle Gewährsmänner stimmen mit ihm überein, daß man niemals Junge zu Jagdtieren aufziehe, sondern bloß erwachsene Tschitas dazu einfange, da sie nach Ansicht der Inder nur in voller Freiheit und unter Anleitung der Alten sich zu guten Jägern auszubilden vermögen. Jerdons Erfahrungen sprechen jedenfalls nicht dagegen. Er hatte seinen von Jugend an aufgezogenen sehr zahmen Tschita (der bald auf eigene Faust Schafe und Esel angriff, nicht ohne oftmals schlecht dabei zu fahren) mit Glück auf zu diesem Zwecke herbeigeschaffte Antilopen angelernt. Der Tschita hetzte sie zwar, holte auch das flüchtige Wild ein, nahm aber die Jagd nicht ernsthaft, warf das verfolgte Stück nicht immer nieder und hielt es namentlich nicht fest. Vielleicht hätte ihm das noch beigebracht werden können, aber sein Herr mußte, weil der Dienst ihn rief, die Erziehung aufgeben.

Nach Angabe der Eingeborenen sättigt sich der Tschita bloß jeden dritten Tag, aber im Übermaße, und verkriecht sich dann in seinem Verstecke, um zu schlafen und zu verdauen. Am dritten Tage begibt er sich zu einem bestimmten Baume, wohin auch andere seiner Art kommen sollen, um dort zu spielen, die Borke zu zerkratzen und seine Klauen zu schärfen. Etwas Wahres muß schon an dieser Erzählung sein, denn an solchen wohlbekannten Bäumen wird er auch gefangen und zwar in einer Weise, die Sterndale nach einem Augenzeugen schildert. Der englische Jäger begleitete Eingeborene zu dem bestimmten Baume. Dort wurden im Umkreise von einem Dutzend Schritt eine Menge Schlingen, wie man sie sonst zum Fangen von Antilopen benutzt, mittels Pflöcken am Boden hergerichtet. Dann versteckten sich die Jäger hinter einem 80 Schritt entfernten, aus Zweigen gebildeten Schirm und hielten scharfen Auslug. Als die Sonne zu sinken begann, erschienen wirklich, in etwa 500 Schritt Entfernung sich jagend und miteinander spielend, vier Tschitas: zwei starke und zwei schwächere, wahrscheinlich eine Familie. Bald jagten sie auf den Baum los, die beiden starken weit voran, und diese hingen auch im Nu mit den Läufen in den Schlingen. Die Eingeborenen liefen hinzu, warfen den Gefangenen Decken über die Köpfe, banden ihnen die Läufe zusammen und stülpten ihnen dann die Lederhauben über, wobei freilich ein Ungeschickter tüchtig in die Hand gebissen wurde. Das Weibchen erwies sich viel ungebärdiger als das Männchen. Die Gefangenen wurden auf den herangekommenen Ochsenkarren nach dem Dorfe gefahren. Dort begann ihre Erziehung damit, daß Frauen und Kinder Tag für Tag schwatzend und lachend in ihrer Nähe sich aufhielten, um sie zunächst an Menschenstimmen

zu gewöhnen. Nach etwa 6 Monaten sind sie für den Jagdgebrauch tauglich und werden von Liebhabern gut bezahlt. Man hält sie nie in Käfigen, sondern angelegt wie Hunde.

Daß die Zähmung nicht schwierig sein kann, wird jedem klar, welcher einen Gepard in der Gefangenschaft gesehen hat. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es in der ganzen Katzenfamilie kein so gemütliches Geschöpf gibt wie unseren Jagdleoparden und bezweifle, daß irgend eine Wildkatze so zahm wird wie er. Gemütlichkeit ist der Grundzug des Wesens unseres Tieres. Dem angebundenen Gepard fällt es gar nicht ein, den leichten Strick zu zerbeißen, an welchen man ihn gefesselt hat. Er denkt nie daran, dem etwas zuleide zu thun, welcher sich mit ihm beschäftigt, und man darf ohne Bedenken dreist zu ihm hingehen und ihn streicheln und liebkosen. Scheinbar gleichmütig nimmt er solche Liebkosungen an, und das Höchste, was man erlangen kann, ist, daß er etwas beschleunigter spinnt als gewöhnlich. Solange er nämlich wach ist, schnurrt er ununterbrochen nach Katzenart, nur etwas tiefer und lauter. Oft steht er stundenlang unbeweglich da, sieht träumerisch starr nach einer Richtung und spinnt dabei höchst behaglich. In solchen Augenblicken dürfen Hühner, Tauben, Sperlinge, Ziegen und Schafe an ihm vorübergehen: er würdigt sie kaum eines Blickes. Nur andere Raubtiere stören seine Träumerei und Gemütlichkeit. Ein vorüberschleichender Hund regt ihn sichtlich auf: das Spinnen unterbleibt augenblicklich, er äugt scharf nach dem gewöhnlich etwas verlegenen Hunde, spitzt die Ohren und versucht wohl auch, einige kühne Sprünge zu machen, um ihn zu erreichen.

Ich besaß einen Gepard, welcher so zahm war, daß ich ihn am Stricke herumführen und es dreist wagen durfte, mit ihm in den Straßen zu lustwandeln. Solange er es bloß mit Menschen zu thun hatte, ging er immer ruhig mir zur Seite; anders aber wurde es, wenn uns Hunde begegneten. Er zeigte dann jedesmal eine so große Unruhe, daß ich auf den Gedanken kam, einmal zu versuchen, was er denn thun würde, wenn er wenigstens beschränkt frei wäre. Ich band ihn also an eine Leine von ungefähr 15 oder 20 m Länge, wickelte mir diese leicht um Hand und Ellbogen und führte ihn spazieren. Zwei große, faule Köter kreuzten den Weg. Jack, so hieß mein Gepard, äugte verwundert, endigte sein gemütliches Spinnen und wurde ungeduldig; jetzt faßte ich das Ende der Leine und warf die Schlingen zu Boden, so daß er Spielraum hatte. Augenblicklich legte er sich platt auf die Erde und kroch nun in der oben beschriebenen Weise an die Hunde heran, welche ihrerseits verdutzt und verwundert das sonderbare Wesen betrachteten. Je näher er den Hunden kam, um so aufgeregter, aber zugleich auch vorsichtiger wurde er. Wie eine Schlange glitt er auf dem Boden dahin. Endlich glaubte er nahe genug zu sein, und nun stürzte er mit drei, vier gewaltigen Sätzen auf einen der Hunde los, erreichte ihn, trotzdem daß dieser die Flucht ergriff, und schlug ihn mit den Tatzen nieder. Dies geschah in ganz absonderlicher Weise. Er hieb seine Krallen nicht ein, sondern er prügelte bloß mit seinen Vorderläufen auf den Hund los, bis dieser zu Boden fiel. Der arme Köter bekam Totenangst, als er das Katzengesicht über sich erblickte, und fing an, jämmerlich zu heulen; sämtliche Hunde der Straße gerieten in Aufruhr und heulten und bellten aus Mitleiden; ein dichter Volkshaufe sammelte sich, und ich mußte wohl oder übel meinen Gepard an mich nehmen, ohne eigentlich zum Ziele gekommen zu sein, d. h. ohne gesehen zu haben, was er mit dem Hunde beginnen würde. Dagegen veranstaltete ich in unserem Hofe einen großen Tierkampf, welcher überhaupt, zu meiner Schande muß ich es sagen, das Ergötzlichste ist, was ich sehen kann. Ich besaß zu derselben Zeit einen fast erwachsenen Leoparden, ein rasendes, wütendes Tier ohnegleichen, ich möchte fast sagen, einen Teufel in Katzengestalt — doch ich habe ihn ja schon beschrieben. Die Kette des Leoparden wurde also durch einen darangebundenen Strick verlängert und er aus seinem Käfig heraus in den Hof gelassen. Der Gepard seinerseits war ungefesselt und konnte nach Belieben den Kampf aufnehmen oder

abbrechen. Er befand sich gerade in höchst gemütlicher Stimmung und schnurrte besonders ausdrucksvoll, als ich ihn herbeiholte. Kaum aber ersah er seinen Herrn Vetter, als nicht nur alle Gemütlichkeit verschwand, sondern auch sein ganzes Aussehen ein durchaus anderes wurde. Die Seher traten aus ihren Höhlen heraus, die Mähne sträubte sich, er fauchte sogar, was ich sonst niemals vernommen hatte, und stürzte sich mutig auf seinen Gegner los. Dieser hielt ihm stand, und so begann jetzt ein Kampf und ein Fauchen, daß mir, ich will es gern zugeben, angst und bange dabei wurde. Der Leopard war bald niedergetrommelt, aber gerade jetzt wurde er furchtbar. Er lag auf dem Rücken und mißhandelte jenen mit seinen vier Tatzen; Jack aber achtete der Schmerzen nicht, sondern biß mutig auf den heimtückischen Vetter los und würde ihn jedenfalls besiegt haben, wenn ich dem Kampfe nicht ein Ende gemacht hätte. Zwei Eimer voll Wasser, welche ich über die wütenden Kämpen goß, unterbrachen den Streit augenblicklich. Beide sahen sich höchst verdutzt an, und der Leopard hielt es, der ihm höchst verhaßten Wasserbäder plötzlich sich erinnernd, trotz aller Wut und alles Fauchens doch für das Beste, so schnell als möglich seinen Käfig zu suchen, welcher dann auch sofort verschlossen wurde. Jack war schon wenige Minuten nach dem Kampfe wieder ganz der alte: er leckte, reinigte und putzte sich und begann wieder zu spinnen, als ob nichts geschehen wäre.

Wie zahm, gemütlich und liebenswürdig mein Jack war, mag aus folgendem hervorgehen. Einige deutsche Damen, welche sich gerade in Alexandrien befanden, waren gekommen, um meine Tiersammlung anzusehen, hatten mich aber nicht zu Hause gefunden, und so hatte ich ihrem Wunsche nicht genügen können. Ich versprach ihnen, wenigstens einige von meinen Tieren zu ihnen zu bringen, und führte diesen Scherz auch wirklich einmal aus, als ich erfahren hatte, daß die Damen just zusammen waren. Ich konnte mich auf Jack vollständig verlassen und durfte schon etwas wagen. Ihn an der Leine hinter mir fortführend, betrat ich also das betreffende Haus, beschwichtigte die entsetzten Diener, welche mich mit dem fürchterlichen Raubtiere hatten kommen sehen und Lärm schlagen wollten, und stieg nun ruhig nach dem zweiten Stockwerke des Hauses empor. An dem rechten Zimmer angelangt, öffnete ich die Thüre zur Hälfte und bat um Erlaubnis, eintreten, zugleich aber auch meinen Hund mitbringen zu dürfen. Dies wurde zugestanden, und Jack trat gemächlich ein. Ein lauter Aufschrei begrüßte den Harmlosen und setzte ihn in höchste Verwunderung. Die geängstigten Frauen suchten sich so gut wie möglich zu retten und sprangen in ihrer Verzweiflung auf einen großen, runden Tisch, welcher mitten im Zimmer stand. Dies aber diente bloß dazu, Jack zu dem Gleichen aufzufordern, und ehe sich die Armen besannen, stand er mitten unter ihnen, spann höchst gemütlich und schmiegte sich traulich bald an diese, bald an jene an. Da war denn freilich die Furcht bald verschwunden. Die beherzteste Frau begann den hübschen Burschen zu liebkosen, und bald folgten alle übrigen ihrem Beispiele. Jack wurde der erklärte Liebling und schien nicht wenig stolz zu sein auf die ihm gewordene Auszeichnung.

Schlegel erzählt von einem Gepard, welcher während des Tages frei umherlaufen durfte und nur des Nachts angebunden wurde. Sein Lieblingsplatz im Zimmer war, solange geheizt wurde, die Nähe des Ofens; er verließ diesen Ort oft halbe Tage lang nicht, so daß er nötigen Falls weggezogen oder weggetragen werden mußte. Bei kalter oder auch nur kühler Witterung vermied er es sorgsam, das Zimmer und den wärmenden Ofen zu verlassen, oder es geschah höchstens auf so lange nur, als nötig war, um das Zimmer nicht zu verunreinigen, eine Rücksicht, welche er stets nahm und auch auf die übrigen Räume des Hauses ausdehnte. Kam der Abend heran, so ließ er sich gutwillig an die Kette legen, ja steckte selbst den Kopf in das vorgehaltene Halsband. Stets hörte er auf seinen Namen „Betty“, später auch auf einen anderen ihm von den Kindern beigelegten. Kindern war er besonders

zugethan, am meisten einem Mädchen von fünf Jahren, über welches er im Spiele oft hinwegsprang und zwar mit solcher Leichtigkeit, daß er, ohne eigentlich auszuholen, sich niederduckend und kurz zusammenziehend, oft in ziemlicher Höhe über die Kleine setzte. In seinem Umgange mit Erwachsenen zeigte er sich ernster, gemessener; mit anderen Tieren, Hunden und Katzen z. B., gab er sich gar nicht ab. Im Sommer lag er gern auf der Sonnenseite des Gartens; bei Spaziergängen, zu denen ihn sein Gebieter mitnahm, rannte er nach Hundeart eine Strecke voraus, kam zurück, um wieder fortzueilen, bekundete aber keine Lust, zu jagen, und ließ Tiere, welche ihm begegneten, in Ruhe. Ins Wasser ging er nie: benetzte man ihn, so zitterte er wie vor Frost. Er hielt sich stets reinlich, leckte sich fleißig und war immer frei von Ungeziefer. Seine Nahrung bestand in gekochtem Fleische und Milchbrot.

Älter geworden und durch unverständig neckende Leute gereizt, zog er sich mehr von den Menschen zurück, ließ anstatt des gemütlichen Schnurrens ein ärgerliches Knurren hören, wenn eine ihm unangenehme Person sich ihm näherte, sprang, um sich zurückzuziehen, auf einen erhöhten Sitz, manchmal, ohne etwas umzustoßen, bis auf ein Pult, wurde auch gegen Tiere bösartig, biß Hunde und Katzen, erstere nicht, ohne selbst Wunden davonzutragen, zerriß dem Dienstmädchen den Rock, biß sogar nach seinem Herrn und wurde deshalb weggegeben. Ungeschickte Behandlung hatte ihn verdorben.

In unseren Tiergärten und Tierbuden hält sich der Gepard selten längere Zeit. Er stellt an die Nahrung zwar nicht höhere Ansprüche, ist aber zärtlicher und hinfälliger als Familienverwandte gleicher Größe. Bei rauher Witterung leidet er sehr, in einem kleinen Käfig nicht minder. Wärme und die Möglichkeit, sich frei zu bewegen, sind Bedingungen für sein Wohlbefinden, welche in gedachten Anstalten nicht erfüllt werden können. So verkümmert er unter den ihm so ungünstigen Verhältnissen meist in kurzer Zeit. Fortgepflanzt hat er sich meines Wissens in Europa noch nicht; auch aus Indien wird nicht berichtet, daß Tschitas in Gefangenschaft sich fortgepflanzt hätten.

*

Pollens und Schlegels Untersuchungen ergaben, daß ein bisher unter dem Namen Beutelfrett in der Familie der Schleichkatzen eingereihtes Tier noch zu den Katzen gezählt werden kann, aber als ein Bindeglied zwischen diesen und den Schleichkatzen anzusehen ist. Von den Katzen hat die Fossa den Gesamtbau, den Gesichtsausdruck und die ziemlich weit zurückziehbaren Krallen, von den Schleichkatzen die gestreckte Gestalt, die niedrigen Beine, die kurzen, eiförmig gestalteten Ohren, die langen Schnurren, eine merklich entwickelte Drüsentasche in der Aftergegend, die nackten Sohlen und andere Merkmale. Der Schädel ist gestreckter und minder breit als der der Katzen, der Unterkiefer weniger kräftig, der Raum zwischen Reiß- und Backenzähnen im Oberkiefer wie der erste Backenzahn größer als bei den Katzen; auch sind im Unterkiefer vier Backenzähne anstatt drei vorhanden.

Die Fossa der Madagassen oder Frettkatze, wie wir sie nennen können (Cryptoprocta ferox), erreicht eine Gesamtlänge von 1,5 m, wovon der Schwanz 68 cm wegnimmt, ist aber sehr niedrig gestellt, da die Beine nur 15 cm Höhe haben. Der aus kurzen, aber dichtstehenden, etwas derben, auf dem Kopfe und an den Füßen wie abgeschoren erscheinenden Haaren bestehende Pelz hat rötlichgelbe Färbung, dunkelt aber auf der Oberseite, weil hier die einzelnen Haare braun und blaßgelb geringelt sind; die Ohren tragen innen und außen hellere Haare; die Schnurren sind teils schwarz, teils weiß gefärbt; der Augenstern, welcher graugrünlichgelb aussieht, ähnelt dem der Hauskatze.

Das Vaterland der Frettkatze ist die Insel Madagaskar. Man kennt sie hier allgemein, fürchtet sie in geradezu lächerlicher Weise, bezichtigt sie, sogar den Menschen anzugreifen, und erzählt eine Menge von Fabeln, in denen sie eine bedeutende Rolle spielt. Über ihr Freileben

fehlt uns genügende Kunde; denn kein Europäer hat sie bis jetzt genau beobachtet, und auch Pollen hat hauptsächlich Erzählungen der Eingeborenen wiedergegeben. Nach Angabe der Madagassen lebt die Fossa außer der Paarzeit einzeln in den Waldungen, besucht, um Hühner zu stehlen, fleißig die Gehöfte und zeichnet sich durch ebensoviel Kraft wie Blutgier aus. Für gewöhnlich auf dem Boden lebend, soll sie doch zuweilen den Halbaffen auf die Bäume nachsteigen und sie hier eifrig verfolgen, weil sie das Fleisch dieser Tiere besonders gern frißt. Während der Paarungszeit soll man 4—8 Frettkatzen zusammen antreffen, welche dann, nach der zu den entschiedensten Zweifeln herausfordernden Behauptung der Eingeborenen, ohne weiteres Menschen angreifen. Das sich zusammengefundene Paar begattet sich nach Art der Hunde und bleibt geraume Zeit auf das innigste vereinigt. Außerdem sagt man, daß die Fossa durch Kratzen mit den Füßen die Feuer verlösche, daß sie, um Hühner



Fossa (Cryptoprocta ferox). ⅛ natürl. Größe.

zu rauben, rings um die Hühnerställe einen höllischen Gestank verbreite, welcher die Hühner umbringe, und dergleichen mehr. Ein gefährlicher Hühnerräuber ist sie jedenfalls; denn das von Pollen getötete Männchen, „ein Mörder ersten Ranges“, hatte in kurzer Frist 1 Truthahn, 3 Gänse und etwa 20 Hühner weggeschleppt. Nach Versicherung des betrübten Eigentümers von besagtem Federvieh soll die Fossa nicht einmal mit derartiger Beute sich begnügen, sondern unter Umständen auch junge Schweine und andere Haustiere überfallen und morden. Kein Wunder daher, daß sie von den Madagassen ingrimmig gehaßt und möglichst ausgerottet, ja selbst vor dem Tode gequält wird.

Die Jagd ist nicht besonders schwierig. Pollen wurde, als er einigen madagassischen Jägern seine Absicht, eine Fossa zu erlegen, kundgegeben hatte, von diesen vor Aufgang des Mondes nach einem Dickichte in der Nähe des kurz vorher beraubten Dorfes geführt und die Fossa mit Hilfe eines Hahnes, welchen man durch Anziehen einer ihm an das Bein gebundenen Schnur zum Krähen oder zum Gackern zu bewegen wußte, aus seinem Verstecke herbeigelockt. Nach Verlauf einer halben Stunde, welche der Hahn durch sein Geschrei ausfüllte, vernahm man von fern ein Knurren nach Art des Hundes und sah bald darauf zwei Schattengestalten durch das Gras huschen oder gleiten. Etwas näher gekommen, blieben die

Raubtiere unbeweglich stehen, um zu sichern, so daß sich Pollen entschließen mußte, seinerseits an sie heranzuschleichen, um zu Schusse zu kommen.

Von der lächerlichen Furcht der Madagassen vor der Fossa erzählt unser Gewährsmann eine ergötzliche Geschichte. Zudse, der eingeborene Jäger Pollens, begegnete einer Fossa, welche bei seinem Erscheinen ihre Überraschung fauchend zu erkennen gibt. Anstatt dem gehaßten Feinde entgegenzurücken, wirft der mutlose Schütze, am ganzen Leibe zitternd, sein Gewehr weg, erklettert einen Baum und verweilt in dem sicheren Gezweige, bis die Frettkatze im nächsten Gebüsche verschwunden ist.

Das Fleisch der Fossa wird von den Eingeborenen gegessen und wegen seiner Schmackhaftigkeit geschätzt.

Die Mitglieder der Familie der Schleichkatzen (Viverridae), zu welcher die Fossa uns führt, unterscheiden sich von den Katzen durch ihren langgestreckten, dünnen, runden Leib, welcher auf niedrigen Beinen ruht, durch den langen, dünnen Hals und verlängerten Kopf sowie durch den fast ausnahmslos langen, meist hängenden Schwanz. Die Augen sind gewöhnlich klein, die Ohren bald größer, bald kleiner, die Füße vier- oder fünfzehig und die Krallen bei vielen zurückziehbar. Neben dem After befinden sich zwei oder mehrere Drüsen, welche besondere, aber selten wohlriechende Flüssigkeiten absondern und diese zuweilen in einer eigentümlichen Drüsentasche aufspeichern.

Im allgemeinen ähneln die Schleichkatzen unseren Mardern, statt welcher sie die südlichen Länder der Alten Welt bewohnen. Anderseits erinnern viele von ihnen an die Katzen, ja an die Bären, und man darf wohl sagen, daß sie der Ausgangsgruppe der Raubtiere nahestehen. Von den Mardern unterscheidet sie hauptsächlich das Gebiß, welches schärfer und spitzzackiger ist und zwei wahre Backenzähne in jeder Kieferhälfte enthält. Die einen wie die anderen besitzen ein echtes Raubtiergebiß mit großen, schlanken, schneidigen Eckzähnen, kleinen Schneidezähnen und zackigen, spitzen Lück- und Backenzähnen. Bei den Schleichkatzen zählt man 36 oder 40 Zähne und zwar oben und unten 6 Schneidezähne und 1 Eckzahn, 3 oder 4 Lück- und 2 Backenzähne. Der Schädel ist gestreckt, die Brauenfortsätze des Stirnbeins sind stark entwickelt, die Jochbogen wenig abstehend.

Die Schleichkatzen fehlen gänzlich in Australien und bewohnen, mit Ausnahme einer einzigen amerikanischen Art, deren Stellung innerhalb der Familie noch zweifelhaft ist, den Süden der Alten Welt, also vorzugsweise Afrika und Südasien. In Europa finden sich drei Arten der Familie und zwar ausschließlich in den Ländern des Mittelmeeres, die eine nur in Spanien. Die Schleichkatzen erschienen bereits in der Vorzeit auf der Erdoberfläche. In der gegenwärtigen Schöpfung zeichnen sie sich wie die Marder durch großen Formenreichtum aus und zwar auf weit beschränkterem Gebiete als diese. Ihre Aufenthaltsorte sind so verschieden wie sie selbst. Manche wohnen in unfruchtbaren, hohen, trockenen Gegenden, in Wüsten, Steppen, auf Gebirgen oder in den lichten Waldbeständen regenarmer Gebiete Afrikas und Hochasiens, andere bevorzugen die fruchtbarsten Niederungen, zumal die Ufer von Flüssen oder Rohrdickichte, vor allen übrigen Orten; diese nähern sich den menschlichen Ansiedelungen, jene ziehen sich scheu in das Dunkel der dichtesten Wälder zurück; die einen führen ein Baumleben, die anderen halten sich bloß auf der Erde auf. Felsspalten und Klüfte, hohle Bäume und Erdlöcher, welche sie sich selbst graben oder in Besitz nehmen, dichte Gebüsche 2c. bilden ihre Behausung und Ruheorte während derjenigen Tageszeit, welche sie der Erholung widmen.

Die meisten Schleichkatzen sind Nachttiere, viele aber richtige Tagtiere, welche sich, mit Ausschluß der Mittagszeit, solange die Sonne am Himmel steht, jagend umhertreiben, nach

Sonnenuntergang aber in ihre Schlupfwinkel zurückziehen. Nur sehr wenige dürfen als träge, langsam und etwas schwerfällig bezeichnet werden; die größere Anzahl steht an Behendigkeit und Lebhaftigkeit hinter den gewandtesten Raubtieren nicht zurück. Einige Gattungen geben sich als echte Zehengänger kund, während andere beim Gehen mit der ganzen Sohle auftreten; einzelne Arten klettern, die meisten sind auf den Boden gebannt. Vorzugsweise dem Wasser gehört keine Schleichkatze an. Ihr Tagleben und ihre Vorliebe für den Aufenthalt auf dem Boden unterscheidet die Schleichkatzen von den Mardern, denen sie in mehr als einer Hinsicht ähneln; mehr noch aber weichen beide Tiergruppen hinsichtlich ihres Wesens voneinander ab. Die Marder sind, wie bekannt, unruhige, unstete Tiere, welche, einmal in Bewegung, kaum eine Minute lang in einer und derselben Stellung, ja kaum an demselben Orte verweilen können, vielmehr unablässig hin- und herlaufen, rennen, klettern, schwimmen, scheinbar zwecklos sich bewegen, und alles, was sie thun, mit einer fast unverständigen Hast ausführen: die Schleichkatzen sind beweglich wie sie, viele von ihnen mindestens ebenso gewandt; allein ihr Auftreten ist doch ein ganz anderes. Eine gewisse Bedachtsamkeit macht sich bei ihnen unter allen Umständen bemerkbar. Ungeachtet aller Behendigkeit erscheinen ihre Bewegungen gleichmäßiger, einhelliger, überlegter und deshalb anmutiger als die der Marder. Den Ginsterkatzen gebührt hinsichtlich der Beweglichkeit die Krone. Es gibt kaum andere Säugetiere, welche wie die kleineren schlanken Arten dieser Gruppe in förmlich schlangenhafter Weise über den Boden dahingleiten. Geschmeidig wie sie, flüchtig und ebenfalls behende, wenn es sein muß, treten die Rollmarder doch sehr verschieden auf. Sie verdienen den von mir der Familie gegebenen Namen Schleichkatzen am meisten; denn kein mir bekanntes Mitglied ihrer Ordnung schleicht so bedachtsam und so vorsichtig wie sie dahin. Die Schnelligkeit, mit welcher sie auf ihre Beute springen, steht mit der Langsamkeit ihres gewöhnlichen Ganges im sonderbarsten Widerspruche. Anders wiederum bewegen sich die Tagtiere der Familie: die Mangusten. Sie haben die niedrigsten Beine unter allen Verwandten; ihr Leib schleppt beim Gehen fast auf dem Boden, und die Seitenhaare des Bauches berühren diesen wirklich; sie schleichen aber nicht, sondern trippeln mit ungemein raschen Schritten eilfertig dahin, können jedoch auch in einen teilweise sehr schnell fördernden hüpfenden Galopp verfallen. Auch sie sind rastlos, jedoch nicht unstet. Auf ihrem Gange untersuchen sie alles; dies aber geschieht mit einer gewissen Folgerichtigkeit: sie gehen ihren Weg fort und schweifen wenig von der einmal angenommenen Richtung ab. Ihre Bewegungen sind mehr sonderbar als anmutig, reißen nicht zur Bewunderung hin, fallen aber auf, weil man Ähnliches bei anderen Säugetieren nicht bemerkt. Erforderlichen Falls legen übrigens auch die Mangusten eine Gewandtheit an den Tag, welche höchlichst in Erstaunen setzt.

Unter den Sinnen steht wahrscheinlich bei allen Schleichkatzen der Geruch obenan. Sie spüren wie Hunde, beschnüffeln jeden Gegenstand, welcher ihnen im Wege liegt, und vergewissern sich durch ihre Nase über das, was ihnen aufstößt. Als der zweitschärfste Sinn dürfte das Gesicht zu bezeichnen sein. Das Auge ist bei den verschiedenen Gruppen abweichend gebildet, der Stern bei der einen kreisrund, bei anderen geschlitzt. Am hellsten und klügsten sehen die Mangusten in die Welt; das blödeste Auge haben die Palmenroller oder Rollmarder. Bei ihnen zieht sich der Stern im Lichte des Tages bis auf einen haarfeinen Spalt zusammen, welcher in der Mitte eine rundliche Öffnung von kaum Hirsekorngröße zeigt; bei den Mangusten ist er fast kreisrund, bei den Zibethkatzen länglichrund. Erstere bekunden sich als vollständige Nachttiere, und gerade ihr langsames Schleichen bei Tage beweist, daß sie wie blind im Dunkeln tappen und in grellem Lichte sich mehr nach Geruch und Gehör als nach ihrem Gesichte richten müssen. Die Zibethkatzen sehen wahrscheinlich bei Tage ebensogut wie bei Nacht, die Mangusten unzweifelhaft bei Tage am besten, erfahrungsmäßig

auch in weite Ferne. Das Gehör scheint bei den verschiedenen Gruppen ziemlich gleichmäßig entwickelt, aber doch merklich stumpfer zu sein als die beiden ersterwähnten Sinne. Ob im übrigen der Geschmack das Gefühl oder dieses den Geschmack überwiegt, mag dahingestellt bleiben. Gefühl und zwar ebensowohl Tastsinn als Empfindungsvermögen bekunden alle, nicht minder aber auch Geschmack, denn sie sind wahre Leckermäuler, denen Süßigkeiten aller Art höchst willkommen zu sein pflegen.

Die geistigen Fähigkeiten der Schleichkatzen dürfen nicht unterschätzt werden. Alle Arten der Familie, welche ich im Freileben oder als Gefangene kennen gelernt, bekunden viel Verstand und einen in hohem Grade bildsamen Geist. Sie erkennen bald ihnen gespendete Freundlichkeiten an, unterscheiden schon nach wenigen Tagen ihren Wärter von anderen Leuten und beweisen durch ihr Benehmen ihre Dankbarkeit für die ihnen gespendete Pflege. Demgemäß ändern sie ihr Betragen nach den Umständen, und auch diejenigen unter ihnen, welche sich anfänglich wild und unbändig zeigten, werden binnen kurzem zahm und fügsam, lernen den ihnen gegebenen Namen kennen, achten auf den Anruf und nehmen ihren Freunden schon in den ersten Wochen ihrer Gefangenschaft vorgehaltenes Futter vertrauensvoll aus der Hand. Wenige Tiere lassen sich leichter behandeln, schneller zähmen als sie, und zwar kann man keineswegs sagen, daß die Zähmung nur eine scheinbare, mehr auf Gleichgültigkeit als auf Verständnis beruhende sei; denn gerade die gefangenen zeigen, wie gut sie zwischen Leuten, welche ihnen wohlwollen oder nicht, zu unterscheiden wissen. Sie bekunden Zu- und Abneigung, kommen denen, welche sie gut behandeln, freundlich und ohne Mißtrauen entgegen, weichen aber anderen, von denen sie irgend eine Unbill zu erdulden hatten, entweder scheu aus oder suchen sich gelegentlich nach besten Kräften und Vermögen zu rächen. Anderen Tieren gegenüber betragen sie sich sehr verschieden. Gleichartige leben meist im tiefsten Frieden zusammen, verschiedenartige fallen sich gegenseitig wütend an und kämpfen erbittert auf Tod und Leben miteinander. Auch fremde der gleichen Art, welche zu zusammengewöhnten Stücken gebracht werden, haben im Anfange viel zu leiden, und nicht einmal Geschlechtsunterschiede werden jederzeit berücksichtigt. Funkelnden Auges betrachten die Eingesessenen den Eindringling; gesträubten Haares und unter wütendem Fauchen oder Zetern greifen sie ihn an. Dann gelten alle Vorteile, welche eines der Tiere über das andere erringen kann. Zum Knäuel geballt, rollen und wälzen sich die Streiter in rasender Eile durch den Käfig; der eine ist bald oben, bald unten, bald in der Schlupfkammer, bald außerhalb derselben. Bei Gleichstarken macht ein solcher Kampf nicht viel aus, denn schließlich tritt, namentlich wenn die geschlechtliche Liebe ins Spiel kommt, doch der Friede ein; ein Schwächerer aber schwebt dem Stärkeren gegenüber stets in Todesgefahr. Wirkliche Freundschaftsverhältnisse sind selten, obschon auch sie vorkommen. So habe ich Rollmarder gepflegt, welche wahre Musterbilder zärtlicher Gatten waren, alles gemeinschaftlich thaten, zu gleicher Zeit außerhalb ihres Schlafkastens erschienen, gleichzeitig und fast ohne neidische Regungen fraßen, hübsch miteinander spielten und große Sehnsucht an den Tag legten, wenn sie getrennt wurden, auch niemals mit den anderen in Streit und Hader gerieten, während solcher bei sonst gut sich vertragenden Mangusten selten gänzlich ausbleibt.

Nur die Zibethkatzen und die Palmenroller verbreiten einen merklichen Moschus- oder Bisamgeruch. Die oben erwähnten Drüsen sondern eine ölige oder fettige, schmierige und stark riechende Masse ab, welche sich in dem Drüsenbeutel absetzt, gelegentlich entleert wird und, wie es scheint, mit der geschlechtlichen Thätigkeit zusammenhängt. Es ist behauptet worden, daß der Geruch in geschlossenen Räumen unleidlich werden, Kopfschmerz und Ekel erregen könne; an den von mir gepflegten Gefangenen habe ich solche Erfahrungen nicht gemacht. Der Gestank, welcher von Mardern, oder die kaum minder unangenehme Ausdünstung, welche von Wildhunden herrührt, ist weit unerträglicher als der Geruch, welchen

35*

die Zibethkatzen erzeugen. Ein im Freien stehender Käfig, in welchem sich mehrere dieser Tiere befinden, verbreitet einen wirklichen Wohlgeruch, weil hier der Bisamduft sich rascher verflüchtigt. Zu- und Abnahme des Geruches ist von mir nicht beobachtet worden.

Wie bei den übrigen Raubtieren schwankt auch unter den Schleichkatzen die Zahl der Jungen ziemlich erheblich, soviel man etwa weiß, zwischen eins und sechs. Die Mütter lieben ihre Brut überaus zärtlich, aber bei einer oder einigen Arten nimmt auch der Vater wenigstens am Erziehungsgeschäfte teil. Die Jungen können durchschnittlich leicht gezähmt werden und zeigen sich dann ebenso zutraulich und gutmütig wie die Alten bissig, wild und störrisch. Sie dauern in der Gefangenschaft gut aus, und manche Arten werden deshalb in gewissen Gegenden in Menge zahm gehalten, damit ihre kostbare Drüsenabsonderung leichter gewonnen werden kann. Andere verwendet man mit Erfolg zur Kammerjagd. Die Gefangenenkost aller Arten besteht in rohem Fleische, Milchbrot und Früchten. Letztere fressen sie gleich den meisten übrigen Raubtieren, mit Ausschluß der Katzen, sehr begierig, und sie sind ihnen zur Erhaltung ihrer Gesundheit auch gewiß sehr zuträglich. Beachtenswert scheint mir zu sein, daß sie hinsichtlich der Kerne einen Unterschied machen: die Palmenroller, welche in Indien und auf den Sundainseln als unliebsame Besucher der Gärten und Kaffeepflanzungen gehaßt werden, fressen von unseren Kirschen die Steine regelmäßig mit, während alle übrigen Gattungen bloß das Fleisch verzehren.

Gegen Witterungseinflüsse zeigen die Schleichkatzen sich empfindlich. Im Winter bringt man sie bei uns in einen geheizten, wenigstens bedeckten Raum. Im übrigen verlangen sie außer Reinlichkeit keine besondere Pflege. Ein weiches Heulager, auf welchem sie sich während der Ruhe zusammengerollt niederlegen, und ein ihnen passender Kletterbaum ist alles, was sie beanspruchen.

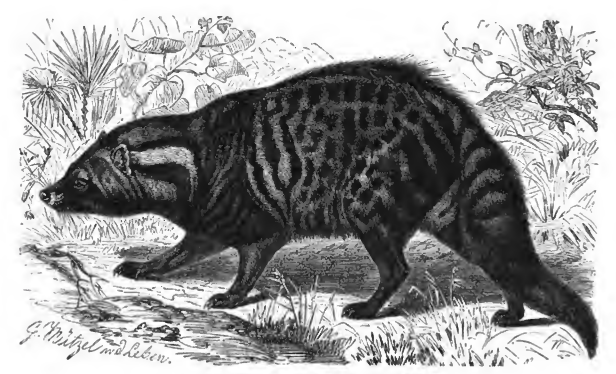
Im ganzen dürfte wohl der Nutzen, welchen die Schleichkatzen bringen, den durch sie verursachten Schaden aufwiegen. In ihrer Heimat fallen ihre Räubereien nicht so ins Gewicht; der Nutzen aber, welchen sie auch freilebend durch Wegfangen schädlichen Ungeziefers bringen, wird um so mehr anerkannt, und dieser Nutzen war denn auch Ursache, daß eines unserer Tiere im hohen Altertume von dem merkwürdigen Volke Ägyptens für heilig erklärt und von jedermann hochgeachtet wurde.

Fell und Fleisch werden hier und da ebenfalls verwendet. Von der Ginsterkatze gelangen zwar nicht viele, immerhin aber regelmäßig eine gewisse Anzahl in den Handel; das Fleisch wird, laut Dohrn, wenigstens von den Negern der Prinzeninsel, auf welcher die Zibethkatze eingeführt worden ist, gern gegessen.

Eine strenge Sonderung der Schleichkatzen in Unterfamilien ist schwer durchführbar. Als hervorragendste Mitglieder der Familie treten uns einerseits die Zibethkatzen, anderseits die Mangusten entgegen, jene mit zurückziehbaren, diese mit vorstehenden Krallen. Wir beginnen mit den Zibethkatzen, denen wir die übrigen Schleichkatzen mit zurückziehbaren Krallen folgen lassen, und wenden uns dann zu den Mangusten und den anderen mit nicht zurückziehbaren Krallen bewaffneten Familienangehörigen und folgen somit der üblichen Einteilung der Schleichkatzen in Katzenfüßige (Ailuropoda) und Hundsfüßige (Cynopoda).

Der Leib der Zibethkatzen (Viverra) ist leicht und gestreckt, der schlaffe Schwanz lang, die Beine aber sind ziemlich hoch, die Sohlen ganz behaart; die Füße haben fünf Zehen mit halb einziehbaren Krallen. Kurze, breite Ohren, mäßig große Augen mit rundlichem Stern, die spitzige Schnauze und Nase, das weiche Fell sowie endlich die sehr entwickelte Drüsentasche zwischen After und Geschlechtsteilen vervollständigen die Merkmale der Gattung.

Die Zibethkatze oder Civette (Viverra civetta) hat ungefähr die Größe eines mittelgroßen Hundes, aber ein mehr katzenartiges Aussehen und steht in ihrer gesamten Erscheinung zwischen einem Marder und einer Katze mitten inne. Der gewölbte, breite Kopf hat eine etwas spitzige Schnauze, kurz zugespitzte Ohren und schiefgestellte Augen mit rundem Stern. Der Leib ist gestreckt, aber nicht besonders schmächtig, sondern einer der kräftigsten in der ganzen Familie; der Schwanz mittellang oder etwa von halber Körperlänge; die Beine sind mittelhoch und die Sohlen ganz behaart. Der nicht besonders lange Pelz ist dicht, grob und locker; eine aufrichtbare, ziemlich lange Mähne zieht sich über die ganze Firste des Halses und Rückens und ist selbst auf dem Schwanze noch bemerklich. Von der schönen aschgrauen, bisweilen ins Gelbliche fallenden Grundfarbe zeichnen sich zahlreiche runde und eckige, schwarzbraune Flecken ab, welche die allerverschiedenste Stellung und Größe haben, auf den Seiten



Zibethkatze (Viverra civetta). 1/6 natürl. Größe.

des Körpers bald der Länge, bald der Quere nach aneinandergereiht sind und auf den Hinterschenkeln deutliche Querstreifen bilden. Die Rückenmähne ist schwarzbraun, der Bauch heller als die Oberseite, und die schwarzen Flecken sind hier weniger deutlich begrenzt. Der Schwanz, welcher an der Wurzel noch ziemlich dick behaart ist, hat etwa 6—7 schwarze Ringe und endigt in eine schwarzbraune Spitze. An jeder Seite des Halses befindet sich ein langer, viereckiger, schräg von oben nach hinten laufender, weißer Flecken, welcher oben und hinten durch eine schwarzbraune Binde begrenzt und oft durch einen schwarzbraunen Streifen in zwei gleiche Teile getrennt wird. Die Nase ist schwarz, die Schnauze an der Spitze weiß und in der Mitte vor den Augen hellbraun, während Stirn- und Ohrengegend mehr gelblichbraune und das Genick hinter den Ohren noch hellere Färbung zeigen. Ein großer schwarzbrauner Flecken befindet sich unter jedem Auge und läuft über die Wangen nach der Kehle hin, welche er fast ganz einnimmt. Der Leib des Tieres hat etwa 70, der Schwanz 35 cm an Länge; die Höhe am Widerriste beträgt 30 cm.

Die Heimat der Civette ist Afrika und zwar hauptsächlich der westliche Teil desselben, nämlich Ober- und Niederguinea. Auch im Osten Afrikas kommt sie, wenn auch nur

vereinzelt, vor; wenigstens ist sie den Sudanesen unter dem Namen „Sobat“ recht gut bekannt. Im jetzigen Deutsch-Ostafrika ist sie, laut R. Böhms, von Noack bearbeiteten, zoologischen Aufzeichnungen, anscheinend häufig, aber selten zu sehen. Böhm erhielt Mitte Januar ein vor wenigen Tagen geborenes Junges und im Juni säugende Junge. In Guinea soll sie unfruchtbare Hochebenen und Gebirge bewohnen, welche kümmerlich mit Bäumen und Sträuchern bewachsen sind. Wie die meisten Arten ihrer ganzen Familie ist sie mehr Nacht- als Tagtier. Den Tag verschläft sie; abends geht sie auf Raub aus und sucht kleine Säugetiere und Vögel, welche sie bewältigen kann, zu beschleichen oder zu überraschen. Namentlich die Eier der Vögel sollen ihre Leibspeise bilden, und man behauptet, daß sie im Aufsuchen der Nester großes Geschick zeige und dieser Lieblingsnahrung wegen selbst die Bäume besteige. Im Notfalle frißt sie auch Lurche, ja selbst Früchte und Wurzeln. Dies bestätigen auch die Erfahrungen der Güßfeldtschen Loango-Expedition, wonach überdies diese Tiere im Kongogebiete recht häufig sind, aber selten gesehen werden.

In der Gefangenschaft hält man sie in besonderen Ställen oder Käfigen und füttert sie mit Fleisch, besonders aber mit Geflügel. Wenn sie jung eingefangen wird, erträgt sie nicht nur den Verlust ihrer Freiheit weit besser, als wenn sie alt erbeutet wurde, sondern zeigt sich bald auch sehr zahm und zutraulich. Schon Belon erzählt, daß der florentinische Gesandte in Alexandrien ein zahmes Zibethtier besessen habe, welches mit den Leuten spielte und dieselben in die Nase, Ohren und Lippen kniff, ohne zu beißen, fügt aber hinzu, daß dies eine sehr große Seltenheit und bloß dann möglich sei, wenn man ein solches Tier sehr jung erlange. Alt eingefangene lassen sich nicht leicht zähmen, sondern bleiben immer wild und bissig. Sie sind sehr reizbar und heben sich im Zorne nach Art der Katzen empor, sträuben ihre Mähne und stoßen einen heiseren Ton aus, welcher einige Ähnlichkeit mit dem Knurren eines Hundes hat. Der heftige Moschusgeruch, welchen gefangene Civetten verbreiten, macht sie für nervenschwache Menschen kaum erträglich. Im Pflanzengarten zu Paris besaß man eine Civette 5 Jahre lang. Sie roch beständig nach Bisam. Im Zorne, wenn sie gereizt wurde, fielen ihr kleine Stücke Zibeth aus dem Beutel, während sie diesen sonst bloß aller 14—20 Tage entleerte. Im freien Zustande sucht das Tier diese Entleerung dadurch zu bewirken, daß es sich an Bäumen oder Steinen reibt; im Käfig drückt es seinen Beutel oft gegen die Stäbe desselben. Der Beutel ist es, welcher ihm die Aufmerksamkeit des Menschen verschafft hat. Früher diente der Zibeth als Arzneimittel; gegenwärtig wird er noch als sehr wichtiger Stoff verschiedenen Wohlgerüchen beigesetzt.

Alpinus sah in Kairo die Civette in eisernen Käfigen bei mehreren Juden. Man gab den Gefangenen nur Fleisch, damit sie möglichst viel Zibeth ausscheiden und gute Zinsen tragen sollten. In seiner Gegenwart drückte man Zibeth aus, und er mußte für 1 Drachme 4 Dukaten zahlen. Aber auch in Lissabon, Neapel, Rom, Mantua, Venedig und Mailand, ja selbst in manchen Städten Deutschlands und besonders in Holland wurde das Tier zu gleichem Zwecke in den Häusern gepflegt.

Um den Zibeth zu erhalten, bindet man das Tier mit einem Stricke an den Stäben des Käfigs fest, stülpt mit den Fingern die Aftertasche um und drückt die Absonderung der Drüsen aus den vielen Abführungsgängen heraus, welche in jene Tasche münden. Den an den Fingern klebenden, schmierigen Saft streift man mittels eines Löffels ab und bestreicht den Drüsensack mit Milch von Kokosnüssen oder auch mit Milch von Tieren, um den Schmerz zu stillen, welchen das Tier beim Ausdrücken erleiden mußte. In der Regel nimmt man zweimal in der Woche Zibeth ab und gewinnt dabei sehr verschieden angegebene Mengen. Im frischen Zustande ist er ein weißer Schaum, welcher dann braun wird und etwas von seinem Geruche verliert. Der meiste kommt verfälscht in den Handel, und auch der echte muß noch mancherlei Bearbeitung durchmachen, ehe er sich zum Gebrauche eignet. Anfänglich ist er

mit Haaren gemengt und sein Geruch so stark, daß man Übelkeiten bekommt, wenn man nur geringe Zeit sich damit zu schaffen macht. Um ihn zu reinigen, streicht man ihn auf Blätter des Betelpfeffers, zieht die feinen beigemengten Haare aus, spült ihn mit Wasser ab, wäscht ihn hierauf mit Zitronensaft und läßt ihn endlich an der Sonne trocknen. Dann wird er in Zinn- oder Blechbüchsen verwahrt und so versendet. Die beste Sorte soll von der asiatischen Zibethkatze und zwar von Buru, einer der Molukkeninseln, kommen. Auch der javanische Zibeth soll besser sein als der bengalische und afrikanische. Doch beruht dies wohl alles auf dem Grade der Reinigung, welchen der Stoff erhalten hat. Gegenwärtig hat der Handel bedeutend abgenommen, weil der Moschus mehr und mehr dem Zibeth vorgezogen wird. Gewöhnlich liefern die Männchen weniger, aber besseren Zibeth als die Weibchen. Cecchi betont sogar ausdrücklich, indem er sich auf die Angaben der Züchter in Kaffa beruft, daß nur die Männchen wertvollen Zibeth liefern, während die Weibchen „eine ziemlich übelriechende Masse ausscheiden“ und darum gar nicht gefangen oder, wenn sie zufällig in die Netze geraten, freigelassen werden. Man „schneidet ihnen jedoch die Krallen ab, um sie bei anderen Gelegenheiten an den Fährten wiederzuerkennen“.

Laut Cecchi, der vor einem Jahrzehnte in Kaffa weilte, fängt man dort jedes Jahr an 200 Zibethtiere, indem man, den Fährten folgend, ihre Schlupfwinkel aufspürt, diese mit Netzen umstellt und die Insassen durch Lärm heraustreibt. Sie werden auf dem Markte um Salztafeln oder Glasperlen im Werte von 80 Pfennig das Stück verkauft. Den meisten Zibeth liefern die Tiere zur Zeit ihrer größten Entwickelung. Sie werden in geräumigen, sauberen Hütten in so engen rechteckigen Käfigen gehalten, daß sie sich darin nicht umzudrehen vermögen. An der Vorderseite ist ein Futtertrog angebracht, an der Rückseite eine Öffnung, durch welche die Wächter, vor den Bissen der Gefangenen geschützt, mittels eines hölzernen, mit Butter bestrichenen Spatels die Masse entnehmen können. Dem Fremden wird der Zutritt in den Raum ungern gestattet, weil man befürchtet, daß sein Blick die Absonderung des Zibeths störe. Der Züchter muß für reichliche und passende Ernährung der Tiere sorgen; gewöhnlich erhalten sie rohes oder halb gares, mit Butter zubereitetes Fleisch und mit Fleischbrühe gekochtes Mehl. Dann wird der Raum mittels aufgestellter Kohlenbecken geheizt, um dadurch die Absonderung des begehrten Stoffes zu erleichtern. Cecchi gibt an, daß 100 Zibethkatzen in 4 Tagen 6—7 Ochsen verbrauchen. Der Betrieb lohnt sich trotzdem sehr gut, da ein Tier alle 4 Tage 80—100 g (?) Zibeth, im Werte etwa zwischen 1,8 und 6,7 Mark schwankend, liefert und den Großgrundbesitzern Kaffas ein Ochse nicht mehr als 1,6—2,4 Mark kostet. Der Zibeth gärt und verdirbt sehr leicht in hoher Wärme, weswegen er sorgsam an trockenen und kühlen Plätzen aufgehoben wird. Man verwahrt ihn gewöhnlich in Ochsenhörnern und verkauft ihn, je nach der von den Jahreszeiten beeinflußten Nachfrage, um 1—3 Salztafeln, wert 0,6—1,8 Mark, das Wokit oder Thalergewicht zu 27 g. Kaffa ist so reich an Zibeth, daß keine Preissteigerung eintritt, auch wenn man an einem Tage bis 100 kg kaufte. Die Hauptmasse wird nach der Küste und dem Orient ausgeführt.

Bis jetzt hat man sich vergeblich bemüht, den Nutzen dieser Drüsenabsonderung für das Tier zu erklären. Daß dieses den Zibeth nicht in derselben Weise benutzt wie das amerikanische Stinktier seinen höllischen Gestank, zur Abwehr seiner Feinde nämlich, steht wohl fest. Warum und wozu es ihn sonst gebrauchen könnte, ist aber nicht recht einzusehen, es sei denn als geschlechtliches Reizmittel. Wichtiger wäre es, wenn wir etwas Genaueres über die Lebensweise des Tieres im Freien erfahren könnten. Aber merkwürdigerweise sind alle Naturgeschichten und Reiseberichte hierüber so leer, als sie nur sein können, und man muß sich billig wundern, daß auch die Laien ein so merkwürdiges und nützliches Tier so wenig gewürdigt haben. Ich selbst habe wenig Gelegenheit gehabt, die afrikanische Zibethkatze zu beobachten. Zwei Junge, welche ich pflegte, waren still und langweilig, verschliefen den

ganzen Tag, kamen erst spät abends zum Vorschein und lagen vor Sonnenaufgang bereits wieder in ihrem Neste. Gelegentlich eines Streites erbiß die eine die Gefährtin, erlag aber ebenfalls den dabei erhaltenen Wunden, leider schon wenige Tage nach beider Erwerbung. Andere, welche ich später beobachtete, betrugen sich nicht wesentlich anders. Auch sie verschliefen den Tag, falls sie nicht gestört wurden, und kamen bloß des Abends zum Vorschein. Dann liefen sie mit kleinen, raschen Schritten, unter lebhaften Bewegungen des ganzen Leibes, insbesondere des Kopfes und Halses, rastlos im Käfig auf und nieder, die der Gattung eigene Gewandtheit, Behendigkeit und Geschmeidigkeit ebenfalls in hohem Maße bekundend. Nunmehr zeigten sie auch rege Eßlust, während sie am Tage selbst den größten



Zibethe (Viverra zibetha). ¼ natürl. Größe.

Leckerbissen oft unbeachtet liegen ließen. Lebende Beute ergriffen sie blitzschnell, ohne sich erst mit Anschleichen und anderen Künsten des Angriffes aufzuhalten. Ein unfehlbarer Biß durch die Hirnschale erlegte das Opfer augenblicklich, dann leckten sie dessen Blut und begannen langsam und bedächtig zu fressen. Eine Stimme habe weder ich noch irgend ein anderer mir bekannter Beobachter vernommen. Gereizt, knurren sie wie Katzen laut und vernehmlich, im Zorne sträuben sie sämtliche Haare. — Im Londoner Tiergarten haben sich Civetten fortgepflanzt.

Fast genau dasselbe, was ich über die Civette sagen konnte, gilt auch für die **Zibethe**, **echte** oder **asiatische Zibethkatze**, in Indien **Bagdos**, **Bhran**, **Khatas** genannt (**Viverra zibetha**, Meles zibethica, Viverra undulata, civettoides, melanurus und orientalis), welche längere Zeit für eine Abänderung der afrikanischen Art gehalten wurde. Sie ist jedoch von dieser nicht bloß durch die Färbung und Zeichnung unterschieden, sondern zeigt auch mancherlei Abweichungen in Bezug auf die Gestalt. Ihr Kopf ist spitzer, der Leib schmächtiger, die Ohren sind länger als bei der Civette, und die Behaarung bildet nirgends

eine Mähne. Ihre Grundfärbung ist ein düsteres Bräunlichgelb, von welchem sich eine große Anzahl dichtstehender, verschiedenartig gestalteter dunkelrostroter Flecken abheben. Auf dem Rücken fließen diese Flecken zu einem breiten, schwarzen Streifen zusammen, an den Seiten erscheinen sie sehr verwischt. Der Kopf ist bräunlich mit Weiß gemengt, und letztere Farbe bildet auch Flecken auf der Oberlippe und unter den Augen. Kehle und Kinn sind bräunlich, die Außenseite der Ohren ist ähnlich gefärbt. Vier schwarze regelmäßige Längsstreifen laufen über den Nacken und einer von den Schultern herab nach dem Halse, welcher bei manchem Tiere aber auch einfach gelblichweiß und dunkel gefleckt erscheint. Die Füße sind rotbraun, der schwarzspitzige Schwanz zeigt eine wechselnde Anzahl mehr oder minder deutlich abgesetzter Ringe. Ein ausgewachsenes Tier hat 80 cm Leibes- und 56 cm Schwanzlänge bei 38 cm Höhe am Widerriste und wiegt 8—12 kg.

Die asiatische Zibethkatze wurde durch die Malayen, die sie Tangalong, nach von Rosenberg richtiger Tinggalong nennen, weit verbreitet. Ihre Heimat ist nach Blanford: Bengalen, Assam, Barma, Südchina, Siam und die Malayische Halbinsel. Sie steigt in Nepal und Sikkim im Himalaja zu bedeutender Höhe empor, findet sich vielleicht auch im östlichen Tibet, ist dagegen süd- und westwärts nicht weit über Bengalen hinaus verbreitet, denn sie fehlt den Mittelprovinzen und Dekhan. Die im Westen von Südindien vorkommende Zibethkatze ist wahrscheinlich eine andere Art (V. civettina) und dürfte sich, Jerdon zufolge, auch auf Ceylon finden. In Bengalen wirft unser Tier im Mai oder Juni 3—4 Junge, die, nach Hodgson, wahrscheinlich mit offenen Augen geboren werden. Die Dauer der Trächtigkeit ist unbekannt.

Die asiatische Zibethkatze lebt im allgemeinen einsam, steckt des Tags in Gehölzen, Hagen und Grasdickungen und streift des Nachts umher, wobei sie nicht selten auch Wohnsitze heimsucht, besonders Hühner und Enten raubt. Im übrigen nährt sie sich sowohl von Früchten und mancherlei Wurzeln als auch von Insekten, Fröschen, Schlangen, Eiern und allen Vögeln und Säugetieren, die sie bewältigen kann.

Eine Schleichkatze, welche man in der Neuzeit öfters in Tiergärten zu sehen bekommt, ist die Rasse, in Indien Maschk-billa, Gandha gokal, Saiyar, auf Ceylon Uralawa genannt (Viverra malaccensis, indica, bengalensis, rasse, pallida, Viverricula malaccensis ꝛc.), Vertreter der von Gray nach Hodgson aufgestellten Untergattung der Zibethkätzchen (Viverricula). Sie ist bedeutend kleiner, aber langschwänziger als die vorstehend beschriebenen; ihre Leibeslänge beträgt bis 60 cm, die Schwanzlänge etwas weniger, das Gewicht 2—3 kg. Ihr sehr schmaler Kopf mit den verhältnismäßig großen Ohren zeichnet sie aus. Der rauhe Pelz ist graugelbbräunlich und schwarz gewässert, reihenweise dunkel gefleckt, der Schwanz mehrfach geringelt.

Die Rasse bewohnt, mit Ausnahme der Indusländer und des Westens von Radschputana, vom Fuße des Himalaja an ganz Indien mit Ceylon sowie Assam, Barma, Südchina, die Malayische Halbinsel, Sumatra, Java und vermutlich andere südasiatische Inseln. Heimisch ist sie ferner, wenn auch wahrscheinlich erst eingeführt, auf Sokotra, den Komoren und Madagaskar. Sie haust in Erdlöchern oder im Gefelse und in Dickungen, manchmal auch an und selbst in Wohnstätten, soll ein gewandtes Baumtier sein und streift nicht selten auch am Tage umher. Nach Hodgson geht sie aber meist allein auf Nahrung aus, die außer mancherlei Früchten und Wurzeln auch in kleinen Säugern und Vögeln sowie Eiern, Fröschen, Schlangen und Kerbtieren besteht. Gelegentlich raubt sie auch Hausgeflügel und wird deswegen besonders in Südchina gefürchtet. Die javanische Rasse soll nach verschiedenen Angaben nie recht zu zähmen sein; von der indischen wird das Gegenteil berichtet, und Jerdon erzählt, daß er mehrere davon vollkommen zahm gehalten habe.

Die Rasse wirft 4—5 Junge. In ihrer Heimat steht sie in hohem Ansehen wegen des von den Malayen in der ausgedehntesten Weise benutzten Zibeths. Man verwendet diesen wohlriechenden Stoff, welchen man mit anderen duftigen Dingen versetzt, nicht bloß zum Besprengen der Kleider, sondern auch zur Herstellung eines für europäische Nasen geradezu unerträglichen Geruches in Zimmern und auf Betten.

Die Rasse wird in Käfigen gehalten, mit Reis und Pisang oder zur Abwechselung mit Geflügel gefüttert und regelmäßig, wie oben beschrieben, ihres Zibeths beraubt. Bis zum Gebrauche bewahrt man den Zibeth dann unter Wasser auf. Nach reichlicher Fütterung von Pisang soll er besonders wohlriechend werden.

Die Gefangenschaft erträgt die Rasse zwar längere Zeit bei uns, fügt sich in ihr Los aber niemals mit Geduld und läßt ihre Tücken und Mucken nicht. Ich habe sie wiederholt



Rasse (Viverra malaccensis). 1/7 natürl. Größe.

in verschiedenen Tiergärten gesehen und ein Paar längere Zeit gefangen gehalten. Sie ist ein überaus schmuckes, bewegliches, gelenkes, biegsames und gewandtes Geschöpf, welches seinen Leib drehen und wenden, zusammenziehen und ausdehnen kann, daß man bei jeder Bewegung ein anderes Tier zu sehen glaubt. Ihre gewöhnliche Haltung ist die der Katzen, an welche sie überhaupt vielfach erinnert. Sie geht sehr hochbeinig, setzt sich wie Katzen oder Hunde, erhebt sich oft nach Nagerart auf die Hinterbeine und macht ein Männchen. Ihre feine Nase ist ohne Unterlaß in Bewegung. Sie beschnüffelt alles, was man ihr vorhält, und beißt sofort nach den Fingern, welche sie als fleischige, also freßbare Gegenstände erkennt. Auf lebende Tiere aller Art stürzt sie sich mit Gier, packt sie mit dem Gebisse, würgt sie ab, wirft sie vor sich hin, spielt eine Zeitlang mit den toten und verschlingt sie dann so eilig wie möglich. Ihre Stimme ist ein ärgerliches Knurren nach Art der Katzen, auch faucht sie ganz wie diese. Im Zorne sträubt sie ihr Fell, so daß es borstig aussieht, und verbreitet einen sehr heftigen Zibethgeruch.

Sie zeigt sich besonders in den Morgen- und Abendstunden lebendig. Durch Vorhalten von Nahrung kann man sie freilich jederzeit munter machen, und namentlich ein in ihren Käfig gebrachter lebender Vogel oder eine Maus erweckt sie augenblicklich. Doch legt sie sich dann immer bald wieder auf ihr weiches Heulager hin; wenn ihrer mehrere sind, eine dicht neben die andere, wobei sie sich gegenseitig mit den Schwänzen bedecken. Ein Pärchen pflegt sich sehr gut zu vertragen; gegen andere Tiere aber zeigt sich die Rasse höchst unfriedfertig. Auf Katzen und Hunde, welche man ihr vorhält, fährt sie mit Ingrimm los. Aber auch, wenn viele ihresgleichen zusammengesperrt werden, gibt es selten Frieden im Raume. Eine Gesellschaft dieser Tiere, welche ich im Tiergarten von Rotterdam beobachtete, lag fortwährend im Streite. Eine hatte das Schlupfhäuschen im Käfig eingenommen und fauchte, sobald sich eine ihrer Gefährtinnen demselben nahte; eine andere, welche an heftigen Krämpfen litt und dabei jammervoll stöhnte, wurde von den übrigen zuerst aufmerksam betrachtet, hierauf berochen und endlich wütend gebissen. Auch diese Art hat sich wiederholt in unseren Tiergärten fortgepflanzt.

*

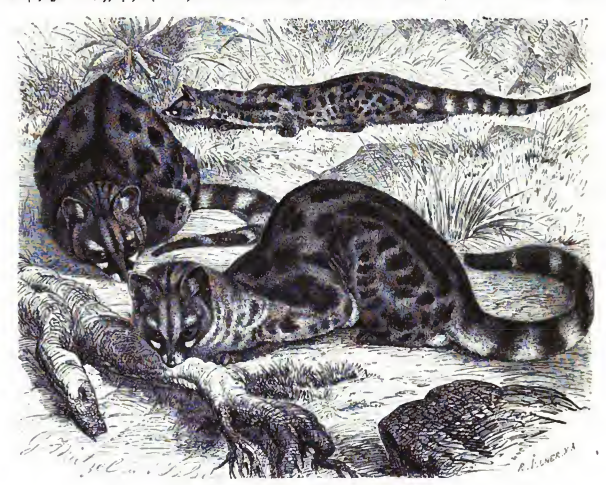
Die Untergattung der **Ginsterkatzen** (Genetta) kennzeichnet sich durch sehr gestreckten Leib, einen kahlen Längsstreifen auf den Sohlen, fünfzehige Vorder- und Hinterfüße mit zurückziehbaren Krallen, langen Schwanz und mittelgroße Ohren, stimmt jedoch im Gebisse vollständig mit den Zibethkatzen überein. In der Aftergegend befindet sich eine seichte Drüsentasche, von welcher zwei besondere Abführungsgänge am Rande des Afters münden. Viele sich sehr ähnliche Arten bewohnen Asien und Afrika, von wo aus eine nach Europa herübergekommen zu sein scheint.

Die bekannteste Art ist die **Ginster-** oder **Genettkatze** (Viverra genetta, Genetta vulgaris, afra und bonapartei, Viverra maculata), die einzige in Europa vorkommende Zibethkatze und hier mit zwei Mangusten Vertreter ihrer ganzen Familie. Sie hat im allgemeinen noch ziemlich viel Ähnlichkeit mit den geschilderten Verwandten, und auch die Färbung ist fast dieselbe. Ihr Körper erreicht eine Länge von 50, der Schwanz mißt 40, die Höhe am Widerriste beträgt 15—17 cm. Der auf sehr niederen Beinen ruhende Leib ist außerordentlich schlank, der Kopf klein, hinten breit und durch die lange Schnauze sowie die kurzen, breiten und stumpf zugespitzten Ohren ausgezeichnet. Die Seher haben einen Katzenaugenstern, welcher bei Tage wie ein Spalt erscheint. Die Afterdrüse ist seicht und sondert nur in geringer Menge eine fette, nach Moschus riechende Feuchtigkeit ab. Die Grundfärbung des kurzen, dichten und glatten Pelzes ist ein ins Gelbliche ziehendes Hellgrau; längs der Leibesseiten verlaufen jederseits 4—5 Längsreihen verschiedenartig gestalteter Flecken von schwarzer, selten rötlichgelb gemischter Färbung, über die obere Seite des Halses vier nicht unterbrochene, in ihrem Verlaufe sehr veränderliche Längsstreifen. Kehle und Unterhals sind lichtgrau; die dunkelbraune Schnauze hat einen lichten Streifen über dem Nasenrücken, einen Flecken vor und einen kleinen über den Augen; die Spitzen des Oberkiefers sind weiß. Der Schwanz ist sieben- bis achtmal weiß geringelt und endet in eine schwarze Spitze.

Das eigentliche Vaterland des äußerst zierlichen und doch dabei so raub- und mordlustigen, bissigen und mutigen Tierchens bilden die Länder des Atlas. Allein es kommt auch in Europa und zwar vorzugsweise in Spanien und im südlichen Frankreich vor. Schon in Spanien ist die Ginsterkatze ständiger Bewohner geeigneter Aufenthaltsorte, obgleich man ihr nur höchst selten begegnet. Sie findet sich ebensowohl in wald- und baumlosen wie in bewaldeten Gebirgen, kommt jedoch auch in die Ebenen herab. Feuchte Orte in der Nähe der Quellen und Bäche, buschreiche Gegenden, sehr zerklüftete Bergwände und dergleichen bilden bevorzugte Aufenthaltsorte. Hier stöbert sie der einsame Jäger zuweilen auch bei Tage auf; gewöhnlich aber ist sie wegen der Gleichfarbigkeit ihres Felles mit dem Geklüfte

oder auch mit der bloßen Erde selbst so rasch verschwunden, daß er nicht zum Schusse kommt. Sie schlängelt sich wie ein Aal oder mit der Gewandtheit eines Fuchses zwischen den Steinen, Pflanzen, Gräsern und Büschen hin und ist in wenigen Minuten durch diese vollständig verborgen.

Weit öfters würde man ihr zur Nachtzeit begegnen, wenn man dann ihre Lieblingsorte aufsuchen wollte. Erst ziemlich spät nach Sonnenuntergang und jedenfalls nach vollkommen eingetretener Dämmerung erscheint sie und gleitet nun unhörbar von Stein zu Stein, von Busch zu Busch, scharf nach allen Seiten hin witternd und lauschend und immer bereit,



Ginsterkatze (Viverra genetta). ¼ natürl. Größe.

auf das geringste Zeichen hin, welches ein lebendes Tierchen gibt, dasselbe mörderisch zu überfallen und abzuwürgen. Kleine Nagetiere, Vögel und deren Eier sowie Kerbtiere bilden ihre Nahrung, welche sie auch aus dem besten Verstecke herauszuholen weiß. Ungeschützten Hühnerställen und Taubenschlägen wird sie ebenso gefährlich wie Marder und Iltis, sühnt aber solche Diebereien reichlich durch eifrige Jagd auf Ratten und Mäuse, welche unter allen Umständen den Hauptteil ihrer Mahlzeiten ausmachen. Ihre Bewegungen sind ebenso anmutig und zierlich als behende und gewandt. Ich kenne kein einziges Säugetier weiter, welches sich so wie sie mit der Biegsamkeit der Schlange, aber auch mit der Schnelligkeit des Marders zu bewegen versteht. Unwillkürlich reißt die Vollendung ihrer Beweglichkeit zur Bewunderung hin. Es scheint, als ob sie tausend Gelenke besäße. Bei ihren Überfällen gleitet sie unhörbar auf dem Boden hin, den schlanken Leib so gestreckt, daß er und der Schwanz nur eine einzige gerade Linie bilden, die Füße so weit auseinander gestellt, als überhaupt möglich; plötzlich aber springt sie mit gewaltigem Satze auf ihre Beute los, erfaßt dieselbe

mit unfehlbarer Sicherheit, würgt sie unter beifälligem Knurren ab und beginnt dann die Mahlzeit. Beim Fressen sträubt sie den Balg, als ob sie beständig befürchten müsse, ihre Beute wieder zu verlieren. Auch das Klettern versteht sie ausgezeichnet, und selbst im Wasser weiß sie sich zu behelfen.

Über ihre Fortpflanzung im Freien ist nichts bekannt; an gefangenen hat man beobachtet, daß das Weibchen nur ein Junges wirft; diese Zahl dürfte jedoch schwerlich mit der eines Wurfes von wildlebenden Müttern übereinstimmen.

Die Ginsterkatze läßt sich sehr leicht zähmen, denn sie ist gutmütig und sanft. Doch schläft sie den Tag über viel. Mit ihresgleichen verträgt sie sich gut. Zank und Streit kommt zwischen zwei Ginsterkatzen nicht vor; man darf sogar verschiedene Arten desselben Geschlechts zusammensperren. Eine thut, was die andere beginnt, ohne ihr dadurch lästig zu fallen. Selbst beim Fressen geht es meist friedlich zu: jede nimmt das ihr zunächst liegende Fleischstück, ohne futterneidisch zu knurren und zu fauchen, wie so viele Raubtiere thun. Das Lager teilen mehrere gefangene gemeinschaftlich, und oft sieht man die ganze Gesellschaft im Schlafe zu einem förmlichen Klumpen verknäuelt.

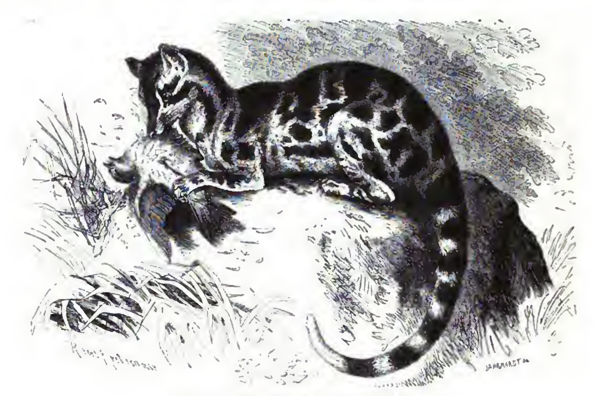
In der Berberei benutzt man sie und noch mehr ihre Verwandte, die blasse Ginsterkatze, in derselben Weise wie unsere Hauskatze: als Vertilger der Ratten und Mäuse. Man versichert, daß sie jenem Geschäfte mit großem Eifer und Geschick vorstehe und ein ganzes Haus in kurzer Zeit von Ratten und Mäusen zu säubern verstünde. Ihre Reinlichkeit macht sie zu einem angenehmen Gesellschafter, ihr Zibethgeruch, den sie nach kurzer Zeit dem ganzen Hause mitteilt, ist für europäische Nasen fast zu stark. Immerhin mögen Ausnahmen vorkommen. Von Tschintschotscho, der ehemaligen Station der Güßfeldtschen Loango-Expedition, berichtet Pechuel-Loesche: „Zibethkatzen und Genetten hielten wir mehrfach. Erstere sind recht unliebenswürdige Tiere, denen nie recht zu trauen ist, und deren Geruch überdies höchst unleidlich wird, letztere aber werden außerordentlich zahm, hören auf ihren Namen, laufen ihrem Pfleger wie Hunde selbst am hellen Tage nach und gewähren durch ihr ganzes Wesen ungemein viel Vergnügen. Die Bewegungen des unverhältnismäßig langgestreckten und langschwänzigen, aber sehr kurzbeinigen Tieres mit dem feinen, klugen Kopf, dem glatten, graugelben, durch mattschwarze Flecken verzierten Pelz sind so zierlich und gewandt, so bestimmt und kraftvoll und zugleich so geschmeidig, daß man nie müde wird, ihm zuzuschauen, mag es nun in wellenförmiger Bewegung entlang hüpfen oder zu unglaublicher Länge gestreckt gleich einer Schlange oder Eidechse auf irgend etwas zuschleichen. In unserer Hauptbaracke hatte sich ein halbwüchsiges häuslich eingerichtet und schien an den leider in Unzahl vorhandenen Ratten reichliche Nahrung zu finden. Wenn wir des Abends im Versammlungszimmer plaudernd bei einander saßen, kam es häufig auf dem unteren Dachbalken gelaufen, lugte neugierig herab und schnellte sich dann mit einem anmutigen Sprunge auf den Tisch. Dort glitt es, leise helle Töne von sich gebend, in seiner behenden Weise von einem zum andern, ließ sich kurze Zeit streicheln und necken und verschwand bald ebenso, wie es gekommen war.“

Das Fell der Ginsterkatze wird als Pelzwerk verwendet. Nach dem Siege Karl Martells über die Sarazenen im Jahre 732 bei Tours erbeutete man viele Kleider, welche mit jenem Pelze versehen waren; es soll dann, wie Pennant erzählt, ein Orden der Ginsterkatze gestiftet worden sein, dessen Mitglieder die ersten Fürsten waren.

Die Alten scheinen unsere Katze nicht gekannt zu haben; wenigstens ist es sehr zweifelhaft, ob Oppian unter seinem „kleinen, gescheckten Panther“ sie versteht. Isidorus Hispalensis und Albertus Magnus aber erwähnen ihrer und berichten, daß schon zu damaliger Zeit ihr Pelz sehr geschätzt wurde.

*

Unter dem Namen Prionodon erhebt Gray nach Horsfield den Linsang, Matjang tjongkok der Javanen (Prionodon gracilis, Viverra, Linsang gracilis, Viverra, Paradoxurus linsang und prehensilis), zum Vertreter einer besonderen Gattung, obgleich das Tier von dem allgemeinen Gepräge der Gruppe wenig abweicht. Der sehr spitze Kopf, der ungemein langgestreckte, auf niederen Beinen ruhende Leib, der beinahe leibeslange Schwanz und das mähnenlose, glattanliegende Fell sind die äußerlichen, das aus 38 Zähnen bestehende Gebiß, welches nur einen Kauzahn im Oberkiefer und sehr scharfzackige Backenzähne hat, die anatomischen Merkmale des Tieres. Die Gesamtlänge beträgt etwa 70 cm, wovon 30—32 cm auf den Schwanz kommen. Ein lichtes Grau oder Gelblichweiß bildet die Grundfärbung des feinen und weichen Pelzes; die Zeichnung besteht in



Linsang (Prionodon gracilis). ¼ natürl. Größe.

schwarzbraunen Flecken und Binden, unter denen nur ein jederseits über dem Auge entspringender, über die Schultern und Leibesseiten verlaufender, hier in Flecken geteilter Streifen und vier über den Rücken sich ziehende Binden einigermaßen regelmäßig, alle übrigen Flecken aber unregelmäßig angeordnet sind. Die Beine zeichnen dunkle Flecken, den Schwanz sieben breite, dunkle Ringe und das lichte Ende.

Als die Heimat des Linsang führt Sterndale Java, Sumatra, die Malayische Halbinsel und Siam an; Blanford hingegen schränkt die Verbreitung ein auf Java, Borneo und vielleicht Sumatra. Gelegentlich seiner Schilderung der mit einzelnen Sträuchern bestandenen grasigen Ebenen und Berggehänge Javas sagt Junghuhn über Aufenthalt und Freileben unseres Tieres: „Ist die Nacht hereingebrochen, und läßt man sich nicht durch die Furcht vor Tigern abhalten, die kühle Abendluft zu genießen und seine Wanderung zwischen dem Gebüsche fortzusetzen, so geschieht es zuweilen, daß man das Angstgeschrei eines armen Huhnes oder einer Ente vernimmt und einen Matjang tjongkok erblickt, welcher mit seiner Beute im blutigen Rachen behende dahinflieht. Die Javanen zählen das zierliche Raubtier zu den Tigern, wozu ohne Zweifel das pantherartige, weißliche und

dunkel gefleckte Fell und die außerordentlich schlanke, langgestreckte Form des Leibes, Halses und Schwanzes Veranlassung gegeben haben. Der Linsang scheint in Ostjava, besonders am Fuße der Berge, wo nur einsame kleine Dörfchen in der Wildnis zerstreut liegen, häufiger zu sein als in Westjava. Er wagt sich oft an das Hausgeflügel, wird aber höchstens Hühnern und Enten gefährlich."

Zwei dem Linsang sehr ähnliche Verwandte bewohnen das asiatische Festland: **Prionodon pardicolor**, von ungefähr gleicher Größe, ist heimisch im südöstlichen Himalaja und ostwärts bis Jünnan; P. **maculosus**, stärker, etwa 90 cm messend, wovon 40 cm auf den Schwanz kommen, ist bisher aus Tenasserim bekannt. Färbung und Zeichnung scheinen auch bei diesen Tieren vielfach abzuändern. Das hier vorangestellte, die **gefleckte Tigercivette** der Engländer, Sik-chum und Suliyu der Himalajabewohner, ist nach **Hodgson** ebenso heimisch im Gezweige der Bäume wie auf dem Boden und wählt als Schlupfwinkel mit Vorliebe die Höhlungen in verrottenden Stämmen, wo es auch zweimal im Jahre, im Februar und August, je zwei Junge wirft. Gleich dem Linsang lebt auch die gefleckte Tigercivette nicht gesellig. Ebenso schön wie anmutig und außerordentlich leicht zähmbar, eignet sie sich unserem Gewährsmanne zufolge vortrefflich zum Lieblinge, zumal sie sich sehr gern hätscheln läßt und gänzlich frei von unliebsamen Gerüchen ist.

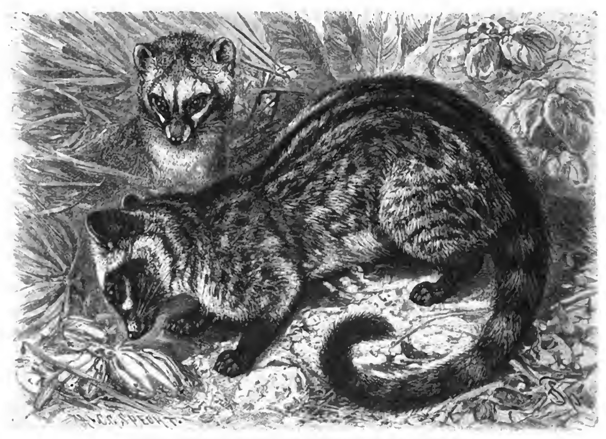
*

An die Zibethtiere schließen sich die **Palmenroller** oder **Rollmarder** (Paradoxurus) an. Sie sind Halbsohlengänger; der hintere Teil ihrer Fußwurzel ist nackt und warzig aufgetrieben. Der Schwanz, welcher Veranlassung zu dem Namen gegeben hat, kann bei mehreren Arten eingerollt werden; doch fällt diese Eigentümlichkeit keineswegs in besonderem Grade auf. Vorder- und Hinterfüße haben fünf Zehen mit mehr oder weniger einziehbaren Krallen, welche wie von den Katzen zum Ergreifen der Beute und zur Verteidigung benutzt werden. An die Katzen erinnert ferner das Auge, dessen Bildung bereits S. 546 beschrieben wurde. Die Drüsentasche wird durch eine kahle Längsfalte am After mit Absonderungsdrüsen vertreten; der Geruch der ausgeschiedenen Masse hat mit dem Zibeth jedoch keine Ähnlichkeit. Das Gebiß besteht aus 40 im Vergleiche zu denen der Zibethkatzen kurzen und stumpfen Zähnen, welche bei den verschiedenen Arten einigermaßen abändern und zur Aufstellung mehrerer Untergattungen veranlaßt haben.

Alle Arten unserer Gattung bewohnen Südasien und die benachbarten Eilande, namentlich also die Sundainseln, gehen als vollendete Nachttiere erst nach Sonnenuntergang auf Raub aus, bewegen sich dann gewandt und behende genug, um kleine Säugetiere und Vögel mit Erfolg zu beschleichen und zu ergreifen, nähren sich jedoch auch, zeitweilig sogar vorzugsweise, von Früchten und können wegen ihrer Diebereien in Gärten und Pflanzungen ebenso unangenehm werden wie durch ihre Überfälle der Geflügelställe. Gefangene kommen oft lebend nach Europa, halten sich bei einfacher Pflege jahrelang, pflanzen sich ohne sonderliche Umstände im Käfig fort, fesseln aber wegen ihrer Schlaftrunkenheit bei Tage nur wenige, machen sich wegen der Ausdünstung ihrer Drüsen vielen sogar äußerst widerlich.

Der **indische Palmenroller**, in Indien **Lakati**, **Menuri**, **Bhondar**, **Ud**, auf Ceylon Ugudora genannt (**Paradoxurus niger**, P. typus, pennantii, bondar, pallasii, hirsutus, hermaphroditus und musanga, Viverra nigra und bondar), ähnelt in seiner Gestalt und auch hinsichtlich seiner Farbenverteilung den Ginsterkatzen. Seine Größe ist etwa die einer Hauskatze: der Leib mißt 45–55 cm, der Schwanz beinahe ebensoviel; die Höhe am Widerriste beträgt 18 cm. Der Leib ist gestreckt, obgleich etwas untersetzt; die Füße sind kurz und kräftig; der lange Schwanz kann nach unten und oben zusammengerollt

werden. Die Ohren sind mittelgroß; die sehr gewölbten Augen haben braune Iris und großen, äußerst beweglichen Stern, welcher bis auf eine haarbreite Spalte oder Ritze zusammengezogen werden kann. Der Pelz besteht aus reichlichen Woll- und dünneren Grannenhaaren. Seine Grundfärbung ist schwarz bis braungrau, erscheint aber nach dem Einfallen des Lichtes verschieden. In der Regel ist der Rücken nicht gestreift, doch kommen Tiere vor, besonders jüngere, welche mit undeutlichen dunkeln Bändern sowie mit Reihen von Flecken gezeichnet sind. Kopf, Gliedmaßen und hintere Schwanzhälfte sind schwarz;



Indischer Palmenroller (Paradoxurus niger). ¼ natürl. Größe.

unter den Augen, oft auch darüber, und zu beiden Seiten der Nase finden sich weiße oder graue Flecken. Laut **Blanford** ändern die Merkmale vielfach ab, so daß Spielarten und Zwischenformen die Trennung unseres Tieres mit westlicher Verbreitung von dem folgenden, dem Musang mit östlicher Verbreitung, sehr erschweren.

Der indische Palmenroller ist auf Ceylon und in Vorderindien, mit Ausnahme des Indusgebietes, bis zum Fuße des Himalaja fast in allen Gegenden gemein, wo sich Baumbestände finden, und zwar sowohl in der Wildnis als auch an Wohnsitzen der Menschen, wo er nicht selten in Nebengebäuden und in Schilfdächern sich einnistet. Im Walde führt er das Leben eines Baumtieres und verschläft den Tag zusammengerollt auf Ästen oder in Höhlungen liegend, wo er auch seine 4—6 Jungen zur Welt bringt. Nach **Tickell** verrät er seine Anwesenheit durch die Losung, die er auf niedergebrochenen Stämmen abzulegen liebt. Er macht, wie alle anderen Mitglieder seiner Familie, eifrig Jagd auf Säugetiere und Vögel, verzehrt aber auch die Eier oder die Jungen aus dem Neste, ferner Eidechsen, Schlangen, Kerbtiere und besonders gern Früchte. Den Ananaspflanzungen soll er recht schädlich werden, in den Kaffeepflanzungen oft ein höchst lästiger Gast und gleich dem Musang ein Liebhaber von Palmwein sein. Nicht selten besucht er auch die Hühnerställe.

Jung eingefangen, ist er sehr leicht zu zähmen und benimmt sich ganz ähnlich wie der Musang. Man erhält ihn, wie alle anderen Rollmarder, ohne Mühe; denn er genießt alles, was man ihm gibt: Fleisch, Eier, Milchbrot, Reis und Früchte.

Der indische Palmenroller wird in allen Ländern östlich von der Bai von Bengalen: in Barma, Siam, auf der Malayischen Halbinsel, Sumatra, Java und Borneo, vertreten von dem malayischen Palmenroller, dem Musang (Paradoxurus hermaphroditus, P. fasciatus, prehensilis, musanga, dubius, pallasii, crossii, hirsutus, nigrifrons und strictus, Viverra hermaphrodita und musanga). Nach von Rosenberg findet sich letzterer auch auf Neuguinea, wohin er indessen nur verschleppt sein dürfte. Er ist etwas kleiner als der vorige und hat einen kürzeren, gröberen Pelz. Seine Körperlänge beträgt 42 cm; der Schwanz ist gewöhnlich etwas kürzer. Die Pelzfärbung ändert auch bei ihm in hohem



Malayischer Palmenroller (Paradoxurus hermaphroditus). ¹/₅ natürl. Größe.

Grade ab. Nur ein weißer oder grauer, von der Stirn bis zu den Ohren laufender Streifen scheint allen, welche man bis jetzt erhielt, gemeinschaftlich zu sein. Einige Tiere zeigen eine gelbliche Färbung des Pelzes mit schwarzen Haarspitzen und einzelnen schwarzen Haaren; über den Rücken laufen in der Regel mehr oder minder deutlich ausgeprägte schwarze Längsstreifen, und auf den Seiten befinden sich dunkle Bänder oder Längsreihen schwarzer Flecken; der Oberleib ist heller, der Vorderhals weißlich, der Bauch grau, die Beine sind schwarz. Andere haben einen lockeren, braunen Pelz mit schwarzen Haarspitzen; wieder andere sind hellaschgrau mit großen und kleinen Seitenflecken, hellbraunen Beinen und schwärzlichbraunem Gesichte, die Schwanzspitze ist manchmal weiß. Ich habe viele dieser Abänderungen zu sehen Gelegenheit gehabt; unser Holzschnitt stellt eine nicht selten vorkommende Färbung des Musang dar.

Über das Auftreten des Tieres in den Kaffeepflanzungen Javas und sein Freileben berichtet Junghuhn. Wenn die Früchte der Kaffeebäume heranreifen und sich immer stärker mit Karmesinrot färben, wenn Erwachsene und Kinder beiderlei Geschlechts die roten Beeren von den Ästen streifen und mit gefüllten Körben den abwärts liegenden Trockenplätzen zueilen, „sieht man oft auf dem Boden der Wege, von denen der Kaffeegarten

geradlinig und kreuzweise durchschnitten wird, sonderbare, weißliche Kotklumpen eines Tieres liegen, welche ganz und gar aus zusammengebackenen, übrigens aber unbeschädigten Kaffeebohnen bestehen. Sie sind die Losung des Musang, welcher bei den Bergbewohnern als Hühnerdieb berüchtigt ist, aber ebenso von Früchten, besonders von solchen verschiedenartiger wilder Palmen, lebt und vor allem gern die Kaffeegärten während der Fruchtreife besucht, hier auch am häufigsten von den Javanen gefangen wird. Er genießt die fleischige, saftige Hülle der Früchte und gibt dann die unverdauten Kerne wieder von sich. Nach Versicherung der Javanen liefern diese, weil das Tier wahrscheinlich die reifsten Früchte fraß, den allerbesten Kaffee. Außerdem lebt der Musang von Vögeln und Kerbtieren, fängt viele Wildhühner, saugt zahmem und wildem Geflügel die Eier aus und scheint auf letztere besonders erpicht zu sein. Geht man des Abends spät in dem immer stiller werdenden Kaffeewalde spazieren, so trifft man ihn zuweilen an, wie er zwischen den Bäumen dahinspringt. Er ist fröhlich, besonders in der Jugend sehr flüchtig, geschmeidig in seinen Bewegungen und leicht zu zähmen. In der Gefangenschaft begnügt er sich wochenlang mit Pisang und wird bald so anhänglich an das Haus, daß man ihn frei umherlaufen lassen kann. Dem Pfleger, welcher ihn füttert und ihm zuweilen ein Hühnerei reicht, läuft er auf Spaziergängen nach wie ein Hund und läßt sich von ihm greifen und streicheln."

Weiteres erzählt Bennett: „Am 14. Mai 1833 erhielt ich einen Musang von einem Eingeborenen, welcher in der Nähe der Küste von Java mit seiner Beute an unser Schiff und zu uns an Bord kam. Das Tier war noch jung; sein Futter bestand in Pisang und anderen Früchten, aber er verzehrte auch Fleisch und namentlich Geflügel. Mein Musang war zahm und spiellustig wie junge Kätzchen. Er legte sich auf den Rücken, vergnügte sich mit einem Stücke Bindfaden und ließ dabei einen leisen trommelnden Ton hören. Sehr häufig spielte er mit seinem langen Schwanze oder mit einem anderen Gegenstande, welcher ihm gerade in den Weg kam, ganz in der Weise, wie wir es an jungen Kätzchen beobachten. Wurde er aber beim Fressen gestört, so stieß er höchst unwillige Laute aus und gab sein eigentliches Wesen zu erkennen. Scharfe, quiekende Schreie sowie ein leises Murmeln vernahm man zur Nachtzeit, zumal wenn er hungrig und durstig war. Das Wasser trank er lappend, wie Hunde oder Katzen thun, nahm sich dabei wenig in acht und setzte oft seine Vorderfüße, während er trank, in die Wasserschale. So spiellustig er war, wenn man ihn in Ruhe ließ, so ungehalten zeigte er sich, falls er gestört wurde. Er war ein mürrisches, ungeduldiges Geschöpf, und wenn man ihm nicht allen Willen that, wurde er überaus wütend oder zeigte sich vielmehr in einer Weise, welche man nicht gut beschreiben kann. Grimmig schnappte er dann nach der Hand, welche man ihm näherte, und gewiß würde er tüchtig zugebissen haben, wenn seine jungen Zähne ihm dies gestattet hätten. Dabei blies er die Wangen auf und sträubte seinen langen Bart, eine Art von eigensinnigem Schreien und Knurren ausstoßend. Wenn man ihn gestört oder mit der Hand berührt hatte, leckte er sein Fell mit der Zunge glatt und schien dann gern die Dunkelheit zu suchen.

„Zuweilen stieß er, wenn er sich langweilte, laute, gellende Schreie aus, so daß man ihn über das ganze Schiff hören konnte, und an Tagen, wo er sich selbst versteckt hatte, fand man ihn gewöhnlich hierdurch auf. Bei Nacht war der Lärm noch ärger. Er lief dann umher und quiekte und schrie ohne Ende, so daß es unmöglich war, dabei einzuschlafen. Um dem vorzubeugen, gab ich ihm später immer einige Flügelknochen zu fressen, womit er sich während der ganzen Nacht zu unterhalten pflegte. Er fraß alles Vogelfleisch sehr gern, noch lieber manche Früchte. Sobald er etwas erhalten hatte, trug er es augenblicklich in eine Ecke und knurrte und schnaufte jeden an, welcher sich ihm näherte. Eine Störung beim Fressen konnte er durchaus nicht vertragen und suchte sie in jeder Weise abzuwenden. Eines Morgens erhielt er einen Fisch. Er wälzte ihn hin und her, beäugte und

beroch ihn von allen Seiten, wollte ihn jedoch nicht fressen, vielleicht, weil er nicht hungrig war. Nach der Mahlzeit hatte er gewöhnlich die beste Laune und ließ sich einigermaßen auf Liebkosungen ein, ohne jedoch durch diese besonders beglückt zu werden. Bei Tage schlief er fast beständig und suchte sich dazu den wärmsten und bequemsten Platz aus, welchen er finden konnte. Des Nachts wurde er munter, zeigte aber weder große Behendigkeit noch Lebendigkeit. Auf dem Schiffe war er bald eingewöhnt. Er lief überall umher und bediente sich dabei seines Schwanzes, wenn auch in beschränkter Weise, weil derselbe nur ein untergeordnetes Greifwerkzeug ist. Wenn er sich selbst überlassen war, fand man ihn am Morgen gewöhnlich auf dem weichsten und wärmsten Pfühl katzenartig zusammengerollt liegen. An seinen Pfleger konnte er eigentlich nie gewöhnt werden, und jede Berührung, Liebkosung, ja selbst das den meisten Säugetieren so angenehme Krauen der Haare war ihm höchst lästig."

Ich habe diesen Schilderungen hinzuzufügen, daß einzelne Musangs sich mit gleichartigen wohl vertragen, während andere nicht einmal geschlechtliche Rücksichten nehmen, sondern über jeden Zukömmling wütend herfallen und auf Leben und Tod mit ihm kämpfen. Letzteres scheint die Regel zu sein, ersteres die Ausnahme. Ein Paar, welches ich pflegte, vertrug sich ausgezeichnet und entzweite sich nicht einmal beim Fressen. Es zeugte wiederholt Junge, fraß dieselben aber jedesmal auf, ob gemeinschaftlich oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden, glaube jedoch den Vater mehr als die Mutter verdächtigen zu dürfen.

Die Musangs kommen bei Tage selten zum Vorschein. Erst gegen Abend zeigen sie sich, thun anfänglich verschlafen, werden nach und nach munter und sind mit Einbruch der Dämmerung gewöhnlich sehr rege. Sie laufen dann in ihrem Käfig auf und nieder, jedoch selten mit der Behendigkeit verwandter Raubtiere, sondern mehr gemächlich, gleichsam überlegend. Sie klettern auch geschickt auf den für sie hergerichteten Zweigen umher. Gewöhnlich halten sie sich ruhig und still; an schönen Abenden dagegen lassen sie gern ihre Stimme, ein wohllautendes „Kuk kuk", vernehmen. Bei ihren Angriffen auf lebende Tiere, welche in ihren Käfig gebracht werden, gehen sie höchst vorsichtig zu Werke. Sie schleichen sich langsam an das sich bewegende Tier heran, beriechen es längere Zeit und fahren endlich, dann aber blitzschnell, auf dasselbe los, beißen mehrmals nacheinander heftig zu, werfen es nach dem Erwürgen vor sich hin, beriechen es nochmals und beginnen nunmehr erst mit dem Fressen. Früchte aller Art verzehren sie ebenso gern wie Fleisch.

Über die Greiffähigkeit des Schwanzes der Rollmarder sind mir gerechte Zweifel aufgestoßen. Ich habe bei meinen Gefangenen niemals bemerkt, daß sie mit ihm irgend etwas an sich herangezogen hätten.

Eine in China und auf Formosa lebende Art, der **Larvenroller** (Paradoxurus larvatus, Gulo larvatus, Viverra und Paguma larvata), wurde von **Gray** ihres großen, aber kurzen, dreieckigen Fleischzahnes und einiger unwesentlichen Eigentümlichkeiten des Schädelbaues halber als Vertreter einer besonderen Untergattung, **Paguma**, aufgestellt, besitzt jedoch noch alle gewichtigen Merkmale der Gruppe. In der Größe kommt der Larvenroller seinen Verwandten etwa gleich. Die Färbung seines dichten und reichlichen Haarkleides ist am Kopfe größtenteils schwarz, an den Wangen, den Unterkiefern, der Kehle und dem Halse aber grau, am Oberkörper gelblichgrau. Von der nackten Nasenspitze an läuft ein weißlicher Streifen über die Stirn zum Hinterkopfe, ein anderer zieht sich unter den Augen und ein dritter über denselben dahin. Die Ohren, die Schwanzspitze und die Füße sind schwarz. Das an der Wurzel düstergraue, oberseits fast schwarze Haar hat einen dunkeln Ring vor der weißlichen Spitze. Verschiedene Abweichungen der Gesamtfärbung gehören wie bei anderen Arten der Gattung nicht zu den Seltenheiten.

Nach den bisherigen Forschungen beschränkt sich die Heimat des Larvenrollers auf China und Formosa. Besonders häufig scheint er nicht zu sein. Die Chinesen kennen ihn unter dem Namen Yu-min-mao oder Edelsteingesichtkatze, bringen ihn den reisenden Naturforschern jedoch nur selten tot, noch seltener lebend. Swinhoe nennt ihn ein bäumeliebendes Tier und bemerkt, daß er vortrefflich klettere. „Ich hielt", sagt er, „eine dieser Schleichkatzen mehrere Monate lang angekettet unter meiner Veranda. Sie zog gekochtes Fleisch dem rohen vor, schien sich auch aus Hühnereiern und kleinen Vögeln wenig zu machen. Eine ausgestopfte Schlange erregte sofort ihre Aufmerksamkeit; mit einem Satze sprang sie auf dieselbe los und ergriff und schüttelte sie. Als ich ihr einen Krebs vorlegte, beroch



Larvenroller (Paradoxurus larvatus). 1/4 natürl. Größe.

sie ihn und rieb sich dann das Gesicht ab, wie Hunde am Aase zu thun pflegen, fraß ihn jedoch nicht. Frei gelassen, kletterte sie an Thüren, Stühlen und Tischen empor, jederseits mit einem Vorderfuße sich festhaltend und mit dem anderen nachschiebend. Sie lief der Länge ihrer Kette nach vor- und rückwärts, erhob sich plötzlich auf die Hinterfüße und stieß einen trillernden Schrei aus. Vorübergehende Hunde wußte sie, indem sie nach ihnen schnappte, in gebührender Entfernung zu halten. Während des Tages schlief sie; den größten Teil der Nacht brachte sie wachend zu. Hitze war ihr sehr unangenehm und veranlaßte sie zu beständigem Keuchen."

*

Zu den Verwandten der Rollmarder zählt noch ein sonderbares, plumpes Raubtier, der an den Fischotter erinnernde Mampalon (Cynogale bennettii, Viverra und Lamictis carcharias, Potamophilus barbatus, Cynogale barbata). Der Leib dieses merkwürdigen Geschöpfes ist gedrungen und dick, der Kopf lang, die Schnauze ziemlich spitz; Beine und Schwanz sind sehr kurz, die Sohlen nackt, die fünf zur Hälfte verbundenen Zehen mit starkgebogenen Krallen bewehrt. Besonders auffallend ist der starke, aus langen,

gelblichweißen Borsten bestehende Bart, hinter und über welchem dünnere, braune Borstenhaare stehen, wie sich auch an den Wangen zwei Bündel langer und starker, weißlicher Borsten befinden. Das aus 40 Zähnen bestehende Gebiß gleicht ebensosehr dem der Allesfresser wie dem echter Fleischfresser. Die Färbung des Pelzes ist gelblichbraun, die feinen Grannen sind in der Mitte gelblichweiß oder schwarz, einige lange Haare am Bauche weißspitzig, Kehle und Unterlippe schwarzbraun, die Beine dunkler, die Augen braun, Kinn und ein Flecken über den Augen gelblichweiß, die Nase ist schwarz. Die stark abgerundeten Ohren sind außen mit wenigen kurzen, schwarzen Haaren bedeckt. Die Körperlänge beträgt 60—65 cm, die des Schwanzes 15 cm.



Mampalon (Cynogale bennettii). 1/4 natürl. Größe.

Das Tier lebt an Gewässern auf der Malayischen Halbinsel, Sumatra und Borneo, klettert aber auch mit ziemlichem Geschicke auf schrägstehenden Bäumen und starken Ästen umher und nährt sich von Fischen, Vögeln und Früchten. Weiteres über die Lebensweise scheint nicht bekannt zu sein.

*

An die Rollmarder reiht man gewöhnlich ein merkwürdiges Tier Westafrikas mit nicht zurückziehbaren Krallen, die Nandinie (**Nandinia binotata**), dessen Kopfform und Gesichtsausdruck lebhaft an Wickelbär und Maki erinnert, während der Leib mehr rollmarderartig ist. Die Nandinie hat einen weichen, makiartigen Pelz; auf der Ober- und Unterseite des Schwanzes sind die Haare länger als an seinen Seiten, wodurch die Behaarung besonders nach der Spitze zu ein zweizeiliges Aussehen erhält. Die Färbung ist ein auf der Oberseite dunkleres, auf der Unterseite helleres Gelblichgrau mit auf der Unterseite fehlender schwarzer Zeichnung. Die letztere besteht aus zwei kurzen Strichen, welche am inneren Augenwinkel beginnen und sich etwa 1½ cm lang nach oben erstrecken, aus drei den Nacken zierenden Längsstrichen, deren mittlerer am längsten ist und zwischen den Schultern endet,

aus zahlreichen auf Rücken und Seiten befindlichen Flecken, welche das Bestreben zeigen, sich in Querreihen zu ordnen, und aus einer Reihe auf der Unterseite unterbrochener Schwanzringel, welche auf der ersten Hälfte des Schwanzes zu zwei oder drei aneinander gerückt sind. Jede Schulter ist mit einem hellen, gelblichgrauen Flecken geziert. Übrigens ändern Grundfärbung und Zeichnung ab. Die beiden Nandinien des Frankfurter Tiergartens, Männchen und Weibchen, an denen Haacke die hier gegebene Beschreibung gewonnen hat, haben eine Länge von nahezu 80 cm, von denen gut 40 cm auf den Schwanz kommen, und stimmen in der Färbung überein. In dem aus 40 Zähnen bestehenden Gebisse sind die Schneidezähne sehr klein, der dreieckige Reißzahn groß, gebogen und gefurcht wie beim Galago, die hinteren Backenzähne klein, rund und flachhöckerig, so daß das Gebiß raubtier-, fruchtfresser- und halbaffenartige Merkmale aufweist. Wohl mit Unrecht hat man eine bei Männchen und Weibchen vorhandene, vor der Geschlechtsöffnung liegende nackte und drüsige Hautstelle mit dem Brutbeutel der weiblichen Beuteltiere verglichen; indessen ist die Nandinie jedenfalls eine der tiefststehenden Schleichkatzen und erinnert vor allem an die Makis, besonders im Gesichtsausdrucke. Das kugelige Auge hat, wie bei diesem, einen schmalen Spalt in der großen Regenbogenhaut. Wickelbärenartig sind dagegen die kurzen und runden, nach vorn gerichteten Ohren.

An Maki und Wickelbär erinnern, nach Haacke, auch die Bewegungen und das Benehmen des Tieres. Wenn die Nandinie an den Gitterstäben ihres Käfigs emporklettert, so setzt sie die Daumenzehe den übrigen entgegen. Ihr Futter trägt sie auf einen Baumast, um es dort mit den Vorderfüßen festzuhalten und zu verzehren. Der Schwanz ist als Greifwerkzeug nicht zu verwenden. Das Wesen der Nandinie ist ein träumerisches, wie das der Wickelbären und Lemuren; lebhaft wird das Tier aber, sobald es gilt, sich eines Leckerbissens zu bemächtigen. Doch ist es dabei nicht sonderlich futterneidisch, wie die beiden verträglichen Käfiggenossen und Gatten des Frankfurter Gartens beweisen, die allerdings einen lebenden Vogel oder dergleichen gleichzeitig packen, ihn aber dann ziemlich gemütlich hin- und herzerren, ohne dabei zu zetern, wie manche Marder und Mangusten. Außer mancherlei Früchten liebt die Nandinie auch Fleisch, insbesondere das von Geflügel. Daß sie in der Gefangenschaft kein Fleisch fresse, ist, wie die Frankfurter Tiere zeigen, eine Angabe, die auf ungenügender Beobachtung beruht. Die Nandinie beweist ihre Vielseitigkeit vielmehr auch durch die Wahl ihrer Nahrung.

Über das Freileben der Nandinie ist wenig bekannt. Pechuel-Loesche, der sie Palmenmarder nennt, bemerkt, daß sie in Loango gemein sei, aber auch in Gabun, Kamerun und am Niger häufig vorkommen müsse, da er dort ihren unverkennbaren Ruf vielfach gehört habe. „Der Palmenmarder scheint die Savannen nicht zu lieben, sondern sich vorzugsweise in den Wasserwäldern aufzuhalten. In stillen Nächten hört man dort regelmäßig seinen eintönigen, stets mehrfach wiederholten klagenden Ruf, der schwermütig aus der Ferne kommt und sowohl an das Miauen einer Katze als auch an einen langgezogenen hellen Unkenruf erinnert. Wenigstens behaupten die Eingeborenen, daß dieser Ruf von dem Tiere, in Loango Mbala genannt, stamme, und ferner, daß es ausgezeichnet schwimme. Der Palmenmarder scheint auch am Tage auf Raub auszugehen, denn zweimal haben Hunde in meinem Beisein je ein Stück unfern vom Buschwalde in der Kampine, wo sie vermutlich dem Mäusefang oblagen, aufgestöbert und totgebissen."

Hesse schreibt zu Noacks Bearbeitung seiner Sammlung von der Nandinie, die er am Kongo erhielt: „Nicht selten, das Fell wird von vornehmen Negern über dem Lendenschurze getragen. Das Tier raubt besonders nachts Hühner in den Negerdörfern. Ein gefangenes Stück war scheu und fauchte mich bei jeder Annäherung wütend an. Ein lebendes Huhn wurde nie in meiner Anwesenheit berührt, sowie ich aber einige Schritte zurücktrat, sofort



ICHNEUMON.

an der Kehle gepackt." Daß unser Tier unter Umständen auch recht nützlich sein kann, geht aus dem Berichte Büttikofers, der Nandinien in Liberia gefangen hielt, hervor: „Auf unserer Jagdstation hatte ich zwei Junge lebend, die ich mit kondensierter Milch aufzog. Sie waren bald so zahm, daß ich sie frei im Hause umhergehen ließ, und sie verfehlten nicht, bei meinen Mahlzeiten an den Tischbeinen herauf auf den Tisch zu klettern, aus meinem Glase zu trinken und das Futter aus meiner Hand anzunehmen. Damals hatte ich das Haus voll Ratten, die an meinen Sammlungen viel Schaden anrichteten; kaum hatten nun diese zwei Tiere selbst die Größe einer Ratte erreicht, als sie während der Nacht die Ratten selbst in ihren Schlupfwinkeln aufsuchten und totbissen, so daß ich bald von diesen lästigen Gästen befreit war."

Unter den Schleichkatzen mit nicht zurückziehbaren Krallen haben wir vor allen die seit den ältesten Zeiten hochberühmten Mangusten oder Ichneumons, weil sie die allgemeine Beachtung am meisten verdienen, hervorzuheben.

Die Mangusten (Herpestes) kennzeichnen sich durch folgende Merkmale: Ihr regelmäßig auf niederen Beinen ruhender Leib ist gestreckt und walzenförmig, der Kopf klein oder doch nur mittelgroß, die Schnauze zugespitzt, das Auge ziemlich klein, der Augenstern kreis- oder länglichrund, das Ohr kurz und rundlich, die Nase kurz, nackt, unten glatt, in der Mitte gefurcht, der Hinterfuß wie der Vorderfuß fünfzehig, der Schwanz kegelförmig, das Fell rauh und langhaarig. Vierzig meist große, kräftige Zähne mit wohlentwickelten Nebenhöckern, deren erster Lückzahn oft verkümmert, bilden das Gebiß; 7 Hals-, 10 Rücken-, 9 Lenden- und 22—29 Schwanzwirbel setzen die Wirbelsäule zusammen; 13—15 Wirbel tragen breite und starke Rippen. Das übrige Gerippe ähnelt dem anderer Schleich-, zumal der Zibethkatzen.

Wie billig, wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Ichneumon zu, der „Ratte der Pharaonen", dem heiligen Tiere der alten Ägypter (Herpestes ichneumon, Viverra und Mangusta ichneumon, Ichneumon pharaonis und aegypti, Herpestes pharaonis), eingedenk seines aus den ältesten Zeiten auf die unserigen herübergetragenen Ruhmes und der Achtung, welche er früher genoß. Schon Herodot sagt, daß man die Ichneumons in jeder Stadt an heiligen Orten einbalsamiere und begrabe. Strabon berichtet, daß das vortreffliche Tier niemals große Schlangen angreife, ohne einige seiner Gefährten zu Hilfe zu rufen, dann aber auch die giftigsten Würmer leicht bewältige. Sein Bild diene deshalb in der heiligen Bilderschrift zur Bezeichnung eines schwachen Menschen, welcher den Beistand seiner Mitmenschen nicht entbehren könne. Aelian dagegen behauptet, daß es allein auf die Schlangenjagd ausgehe, jedoch mit großer List und Vorsicht sich im Schlamme wälze und diesen an der Sonne trockne, um so einen Panzer zu erhalten, welcher den Leib vor seinem Gegner schütze, während es die Schnauze dadurch vor Bissen sichere, daß es seinen Schwanz über dieselbe schlage. Aber die Sage ist hiermit noch nicht zufrieden, sondern teilt dem mutigen Kämpfer für das öffentliche Wohl noch ganz andere Dinge zu, wie Plinius mitteilt. Das Krokodil nämlich legt sich, wenn es sich satt gefressen hat, gemütlich auf eine Sandbank und sperrt dabei den zähnestarrenden Rachen weit auf, jeglichem Verderben drohend, der es wagen wollte, sich ihm zu nähern. Nur einem kleinen Vogel ist dies gestattet; er ist so frech, zwischen den Zähnen heraus sich die Speise abzupicken, welche dort hängen geblieben ist. Außer ihm fürchtet aber jedes andere Tier die Nähe des Ungeheuers, nur der Ichneumon nicht. Er naht sich leise, springt mit kühnem Satze in den Rachen, beißt und wühlt sich die Kehle hindurch, zerfleischt dem schlafenden Krokodil das Herz, tötet es auf diese Weise und öffnet sich nun, blutbedeckt, vermittelst seiner scharfen Zähne

einen Ausweg aus dem Leibe des Ungetüms. Oder aber er schleicht umher und spürt die Stellen aus, wo das gefürchtete Kriechtier seine zahlreichen Eier abgelegt hat, und scharrt und wühlt hier, bis er zu dem verborgenen Schatze in der Tiefe gelangt ist; dann macht er sich darüber her und frißt in kurzer Zeit, der Wachsamkeit der Mutter ungeachtet, das ganze Nest aus und wird hierdurch zu einem unschätzbaren Wohlthäter der Menschheit. Daß auch die Ägypter solche Sagen geglaubt haben, daß sie von ihnen aus erst jenen Schriftstellern berichtet wurden, ist unzweifelhaft; aber die sonst so genauen Naturbeobachter haben sich hierbei doch einer großen Täuschung hingegeben. Denn alle die schönen Sagen über unser Tier sind falsch. Allerdings ist es erst der Neuzeit vorbehalten gewesen, Genaues über die Sitten und Lebensweise des Ichneumons zu erforschen, aber schon seit einigen Jahrhunderten haben mehrere Reisebeschreiber ihren Zweifel über den überwiegenden Nutzen des Ichneumons ausgesprochen, und die Sagen könnten somit als erledigt gelten, wenn Menschen nicht gar zu zähe an überlieferten und liebgewordenen Geschichten hingen.

Der Ichneumon übertrifft, wenn er ausgewachsen ist, an Größe unsere Hauskatze bedeutend; denn die Länge seines Leibes beträgt ungefähr 65 cm und die des Schwanzes wenigstens 45 cm. Er erscheint aber wegen seiner niederen Beine kleiner, als er ist. Nur selten findet man ausgewachsene Männchen, welche am Widerriste höher als 20 cm sind. Der Körper ist schlank wie bei allen Schleichkatzen, keineswegs aber so zierlich wie bei den Ginsterkatzen, sondern im Vergleiche zu den meisten seiner Familienverwandten sogar sehr kräftig. Dies zeigt am besten das Gewicht, welches ein starker Ichneumon erreichen kann: es beträgt 7, ja selbst 9 kg. Die Beine sind kurz, die Sohlen nackt und die Zehen fast bis zur Hälfte mit kurzen Spannhäuten verbunden. Der lange Schwanz erscheint durch die lange Behaarung an der Wurzel sehr dick, fast als ob er allmählich in den Körper überginge, und endet mit einer pinselartigen Quaste. Die Augengegend ist nackt, und deshalb treten die kleinen, feurigen, rundsternigen Augen um so mehr hervor. Die Ohren sind kurz, breit und abgerundet. Der After wird von einer flachen Tasche umgeben, in deren Mitte er sich öffnet. Ganz eigentümlich ist der Pelz. Er besteht aus dichten Wollhaaren von rostgelblicher Farbe, welche aber überall von den 6—7 cm langen Haaren überdeckt werden. Diese sind schwarz und gelblichweiß geringelt und enden mit einer fahlgelben Spitze. Hierdurch erhält der ganze Balg eine grünlichgraue Färbung, welche zu den Aufenthaltsorten des Tieres vortrefflich paßt. Am Kopfe und auf dem Rücken wird die Färbung dunkler, an den Seiten und dem Bauche fahler; die Beine und die Schwanzquaste sind dunkelschwarz oder ganz schwarz; doch kommen auch Abänderungen vor.

Die Ratte der Pharaonen ist nicht bloß über das ganze nördliche Afrika sowie Vorderasien verbreitet, sondern dürfte sich nach Noack, der jüngst ihr Vorkommen auch in Westafrika, in Loango und am Kongo, nachgewiesen hat, außer in Südspanien und Nordasien in ganz Afrika finden sowie in Madagaskar, wohin sie vielleicht durch Menschen eingeführt ist. Niemals entfernt sie sich weit von Niederungen. Ihre eigentlichen Wohnplätze in Ägypten sind die dicht bewachsenen Ufer der Flüsse und die Rohrdickichte, welche manche Felder umgeben. Hier hält sich das Tier bei Tage auf und bildet sich zwischen den Rohrstengeln schmale, aber höchst sorgfältig gesäuberte Gangstraßen, welche nach tiefen, jedoch nicht besonders ausgedehnten Bauen führen. In diesen wirft auch das Weibchen in den Frühlings- oder ersten Sommermonaten 2—4 Junge, welche sehr lange gesäugt und noch viel länger von beiden Alten geführt werden.

Den Namen Ichneumon, welcher so viel als „Aufspürer“ bedeutet, verdient unser Tier in jeder Hinsicht. In seinen Sitten und im geistigen Wesen ähnelt der Aufspürer den gestaltverwandten Mardern, deren unangenehmen Geruch und deren Listigkeit, Diebesgewandtheit und Mordlust er besitzt. Er ist im höchsten Grade furchtsam, vorsichtig und mißtrauisch.

Niemals wagt er sich aufs freie Feld, sondern schleicht immer möglichst gedeckt und mit der größten Vorsicht dahin, streift jedoch ziemlich weit umher. Er geht bei Tage auf Raub aus und frißt alles, was er erlisten kann, die Säugetiere vom Hasen, die Vögel vom Huhn oder der Gans abwärts. Außerdem verzehrt er Schlangen, Eidechsen, Kerbtiere, Würmer ꝛc. und wahrscheinlich auch Früchte. Seine Diebereien haben ihm den größten Haß und die vollste Verachtung der ägyptischen Bauern zugezogen, weil er deren Hühner- und Taubenställe in der unbarmherzigsten Weise plündert und namentlich den Hühnernestern, welche dort von den Hühnern ganz nach freier Vögel Art angelegt werden, sehr gefährlich wird. Wirklichen Nutzen bringt er jetzt so gut wie gar nicht; man müßte ihm denn die Vertilgung der Schlangen besonders hoch anrechnen.

Sein Gang ist höchst eigentümlich. Es sieht aus, als ob das Tier auf der Erde dahinkröche, ohne ein Glied zu bewegen; denn die kurzen Beine werden von den langen Haaren seines Balges vollkommen bedeckt, und ihre Bewegung ist kaum sichtbar. In den Sommermonaten gewahrt man ihn selten allein, sondern stets in Gesellschaft seiner Familie. Das Männchen geht voran, das Weibchen folgt, und hinter der Mutter kommen die Jungen. Immer läuft ein Mitglied dicht hinter dem anderen, und so sieht es aus, als ob die ganze Kette von Tieren nur ein einziges Wesen sei, einer merkwürdig langen Schlange etwa vergleichbar. Bisweilen bleibt der Vater stehen, hebt den Kopf und sichert, bewegt dabei die Nasenlöcher nach allen Seiten hin und schnauft wie ein keuchendes Tier. Hat er sich vergewissert, daß er nichts zu fürchten hat, so geht es weiter; hat er eine Beute erspäht, so windet er sich wie eine Schlange geräuschlos zwischen den Halmen hindurch, um an jene heranzukommen, und plötzlich sieht man ihn ein oder zwei Sätze machen, selbst noch nach einem bereits aufgeflogenen Vogel. Vor einem Mauseloche lauert er regungslos und schleicht einer Ratte, einem jungen Vogel mit belustigender Bedachtsamkeit nach.

Wahrscheinlich spürt er ebenso vortrefflich wie der beste Hund; so viel ist sicher, daß ihn hauptsächlich der Geruch bei seinen Jagden leitet. Trifft er auf Eier, so trinkt er sie aus; von Säugetieren und Vögeln saugt er in der Regel nur das Blut und frißt das Gehirn auf. Er mordet weit mehr, als er bewältigen kann.

Seine Stimme hört man bloß dann, wenn er mit einer Kugel angeschossen worden ist, sonst schweigt er, selbst bei der schmerzhaftesten Verwundung. Doch behaupten die Ägypter, daß er auch zur Paarungszeit sein ziemlich scharfes, eintöniges Pfeifen vernehmen lasse. Man hat, wie von ihm überhaupt, vieles von seinen Feindschaften mit anderen Tieren gefabelt und namentlich hervorgehoben, daß er in dem ihn beeinträchtigenden Fuchse, dem Schakale und in der Waraneidechse gefährliche Feinde habe. Ich kann versichern, daß ich niemals etwas hierauf Bezügliches gesehen noch gehört habe. Der Mensch ist sein schlimmster Feind. Außer ihm kann ihm nur der Nil selbst schaden, wenn er ihm seine Lieblingsplätze unter Wasser setzt: doch schwimmt er vortrefflich, wenn es sein muß, und rettet sich noch beizeiten auf jene hohen Dämme, welche von einem Dorfe zum anderen führen oder die Wasserstraßen einfassen und wegen ihrer dichten Rohrbestände ihm gute Aufenthaltsorte bieten.

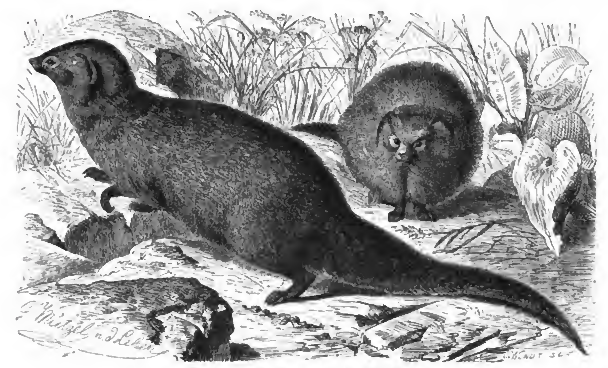
Die Jagd des Ichneumons gilt in den Augen aller Ägypter als ein höchst gottseliges Werk. Man braucht nur in ein Dorf zu gehen und dort zu verkünden, daß man den Nims, so heißt unser Tier bei den Arabern, jagen wolle: dann ist gewiß jung und alt mit Freuden behilflich, den schlimmen Schurken und Spitzbuben vernichten zu helfen. Man zieht nach einem langen Rohrstreifen hinaus, stellt sich dort auf und läßt die Leute langsam treiben. Das Tier merkt sehr wohl, um was es sich handelt, und sucht, sowie der Lärm der Treiber beginnt, in einem seiner Fluchtlöcher Schutz; doch hilft ihm dieses nur sehr wenig, denn die Araber treiben ihn mit ihren langen Stöcken auch aus den Notbauen heraus, und so sieht

er sich gezwungen, in einem anderen Rohrbestande Zuflucht zu suchen. Mit äußerster Vorsicht schleicht er zwischen den Stengeln dahin, lauscht und wittert von Zeit zu Zeit, hört aber die Verfolger immer näher und näher kommen und muß sich endlich doch entschließen, über eine Stelle hinwegzulaufen, welche ihn nicht vollständig decken kann. Dann pflegt er geduckt und leise hinüberzugleiten, um sich nicht durch schnelle Bewegung zu verraten. Man muß mit sehr starkem Blei und aus geringer Entfernung schießen, wenn man ihn töten will; denn er verträgt bei seiner unglaublichen Lebenszähigkeit einen tüchtigen Schuß und entkommt, wenn er bloß verwundet wird, sicher noch.

Das Gefangenleben des Ichneumons ist schon von Alpinus geschildert worden. Dieser Forscher besaß einen männlichen Nims mehrere Monate lang und hielt ihn in seinem Zimmer. Er schlief mit ihm wie ein Hund und spielte mit ihm wie eine Katze. Seine Nahrung suchte er sich selbst. Wenn er hungrig war, verließ er das Haus, und nach Verlauf einiger Stunden kehrte er gesättigt zurück. Er war sehr reinlich, schlau und mutig, griff ohne Besinnen große Hunde an, tötete Katzen, Wiesel und Mäuse und richtete unter den Hühnern und anderen Vögeln mehrmals arge Verwüstungen an. Durch Benagen aller Dinge, namentlich aber der Bücher, wurde er höchst unangenehm. Von anderen Gefangenen erzählen französische Naturforscher, daß sie sich leicht zähmen lassen, sanft werden, die Stimme ihres Herrn unterscheiden und diesem wie ein Hund folgen. Sie sind aber niemals in Ruhe, schleppen alles im Hause umher und werden durch Umwerfen der Gegenstände lästig. Dafür machen sie sich in anderer Hinsicht nützlich. Ein Haus, in welchem man einen Ichneumon hält, ist in der kürzesten Zeit von Ratten und Mäusen vollständig gesäubert; denn das Raubtier liegt ohne Unterlaß der Jagd dieser Nager ob. Mit der gefangenen Beute läuft es in einen dunkeln Winkel und beweist durch sein Grunzen und Knurren, daß es dieselbe wohl zu verteidigen wisse.

Auch ich habe gefangene Ichneumons längere Zeit beobachten können. Ein schönes, ausgewachsenes Männchen, welches ich pflegte, schien sich im Käfig sehr wohl zu befinden. Das Tier sah höchst gutmütig aus, obschon es die entgegengesetzten Eigenschaften mehrmals bethätigte. Andere Mangusten pflegen sich mit ihresgleichen und ähnlichen Arten ausgezeichnet zu vertragen, so daß man ohne Furcht zahlreiche Gesellschaften in einen Raum zusammensperren kann; der Ichneumon aber scheint nur in gewissem Sinne gesellig zu sein. Als ich eines Tages einen Mungo zu ihm setzte, sträubte er augenblicklich sein Fell, so daß er förmlich borstig erschien, und fuhr mit einer beispiellosen Wut auf den Ankömmling los. Im Käfig begann eine tolle Jagd. Der Mungo suchte seinem stärkeren Verwandten zu entgehen, und dieser strebte, ihn so schnell wie möglich abzuwürgen. Beide Tiere jagten wie rasend im Raume umher und entfalteten dabei Künste der Bewegung, welche man gar nicht vermutet hätte. Sie kletterten wie Katzen oder Eichhörnchen auf Baumstämme oder an dem Gitter hinauf und machten Sätze von auffallender Höhe, durchschlüpften Engen mit Wieselgewandtheit, kurz, bewiesen eine wirklich wunderbare Beweglichkeit. Wir mußten den Mungo so schnell wie möglich wieder einfangen, weil ihn der erregte Ichneumon sicher getötet haben würde. Dieser war auch, nachdem wir seinen Gast entfernt hatten, noch den ganzen Tag in der größten Unruhe. Nicht freundlicher zeigte sich derselbe Gefangene gegen einen seiner Nachbarn, mit welchem er, wegen der mangelhaften Bauart der Käfige, durch das Gitter hindurch verkehren konnte, mit einer jungen Wildkatze nämlich. Dieses kleine Tier war schon sehr hübsch eingewohnt und begann, sich durch allerlei Spiele zu ergötzen. Da fiel es ihr unglücklicherweise ein, auch mit ihrem Nebengefangenen spielen zu wollen. Der Ichneumon aber packte das arme Geschöpf, welches unvorsichtig mit der Pranke durch das Gitter gelangt hatte, sofort am Fuße, zog es dicht an das Gitter heran, erwürgte es und fraß ihm beide Vorderläufe ab.

Alle Mangusten ähneln sich in ihrem Leibesbaue und die meisten auch in ihrem Betragen. Somit könnte die gegebene Beschreibung des Ichneumons für unsere Zweke genügen, wären nicht noch einige besonderer Besprechung wert. Die zweitberühmteste Art, welche die Ratte der Pharaonen in Indien vertritt, ist der Mungo, der Mungoose der Engländer, in Indien Mangus, Newal, Dhor, Nasu, Kiri, Mungli, auf Ceylon Mugatea genannt (Herpestes mungo, H. griseus, frederici, malaccensis, pallidus, ferrugineus und andersoni, Viverra mungo, Mangusta nyula und mungos). Der Mungo ist merklich kleiner als der Ichneumon; seine Leibeslänge beträgt 40—50 cm, die Schwanzlänge etwas weniger. Das lange, harsche Haar ist grau, vor der Spitze breit weißgeringelt, wodurch eine silberfarbene Sprenkelung und eine lichtgraue Färbung entsteht; am Kopfe und



Mungo (Herpestes mungo). 1/3 natürl. Größe.

an den Gliedern dunkelt die Färbung, auf den Beinen geht sie ins Schwärzliche über; die Wangen und die Kehle spielen mehr oder weniger ins Rötliche. Die Merkmale ändern in hohem Grade ab und haben zur Aufstellung verschiedener Arten und Spielarten geführt.

Der Verbreitungskreis erstreckt sich über ganz Vorderindien, ostwärts wahrscheinlich bis Assam, westwärts sicher bis Afghanistan und Belutschistan, außerdem auf Ceylon. Ob der Mungo auf der Malayischen Halbinsel, wo Cantor ein Stück erlangte, wirklich heimisch ist, scheint sehr zweifelhaft.

Nahe verwandt, aber merklich kleiner, einschließlich des etwa 20 cm langen Schwanzes höchstens 55 cm lang, ist die Goldstaubmanguste (Herpestes javanicus, Ichneumon javanicus, Mangusta javanica, Mustela galera), ein allerliebstes Tier von dunkelbrauner Färbung mit feiner goldgelber Sprenkelung, als wäre Goldstaub in das Haar gepudert. Auf dem Rücken dunkelt die Färbung, auf dem Kopfe geht sie ins Rötliche über. Diese Art findet sich auf Java und Sumatra an Stelle des Mungos.

Der Mungo liebt nicht die Wälder, wohl aber Hecken, Hage, Haine, Pflanzungen, bebuschte Ufer vor Wasserläufen und gestrüppreiche Steinhalden, und hält sich oft an

Wohnsitzen der Menschen auf, wo er nicht selten unter dem Geflügel und sonstigem kleinen Hausgetier großen Schaden anrichtet. In selbstgegrabenen Erdlöchern wirft er 3—4 Junge. Er scheint auch leckere Früchte zu genießen, trachtet aber vornehmlich nach Fleischnahrung. Er läuft von Felsen zu Felsen, von Stein zu Stein, von Höhle zu Höhle und untersucht die Gegend so gründlich, daß ihm schwerlich etwas Genießbares entgeht. Zuweilen verkriecht er sich selbst in einer kleinen Höhle, und wenn er dann wieder zum Vorschein kommt, bringt er gewiß eine Maus, Ratte, Eidechse, Schlange oder ein ähnliches Geschöpf mit sich, welches er in der eigenen Wohnung gefangen nahm. Äußerst listig soll er sich benehmen, wenn er auf Hühner jagt. Er streckt sich aus und stellt sich tot, bis die neugierigen Vögel so nahe sind, daß er sie mit wenigen Sätzen erhaschen kann. Für mich haben diese Angaben der Reisenden nichts Unwahrscheinliches, weil ich bei mittelafrikanischen Mangusten Ähnliches beobachtet habe.

Berühmt und geehrt ist der Mungo vor allem wegen seiner Kämpfe mit Giftschlangen. Er wird trotz seiner geringen Größe sogar der Brillenschlange Meister. Seine Behendigkeit ist es, welche ihm zum Siege verhilft. Die Eingeborenen behaupten, daß er, wenn er von der Giftschlange gebissen sei, ein Kraut oder eine sehr bittere Wurzel, als Manguswail bekannt, ausgrabe, diese verzehre, durch den Genuß solcher Arznei augenblicklich wiederhergestellt werde und den Kampf mit der Schlange nach wenigen Minuten fortsetzen könne. Selbst genaue Beobachter versichern, das etwas Wahres an der Sache sei, berichten wenigstens, daß der gebissene und ermattete Mungo vom Kampfplatze fortlaufe, Wurzeln suche und, durch diese gestärkt, den Kampf wieder aufnehme. Tennent berichtet jedoch, daß die Singalesen der von Europäern erzählten Geschichte, der von einer Giftschlange gebissene Mungo gebrauche eine noch von niemand bestimmte Pflanze als Gegengift, keinen Glauben schenken. Es scheint, daß er bei seinen Kämpfen mit der Brillenschlange, welche er ohne zu zögern ebensogut angreift wie jede harmlose Verwandte, gelegentlich pflanzliche Stoffe verzehrt; ein Herr aber, welcher dies öfters gesehen, versicherte ihm, daß er dann meist Gras oder, wenn solches nicht vorhanden, irgend eine andere in der Nachbarschaft wachsende Pflanze fresse. Blanford nennt die Geschichte vom Gegengifte grundlos. Wäre die Erzählung wahr, so ließe sich nicht einsehen, warum andere Schlangenjäger, wie der Sekretär, die verschiedenen Schlangenadler 2c., schutzlos dem Giftwurme gegenüberständen und der Mungo allein über ein Gegengift verfügen könne. Auch müßte man annehmen, daß er im Bewußtsein jenes sicheren Schutzes bei seinen Angriffen rücksichtslos der Schlange auf den Leib rücke, während man doch gerade außer seiner Kühnheit die erstaunliche Behendigkeit und Gewandtheit, mit welcher er den schnellenden Bewegungen der sich verteidigenden Schlange zu entgehen weiß, und die List, mit welcher er beim Angriffe verfährt, bewundern muß. Schon Jerdon und Sterndale erkannten darin den Hauptschutz des kühnen Angreifers. Sein beim Kampfe gesträubtes starres Haar und seine dicke Haut erschweren es zudem der Schlange außerordentlich, ihm ihr Gift beizubringen; gelingt ihr dies aber, so stirbt der Mungo daran ebensogut wie jedes andere Tier, obwohl nach Blanford die Wirkung immerhin langsamer einzutreten scheint als bei anderen gleichgroßen Säugern. Derselbe Gewährsmann hat auch gesehen, daß ein Mungo den Kopf samt den Giftdrüsen einer großen Cobra ohne Schaden auffraß. Hierbei dürfen wir nicht vergessen, daß auch unser Igel und Iltis nach Beobachtungen von Lenz die Bisse der Kreuzottern ohne Schaden ertragen und ebenfalls die Köpfe samt den Giftdrüsen auffressen. Das Nämliche wird auch von unserem Dachse berichtet.

In der ersten Monatssitzung des Jahres 1871 machte Sclater der Londoner tierkundlichen Gesellschaft Mitteilung über einen zwischen ihm und dem Statthalter von Santa Lucia, Des Voeux, geführten Briefwechsel. Letztgenannter hatte bei meinem verehrten

Freunde und Berufsgenossen angefragt, ob es zur Vertilgung der furchtbaren Lanzenschlange, dieser Pest der westindischen Inseln, thunlich und ratsam sei, Mungo, Sekretär und Riesenfischer einzuführen. Sclater antwortete, daß unter den obwaltenden Verhältnissen der Mungo den Vorzug verdiene, und daß er anheimgeben wolle, mit diesem einen Versuch zu wagen, daß er jedoch befürchten müsse, die brave Manguste werde unter den Haushühnern größere Verheerungen anrichten als unter den Giftschlangen, und daß er deshalb anrate, anstatt Einführung gedachter Tiere eine hohe Belohnung auf das Töten der Schlangen zu setzen. Gleichzeitig übersandte er übrigens zwei lebende Mungos, damit man erprobe, ob diese überhaupt Lanzenschlangen angriffen.

Bald nach Ankunft der Tiere gab Des Voeux Bericht über einen stattgefundenen Kampf zwischen den mutigen Mangusten und der gefürchteten Giftschlange. Eine mehr als einen halben Meter lange Lanzenschlange, welche man in einer großen Glasflasche eingesperrt hatte, wurde dem aus seinem Käfig entlassenen Mungo gezeigt. Beim ersten Anblicke des Giftwurmes bekundete er die größte Erregung, sträubte Fell- und Schwanzhaare, rannte kampfbegierig rund um die Flasche und bemühte sich, den Verschluß, einen Leinenfetzen, mit Zähnen und Nägeln herauszuziehen. Nachdem ihm dies gelungen, glitt die Schlange aus dem Glase und bewegte sich einige Schritte weit im Grase vorwärts. Der Mungo stürzte sich auf sie und versuchte, sie mit Zähnen und Klauen im Nacken zu packen; die Schlange aber, anscheinend vorbereitet auf solchen Angriff, wußte demselben dadurch, daß sie den Leib rasch zurückwarf, sich zu entziehen, griff nun plötzlich ihrerseits an, schnellte sich auf ihren kleinen Feind und schien ihn auch mit den Gifthaken getroffen zu haben, weil der Mungo schreiend hoch vom Boden aufsprang. Doch in demselben Augenblicke warf er sich auf ihren Nacken und biß und zerfleischte diesen voller Wut. Ein kurzes Ringen folgte; die Lage der Schlange gestattete ihr jedoch nicht, die Fänge zu gebrauchen. Beide Kämpfer trennten sich; die Schlange kroch einige Schritte weit weg, und der Mungo rannte währenddem anscheinend ziellos umher. So vergingen etwa drei Minuten. Die Schlange bewegte sich mit Schwierigkeit, schien ängstlich bestrebt, sich zu entfernen, und blieb schließlich still liegen; jetzt plötzlich kehrte der Mungo zu ihr zurück, packte sie in der Mitte ihres Leibes, ohne daß sie sich rührte, und schleppte sie in seinen Käfig, dessen Thüre offen stand. Hier angekommen, begann er gemächlich mit dem Verzehren seiner Beute, welcher er zunächst mit einem Bisse seiner scharfen Zähne den Kopf zermalmte. Der Käfig wurde geschlossen, und die Zuschauer verließen den Kampfplatz, jedoch mit wenig Hoffnung, den mutigen Kämpen lebend wiederzufinden.

Nach Verlauf einer Stunde kehrte man zum Käfig zurück, öffnete und sah den Helden des Kampfes kühlen Sinnes herauskommen, ohne zu bemerken, daß er irgendwelchen Schaden genommen hätte. Bei Untersuchung des Käfigs fand man nur ein kleines Stück vom Schwanze der Schlange vor: alles übrige war verzehrt worden. 14 Tage später war der tapfere Gesell ebenso munter und rauflustig wie vor dem Kampfe. Ob und wie stark er verwundet worden war, konnte nicht festgestellt werden, weil er alle dahin zielenden Untersuchungen abzuwehren wußte. „Die Schlange“, so schließt Des Voeux seinen Bericht, „war noch nicht ausgewachsen, aber vollkommen groß genug, um Bisse zu versetzen, deren Folgen ein Mensch binnen wenigen Stunden erlegen sein würde.“

In den siebziger Jahren ist der Mungo auch in Jamaika eingeführt worden und soll seitdem durch Vertilgung der die Zuckerrohrpflanzungen verheerenden Ratten einen Nutzen gestiftet haben, der auf ein paar Millionen Mark jährlich veranschlagt wird.

Unter allen Mangusten eignet sich der Mungo, welcher seiner ganzen Gattung den Namen verliehen hat, am meisten zur Zähmung, weil er ein überaus sauberes, reinliches, munteres und verhältnismäßig gutmütiges Tier ist. Man findet ihn deshalb in vielen

Wohnungen seiner heimatlichen Länder als vollständiges Haustier, und er vergilt die ihm gewährte Gastfreundschaft durch seine ausgezeichneten Dienste tausendfach. Wie der Ichneumon, versteht auch er es, das Haus von Ratten und Mäusen zu säubern. Als echte Manguste ist er nur bei Tage thätig. Wenn man ihn zuerst in eine fremde Wohnung bringt, läuft er behende umher und hat in der kürzesten Zeit alle Löcher, Spalten und andere Schlupfwinkel untersucht und vermittelst seines scharfen Geruchs auch bald ausgefunden, in welcher Höhle sich eines seiner Jagdtiere aufhält. Diesem strebt er nun mit unermüdlichem Eifer nach, und selten mißglückt ihm seine Jagd. Bei schlechter Laune zeigt das sonst gemütliche Tier jedem, welcher sich ihm nähert, wie ein bissiger Hund die Zähne; doch hält sein Zorn nicht lange an. Mit dem Menschen befreundet er sich bald. Seinem Herrn folgt er nach kurzer Zeit, schläft mit ihm, frißt aus seiner Hand und gebärdet sich überhaupt gänzlich als Haustier. Mit verwandten Arten verträgt er sich, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, vortrefflich: er denkt gar nicht daran, seinen Mitgefangenen etwas zuleibe zu thun.

Sterndale besaß einen Mungo, der 3 Jahre lang in Indien sein steter Begleiter, dabei folgsam und treu wie ein Hündchen war. „Pips“ wußte genau, wenn sein Herr ihm einen Vogel schießen wollte, machte Männchen, wenn das Gewehr angelegt wurde, und holte sich eiligst die fallende Beute. Sehr reinlich, pflegte er sich sogar nach dem Fressen mit seinen Klauen in höchst komischer Weise die Zähne zu stochern. Er war ein äußerst furchtloser Bursche, ging einst sogar erfolgreich einem großen Hunde zu Leibe und verletzte im Kampfe einen stattlichen männlichen Trappen, einen Vogel sechsmal so schwer als er selbst, derartig, daß dieser verendete. Pips tötete auch viele Schlangen. In der Erregung sträubte er sein Haar so, daß er fast doppelt so groß wie gewöhnlich erschien; aber sein Herr brauchte nur beschwichtigend den Finger zu heben, und der wütende Liebling stand sogleich davon ab, jemand zu bedrohen. Einst ging er im dichten Buschwalde verloren, und sein Herr vermochte keine Spur von ihm zu entdecken. Am nächsten Tage aber fand er ihn doch wieder, als er das Gebiet bejagte: Pips kam freudig von einem Baume herab. Nachmals begleitete er seinen Herrn nach England und wurde der Liebling aller, die ihn sahen. Er konnte eine ganze Menge Kunststückchen ausführen: springen, Purzelbäume schlagen, mit einer Kappe auf dem Kopfe auf einem Stuhle sitzen, Soldat spielen und exerzieren. Pips starb aus Gram: während einer zeitweiligen Trennung von seinem Herrn verweigerte er die Annahme jeglicher Nahrung.

Neben dem Ichneumon ist als einzige weitere europäische Manguste der **Melon** oder **Meloncillo** (Herpestes widdringtonii) erwähnenswert. Das Tier war den spanischen Jägern schon lange bekannt, ehe es einem Naturforscher in die Hände fiel. Seine Jagd galt als lohnend, weil die Schwanzhaare, zu Malerpinseln verwendet, sehr gesucht und mit hohen Preisen bezahlt wurden; aber die Jäger erlegten den Meloncillo eben nur dieser Haare wegen und warfen seinen Balg weg, nachdem sie ihn in ihrer Weise ausgenutzt hatten. Erst im Jahre 1842 erfuhren wir durch Gray von dieser Manguste unseres heimatlichen Erdteils. Daß der Melon auch im benachbarten Afrika gefunden wird, ist wahrscheinlich, aber noch nicht erwiesen.

In Spanien lebt er ganz nach Art des Ichneumons in den Flußniederungen und zwar hauptsächlich in Estremadura und Andalusien. Er bewohnt fast ausschließlich die Rohrwaldungen und Ebenen, welche mit einem Pfriemengrase, dem Esparto, bewachsen sind, kommt aber keineswegs im Gebirge vor, wie angegeben wurde. Seine Gesamtlänge beträgt 1,1 m, die Länge des Schwanzes ungefähr 50 cm. Der im ganzen kurze Pelz verlängert sich auf der Rückenmitte und verschwindet fast ganz am Vorderhalse und am Unterleibe, welche Teile beinahe nackt sind. Ein dunkles Grau mit lichterer Sprenkelung ist die Gesamtfärbung;

Nase, Füße und Schwanzende sind schwarz. Auf dem Rücken endigen die schwarzen, dreimal weißgeringelten Haare in bräunliche Spitzen. Das Gesicht ist mit kurzen, das Ohr mit weichen, fein geringelten Haaren bekleidet.

Zu den ausgezeichneten Arten der Gruppe gehört auch die **Zebramanguste**, Sakie der Eingeborenen (**Herpestes fasciatus**, Ariela und Helogale taenionota, Ichneumon und Herpestes taenionotus, H. zebra ꝛc.). Sie ist eines der kleineren Mitglieder der ganzen Gattung und sollte wegen unbedeutender Abweichungen des Gebisses als Vertreter einer besonderen Untergattung (Ariela) gelten, ähnelt jedoch in Gestalt, Sein und Wesen ihren Verwandten vollständig. Ihre Leibeslänge wird zu 40 cm, die Schwanzlänge zu 20 cm angegeben; ich habe aber mit Bestimmtheit viel größere gesehen, wenn auch nicht mit dem



Zebramanguste (Herpestes fasciatus). 1/6 natürl. Größe.

Zollstabe gemessen. Die Grundfärbung des reichlichen Pelzes der Zebramanguste erscheint fahlgrau, weil die einzelnen Haare weiß, schwarz und fahl geringelt sind und zwar, wie Haacke hier nach eigenen Untersuchungen einschaltet, am unteren Drittel weiß, am mittleren schwarz und am oberen fahl. Dadurch nun, daß die Haare des Rückens nicht gleich denen des Kopfes gleichmäßig verteilt sind, sondern in einer Anzahl von Querreihen abwechselnd dichter und dünner stehen und zwar so, daß immer die weißen Anfangsdrittel der Haare in der folgenden Querreihe von den fahlen Enddritteln der Haare aus der vorhergehenden Querreihe bedeckt werden, während die schwarzen Mittelstücke durchweg unbedeckt bleiben, entsteht eine Reihenfolge ziemlich regelmäßig verlaufender, dunkler und heller Querbinden. Die Schnauze und die Unterseite sind rostfarben, die Schwanzspitze ist schwarz.

Wie es scheint, kommt unsere Manguste in ganz Ostafrika, vom Kap der Guten Hoffnung an bis nach Abessinien und hinüber bis Westafrika in ziemlicher Anzahl vor. Ob die ostafrikanischen Zebramangusten genügende Merkmale darbieten, um sie von denen Westafrikas als besondere Art zu trennen, bleibe dahingestellt. **Heuglin** hat die Zebramanguste vielfach in Gesellschaft des Klippdachses beobachtet. Mit dem Erdeichhörnchen scheint sie ebenfalls auf bestem Fuße zu stehen; vielleicht fürchtet sie sich vor den gewaltigen Nagezähnen jenes bissigen

und jähzornigen Geschöpfes. Wahrscheinlich ist die Zebramanguste nicht des Nachts, sondern ausschließlich am Tage thätig. Wie eine Schlange windet sie sich zwischen den Steinen durch, unhörbar gleitet sie auf dem Boden dahin. Man meint es der zierlichen Schleicherin an den funkelnden Augen anzusehen, daß sie ebenso blutgierig ist wie ihre Verwandten. Ihre Nahrung besteht aus sämtlichen kleinen Säugetieren, Vögeln, Lurchen und Kerbtieren, welche sie bewältigen kann, aus Eiern und jedenfalls auch aus Früchten.

Heuglin glaubt, daß sie eine ganz besondere List anwende, um ihr Lieblingswild, einen der in ihrer Heimat so häufigen Frankoline, zu bethören. „Unser Räuber", sagt er, „hält sich mehr an Geflügel als an Säugetiere. Ich habe beobachten können, wie zwei Zebramangusten eine Familie von Frankolinhühnern, welche im niederen Gebüsche sich aufhielt, berücken wollten. Das Locken der Kette hatte mich aufmerksam gemacht, und ich schlich mich möglichst vorsichtig hinzu, die Hunde hinter mir haltend. Auf etwa 10 Schritt von dem Schauplatze angelangt, hörte ich ein Huhn hart vor mir locken. Ihm antwortete ein Hahn, und denselben Ton ahmte eine Zebramanguste, welche sich auf einem durch Buschwerk gedeckten Steine aufgepflanzt hatte, täuschend nach. Eine zweite, in einiger Entfernung im hohen Grase verborgene, lockte ebenso. Wohl einige Minuten mochte dieses Spiel gedauert haben, als der Hahn, welcher den vermeintlichen Eindringling in seinen Harem wütend aufsuchte, den Hunden zu nahe kam. Er ging schreiend auf, gefolgt von den Hühnern, aber auch die schlauen Räuber fanden sich bewogen, unverrichteter Abendmahlzeit eiligst abzuziehen."

Daß Heuglin recht gehört hat, unterliegt keinem Zweifel. Ich habe gezähmte Zebramangusten Töne ausstoßen hören, welche dem schmetternden Geschrei des gedachten Frankolins täuschend ähnlich waren; ob jedoch der von unserem Gewährsmanne gezogene Schluß richtig ist, daß die Manguste mit Absicht Tiere durch Nachahmen ihrer Stimme zu täuschen suche, bleibt doch noch fraglich.

Noack teilt aus R. Böhms in Ostafrika gemachten Aufzeichnungen folgende anziehende Schilderung des Treibens unseres Tieres mit: „Diese hübsche Art findet sich besonders häufig in Ugalla an oder doch in der Nähe von Flüssen, wo sie alte Ameisenbauten zu ihren Burgen erwählt. Die Tiere sind außerordentlich gesellig und halten in sehr zahlreichen Banden zusammen. Diese unternehmen gemeinschaftliche Ausflüge von ihrem Baue aus, wobei sie auch die Grassteppe durchstreifen. Hierbei richten sich einzelne, in ihrem kurzen, hüpfenden Galopp innehaltend, von Zeit zu Zeit steil in die Höhe, um zu sichern. Bemerkt die Bande etwas Ungewöhnliches, so thun sie dies insgesamt wie auf Kommando. Im Waldboden nach Früchten und Insekten suchend und scharrend, machen sie ein lautes Geräusch, ähnlich dem eines Volkes nach Nahrung kratzender Perlhühner. Sie sind omnivor im vollsten Sinne des Wortes. In ihrer unregelmäßig länglichen Losung finden sich immer Kerne. Gefangene, die schnell sehr zahm werden, verschmähen eigentlich nichts. Eier und Schneckenhäuser öffnen sie, indem sie dieselben in possierlicher Weise mit den Vorderpfoten aufheben und durch kräftiges Werfen auf einen harten Gegenstand zerschmettern. Dasselbe thun sie überhaupt spielend mit harten Dingen. Ihre Nahrung pflegen sie vor dem Fressen mit ihrem Harn zu bespritzen. Sonnenschein lieben sie sehr und strecken sich in ihm behaglich aus. Die Stimme besteht in einem eigentümlichen Zwitschern, Trillern und Pfeifen, welches häufig einem Vogelrufe ähnlich ist, außerdem in leisen, beim Umherschnuppern ununterbrochen ausgestoßenen Lauten und in einem stärkeren, fast bellenden Tone. Bei Ärger und Erregung hört man von ihnen ein heftiges Gekecker und Gebelfer. Obgleich die Horden bei Beunruhigung sofort ihrer Burg zustürzen, sind sie doch keineswegs scheu, vielmehr ganz auffallend dreist und furchtlos. Menschen pflegen sie, Männchen machend, neugierig zu betrachten, und sind sie erst in ihren Löchern, so kann man bis unmittelbar vor dieselben treten, ohne daß die höchst ergrimmt belfernden Tiere sich von den Eingängen entfernen. Zuweilen findet man

in ganz kleinen Gehölzen viele derartige Burgen in geringer Entfernung voneinander, deren Insassen sich gegenseitig zurufen und antworten. Beim Nahen von Menschen gerät dann die ganze Kolonie in Aufruhr, und alle Thorlöcher besetzen sich mit den keifenden Tieren. Haltung und Bewegungen sind sehr zierlich, und die Tiere halten sich stets äußerst reinlich. Von den Wagalla wird ihr Fleisch gern gegessen." Bezüglich der Stimme fügt Noack hinzu, daß gewisse Töne unter anderem täuschend ähnlich denen des Regenpfeifers sind.

In Westafrika wird die Zebramanguste recht häufig in Faktoreien, Missionen und manchmal auf Postdampfern gehalten. Sie genießt völlige Freiheit, denkt aber nicht daran, in die Wildnis zu entfliehen. Ihr drolliges Wesen macht sie zum allgemeinen Lieblinge; sie scheint jedoch, gleich den Hauskatzen, mehr an Haus und Gehöft als an die Menschen sich anzuschließen, obwohl sie nicht selten für einzelne Personen große Anhänglichkeit zeigt, ihnen nachläuft, auf ihren Schoß klettert und sich von ihnen gern krauen und hätscheln läßt, wobei sie ihr Wohlbehagen durch mancherlei Töne kundgibt. Eier öffnet sie, indem sie diese mit den Vorderpfoten aufstößt, noch häufiger aber zwischen den Hinterbeinen hindurch rückwärts gegen einen widerstandsfähigen Körper schleudert. Im Spiele behandelt sie auch andere kleine und rundliche Gegenstände in dieser Weise, und es ist geraten, wertvolle Dinge vor ihr sorgsam zu sichern. Pechuel-Loesche fand eine starke Glasflasche, welche das Quecksilber für den künstlichen Horizont enthielt, zertrümmert an einem Blechkoffer liegen, und E. Teusz erzählte ihm, daß einst eine Zebramanguste in Malandsche ein unter diesen Umständen unersetzliches Chronometer schon mehrmals tüchtig gegen Kasten und Wände geworfen hatte, bevor man entdeckte, mit welchem Spielzeuge sie sich vergnügte.

Man kann die Zebramanguste ebenso leicht zähmen wie die anderen Arten. Gegen ihresgleichen zeigt sie sich manchmal sehr verträglich, oft aber auch höchst unleidig, gegen andere Tiere übermütig; den sich ihr nahenden Menschen greift sie mit Mut und Geschick an. Bei Spielereien mit anderen ihrer Art, welche sie gern stundenlang fortsetzt, geht sie nicht selten zu Thätlichkeiten über: im Londoner Tiergarten bissen sich einige, welche zusammenwohnten und spielten, in aller Gemütlichkeit gegenseitig die Schwänze ab. Ihre nahe Verwandtschaft mit „dem Aufspürer" zeigt sie bei jeder Gelegenheit. Sie ist überaus neugierig und muß jedes Ding, auf das sie stößt, so genau wie möglich untersuchen. Dazu benutzt sie hauptsächlich ihre Vorderpfoten, welche sie mit wahrhaft belustigender Geschicklichkeit und Gewandtheit wie Hände zu gebrauchen weiß. Das glänzende, rotbraune Auge funkelt und rollt umher und nimmt jedes Ding wahr; blitzschnell geht's an dem Eisengitter oder an den Ästen im Käfig hinauf und hernieder; überall und nirgends ist das geschäftige Tier, und wehe dem kleinen Wesen, welches sich solchem Auge, solcher Gewandtheit preisgibt: es ist ein Kind des Todes, gepackt mit dem ersten Satze, getötet mit dem ersten Bisse.

Zwei von mir gepflegte Zebramangusten vertrugen sich mit einem Mungo und einer Goldstaubmanguste im ganzen vortrefflich, obgleich der Futterneid sich zuweilen bemerklich machte. Ich beherbergte sie in einem Zwinger und gestattete ihnen öfters, nach Belieben im Hause und selbst im Hofe umherzulaufen. Da wußten sie bald prächtig Bescheid. Sie kannten mich sehr genau, hatten erfahren, daß ich ihnen gern einige Freiheit gewährte, und meldeten sich deshalb regelmäßig durch Scharren an ihrer Thür und bittendes Knurren, wenn sie meine Stimme vernahmen. Sobald sie sich in Freiheit sahen, streiften sie trippelnden Ganges durch das ganze Gebäude und hatten, dank ihrer Behendigkeit, binnen wenigen Minuten alles ausgekundschaftet, untersucht und berochen, was sich vorfand. Ihr erster Gang richtete sich nach dem Milcheimer, und sie verstanden es sehr gut, dessen Deckel mit der spitzen Schnauze aufzuheben und so zu der von ihnen außerordentlich geliebten Flüssigkeit zu gelangen. Es sah allerliebst aus, wenn zu jeder Seite des Eimers eins dieser Tiere hing und sich nach Herzenslust erlabte. Auch andere genießbare Dinge, welche sich fanden,

wurden nicht verschmäht, und zumal die Knochen trugen sie sich aus allen Winkeln und Ecken zusammen. Knochenmark gehörte zu ihren besonderen Leckerbissen, und sie gaben sich deshalb viel Mühe, desselben sich zu bemächtigen. Zuerst förderten sie durch Kratzen und Scharren mit den Nägeln ihrer Vorderpfoten so viel Mark zu Tage, wie möglich; dann faßten sie den Knochen mit beiden Pfoten, erhoben sich auf die Hinterbeine und schleuderten ihn rückwärts, gewöhnlich zwischen den hinteren Beinen durch, auf das Pflaster oder gegen die Wand ihres Zwingers mit solcher Heftigkeit und so großem Geschicke, daß sie ihren Zweck, durch die Erschütterung das die Knochenröhre erfüllende Mark herauszubekommen, vollständig erreichten. Bei ihren Wanderungen quiekten und murrten sie fortwährend.

Gegen mich waren die gefangenen gewöhnlich sehr liebenswürdig. Sie ließen sich berühren und streicheln, kamen auf den Ruf herbei und zeigten sich meist sehr folgsam. Demungeachtet wollten sie sich ungern bevormunden lassen, und namentlich wenn man sie beim Fressen störte, wiesen sie selbst ihren Freunden die Zähne und fuhren mit schnellem Bisse auf dieselben los. Sie thaten dies aber mit vollem Bewußtsein, sich einer Strafe auszusetzen; denn sofort nach dem Beißen nahmen sie die demütige und verlegene Stellung eines Hundes an, welcher von seinem Herrn Prügel erwartet. Daß sie sehr klug waren und sich mit vielem Geschicke in veränderte Umstände zu finden wußten, bekundeten sie tagtäglich, bewiesen es namentlich, als sie mit fünf Nasenbären zusammenleben mußten. Im Anfange war ihnen die Gesellschaft der langnasigen Burschen höchst unangenehm, zumal wenn diese sie einer gewissenhaften Beschnüffelung zu unterziehen beliebten. Die Umstände änderten sich, sobald die Mangusten erkannten, daß sie es mit geistesärmeren Geschöpfen, als sie sind, zu thun hatten. Sie lernten bald die Nasenbären beurteilen und gebärdeten sich zuletzt unbestritten als die Gebieter im Käfig.

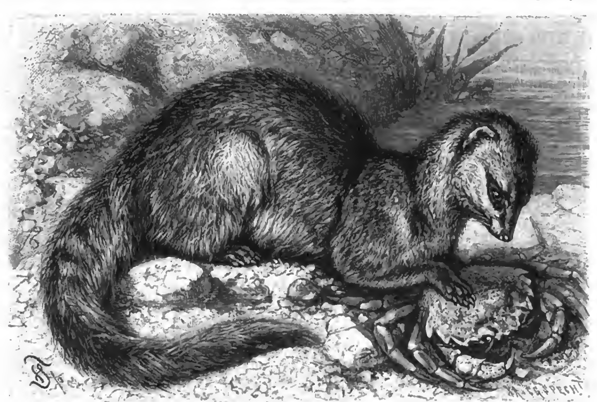
Schließlich will ich noch eine Art unserer Gattung, die **Krabbenmanguste** oder **Urva**, wie sie in Nepal genannt wird (**Herpestes urva**, H. cancrivorus, Urva cancrivora, Gulo urva), anführen, weil sie als eigentümliches Mittelglied zwischen den wahren Mangusten und den Vielfraßen erscheint. Gestalt und Gebiß der Urva unterscheiden sich von den der übrigen Mangusten nicht wesentlich, erstere erinnert aber mehrfach an den Vielfraß. Die Schnauze ist gestreckt und zugespitzt, der Leib gedrungen und kräftig. Die Zehen, welche sich dadurch auszeichnen, daß die Innenzehen vorn und hinten hochgestellt sind, haben große Spannhäute, und die Afterdrüsen sind auffallend entwickelt. In der Gesamtfärbung des Pelzes ähnelt die Urva den übrigen Mangusten. Sie ist oben schmutzig eisengrau und graubraun gemischt, die Unterseite und Beine sind gleichmäßig dunkelbraun, letztere nach unten oft schwarz. Über den Oberkörper verlaufen manchmal dunklere Streifen; von dem Auge zur Schulter herab zieht sich eine weiße, scharf abstechende Binde; auch der Schwanz, welcher an der Wurzel sehr stark behaart ist, zeigt einige Querbänder. In der Größe wird die Urva kaum von einer anderen Art ihres Geschlechtes übertroffen; erwachsene Männchen werden 80—90 cm lang, wovon ungefähr 30 cm auf den Schwanz kommen.

Hodgson entdeckte die Urva in den sumpfigen Thälern Nepals. Ihre Verbreitung erstreckt sich auf nicht bedeutende Höhen des südöstlichen Himalajas, auf Assam, Arakan, Tenasserim, Barma und Südchina. Laut ihrem Entdecker ist sie teilweise als ein Wassertier zu betrachten, das sich vornehmlich von Fröschen und Krabben ernährt. Aus zwei etwa kirschengroßen Afterdrüsen vermag die Urva eine stinkende Flüssigkeit ziemlich kräftig rückwärts zu spritzen. Sie haust wie ihre Verwandten in Erdlöchern.

*

Ein mangustenähnliches Tier ist der **Kusimanse** (Crossarchus obscurus, C. typicus und dubius), ein Bewohner Westafrikas, zumal Oberguineas. Die Schnauze und die Aftertasche hat das Tier mit der Surikate, die Anzahl der Zehen aber mit den echten Mangusten gemein. Der Leib ist gedrungen, der runde Kopf spitzschnauzig, der Schwanz mittellang; die Beine sind ziemlich hoch, alle Füße fünfzehig; das Gebiß hat oben 2, unten 3 Lückzähne. Kleine runde Ohren, rundsternige Augen mit einem dritten, unvollkommenen Lide, eine lange Zunge und eine verschließbare Aftertasche sind weitere Kennzeichen des Tieres.

Der Kusimanse ist die einzige sicher unterschiedene Art seiner Gattung. Er ist etwa 55 cm lang, wovon ungefähr 20 cm auf den Schwanz kommen. Der rauhe Pelz erscheint einfarbig braun, am Kopfe blässer, vorn gelblich; seine Haare sind heller und dunkler geringelt.

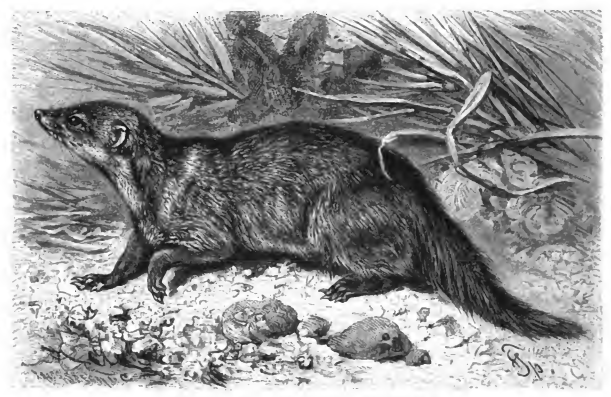


Krabbenmanguste (Herpestes urva). ⅓ natürl. Größe.

Über das Freileben dieses Tieres schweigen die Reisenden. In Liberia ist es, laut **Büttikofer**, nicht selten und wird Du genannt. „Um Käfern, deren Larven und Würmern nachzustellen, bohrt es in die Erde kreisrunde Löcher, die man sehr oft an Waldwegen findet. In der Gefangenschaft läßt es sonderbar knurrende Laute hören, ähnlich dem europäischen Siebenschläfer. Sein Gang und seine hastigen Bewegungen, offenbar Furcht verratend, erinnern lebhaft an den europäischen Igel. Diese Tierchen werden oft zahm in Häusern gehalten; ich kenne kein wildes Tier, das so zahm und anhänglich an den Menschen wird wie dieses. Sie sind sehr munter und reinlich. Auch im domestizierten Zustande können sie die angeborene Neigung, mit dem Rüssel zu bohren, nicht lassen und bohren in Spalten der Fußböden und zwischen den Zehen barfüßiger Menschen. Sie scheinen sehr die Wärme zu lieben und legen sich einem mit Vorliebe auf die Füße, sobald man sich irgendwo niedersetzt oder stillesteht. Sie scheinen mehr Tag- als Nachttiere zu sein.“ Neuerdings gelangt es zuweilen lebend nach Europa. Ein Pariser Kusimanse wurde zahm wie ein Hund, ließ sich gern liebkosen und war sehr reinlich. Der struppige Pelz, welcher aussah wie das Haarkleid kranker Tiere, wurde beständig gekämmt und geleckt, der Kot nur auf ein bestimmtes Plätzchen abgesetzt.

Die lange Nase, welche etwa 1 cm über die Unterkinnlade vorragt, war stets in Bewegung. Oft rieb sich der Gefangene am Gitter des Käfigs, um sich einer stinkenden Absonderung zu entledigen, welche die Aftertasche füllte. Bei Fleischnahrung befand er sich sehr wohl.

Über gefangene des Frankfurter Tiergartens berichtet Haacke: „Im Sommer 1888 erwarb ich zwei Kusimanses, die sich in ihrem Benehmen sehr voneinander unterschieden. Während der kleinere, etwa viertelwüchsige äußerst zahm und zuthulich war, lohnte der größere, etwa halbwüchsige jeden Annäherungsversuch mit einem tüchtigen Bisse und ist auch im Verlaufe von nahezu einem Jahre nicht viel zahmer geworden, obwohl er, gleich dem



Kusimanse (Crossarchus obscurus). ¼ natürl. Größe.

kleineren, von Anfang an keineswegs scheu war. Dieser letztere ist so zutraulich, daß er den Besucher stets durch sanftes Knurren einlädt, ihn zu krauen, sich auch an dem Käfiggitter zu ihm aufrichtet, mit den Vorderpfoten nach ihm greift und fast auf den ersten Ruf aus seinem Schlafkästchen kommt, um sich liebkosen zu lassen. Nachdem er einige Monate in Frankfurt war, wurde er von einer heftigen Krankheit befallen. Sein Haar wurde unrein und unansehnlich, Fußsohlen und Zehen wurden wund und fingen an zu eitern, und aus Nase und Augen floß Schleim. Die Freßlust schwand fast gänzlich, und bald war er bis zum Skelett abgemagert. Ich fürchtete das Schlimmste für meinen Liebling, der tagelang bewegungslos in seinem Schlafkasten lag und nur selten durch lange fortgesetztes Zureden zu bewegen war, ans Käfiggitter zu kommen und sich krauen zu lassen. Aber allmählich trat wieder Freßlust und damit Besserung ein, und heute ist das Tier wieder kerngesund und munter wie früher, im Wachstum allerdings, wie es scheint, etwas zurückgeblieben, aber sonst tadellos. Obwohl unsere Kusimanses ein Pärchen sind, so lassen sie sich doch nicht aneinander gewöhnen. Der Versuch, sie in gemeinsamem Käfig zu halten, ist jedesmal mißglückt. Mit wütendem Gezeter fuhren sie auseinander los und mußten, da der größere dem kleineren überlegen war und alles Futter für sich in Anspruch nahm, jedesmal wieder getrennt werden. Schlecht wurde auch ein Mungo behandelt, den ich zu dem kleineren setzte.

Das Zorngezeter des Kusimanse ist ganz ähnlich dem des Mungos und anderer Mangusten; Entsprechendes gilt von dem sanften Knurren, womit der Kusimanse gleich dem Mungo den Beschauer einlädt, sich mit ihm zu beschäftigen. Jenes kann annähernd durch ‚keck, keck, keck, keck', dieses durch ‚urr, urr, urr' wiedergegeben werden. Unsere beiden Kusimanses patschen gern mit den Vorderfüßen im Wasser umher, baden sich auch bei warmem Wetter. Ich habe den größeren in unserem zeitweilig leerstehenden Fischotterbehälter unterbringen lassen, in welchem er, nach Versicherung eines Wärters, Taucherkünste übte. Selbst habe ich dergleichen noch nicht beobachten können."



Fuchsmanguste (Cynictis penicillata). ⅓ natürl. Größe.

An die Mangusten schließen sich ferner einige Tiere an, deren Hauptunterschied in der Fußbildung liegt, da die vorderen Füße fünf, die hinteren vier Zehen haben und die Sohlen teilweise behaart sind.

Die Fuchsmanguste oder das Hundsfrett (Cynictis penicillata, typica und steedmanni, Herpestes penicillatus, Mangusta penicillata und levaillantii, Ichneumonia albescens und ruber), ein in unseren Museen noch seltenes Tier, erreicht an Länge gegen 70 cm, wovon etwa 30 cm auf den Schwanz kommen. Der Pelz ist glatt, der Schwanz buschig. Die ziemlich gleichmäßige hellrote oder gelbbraune Färbung dunkelt am Kopfe sowie an den Gliedmaßen und wird heller an der Bauchseite, die Schwanzhaare mischen sich mit Silbergrau und bilden eine weiße Spitze. Lange, schwarze Schnurren stehen über den Augen und auf den Lippen.

Sie lebt vom Kap der Guten Hoffnung an nördlich, in den Sandgegenden Südafrikas, wohnt in Erdlöchern, nährt sich von Mäusen, Vögeln und Kerbtieren, ist wild und bissig, listig und gewandt, wird aber wenig oder nicht gejagt und hat deshalb noch keine Beobachter gefunden, welche uns über ihr Leben und Treiben ausführlich berichten konnten.

*

Das Scharrtier oder die Surikate (Suricata tetradactyla, Rhyzaena tetradactyla, typica, capensis und suricata, Viverra tetradactyla und suricata, Suricata zenick ꝛc.), bis jetzt die einzige Art ihrer Gattung, welche den Forschern bekannt wurde, bewohnt Afrika vom Tsadsee an bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. Der rüsselschnäuzige Kopf, die hohen Beine, die vierzehigen Füße, der gleichmäßig dünn behaarte Schwanz und das Gebiß, in welchem der erste Lückzahn fehlt, unterscheiden die Surikate von den ihr ähnlichen Mangusten. Die Füße, das beste Merkmal des Tieres, welches nicht umsonst den Namen Scharrtier erhielt, sind mit langen und starken Krallen bewaffnet, und namentlich die Vorderfüße zeigen diese Krallen in einer Ausbildung, wie sie in der ganzen Familie



Surikate (Suricata tetradactyla). ¼ natürl. Größe.

nicht wieder vorkommt. Mit ihrer Hilfe wird es der Surikate leicht, ziemlich tiefe Gänge auszugraben. Das Weibchen hat ein paar Drüsensäcke in der Nähe des Afters.

In seiner äußeren Gestaltung erscheint das Scharrtier als ein Mittelglied zwischen den Mangusten und Mardern. Es ist ein kleines, hochbeiniges Geschöpf von 50—60 cm Länge, wovon der Schwanz beinahe die Hälfte wegnimmt. Der ziemlich rauhe Pelz erscheint im Grunde graubraun, mit gelblichem Anfluge; von dieser Färbung heben sich auf dem hinteren Teile des Rückens 8—10 dunklere Binden ab. Diese Binden entstehen auf dieselbe Weise wie bei der Zebramanguste (S. 575), denn die Rückenhaare der Surikate sind im unteren Drittel hellgrau, im mittleren dunkelbraun, im oberen hellfahlgrau gefärbt und stehen so abwechselnd dichter und dünner in Querbinden, daß in jeder Binde die unteren Haardrittel von den oberen Haardritteln der vorhergehenden Querbinde bedeckt werden, während die dunkeln mittleren Drittel überall unbedeckt bleiben. Die Glieder sind lichter, fahl bis silberfarben, die Lippen, das Kinn und die Backen weißlich, die Schnauzenspitze, ein Ring um die Augen, die Ohren und das Schwanzende schwarz. Das Auge zeigt eine große runde Pupille und braune bis silberhelle Iris.

Beim Gehen tritt die Surikate fast mit der ganzen Sohle auf, hält sich aber dennoch hoch. Um zu lauschen, richtet sie sich auf den Hinterbeinen auf und macht einen Kegel; manchmal macht sie dann auch ein paar kleine Schritte. Unter den Sinnen scheint der Geruch am meisten ausgebildet zu sein; das Gehör ist schlecht, das Gesicht nicht besonders gut. Ihre Nahrung spürt sie aus und schnüffelt deshalb fortwährend in allen Winkeln und Ecken umher. Findet sie etwas Auffallendes, so wird es mit der Vorderpfote gefaßt, berochen, oftmals herumgedreht, wieder berochen und dann nach Befinden verzehrt. Dabei nimmt das Tier seine Speise mit den Vorderpfoten und führt die Nahrung zum Munde. Milch, welche es sehr liebt, nimmt es, wie alle Flüssigkeiten, lappend zu sich. Während des Umherlaufens läßt es fortwährend ein leises „Ui, Ui" hören.

Es scheint, daß die Surikate leicht gezähmt werden kann. Sie findet sich bald in die Verhältnisse und lernt nach kurzer Zeit ihr wohlwollende Menschen von unfreundlichen Leuten unterscheiden. Laut Noack richtet sie sich auch gern auf den Hinterfüßen empor und streckt die Hände bettelnd dem Beschauer entgegen. Außerordentlich empfänglich gegen Liebkosungen, zeigt sie sich leicht verletzt, wenn sie hart behandelt wird; ihrem Pfleger vertrauend und Liebe mit Liebe vergeltend, beißt sie nach dem, welcher sie neckt und beunruhigt. Man sagt, daß sie, einmal ordentlich gezähmt und an das Haus gewöhnt, hier durch Wegfangen der Mäuse, Ratten und anderen Ungeziefers, in Afrika namentlich durch Ausrottung der Schlangen und anderen Geschmeißes, gute Dienste leiste.

Über ihr Freileben ist leider noch nichts bekannt. Gefangene gelangen nur vereinzelt in unsere Tiergärten.

*

Als Vertreter der Schleichkatzen in der Neuen Welt kann man das **Katzenfrett** oder, wie es bereits **Hernandez** im Jahre 1651 nannte, den **Cacamizli** der Mexikaner (**Bassaris astuta**, B. sumichrasti) ansehen. Die Gattung, welche von diesem Tiere gebildet wird, wird indessen auch zu den Bären gestellt und ähnelt in anderer Hinsicht den Mardern. Das Gebiß, welches aus 40 Zähnen besteht, ist ausgezeichnet durch den doppelten Höcker am oberen Fleischzahne, den beträchtlich großen Unterkauzahn und verschiedene geringfügige Merkmale; der Cacamizli ist ein Zehengänger, und die kurzen Krallen der fünf Zehen jedes Fußes sind halb zurückziehbar.

Obgleich das Katzenfrett seit länger als zwei Jahrhunderten bekannt ist, haben wir doch erst in der Neuzeit eine genaue Schilderung seines Leibes und Lebens erhalten. **Lichtenstein** beschrieb und benannte es zuerst wissenschaftlich, die amerikanischen Forscher **Charlesworth**, **Clark**, **Baird** und vor allen **Audubon** sammelten Beobachtungen über Lebensweise und Betragen. Das erwachsene Männchen erreicht eine Gesamtlänge von etwa 95 cm, wovon zwei Fünftel auf den Schwanz zu rechnen sind. In der Gestalt erinnert das Tier an einen kleinen Fuchs, in der Färbung an die Nasenbären. „Es sieht aus", sagt **Baird**, „als ob es ein Blendling des Fuchses und des Waschbären wäre. Von dem einen hat es die Gestalt und den listigen Blick, von dem anderen den geringelten Schwanz. Der Leib ist schlanker als der des Fuchses, aber gedrungener als der des Wiesels; er hat fast die Verhältnisse des Nörz. Das ziemlich weiche, mit einigen längeren Grannen untermengte Haar ist fast so lang wie das eines Fuchsbalges, der Kopf zugespitzt, die nackte Schnauze lang, das Auge groß, die außen nackten, innen kurz behaarten, gut entwickelten, zugespitzten Ohren stehen aufrecht." Die Oberseite deckt ein dunkles Braungrau, in welches sich schwarze Haare mischen; Wangen und Unterbauch sind gelblichweiß oder roströtlich, die Augen von derselben Färbung und hierauf dunkler umrandet, die Seiten lichter. Längs des Halses herab und über die Beine verlaufen einige verwaschene Binden; der Schwanz ist weiß, achtmal schwarz geringelt.

Soviel jetzt bekannt, bewohnt der Cacamizli Mexiko und Texas, dort in Felsenklüften und verlassenen Gebäuden, hier hauptsächlich in Baumhöhlen hausend. In Mexiko findet er sich häufig in der Hauptstadt selbst, und Charlesworth nimmt sogar an, daß er sein Lager niemals weit von menschlichen Wohnungen aufschlage, weil gerade der Mensch durch seine Hühnerställe die Jagd des Räubers besonders begünstige. Auch Clark gibt Stallungen und verlassene Gebäude als Wohnungen des Katzenfretts an, obwohl bloß nach Hörensagen, während er es selbst im Geklüfte der Felsen und auf Bäumen fand. Audubon scheint es nur auf Bäumen beobachtet zu haben, und zwar in jenen parkartigen Gegenden von Texas, in denen der Grasbestand ab und zu unterbrochen wird durch ein dichtes Unterholz, aus welchem alte, größere Bäume einzeln sich erheben. Viele von ihnen sind hohl, und solche, deren Höhlungen von obenher Schutz gegen den Regen bieten, werden vom Katzenfrett bevorzugt. Hier lebt es einzeln, scheu und zurückgezogen vor dem zudringlichen Menschen,



Katzenfrett (Bassaris astuta). ¼ natürl. Größe.

durch die Beschaffenheit des Unterwuchses besonders geschützt. Clark behauptet, daß es nirgends selten ist, wegen seines nächtlichen Treibens aber nur nicht oft bemerkt und demzufolge auch selten erlangt wird, obgleich die Landeigentümer, erbost durch die vielfachen Räubereien, welche das Tier begeht, kein Mittel unversucht lassen, es auszurotten. Treu hängt es an dem einmal gewählten Baume, und selten entfernt es sich weit von seiner Höhle, solange es nicht mit Gewalt aus derselben vertrieben wird, schlüpft auch sofort wieder in dieselbe zurück, wenn die Störungen vorüber sind. Nach Audubons Beobachtungen hat es die sonderbare Gewohnheit, die Borke rings um den Ausgang seiner Höhle abzunagen. Der Jäger, welcher keine Späne oder Bruchstücke von dieser Arbeit unter dem Baume liegen sieht, darf sicher sein, daß das Tier nicht mehr in der früheren Wohnung haust. Das Innere der Höhle ist mit Gras und Moos ausgebettet, dazwischen findet man aber auch Nußschalen, deren Inhalt zweifelsohne vom Katzenfrett geleert wurde, obwohl seine Hauptnahrung in allerhand kleinen Säugetieren, Vögeln und Kerbtieren besteht.

Der Cacamizli ist ein lebendiges, spiellustiges und munteres Geschöpf, welches in seinen Bewegungen und Stellungen vielfach an das Eichhörnchen erinnert und deshalb von den Mexikanern „Katzeneichhorn“ genannt wird. Wenn man es aus seiner Höhle aufstört, nimmt es ganz die anmutigen Stellungen jenes Nagers an, indem es den Schwanz über den Rücken legt, doch kann es nicht wie das Hörnchen sich auf die Hinterfüße setzen. Es klettert vorzüglich,

vermag aber nicht mit der Sicherheit und Gewandtheit des Eichhörnchens von einem Aste zum anderen zu springen, sondern läuft, wenn es erschreckt wird, so lange wie möglich auf einem Aste hin und versucht, von dessen Gezweige aus einen anderen zu erreichen, dabei sich mit den Klauen einhäkelnd. Zuweilen sieht man es, auf der Oberseite eines Astes gelagert, sich sonnen. Es liegt dann, halb aufgerollt, bewegungslos da, anscheinend schlafend; bei dem geringsten Zeichen der Gefahr aber schlüpft es so eilig wie möglich in seine Höhle und erscheint dann erst nach Sonnenuntergang wieder. Audubon glaubt, daß immer nur eins auf ein und demselben Baume wohne, hält es daher für ungesellig, und auch die übrigen Beobachter scheinen seine Ansicht zu bestätigen. Clark stöberte ein Weibchen auf, welches in einer Felsspalte seine 4 oder 5 Jungen säugte. Diese hingen so fest an den Zitzen der Alten, daß sie losgerissen werden mußten, und zwar geschah dies erst einige Stunden nach dem Tode der Mutter. Bis dahin hatten die Jungen kein Zeichen von Unbehagen gegeben. Die Alte schlief, als sie zuerst bemerkt wurde, bekundete aber bei ihrem Erwachen keine Scheu und Furcht vor den herannahenden Menschen, sondern verteidigte ihre Heimstätte gegen diese mit Zähnen und Krallen.

Sehr dürftig sind die Angaben über die Gefangenschaft; nur Audubon berichtet einiges. „Ungeachtet der Scheu und Zurückgezogenheit des Cacamizlis“, sagt er, „kann er ziemlich zahm gemacht werden, und wenn man ihn längere Zeit im Käfig gehalten hat, darf man ihn sogar frei und im Hause umherlaufen lassen. Er wird oft zum Schoßtierchen der Mexikaner und durch seine Mäuse- und Rattenjagd sehr nützlich. Wir haben einen zahmen gesehen, welcher in den Straßen eines kleinen mexikanischen Fleckens umherlief, und haben von einem anderen erzählen hören, welcher so niedlich war, daß er sogar von den Indianern besucht und angestaunt wurde.“

Nach Europa ist das Tier meines Wissens lebend nur ein einziges Mal und zwar im Jahre 1853 gekommen.

Reicher an Arten und Formen als die Familie der Schleichkatzen ist die der Marder (Mustelidae). Es hält sehr schwer, eine allgemein gültige Beschreibung derselben zu geben; der Leibesbau, das Gebiß und die Fußbildung schwanken mehr als bei allen übrigen Fleischfressern, und man kann deshalb nur sagen, daß die Mitglieder der Abteilung mittelgroße oder kleine Raubtiere sind, deren Leib sehr gestreckt ist und auf sehr niedrigen Beinen ruht, und deren Füße 4 oder 5 Zehen tragen. In der Nähe des Afters finden sich ebenfalls Drüsen wie bei den meisten Schleichkatzen; niemals aber sondern sie einen wohlriechenden Stoff ab wie jene, vielmehr gehören gerade die ärgsten Stänker den Mardern an. Die Behaarung des Leibes ist gewöhnlich eine sehr reichliche und feine, und deshalb finden wir in unserer Familie die geschätztesten aller Pelztiere.

Das Gerippe zeichnet sich durch zierliche Formen aus. Die Brust umschließen 11 oder 12 rippentragende Wirbel, 8 oder 9 bilden den Lendenteil, 3, welche gewöhnlich verwachsen, das Kreuzbein und 12—26 den Schwanz. Das Schulterblatt ist breit, das Schlüsselbein fehlt regelmäßig. Im Gebisse sind die Eckzähne sehr entwickelt. Die Krallen sind meistens nicht zurückziehbar.

Die Marder traten zuerst in der Tertiärzeit auf. Gegenwärtig bewohnen sie alle Erdteile mit Ausnahme von Australien, alle Klimate und Höhengürtel, die Ebenen wie die Gebirge. Ihre Aufenthaltsorte sind Wälder oder felsige Gegenden, aber auch freie, offene Felder, Gärten und die Wohnungen der Menschen. Die einen sind Erdtiere, die anderen bewohnen das Wasser; jene können gewöhnlich auch vortrefflich klettern, und alle verstehen

zu schwimmen. Viele graben sich Löcher und Höhlen in die Erde oder benutzen bereits vorhandene Baue zu ihren Wohnungen; andere bemächtigen sich der Höhlen in Bäumen oder auch der Nester des Eichhorns und mancher Vögel: kurz, man kann sagen, daß diese Familie fast alle Örtlichkeiten zu benutzen weiß, von der natürlichen Steinkluft an bis zur künstlichen Höhle, vom Schlupfwinkel in der Wohnung des Menschen bis zu dem Gezweige oder Gewurzel im einsamsten Walde. Die meisten haben einen festen Wohnsitz; viele schweifen aber auch umher, je nachdem das Bedürfnis sie hierzu antreibt. Einige, welche den Norden bewohnen, verfallen in Winterschlaf, die übrigen bleiben während des ganzen Jahres in Thätigkeit.

Fast sämtliche Marder sind in hohem Grade behende, gewandte, bewegliche Geschöpfe und in allen Leibesübungen ungewöhnlich erfahren. Beim Gehen treten sie mit ganzer Sohle auf, beim Schwimmen gebrauchen sie ihre Pfoten und den Schwanz, beim Klettern wissen sie sich trotz ihrer stumpfen Krallen äußerst geschickt anzuklammern und im Gleichgewichte zu erhalten. Ihre Bewegungen stehen selbstverständlich mit ihrer Gestalt vollständig im Einklange. Zobel und Edelmarder z. B. bewegen sich beim Springen in kühn aufgerichteter Haltung, während der ihnen so nahe verwandte Steinmarder sich schon viel geduckter hält und mehr schleicht, der Iltis fast nach Art einer Ratte, das Wiesel mäuseartig flink über den Boden huscht, der Fischotter langsam aalartig gleitet, der Vielfraß in Bogen rollend sich fortwälzt, die Tayra mit sprenkelkrummgebogenem Rücken sich fortschnellt, der Dachs bedächtig trabt, der Honigdachs noch lässiger fortgeht, ich möchte sagen „bummelt“. Je höher die Beine, um so kühner die Sätze, je niedriger, um so behender und rennender der Gang, beziehentlich um so fischähnlicher die Bewegung im Wasser. Unter den Sinnen der Marder scheinen Geruch, Gehör und Gesicht auf annähernd gleichhoher Stufe zu stehen; aber auch Geschmack und Gefühl dürfen als wohlentwickelt bezeichnet werden. Ebenso ausgezeichnet wie ihre Leibesbegabungen sind die geistigen Fähigkeiten. Der Verstand erreicht bei den meisten Arten eine hohe Ausbildung. Sie sind klug, listig, mißtrauisch und behutsam, äußerst mutig, blutdürstig und grausam, gegen ihre Jungen aber ungemein zärtlich. Die einen lieben die Geselligkeit, die anderen leben einzeln oder zeitweilig paarweise. Viele sind bei Tag und bei Nacht thätig; die meisten müssen jedoch als Nachttiere angesehen werden. In bewohnten und belebten Gegenden gehen alle nur nach Sonnenuntergang auf Raub aus. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise in Tieren, namentlich in kleinen Säugetieren, Vögeln, deren Eiern, Lurchen und Kerbtieren. Einzelne fressen Schnecken, Fische, Krebse und Muscheln; manche verschmähen nicht einmal das Aas, und andere nähren sich zeitweilig auch von Pflanzenstoffen, lieben besonders süße, saftige Früchte. Auffallend groß ist der Blutdurst, welcher alle beseelt. Sie erwürgen, wenn sie können, weit mehr, als sie zu ihrer Nahrung gebrauchen, und manche Arten berauschen sich förmlich in dem Blute, welches sie ihren Opfern aussaugen.

Die Jungen, deren Anzahl erheblich, soviel man weiß zwischen zwei und zehn, schwankt, kommen blind zur Welt und müssen lange gesäugt und gepflegt werden. Ihre Mutter bewacht sie sorgfältig und verteidigt sie bei Gefahr mit großem Mute oder schleppt sie, sobald sie sich nicht sicher fühlt, nach anderen Schlupfwinkeln. Eingefangene und sorgsam aufgezogene Junge erreichen einen hohen Grad von Zahmheit und können dahin gebracht werden, ihrem Herrn wie ein Hund nachzulaufen und für ihn zu jagen und zu fischen. Abkömmlinge einer Art leben sogar seit unbestimmbaren Zeiten in der Gefangenschaft und werden vom Menschen zu gewissen Jagden verwendet.

Wegen ihrer Raublust und ihres Blutdurstes fügen einige dem Menschen zuweilen nicht unbeträchtlichen Schaden zu; im allgemeinen überwiegt jedoch der Nutzen, welchen sie mittelbar oder unmittelbar bringen, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Aber leider

wird diese Wahrheit nur von wenigen Menschen anerkannt und deshalb ein wahrer Vernichtungskrieg gegen unsere Tiere geführt, nicht selten zum empfindlichen Schaden des Menschen. Durch Wegfangen von schädlichen Tieren leisten sie nicht unerhebliche Dienste, und wenn man ihnen auch ihre Eingriffe in das Besitztum des Menschen nicht verzeihen kann, muß man doch zugeben, daß sie in der Regel nur die Nachlässigkeit ihrer unfreiwilligen Brotherren zu bestrafen pflegen. Wer seinen Taubenschlag oder Hühnerstall schlecht verwahrt, hat unrecht, dem Marder zu zürnen, welcher sich dies zu nutze macht, und wer über die Verluste klagt, welche diese Raubtiere dem Haar- oder Federwildstande zufügen, mag bedenken, daß zum mindesten Iltis, Hermelin und Wiesel weit mehr schädliche Nager als Jagdtiere vertilgen. Unbedingt schädlich sind überhaupt nur diejenigen Marderarten, welche der Fischjagd obliegen: alle übrigen bringen auch Nutzen. Der Jäger mag die Thätigkeit des Baum- und Steinmarders verdammen: der Forstwirt wird sie nicht rückhaltlos verurteilen können.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß eine eifrige und verständige Jagd auf unsere größeren Marderarten unberechtigt sei. Abgesehen von den mongolischen Marderjägern und denen, welche, entsprechend den Satzungen der Kirche, im Fischotterfleische eine fastengerechte Speise sehen, oder einigen Jägern, welche Dachswildbret für ein schmackhaftes Gericht erklären, ißt niemand Marderfleisch; wohl aber verwertet man das Fell fast aller Arten der Familie zu trefflichem Pelzwerke. Wie bedeutend die Anzahl der Marder ist, welche alljährlich ihres Felles halber getötet werden, ergibt sich erst aus einer Zusammenstellung der nachweislichen Erträgnisse des Pelzhandels. Nach Lomer kommen alljährlich gegen 3 Millionen Felle verschiedener Marder im Werte von über 20 Millionen Mark in die Hände von Europäern und auf den Markt, diejenigen ungerechnet, welche von indianischen und asiatischen Jägern zu eigenem Gebrauche verwendet werden. Indianische und mongolische Stämme leben fast ausschließlich von den Erträgnissen der Jagd auf Pelztiere, unter denen die Marder anerkanntermaßen die erste Stelle einnehmen; Tausende von Europäern gewinnen durch den Pelzhandel ihren Unterhalt; unbekannte, sehr ausgedehnte Gebiete sind durch Pelzjäger erschlossen worden.

Bei unserer Schilderung der einzelnen Familienangehörigen beginnen wir billigerweise mit denjenigen, nach welchen die ganze Familie ihren Namen trägt, mit den eigentlichen Mardern und den übrigen Gattungen, deren Mitglieder gleich diesen Zehengänger sind. Sie bilden die erste Unterfamilie (Marder, Martidae). Eine zweite bilden der Dachs und die übrigen Sohlengänger der Familie (Dachse, Melidae), eine dritte endlich der Fischotter und seine Verwandten, welche wir als Schwimmfüßler von den übrigen marderartigen Tieren trennen (Ottern, Lutridae).

Die oberste Stellung innerhalb der ersten Unterfamilie räumen wir dem Edelmarder und den übrigen Angehörigen seiner Gattung (Mustela) ein, mittelgroßen, schlank gebauten und langgestreckten, kurzbeinigen Tieren mit vorn verschmälertem Kopfe, zugespitzter Schnauze, quergestellten, ziemlich kurzen, fast dreiseitigen, an der Spitze schwach abgerundeten Ohren und mittelgroßen, lebhaften Augen, mit fünfzehigen, scharfkralligen Füßen, mittellangem Schwanze, eine bisamartige Flüssigkeit absondernden Afterdrüsen und langhaarigem, weichem Pelze. Das Gebiß besteht aus 38 Zähnen, 6 Schneidezähnen und 1 kräftigen Eckzahne in jedem Kiefer, nach hinten zu sich vergrößernden Lückzähnen in jedem Ober-, 4 in jedem Unterkiefer und 1 Backenzahne oben und 2 unten.

Der Edel-, Baum- oder Buchmarder (Mustela martes, Viverra martes, Martes vulgaris, sylvestris, abietum und sylvatica, Martarus abietum) ist ein ebenso

schönes als bewegliches Raubtier von etwa 55 cm Leibes- und 30 cm Schwanzlänge. Der Pelz ist oben dunkelbraun, an der Schnauze fahl, an der Stirn und den Wangen lichtbraun, an den Körperseiten und dem Bauche gelblich, an den Beinen schwarzbraun und an dem Schwanze dunkelbraun. Ein schmaler, dunkelbrauner Streifen zieht sich unterhalb der Ohren hin. Zwischen den Hinterbeinen befindet sich ein rötlichgelber, dunkelbraun gesäumter Flecken, welcher sich zuweilen in einem schmutziggelben Streifen bis zur Kehle fortzieht. Diese und der Unterhals sind schön dottergelb gefärbt, und hierin liegt das bekannteste Merkmal unseres Tieres. Die dichte, weiche und glänzende Behaarung besteht aus ziemlich langen, steifen Grannenhaaren und kurzem, feinem Wollhaare, welches an der Vorderseite weißgrau,



Edelmarder (Mustela martes) ¼ natürl. Größe.

hinten und an den Seiten aber gelblich gefärbt ist. Auf der Oberlippe stehen 4 Reihen von Schnurren und außerdem noch einzelne Borstenhaare unter den Augenwinkeln sowie unter dem Kinne und an der Kehle. Im Winter ist die allgemeine Färbung dunkler als im Sommer. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch blässere Färbung des Rückens und einen weniger deutlichen Flecken. Bei jungen Tieren sind Kehle und Unterhals heller gefärbt.

Das Vaterland des Edelmarders erstreckt sich über alle bewaldeten Gegenden der nördlichen Erdhälfte der Alten Welt. In Europa findet er sich in Skandinavien, Rußland, England, Deutschland, Frankreich, Ungarn, Italien und Spanien, in Asien bis zum Altai, südlich bis zu den Quellen des Jenissei. Solch ausgedehntem Verbreitungskreise entsprechend, ändert er namentlich in seinem Felle nicht unwesentlich ab. Die größten Edelmarder wohnen in Schweden, und der Pelz derselben ist noch einmal so dicht und so lang wie der unserer deutschen Marder, die Färbung grauer. Unter den deutschen finden sich mehr gelbbraune als dunkelbraune, welche letztere namentlich in Tirol vorkommen und dem amerikanischen Zobel oft täuschend ähneln. Die Edelmarder der Lombardei sind blaßgraubraun

oder gelbbraun, die der Pyrenäen groß und stark, aber ebenfalls hell, die aus Makedonien und Thessalien mittelgroß, aber dunkel.

Der Edelmarder bewohnt die Laub- und Nadelwälder und findet sich um so häufiger, je einsamer, dichter und finsterer dieselben sind. Er ist ein echtes Baumtier und klettert so meisterhaft, daß ihn kein anderes Raubsäugetier hierin übertrifft. Hohle Bäume, verlassene Nester von wilden Tauben, Raubvögeln und Eichhörnchen wählt er am liebsten zu seinem Lager; selten sucht er auch in Felsenritzen eine Zufluchtsstelle. Auf seinem Lager ruht er gewöhnlich während des ganzen Tages; mit Beginn der Nacht aber, meist schon vor Sonnenuntergang, geht er auf Raub aus und stellt nun allen Geschöpfen nach, von denen er glaubt, daß er sie bezwingen könne. Vom Rehkälbchen und Hasen herab bis zur Maus ist kein Säugetier vor ihm sicher. Er beschleicht und überfällt sie plötzlich und würgt sie ab. Daß er sich zuweilen auch an junge oder schwache Rehe wagt, ist von mehreren Forstleuten beobachtet worden. Der Förster Schaal sah gelegentlich eines Birschganges den Edelmarder auf einem Rehkalbe, dessen Klagen ihn herbeigelockt hatten, sitzen; Oberförster Kogho berichtet von mehreren ähnlichen Fällen. Gleichwohl gehört es zu den seltenen Vorkommnissen, daß er sich an so große Säugetiere wagt; das beliebteste Haarwild, welches er jagt, sind und bleiben die baumbewohnenden Nager, insbesondere Eichhörnchen und Bilche. Unter diesen ebenso niedlichen als nichtsnutzigen, beziehentlich schädlichen Tieren richtet er arge Verheerungen an. Daß er ein sonstwie ihm sich bietendes Säugetier, welches er bewältigen zu können glaubt, nicht verschmäht, ist selbstverständlich, weil Marderart. Einen Hasen überfällt er im Lager oder während jener sich äset; die Wasserratte soll er sogar in ihrem Elemente verfolgen. Ebenso verderblich wie unter den Säugetieren haust der Edelmarder übrigens auch unter den Vögeln. Alle Hühnerarten, welche bei uns leben, haben in ihm einen furchtbaren Feind. Leise und geräuschlos schleicht er zu ihren Schlafplätzen hin, mögen diese nun Bäume oder der flache Boden sein; ehe noch die sonst so wachsame Henne eine Ahnung von dem blutgierigen Feinde bekommt, sitzt dieser ihr auf dem Nacken und zermalmt ihr mit wenigen Bissen den Hals oder reißt ihr die Schlagadern auf, an dem herausfließenden Blute gierig sich labend. Außerdem plündert er alle Nester der Vögel aus, sucht die Bienenstöcke heim und raubt dort den Honig oder geht den Früchten nach und labt sich an allen Beeren, welche auf dem Boden wachsen, frißt auch Birnen, Kirschen und Pflaumen. Wenn ihm Nahrung im Walde zu mangeln beginnt, wird er dreister; in der höchsten Not kommt er zu den menschlichen Wohnungen. Hier besucht er Hühnerställe und Taubenhäuser und richtet Verwüstungen an wie kein anderes Tier, mit Ausnahme der Arten seiner eigenen Gattung.

Ende Januar oder Anfang Februar beginnt die Rollzeit. Der Beobachter, welcher bei Mondschein in einem großen Walde unseren Strauchdieb zufällig entdeckt, sieht jetzt mehrere Marder sich im tollsten Treiben auf den Bäumen bewegen. Fauchend und knurrend jagen sich die verliebten Männchen, und wenn beide gleich stark sind, gibt es im Gezweige einen tüchtigen Kampf zur Ehre des Weibchens, welches nach Art ihres Geschlechtes an diesem eifersüchtigen Treiben Gefallen zu finden scheint und die verliebten Bewerber längere Zeit hinhält, bis es endlich dem stärksten sich ergibt. Nach neunwöchiger Tragzeit, also zu Ende des März oder im Anfange des April, wirft das Weibchen 3—4 Junge in ein mit Moos ausgefüttertes Lager in hohle Bäume, selten in Eichhorn- oder Elsternester oder in eine Felsenritze. Die Mutter sorgt mit aufopfernder Liebe für die Familie und geht, voll Besorgnis, sie zu verlieren, niemals aus der Nähe des Lagers. Schon nach wenigen Wochen folgen die Jungen der Alten bei ihren Lustwandelungen auf die Bäume nach und springen auf den Ästen munter und hurtig umher, werden von der vorsichtigen Alten auch in allen Leibesübungen tüchtig eingeschult und bei der geringsten Gefahr gewarnt und zu eiliger

Flucht angetrieben. Solche Junge kann man ziemlich leicht auffüttern und anfangs mit Milch und Semmel, später mit Fleisch, Eiern, Honig und Früchten lange erhalten.

„Am 29. Januar", erzählt Lenz, „erhielt ich einen jungen Edelmarder, welcher an demselben Tage aus der Höhlung eines Baumes geholt worden war. Das Tierchen hatte erst die Größe einer Wanderratte; seine Bewegungen waren noch langsam. Er suchte sich immer in Löcher zu verkriechen und scharrte auch, um Löcher zu bilden. Anfangs war er beißig, wurde jedoch schon am ersten Tage ganz zahm. Laue Milch soff er bald und fraß auch schon wenige Stunden, nachdem er zu mir gebracht worden war, in Milch eingeweichte Semmel. Obgleich noch sehr jung, war er doch so reinlich, daß er eine Ecke seines Behälters zum Abtritte erkor, eine Tugend, welche man nur wenigen anderen Tieren nachrühmen kann. An diesem Tierchen konnte ich recht sehen, wie sich der Geschmack naturgemäß entwickelt. Anfangs (im Juni oder Juli) bekommt der junge Edelmarder von seinen Eltern gewisse Speisen, fast nur Vögel, später muß er sich auch an Mäuse, Obst ꝛc. gewöhnen, wie es die Jahreszeit bietet.

„Am zweiten Tage bot ich ihm einen Frosch an: er beachtete ihn gar nicht; gleich darauf gab ich ihm einen lebenden Sperling: und er schnappte ihn sofort lebend weg und verzehrte ihn mit allen seinen Federn. Ebenso machte er es bald mit einem zweiten und dritten. Am vierten Tage ließ ich ihn hungern und bot ihm dann einen Frosch, eine Eidechse und eine Blindschleiche an. Er beachtete alles nicht und wollte auch einen jungen Raben nicht fressen. Am sechsten Tage kroch er nachts aus seinem Behälter, biß einen im Neste sitzenden Turmfalken tot und fraß den Kopf, Hals und einen Teil der Brust. Ich bot ihm nach und nach mancherlei an und fand, daß er kleine Vögel allem vorzog. Fischfleisch fraß er nicht, Kaninchen, Hamster, Mäuse recht gern, aber doch nicht so begierig wie Vögel, wogegen Iltis und Fuchs Säugetiere lieber fressen als letztere. Kirschen und Erdbeeren fraß er, Stachel- und Heidelbeeren nicht gern, Ameisenpuppen sehr gern; doch verdaute er sie nicht gehörig. Junge Katzen tötete und fraß er; Eidotter schmeckten ihm gut, aber noch nicht so gut wie kleine Vögel; auch Gedärme und Fleisch von größeren Vögeln beachtete er nicht so sehr wie von kleinen. Schon als ganz junges Tier hatte er den Grundsatz, kein ihm zur Nahrung dienendes Wesen entwischen zu lassen. War er satt, so spielte er doch noch mit neuhinzukommenden Vögeln ꝛc. stundenlang. Vorzüglich spielte er mit kleinen Hamstern. Er hüpfte und sprang unaufhörlich um das boshaft fauchende Hamsterchen herum und gab ihm bald mit der rechten, bald mit der linken Pfote eine Ohrfeige. War er aber hungrig, so zögerte er nicht lange, biß dem Hamsterchen den Kopf entzwei und fraß es mit Knochen, Haut und Haaren.

„Als er drei Viertel seines Wachstums erreicht hatte und außerordentlich gefräßig war, gab ich ihm wiederum eine Blindschleiche. Er war gerade hungrig, näherte sich aber doch behutsam und sprang bei jeder ihrer Bewegungen wieder zurück. Als er sich endlich überzeugt hatte, daß sie nicht gefährlich sei, biß er endlich zu; ihr Schwanz brach ab: er fraß ihn auf und trug dann das Tier in sein Nest, wo es ihm entschlüpfte und unter das Heu kroch. Er zog es wieder vor, biß sich noch ein Stück des übergebliebenen Schwanzstummels ab, aber erst nach 2 Stunden wagte er es, die Blindschleiche am Halse zu packen und zu zerreißen. Er trug sie dann ins Nest und fraß sie nach und nach mit Wohlbehagen, jedoch ohne Begierde. Noch war er mit der Blindschleiche nicht fertig, als ich ihm eine etwa 60 cm lange Ringelnatter in seine Kiste warf. Sobald sie da lag, näherte er sich behutsam, sprang aber, so oft sie sich rührte oder zischte, erschrocken zurück. Die Schlange hatte endlich in einen Knäuel sich zusammengeballt und den Kopf unter ihren Windungen versteckt. Wohl eine Stunde lang war er schon um sie herumgesprungen, ohne sie anzutasten; dann erst begann er, überzeugt, daß keine Gefahr zu fürchten sei, sie zu beschnuppern und mit den

Pfoten zu berühren, alles aber immer noch mit der größten Ängstlichkeit. Es war, als hätte er wohl Lust zu fressen, aber nicht den Mut, sie zu töten. Daher trieb er sein Wesen, indem er sich ihr bald näherte, bald zurücksprang, über einen Tag lang, und nun erst wurde er so dreist, sie, am Rücken gepackt, umherzutragen und am dritten Tage endlich zu töten; jedoch fraß er sie nicht. Während er noch mit dem Ringelnatterspiel beschäftigt war, brachte ich ihm eine frisch getötete, große Kreuzotter. Vorsichtig kam er sogleich heran, überzeugte sich, daß sie tot sei, nahm sie auf, trug sie bald hier-, bald dorthin und verschmauste sie nach einer Stunde samt Kopf und Giftzähnen. Ich gab ihm dann eine Eidechse, welche er ebenfalls schnuppernd begrüßte; das Tierchen zischte heiser, fast wie eine Schlange, sperrte den Rachen auf und sprang wohl zehnmal auf ihn zu. Er traute nicht und wich ihren Bissen aus, wurde jedoch immer dreister und machte sich, da ihm die Eidechse nichts zuleide that, nach Verlauf einer Stunde daran, biß sie tot und fraß sie auf.

„Hieraus geht hervor, daß er von Natur wenig Trieb hat, Schlangen und andere Kriechtiere zu töten; es ist aber nach den genannten Erfahrungen keineswegs unwahrscheinlich, daß er sie im Winter, wenn er sie zufällig in ihrem wehrlosen Zustande trifft, umbringt und frißt; denn zu dieser Zeit mag er oft bitteren Hunger leiden, da er ungeheuer gefräßig ist.

„Wir haben gesehen, daß er sich selbst vor der Eidechse, welche doch ein wahrer Zwerg gegen ihn ist, furchtsam zeigt; dagegen ist aber sein Mut gegen andere Tiere, nach deren Fleisch er leckert, sehr groß. Wenn er einen starken Hamster oder eine große Ratte bekommt, setzt es einen fürchterlichen Kampf. Kleinen Nagern derselben Art beißt er sogleich den Hals und Kopf entzwei, auf größere aber stürzt er sich mit Ungestüm, packt sie mit allen vier Pfoten, wirft sie zu Boden und dreht und wendet die Tiere mit so einer ungeheueren Schnelligkeit zwischen den Pfoten, daß das Auge den Bewegungen gar nicht folgen kann. Man weiß nicht recht, was man sieht, wer siegt oder unterliegt: den Hamster hört man unaufhörlich fauchen; aber plötzlich springt der Marder empor, hält den Hamster im Genicke und zermalmt ihm die Knochen. Größeren Kaninchen fällt er sogleich ins Genick und läßt nicht eher los, bis sie erwürgt sind. Einen gewaltigen Lärm gibt es, wenn man ihm einen recht großen, starken Hahn reicht. Wütend springt er diesem an den Hals und wälzt sich mit ihm herum, während der Hahn aus allen Kräften mit den Flügeln schlägt und den Füßen tritt. Nach einigen Minuten hat das Gepolter ein Ende, und dem Hahn ist der Hals zerbissen. Ich habe ihn absichtlich keinem gefährlichen Kampfe preisgegeben und daher nie eine lebende Otter zu ihm gebracht, weil er mir sehr teuer war. Einstmals aber gab ich ihm eine ganz frisch erlegte, noch warme, sehr große Katze. Ich warf sie ihm plötzlich in seine Kiste: aber in demselben Augenblicke hatte er sie schon wütend am Halse gepackt, daß ich wohl sah, er würde den Kampf gegen das lebende Tier nicht gescheut haben. Er ließ auch nicht eher los, als bis er sich vollkommen von ihrem Tode überzeugt hatte.

„Ich will hier noch auf einen Irrtum aufmerksam machen, welcher ziemlich allgemein ist. Man glaubt nämlich, daß die Wieselarten, wenn sie ein Tier töten, allemal die starken Pulsadern des Halses mit den Eckzähnen treffen und durchschneiden. Das ist nicht richtig. Sie packen allerdings größere Tiere beim Halse und erwürgen sie so, jedoch ohne gerade die Adern zu treffen, daher vermögen sie auch nicht, ihnen das Blut auszusaugen, sondern begnügen sich damit, das zufällig hervorfließende abzulecken. Dann fressen sie das Tier an und beginnen gewöhnlich mit dem Halse; bei etwas größeren Tieren, wie bei großen Ratten, Hühnern rc., wird beim Töten nicht einmal die Halshaut, welche zähe ist und nachgibt, durchschnitten, sondern erst später.

„Solange er noch jung war, spielte er gern mit Menschen, wenn man das Spiel selbst begann; später ist zu solchen Spielen nicht zu raten, denn er gewöhnt sich, wenn er groß

ist, in alles, selbst wenn er es nicht böse meint, so fest einzubeißen, daß er mich durch dicke Handschuhe mit den Eckzähnen bis ins Fleisch gebissen hat, übrigens in aller Freundschaft. Eigentliche Liebe zu seinem Erzieher spricht sich nicht in seinen Mienen und Gebärden aus, obgleich er Wohlbekannten, wenn er gut behandelt wird, nie etwas zuleide thut. Aus seinen schwarzen Augen blickt nur Begierde und Mordlust. Wenn er recht behaglich in seinem Neste liegt, läßt er oft ein anhaltendes, trommelndes Murren hören. Das Knäffen des Iltis habe ich nie von ihm gehört. Wenn er böse ist, knurrt er heftig."

Ganz so unfreundlich gegen den Pfleger, wie Lenz zu glauben scheint, benehmen sich keineswegs alle gefangenen Edelmarder; viele, und ich selbst habe solche gehalten, werden sehr zahm und zeigen sich ungemein anhänglich an ihren Gebieter. „Ich habe", so erzählt Ritter von Frauenfeld, „einen Edelmarder gesehen, welcher meinem Bruder auf dem Wege von Tulln nach Wien auf eine Entfernung von mehreren Meilen durch den Wald von Dornbach wie ein Hund auf dem Fuße folgte. In Wien schlug er seine Wohnung in einem Holzschuppen auf und bereitete sich hier ein Lager auf einem ungeheueren Haufen von Hühner- und Taubenfedern, den Beuteresten der Tiere, welche er auf seinen nächtlichen Wanderungen erjagte. Des Morgens kam er vom Hofe herauf in die im ersten Stockwerke gelegene Wohnung, wo er durch Kratzen und Scharren Einlaß verlangte. Er bekam allda seinen Kaffee, den er außerordentlich liebte, spielte und neckte sich mit den Kindern in der launigsten Weise herum und liebte es unendlich, wenn ihm verstattet wurde, daß er eine Stunde im Schoße ruhen und schlafen durfte."

„Ein Baummarder", schreibt mir Grischow, „war so zahm, daß ich ihn auf den Arm nehmen und streicheln durfte. Die Taschen meines Vaters untersuchte er stets auf das genaueste, weil er gewohnt war, in ihnen Leckerbissen zu finden; uns kroch er gern zwischen Ärmel und Arm, um sich zu wärmen. Ein schwarzer Affenpinscher spielte so gern und so hübsch mit ihm, daß man wahre Freude an den Tieren haben mußte. Beide jagten sich unter lautem Bellen des Hundes hin und her, und der Marder entfaltete dabei alle ihm eigene Gewandtheit. Oft saß er auf dem Rücken des Hundes wie ein Affe auf dem Rücken des Bären; gefiel der Reiter dem Hunde nicht länger, so wußte er ihn schlau dadurch zu entfernen, daß er so weit lief, bis die Leine, an welcher der Marder gefesselt war, diesen herabriß. Mitunter erzürnten sich beide ein wenig; dann schlüpfte der Marder in eine kleine Tonne, und der Hund wartete, vor dieser stehend, bis sein Spielgefährte wieder guter Laune war. Lange währte es nie, bis der Marder, schelmisch sich umsehend, hervorkam, dem Hunde eine Ohrfeige versetzte und damit das Zeichen zu neuen Spielen gab."

Sehr unfreundlich benahmen sich von mir gepflegte Edelmarder gegen einen Iltis, welchen ich zu ihnen bringen ließ, weil ich sehen wollte, ob sich zwei so nahe verwandte Tiere vertragen würden oder nicht. Der Iltis suchte ängstlich nach einem Auswege; aber auch die Edelmarder nahmen den Besuch nicht günstig auf. Sie stiegen sofort zur höchsten Spitze ihres Kletterbaumes empor und betrachteten den Fremdling funkelnden Auges. Neugier oder Mordlust siegten jedoch bald über ihre Furcht: sie näherten sich dem Iltis, berochen ihn, gaben ihm einen Tatzenschlag, zogen sich blitzschnell zurück, näherten sich von neuem, schlugen nochmals, schnüffelten hinter ihm her und fuhren plötzlich, beide zugleich, mit geöffnetem Gebisse nach dem Nacken des Feindes. Da nur einer sich festbeißen konnte, ließ der zweite ab und beobachtete aufmerksam den Kampf, welcher sich zwischen seinem Genossen und dem gemeinsamen Gegner entsponnen hatte. Beide Streiter waren nach wenig Augenblicken ineinander verbissen und zu einem Knäuel geballt, welcher sich mit überraschender Schnelligkeit dahinkugelte und wälzte. Nach einigen Minuten eifrigen Ringens schien der Sieg sich auf die Seite des Edelmarders zu neigen. Der Iltis war festgepackt worden und wurde festgehalten. Diesen Augenblick benutzte der zweite Edelmarder, um sich im

Hinterteile des Iltis einzubeißen. Jetzt schien dessen Tod gewiß zu sein: da mit einem Male ließen beide Edelmarder gleichzeitig los, schnüffelten in der Luft und taumelten dann wie betrunken hinter dem ein Versteck suchenden Iltis einher. Ein durchdringender Gestank, welcher sich verbreitete, belehrte uns, daß der Ratz seine letzte Waffe gebraucht hatte. In welcher Weise der Gestank gewirkt hatte, ob besänftigend oder abschreckend, blieb unentschieden: die Edelmarder folgten wohl, eifrig schnüffelnd, den Spuren des Stänkers, griffen ihn aber nicht wieder an.

Die gefangenen Edelmarder unserer Tiergärten pflanzen sich nicht selten fort, fressen aber ihre Jungen nach deren Geburt gewöhnlich auf, selbst wenn man ihnen überreichliche Nahrung vorwirft. Doch hat man auch, beispielsweise in Dresden, das Gegenteil beobachtet und die im Käfig geborenen Edelmarder unter treuer Pflege ihrer Mutter glücklich großwachsen sehen.

Man verfolgt den Edelmarder überall auf das nachdrücklichste, weniger um seinem Würgen zu steuern, als vielmehr, um sich seines wertvollen Felles zu bemächtigen. Am leichtesten erlegt man ihn bei frischem Schnee, weil dann nicht bloß seine Fährte auf dem Boden, sondern auch die Spur auf den beschneiten Ästen verfolgt werden kann. Zufällig bemerkt man ihn wohl auch ab und zu einmal im Walde liegen, gewöhnlich der Länge nach ausgestreckt auf einem Baumaste. Von dort aus kann man ihn leicht herabschießen und, wenn man gefehlt hat, oft noch einmal laden, weil er sich manchmal nicht von der Stelle rührt und den Jäger unverwandt im Auge behält. Die vor ihm aufgestellten Gegenstände beschäftigen ihn derart, daß er gar nicht daran denkt, zu entrinnen. Ein glaubwürdiger Mann erzählt mir, daß er vor Jahren mit mehreren anderen jungen Leuten einen Edelmarder mit Steinen vom Baume herabgeworfen habe. Das Tier schien zwar die an ihm vorübersausenden Steine mit großer Teilnahme zu betrachten, rührte sich aber nicht von der Stelle, bis endlich ein größerer Stein es an den Kopf traf und betäubte.

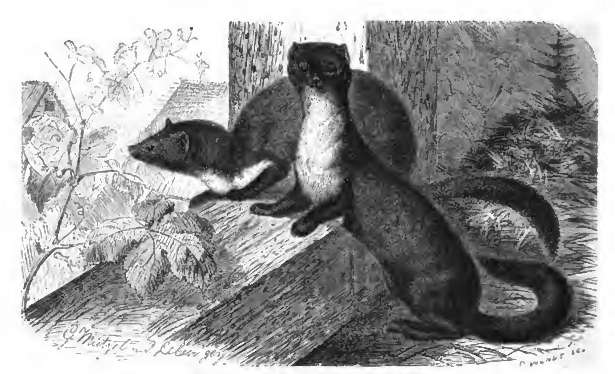
Bei der Jagd des Edelmarders muß man einen recht scharfen Hund haben, welcher herzhaft zubeißt und den Marder faßt, weil dieser wütend gegen seine Verfolger zu springen und einen minder guten Hund abzuschrecken pflegt. Verhältnismäßig leicht fängt er sich in Eisen, welche eigens dazu verfertigt worden und sehr verborgen aufgestellt sind, ebenso aber auch im sogenannten Schlagbaume und in der Kastenfalle. Als Anbiß dient gewöhnlich ein Stückchen Brot, welches man nebst einem Scheibchen Zwiebel in ungesalzener Butter und Honig gebraten und mit Kampfer bestreut hat. Andere Witterungen werden aus mancherlei stark riechenden Stoffen kunstgerecht gemischt.

Das Pelzwerk des Edelmarders ist das kostbarste aller unserer einheimischen Säugetiere und ähnelt in seiner Güte am meisten dem des Zobels. Die Anzahl der jährlich auf den Markt kommenden Edelmarderfelle schätzt Lomer auf 180,000; in Deutschland, beziehentlich Mitteleuropa allein sollen jährlich drei Vierteile davon erbeutet werden. Die schönsten Felle liefert Norwegen, die nächstbesten Schottland; die übrigen, in der hier eingehaltenen Reihe an Güte abnehmend, kommen aus Italien, Schweden, Norddeutschland, der Schweiz, Oberbayern, der Tatarei, Rußland, der Türkei und Ungarn. Man schätzt diesen Pelz ebenso seiner Schönheit wie seiner Leichtigkeit halber und bezahlte das Fell vor zwei Jahrzehnten, je nach seiner Güte, mit 15—30 Mark, jetzt gilt es 8—12 Mark.

Der Stein- oder Hausmarder (Mustela foina, Martes foina, fagorum und domestica) unterscheidet sich vom Edelmarder durch seine etwas geringere Größe, die verhältnismäßig kürzeren oder niedrigeren Beine, den trotz des kürzeren Gesichtes längeren Kopf, die kleineren Ohren, den kürzeren Pelz, die lichtere Haarfärbung und die weiße Kehle; außerdem weichen der dritte obere Lückzahn, der obere Reiß- und Höckerzahn in ihrer Gestalt

und ihren Verhältnissen von denen des Edelmarders ab. Die Gesamtlänge des ausgewachsenen Männchens beträgt 70 cm, wovon etwas über ein Drittel auf den Schwanz kommt. Der graubraune Pelz, zwischen dessen Grannenhaaren das einfarbig weißliche Wollhaar durchschimmert, dunkelt auf Beinen und Schwanz und geht auf den Füßen in Dunkelbraun über; der Kehlflecken, welcher in Form und Größe manchem Wechsel unterworfen, immer aber kleiner als beim Edelmarder ist, wird durch rein weiße, in der Jugend aber manchmal rötlichgelbliche Haare gebildet; die Ohrränder sind mit kurzen weißlichen Haaren besetzt.

Der Steinmarder findet sich fast in allen Ländern und Gegenden, in denen der Edelmarder vorkommt. Ganz Mitteleuropa und Italien, mit Ausnahme von Sardinien, England, Schweden, das gemäßigte europäische Rußland bis zum Ural, der Krim und dem



Steinmarder (Mustela foina). 1/6 natürl. Größe.

Kaukasus sowie Westasien, insbesondere Palästina, Syrien und Kleinasien, sind seine Heimat. Er bewohnt aber auch Afghanistan und einen großen Teil des Himalaja, diesen jedoch, nach Scully, nur in Höhen nicht unter 1600 m. In den Alpen steigt er während der Sommermonate über den Tannengürtel hinauf, im Winter zieht er sich gewöhnlich nach den tieferen Gegenden zurück. In Holland scheint er gegenwärtig fast ausgerottet zu sein, wird wenigstens unverhältnismäßig selten gefunden. Er ist fast überall häufiger als der Edelmarder und nähert sich weit mehr als jener den Wohnungen der Menschen; ja man darf sagen, daß Dörfer und Städte geradezu sein Lieblingsaufenthalt sind. Einsam stehende Scheuern, Ställe, Gartenhäuser, altes Gemäuer, Steinhaufen und größere Holzstöße in der Nähe von Dörfern werden regelmäßig von diesem gefährlichen Feinde des zahmen Geflügels bewohnt. „Im Walde", sagt Karl Müller, welcher ihn sehr eingehend beobachtet hat, „ist sein Versteck fast immer der hohle Baum; in der Scheuer geht seine Höhle mehr oder weniger tief in das Heu oder Stroh hinein, in der Regel an der Wand hin. Diese Gänge bildet er teils durch Beiseitedrängen, teils durch Zerbeißen der Stoffe. Unter Heu- und Strohvorräten, gewöhnlich in einer Mauerecke oder an einem Balken des betreffenden Gebäudes, legt er seine Familienstätte an, welche in einer bloßen Vertiefung in der an und für sich weichen

Umgebung besteht, mit dieser im Vereine aber einen kugeligen Behälter bildet, welcher zuweilen mit Federn, Wolle, Haarwerk, auch wohl vollständig mit Flachs ausgepolstert wird."

Lebensweise und Sitten des Hausmarders stimmen vielfach mit denen des Edelmarders überein. Er ist in allen Leibesübungen Meister und ebenso lebendig, gewandt und geschickt, ebenso mutig, listig und mordsüchtig wie jener, klettert selbst an glatten Bäumen und Stämmen hinauf, versteht es, weite Sprünge zu machen, schwimmt mit Leichtigkeit, weiß zu schleichen und sich durch die engsten Ritzen zu zwängen. Im Winter schläft er, laut Müller, solange er nicht beunruhigt wird, bei Tage in seinem Lager; im Sommer dagegen geht er in der Nähe desselben nicht selten auch angesichts der Sonne auf Raub aus und wagt sich bis in entferntere Gärten und Felder. „Geheimnisvoll ist sein Wandel. Wie ein Schatten huscht er vorüber und weiß die kleinste Erhöhung zu benutzen, um sich zu decken. Kommt er einmal in Verlegenheit, so daß er im ersten Augenblicke der Überraschung nicht weiß, wohinaus er seinen Rückzug antreten soll, dann nickt er wie ein altes Weib sonderbar mit dem Kopfe, steckt denselben in etwa vor ihm befindliche Vertiefungen, zieht ihn aber rasch wieder zurück, wirft sich wohl auch in eine verteidigende Stellung und zeigt das blendendweiße Gebiß. Auch habe ich ihn in solchen Augenblicken gleich dem Fuchse in ähnlichen Lagen die Augen zudrücken sehen, als ob er irgend einen Schlag erwarten müsse. Auf seinen Raubgängen ist er ebenso kühn und verwegen wie listig und schlau. Kein Taubenschlag ist ihm zu hoch: er erreicht ihn, und sei es auf Umwegen der schwierigsten Art. Eine Öffnung, welche den Kopf durchläßt, genügt an Weite auch dem ganzen Leibe. Auf schlechten Dächern hebt er zuweilen die Ziegel auf, um zur Beute zu gelangen."

Seine Nahrung ist fast dieselbe wie die des Edelmarders; gleichwohl wird er weit schädlicher als dieser, weil er viel mehr Gelegenheit findet, dem Menschen merkbare Verluste beizubringen. Wo er nur irgend kann, schleicht er sich in die Wohnungen des Hausgeflügels ein und würgt hier mit unersättlicher Mordlust. Außerdem fängt er Mäuse, Ratten, Kaninchen, allerhand Vögel und, wenn er im Walde jagt, Eichhörnchen, Kriechtiere und Lurche. Eier scheinen für ihn ein Leckerbissen zu sein, und auch an Früchten aller Art, Kirschen, Pflaumen, Birnen und Stachelbeeren, Vogelbeeren, Hanf und dergleichen findet er Gefallen. Gute Obstsorten muß man vor ihm schützen und erreicht diesen Zweck einfach dadurch, daß man, sobald man den Unfug wahrnimmt, den Stamm mit Tabaksaft oder Steinöl bestreicht. Hühnerhäuser und Taubenschläge muß man aber durch festes Verschließen vor ihm bewahren und dabei bedacht sein, jedes nur halbwegs große Rattenloch zu stopfen. Außer dem Schaden, welchen er den Geflügelbesitzern anrichtet, wird er noch besonders deshalb sehr lästig, weil er die bedrohten Tiere so erschreckt, daß sie, d. h. die glücklich entkommenen, lange Zeit gar nicht wieder in den Stall gehen wollen. Seine Mordlust wird zur förmlichen Raserei, und das Berauschen des Marders im Blute seiner Schlachtopfer scheint thatsächlich begründet zu sein. Nach von ihm angerichteten Blutbädern in Taubenschlägen und Hühnerställen hat man, laut Müller, den Marder in solchen Behältern wie in einem Schlupfwinkel schlafend angetroffen. „Vor einigen Jahren", erzählt dieser Gewährsmann, „wurde ein Taubenschlag in der Nähe Alsfelds geplündert. Sämtliche Tauben ließen ihr Blut. Der Marder wurde, offenbar berauscht, tags darauf in einer Hecke nahe den Gebäuden angetroffen und zwar in einem Zustande eigentümlicher Blödigkeit und Dummheit, so daß er ohne Mühe und List erlegt werden konnte. Bei solchen Gelegenheiten verachtet er das Fleisch, und der Kopf mit dem wohlschmeckenden Hirn ist noch das einzige, was er als Nachtisch verzehrt. Übrigens schleift er da, wo es möglich ist, mehrere Körper nach, um für künftige Tage zu sorgen."

Gewöhnlich beginnt die Rollzeit drei Wochen später als die des Edelmarders, meist zu Ende Februars. Dann hört man noch öfters als sonst das katzenartige Miauen des Tieres

und wohl auch ein merkwürdiges Murren und Zanken auf den Dächern, woselbst ein paar verliebte Männchen sich herumbalgen. Um diese Zeit riecht der Steinmarder stärker als je nach Bisam, im Zimmer so, daß man es kaum aushalten kann, und lockt damit wahrscheinlich andere seiner Art herbei. Nicht allzu selten paart er sich auch mit dem Edelmarder und erzeugt mit diesem lebenskräftige Blendlinge. Im April oder Mai wirft das Weibchen 3 bis 5 Junge, welche von ihm ungemein geliebt, sorgfältig verborgen und später eingehend unterrichtet werden. „Die Mutter“, schildert Müller, „ist auf das angelegentlichste bemüht, den Kindern vorzuturnen. Ich habe Gelegenheit gehabt, dies einige Male zu sehen. In einem Parke stand eine 5 m hohe Mauer in Verbindung mit einer Scheune, in welcher ein Marderpaar mit vier Jungen hauste. Zur Zeit der einbrechenden Dämmerung kam zuerst die Alte vorsichtig hervor, sah sich scharf um und lauschte, schritt sodann langsam, nach Art der Katzen, einige Schritte weit auf der Mauer dahin und blieb dort ruhig sitzen. Es verging eine Minute, ehe das erste Junge erschien und sich neben sie drückte; ihm folgte rasch das zweite, das dritte und vierte. Nach einer kurzen Pause völliger Regungslosigkeit erhob die Alte sich bedächtig und durchmaß in 5—6 Sätzen eine lange Strecke der Mauer. Mit eiligen Sprüngen folgte das kleine Volk. Plötzlich war die Alte verschwunden, und, kaum meinem Ohre vernehmlich, hörte ich einen Sprung in den Garten. Nun machten die Kleinen lange Hälse, unentschlossen, was sie thun sollten. Endlich entschieden sie sich, einen an der Mauer stehenden Pappelbaum benutzend, hinabzuklettern. Kaum waren sie unten angelangt, als ihre Führerin an einer Holunderstaude wieder auf die Mauer sprang. Diesmal wurde das Kunststück ohne Zögern von den Jungen nachgeahmt, und erstaunlich war es, wie sie den leichteren Weg in raschem Überblick zu finden wußten. Nunmehr aber begann das Rennen und Springen mit solchem Eifer und in so halsbrechender Weise, daß das Spielen der Katzen und Füchse mir dagegen wie Kinderspiel vorkam. Mit jeder Minute schienen die Zöglinge gelenker, gewandter und entschlossener zu werden. An Bäumen auf und nieder, über Dach und Mauer hin und zurück, immer der Mutter nach, zeigten diese Tiere eine Fertigkeit, welche zur Genüge andeutete, wie sehr die Vögel des Gartens künftig vor ihnen auf der Hut würden sein müssen.“

Mit ihren Jungen gefangene Mardermütter widmen sich ersteren auch im Käfig ohne Scheu und Zögern. Ein säugendes Weibchen, welches Lenz besaß, machte keine Umstände, sondern versorgte sein Junges vor aller Augen. Das kleine Tierchen kreischte oft laut, wenn es hungrig oder mißvergnügt war, roch auch, wenn es von der Alten nicht rein gehalten wurde, nach Bisam, während Lenz an dem alten Weibchen nur wenig Geruch wahrnehmen konnte. Zuweilen hat man junge Steinmarder durch Katzen aufziehen lassen, weil diese sich gern einem so auffallenden Pflegegeschäfte hingeben. Solche Jungen werden sehr zahm und zu förmlichen Haustieren. Sie gehen aus und ein, verunglücken aber fast alle früher oder später, weil sie ihre Räubereien nicht lassen können.

Selbst alt eingefangene Tiere erreichen einen gewissen Grad von Zähmung. In Schottland fing man einmal einen Steinmarder auf absonderliche Weise. Lange Zeit hatte der ungebetene Gast in einem Gebirgsdorfe gehaust und dort an dem Hühnergeschlechte namenlose Schandthaten verübt. Es gab keinen einzigen Hühnerstall im Dorfe, in welchem nicht Wehklage über ihn erhoben worden wäre: da entdeckte man seinen Aufenthaltsort. Mit Hilfe von guten Hunden trieb man ihn endlich aus der einsamen Scheuer, seiner Räuberhöhle, fort und ins Freie. Vergebens versuchte er alle List und Gewandtheit, den Hunden zu entgehen. Sie kamen ihm näher und näher und hatten ihn, als er zum Rande eines Abgrundes gelangt war, beinahe gefaßt. Er entschloß sich kurz und sprang mit einem einzigen kühnen Satze in die wohl 30 m tiefe Schlucht hinab. Der Sturz war doch zu heftig; denn unten lag er wie tot und rührte und regte sich nicht. Seine Verfolger waren der

festen Überzeugung, daß er sich zerschellt habe. Des Felles wegen stieg einer der Leute hinab und hob den Verunglückten auf. Plötzlich begann sich dieser von neuem zu regen, gab seinem Fänger auch sofort mit einem gehörigen Bisse das deutlichste Zeichen seines wiedererlangten Bewußtseins. Gleichwohl ließ der verwundete Mann das Tier nicht fahren, sondern faßte es sicher am Halse und brachte es so nach Hause. Hier wurde es freundlich und mild behandelt und war nach kurzer Zeit wirklich zahm, sei es nun infolge des hohen Sturzes oder aus Dankbarkeit für die ihm angethane Freundschaft. Der Besitzer beschloß, ihn als Mäusefänger zu verwenden, und brachte ihn in den Pferdestall. Hier war er binnen kurzem nicht nur eingewohnt, sondern hatte sich sogar einen Freund zu erwerben gewußt und zwar — eines der Pferde selbst. So oft man in den Stall trat, fand man ihn bei seinem Gesellen, den er durch dumpfes Knurren gleichsam zu verteidigen suchte. Bald saß er auf dem Rücken des Pferdes, bald auf dem Halse, bald rannte er auf ihm hin und her, bald spielte er mit dem Schwanze oder mit den Ohren seines Gastfreundes, und dieser schien höchst erfreut zu sein über die Zuneigung, welche der kleine Räuber zu ihm gefaßt hatte. Leider wurde dieser merkwürdige Freundschaftsbund grausam zerrissen. Der Marder geriet bei einem seiner nächtlichen Ausflüge in eine Falle und wurde am anderen Morgen tot in ihr gefunden.

Auch der Steinmarder ist in der Gefangenschaft ein sehr belustigendes Tier, unterhaltend wegen der außerordentlichen Behendigkeit und Anmut seiner Bewegungen, eigentlich auch keinen Augenblick in Ruhe, da er sich rennend, kletternd, springend, ohne Unterlaß in allen Richtungen bewegt. Die Gewandtheit des Tieres läßt sich schwer beschreiben, und wenn er zuweilen sich recht übermütig herumtummelt, kann man kaum unterscheiden, was Kopf oder Schwanz von ihm ist. Doch macht ihn der unangenehme Geruch, welchen namentlich das Männchen verbreitet, oft widerlich, und er wird auch durch seine Mordlust anderen, schwachen Tieren sehr gefährlich.

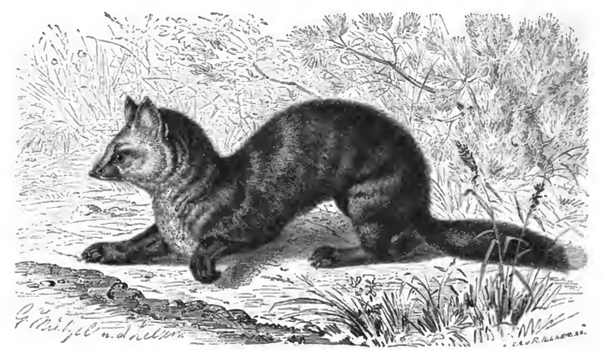
Jagd und Fang des Steinmarders erfordern einen wohlerfahrenen Weidmann. Das Tier hält zwar seine Wechsel mit größter Regelmäßigkeit ein, wird jedoch leicht mißtrauisch und weiß dann selbst den geschicktesten Jäger zu überlisten. Die kleinste Veränderung an den von ihm begangenen Stellen kann ihn auf Wochen und Monate vertreiben.

Deutschland oder Mitteleuropa liefert, nach Lomer, jährlich 250,000, der Norden Europas 150,000 Steinmarderfelle in den Handel, und die Gesamtausbeute hat einen Wert von mehr als 4 Millionen Mark. Die schönsten, größten und dunkelsten Felle kommen aus Ungarn und der Türkei; sie stehen am höchsten im Preise, die in Deutschland erbeuteten niedriger. Zu Anfang des vorigen Jahrzehntes wurden sie mit 15 Mark bezahlt, jetzt gelten sie 8—10 Mark. Felle, die an Schönheit allen weit voranstehen, liefert, laut Blanford, der Steinmarder in Turkistan und Afghanistan.

An unsere deutschen Marder reiht sich der hochberühmte Zobel (Mustela zibellina, Martes und Viverra zibellina) auf das innigste an. Ihn unterscheiden von dem nahe verwandten Edelmarder der kegelförmige Kopf, die großen Ohren, die hohen, starken Beine, die großen Füße und das glänzende, seidenweiche Fell. „Beim Zobel“, bemerkt Mützel, welcher das Glück hatte, auch diesen in unseren Käfigen so seltenen Marder nach dem Leben zeichnen zu können, „dessen Leib und Gliederbau im Vergleiche zu anderen Mardern stark und gedrungen ist, erscheint der Kopf gleichmäßig kegelförmig, man mag ihn betrachten, von welcher Seite man wolle. Die Spitze des Kegels bildet die Nase; die von ihr zur Stirn verlaufende fast gerade Linie steigt steil an, was seinen vorzüglichsten Grund darin hat, daß die sehr langen Haare der Stirn und der Schläfengegend, indem sie sich an die großen, aufrecht stehenden Ohren anlegen, diese in ihrem unteren Teile bedecken und damit den Winkel, welchen die Ohren mit der Oberfläche des Kopfes bilden, ausfüllen. Auch die Haare auf

Wangen und Unterkiefer sind lang und nach hinten gerichtet, und beides trägt ebenfalls viel zu der erwähnten Kegelgestalt bei. Die Ohren des Zobels sind die größten und spitzigsten aller mir bekannten Marderarten, viel größer als die des Steinmarders, verleihen daher dem Gesichte einen durchaus eigentümlichen Ausdruck. Die Beine endlich zeichnen sich vor denen der Verwandten durch ihre Länge und Stärke, die Füße durch ihre Größe aus; letztere machen daher den schwächeren oder zarten Füßchen anderer Marder gegenüber den Eindruck bärenartiger Tatzen, während infolge der verhältnismäßig größeren Länge der Beine die Gesamterscheinung des Tieres durch ihre gedrungene Kürze und die bedeutende Höhe auffällt."

Das Fell gilt für um so schöner, je größer seine Dichtigkeit, Weichheit und Gleichfarbigkeit, insbesondere aber, je ausgesprochener die ins Bläulichgraue ziehende rauchbraune Färbung des Wollhaares ist. Diese Färbung wird von den sibirischen Zobelhändlern das



Zobel (Mustela zibellina). ¼ natürl. Größe.

„Wasser" genannt und nach ihm der Wert des Felles abgeschätzt. Je gelber das Wasser, je lichter das Grannenhaar, um so geringer, je gleichfarbiger und dunkler dieses und das Wasser, um so höher ist der Wert des Felles. Die schönsten Felle sind oberseits schwärzlich, an der Schnauze schwarz und grau gemischt, auf den Wangen grau, am Halse und an den Seiten rötlich kastanienbraun, am Unterhalse schön dottergelb gefärbt; das Ohr pflegt grauweißlich oder lichtblaßbraun umrandet zu sein. Das Gelb der Kehle, welches, laut Radde, bisweilen zum Rotorange dunkelt, bleicht nach dem Tode des Tieres um so rascher aus, je lebhafter es war.

Bei vielen Zobeln, welche man sogar als Unterarten aufzustellen versucht hat, sind in das oben schwärzliche Fell viele weiße Haare eingestreut, und Schnauze, Wangen, Brust und Unterteile weißlich, bei anderen die Haare der Oberseite gelblichbraun, die der Unterseite, manchmal auch die des Halses und der Wangen weiß und nur die der Beine dunkler; bei manchen herrscht die gelbbräunliche Färbung oben und unten vor und dunkelt nur an den Füßen und an dem Schwanze; einzelne endlich sehen ganz weiß aus.

Das ursprüngliche Verbreitungsgebiet des Zobels erstreckt sich vom Ural bis zum Beringsmeere und von den südlichen Grenzgebirgen Sibiriens bis gegen den 68. Grad nördlicher

Breite sowie über einen nicht sehr ausgedehnten Teil Nordwestamerikas, ist aber nach und nach sehr beschränkt worden. Die unablässige Verfolgung, welcher er ausgesetzt ist, hat ihn in die dunkelsten Gebirgswälder Nordostasiens zurückgedrängt, und da ihm der Mensch auch hier begierig, ja mit Einsetzung seines Lebens, nachfolgt, muß er immer weiter sich zurückziehen und wird immer seltener. „In Kamtschatka“, sagt Steller, „hat es bei der Eroberung der Halbinsel so viele Zobel gegeben, daß es den Kamtschadalen nicht die geringste Schwierigkeit machte, Zobelfelle zur Bezahlung der Steuern zusammenzubringen; ja die Leute lachten die Kosaken aus, daß sie ihnen ein Messer für ein Zobelfell gaben. Einmal hatte ein Mann, ohne sich anstrengen zu müssen, 60, 80 und noch mehr Zobel in einem Winter zusammengebracht. Es gingen deshalb ganz erstaunliche Mengen von Zobeln aus dem Lande, und ein Kaufmann konnte durch Tauschhandel mit Eßwaren leicht das Fünfzigfache gewinnen. Ein Beamter, der in Kamtschatka war, kam als reicher Mann, wenigstens als ein Besitzer von 30,000 Rubeln und mehr nach Jakutsk zurück.“ Diese Goldzeit für die Zobelhändler gründete Fängergesellschaften auf Kamtschatka, von da ab verminderten sich die Tiere sowohl dort als auch in anderen Ländern und Gegenden Ostasiens. Verfolgung seitens der Jäger ist die Hauptursache der Abnahme dieses Marders. Doch unternimmt er auch größere Wanderungen, nach Ansicht der Eingeborenen den Eichhörnchen, seinem Lieblingswilde, nachziehend. Beim Verfolgen gedachter Nager durchschwimmt er ohne Bedenken breite Ströme, selbst während des Eisganges, so sehr er diese sonst zu meiden scheint. Sehr beliebte Aufenthaltsorte von ihm sind die Arvenwaldungen, deren riesige Stämme ihm ebensowohl passende Schlupfwinkel wie in den Samen ihrer Zapfen eine erwünschte Speise bieten.

„Der Zobel“, sagt Radde, „ist im Verhältnis zu seiner geringen Größe unter allen Tieren Ostsibiriens wohl das schnellste, ausdauerndste und stellenweise durch Verfolgung der Menschen das gewitzigtste. Auch an ihm, wie an den meisten anderen Tieren, welche zu den klugen zählen, läßt sich sehr wohl eine Bildungsfähigkeit der geistigen Grundlagen überall da nachweisen, wo bei häufigerem Begegnen mit den nachstellenden Jägern sie genötigt wurden, ihre Körperkraft und List in gesteigerter Weise zu gebrauchen. So wird der Zobel im Baikalgebirge, wo er die Trümmergesteine mit ihren Löchern und Gängen sehr gut zu benutzen weiß, viel schwerer durch Hunde gestellt als im Burejagebirge, in welchem er die hohlen Bäume aufsucht und jene Gesteinsritzen meidet. Hier zeigt er sich nicht ausschließlich als nächtliches Raubtier, wie er es dort ist, sondern geht, weniger behindert, seiner Nahrung auch während des Tages nach und schläft nur dann, wenn er durch die nachts erworbene Beute gesättigt wurde. Am liebsten und eifrigsten schweift er vor Sonnenaufgang um die Thalhöhen. Seine Spur ist etwas größer als die verwandter Marder und zeichnet sich infolge der längeren seitlichen Zehenbehaarung durch die größere Undeutlichkeit der Umrisse aus; auch setzt er beim Laufen gemeiniglich den rechten Vorderfuß zuerst vor.“ Hinsichtlich seines Auftretens scheint das Tier am meisten dem Edelmarder zu gleichen, dessen Gewandtheit und Kletterfertigkeit es teilt. Die Nahrung besteht hauptsächlich in Eichhörnchen und anderen Nagern, Vögeln und dergleichen; doch verschmäht der Zobel auch Fische nicht, da er sich durch Fischköder in Fallen locken läßt; auch will man beobachtet haben, daß ihm der Honig wilder Bienen besonders lieb sei. Zedernnüsse sind ihm eine sehr erwünschte Speise: die Magen der meisten, welche Radde erbeutete, waren mit diesen Samenkernen straff gefüllt. Die Rollzeit soll in den Januar fallen und das Weibchen ungefähr 2 Monate später 3—5 Junge zur Welt bringen.

Jagd und Fang des Zobels setzen alljährlich die gesamte waffenfähige Mannschaft ganzer Stämme in Bewegung und treiben Kaufleute durch Tausende von Meilen. Wie uns schon Steller und später der Russe Schtschukin berichten, finden sich auch gegenwärtig die

meisten Zobel noch in den finsteren Wäldern zwischen der Lena und dem östlichen Meere, und der Ertrag ihrer Felle bildet jetzt noch immer den bedeutendsten Zweig des Einkommens der Eingeborenen und der russischen Ansiedler. Vom Oktober an währen die Jagden bis zur Mitte des Novembers oder bis Anfang Dezember. In kleine Genossenschaften vereinigen sich die Jäger auf den Jagdplätzen, wo jede Gesellschaft ihre eigenen Wohnungen hat; die Hunde müssen während der Reise zugleich die Schlitten ziehen, welche mit Lebensmitteln für mehrere Monate beladen sind. Nun beginnt die Jagd, wesentlich noch immer in derselben Weise, wie Steller sie beschreibt. Man stellt Fallen oder Schlingen der allerverschiedensten Art, man verfolgt die Spur des Zobels auf Schneeschuhen, umstellt seinen Schlupfwinkel mit Netzen oder erlegt den Flüchtenden mit Pfeilen und mit der Flinte. Am beliebtesten sind diejenigen Fallen, in denen sich die Tiere fangen, ohne ihrem Felle irgendwie Schaden zu thun. Der Jäger braucht mehrere Tage mit seinen Genossen, um alle die Fallen zurechtzumachen, und oft genug findet er dann beim Nachsehen, welches er täglich vornehmen muß, daß ein naseweiser Schneefuchs oder ein anderes Raubtier die kostbare Beute aufgefressen hat. Oder der Arme wird von Ungewitter aller Art überrascht und muß nun eilig darauf bedacht sein, sein eigenes Leben zu retten, ohne weiter an die Auslösung der möglicherweise gefangenen Tiere zu denken. So ist der Zobelfang eigentlich eine ununterbrochene Reihe von Mühseligkeiten aller Art. Wenn endlich die Gesellschaften zurückkehren, stellt es sich häufig heraus, daß kaum mehr als die Kosten, niemals aber die Beschwerden bezahlt sind.

In den Hochgebirgen des südlichen Baikal fängt man, laut Radde, schon Ende September an, die Zobeljagd zu betreiben, weil das Tier hier seinen Winterpelz früher anlegt als in tieferen Gegenden. Der Zobel geht, zumal zu so vorgerückter Jahreszeit, nicht gern ins Wasser, sondern sucht sich zum Übergange von Bächen darüber gestürzte Bäume auf. Etwa in der Mitte solcher schmalen Brücken befestigen die Jäger Holzbogen und in diesen Haarschlingen, welche an längeren, mit Steinen beschwerten Haarseilen befestigt sind. Der Zobel, welcher solche Brücke überschreitet, gerät trotz aller Vorsicht mit dem Halse in die Schlinge, wird von dem lose aufliegenden Steine in die Tiefe des Wassers gerissen, festgehalten und ertränkt. Außerdem bedient man sich der Prügelfalle, legt Stellpfeile und andere Selbstgeschosse und spürt ihn mit Hunden auf.

Über das Gefangenleben des Zobels sind die Berichte noch sehr dürftig. In Sibirien fängt man das kostbare Tier erklärlicherweise nur auf Bestellung für den Käfig, und von den wenigen, welche man zähmt, kommt höchst ausnahmsweise einer oder der andere lebend zu uns, wie beispielsweise derjenige, welchen Mützel zeichnen konnte. Ein Zobel wurde in dem Palaste des Erzbischofs von Tobolsk gehalten und war so vollkommen gezähmt, daß er nach eigenem Ermessen in der Stadt lustwandeln durfte. Er verschlief wie seine Verwandten den größten Teil des Tages, war aber bei Nacht um so munterer und lebendiger. Wenn man ihm Futter gereicht hatte, fraß er sehr gierig, verlangte dann immer Wasser und fiel nun in einen so tiefen Schlaf, daß er während der ersten Stunden desselben wahrhaft ohne Gefühl zu sein schien. Man konnte ihn zwicken und stechen, er rührte sich nicht. Um so munterer war er bei Nacht. Er war ein arger Feind von Raubtieren aller Art. Sobald er eine Katze sah, erhob er sich wütend auf die Hinterfüße und legte die größte Lust an den Tag, mit ihr einen Kampf zu bestehen. Andere gezähmte Zobel spielten sehr lustig miteinander, setzten sich oft aufrecht, um so besser fechten zu können, sprangen munter im Käfig umher, wedelten mit dem Schwanze, wenn sie sich behaglich fühlten, und grunzten und knurrten im Zorne wie junge Hunde.

Schon in Sibirien bezahlt man für ein Zobelfell aus erster Hand, je nach seiner Güte, 20—25, aber auch bis zu 200 Rubel Silber; bei uns schwankt der Preis desselben zwischen 30 und 500 Mark. Die schönsten Felle liefern die östlichen Provinzen Sibiriens, Jakutsk

und Ochotsk, minder schöne die Länder an dem Jenissei, der Lena und dem Amur. Aus Asien gelangen, nach Lomer, jährlich über 100,000 Felle im Gesamtwerte von über 4 Millionen Mark in den Handel.

Im Nordosten und hohen Norden Amerikas wird der Zobel ersetzt durch den **Fichtenmarder** oder **amerikanischen Zobel** (Mustela americana, vulpina, leucopus, leucotis und huro), ein Tier von 45 cm Leibes- und 15 cm Schwanzlänge, welches dem Edelmarder näher steht als dem Zobel. Die Färbung ist ein mehr oder minder gleichmäßiges Braun; der Brustflecken sieht gelb, der Kopf einschließlich der Ohren grau oder weiß aus. Das Haar ist bedeutend gröber als beim Zobel und kommt dem unseres Edelmarders etwa gleich.

Die schönsten Felle stammen aus den Küstenländern der Hudsonbai, den Gegenden am Großen und Kleinen Walflusse, Ostmaine und aus Labrador. Nach Lomer kommen von dort jährlich ungefähr 100,000, von Alaska 30—50,000 Stück in den Handel, und wird das Stück der besten mit 75 Mark bezahlt.

Denselben Ländern entstammt der **Fischermarder**, **Fischer** der Nordamerikaner, **Pekan** der Kanadier, **Wijack** der Indianer (Mustela pennantii, canadensis, melanorhyncha, nigra, piscatoria und goodmanii, Viverra canadensis und piscatoria, Gulo castaneus und ferrugineus), ein großes, stämmiges, „fuchsartiges" Tier von mehr als 60 cm Leibes- und 30—35 cm Schwanzlänge. Der aus dichtem, feinem, glänzendem Grannenhaar und langem, weichem Wollhaar bestehende Pelz hat in der Regel sehr dunkle, selbst schwarze Färbung, und nur am Kopfe, im Nacken und auf dem Rücken mischt sich Grau ein; doch gibt es auch sehr helle, kastanien- oder hellbraune und selbst gelblichweiße Stücke.

Das Vaterland des Fischermarders erstreckt sich über den ganzen Norden Amerikas. In der Lebensweise ähnelt er bald mehr dem einen, bald mehr dem anderen seiner Verwandten. Seine gewöhnlichen Wohnungen sind Höhlen, welche er sich in der Nähe von Flußufern ausgräbt. Die Nahrung soll größtenteils aus Fleisch von Vierfüßlern bestehen, welche nahe am Wasser leben. Die Jagd wird von den jungen Indianern betrieben, welche in dem bissigen Geschöpfe ein Wesen finden, an dem sie ihren Mut erproben können, während sie sich bei der Jagd noch nicht so großen Gefahren aussetzen, wie sie Männer ihres Stammes zu bestehen haben, wenn sie zum Kampfe mit den grimmigen Bären hinausziehen. Da, nach Lomer, kaum ein Fell sich so trefflich zu Männerpelzen eignet wie dieses, da man im Norden Amerikas wie in Rußland das Fell des Fischermarders besonders schätzt und mit 30—60, sogar mit 85 Mark bezahlt, auch für einen aus ihm bereiteten Pelz gern 1200—4000 Mark ausgibt, gelangen verhältnismäßig wenige Felle (jetzt etwa 12,000 Stück und zwar unter dem Namen „virginischer Iltis") auf unseren Markt.

Das letzte Mitglied der Gattung, welches allgemeiner gekannt zu werden verdient, ist der **Charsamarder** der Birar-Tungusen, von den Leptschas **Sakku**, von den Malayen **Anga Prao** genannt (Mustela flavigula, kardwickii, Martes flavigula und gwatkinsi, Galidictis chrysogaster). Er zählt zu den größten Arten seiner Gattung; seine Leibeslänge beträgt bis 60 cm, seine Schwanzlänge 40 cm, sein Gewicht 2—3 kg. Der Kopf einschließlich der Ohren und ein seitlicher Halsstreifen, Hinterteil, Füße und Schwanz sind schwarz oder braunschwärzlich, Oberlippe, Kinn und Kehle rein weiß, alle übrigen Teile glänzend hellgelb, auf der Bauchseite reiner und heller als oben, an dem Halse und an der Kehle guttigelb. Die Färbung ändert vielfach ab, ist bald heller, bald dunkler und hat zur Aufstellung mehrerer Arten verleitet. Die Verbreitung unseres Tieres ist sehr groß. Er findet sich im Himalaja ostwärts von Kaschmir bis zu Höhen, die nicht über 2500 m

betragen, ferner in den nordöstlich liegenden Gebirgen und sogar im Amurlande. Südwärts ist er gemein in allen gebirgigen oder hügeligen Gegenden von Barma, der Malayischen Halbinsel und Sumatra. Im Süden Vorderindiens (Nilgiri, Trawankur) kommt er ebenfalls vor, soll auch, nach Jerdon, Ceylon bewohnen, doch wird diese Angabe von niemand sonst bestätigt, namentlich weder von Kelaart noch Tennent.

Radde fand den Charsamarder, welchen man bis zu seiner Reise nur in den südasiatischen Gebirgen beobachtet hatte, auch im Amurlande auf. Das Tier lebt nach seiner Beschreibung meistens zu zweien oder dreien und betreibt gemeinschaftlich seine Jagden, ist äußerst schnell im Laufen, geschickt im Klettern und wählt nicht wie der Zobel gewisse Thalhöhen zu seinem alltäglichen Ruheplatze, sondern schweift beständig umher. Der Marderhund wird ihm während des Sommers vorzugsweise zur Beute; selbst den bissigen Dachs greift er, falls er in Gesellschaft ist, mutig an und überwindet ihn; mit anderen seinesgleichen verfolgt er Rehe und Moschustiere. Im Herbste zieht er den Eichhörnchen nach und betreibt dann in den dichten Arven- und Zedernwaldungen seine Jagden auch auf Bäumen, während er dieses sonst nur im Notfalle thut, weil ihn seine Schwere untüchtig macht, die biegsamen Spitzen der Äste zu betreten und von ihnen auf die nächstgelegenen zu springen. Von Hunden gestellt, verteidigt er sich wie der Luchs, auf dem Rücken liegend und Krallen und Zähne als Waffen gebrauchend. In Hügelwäldern Südasiens wird er nicht selten auch am Tage gesehen, wie er paarweise, manchmal sogar in Familien von 5 und 6 Stück (Blanford) der Jagd in Büschen und Bäumen obliegt. Dort verfolgt er nicht bloß Säugetiere und Vögel, sondern auch Schlangen und Eidechsen, frißt wahrscheinlich auch Kerbtiere und jedenfalls Früchte; dem Hausgeflügel ist er ebenfalls gefährlich. Solange er in Bewegung ist, gibt er, nach Adams, beständig ein nicht lautes Trommeln oder Poltern von sich, welches bei Erregung in ein rauhes Gekreisch übergeht.

Über die Fortpflanzung fehlen Berichte. Gefangene sind wiederholt auch im Londoner Tiergarten gehalten worden; sie waren ebenso zahm, gut gelaunt, spiellustig und anhänglich, als irgend ein Marder es werden kann, und gaben nur einen unbedeutenden Margergeruch von sich.

*

Stinkmarder oder Stänker (Putorius oder Foetorius) heißen die Mitglieder einer anderen Gattung und zwar zu Ehren des allbekannten Iltis, welcher den obigen Namen allerdings verdient, während dies bei anderen Arten der Gruppe keineswegs der Fall ist. Die hierher gehörigen Marderarten kennzeichnen sich durch vorn stark verschmälerten Kopf, zugespitzte Schnauze, kurz abgerundete, dreiseitige Ohren, schlanken und langgestreckten Leib, kurze Beine mit langzehigen Füßen und runden, ziemlich lang behaarten Schwanz von noch nicht halber Leibeslänge. Das Gebiß besteht aus 34 Zähnen und zwar 6 Schneidezähnen und 1 Eckzahne in jedem Kiefer, 3 Lückzähnen im oberen, 3 im unteren Kiefer und 1 Backenzahne oben, 2 unten; der sogenannte Reißzahn ist in beiden Kiefern stark und kräftig entwickelt, während der dreimal so breite als lange Höckerzahn durch seine Querstellung auffällt. Fast alle Arten der Gattung halten sich in Erdlöchern oder Gebäuden auf und stehen in Raublust und Mordsucht hinter den verwandten Mardern nicht im geringsten zurück, erwerben sich aber durch Wegfangen schädlicher Nager und Schlangen durchschnittlich viel größere Verdienste als jene.

Der Iltis, Eltis, Ilk, Elk, Iltnis, Stänker, Stänkermarder, Stinkwiesel, Stölling oder Ratz (Putorius foetidus, typus, communis und vulgaris, Mustela, Foetorius und Viverra putorius, Mustela eversmanni und foetida) hat eine Leibeslänge von 40—42, eine Schwanzlänge von 16—17 cm. Der Pelz ist unten einfarbig schwarzbraun,

oben und an den Rumpfseiten heller, gewöhnlich dunkelkastanienbraun, an dem Oberhalse und den Seiten des Rumpfes, wegen des besonders hier durchschimmernden gelblichen Wollhaares, lichter. Über die Mitte des Bauches verläuft eine undeutlich begrenzte rötlichbraune Binde; Kinn und Schnauzenspitze, mit Ausnahme der dunklen Nase, sind gelblichweiß. Hinter den Augen steht ein wenig scharf begrenzter gelblichweißer Flecken, welcher mit einer undeutlichen, unterhalb der Ohren beginnenden Binde zusammenfließt. Letztere sind braun und gelblichweiß gerändert, die langen Schnurren schwarzbraun. Verschiedene Abänderungen, welche zum Teil als eigene Arten angesehen worden sind, kommen vor, unter anderen auch Weißlinge oder ganz gelb gefärbte Iltisse. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen



Iltis (Putorius foetidus). 1/3 natürl. Größe.

hauptsächlich durch rein weiße Färbung aller Stellen, welche bei jenem gelblich sind. Der Pelz ist zwar dicht, aber doch weit weniger schön als der des Edelmarders.

Im südöstlichen Europa, nach Norden hin bis Polen vordringend, tritt neben dem Iltis ein Verwandter auf: der Tigeriltis (Putorius sarmaticus, Mustela sarmatica, peregusna und praecincta, Viverra sarmatica, Foetorius sarmaticus), der in den schon genannten Gebieten nirgends häufig, nach Blanford in manchen Teilen Westasiens sehr selten, im südlichen Afghanistan dagegen, besonders um Kandahar, gemein ist. Seine Gesamtlänge beträgt 50 cm, wovon 16 cm auf den Schwanz kommen. Das kurzhaarige und straffe Fell ist auf der Oberseite und der Außenseite braun, mit unregelmäßigen gelben Flecken gezeichnet, am Kopfe, auf der Unterseite und der Innenseite der Beine schwarz; die Kehle rostweißlich gefleckt; die Lippen und eine hinter den Augen über den Scheitel verlaufende Binde sind weiß, die Ohren an der Wurzel braunschwarz, an der Spitze rostweißlich; der verhältnismäßig lange Schwanz hat an der Wurzel braune und gelbbunte, in der Mitte blaßgelbliche, an der Spitze schwarze Färbung. Hinsichtlich der Lebensweise, die Hutton eingehend geschildert hat, ähnelt der Tigeriltis durchaus seinem Verwandten.

Der Iltis bewohnt die ganze gemäßigte Zone von Europa und Asien, geht sogar ein Stück in den nördlichen Gürtel hinüber. Mit Ausnahme von Lappland und Nordrußland ist er überall in unserem Erdteile zu finden. In Asien trifft man ihn durch die Tatarei bis an den Kaspischen See und nach Osten hin durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka. Ihm ist jeder nahrungversprechende Ort recht, und deshalb bewohnt er ebenso die Ebenen wie die Gebirge, die Wälder wie die Felder, vor allem aber die Nähe menschlicher Wohnungen, zumal größerer Bauerngüter. Im Freien schlägt er sein Lager in hohlen Bäumen, im Geklüft, in alten Fuchsbauen und anderen Erdlöchern auf, welche er zufällig findet; im Notfalle gräbt er sich selbst einen Bau. Auf den Feldern bezieht er das hohe Getreide; außerdem haust er in der Nähe von Felsen, zwischen Pfahlwerk, unter Brücken, in altem Gemäuer, dem Gewurzel größerer Bäume, dichten Hecken: kurz, er weiß es sich überall wohnlich zu machen, wo es irgend angeht, scheut sich jedoch vor eigener Arbeit und läßt lieber andere Tiere für sich graben und wühlen. Im Winter zieht er sich bei uns nach Dörfern oder Städten zurück und kommt hier der Hauskatze oder dem Hausmarder in das Gehege, dabei aber auch gelegentlich in Hühnerhäuser, Taubenschläge, Kaninchenställe und an andere Orte, wo er dann nicht eben zur Freude des Menschen eine Thätigkeit entwickelt, welche bloß von seinen Familienverwandten erreicht, kaum aber übertroffen werden kann. Auf der anderen Seite ist er aber auch nützlich, und wenn die Bauern sonst Hühner, Tauben und Kaninchen gut verwahren, können sie mit ihrem Gaste ganz zufrieden sein; denn dieser fängt ihnen eine unschätzbare Menge von Ratten und Mäusen weg, säubert auch die Nähe der Wohnungen von Schlangen gründlich und verlangt dafür weiter nichts als ein warmes Lager im dunkelsten Winkel des Heubodens. Es gibt Gegenden, wo man ihn ebenso gern sieht, als man ihn an anderen Orten haßt. Er genießt dort eines gewissen Schutzes von seiten der Landwirte und steht so hoch in der Achtung, daß er auch dann noch für unschuldig erklärt wird, wenn einmal der Hühnerstall oder Taubenschlag von dem nächtlichen Besuche eines gefährlichen Räubers Blutspuren aufweist; denn der Landmann glaubt, daß sein gehegter und gepflegter Ratz unmöglich so grenzenlos undankbar sein könne, ihm den gewährten Schutz mit einem Raubanfalle auf das nützliche Geflügel zu vergelten, und vermutet in dem Mörder seiner Hühner einen anderen Iltis oder einen Hausmarder, welcher aus irgend einem Nachbarhause herübergeschlichen ist. Das sind freilich Ansichten, welche wohl von Edelmut und Milde der Gesinnung, aber von sehr wenig Kenntnis des stinkenden Gastes Zeugnis geben. Denn dieser hat wie Meister Reineke vom Eigentum eigentlich gar keinen Begriff und betrachtet den Menschen höchstens als einen gutmütigen Kauz, welcher ihm durch seine Geflügel- oder Kaninchenzucht dann und wann zu einem leckeren Gerichte verhilft.

Ehe wir Meister Ratz auf seinen Raubzügen weiter verfolgen und uns mit seinem übrigen Leben beschäftigen, wollen wir uns zu seiner besseren Kennzeichnung mit den Beobachtungen vertraut machen, welche Lenz an gezähmten anstellte: sie werden wesentlich dazu dienen, das Bild des Tieres zu zeichnen. „Am 4. August kaufte ich 5 halbwüchsige Iltisse, that sie in eine große Kiste und warf ihnen 10 lebende Frösche, eine lebende Blindschleiche und eine tote Drossel hinein. Am folgenden Morgen waren 8 Frösche verzehrt, die Blindschleiche und Drossel noch nicht angerührt. Am zweiten Tage verzehrten sie die beiden lebenden Frösche, die Blindschleiche, 3 Hamster und eine 2 Fuß lange Ringelnatter. In der folgenden Nacht fraßen sie die Drossel und 6 Frösche sowie eine fast meterlange, lebende Ringelnatter. Am dritten Tage speisten sie wiederum Frösche nebst zwei großen, toten Kreuzottern und eine Eidechse. Am vierten Tage fraßen sie 4 Hamster und 3 Mäuse. Am fünften Tage brachte ich einen Iltis in eine Kiste allein, gab ihm Futter vollauf und, als er satt war, eine große, jedoch matte Kreuzotter. Als ich nach einer Stunde wieder hinkam, hatte er ihr den Kopf zerbissen und sie in eine Ecke gelegt. Nun ließ ich eine große, recht bissige

Otter zu ihm; er zeigte vor ihrem Fauchen gar keine Furcht, sondern blieb ruhig liegen (denn der Iltis ruht oder schläft den ganzen Tag, woher die Redensart kommt: ‚Er schläft wie ein Ratz‘), und als ich am anderen Morgen zusah, hatte er sie getötet. Er befand sich so wohl wie gewöhnlich.

„Am anderen Tage legte ich neben den anderen ruhig in seiner Ecke sich pflegenden Iltis eine recht bissige Otter. Er wollte doch sehen oder vielmehr riechen, was da los wäre; kaum aber rührte er sich, als er zwei Bisse in die Rippen und einen in die Backen bekam. Er kehrte sich wenig daran, blieb aber, wohl hauptsächlich aus Furcht vor mir, ziemlich ruhig. Jetzt warf ich ein Stück Mausefleisch auf die Otter. Er ist nach Mausefleisch außerordentlich lüstern und konnte es daher unmöglich liegen sehen, ohne mit der Schnauze danach zu langen und es wegzukapern, aber wupp! da hatte er wieder einen tüchtigen Biß ins Gesicht. Er fraß sein Fleisch, und ich warf nun ein neues Stück auf die Otter; doch wagte er es nicht mehr, es wegzunehmen, sondern ließ sich durch das Fauchen und Beißen abschrecken.

„Während er nun beschäftigt war, wenigstens die Fleischstückchen, welche um die Otter herumlagen, zu beobachten, brachte mir zufällig ein Mann einen anderen, halbwüchsigen Iltis, den ich sogleich kaufte. Er war so fest an allen vier Beinen geknebelt, daß die Bindfaden tiefe Furchen eingeschnitten hatten, und daß er, sobald ich ihn seiner Fesseln entledigt und zu dem anderen gethan hatte, weder stehen noch gehen konnte. Er mußte wohl hungrig sein; denn er schob sich, auf der Seite liegend, mit seinen Beinen, welche alle wie zerschlagen aussahen, nach der Otter hin und wollte von ihr fressen; doch wurde ihm dieses bald durch drei derbe Bisse vergolten, worauf er es bequemer fand, ein Stückchen Mausefleisch zu benagen. Es wollte durchaus nicht gehen, denn seine Kinnladen waren ganz verrenkt, und erst nach einer halben Stunde konnte er wieder ein wenig kauen. Trotzdem nun, daß dieser Unglückliche in einer eisernen Falle gefangen worden war, seine Beine darin gebrochen, dann, fürchterlich geknebelt, einen ganzen Tag gelegen und endlich die Otterbisse geschmeckt hatte: erholte er sich doch nach und nach wieder und ward gesund; die Beine aber blieben lahm. Nachdem ich ihn einige Tage lang durch Frösche, Mäuse, Blindschleichen und Hamster erquickt hatte, legte ich ihm wieder eine tüchtige Otter vor die Füße. Er wollte sie fressen, bekam aber gleich einen furchtbaren Biß in die Backen. Wegen des lahmen Beins war er zu langsam, und da er immer wieder heranrückte, bekam er nach und nach vier Bisse. Jetzt ließ er ab, besann sich jedoch eines besseren, kam wieder, trat mit dem gesunden Fuße auf die Schlange, wobei er eine Menge Bisse erhielt, faßte den Kopf zwischen die Zähne, zermalmte ihn und fraß mit Begierde das ganze Tier. Es zeigte sich gar kein Merkmal von Krankheit. Ich tötete ihn nach 27 Stunden und zog ihm das Fell ab, fand aber keine Spur der Bisse als zwei kleine Flecken, die wohl auch vom Knebeln herrühren konnten.

„Doch kehren wir im Gedanken zu dem anderen Iltisse zurück. Er blieb in der Nacht mit der wütenden Otter zusammen, ohne sie weiter anzutasten. So oft er sich rührte, fauchte sie; als er aber einmal lange Zeit ruhig lag und schlief, ging sie hin und wärmte sich an ihm, kroch jedoch gerade über ihn weg. Es war schon eine Stunde lang dunkel, als ich, wenn ich ohne Licht in das Zimmer trat, sie noch immer fauchen hörte. Endlich, 10 Uhr abends, da ich zu Bette gehen wollte und nochmals mit dem Lichte nachsah, war sie verstummt und zerrissen. — Ein vierter Iltis ließ sich auch noch vier Bisse von einer Otter versetzen. Er litt aber ebensowenig wie die schon angeführten.“

Außer den giftigen Schlangen verzehrt der Iltis nach Marderart alles Getier, welches er überwältigen kann. Er ist ein furchtbarer Feind aller Maulwürfe, Feld- und Hausmäuse, Ratten und Hamster, selbst der Igel sowie sämtlicher Hühner und Enten. Die Frösche scheinen eine Lieblingsspeise für ihn zu sein; denn er fängt sie oft massenweise und sammelt

sie in seinen Wohnungen zu Dutzenden. Im Notfalle begnügt er sich mit Heuschrecken und Schnecken. Aber auch auf den Fischfang geht er aus und lauert an Bächen, Seen und Teichen den Fischen auf, springt plötzlich nach ihnen ins Wasser, taucht und packt sie mit großer Gewandtheit; im Winter soll er sie sogar unter dem Eise hervorholen. Außerdem frißt er sehr gern Honig und Früchte. Seine Blutgier ist ebenfalls groß, jedoch nicht so groß wie bei den eigentlichen Mardern. Er tötet in der Regel nicht alles Geflügel eines Stalles, in welchen er sich geschlichen, sondern nimmt das erste beste Stück und eilt mit ihm nach seinem Schlupfwinkel, wiederholt aber seine Jagd mehrere Male in einer Nacht. Mehr als andere Marderarten hat er die Gewohnheit, sich Vorratskammern anzulegen, und nicht selten findet man in seinen Löchern hübsche Mengen von Mäusen, Vögeln, Eiern und Fröschen aufgespeichert. Seine Behendigkeit macht es ihm leicht, sich immer zu versorgen.

In Ostsibirien ändert der Iltis, nach Radde, seine Lebensweise. Er bleibt den dichten Wäldern meistens fern, wählt aber auch nicht wie in Europa die Ansiedelungen der Menschen zu seinem Lieblingsaufenthalte. Wo Wälder sind, bevorzugt er die Ränder derselben oder sucht die Heuschläge auf, welche Feld- und Spitzmäuse anlocken; mehr noch sagt ihm der öde und feste Boden der Hochsteppen zu, weil er hier sein Hauptwild, die Bobaks oder Steppenmurmeltiere, in größerer Menge findet, ebenso wie in den trockeneren Teilen der Hochgebirge ihn eine Zieselart zu fesseln weiß. In den daurischen Hochsteppen, wo sein Dasein eng an die genannten Murmeltiere geknüpft ist, sorgt er für die lange Winterszeit, in welcher letztere schlafen, sehr listig, indem er schon im Herbste, wenn das Erdreich noch nicht gefroren ist, tiefe Röhren gräbt, welche nach den dann noch leeren Nestern der Murmeltiere führen; hier läßt er aber, sobald er merkt, daß er dem Neste nahe ist, eine dünne Erdschicht stehen, die er erst im Winter durchbricht, wenn die Murmeltiere, welche die von ihnen selbstgegrabenen Röhren verstopfen, im Winterschlafe liegen.

Alle Bewegungen des Iltis sind gewandt, rasch und sicher. Er versteht meisterhaft zu schleichen und unfehlbare Sprünge auszuführen, läuft bequem über die dünnste Unterlage, klettert, schwimmt, taucht, kurz, macht von allen Mitteln Gebrauch, welche ihm nützen können. Dabei zeigt er sich schlau, listig, behutsam, vorsichtig und mißtrauisch, sehr scharfsinnig und, wenn er angegriffen wird, mutig, zornig und bissig, also ganz geeignet, großartige Räubereien auszuführen. Nach Art der Stinktiere verteidigt er sich im Notfalle durch Ausspritzen einer sehr stinkenden Flüssigkeit und schreckt dadurch oft die ihn verfolgenden Hunde zurück. Seine Lebenszähigkeit ist unglaublich groß. Er springt ohne Gefahr von bedeutender Höhe herab, erträgt Schmerzen aller Art fast mit Gleichmut und erliegt nur unverhältnismäßig starken Verwundungen.

Die Rollzeit des Iltis fällt in den März. An Orten, wo er häufig ist, gewahrt man, daß Männchen und Weibchen sich von Dach zu Dach verfolgen, oder daß zwei Männchen ihre nebenbuhlerischen Kämpfe ausfechten. Dabei schreien alle sehr laut, beißen sich nicht selten ineinander fest und rollen, zu einem Knäuel geballt, über die Dächer herab, fallen zu Boden, trennen sich ein wenig und beginnen den Tanz von neuem. Nach zweimonatiger Tragzeit wirft das Weibchen in einer Höhle und noch lieber in einem Holz- oder Reisighaufen 4—5, zuweilen auch 6 Junge, gewöhnlich im Mai. Die Mutter liebt ihre Kleinen ungemein, sorgt für sie auf das zärtlichste und beschützt sie gegen jeden Feind; ja, sie geht zuweilen, wenn sie in der Nähe ihres Nestes Geräusch vernimmt, auch unangefochten auf Menschen los. Nach etwa sechs Wochen langer Kindheit gehen die Jungen mit der Alten auf Raub aus, und nach Ablauf des dritten Monats sind sie fast ebenso groß geworden wie diese.

Man kann junge Iltisse durch Katzenmütter säugen lassen und zähmen, erlebt jedoch nicht viele Freude an ihnen, weil der angeborene Blutdurst mit der Zeit durchbricht und sie dann jedem harmlosen Haustiere nachstellen. Mehrere Gefangene, welche in einem Raume

leben müssen, vertragen sich keineswegs immer gut, fallen im Gegenteile oft wütend übereinander her, kämpfen auf Tod und Leben zusammen und fressen die von ihnen erwürgten Mitbrüder auf, so daß zuletzt oft nur der Stärkste übrigbleibt. Doch thun Zähmung und Abrichtung viel, selbst an Iltissen. Zum Austreiben der Kaninchen können sie ebensogut gebraucht werden wie das Frettchen; ihr Gestank ist aber viel heftiger als bei diesem. Selbst Füchse werden von solchen gezähmten Iltissen aus ihren Bauen getrieben; denn ihr Mut ist unverhältnismäßig groß, und sie greifen jedes Tier ohne weiteres an, oft in der unverschämtesten Weise, wehren sich auch nachdrücklich gegen Hunde. Menschen gegenüber betragen sich freilebende Iltisse zuweilen wahrhaft tolldreist und können Kindern sogar gefährlich werden. „In Verna, einem Dorfe Kurhessens," erzählt Lenz, „hatte ein sechsjähriger Knabe sein Brüderchen in der Nähe eines Kanals auf die Landstraße gesetzt, um sich die Wartung desselben leichter zu machen. Plötzlich erschienen drei Ratze und griffen das Kind an. Der eine setzte sich im Genicke fest, der andere an der Seite des Kopfes und der dritte an der Stirn. Das Kind schrie laut auf, der Bruder wollte ihm zu Hilfe kommen, allein aus dem Kanal eilten noch andere Ratze herbei und wollten ihn angreifen. Glücklicherweise kamen zwei Männer vom Felde den Kindern zu Hilfe und schlugen zwei von den Ratzen tot, worauf die übrigen Tiere abließen. In Riga drang ein Ratz durch ein Loch durch den Fußboden in die Stube, fiel über ein in der Wiege liegendes Kind, tötete es und biß es an der linken Wange an. In Schnepfenthal wurde sogar ein Hirt von einem Iltisse angegriffen, der freilich seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußte."

Wegen des bedeutenden Schadens, welchen das Tier anrichtet, ist es fast überall einer sehr lebhaften Verfolgung ausgesetzt. Man gebraucht alle üblichen Waffen und Fallen, um es zu erbeuten. Wo man sehr von Mäusen geplagt ist, thut man wohl, den Ratz laufen zu lassen und die Mühe, welche sein Fang verursachen würde, lieber auf Ausbesserung und dichten Verschluß der Hühnerställe zu verwenden.

Das Fell des Iltis liefert ein warmes und dauerhaftes Pelzwerk, welches aber seines anhaltenden und wirklich unleidlichen Geruches wegen weit weniger geschätzt wird, als es seiner Dichtigkeit halber verdient. Neuerdings erst ist es etwas mehr zu Ehren gekommen und wird selbst von den empfindsamsten Damen ohne Widerstreben getragen. Nach Lomer gelangen gegenwärtig jährlich ungefähr 600,000 Iltisfelle, welche einen Gesamtwert von etwa 2 Millionen Mark haben, auf den Rauchwarenmarkt. Die besten liefern Holland, die Bayrische Hochebene, Norddeutschland und Dänemark, weniger gute Ungarn und Polen, die geringsten Rußland und Asien. In Rußland herrschen kleine schwärzliche, in Asien hellgelbliche, welche einen sehr geringen Preis haben, entschieden vor. Die Mehrzahl der Felle wird in den betreffenden Ländern selbst gebraucht, eine nicht unbedeutende Anzahl aber auch nach Schweden und Finnland ausgeführt. Aus den langen Schwanzhaaren fertigt man Pinsel; das Fleisch ist vollkommen unbrauchbar und wird sogar von den Hunden verachtet.

Außer den Menschen scheint der Ratz wenig Feinde zu haben. Gute Jagdhunde fallen ihn allerdings wütend an, falls sie ihn nur erreichen können, und beißen ihn gewöhnlich bald tot; außerdem dürfte wohl bloß noch Reineke sein Gegner sein. Lenz beschreibt in ergötzlicher Weise, wie im Käfig der Fuchs einem Iltis mitspielt: „Der Fuchs, welcher nach seinem Fleische durchaus nicht leckert und es, wenn der Iltis tot ist, gar nicht einmal fressen mag, kann doch gegen den lebenden Ratz seine Tücke nicht lassen. Er schleicht heran, liegt lauernd auf dem Bauche, springt plötzlich zu, wirft den Ratz übern Haufen und ist schon weit entfernt, wenn jener sich wütend erhebt und ihm die Zähne weist. Der Fuchs kommt wieder, springt ihm mit großen Sätzen entgegen und versetzt ihm in dem Augenblicke, wenn er ihn zu Boden wirft, einen Biß in den Rücken, hat aber schon wieder losgelassen, ehe jener sich rächen kann. Jetzt streicht er von fern im Kreise um den Ratz herum, welcher

sich immer hindrehen muß, endlich schlüpft er an ihm vorüber und hält den Schwanz nach ihm hin. Der Ratz will hineinbeißen, der Fuchs hat ihn schon eiligst weggezogen, und jener beißt in die Luft. Jetzt thut der Fuchs, als ob er ihn nicht beobachte; der Ratz wird ruhig, schnuppert umher und beginnt an einem Kaninchenschenkel zu nagen. Das ist dem bösen Feinde ganz recht. Auf dem Bauche kriechend kommt er von neuem herbei, seine Augen funkeln, die Ohren sind gespitzt, der Schwanz ist in sanft wedelnder Bewegung: plötzlich springt er zu, packt den schmausenden Ratz beim Kragen, schüttelt ihn tüchtig und ist verschwunden. Der Ratz, um nicht länger geschabernackt zu werden, wühlt in die Erde und sucht einen Ausweg. Vergebens! Der Fuchs ist wieder da, beschnuppert das Loch, beißt plötzlich durch und fährt dann schnell zurück." Ein solches Schauspiel, bei welchem weder der eine noch der andere Schaden leidet, dauert oft stundenlang und erweckt mit Recht die Heiterkeit der versammelten Zuschauer.

Gegenwärtig gilt es unter allen Naturforschern als ausgemacht, daß das **Frett** (Putorius furo, Mustela und Foetorius furo) nichts anderes als der durch Gefangenschaft und Zähmung etwas veränderte Abkömmling des Iltis ist.

Man kennt das Frettchen zwar seit den ältesten Zeiten, aber bloß im gezähmten Zustande. Aristoteles erwähnt es unter dem Namen Iktis, Plinius unter dem Namen Viverra. Auf den Balearen hatten sich einmal die Kaninchen so vermehrt, daß man den Kaiser Augustus um Hilfe anrief. Er sendete den Leuten einige Viverrae, deren Jagdverdienste groß waren. Sie wurden in die Gänge der Kaninchen gelassen und trieben die verderblichen Nager heraus in das Netz ihrer Feinde. Strabon erzählt die Sache noch umständlicher. Spanien hatte fast keine schädlichen Tiere, mit Ausnahme der Kaninchen, welche Wurzeln, Kräuter und Samen fressen. Diese Tiere hatten sich so verbreitet, daß man in Rom um Hilfe bitten mußte. Man erfand verschiedene Mittel, um sie zu verjagen. Das beste blieb aber, sie durch afrikanische Katzen (unter diesem Namen verstehen alle alten Naturforscher die Marder), welche mit verschlossenen Augen in die Höhlen gesteckt wurden, aus ihrem Baue zu vertreiben. Zu Zeiten der Araber hieß das Frett bereits Furo, wurde auch schon, wie Albertus Magnus berichtet, in Spanien zahm gehalten und wie heutzutage verwendet.

Das Frett ähnelt dem Iltis in Gestalt und Größe. Es ist zwar etwas kleiner und schwächlicher als dieser, allein ähnliches bemerken wir bei vielen Tieren, welche nur in abhängigen Verhältnissen von den Menschen, also in der Gefangenschaft, leben. Die Leibeslänge beträgt 45 cm, die des Schwanzes 13 cm. Dies sind genau die Verhältnisse des Iltis, und auch im Bau des Gerippes weicht es nicht wesentlich von diesem ab. Gewöhnlich sieht man das Frett in Europa bloß im Kakerlakenzustande, d. h. weißlich- oder semmelgelb, unten etwas dunkler gefärbt, und mit hellroten Augen. Nur wenige sehen dunkler und dann echt iltisartig aus. So viel ist sicher, daß bis jetzt scharfe Unterschiede zwischen Iltis und Frett noch nicht aufgefunden werden konnten, und daß alle Gründe, welche man für den Beweis der Selbständigkeit unseres Frettchens zusammenstellte, als nicht stichhaltig betrachtet werden müssen. Als Hauptgrund gilt die größere Zartheit und Frostigkeit, die Sanftmut und leichte Zähmbarkeit des Frettes gegenüber den uns bekannten Eigenschaften des Iltis. Allein dieser Grund ist meiner Ansicht nach so wenig beweisend wie die übrigen; denn alle Kakerlaken sind eben schwächliche, zarte Wesen. Einige Naturforscher nahmen fest an, daß das Frett ein Afrikaner sei und sich von Afrika aus über Europa verbreitet habe, waren aber nicht im stande, diese Meinung durch irgend welche Beobachtung zu unterstützen. Das Frett findet sich also bloß in der Gefangenschaft und wird von uns einzig und allein für die Kaninchenjagd gehalten; nur die Engländer gebrauchen es auch zur Rattenjagd und

achten diejenigen Frette, welche Rattentöter genannt werden, weit höher als die, welche sie bloß zur Kaninchenjagd verwenden können. Man hält die Tiere in Kisten und Käfigen, gibt ihnen oft frisches Heu und Stroh und bewahrt sie im Winter vor Kälte. Sie werden gewöhnlich mit Semmel oder Milch gefüttert; doch ist es ihrer Gesundheit weit zuträglicher, wenn man ihnen zartes Fleisch von frisch getöteten Tieren reicht. Mit Fröschen, Eidechsen und Schlangen kann man sie nach den Beobachtungen unseres Lenz ganz billig erhalten; denn sie fressen alle Lurche und Kriechtiere sehr gern.

In seinem Wesen ähnelt das Frettchen dem Iltis, nur daß es nicht so munter ist wie dieser; an Blutgier und Raublust steht es seinem wilden Bruder nicht nach. Selbst wenn es schon ziemlich satt ist, fällt es über Kaninchen, Tauben und Hühner wie rasend her, packt



Frettchen (Putorius furo). ⅓ natürl. Größe.

sie im Genicke und läßt sie nicht eher los, bis die Beute sich nicht mehr rührt. Das aus den Wunden hervorfließende Blut leckt es mit einer unglaublichen Gier auf, und auch das Gehirn scheint ihm ein Leckerbissen zu sein. An Lurche geht es mit größerer Vorsicht als an andere Tiere, und die Gefährlichkeit der Kreuzotter scheint es zu ahnen. Ringelnattern und Blindschleichen greift es, nach Lenz, ohne weiteres an, auch wenn es diese Tiere noch niemals gesehen hat, packt sie trotz ihrer heftigen Windungen, zerreißt ihnen das Rückgrat und verzehrt dann von ihnen ein gutes Stück. Den Kreuzottern aber naht es sich äußerst vorsichtig und versucht, diesem tückischen Gewürm Bisse in die Mitte des Leibes zu versetzen. Ist es erst einmal von einer Otter gebissen worden, so gebraucht es alle erdenkliche List, um die Giftzähne zu meiden, wird aber zuweilen so ängstlich, daß es sich von dem Kampfe zurückzieht und der Otter das Feld überläßt. Der Biß der Otter tötet das Frett nicht, macht es aber krank und mutlos.

Selten gelingt es, ein Frettchen vollkommen zu zähmen; doch sind Beispiele bekannt, daß einzelne ihrem Herrn wie ein Hund auf Schritt und Tritt nachgingen und ohne Besorgnis freigelassen werden konnten. Die meisten wissen, wenn sie einmal ihrem Käfig entrinnen

konnten, die erlangte Freiheit zu benutzen, laufen in den Wald hinaus und beziehen dort eine Kaninchenhöhle, welche ihnen nun während des Sommers als Lager und Zufluchtsort dienen muß, entwöhnen sich nach kurzer Frist vollkommen des Menschen, gehen jedoch, wenn sie nicht zufällig wieder eingefangen werden, im Winter regelmäßig zu Grunde, weil sie viel zu zart sind, als daß sie der Kälte widerstehen könnten. Nur sehr wenige suchen nach längeren Streifzügen das Haus ihrer Pfleger wieder auf oder unternehmen regelmäßig von hier aus Jagden nach ihnen bekannten Orten. Auf den Kanarischen Inseln verwildert das Frett, laut Bolle, oft vollständig.

Die Stimme des Fretts ist ein dumpfes Gemurr, bei Schmerz ein helles Gekreisch. Letzteres hört man selten; gewöhnlich liegt das Frett ganz still in sich zusammengerollt auf seinem Lager, und nur wenn es seine Raubgier bethätigen kann, wird es munter und lebendig.

Das Weibchen wirft nach fünfwöchiger Tragzeit anfangs Mai 5—8 Junge, welche 2—3 Wochen blind bleiben. Sie werden mit großer Sorgfalt von der Mutter gepflegt und nach etwa 2 Monaten entwöhnt; dann sind sie geeignet, abgesondert aufgezogen zu werden. Junge Iltisse pflegt die Frettmutter ohne Umstände unter ihre Kinderschar aufzunehmen und mit derselben Sorgfalt zu behandeln wie diese; solche Milchgeschwister vertragen sich auch später vortrefflich miteinander. Man pflegt das Frettchen wie jeden anderen Marder, muß aber auf seine Entwöhnung von frischer Luft und Freiheit die gebührende Rücksicht nehmen und darf den Weichling namentlich strenger Kälte nicht aussetzen. Frische Luft, Reinlichkeit und entsprechende Nahrung sind die Hauptbedingungen zu seinem Wohlsein: im Sommer muß man es kühl, im Winter warm legen; Käfig, Freß- und Trinkgefäß sind stets rein zu halten; mit dem Futter hat man entsprechend zu wechseln. In Ermangelung eines besseren Behälters sperrt man 2—3 Frettchen zusammen in einen Bretterkasten, welcher etwa 1 m lang, 70 cm tief und ebenso hoch, mit einem verschließbaren Deckel versehen, an einer Wand mit einem Gitter und innen mit einem Schlafkästchen ausgestattet ist. Für letzteren genügt eine Länge von 40, eine Höhe und Breite von 20—25 cm; es besitzt ein Schlupfloch und unten ein zum Ausschieben eingerichtetes enges Drahtgitter, auf welches durch den oben zu öffnenden Deckel Leinen- und Wollläppchen zur Unterlage für die ein weiches Bett liebenden Tiere gebreitet werden; in der entgegengesetzten Ecke des Kastens bringt man im Boden ein Loch an und befestigt unter demselben ein Kästchen mit einem Thonnapfe zur Aufnahme der Losung der Frettchen, welche man dadurch an einen bestimmten Ort gewöhnt, daß man zuerst ihren Unrat aufsammelt und in den betreffenden Napf legt oder denselben mit jenem einreibt; wollen sie sich nicht bequemen, auf einem bestimmten Orte sich zu lösen, so muß man alle verunreinigten Teile des Kastens sorgfältig reinigen und durch Auflegen von Ziegelsteinen und dergleichen sie abhalten, dieselben wieder zu benutzen. Zur Nahrung erhalten die Frettchen, laut Zeiller, dem ich in vorstehendem gefolgt bin, morgens Milchsemmel; abends rohes Fleisch und wöchentlich ein- oder zweimal ein rohes Ei; auch kann man ihnen wie allen Mardern verschiedene Früchte, insbesondere Kirschen, Pflaumen und Birnenschnitzel, reichen. Nach geschehener Paarung hat man das Männchen von dem Weibchen zu trennen, weil es sonst regelmäßig die kaum geborenen Jungen auffrißt, darf aber ohne Bedenken mehrere, mindestens zwei Weibchen mit Jungen in demselben Käfig lassen. Nicht wohlgethan ist es, die rechtzeitige Paarung der Frettchen zu verhindern, weil Männchen wie Weibchen, wenn man ihren natürlichen Trieb unterdrückt, fast regelmäßig erkranken und zu Grunde gehen können. Bei sorgfältiger Pflege erhält man die Tierchen 6—8 Jahre lang am Leben und bei guter Gesundheit.

So treffliche Dienste das Frett bei der Kaninchenjagd leistet, so gering ist der wirkliche Nutzen, den es bringt, im Vergleiche zu den Kosten, welche es verursacht. Man darf die Kaninchenjagd mit dem Frett eben nur während der gewöhnlichen Jagdzeit, vom Oktober

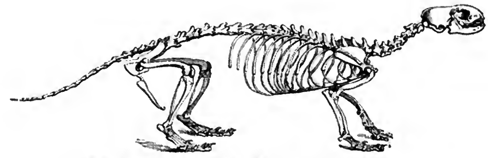
bis zum Februar, betreiben und muß das ganze übrige Jahr hindurch das Tierchen ernähren, ohne den geringsten Nutzen von ihm zu erzielen; zudem ist es bloß gegen halb oder ganz erwachsene Kaninchen zu gebrauchen, weil es Junge, welche es im Baue findet, augenblicklich tötet und auffrißt, worauf es sich gewöhnlich in das weiche, warme Nest legt und nun den Herrn Gebieter draußen warten läßt, solange es ihm behagt.

Zur Jagd zieht man am Morgen aus. Die Frettchen werden in einem weich ausgelegten Korbe oder Kästchen, unter Umständen auch in der Jagdtasche getragen. Am Baue sucht man alle befahrenen Röhren auf, legt vor jede ein sackartiges, etwa 1 m langes Netz, welches um einen großen Ring geflochten und an ihm befestigt ist, und läßt nun eins der Frettchen in die Hauptröhre, welche hierauf ebenfalls verschlossen wird. Sobald die Kaninchen den eingedrungenen Feind merken, fahren sie erschreckt heraus, geraten in das Netz und werden in ihm erschlagen. Das Frettchen selbst wird durch einen kleinen Beißkorb oder durch Abfeilen der Zähne gehindert, ein Kaninchen im Baue abzuschlachten, und bekommt, um von seinem Treiben beständig Kunde zu geben, ein helltönendes Glöckchen um den Hals gehängt. In früheren Zeiten war man, namentlich in England, so grausam, zu gleichem Behufe die Lippen des armen Jagdgehilfen zusammenzunähen, ehe man ihn in den Bau kriechen ließ; glücklicherweise hat man sich überzeugt, daß ein Beißkorb dieselben Dienste leistet. Sobald das Frettchen wieder an der Mündung der Röhre erscheint, wird es sofort aufgenommen; denn wenn es zum zweiten Male in den Bau geht, legt es sich in das Nest zur Ruhe und läßt dann oft stundenlang auf sich warten. Sehr wichtig ist es, wenn man es an einen Pfiff und Ruf gewöhnt. Kommt es dann nicht heraus, so sucht man es durch allerhand Lockungen wieder in seine Gewalt zu bringen. So bindet man an eine schwankende Stange ein Kaninchen und schiebt dieses in die Röhre. Einer solchen Aufforderung, der unser Tier beherrschenden Blutgier Folge zu leisten, kann kein Frett widerstehen; es beißt sich fest und wird samt dem Kaninchen herausgezogen.

In England benutzt man das Frett häufiger noch als zur Jagd der Kaninchen zum Vertreiben der Ratten und noch lieber zu Kämpfen mit diesen bissigen Nagern. Mein englischer Gewährsmann versichert, daß verhältnismäßig wenige Frette zur Rattenjagd zu gebrauchen seien, nachdem sie einige Male von den Zähnen der gefräßigen Langschwänze zu leiden gehabt hätten. Ein Frett, welches bloß an Kaninchenjagd gewöhnt ist, soll für die Rattenjagd gänzlich unbrauchbar sein, weil es sich vor jeder großen Ratte fürchtet. Der Rattenjäger muß also besonders erzogen werden. Man läßt ihn anfangs nur mit jungen und schwachen Ratten kämpfen und gewöhnt ihn nach und nach an Kampf und Sieg. Dann regt sich der angeborene Blutdurst; der Mut des kleinen Räubers wächst, und zuletzt erlangt er eine solche Fertigkeit in dem Kampfe mit dem schwarzen Wilde, daß er wahre Wunder verrichtet. Gewöhnlich ziehen sich alte, erfahrene Ratten, sobald sie angegriffen werden, in eine Ecke zurück und wissen von hier aus erfolgreiche Ausfälle zu machen und dem unvorsichtigen Feinde gefährliche Wunden beizubringen; ein gut abgerichtetes Frett aber schrecken solche ausgelernte Fechter nicht ab: es weiß doch den richtigen Augenblick zu wählen, um den tückischen Gegner zu fassen. Ausgezeichnete Frettchen vermögen in einer Stunde 50 Ratten in einem 2—3 m großen Raume zu töten.

Ich habe schon bemerkt, daß das Frett bei seinen Kaninchenjagden zuweilen auch auf andere Feinde trifft, welche in einem verlassenen Kaninchenbau Zuflucht gefunden haben. So ereignet es sich zuweilen, daß es in einer Kaninchenhöhle mit einem Iltis zusammenkommt. Dann beginnt ein furchtbarer Kampf zwischen beiden gleich starken und gewandten Tieren, keineswegs zur Freude des Besitzers des gezähmten Mitgliedes der Marderfamilie, weil er alle Ursache hat, für das Leben seines Jagdgehilfen zu fürchten. „Ein Frett, welches in eine Kaninchenhöhle gesandt wurde“, erzählt ein Jäger, „verblieb so lange Zeit darin,

daß ich ungeduldig wurde und bereits glauben wollte, mein Tier habe sich in das warme Nest gelegt und schlafe dort. Ich stampfte deshalb heftig auf den Boden, um es zu erwecken und wieder zu mir zu bringen. Freilich erfuhr ich bald, daß mein Frettchen sich keiner Unterlassungssünde schuldig gemacht hatte. Ich hörte ein ganz eigentümliches Geschrei, welches dem Murren und Kreischen des Frettchens glich, aber doch noch von Tönen begleitet war, welche ich mir nicht enträtseln konnte. Der Lärm wurde lauter, und bald konnte ich unterscheiden, daß es von zwei Tieren herrühren mußte. Endlich sah ich in dem Dunkel der Höhle den Schwanz meines Frettchens und entdeckte nun zu gleicher Zeit, daß es mit einem Tiere im Kampfe lag. Das Frett bemühte sich nach Kräften, seine Beute nach der Mündung der Höhle zu schleppen, stieß aber auf einen bedeutenden Widerstand. Endlich kam es doch hervor, und ich entdeckte zu meiner nicht geringen Überraschung, daß es sich mit einem männlichen Iltis in den Kampf eingelassen hatte. Beide waren ineinander verbissen; eines hatte das andere am Nacken gefaßt, und keines schien gewillt zu sein, seinen Gegner so leichten Kampfes davonzulassen. Plötzlich erblickte mich der Iltis und versuchte nun, mein



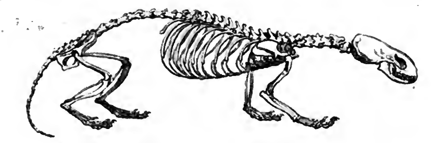
Gerippe des Iltis. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

armes Frettchen nach der Tiefe der Höhle zu schleppen, um den Kampf dort weiter auszufechten. Das vorzügliche Tierchen hielt jedoch trefflich stand und brachte seinen Feind nach kurzer Zeit nochmals an die Mündung der Höhle zurück. Aber es war zu schwach, um ihn vollends bis an das Tageslicht zu bringen. Der Iltis gewann wieder die Oberhand, und beide verschwanden von neuem. Nun sah und hörte ich wieder lange Zeit nichts von ihnen, und meine Ängstlichkeit nahm begreiflicherweise mit jeder Minute zu. Aber zum dritten Male sah ich das Frett, welches seinen Feind an das Tageslicht zu schleppen versuchte. An der Mündung der Höhle entstand ein verzweifeltes Ringen; das Frettchen kämpfte mit unübertrefflichem Geschicke, und ich hoffte schon die Niederlage des Iltis zu sehen, als jenes plötzlich den Kampf aufgab und mit zerfetzter Brust auf mich zusprang. Sein Feind erkühnte sich nicht, ihm zu folgen, sondern blieb vorsichtig schnüffelnd in der Mündung der Röhre stehen. Ich schlug auf ihn an; allein mein Gewehr versagte mir mehrere Male, und ehe ich noch schießen konnte, drehte sich der kleine Held plötzlich um und ließ seinen Gegner und dessen Helfershelfer im Stiche."

Ungeachtet solcher Kämpfe paaren sich Frett und Iltis ohne viele Umstände miteinander und erzielen Blendlinge, welche von den Jägern sehr geschätzt werden. Solche Bastarde ähneln dem Iltis mehr als dem Frett, unterscheiden sich von ersterem auch bloß durch die lichtere Färbung im Gesichte und an der Kehle. Ihre Augen sind ganz schwarz und aus diesem Grunde feuriger als die des Frettchens. Sie vereinigen die Vorzüge beider Eltern in sich; denn sie lassen sich weit leichter zähmen, stinken auch nicht so heftig wie der Iltis, sind aber stärker, kühner und weniger frostig als das Frettchen. Ihr Mut ist unglaublich. Sie stürzen sich wie rasend auf jeden Feind, welchem sie in einer Höhle begegnen. Nicht selten sind sie aber auch gegen ihren Herrn heftig und beißen ihn empfindlich.

Das Wiesel und seine nächsten Verwandten sind noch weit schlanker und gestreckter als die übrigen Marder; ihr Schädel ist etwas schmächtiger und hinten schmäler, der obere Reißzahn ein wenig anders gestaltet als bei den Iltissen. Alle hierher gehörigen Arten halten sich am liebsten in Feldern, Gärten, Erdhöhlen, Felsritzen, unter Steinen und Holzhaufen auf und jagen fast ebensoviel bei Tage wie bei Nacht. Obgleich die kleinsten Raubtiere, zeichnen sie sich durch ihren Mut und ihre Raublust aus, so daß sie als wahre Musterbilder der Familie gelten können.

Das **Wiesel**, **Hermännchen** oder **Hermchen** (Putorius vulgaris, Viverra, Mustela und Foetorius vulgaris, Mustela gale, nivalis und pusilla), erreicht eine Gesamtlänge von 20 cm, wovon 4,5 cm auf das kurze Schwänzchen zu rechnen sind. Der außerordentlich gestreckte Leib sieht wegen des gleichgebauten Halses und Kopfes noch schlanker aus, als er ist. Vom Kopfe an bis zum Schwanze fast überall gleich dick, erscheint er nur bei Erwachsenen in den Weichen etwas eingezogen und an der Schnauze ein wenig zugespitzt. Er ruht auf sehr kurzen und dünnen Beinen mit äußerst zarten Pfoten, deren Sohlen zwischen den Zehenballen behaart und deren Zehen mit dünnen, spitzen und scharfen Krallen



Gerippe des Wiesels. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

bewaffnet sind. Der verhältnismäßig kurze Schwanz spitzt sich von der Wurzel nach dem Ende allmählich zu. Die Nase ist stumpf und durch eine Längsfurche einigermaßen geteilt. Die breiten und abgerundeten Ohren stehen seitlich und weit hinten; die schiefliegenden Augen sind klein, aber sehr feurig. Eine mittellange, glatte Behaarung deckt den ganzen Leib und zeigt sich nur in der Nähe der Schnauzenspitze etwas reichlicher. Lange Schnurren vor und über den Augen und einzelne Borstenhaare unter diesen sind außerdem zu bemerken. Die Färbung des Pelzes ist rötlichbraun; der Rand der Oberlippe und die ganze Unterseite sowie die Innenseiten der Beine sind weiß. Hinter jedem Mundwinkel steht ein kleiner, rundlicher, brauner Flecken, und zuweilen finden sich auch einzelne braune Punkte auf dem lichten Bauche. In gemäßigten und südlichen Gegenden ändert diese Färbung nicht wesentlich ab; weiter nördlich hingegen legt das Wiesel wie sein nächster Verwandter eine Wintertracht an und erscheint dann weißbraun gefleckt, ohne jedoch die schöne, schwarze Schwanzspitze zu erhalten, welche das Hermelin so auszeichnet.

Das Wiesel bewohnt ganz Europa ziemlich häufig, obschon vielleicht nicht in so großer Anzahl wie das nördliche Asien, und zwar ebensowohl die flachen wie die gebirgigen Gegenden, buschlose Ebenen so gut wie Wälder, bevölkerte Orte nicht minder zahlreich als einsame. Überall findet es einen passenden Aufenthalt; denn es weiß sich einzurichten und entdeckt allerorten einen Schlupfwinkel, welcher ihm die nötige Sicherheit vor seinen größeren Feinden gewährt. So wohnt es denn bald in Baumhöhlen, in Steinhaufen, in altem Gemäuer, bald unter hohlen Ufern, in Maulwurfsgängen, Hamster- und Rattenlöchern, im Winter in Schuppen und Scheuern, Kellern und Ställen, unter Dachböden &c., häufig auch in Städten. Wo es ungestört ist, streift es selbst bei Tage umher, wo es sich verfolgt sieht, bloß des Nachts oder wenigstens bei Tage nur mit äußerster Vorsicht.

Wenn man achtsam und ohne Geräusch an Orten vorübergeht, welche ihm Schutz gewähren, kann man leicht das Vergnügen haben, es zu belauschen. Man hört ein unbedeutendes Rascheln im Laube und sieht ein kleines, braunes Wesen dahinhuschen, welches, sobald es den Menschen gewahrt, aufmerksam wird und auf seine Hinterbeine sich erhebt, um bessere Umschau halten zu können. Gewöhnlich fällt es dem zwerghaften Gesellen gar nicht ein, zu fliehen; er sieht vielmehr mutig und trotzig in die Welt hinaus und nimmt eine wahrhaft herausfordernde Miene an. Wenn man ihm dicht an den Leib kommt, ist er auch wohl so dreist, sich dem Störenfriede selbst zu nähern und ihn mit einer unbeschreiblichen



Wiesel (Putorius vulgaris), im Sommerkleide. ⅓ natürl. Größe.

Unverschämtheit anzusehen, als wolle er sich Kunde verschaffen, was der ungebetene Gast denn hier zu suchen habe.

Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß das kühne Geschöpf sogar den Menschen angegriffen und von ihm erst nach langem Streite abgelassen hat. Auch in den Beinen von vorübergehenden Pferden hat es sich festgebissen und konnte nur durch vereinte Anstrengung von Roß und Reiter abgeschüttelt werden. Mit diesem Mute ist eine unvergleichliche Geistesgegenwart verbunden. Das Wiesel findet fast immer noch einen Ausweg: es gibt sich in den Krallen des Raubvogels noch nicht verloren. Der starke und raubgierige Habicht freilich macht wenig Umstände mit dem ihm gegenüber allzu schwachen Zwerge, nimmt ihn vielmehr, ohne die geringste Gefahr befürchten zu müssen, mit seinen langen Fängen vom Boden auf und erdolcht oder erdrosselt ihn, ehe der arme Schelm noch recht zur Besinnung gelangt; die schwächeren Räuber aber haben sich immerhin vorzusehen, wenn sie Gelüste nach dem Fleische des Wiesels verspüren. So sah ein Beobachter einen Weih auf das Feld herabstürzen, von dort ein kleines Säugetier aufheben und in die Luft tragen. Plötzlich begann der Vogel zu schwanken, sein Flug wurde unsicher, und schließlich fiel der Raubvogel tot zur Erde herab. Der überraschte Zuschauer eilte zur Stelle und sah ein Wiesel lustig dahinhuschen. Es hatte seinem fürchterlichen Feinde geschickt den Hals zerbissen und sich so gerettet. Ähnliche

Beobachtungen hat man bei Krähen gemacht, welche so kühn waren, das unscheinbare Tier anzugreifen, und sich arg verrechneten, indem sie selbst ihr Leben lassen mußten, anstatt einen guten Schmaus zu halten.

Ein lehrreiches Beispiel von einem ungleichen Zweikampfe, den unser kleiner Räuber bestand, teilt Lenz mit: „Zu einem alten Wiesel, welches mit anderen Tieren schon ganz gesättigt war, setzte ich einen Hamster, welcher es an Körpermasse wohl dreimal übertraf. Kaum hatte es den bösen Feind bemerkt, vor dem es wie ein Zwerg vor einem Riesen stand, so rückte es im Sturmschritte vor, quiekte laut auf und sprang unaufhörlich nach dem Gesichte und Halse seines Gegners. Der Hamster richtete sich empor und wehrte mit den Zähnen den Wagehals ab. Plötzlich aber fuhr das Wiesel zu, biß sich in seine Schnauze ein, und beide wälzten sich nun, das Wiesel laut quiekend, auf dem mit Blute sich rötenden Schlachtfelde. Die Streiter fochten mit allen Füßen; bald war das leicht gebaute Wiesel, bald der schwere, plumpe Hamster obenauf. Nach 2 Minuten ließ das Wiesel los, und der Hamster putzte, die Zähne fletschend, seine verwundete Nase. Aber zum Putzen war wenig Zeit; denn schon war der kleine Feind wieder da, und wupp! saß er wieder an der Schnauze und hatte sich fest eingebissen. Jetzt rangen sie eine Viertelstunde lang unter lautem Quieken und Fauchen, ohne daß ich bei der Schnelligkeit der Bewegungen recht sehen konnte, wer siegte, wer unterlag. Zuweilen hörte ich zerbissene Knochen knirschen. Die Heftigkeit, womit sich das Wiesel wehrte, die zunehmende Mattigkeit des Hamsters schien zu beweisen, daß jenes im Vorteile war. Endlich ließ das Wiesel los, hinkte in eine Ecke und kauerte sich nieder; das eine Vorderbein war gelähmt, die Brust, welche es fortwährend leckte, blutig. Der Hamster nahm von der anderen Ecke Besitz, putzte seine angeschwollene Schnauze und röchelte. Einer seiner Zähne hing aus der Schnauze hervor und fiel endlich gänzlich ab; die Schlacht war entschieden. Beide Teile waren zu neuen Anstrengungen nicht mehr fähig. Nach 4 Stunden war das tapfere Wiesel tot. Ich untersuchte es genau und fand durchaus keine Verletzung, ausgenommen, daß die ganze Brust von den Krallen des Hamsters arg zerkratzt war. Der Hamster überlebte seinen Feind noch um 4 Stunden. Die Schnauze desselben war zermalmt, ein Zahn ausgefallen, zwei andere wacklig, und nur der vierte saß fest. Übrigens sah ich nirgends eine Verletzung, da ihn das Wiesel immer fest an der Schnauze gehalten hatte."

Es versteht sich von selbst, daß ein so mutvolles und kühnes Geschöpf ein wahrhaft furchtbarer Räuber sein muß, und ein solcher ist das Wiesel in der That. Es hat allen kleinen Säugetieren den Krieg erklärt und richtet unter ihnen oft entsetzliche Verwüstungen an. Unter den Säugetieren fallen ihm die Haus-, Wald- und Feldmäuse, Wasser- und Hausratten, Maulwürfe, junge Hamster, Hasen und Kaninchen zur Beute; aus der Klasse der Vögel raubt es junge Hühner und Tauben, Lerchen und andere auf der Erde wohnende Vögel, selbst solche, welche auf Bäumen schlafen, plündert auch deren Nester, wenn es diese auffindet. Unter den Kriechtieren stellt es den Eidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern nach, wagt sich selbst an die gefährliche Kreuzotter, obgleich es deren wiederholten Bissen erliegen muß. Außerdem frißt es auch Frösche und Fische, genießt überhaupt jede Art von Fleisch, selbst das der eigenen Art. Kerbtiere der verschiedensten Ordnungen sind ihm ein Leckerbissen, und wenn es Krebse erlangen kann, weiß es deren harte Kruste geschickt zu zerbrechen. Seine geringe Größe und unglaubliche Gewandtheit kommen ihm bei seinen Jagden trefflich zu statten. Man kann wohl sagen, daß eigentlich kein kleines Tier vor ihm sicher ist. Es läuft außerordentlich gewandt, klettert recht leidlich, schwimmt sehr gut und weiß durch blitzschnelle Wendungen und rasche Bewegungen, im Notfalle auch durch ziemlich weite Sprünge seiner Beute auf den Leib zu kommen oder seinen Feinden zu entgehen. In der Fähigkeit, die engsten Spalten und Löcher zu durchkriechen und somit überall sich einzuschleichen, liegt seine Hauptstärke, und Mut, Mordlust und Blutdurst thun dann vollends noch das Ihrige,

um das kleine Tier zu einem ausgezeichneten Räuber zu machen. Man hat sogar beobachtet, daß es gemeinschaftlich jagt, was nicht wundernehmen kann, da es gesellig lebt und sich an manchen Orten in großer Anzahl sammelt: so sah Pechuel-Loesche sieben erwachsene Wiesel, wahrscheinlich eine Familie bildend, die bei Tage einen bebuschten Feldrain regelrecht abjagten, ohne sich durch den nachgehenden Zuschauer sonderlich stören zu lassen. Kleine Tiere packt es im Genicke oder beim Kopfe, große sucht es am Halse zu fassen. In die Eier macht es geschickt an einem Ende ein oder mehrere Löcher und saugt dann die Flüssigkeit aus, ohne daß ein Tropfen verloren geht. Größere Eier soll es zwischen Kinn und Brust klemmen, wenn es sie fortschaffen muß; kleinere trägt es im Maule weg. Bei größeren Tieren begnügt es sich mit dem Blute, welches es aufleckt, ohne das Fleisch zu berühren, kleinere frißt es ganz auf; die, welche es einmal gepackt hat, läßt es nicht wieder fahren. Und dabei gilt es ihm gleich, ob seine Räuberthaten bemerkt werden oder nicht. In unmittelbarer Nähe von bewohnten Gebäuden jagt es fast ohne alle Scheu.

Die Paarungszeit fällt in den März. Im Mai oder Juni, also nach fünfwöchiger Tragzeit, bekommt das Weibchen 5—7, manchmal aber bloß 3, zuweilen auch 8 blinde Junge, welche es meist in einem hohlen Baume oder in einem seiner Löcher zur Welt bringt, immer aber an versteckten Orten auf ein aus Stroh, Heu, Laub und dergleichen bereitetes, nestartiges Lager bettet. Es liebt sie außerordentlich, säugt sie lange und ernährt sie dann noch mehrere Monate mit Haus-, Wald- und Feldmäusen, welche es ihnen lebendig bringt. Wenn sie beunruhigt werden, trägt es sie im Maule an einen anderen Ort. Bei Gefahr verteidigt die treue Mutter ihre Kinder mit grenzenlosem Mute. Sowie die allerliebsten Tierchen erwachsen sind, spielen sie oft bei Tage mit der Alten, und es sieht ebenso wunderlich wie hübsch aus, wenn die Gesellschaft sich im hellsten Sonnenschein auf Wiesen umhertreibt, zumal auf solchen, welche an unterirdischen Gängen, namentlich an Maulwurfslöchern, reich sind. Lustig geht es beim Spielen zu. Aus diesem und jenem Loche guckt ein Köpfchen hervor; neugierig sehen sich die kleinen, hellen Augen nach allen Seiten um. Es scheint alles ruhig und sicher zu sein, und eins nach dem anderen verläßt die Erde und treibt sich im grünen Grase umher. Die Geschwister necken, beißen und jagen sich und entfalten dabei alle Gewandtheit, welche ihrem Geschlechte eigentümlich ist. Wenn der versteckte Beobachter ein Geräusch macht, vielleicht ein wenig hustet oder in die Hand schlägt, stürzt alt und jung voll Schrecken in die Löcher zurück, und im Augenblicke scheint alles verschwunden zu sein. Doch nein! Hier schaut bereits wieder ein Köpfchen aus dem Loche hervor, dort ein zweites, da ein drittes: jetzt sind sie sämtlich da, prüfen von neuem, vergewissern sich der Sicherheit, und bald ist die ganze Gesellschaft vorhanden. Wenn man nunmehr das Erschrecken fortsetzt, bemerkt man gar bald, daß es wenig helfen will; denn die kleinen, mutigen Tierchen werden immer dreister, immer frecher und treiben sich zuletzt ganz unbekümmert vor den Augen des Beobachters umher.

Junge Wiesel, welche noch bei der Mutter sind, haben das rechte Alter, um gezähmt zu werden. Die Ansicht, welche sich unter den Naturforschern von Buffon her fortgeerbt hat, daß unser Tierchen unzähmbar sei, hat mit Recht Widerlegung gefunden; gänzlich unbegründet aber ist sie nicht. Gefangene Wiesel gehören zu den großen Seltenheiten, nicht weil man sie schwer erlangt, sondern weil sie nur in wenigen Ausnahmefällen den Verlust ihrer Freiheit ertragen. Ich meinesteils habe mir die größte Mühe gegeben, ein Wiesel längere Zeit am Leben zu erhalten, ihm die ihm zusagendsten Aufenthaltsorte und die passendste Nahrung geboten, es in keiner Weise an umsichtiger Pflege fehlen lassen und bin doch nicht zum Ziele gelangt. Ein paar Tage, manchmal auch wochenlang geht es ganz gut; plötzlich aber liegt das Tierchen zuckend und sich windend auf dem Boden, und bald darauf ist es verendet. In seiner außerordentlichen Reizbarkeit dürfte meiner Meinung nach

die hauptsächlichste Ursache dieser Hinfälligkeit gefunden werden: das Wiesel ärgert sich, falls man so sagen darf, zu Tode. Anders verhält es sich, wenn man junge, womöglich noch blinde Wiesel aufzieht, beziehentlich sie durch eine sanfte Katzenmutter aufsäugen läßt; sie, welche sich von Kindheit auf an den Menschen gewöhnen, werden ungemein zahm und dann zu wirklich allerliebsten Geschöpfen. Unter den verschiedenen Geschichten, welche von solchen Wieseln berichten, scheint mir eine von Frauenhand niedergeschriebene, welche Wood in seiner „Natural History“ mitteilt, die anmutigste zu sein, und deshalb will ich sie im Auszuge wiedergeben.

„Wenn ich etwas Milch in meine Hand gieße“, sagt die Dame, „trinkt mein zahmes Wiesel davon eine gute Menge; schwerlich aber nimmt es einen Tropfen der von ihm so geliebten Flüssigkeit, wenn ich ihm nicht die Ehre anthue, ihm meine Hand zum Trinkgefäße zu bieten. Sobald es sich gesättigt hat, geht es schlafen. Mein Zimmer ist sein gewöhnlicher Aufenthaltsort, und ich habe ein Mittel gefunden, seinen unangenehmen Geruch durch wohlriechende Stoffe vollständig aufzuheben. Bei Tage schläft es in einem Polster, zu dessen Innern es Eingang gefunden hat; während der Nacht wird es in eine Blechbüchse in einem Käfig verwahrt, geht aber stets ungern in dieses Gefängnis und verläßt es mit Vergnügen. Wenn man ihm seine Freiheit gibt, ehe ich wach werde, kommt es in mein Bett und kriecht nach tausend lustigen Streichen unter die Decke, um in meiner Hand oder an meinem Busen zu ruhen. Bin ich aber bereits munter geworden, wenn es erscheint, so widmet es mir wohl eine halbe Stunde und liebkost mich auf die verschiedenste Weise. Es spielt mit meinen Fingern wie ein kleiner Hund, springt mir auf den Kopf und den Nacken oder klettert um meinen Arm oder um meinen Leib mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit, welche ich bei keinem anderen Tiere gefunden habe. Halte ich ihm in einer Entfernung von 1 m meine Hand vor, so springt es in sie hinein, ohne jemals zu fallen. Es bekundet große Geschicklichkeit und List, um irgend einen seiner Zwecke zu erreichen, und scheint oft das Verbotene aus einer gewissen Lust am Ungehorsam zu thun.

„Bei seinen Bewegungen zeigt es sich stets achtsam auf alles, was vorgeht. Es schaut jede Ritze an und dreht sich nach jedem Gegenstande hin, welchen es bemerkt, um ihn zu untersuchen. Sieht es sich in seinen lustigen Sprüngen beobachtet, so läßt es augenblicklich nach und zieht es gewöhnlich vor, sich schlafen zu legen. Sobald es aber munter geworden ist, bethätigt es sofort seine Lebendigkeit wieder und beginnt seine heiteren Spiele sogleich von neuem. Ich habe es nie schlecht gelaunt gesehen, außer wenn man es eingesperrt oder zu sehr geplagt hatte. In solchen Fällen suchte es dann sein Mißvergnügen durch kurzes Gemurmel auszudrücken, gänzlich verschieden von dem, welches es ausstößt, wenn es sich wohl befindet.

„Das kleine Tier unterscheidet meine Stimme unter zwanzig anderen, sucht mich bald heraus und springt über jeden hinweg, um zu mir zu kommen. Es spielt mit mir auf das liebenswürdigste und liebkost mich in einer Weise, welche man sich nicht vorstellen kann. Mit seinen zwei kleinen Pfötchen streicht es mich oft am Kinne und sieht mich dabei mit einer Miene an, welche sein großes Vergnügen auf das beste ausdrückt. Aus dieser seiner Liebe und tausend anderen Bevorzugungen meiner Person ersehe ich, daß seine Zuneigung zu mir eine wahre und nicht eingebildete ist. Wenn es bemerkt, daß ich mich ankleide, um auszugehen, will es mich gar nicht verlassen, und niemals kann ich mich so ohne Umstände von ihm befreien. Listig, wie es ist, verkriecht es sich gewöhnlich in ein Zimmer an der Ausgangsthür, und sobald ich vorbeigehe, springt es plötzlich auf mich und versucht alles mögliche, um bei mir zu bleiben.

„In seiner Lebendigkeit, Gewandtheit, in der Stimme und in der Art seines Gemurmels ähnelt es am meisten dem Eichhörnchen. Während des Sommers rennt es die ganze

Nacht hindurch im Hause umher; seit Beginn der kälteren Zeit aber habe ich dies nicht mehr beobachtet. Es scheint jetzt die Wärme sehr zu vermissen, und oft, wenn die Sonne scheint und es auf meinem Bette spielt, dreht es sich um, setzt sich in den Sonnenschein und murmelt dort ein Weilchen.

„Wasser trinkt es bloß, wenn es Milch entbehren muß, und auch dann immer mit großer Vorsicht. Es scheint just, als wolle es sich nur ein wenig abkühlen und sei fast erschreckt über die Flüssigkeit; Milch hingegen trinkt es mit Entzücken, jedoch immer bloß tropfenweise, und ich darf stets nur ein wenig von der so beliebten Flüssigkeit in meine Hand gießen. Wahrscheinlich trinkt es im Freien den Tau in derselben Weise wie bei mir die Milch. Als es einmal im Sommer geregnet hatte, reichte ich ihm etwas Regenwasser in einer Tasse und lud es ein, hinzugehen, um sich zu baden, erreichte aber meinen Zweck nicht. Hierauf befeuchtete ich ein Stückchen Leinenzeug in diesem Wasser und legte es ihm vor, darauf rollte es sich mit außerordentlichem Vergnügen hin und her.

„Eine Eigentümlichkeit meines reizenden Pfleglings ist seine Neugier. Es ist geradezu unmöglich, eine Kiste, ein Kästchen oder eine Büchse zu öffnen, ja bloß ein Papier anzusehen, ohne daß auch mein Wiesel den Gegenstand beschaut. Wenn ich es wohin locken will, brauche ich bloß ein Papier oder ein Buch zu nehmen und aufmerksam auf dasselbe zu sehen, dann erscheint es plötzlich bei mir, rennt auf meiner Hand hin und schaut mit größter Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, welchen ich betrachte. Ich muß schließlich bemerken, daß das Tier mit einer jungen Katze und einem Hunde, welche beide schon ziemlich groß sind, gern spielt. Es klettert auf ihren Nacken und Rücken herum und steigt an den Füßen und dem Schwanze empor, ohne ihnen jedoch auch nur das leiseste Ungemach zuzufügen."

Der Herausgeber der artigen Geschichte bemerkt nun noch, daß das Tierchen hauptsächlich mit kleinen Stückchen Fleisch gefüttert wurde, welche es ebenfalls am liebsten aus der Hand seiner Herrin annahm.

Dies ist nicht das einzige Beispiel von der vollständig gelungenen Zähmung des Wiesels. Ein Engländer hatte ein jung aus dem Neste genommenes so an sich gewöhnt, daß es ihm überall folgte, wohin er auch ging, und andere Tierfreunde haben die niedlichen Geschöpfe dahin gebracht, daß sie nach Belieben nicht nur im Hause herumlaufen, sondern auch aus- und eingehen durften.

Bei guter Behandlung kann man das Wiesel 4—6 Jahre am Leben erhalten; in der Freiheit dürfte es ein Alter von 8—10 Jahren erreichen. Leider werden die kleinen, nützlichen Geschöpfe von unwissenden Menschen vielfach verfolgt und aus reinem Übermute getötet. In Fallen, welche man mit Eiern, kleinen Vögeln oder Mäusen ködert, fängt sich das Wiesel sehr leicht. Oft findet man es auch in Rattenfallen, in welche es zufällig geraten ist. Wegen des großen Nutzens, den es stiftet, sollte man das ausgezeichnete Tier kräftig schützen, anstatt es zu verfolgen. Man kann dreist behaupten, daß zur Mäusejagd kein anderes Tier so vortrefflich ausgerüstet ist wie das Wiesel. Der Schade, welchen es anrichtet, wenn es zufällig in einen schlechtverschlossenen Hühnerstall oder Taubenschlag gerät, kommt diesem Nutzen gegenüber gar nicht in Betracht. Doch ist gegen Vorurteile aller Art leider nur schwer anzukämpfen. Nicht genug, daß man die Thätigkeit des Tieres vollkommen verkennt, schmückt man auch seine Geschichte noch mit mancherlei Fabeln aus. Unter vielen ist noch hier und da die Meinung verbreitet, daß das Wiesel seine Jungen aus dem Munde gebäre, jedenfalls deshalb, weil man die Mutter oft ihre Jungen von einem Orte zum anderen tragen sieht und dabei zufällig nicht an die Hauskatze denkt, welche doch genau dasselbe thut. Außerdem glaubt man, daß alle Tiere, welche mit ihm in Berührung kommen oder von ihm gebissen werden, an den betreffenden Stellen bösartige Geschwülste bekommen, und fürchtet namentlich für Kühe, welche den Bissen mehr als alle anderen

Haustiere ausgesetzt sein sollen. In den Augen abergläubischer Leute ist, laut Wuttke, das Wiesel ein äußerst gefährliches Tier. Wenn jemand von ihm angefaucht wird, so schwillt das Gesicht auf, oder man wird blind oder muß sterben, ja schon das bloße Ansehen des Tierchens macht blind oder krank. Man darf das Wiesel nicht beim Namen nennen, sonst verfolgt es den Menschen und bläst ihn an, deshalb muß man zu ihm sagen: „Schönes Dingel behüt' dich Gott". Es bläst auch das Vieh an, wodurch dieses krank wird und Blut statt Milch gibt. Ein langsam zu Tode gemartertes Wiesel heilt Beulen, das ihm abgezapfte, noch warm getrunkene Blut die Fallsucht, das einem lebendigen Wiesel ausgerissene und sofort gegessene Herz verleiht die Kraft der Wahrsagung. Von sonstiger Quacksalberei, wie solche der alte Gesner erzählt, will ich schweigen; nach den Proben, welche ich weiter oben gegeben, genügt es zu sagen, daß so ziemlich jeder Teil des Leibes im Arzneischatze früherer Zeiten seine Rolle spielte. Dagegen glauben die Landleute in anderen Gegenden, daß die Anwesenheit eines Wiesels im Hofe dem Hause und der Wirtschaft Glück bringe, und diese Leute haben in anbetracht der guten Dienste, welche der kleine Räuber leistet, jedenfalls die Wahrheit besser erkannt.

Der nächste Verwandte des Wiesels ist das Hermelin, auch wohl großes Wiesel genannt (**Putorius erminea**, Viverra, Mustela und **Foetorius erminea**, Mustela candida ꝛc.), ein Tier, welches dem Hermännchen in Gestalt und Lebensweise außerordentlich ähnelt, aber bedeutend größer ist als der kleine Verwandte. Die Gesamtlänge beträgt 32 bis 33 cm, wovon der Schwanz 5—6 cm wegnimmt; im Norden soll es jedoch größer werden als bei uns. Oberseite und Schwanzwurzelhälfte sehen im Sommer braunrot, im Winter weiß aus und haben zu jener Zeit braunrötliches, zu dieser weißes Wollhaar, die Unterseite hat jederzeit weiße Färbung mit gelblichem Anfluge, und die Endhälfte des Schwanzes ist immer schwarz.

Die Veränderung der Färbung des Hermelins im Sommer und Winter hat unter den Naturforschern zu Meinungsverschiedenheiten Veranlassung gegeben. Einige sonst trefflich beobachtende Schriftsteller nehmen an, daß eine doppelte Härung stattfinde, andere, zu denen ich zähle, sind der Ansicht, daß das Sommerhaar gegen den Winter hin und beziehentlich bei Eintritt starker Kälte einfach verbleicht, so wie wir dies beim Eisfuchse und dem Schneehasen beobachten können. Über den Farbenwechsel im Frühlinge hat der Schwede Grill, dessen anmutige Schilderungen weiter unten folgen werden, nach Wahrnehmungen an seinen Gefangenen treffliche Beobachtungen gemacht. „Am 4. März", sagt er, „konnte man zuerst einige dunkle Haare zwischen den Augen bemerken. Am 10. hatte es auf derselben Stelle einen braunen, hier und da mit Weiß durchbrochenen Flecken von der Breite der halben Stirn. Über den Augen und um die Nase zeigten sich nun mehrere kleine dunkle Flecken. Wenn es sich krumm bückte, sah man, daß der Grund längs der Mitte des Rückens, unter den Schultern und auf dem Scheitel dunkel war. Am 11. war es den ganzen Rückgrat und über die Schultern entlang dunkel. Am 15. zog sich das Dunkel schon über die Hinter- und Vorderbeine sowie ein Stück über die Schwanzwurzel. Am 18. umfaßte das Graubraun den Durchgang zwischen den Ohren, den Hinterhals, ungefähr 5 cm breit, ebenso den Rücken, ein Viertel des Schwanzes und zog sich über Schultern und Hüften bis zu den Füßen. Überall war die dunkle und die weiße Färbung scharf begrenzt und die erstere durchaus unvermischt mit Weiß, ausgenommen im Gesichte, welches ganz bunt aussah. Das Braune war dort am dunkelsten und wurde nach hinten zu allmählich heller, so daß es über den Lenden und um die Schwanzwurzel gelbbraun oder schmutziggelblich war. Der Schwanz hatte nun drei Farben, nämlich ein Viertel Braungelb, ein Viertel Weiß mit schwefelgelbem Anstrich und die Hälfte Schwarz. Auch unter dem Bauche war die schwefelgelbe Farbe jetzt stärker als vorher.

Der Farbenwechsel ging sehr schnell vor sich, besonders im Anfange, so daß man ihn täglich, ja sogar halbtäglich bemerken konnte. Am 3. April war nur noch weiß: die untere Seite des Halses und der Kehle, der ganze Bauch, die Ohren und von da zu den Augen, welche mit einem kleinen Ring umgeben waren, ein kurzes Stück vor der schwarzen Hälfte des Schwanzes und die ganze Unterseite seiner vorderen Hälfte, die ganzen Füße sowie die innere Seite der Vorder- und Hinterbeine und die Hinterseite der Schenkel. Am 19. waren auch die Ohren bis auf einen kleinen Teil des unteren Randes braun. Es ist an keiner Stelle stachelhaarig gewesen, außer an der Stirne, wo mehrere weiße Haare nebeneinander sitzen und kleine Flecken bilden. Erst wuchsen die dunkeln Haare auf einmal hervor, und ehe sie mit den



Hermelin (Putorius erminea), im Winterkleide. ⅓ natürl. Größe.

weißen gleich hoch waren, waren diese schon ausgefallen. Man kann annehmen, daß der eigentliche Wechsel in der ersten Hälfte des März vor sich ging; nach dem 19. März hat das braune Kleid sich nur mehr ausgebreitet und allmählich das weiße verdrängt."

Über das Ausbleichen des Sommerkleides fehlen allerdings noch Angaben, welche auf Beobachtung lebender Wiesel beruhen; doch wissen wir, daß die Wintertracht unter Umständen sehr schnell angelegt werden kann. Nicht selten sieht man das Hermelin bis spät in den Winter hinein in seinem Sommerkleide umherlaufen; wenn aber plötzlich Kälte eintritt, verändert es oft in wenigen Tagen seine Färbung. Hieraus geht für mich mit kaum anzufechtender Gewißheit hervor, daß ebenso wie bei den oben genannten Tieren auch beim Hermelin eine einfache Verfärbung oder, wenn man will, Ausbleichung des Haares stattfindet. Bei allen Marderarten bedarf das Wachstum des Pelzes eine beträchtliche Zeit, und geht die Härung wesentlich in der S. 26 angegebenen Weise vor sich; es läßt sich also kaum annehmen, daß das Hermelin eine Ausnahme von der Regel machen und binnen wenigen Tagen ein verhältnismäßig ebenso dichtes Kleid erhalten kann wie seine Verwandten, da letztere doch Monate brauchen, bevor sie dieses anlegen.

Das Hermelin hat eine sehr ausgedehnte Verbreitung im Norden der Alten Welt. Nordwärts von den Pyrenäen und dem Balkan findet es sich in ganz Europa, und außerdem kommt es in Nord- und Mittelasien bis zur Ostküste Sibiriens vor. In Kleinasien, Persien und Afghanistan hat man es ebenfalls angetroffen, ja selbst im Himalaja will man es beobachtet haben, jedenfalls hat Henderson eins in Kaschmir geschossen. In allen Ländern, in denen es vorkommt, ist es auch nicht selten, in Deutschland sogar eins der häufigsten Raubtiere.

Wie dem Wiesel, ist auch dem Hermelin jede Gegend, ja fast jeder Ort zum Aufenthalte recht, und es versteht sich überall so behaglich als möglich einzurichten. Erdlöcher, Maulwurf- und Hamsterröhren, Felsklüfte, Mauerlöcher, Ritzen, Steinhaufen, Bäume, unbewohnte Gebäude und hundert andere ähnliche Schlupforte bieten ihm Obdach und Verstecke während des Tages, welchen es größtenteils in seinem einmal gewählten Baue verschläft, obwohl es gar nicht selten auch angesichts der Sonne im Freien lustwandelt und sich dreist den Blicken des Menschen aussetzt. Seine eigentliche Jagdzeit beginnt jedoch erst mit der Dämmerung. Schon gegen Abend wird es lebendig und rege. Wenn man um diese Zeit an passenden Orten vorübergeht, braucht man nicht lange zu suchen, um das klugäugige, scharfsinnige Wesen zu entdecken. Findet man in der Nähe einen geeigneten Platz, um sich zu verstecken, so kann man sein Treiben leicht beobachten. Ungeduldig und neugierig, wie es ist, vielleicht auch hungrig und sehnsüchtig nach Beute, kommt es hervor, zunächst bloß um die unmittelbarste Nähe seines Schlupfwinkels zu untersuchen. Alle Behendigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit seiner Bewegungen offenbaren sich jetzt. Bald windet es sich wie ein Aal zwischen den Steinen und den Schößlingen des Unterholzes hindurch; bald sitzt es einen Augenblick bewegungslos da, den schlanken Leib in der Mitte hoch aufgebogen, viel höher noch, als es die Katze kann, wenn sie den nach ihr benannten Buckel macht; bald bleibt es einen Augenblick vor einem Mauseloche, einer Maulwurfshöhle, einer Ritze stehen und schnuppert da hinein. Auch wenn es auf einer und derselben Stelle verharrt, ist es nicht einen Augenblick ruhig; denn die Augen und Ohren, ja selbst die Nase, sind in beständiger Bewegung, und der kleine Kopf wendet sich blitzschnell nach allen Richtungen. Man darf wohl behaupten, daß es in allen Leibesübungen Meister ist. Es läuft und springt mit der größten Gewandtheit, klettert vortrefflich und schwimmt unter Umständen rasch und sicher über breite Gewässer.

Mit seiner Leibesgewandtheit stehen die geistigen Eigenschaften des Hermelins vollständig im Einklange. Es besitzt denselben Mut wie sein kleiner Vetter und eine nicht zu bändigende Mordlust, verbunden mit dem Blutdurste seiner Gattung. Auch das Hermelin kennt keinen Feind, welcher ihm wirklich Furcht einflößen könnte; denn selbst auf den Menschen geht es unter Umständen tolldreist los. Man sollte nicht glauben, daß es dem erwachsenen Manne ein wenigstens lästiger Gegner sein könnte: und doch ist dem so. „Ein Mann“, so erzählt Wood, „welcher in der Nähe von Cricklade spazieren ging, bemerkte zwei Hermeline, welche ruhig auf seinem Pfade saßen. Aus Übermut ergriff er einen Stein und warf nach den Tieren und zwar so geschickt, daß er eins von ihnen traf und es durch den kräftigen Wurf über und über schleuderte. In demselben Augenblicke stieß das andere einen eigentümlichen, scharfen Schrei aus und sprang sofort gegen den Angreifer seines Gefährten, kletterte mit einer überraschenden Schnelligkeit an seinen Beinen empor und versuchte sich in seinem Halse einzubeißen. Das Kriegsgeschrei war von einer ziemlichen Anzahl anderer Hermeline, welche sich in der Nähe verborgen gehalten hatten, erwidert worden, und diese kamen jetzt ebenfalls herbei, um dem mutigen Vorkämpfer beizustehen. Der Mann raffte zwar schleunigst Steine auf, in der Hoffnung, jene zu vertreiben, mußte sie aber bald genug fallen lassen, um seine Hände zum Schutze seines Nackens frei zu bekommen. Er hatte

gerade hinlänglich zu thun; denn die gereizten Tierchen verfolgten ihn mit der größten Ausdauer, und er verdankte es bloß seiner dicken Kleidung und einem warmen Tuche, daß er nicht ernstlich verletzt wurde. Doch waren seine Hände, sein Gesicht und ein Teil seines Halses immer noch mit Wunden bedeckt, und er behielt diesen Angriff in so gutem Andenken, daß er hoch und teuer gelobte, niemals wieder ein Hermelin zu beleidigen." Daß der Mann keine Unwahrheit berichtet hat, beweist nachstehende Angabe des Kreisphysikus Hengstenberg. „Ich erlaube mir", schreibt derselbe unterm 8. August 1869 an mich, „Mitteilung von einer Thatsache zu machen, welche Ihnen vielleicht nicht unwichtig erscheinen dürfte. Vorgestern gegen Abend spielt das fünfjährige Kind des Bahnhofsinspektors Braun in Bochum am Rande eines Grabens, gleitet aus und fällt mit der Hand in diesen. Mit Blitzesschnelle schießt ein Hermelin auf das Kind zu und beißt es zweimal in die Hand. Heftig blutend eilt dieses nach Hause, wo eine zufällig gegenwärtige barmherzige Schwester den ersten Verband übernimmt. Ich werde hinzugerufen und finde die Speichenschlagader vollständig durchgerissen und bogenförmig spritzend. Die Wunde hatte ganz die halbkreisförmige Gestalt des Kiefers des Tieres; etwas höher, nach dem Ballen des Daumens zu, fand sich eine regelmäßig eingerissene Hautwunde vor. Ich vermute, daß das Tierchen in der Nähe der Stelle, an welcher das Kind fiel, Junge hatte, dieselben bedroht glaubte, sie verteidigen wollte und deshalb die Wunde beibrachte."

Das Hermelin jagt und frißt fast alle Arten kleiner Säugetiere und Vögel, die es erlisten kann, und wagt sich gar nicht selten auch an Beute, welcher es an Leibesgröße bedeutend nachsteht. Mäuse, Maulwürfe, Hamster, Kaninchen, Sperlinge, Lerchen, Tauben, Hühner, Schwalben, welche es aus den Nestern holt, Schlangen und Eidechsen werden beständig von ihm befehdet, und selbst Hasen sind nicht vor ihm sicher. Lenz hat einmal beobachtet wie fünf Hermeline bei einem Gartenzaune einem kranken Hasen zu Leibe gingen, um ihn zu erwürgen. Englische Naturforscher versichern, daß das freche Tier auch gesunde überfalle. Hope hörte Lampes lauten Angstschrei und wollte nach dem Orte hingehen, um sich von der Ursache zu überzeugen. Er sah einen Hasen dahinhinken, welcher offenbar von irgend etwas auf das äußerste gequält wurde. Dieses etwas hing ihm an der Seite der Brust wie ein Blutegel angesaugt, und beim Näherkommen erkannte unser Beobachter, daß es ein Wiesel war. Der Hase schleppte seinen furchtbaren Feind noch mit sich fort und verschwand im Unterholze; wahrscheinlich kam er nicht mehr weit. Man hat auch diese Thatsache bestreiten wollen; doch unterliegt sie keinem Zweifel. Schon Gesner weiß von Angriffen des Hermelins auf Hasen zu berichten: „Dem Hasen sol es listiglich nachstellen, dann es spilt und schimpfft ein weyl mit jm, und so er müd, sich der feyndschafft nit versicht, so springt es jm an seinen halß und gurgel, hangt, truckt vnd erwürgt jn, ob er gleych in dem louff ist."

Auch neuerdings sind von Naturforschern, deren Glaubwürdigkeit keinen Zweifel zuläßt, hierauf bezügliche Beobachtungen gemacht worden. „Es ist bekannt", erzählt Karl Müller, „daß das Hermelin ein gefährlicher Feind des Hasen ist und namentlich im Sommer, wenn die üppige Saat und das hoch gewachsene Gras dem kleinen Schelm das Lauern an heimlichen Plätzchen oder das Anschleichen begünstigt, oft reiche Beute unter den feigen Bewohnern der Felder macht; einmal habe ich das Glück gehabt, in den Besitz des sterbenden Hasen samt dem im Blutgenusse trunkenen Hermelin zu gelangen. Trotz alledem hielt ich es nicht für möglich, daß ein einziges Hermelin im stande wäre, in einem Zeitraume von wenigen Wochen ein halbes Dutzend Hasen zu überlisten und zu morden, bis ich im Spätsommer des Jahres 1865 Gelegenheit fand, mich eines besseren zu überzeugen. Mehrere Wegebauer unweit Alsfelds waren gegen Abend schon etliche Male durch das Klagen eines Hasen aufmerksam gemacht worden, ohne sich in den Haferacker, aus welchem die Angsttöne herüberschallten, zu begeben, bis endlich ein Kenner der jagdbaren Tiere sich entschloß, der

Ursache nachzuspüren. Am dritten Abende seiner Anwesenheit vernahm er wiederum die Klagetöne eines Hasen, lief eilig der Richtung zu und sah, näher gekommen, in immer enger geschlossenen Kreislinien die Haferhalme sich bewegen; plötzlich ward es stille, und nach wenigen Augenblicken des Suchens fand er den alten Hasen zuckend am Boden liegen. Als er denselben aufheben wollte, kam unter ihm das Schwänzchen eines Hermelins zum Vorschein. Sofort tritt der derbe Bauer auf den Hasen, um das Raubtier zu erdrücken, läßt auch seinen Fuß so lange mit dem ganzen Gewichte seines Körpers auf dem Halse des Hasen ruhen, bis das Schwänzchen kein Zeichen des Lebens mehr verrät. Kaum aber lüftet er den Fuß, so springt taumelnd der kleine Mörder unter dem verendeten Hasen hervor und stellt sich zähnefletschend ihm gegenüber. Nun schlägt er diesen noch glücklich mit einem Hackenstiel auf den Kopf und rächt somit das gefallene Opfer. Die Untersuchung ergibt, daß die kleine Wunde vom Bisse des Hermelins vorn am Halse sich befindet. Zur Stelle geführt, überzeugte ich mich von den Spuren der Mordszene, und bei dieser Gelegenheit fanden die Steinklopfer teilweise im Haferacker, zum Teil in dem angrenzenden Graben fünf getötete, vorzugsweise an Kopf und Hals angefressene Hasen. Mit Ausnahme eines einzigen waren es junge, sogenannte halbwüchsige und Dreiläufer, alle noch ziemlich frisch. Die Leute, welche noch 14 Tage lang in der Nähe der erwähnten Stelle Steine klopften, nahmen einen neuen Fall des Angriffs des Hermelins auf einen Hasen nicht wahr, ein Beweis, daß der erschlagene der alleinige Mörder gewesen war." Ein solches Vorkommnis gehört übrigens, wie ich bemerken will, immer zu den Ausnahmen; es sind stets bloß einzelne Hermeline, welche sich derartige Übergriffe erlauben, nachdem sie einmal erfahren haben, wie leicht es für sie ist, selbst dieses unverhältnismäßig große Wild zu töten. Sie lernen durch Erfahrung wie Tiger und Parder. „Es ist eine eigentümliche Thatsache", bemerkt Bell, welcher das erst erwähnte Beispiel mitteilt, „daß ein Hase, welcher von dem Hermeline verfolgt wird, seine natürliche Begabung nicht benutzt. Selbstverständlich würde er mit wenigen Sprüngen aus dem Bereiche aller Angriffe gelangen, wie er einem Hunde oder Fuchse entkommt; aber er scheint das kleine Geschöpf gar nicht zu beachten und hüpft gemächlich weiter, als gäbe es kein Hermelin in der Welt, obwohl ihm diese stumpfe Gleichgültigkeit zuweilen zum Verderben wird."

Allerliebst sieht es aus, wenn ein Hermelin eine seiner Lieblingsjagden unternimmt, nämlich eine Wasserratte verfolgt. Gedachtem Nager wird von dem unverbesserlichen Strolche zu Wasser und zu Lande nachgestellt und, so ungünstig das eigentliche Element dieser Ratten dem Hermeline auch zu sein scheint, zuletzt doch der Garaus gemacht. Zuerst spürt das Raubtier alle Löcher aus. Sein feiner Geruch sagt ihm deutlich, ob in einem von ihnen eine oder zwei Ratten gerade ihrer Ruhe pflegen oder nicht. Hat das Hermelin nun eine beuteversprechende Höhle ausgewittert, so geht es ohne weiteres hinein. Die Ratte hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sich entsetzt in das Wasser zu werfen, und ist im Begriffe, durch das Schilfdickicht zu schwimmen; aber das rettet sie nicht vor dem unermüdlichen Verfolger und ihrem ärgsten Feinde. Das Haupt und den Nacken über das Wasser emporgehoben, wie ein schwimmender Hund es zu thun pflegt, durchgleitet das Hermelin mit der Behendigkeit des Fischotters das ihm eigentlich fremde Element und verfolgt nun mit seiner bekannten Ausdauer die fliehende Ratte. Diese ist verloren, wenn nicht ein Zufall sie rettet. Kletterkünste helfen ihr ebensowenig wie Versteckenspielen. Der Räuber ist ihr ununterbrochen auf der Fährte, und seine Raubtierzähne sind immer noch schlimmer als die starken und scharfen Schneidezähne des Nagers. Der Kampf wird unter Umständen selbst im Wasser ausgeführt, und mit der erwürgten Beute im Maule schwimmt dann das behende Tier dem Ufer zu, um sie dort gemächlich zu verzehren. Wood erzählt, daß einige Hermeline eine zahlreiche Ansiedelung von Wasserratten in wenig Tagen zerstörten.

Die Paarungszeit des Hermelins fällt bei uns in den März. Im Mai oder Juni bekommt das Weibchen 5—8 Junge. Gewöhnlich bereitet die Alte ihr weiches Bett in einem günstig gelegenen Maulwurfsbaue oder in einem anderen ähnlichen Schlupfwinkel. Sie liebt ihre Kinder mit der größten Zärtlichkeit, säugt und pflegt sie und spielt mit ihnen bis in den Herbst hinein; denn erst gegen den Winter hin trennen sich die fast vollständig ausgewachsenen Jungen von ihrer treuen Pflegerin. Sobald Gefahr droht, trägt die besorgte Mutter die ganze Brut im Maule nach einem anderen Verstecke, sogar schwimmend durch das Wasser. Wenn die Jungen erst einigermaßen erwachsen sind, macht sie Ausflüge mit ihnen und unterrichtet sie auf das gründlichste in allen Künsten des Gewerbes. Die kleinen Tiere sind auch so gelehrig, daß sie schon nach kurzer Lehrfrist der Alten an Mut, Schlauheit, Behendigkeit und Mordlust nicht viel nachgeben.

Man fängt das Hermelin in Fallen aller Art, oft auch in Rattenfallen, in welche es zufällig gerät; kommt man dann hinzu, so läßt es ein durchdringendes Gezwitscher hören; reizt man es, so fährt es mit einem quiekenden Schrei auf einen zu, sonst aber gibt es seine Angst bloß durch leises Fauchen zu erkennen. In der Regel lebt auch ein alt gefangenes Hermelin nicht lange, weil es, ebenso reizbar wie das Wiesel, sich weder an den Käfig noch an den Pfleger gewöhnen will und entweder Nahrung verschmäht oder sich so aufregt, daß es infolgedessen zu Grunde geht. Ich habe viele Hermeline gefangen, sorgsam gepflegt, niemals aber eins von ihnen am Leben erhalten können. Jung aus dem Neste gehobene Wiesel dieser Art dagegen werden sehr zahm und bereiten ihrem Pfleger viel Vergnügen; einzelne soll man dazu gebracht haben, nach Belieben aus- und einzugehen und ihrem Herrn wie ein Hund zu folgen. Aber auch alt gefangene machen zuweilen von dem eben Gesagten eine Ausnahme.

„Einige Tage vor Weihnachten 1843", erzählt Grill, „bekam ich ein Hermelinmännchen, welches in einem Holzhaufen gefangen wurde. Es trug sein reines Winterkleid. Die schwarzen, runden Augen, die rotbraune Nase und die schwarze Schwanzspitze stachen grell gegen die schneeweiße Färbung ab, welche nur an der Schwanzwurzel und auf der inneren Hälfte des Schwanzes einen schönen, schwefelgelben Anflug hatte. Er war ein allerliebstes, äußerst bewegliches Tierchen. Ich setzte es anfangs in ein größeres, unbewohntes Zimmer, in welchem sich bald der dem Mardergeschlechte eigene üble Geruch verbreitete. Seine Fertigkeit, zu klettern, zu springen und sich zu verbergen, war bewundernswert. Mit Leichtigkeit kletterte es die Fenstervorhänge hinauf, und wenn es dort oben auf seinem Platze erschreckt wurde, stürzte es sich oft plötzlich mit einem Angstschrei auf den Fußboden herunter. Am zweiten Tage lief es an der Ofenröhre hinauf und blieb dort, ohne etwas von sich hören zu lassen, bis es endlich, nach mehreren Stunden, mit Ruß bedeckt wieder zum Vorschein kam. Oft foppte es mich stundenlang, wenn ich es suchte, bis ich es zuletzt an einem Orte versteckt fand, wo ich es am wenigsten vermutete. Da das Zimmer nicht geheizt wurde, suchte es sich bald sein Lager in einer Bettstelle und wählte sich einen besonderen Platz, den es jedoch gleich verließ, wenn jemand in die Thüre trat. Das Bett blieb aber von nun an sein liebstes Versteck. Gewöhnlich sucht es dieses auf, wenn man rasch auf es zugeht; aber wenn man ihm freundlich zuredet und sich sonst still hält, bleibt es oft in seinem Laufe stehen oder geht neugierig einige Schritte vorwärts, indem es seinen langen Hals ausstreckt und den einen Vorderfuß aufhebt. Diese seine Neugier ist auch allgemein bekannt, so daß das Landvolk zu sagen pflegt: ‚Wieselchen freut sich, wenn man es lobt'. Wenn es sehr aufmerksam, oder wenn ihm etwas verdächtig ist, so daß es weiter sehen will, als sein niedriger Leib ihm erlaubt, setzt es sich auf die Hinterbeine und richtet den Körper hoch auf. Es liegt oft mit erhobenem Halse, gesenktem Kopfe und aufwärts gekrümmtem Rücken. Wenn es läuft, trägt es den ganzen Körper so dicht dem Boden entlang, daß die Füße kaum zu bemerken

sind. Wenn man ihm nahe kommt, bellt es, ehe es die Flucht ergreift, mit einem heftigen und gellenden Tone, welcher dem des großen Buntspechtes am ähnlichsten ist; man könnte den Laut auch mit dem Fauchen einer Katze vergleichen, doch ist er schneidender. Noch öfter läßt es ein Zischen wie das einer Schlange hören.

„Als das Hermelin am dritten Tage in einen großen Bauer gesetzt worden war, wo es sah, daß es nicht herauskommen konnte, und sich sicher fühlte, ließ es sich nichts nahe kommen, ohne ans Gitter zu springen, heftig mit den Zähnen zu hauen und den vorhin erwähnten Laut in einem langen Triller zu wiederholen, welcher dann dem Schackern einer Elster sehr ähnlich war. Dort ist es auch nicht bange vor dem Hunde, und beide bellen, jeder dicht an seiner Seite des Gitters, gegeneinander. Wenn man z. B. den Finger eines Handschuhs durchs Gitter steckt, beißt es hinein und reißt heftig daran. Wenn es sehr böse ist — und dazu ist nicht mehr erforderlich, als daß es von seinem Lager aufgejagt wird — sträubt es jedes Haar seines langen Schwanzes.

„Im allgemeinen ist es sehr boshaft. Musik ist ihm zuwider. Wenn man vor dem Bauer die Guitarre spielt, springt es wie unsinnig gegen das Gitter und bellt und zischt so lange, als man damit fortfährt. Es versucht niemals, die Klauen zum Zerreißen seiner Beute zu gebrauchen, sondern fällt immer mit den Zähnen an.

„Wenn es zur Ruhe geht, dreht es sich wohl mehrere Male rundum, und wenn es schläft, liegt es kreisförmig, die Nase dicht bei der Schwanzwurzel aufwärts gerichtet, wobei der Schwanz rund um den Körper gebogen wird, so daß die ganze Länge beinahe zwei Kreise bildet. Gegen Kälte zeigt es sich sehr empfindlich. Wenn es nur etwas kalt im Zimmer ist, liegt es beständig in dem Neste, welches es sich aus Moos und Federn und mit zwei Ausgängen selbst eingerichtet hat, und wenn man es hinausjagt, zittert es sichtlich. Ist es dagegen warm, so sitzt es gern hoch oben auf dem Tannenbüschel, welcher im Bauer steht. Zuweilen putzt es sich den ganzen Körper bis zum Schwanzende; aber es behelligt seinen Reinlichkeitssinn durchaus nicht, daß nach der Mahlzeit beinahe immer die eine oder andere Feder auf der Nase sitzen bleibt. Wenn ein Licht dem Käfig nahe steht, schließt es, von dem Scheine belästigt, die Augen; eine dichte Ratzenfalle, worin ich es im Zimmer fing, wollte es aber durchaus nicht gegen den hellen Bauer vertauschen. Im Halbdunkel glänzen seine Augen in einer grünen, klaren und schönen Farbe. Die ziemlich dichten Stahldrähte an dem Bauer biß es öfters paarweise zusammen, und wenn es allein im Zimmer war, entschlüpfte es auch wohl dem Gebauer. Einen Beweis seiner Klugheit gab es in den ersten Tagen, indem es sorgfältig seine liebsten Verstecke vermied, sobald es merkte, daß man es von dort in den Bauer locken wollte. Dieser mußte bald gegen einen starken Eisenbauer ausgetauscht werden, dessen Dach und Fußboden von Holz das Tier niemals zu durchbeißen versuchte; dagegen biß es oft in das Eisengitter, um hinauszukommen. Es hatte einen bestimmten Platz für die Losung, und die Einrichtung, wozu dieses Veranlassung gab, erleichterte sehr das Reinhalten des Bauers.

„In den beiden ersten Tagen fraß das Hermelin Kopf und Füße von einigen Birkhühnern. Milch leckte es gleich anfangs mit großer Begier, und diese war nebst kleinen Vögeln seine liebste Speise. Zwei Goldammern reichten kaum für einen Tag aus. Es verzehrte den Kopf zuerst und ließ nichts als die Federn übrig. Von größeren Vögeln, als von Hähern und Elstern, ließ es Kopf und Füße zurück. Rohe Hühnereier blieben mehrere Tage unberührt, obgleich es sehr hungrig war, bis ich Löcher hinein machte, worauf es den Inhalt schnell ausgetrunken hatte. Frisches Fleisch von Hornvieh nimmt es nicht gern. Es ißt und trinkt mit einem schmatzenden Laute, wie wenn junge Hunde oder Ferkel saugen. Seine Beweglichkeit in der unteren Kinnlade ist bemerkenswert: wenn es frißt, gähnt rc., stellt es sie beinahe senkrecht gegen die Oberkinnlade, wie Schlangen, was unter anderem Veranlassung

gegeben hat, eine Ähnlichkeit zwischen ihm und diesen Tieren zu finden. Beim Fressen hält es die Augen fast geschlossen und runzelt Nase und Lippen so auf, daß das ganze Gesicht eine platte Fläche bildet. Wenn es dann das geringste Geräusch hört, wird es aufmerksam und mordet oder frißt nicht, solange es sich beobachtet glaubt. Einen kleinen lebendigen Vogel fällt es gewöhnlich nicht gleich an, sondern erst dann, wenn alles still ist und der Vogel aus Furcht wie unbeweglich dasitzt; dann untersucht es ihn, und wenn es ein Zeichen von Leben sieht, tötet es denselben durch Zerquetschen des Kopfes, aber selten schnell und auf einmal, läßt ihn vielmehr fast immer lange im Todeskampfe zappeln: eine Grausamkeit, welche es auch gegen eine große Wanderratte bewies, die ich lebendig zu ihm hineinließ. Zuerst sprangen beide lange umeinander herum, ohne sich anzufallen: sie schienen sich voreinander zu fürchten. Die ungewöhnlich große Ratte war sehr dreist, biß boshaft in ein durchs Gitter gestecktes Stäbchen und hatte in wenigen Minuten die Milch des Hermelins ausgetrunken. Dieses saß ganz still am anderen Ende des meterlangen Bauers. Es sah aus, als wäre die Ratte dort schon lange zu Hause und das Hermelin eben erst hineingekommen. Nach vollendeter Mahlzeit wollte indessen die erstere sich auch soweit wie möglich von dem Hermelin entfernt halten; als ich sie aber zwang, näher zu kommen, war immer sie die angreifende, und wären Größe und Bosheit allein entscheidend gewesen, hätte ich gewiß mit den übrigen Zuschauern geglaubt, daß der Ausgang sehr ungewiß sei. Das Hermelin schien sogar einigemal zu unterliegen: daß es doch überlegen war, sah man an den schnelleren und sicheren Hieben, womit es sich verteidigte. Wie eine Schlange zog es sich zurück nach den Anfällen, welche so schnell geschahen, daß man nicht Zeit hatte, den geöffneten Rachen zu sehen. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Die Ratte knirschte und piepte beständig, das Hermelin bellte nur bei der Verteidigung. Beide sprangen umeinander und gegen das Dach des fast meterhohen Bauers hinauf. Als ich sie lange gegeneinander aufgereizt hatte und die Ratte weniger kampflustig wurde, begann auch das Hermelin mit seinen Angriffen. Alle Anfälle geschahen offen, von vorn und nach dem Kopfe gerichtet. Keins schlich sich hinter das andere. Bei dem letzten Zusammentreffen kam das Hermelin auf den Rücken der Ratte, preßte die Vorderfüße dicht hinter den Schultern der Ratte fest um ihren Leib zusammen, und da diese sich folglich nicht mehr verteidigen konnte, lagen beide längere Zeit auf der Seite, wobei der Sieger sich in den Oberhals der Ratte hineinfraß, bis diese endlich starb. Dann zerquetschte es ihr das Rückgrat der Länge nach und ließ beim Verzehren fast die ganze Haut, den Kopf, die Füße und den Schwanz zurück. Ganz auf gleiche Weise verfuhr das Hermelin mit einer anderen, ebenso großen lebendigen Ratte. Ich habe nie gesehen, daß es den Säugetieren oder Vögeln, welche es getötet, das Blut ausgesogen hätte, wie man zuweilen angibt, aber wohl, daß es sie gleich auffraß.

„Erst am 7. Mai, nachdem ich das Tier ungefähr 4½ Monate gehabt hatte, versuchte ich, ihm zu schmeicheln, obwohl mit Handschuhen versehen. Wohl biß es in diese hinein, aber ich fühlte keine Zahnspitzen, und noch weniger ließ es Spuren zurück. Zuerst suchte es meinen Liebesbezeigungen auszuweichen, zuletzt aber schienen sie ihm sichtbar zu behagen: es legte sich auf den Rücken und schloß die Augen. Am folgenden Tage wiederholte ich meine Versuche, da ich mir fest vorgenommen hatte, es so zahm wie möglich zu machen. Bald zog ich den Handschuh ab und beschäftigte mich mit ihm, doch mit gleicher Sicherheit als vorher. Es ließ sich willig streicheln und krauen, soviel ich wollte, die Füße aufheben &c., ja, ich konnte ihm sogar den Mund öffnen, ohne daß es böse wurde. Wenn ich es aber um den Leib faßte, glitt es mir leicht und schnell wie ein Aal aus den Händen. Man mußte ihm leise nahen, wenn es nicht bange werden sollte, und die Hauptregel bei dieser sowie der Behandlung anderer wilden Tiere beachten: zu gleicher Zeit zu zeigen, daß man nicht bange ist und dem Tiere nichts Böses thun will.

„Doch bald war es aus mit meiner Freude. Das Hermelin schien mit größerer Schwierigkeit als vorher kleine Mäuse und Vögel zu verzehren, und am 15. Juli lag mein hübscher ‚Kisse‘ tot in seinem Bauer, nachdem er mir 7 Monate so manches Vergnügen geschenkt hatte. Ich sah nun deutlich, was ich schon lange zu bemerken geglaubt hatte, daß alle Zähne, außer den Raubzähnen in der Oberkinnlade, beinahe ganz abgenutzt waren, die Eckzähne am meisten. Kam dies vom hohen Alter? Oder hat das Hermelin sie durch das Beißen in das Eisengitter abgenutzt beim Arbeiten für seine Freiheit? Wahrscheinlich hat beides zusammengewirkt.

„Weil man anzuführen pflegt, daß das Hermelin, wenn es gereizt oder erschreckt wird, eine übelriechende Feuchtigkeit aus den Schwanzdrüsen ergießt, will ich noch mitteilen, daß mein Hermelin dieses niemals aus reiner Bosheit, auch nicht, wenn es sehr gereizt wurde, sondern nur beim Erschrecken that. Wenn es bellend und zischend mit gesträubten Schwanzhaaren hervorstürzte — und dies that es immer, wenn es böse war — verbreitete sich niemals dieser Geruch, nicht einmal während der Kämpfe mit den größten Ratten, aber wohl, wenn es die Flucht ergriff. Im Anfange der Gefangenschaft traf letzteres oft ein, weil es da bei jedem Geräusche oder jeder eingebildeten Gefahr gleich bange ward, aber nachdem es daran gewöhnt und heimisch geworden war, sehr selten, und nach 2 oder 3 Monaten erinnere ich mich nur einer einzigen Gelegenheit, nämlich, als ich die Thür seines Käfigs heftig zuschlug. Es ward darüber so erschreckt, daß es bis an die Decke hinaufsprang, und der Geruch verbreitete sich augenblicklich so stark wie in den ersten Tagen. Ich bin daher geneigt, anzunehmen, daß diese Ergießung nicht von dem freien Willen des Tieres abhängt, sondern durchaus unfreiwillig geschieht. Es ist wahrscheinlich, daß das Hermelin bei großem Schrecken die Schließmuskeln der Afterdrüsen nicht zu schließen vermag, und daß deshalb die Flüssigkeit frei wird. Dasselbe Verhältnis möchte auch wohl bei allen verwandten Tieren, welche mit derartigen Drüsen versehen sind, stattfinden. Es ist auch natürlich! Wenn das Tier Grund hat, sich zu fürchten, bedarf es dieser kleinen Hilfe in der Stunde der Gefahr; aber wozu sollte sie dienen, wenn das Tier überlegen ist oder im Vertrauen auf seine Kraft es zu sein glaubt?“

Das Fell des Hermelins gibt ein zwar nicht teures, seiner Schönheit halber jedoch geschätztes Pelzwerk. Früher wurde dasselbe nur von Fürsten getragen, gegenwärtig ist es allgemeiner geworden. Nach Lomer gelangen jährlich etwa 400,000 Hermelinfelle im Gesamtwerte von 300,000 Mark in den Handel, die besten von Barabinsk und Ischim, minder gute vom Jenissei und von der Lena. In Südostsibirien wird das Hermelin, laut Radde, erst in neuester Zeit eifriger gejagt, und seit 1856 etwa werden 10—15 Kopeken Silber (32—48 Pfennig) für das Fell bezahlt, während man früher des geringen Preises halber das Tier gar nicht verfolgte.

Der Nerz und seine nächsten Verwandten sind dem Iltis ungemein nahe stehende Marder, welche sich von ihm einzig und allein unterscheiden durch den etwas platteren Kopf, den stärkeren Höckerzahn, die kürzeren Beine, die namentlich an den Hinterfüßen deutlicher ausgeprägten Bindehäute zwischen den Zehen, den verhältnismäßig etwas längeren Schwanz und das glänzende, aus dicht und glatt anliegenden, kurzen Haaren bestehende, an das der Fischottern erinnernde, auf der Ober- und Unterseite gleichmäßig braun gefärbte Fell. Außer unseren Nerz schildern wir seinen amerikanischen Vetter, den Mink. Bis in die neueste Zeit war über die Lebensweise der beiden Tiere nur höchst wenig bekannt, und auch jetzt noch lassen die veröffentlichten Beobachtungen viel an Vollkommenheit zu wünschen übrig, wenigstens was die europäische Art anlangt. Ich danke der Freundlichkeit eines Weidmannes aus der Lübecker Gegend wichtige Bereicherungen unserer bisherigen Kenntnis, soweit diese den

eigentlichen Nerz angeht; über dessen Verwandten in Amerika, den Mink, haben Audubon und der Prinz von Wied berichtet.

Viele Naturforscher halten den amerikanischen Sumpfotter oder Mink nur für eine Abart des unserigen, und in der That sind beide Tiere sich sehr nahe verwandt. Doch unterscheidet sich der Mink vom Nerze durch die Verschiedenheit der Leibesverhältnisse hinlänglich, um die entgegengesetzte Ansicht anderer Forscher zu rechtfertigen, d. h. Mink und Nerz als verschiedene Arten anzusehen. Als Hauptkennzeichen des ersteren mag gelten, daß er kurzköpfiger, aber langschwänziger ist als unser Nerz. Dem entspricht die verschiedene Anzahl der Schwanzwirbel beider Tiere; denn während Hals-, Rücken- und Lendenteil bei Mink und Nerz aus der gleichen Anzahl Wirbel besteht, zählt man bei ersterem 21, bei letzterem



Nerz (Putorius lutreola). ⅓ natürl. Größe.

dagegen nur 19 Schwanzwirbel. Diese Unterscheidungsmerkmale sind übrigens die einzigen, welche man aufgefunden hat.

Unser Nerz, welcher auch Krebsotter, Steinhund, Wasserwiesel und bei Lübeck Menk oder Wassermenk genannt wird (Putorius lutreola, Mustela, Viverra, Lutra, Vison und Foetorius lutreola, Lutra minor ꝛc.), erreicht eine Länge von 50 cm, wovon etwa 14 cm auf den Schwanz kommen. Der Leib ist gestreckt, schlank und kurzbeinig, im ganzen fischotterähnlich, der Kopf jedoch noch schlanker als bei diesem Verwandten. Die Füße ähneln denen des Iltis, aber alle Zehen sind, wie bemerkt, durch Bindehäute verbunden. Der glänzende Pelz besteht aus dichten und glattanliegenden, kurzen, ziemlich harten Grannenhaaren von brauner Färbung, zwischen und unter denen ein graulliches, sehr dichtes Wollhaar sitzt. In der Mitte des Rückens, am Nacken und Hinterleibe am meisten, dunkelt diese Färbung, auch die Schwanzhaare pflegen dunkler zu sein als jene der Leibesseite. Auf dem Unterleibe geht die Färbung in Graubraun über. Ein kleiner, lichtgelber oder weißlicher Flecken steht an der Kehle; die Oberlippe ist vorn, die Unterlippe der ganzen Länge nach weiß.

Eine ganz ähnliche Färbung zeigt auch der Mink (Putorius vison, Mustela, Martes, Lutreola und Foetorius vison, Mustela und Vison lutreocephala, Mustela minx),

dessen Pelz weit höher geachtet wird, weil er wollhaariger und weicher ist. Der Mink übertrifft den Nerz etwas an Größe, ist diesem aber sehr ähnlich gefärbt. In der Regel sehen Ober- und Unterseite dunkel nußbraun, der Schwanz braunschwarz und die Kinnspitze weiß aus.

Hinsichtlich der Lebensweise werden beide Tiere wahrscheinlich in allem Wesentlichen übereinkommen, und deshalb scheint es mir angemessen, einer kurzen Schilderung der Sitten und Gewohnheiten unseres Sumpfotters das Wichtigste aus den Berichten der genannten Naturforscher über den amerikanischen Mink vorausgehen zu lassen.

Nächst dem Hermelin ist nach Audubons Bericht der Mink das thätigste und zerstörungswütigste Raubtier, welches um den Bauernhof oder um des Landmanns Ententeich streift, und die Anwesenheit von einem oder zwei dieser Tiere wird an dem plötzlichen Verschwinden verschiedener junger Enten und Küchlein bald bemerkt werden. Geduld ist hier das einzige Mittel, sich des schädlichen Räubers zu entledigen. Audubon erfuhr dies selbst bei einem Mink, welcher sich unmittelbar neben seinem Hause in dem Steindamme eines kleinen Teiches eingenistet hatte. Der Teich war eigentlich den Enten des Gehöftes zuliebe aufgestaut worden und bot somit dem Raubtiere ein höchst ergiebiges Jagdgebiet. Sein Schlupfwinkel war mit ebensoviel Kühnheit wie List gewählt: sehr nahe am Hause und noch näher der Stelle, zu welcher die Hühner des Hofes, um zu trinken, herabkommen mußten. Vor der Höhle lagen zwei große Stücke Granit; sie dienten dem Sumpfotter zur Warte, von wo aus er Gehöft und Teich überschauen konnte. Hier lag er tagtäglich stundenlang auf der Lauer, und von hier aus raubte er bei hellem, lichtem Tage Hühner und Enten weg, bis unser Forscher seinem Treiben, obwohl erst nach längerem Anstande, ein Ende machte. Besonders häufig fand Audubon den Mink am Ohio und beobachtete hier, daß er sich durch Mäuse- und Rattenfang auch nützlich zu machen weiß. Neben solcher dem Menschen nur ersprießlichen Jagd treibt er freilich allerhand Wilddiebereien und namentlich den Fischfang, zuweilen zum größten Ärger des Anglers, dessen Gebaren das listige Tier mit größter Teilnahme verfolgt, um im entscheidenden Augenblicke aus seiner Höhle unter dem Ufergebüsche hervorzukommen und den von jenem erangelten Fisch in Beschlag zu nehmen. Nach den Beobachtungen unseres Gewährsmannes schwimmt und taucht der Mink mit größter Gewandtheit und jagt, wie der Otter, den schnellsten Fischen, selbst Lachsen und Forellen, mit Erfolg nach. Im Notfalle begnügt er sich freilich auch mit einem Frosche oder Molche; wenn er es aber haben kann, zeigt er sich sehr leckerhaft. Seine feine Nase gestattet ihm, eine Beute mit der Sicherheit eines Jagdhundes zu verfolgen; gute Beobachter sahen ihn von dieser Begabung den ausgedehntesten Gebrauch machen. Im Moore verfolgt er die Wasserratten, Rohrsperlinge, Finken und Enten, an dem Ufer der Seen Hasen, im Meere stellt er Austern nach, und vom Grunde der Flüsse holt er Muscheln herauf: kurz, er weiß sich überall nach des Ortes Beschaffenheit einzurichten und immer etwas zu erbeuten. Felsige Ufer bleiben unter allen Umständen sein bevorzugter Aufenthalt; nicht selten wählt er sich seinen Stand in unmittelbarer Nähe von Stromschnellen und Wasserfällen. Verfolgt, flieht er stets ins Wasser und sucht sich hier tauchend und schwimmend zu retten. Auf dem Lande läuft er ziemlich rasch, wird jedoch vom Hunde bald eingeholt und dann selbst zum Klettern gezwungen. In der Angst verbreitet er gleich dem Iltis einen sehr widerlichen Geruch.

In Nordamerika fällt die Rollzeit des Minks zu Ende Februar oder zu Anfang des März. Den Boden deckt um diese Zeit meist tiefer Schnee, und somit kann man recht deutlich wahrnehmen, wie rastlos er ist. Man sieht die brünstigen Männchen längs der Stromufer nach Weibchen suchen, und es kann dabei geschehen, daß eine ganze Gesellschaft unserer Tiere, den Flüssen folgend, sich in Gegenden verirrt, in denen sie sonst selten oder gar nicht mehr vorkommen. Audubon schoß an einem Morgen sechs alte Männchen, welche unzweifelhaft

beabsichtigten, ein Weibchen zu suchen. In einer Woche erhielt gedachter Naturforscher eine große Anzahl von männlichen Minks, jedoch nicht einen einzigen weiblichen, und spricht deshalb seine Meinung dahin aus, daß sich die weiblichen Minks während der Rollzeit in Höhlen verbergen. Die 5—6 Jungen, welche ein Weibchen wirft, findet man Ende April in Höhlen unter den überhängenden Ufern oder auf kleinen Inselchen, im Sumpfe und auch wohl in Baumlöchern. Wenn man sie bald aus dem Neste nimmt, werden sie ungemein zahm und zu wahren Schoßtierchen. Richardson sah eins im Besitze einer Kanadierin, welches sie bei Tage in der Tasche ihres Kleides mit sich herumtrug. Audubon besaß ein anderes über ein Jahr lang und durfte es frei im Hause und Hofe umherlaufen lassen, ohne daß er Ursache hatte, sich zu beklagen. Es fing wohl Ratten und Mäuse, Fische und Frösche, griff aber niemals die Hühner an. Mit den Hunden und Katzen stand es auf bestem Fuße. Am lebendigsten und spiellustigsten zeigte es sich in den Morgen- und Abendstunden; gegen Mittag wurde es schläfrig. Einen unangenehmen Geruch verbreitete es niemals.

Der Mink geht leicht in alle Arten von Fallen und wird ebenso häufig geschossen wie gefangen; seine Lebenszähigkeit macht jedoch einen guten Schuß notwendig.

Prinz von Wied bestätigt Audubons Beschreibung, fügt aber hinzu, daß der Mink zuweilen mehr als ein Huhn auf einmal töte, daß er sich im Winter oft längere Zeit von Flußmuscheln ernähre und man deshalb viele leere Muschelschalen in der Nähe seines Wohnplatzes finde, daß er sich im Winter häufig den menschlichen Wohnungen nähere und dann oft gefangen oder erlegt würde, und endlich, daß er, obwohl er außerordentlich geschickt und schnell mit langausgestrecktem Körper schwimme, doch nicht lange unter dem Wasser bleiben könne, sondern mit der Nase bald hervorkomme, um Atem zu holen.

Über unseren Nerz sind die Angaben viel dürftiger. Schon Wildungen sagt in seinem 1799 erschienenen „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber“, daß der Sumpfotter ein in Deutschland sehr seltenes, manchem wackeren Weidmanne wohl gar noch unbekanntes Geschöpf sei, daß er schon länger gewünscht habe, näher mit ihm vertraut zu werden, und die Erfüllung dieses Wunsches nur der unermüdlichen Fürsorge des Grafen Mellin verdanke. Von diesem Naturforscher teilt er einige Beobachtungen mit. „In seinem Gange mit gekrümmtem Rücken, in seiner Behendigkeit, durch die kleinsten Öffnungen zu schlüpfen, gleicht der Nerz dem Marder. Gleich dem Frettchen ist er in unaufhörlicher Bewegung, alle Winkel und Löcher auszuspähen. Er läuft schlecht, klettert auch nicht auf die Bäume, ist aber, wie der gemeine Fischotter, ein sehr geübter Schwimmer, welcher sehr lange unter Wasser ausdauern kann. Den reißenden Wellen starker Ströme zu widerstehen, mag er sich wohl zu schwach fühlen, da er weniger an großen Flüssen, sondern mehr an kleinen fließenden Wässern gefunden wird. Seine Rollzeit ist im Februar und März, und im April oder Mai findet man an erhabenen, trockenen Orten, in den Brüchen oder Baumwurzeln, in den eigenen Röhren blindgeborene Junge.

„Der Sumpfotter liebt Stille und Einsamkeit an seinem Wohnorte. So sehr er aber auch Menschen flieht und mit großer Klugheit deren Nachstellungen zu entgehen weiß, besucht er doch zuweilen Federviehställe und würgt dann, wie Marder und Iltis, solange noch Federvieh vorhanden und er nicht gestört wird; doch geschieht dies nur in einsamen Fischerwohnungen, und ich habe nie gehört, daß er in Dörfer gekommen sei, um dort zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung sind Fische, Frösche, Krebse, Schnecken; wahrscheinlich mögen ihm aber auch manche junge Schnepfen und Wasserhühnchen zur Beute werden. Der anlockende Preis seines Balges, welcher auch im Sommer gut ist, vermehrt die Nachstellungen auf das immer seltener werdende Tier ungemein, und wenn ihm nicht die bisherigen gelinden Winter etwas zu statten gekommen sind, so möchte diese Tierart auch wohl in Pommern, woselbst Mellin sie beobachtete, bald gänzlich ausgerottet sein.“

In diesen Nachrichten ist eigentlich alles enthalten, was wir bisher vom Nerze erfahren haben. Die Furcht, daß er in Deutschland gänzlich ausgerottet sei, ist nach und nach ziemlich allgemein geworden, glücklicherweise jedoch nicht begründet. Der Nerz kommt in Norddeutschland allerorts, obgleich überall nur sehr vereinzelt, noch vor. Seine eigentliche Heimat ist das östliche Europa, Finnland, Polen, Litauen, Rußland. Hier findet man ihn von der Ostsee bis zum Ural, von der Dwina bis zum Schwarzen Meere und nicht besonders selten. In Bessarabien, Siebenbürgen und Galizien lebt er auch. In Mähren gehört er, laut Jeitteles, zu den sehr seltenen Tieren, kommt aber hier und da noch vor; in Schlesien wird er ebenfalls dann und wann gefangen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde er ab und zu noch in Mecklenburg und in der Mark Brandenburg bemerkt. In den Jagdregistern der Grafen Schulenburg-Wolfsburg wird er regelmäßig mit aufgeführt. Man erlegte ihn in den Sumpfniederungen der Aller. In diesem Jahrhundert ist er sehr selten geworden, jedoch immer noch einzeln vorgekommen. Nach Blasius wurde im Jahre 1852 ein Nerz im Harz in der Grafschaft Stolberg gefangen, nach Hartig ein anderer im Jahre 1859 in der Nähe von Braunschweig und ein dritter bei Ludwigslust in Mecklenburg erlangt. Hier soll er, mir gewordenen übereinstimmenden Nachrichten zufolge, überhaupt nicht gerade selten sein, mindestens jährlich erbeutet und zu Markte gebracht, beziehentlich sein Fell an die Kürschner verkauft werden. Daß er im Holsteinischen vorkommt, wußte man, ohne jedoch Sicheres mitteilen zu können. Um so erfreulicher war es mir, von einem naturwissenschaftlich gebildeten Weidmanne, Förster Claudius, folgende Nachrichten zu erhalten.

„Soviel mir bis jetzt bekannt geworden, kommt der Nerz in der Umgebung Lübecks auf einem Flächenraume von nur wenigen Geviertmeilen, hier aber nicht so selten, vor, daß er nicht jedem Jäger von Fach unter dem Namen Menk, Ottermenk, wenigstens oberflächlich bekannt wäre. Als nördliche Grenze dieses Verbreitungsgebietes könnte man etwa den Himmeldorfsee, als südliche den Schallsee, als östliche den Dassower See betrachten. Immerhin tritt er zu vereinzelt auf, und sein Rauchwerk wird hierzulande auch zu schlecht bezahlt, als daß man ihm besondere Aufmerksamkeit schenken sollte. Ich erinnere mich nicht, gehört zu haben, daß man ihm mit eigenen Lockspeisen nachstellt oder besondere Fangwerkzeuge, welche sein Aufenthalt am Wasser gestatten würde, Flügelreusen z. B., gegen ihn in Anwendung bringt. Er gerät fast immer nur durch Zufall in die Hand des Jägers und dies selten anders als zur Winterzeit, da nur dann dem Raubzeuge nachgegangen wird, sein Gebiet auch häufig nur bei Frost betreten werden kann. Und so ist leider über sein Verhalten in der anderen Hälfte des Jahres, welche dem Naturforscher ungleich wichtigere Aufschlüsse zu bieten hat, wenig oder nichts mit Sicherheit zu erfahren. Mir ist ein einziger Fall zu Ohren gekommen, daß Junge in einem Baue gefunden wurden. Sonst kommt er höchstens auf der Entenjagd einmal vor die Flinte, und dann wird er nicht geschont, weil sein Balg auch im Sommer gut ist. Bei dieser Gelegenheit wurde vor einigen Jahren hier in der Nachbarschaft ein Menk, dem die Hunde von der Wasserseite aus zusetzten, von dem Kopfe einer hohlen Weide herabgeschossen.

„Der Nerz liebt die bruchigen und schilfreichen Umgebungen von Seen und Flüssen, wo er, wie der Iltis, seine Wohnung auf einer Kaupe oder dammartigen Erhöhung im Gewurzel von Erlenbäumen, doch gern in möglichster Nähe des Wassers, anlegt und mit wenigen Ausgängen, welche nach der Wasserseite münden, versieht. Fluchtröhren nach einer anderen Richtung oder gar Gänge nach benachbarten Kaupen sind hier nicht anzutreffen. Während der Iltis, aus dem Baue gestört, sich durchaus nicht zu Wasser jagen läßt, sondern stets sein Heil in der Flucht auf dem Lande sucht, wo er Schlupfwinkel in hinreichender Menge kennt, fällt der Menk unter solchen Umständen sofort und zwar in senkrechter Richtung ins Wasser und verschwindet hier den Blicken. Bemerkenswert ist, wie er sich hierzu seiner Läufe

bedient: er rudert nicht abwechselnd wie der Iltis, sondern er schnellt sich stoßweise fort und zwar mit überraschender Geschwindigkeit. Es gelingt selten, ihn im Wasser zu schießen, da er lange unter der Oberfläche bleibt und stets an einer entfernten Stelle wieder zum Vorschein kommt. Vor dem Hunde ist er im Wasser, selbst im beschränkten Raume, sicher. Die Spur sowohl als die einzelne Fährte ist der des Iltis so ähnlich, daß selbst der geübte Jäger leicht getäuscht wird, da sich bei gewöhnlicher Gangart die kurze Schwimmhaut nicht im Boden abdrückt. Man hat sie im Winter da zu suchen, wo sich das Wasser lange offen zu halten pflegt, in Gräben, welche ein starkes Gefälle haben, in Wasserbächen, über Quellen, wo man zu derselben Zeit den Iltis ebenfalls antrifft, welcher bekanntlich auch unter dem Eise eifrig nach Fröschen fischt. Hier an den Ausstiegen eben unter dem Wasser ist es, wo man hin und wieder den Menk, von Schlamm fast unkenntlich, auf dem Eise sitzen sieht."

Später berichtet Claudius in den „Forstlichen Blättern" weiteres über das Tier. „Zu den Standorten", bemerkt er, „welche, solange die örtlichen Verhältnisse sich nicht ändern, noch einige Aussicht auf Erhaltung dieser Tierart zu gewähren scheinen, gehört der etwa 2 Meilen lange Abfluß des Ratzeburger Sees in die Trave bei Lübeck, die Wagenitz genannt, ein fast durchgängig von flachen Ufern begrenzter Wasserlauf, in welchem von einer Strömung kaum die Rede sein kann. Die Ufer sind auf große Strecken hin gänzlich versumpft und mit Schilf und Erlenstöcken bestanden. Daß der Nerz hier vorkommt, erfuhr ich durch einen meiner Forstarbeiter. Die gefangenen Fische werden hier nicht in geschlossenen Behältern, sondern in offenen Weidenkörben am Ufer kleiner, zum Teil künstlich angelegter Inselchen in der Nähe der Wohnungen aufbewahrt; eine so leicht zu erlangende Beute verschmäht der Nerz natürlich nicht, und wenn man ihm auch wohl den einen oder anderen Fisch gönnen möchte, kann man ihm doch den Schaden nicht verzeihen, welchen er dadurch verursacht, daß er lieber die oft daumendicken Weidenruten durchschneidet, als über den Rand des offenen Korbes klettert, wie der Iltis in solchen Fällen unbedenklich thut. Wahrnehmung dieser Eigenheiten des Tieres führt in der Regel zu seinem Verderben, obgleich die Fanganstalten, welche die Fischer treffen, mit einer Sorglosigkeit zugerichtet werden, daß sie bei mir ein Lächeln erregt haben würden, hätte ich mich nicht mehrfach von ihrem guten Erfolge zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Man streut nämlich auf diesen sogenannten Werdern am liebsten beim ersten starken Froste, wenn der Nerz anfängt Not zu leiden, einige Fische aus, legt ein paar gute Ratteneisen, verblendet sie notdürftig und befestigt sie wie die für den Otter gelegten, so daß der Fang mit dem Eisen das Wasser erreichen kann; auf die Ausstiege nimmt man keine Rücksicht, nicht einmal auf die Fährte: die Bequemlichkeit des Fängers allein scheint maßgebend zu sein. Daß der Räuber dessenungeachtet in den meisten Fällen bald gefangen wird, spricht wenig für seine Vorsicht, so menschenscheu er sonst ist."

Es vergingen Jahre, bevor Claudius und durch ihn ich zu dem gewünschten Ziele gelangten, einen lebenden Nerz zu erhalten. Erst im Anfange des Jahres 1868 konnte mir mein eifriger Freund mitteilen, daß ein Weibchen gefangen und ihm überbracht worden sei, bei Milch und frischer Fleischkost sich auch sehr wohl befinde, und daß sein Pfleger wegen der ruhigen Gemütsart des Gefangenen die Hoffnung habe, den durch das Eisen verursachten Schaden bald ausgeheilt zu sehen. „Der Nerz ist", schreibt mir Claudius, „bei weitem gutartiger als seine Gattungsverwandten und zürnt nur, wenn er geradezu gereizt wird; außerdem zieht er es vor, mich nicht zu beachten, läßt sich wohl auch mit einem Stöckchen den Balg streichen, ohne darüber böse zu werden. Den ganzen Tag über liegt er auf der einen Seite des Käfigs zusammengerollt auf seinem Heulager, während er auf der anderen Seite regelmäßig sich löst und näßt; nachts spaziert er in seiner ziemlich geräumigen Wohnung umher, hat sich auch verschiedene Male gewaltsam daraus entfernt. Aber nur das

erste Mal traf ich ihn des Morgens außerhalb des Käfigs in einem Winkel der Stube verborgen; später fand ich ihn, wenn er sich des Nachts befreit hatte, am Morgen regelmäßig wieder auf seinem Lager, als wenn er in seinen nächtlichen Wanderungen mehr eine Erheiterung als Befreiung aus seiner Haft gesucht habe."

Nachdem der Nerz sich mit seiner Haft vollständig ausgesöhnt hatte und so zahm geworden war, daß er sich von seinem Pfleger widerstandslos greifen ließ, sich auch gegen Liebkosungen empfänglich zeigte, sandte Claudius ihn mir in einer verschlossenen Kiste. Ich erkannte schon beim Öffnen derselben an dem vollständigen Fehlen irgend welchen unangenehmen Geruches, wie solchen der Iltis unter ähnlichen Umständen unbedingt verbreitet haben würde, daß ich es gewiß mit einem Sumpfotter zu thun hatte. Wohl darf ich sagen, daß mich kaum ein Tier jemals mehr erfreut hat als dieser seltene, von mir seit Jahren erstrebte europäische Marder, welcher sich jahrelang des besten Wohlseins erfreute. Leider hat sich meine Hoffnung, ein Männchen zu erlangen und dadurch vielleicht auch über die Fortpflanzung ins klare zu kommen, nicht erfüllt. Während des ganzen Tages liegt der Nerz zusammengewickelt auf seinem Lager, welches in einem vorn verschließbaren Kästchen angebracht worden ist, und nicht immer, selbst durch Vorhaltung von Leckerbissen nicht regelmäßig, gelingt es, ihn zum Aufstehen zu bewegen oder hervorzulocken. Er hört zwar auf den Anruf, ist auch mit seinem Wärter in ein gewisses Verhältnis getreten, zeigt aber keineswegs freundschaftliche Gefühle gegen den Pfleger, vielmehr einen entschiedenen Eigenwillen und fügt sich den Menschen nur so weit, als ihm eben behagt. Hieran hat freilich der Käfig den Hauptteil der Schuld; wenigstens zweifle ich nicht, daß er als Zimmergenosse wahrscheinlich schon längst zum niedlichen Schoßtiere geworden sein würde. Erst ziemlich spät abends, jedenfalls nicht vor Sonnenuntergang, verläßt er das Lager und treibt sich nun während der Nacht in seinem Käfig umher. Diese Lebensweise beobachtet er einen wie alle Tage, und hieraus erklärt sich mir zur Genüge die allgemeine Unkenntnis über sein Freileben. Denn wer vermag im Dunkel der Nacht den Nerz in seinem eigentlichen Heimgebiete, dem Bruche oder Sumpfe, zu folgen? In seinen Bewegungen steht er, soweit man von meinem in engem Raume untergebrachten Gefangenen urteilen kann, dem Iltis am nächsten. Er besitzt alle Gewandtheit der Marder, aber nicht die Kletterfertigkeit der hervorragendsten Glieder der Familie und ebensowenig ihre Bewegungslust, man möchte vielmehr sagen, daß er keinen Schritt unnütz thue. Ein Edel- oder Baummarder vergnügt sich zuweilen im Käfig stundenlang mit absonderlichen Sprüngen: auf solche Spielereien läßt sich, soweit meine Beobachtungen reichen, der Nerz niemals ein. Trippelnden Ganges schleicht er mehr, als er geht, seines Weges dahin, gleitet rasch und behend über alle Unebenheiten hinweg, hält sich aber auf dem Boden und strebt nicht nach der Höhe. Ins Wasser geht er aus freien Stücken nicht, sondern nur, wenn ihm dort eine Beute winkt; doch mag an dieser auffallenden Zurückhaltung der nicht mit einem Schwimmbecken eingerichtete Käfig schuld sein. Bei allen Bewegungen ist das sehr klug aussehende Köpfchen nicht einen Augenblick ruhig; die scharfen Augen durchmustern ohne Unterlaß den ganzen Raum, und die kleinen Ohren spitzen sich soweit wie möglich, um das wahrzunehmen, was jenen entgehen könnte. Reicht man ihm jetzt eine lebende Beute, so ist er augenblicklich zur Stelle, faßt das Opfer mit vollster Mardergewandtheit, beißt es mit ein paar raschen Bissen tot und schleppt es in seine Höhle. Hat er mehr Nahrung, als er bedarf, so schleppt er ein Stück nach dem anderen in seinen Schlafkasten, frißt jedoch in der Regel von ihm eilfertig ein wenig und wirft es erst dann beiseite, wenn ein anderes seine Mordlust erregte.

Fische und Frösche scheinen die ihm liebste Nahrung zu sein, obgleich Claudius meinte, daß er Fleischkost allem übrigen vorziehe und Fische nur dann verzehre, wenn er kein Fleisch bekommen könnte. Allerdings läßt er Fische liegen, wenn ihm eine lebende Maus, ein

lebendiger Vogel oder Lurch gereicht wird; es reizt ihn aber dann nur das Bewegen solcher Beute, und er beeilt sich gleichsam, seine Fertigkeit im Fangen und Abwürgen zu zeigen. Hat er aber dagegen seine Opfer getötet, und reicht man ihm dann einen Fisch, so pflegt er letzteren zuerst zu sich zu nehmen oder höchstens einen Frosch ihm vorzuziehen. Daß Gewöhnung bei der Auswahl der Speisen nicht ohne Einfluß ist, beweisen Schmidts Beobachtungen an einem von ihm gepflegten Nerze, welcher Krebse ohne weiteres packte und sich auch durch ihre Abwehr nicht beirren ließ, während mein Gefangener bis jetzt alle Krebse hartnäckig verschmäht hat. Auch Eier habe ich letzterem wiederholt vorgesetzt, ohne daß er sich um sie bekümmert hat; dem ungeachtet glaube ich gern, daß er während seines Freilebens so gut wie andere Marder ein Vogelnest ausnehmen und seines Inhaltes berauben wird; jedenfalls möchte ich nicht wagen, von dem einen auf das Betragen aller und am wenigsten auf das Benehmen der freilebenden Nerze zu schließen. Besonders auffallend ist es mir, daß mein Gefangener sich eher vor dem Wasser zu scheuen als sich nach ihm zu sehnen scheint. Ein Fischotter versucht selbst in dem kleinsten Raume das befreundete Element in irgend welcher Weise für sich auszunutzen: der Nerz denkt nicht daran, und das Wasser dient ihm eigentlich nur zum Trinken, nicht aber zum Baden oder gar zum Tummelplatze.

Im Verhältnis zu der Anzahl von Minkfellen, welche unter dem Namen amerikanische Nerze auf den Markt kommen, ist die Anzahl der echten Nerzfelle sehr gering: nach Lomer erbeutete man vor 2 Jahrzehnten 55,000 Nerze, aber 160,000 Minke jährlich; jetzt ist die Ausbeute an Minkfellen auf weit mehr als das Doppelte gestiegen (1888: 370,000). Letztere wurden damals mit 9—30 Mark bezahlt, während russische durchschnittlich nur 3—6 Mark wert waren; gegenwärtig gelten jene bloß noch 4—10, diese 1,5—4 Mark. Die Preise wechseln manchmal sehr schnell. Der Unterschied zwischen beiden Fellen ist bedeutend: die Minke haben feineres und darum haltbareres Haar. Die besten Minkfelle liefert die Ostküste Nordamerikas, Neuengland und Maine.

*

Der Vielfraß, eine der plumpesten Gestalten der Marderfamilie, vertritt eine besondere Gattung (Gulo), deren Kennzeichen folgende sind: Der Leib ist kräftig und gedrungen, der Schwanz kurz und sehr buschig, der Hals dick und kurz, der Rücken gewölbt, der Kopf groß, die Schnauze länglich, ziemlich stumpf abgeschnitten, die Beine sind kurz und stark, die plumpen Pfoten fünfzehig und mit scharf gekrümmten und zusammengedrückten Krallen bewehrt. Der Schädel ähnelt dem des Dachses, ist aber doch etwas breiter, gedrungener und sehr gebogen, so daß die Stirn und der Nasenrücken stark hervortreten; das aus 38 Zähnen bestehende Gebiß sehr kräftig, der Reißzahn oben und unten stark entwickelt, der Höckerzahn im Oberkiefer quer gestellt und doppelt so breit als lang, während der untere Höckerzahn größere Länge als Breite hat. Die Anzahl der rippentragenden Wirbel beträgt 15 oder 16; 4 oder 5 sind rippenlos, 4 bilden das Kreuzbein und 14 den Schwanz.

Der Vielfraß (Gulo borealis, Ursus, Mustela und Taxus gulo, Ursus sibiricus, Gulo vulgaris, arcticus, luscus, volverene und leucurus) ist 95 cm bis 1 m lang, wovon 12—15 cm auf den Schwanz kommen, und am Widerriste 40—45 cm hoch. Auf der Schnauze sind die Haare kurz und dünn, an den Füßen stark und glänzend, am Rumpfe lang und zottig, um die Schenkel, an den hellen Seitenbinden und am Schwanze endlich straff und sehr lang. Scheitel und Rücken sind braunschwarz mit grauen Haaren gemischt, der Rücken, die Unterseite und die Beine dunkelschwarz; ein hellgrauer Flecken steht zwischen Augen und Ohren, und eine hellgraue Binde verläuft von jeder Schulter an längs der Seiten hin. Das Wollhaar ist grau, an der Unterseite mehr braun.

Der Vielfraß bewohnt den Norden der Erde. Von Südnorwegen und Finnmarken an findet man ihn durch ganz Nordasien und Nordamerika bis Grönland. Früher war die südliche Grenze seiner Verbreitung in Europa unter tieferen Breiten zu suchen als gegenwärtig; zur Renntierzeit erstreckte sie sich bis zu den Alpen. Eichwald versichert, daß er noch spät in den Wäldern von Litauen vorgekommen sei; Brincken hat ihn noch vor einigen Jahrzehnten im Walde von Bialowicza beobachtet, wo er jetzt nicht mehr vorkommen soll;



Vielfraß (Gulo borealis). 1/6 natürl. Größe.

Bechstein erzählt von einem Vielfraße, welcher bei Frauenstein in Sachsen, und Zimmermann von einem anderen, welcher bei Helmstedt im Braunschweigischen erlegt wurde. Die beiden letzteren werden als versprengte Tiere angesehen, weil man nicht wohl annehmen kann, daß der Vielfraß in so späten Zeiten noch so weit nach Süden gegangen ist. Gegenwärtig sind Norwegen, Schweden, Lappland, Nordrußland, namentlich die Gegenden um das Weiße Meer, Perm, ganz Sibirien, Kamtschatka und Nordamerika sein Wohngebiet.

Die älteren Naturforscher erzählen von ihm die fabelhaftesten Dinge, und ihnen ist es zuzuschreiben, daß der Vielfraß einen in allen Sprachen gleichbedeutenden Namen führt.

Man hat sich vergebliche Mühe gegeben, das deutsche Wort Vielfraß aus dem Schwedischen oder Dänischen abzuleiten. Die einen sagen, daß das Wort aus Fjäl und Fräß zusammengesetzt sei und Felsenkatze bedeute; Lenz behauptet aber, daß das Wort Vielfraß der schwedischen Sprache durchaus nicht angehöre, und weist auch die Annahme zurück, daß es aus dem Finnischen abgeleitet sei. Die Schweden selbst sind so unsicher hinsichtlich der Bedeutung des Namens, daß jene Ableitung wohl zu verwerfen sein dürfte. Bei den Finnen heißt das Tier Kampi, womit man jedoch auch den Dachs bezeichnet, bei den Russen Rosomacha oder Rosomaka und bei den Skandinaviern Jerf; die Kamtschadalen nennen es Dimug und die Amerikaner endlich Wolverene. Höchst wahrscheinlich wurde der Name nach den ersten Erzählungen ins Deutsche übersetzt und ging nun erst in die übrigen Sprachen über. Wenn man jene Erzählungen liest und glaubt, muß man dem alten Kinderreime

„Vielfraß nennt man dieses Tier,
Wegen seiner Freßbegier!"

freilich beistimmen. Michow sagt folgendes: „In Litauen und Moskowien gibt es ein Tier, welches sehr gefräßig ist, mit Namen Rosomaka. Es ist so groß wie ein Hund, hat Augen wie eine Katze, sehr starke Klauen, einen langhaarigen, braunen Leib und einen Schwanz wie der Fuchs, jedoch kürzer. Findet es ein Aas, so frißt es so lange, daß ihm der Leib wie eine Trommel strotzt; dann drängt es sich durch zwei nahestehende Bäume, um sich des Unrates zu entledigen, kehrt wieder um, frißt von neuem und preßt sich dann nochmals durch die Bäume, bis es das Aas verzehrt hat. Es scheint weiter nichts zu thun, als zu fressen, zu saufen und dann wieder zu fressen." In dieser Weise schildert auch Gesner den Vielfraß; Olaus Magnus aber weiß noch mehr. „Unter allen Tieren", sagt er, „ist dieses das einzige, welches, wegen seiner beständigen Gefräßigkeit, im nördlichen Schweden den Namen Jerf, im Deutschen den Namen Vielfraß erhalten hat. Sein Fleisch ist unbrauchbar, nur sein Pelz ist sehr nützlich und kostbar und glänzt sehr schön und noch mehr, wenn man ihn künstlich mit anderen Farben verbindet. Nur Fürsten und andere große Männer tragen Mäntel davon, nicht bloß in Schweden, sondern auch in Deutschland, wo sie wegen ihrer Seltenheit noch viel teurer zu stehen kommen. Auch lassen die Einwohner die Pelze nicht gern in fremde Länder gehen, weil sie damit ihren Wintergästen eine Ehre zu erweisen pflegen, indem sie nichts für angenehmer und schöner halten, als ihren Freunden Betten von solchem Pelze anweisen zu können. Dabei darf ich nicht verschweigen, daß alle diejenigen, welche Kleider von solchen Tieren tragen, nie mit Essen und Trinken aufhören können. Die Jäger trinken ihr Blut; mit lauem Wasser und Honig vermischt, wird es sogar bei Hochzeiten aufgetragen. Das Fett ist gut gegen faule Geschwüre 2c. Die Jäger haben verschiedene Kunststücke erfunden, um dieses listige Tier zu fangen. Sie tragen ein Aas in den Wald, welches noch frisch ist. Der Vielfraß riecht es sogleich, frißt sich voll, und während er sich, nicht ohne viele Qual, zwischen die Bäume durchdrängt, wird er mit Pfeilen erschossen. Auch stellt man ihm Schlagfallen, wodurch er erwürgt wird. Mit Hunden ist er kaum zu fangen, weil diese seine spitzigen Klauen und Zähne mehr fürchten als den Wolf." Schon Steller widerlegt die abgeschmackten Fabeln, und Pallas gibt eine richtige Lebensbeschreibung des absonderlichen Gesellen.

Der Vielfraß bewohnt die gebirgigen Gegenden des Nordens, zieht z. B. die nackten Höhen der skandinavischen Alpen den ungeheueren Wäldern des niederen Gebirges vor, obwohl er auch in diesen zu finden ist. Die ödeste Wildnis ist sein Aufenthalt. Er hat keine feststehenden Wohnungen, sondern wechselt sie nach dem Bedürfnis und verbirgt sich, wenn die Nacht hereinbricht, an jedem beliebigen Orte, welcher ihm einen Schlupfwinkel gewährt, sei es im Dickichte der Wälder oder im Geklüfte der Felsen, in einem verlassenen Fuchsbaue oder in einer anderen, natürlichen Höhle. Wie alle Marder mehr Nacht- als Tagtier, schleicht

er doch in seiner so wenig von den Menschen beunruhigten Heimat ganz nach Belieben umher und zeigt sich auch im Lichte der Sonne, würde dies auch unter allen Umständen thun müssen, da ja bekanntlich in den nördlichsten Teilen seines Wohngebietes während des Sommers die Sonne monatelang Tag und Nacht am Himmel steht. In dem von Radde bereisten südlichen Grenzgebiete des östlichen Sibirien ist das Vorkommen des Vielfraßes viel mehr an das Vorhandensein der Moschustiere als der Renntiere geknüpft. Das Auftreten des erstgenannten Wiederkäuers hängt nun aber wesentlich mit dem pflanzlichen Gepräge der betreffenden Gegenden zusammen, und daher findet man da, wo in weitgedehnten bleichgelben und grauen Flechtengebieten eine Alpenflora noch die äußerste Grenze des Baumwuchses schmückt, Moschustier und Vielfraß am häufigsten, während man in einer durchschnittlichen Höhe von 1000 m über dem Meere in dem Gebiete der üppigen Pflanzenwelt beide Tiere nur zufällig und vereinzelt antrifft. Dem entsprechend ist der Vielfraß im östlichen Sajan entschiedener Gebirgsbewohner, welcher, ohne festen Wohnsitz zu haben, beständig umherschweift und namentlich diejenigen Örtlichkeiten der Hochgebirge aufsucht, an denen den Moschustieren Schlingen gelegt werden. Unter ähnlichen Verhältnissen tritt er überall im Süden von Sibirien auf, und ebenso verhält er sich, unter Berücksichtigung örtlicher Eigentümlichkeiten, im Norden Amerikas.

Im Winter, welchen er nach Art der nächstverwandten Marder, ohne längere Zeit zu schlafen, durchlebt, setzen ihn seine großen Tatzen in den Stand, mit Leichtigkeit über den Schnee zu gehen, und da er kein Kostverächter ist, führt er ein behagliches und gemütliches Leben, ohne jemals in große Not zu kommen. Seine Bewegungen sind sehr eigentümlicher Art, und namentlich der Gang zeichnet sich vor dem aller übrigen mir bekannten Tiere aus. Der Vielfraß wälzt sich nämlich in großen Bogensätzen dahin, ganz merkwürdig humpelnd und Purzelbäume schlagend. Doch fördert diese Gangart immer noch so rasch, daß er kleine Säugetiere bequem dabei einholt und auch größeren bei längerer Verfolgung nahe genug auf den Leib rücken kann. Im Schnee zeigt sich seine Fährte, diesem Gange entsprechend, in tiefen Löchern, in welche er mit allen vier Beinen gesprungen ist. Aber gerade sein eigentümlicher Gang ist dann ganz geeignet, ihn leicht zu fördern, während das von ihm verfolgte Wild mit dem tiefen Schnee sehr zu kämpfen hat. Trotz seiner Ungeschicklichkeit versteht er es, niedere Bäume zu besteigen. Auf deren Ästen liegt er, dicht an den Stamm gedrückt, auf der Lauer und wartet, bis ein Wild unter ihm weggeht. Unter seinen Sinnen steht der Geruch obenan; doch sind auch sein Gesicht und Gehör hinlänglich scharf.

Seine Hauptnahrung bilden die Mäusearten des Nordens und namentlich die Lemminge, von denen er eine erstaunliche Menge vertilgt. Bei der großen Häufigkeit dieser Tiere in gewissen Jahren, braucht er sich kaum um ein anderes Wild zu bekümmern. Den Wölfen und Füchsen folgt er auf ihren Streifzügen nach, in der Hoffnung, etwas von ihrem Raube zu erbeuten. Im Notfalle aber betreibt er selbst die höhere Jagd. Gewiß ist es, daß er Renntiere, ja selbst Elentiere angreift und niedermacht. Thunberg erkundete, daß er sogar Kühe umbringt, indem er ihnen die Gurgel zerreißt. Löwenhjelm erwähnt in seiner Reisebeschreibung von Nordland, daß er dort Schaden unter den Schafherden anrichte, und Erman erfuhr von den Ostjaken, daß er dem Elentiere auf den Nacken springe und es durch Bisse töte. Hiermit stimmen die Mitteilungen Raddes vollständig überein. In geeigneten Gebirgen am Baikalsee wird der dort häufige Vielfraß in der Nähe der Ansiedelungen eine Plage für das junge Hornvieh. Eine im Jahre 1855 stattgehabte Auswanderung der Renntiere aus dem östlichen Sajan südwärts in die Quellgebirge des Jenissei blieb jedoch ohne Einfluß auf die Lebensweise des Vielfraßes; die Karagassen und Sojotten behaupteten sogar, er habe hier niemals ein Renntier angegriffen, sondern sei ausschließlich auf das Moschustier angewiesen. Mein Jagdgehilfe Erik Swenson erzählte mir, daß er in

Skandinavien sich, zumal im tiefen Schnee, leise unter dem Winde an die vergrabenen Schneehühner herannache, sie in den Höhlen, welche sich die Vögel ausscharren, verfolge und dann mit Leichtigkeit töte. Den Jägern ist er ein höchst verhaßtes Tier. Mein Begleiter versicherte mich, daß ein jedes erlegte Renntier, welches er nicht sorgfältig unter Steinen verborgen habe, während seiner Abwesenheit von dem Vielfraße angefressen worden sei. Sehr häufig stiehlt er auch die Köder von den Fallen weg oder frißt die darin gefangenen Tiere an. Genau ebenso treibt er es in Sibirien und Amerika. In den Hütten der Lappen richtet er oft bedeutende Verwüstungen an. Er bahnt sich mit seinen Klauen einen Weg durch Thüren und Dächer und raubt Fleisch, Käse, getrockneten Fisch und dergleichen, zerreißt aber auch die dort aufbewahrten Tierfelle und frißt, bei großem Hunger, selbst einen Teil derselben. Während des Winters ist er Tag und Nacht auf den Beinen, und wenn er ermüdet, gräbt er sich einfach ein Loch in den Schnee, läßt sich dort verschneien und ruht in dem nun ganz warmen Lager behaglich aus.

Eine kleine Beute, welche der Vielfraß gemacht hat, verzehrt er auf der Stelle mit Haut und Haaren, eine größere aber vergräbt er sehr sorgfältig und hält dann noch eine zweite Mahlzeit davon. Die Samojeden behaupten, daß er auch Menschenleichen aus der Erde scharre und sich zeitweilig von diesen nähre.

Infolge seiner umfassenden Thätigkeit als Raubtier steht der Vielfraß bei sämtlichen nordischen Völkerschaften keineswegs in besonderer Achtung, und man jagt, verfolgt und tötet ihn, wo man nur immer kann, obgleich sein Fell keineswegs überall benutzt wird. Die Kamtschadalen freilich schätzen es sehr hoch und glauben, daß es kein schöneres Rauchwerk geben kann als eben dieses Fell. Gerade die weißgelben Felle, welche von den Europäern für die schlechtesten gehalten werden, gelten in ihren Augen als die allerschönsten, und sie sind fest überzeugt, daß der Gott des Himmels, **Bulutschei**, Vielfraßkleider trage. Die gefallsüchtigen Weiber befestigen zwei Vielfraßfell-Stücke von Handgröße an dem Kopfe, oberhalb der Ohren; man kann sich deshalb seiner Frau oder Geliebten nicht besser verbindlich machen, als wenn man ihr derartige Rosomakenfleckchen kauft, deren Preis dort dem eines Biberfelles gleichgeachtet wird. Die Liebhaberei für diese Fleckchen geht so weit, daß die Frauen, welche keine besitzen, gefärbte Fellstücke aus dem Balge einer Seeente tragen. **Steller** fügt hinzu, daß trotz des hohen Wertes gedachter Felle Vielfraße in Kamtschatka häufig sind, weil die Einwohner es nicht verstehen, sie zu fangen, und bloß zufällig einen erbeuten, welcher sich in die Fuchsfallen verirrt.

Der Eskimo legt sich vor der Höhle des Vielfraßes auf den Bauch und wartet, bis derselbe herauskommt, springt dann sofort auf, verstopft das Loch und läßt nun seine Hunde los, welche zwar ungern auf solches Wild gehen, es aber doch festmachen. Nunmehr eilt der Jäger hinzu, zieht dem Räuber eine Schlinge über den Kopf und tötet ihn. In Norwegen und Lappland wird er mit dem Feuergewehre erlegt.

Trotz seiner geringen Größe ist der Vielfraß kein zu verachtender Gegner, weil unverhältnismäßig stark, wild und widerstandsfähig. Man versichert, daß selbst Bären und Wölfe ihm aus dem Wege gehen; letztere sollen ihn, wahrscheinlich seines Gestankes wegen, überhaupt nicht anrühren. Gegen den Menschen wehrt er sich bloß dann, wenn er nicht mehr ausweichen kann. Gewöhnlich rettet er sich angesichts eines Jägers durch die Flucht, und wenn er getrieben wird, auf einen Baum oder auf die höchsten Felsspitzen, wohin ihm seine Feinde nicht nachfolgen können. Von raschen Hunden wird er in ebenen, baumlosen Gegenden bald eingeholt, verteidigt sich aber gegen sie mit Mut und großer Geschicklichkeit. Ein einziger Hund wird ihn kaum überwältigen können; zuweilen wird es auch mehreren schwer, ihn zu besiegen. Wenn er vor seinen Verfolgern nicht auf einen Baum entkommen kann, wirft er sich auf den Rücken, faßt den Hund mit seinen scharfen Krallen, wirft ihn zu

Boden und zerfleischt ihn mit dem Gebisse derart, daß jener an den ihm beigebrachten Wunden oft zu Grunde geht.

Die Rollzeit des Vielfraßes fällt in den Herbst oder Winter, in Norwegen, wie Erik mir erzählte, in den Januar. Nach 4 Monaten Tragzeit, gewöhnlich also im Mai, wirft das Weibchen, in einer einsamen Schlucht des Gebirges oder in den dichtesten Wäldern, 2—3, selten auch 4 Junge auf ein weiches und warmes Lager, welches es entweder in hohlen Bäumen oder in tiefen Höhlen angelegt hat. Es hält schwer, ein solches Wochenbett aufzufinden; bekommt man aber Junge, welche noch klein sind, so kann man sie ohne große Mühe zähmen. Genberg zog einen Vielfraß mit Milch und Fleisch auf und gewöhnte ihn so an sich, daß er ihm wie ein Hund auf das Feld nachlief. Er war beständig in Thätigkeit, spielte artig mit allerlei Dingen, wälzte sich im Sande, scharrte sich im Boden ein und kletterte auf Bäume. Schon als er 3 Monate alt war, wußte er sich mit Erfolg gegen die ihn angreifenden Hunde zu verteidigen. Er fraß nie unmäßig, war gutmütig, erlaubte Schweinen, die Mahlzeit mit ihm zu teilen, litt aber niemals Hunde um sich. Immer hielt er sich reinlich und roch gar nicht, außer, wenn mehrere Hunde auf ihn losgingen, welche er wahrscheinlich durch die Entleerung seiner Stinkdrüsen zurückschrecken wollte. Gewöhnlich schlief er bei Tage und lief bei Nacht umher. Er lag lieber im Freien als in seinem Stalle und liebte überhaupt den Schatten und die Kälte. Als er ein halbes Jahr alt war, wurde er bissiger, blieb jedoch immer noch gegen Menschen zutraulich, und als er einmal in den Wald entflohen war, sprang er einer alten Magd auf den Schlitten und ließ sich von ihr nach Hause fahren. Mit zunehmendem Alter wurde er wilder, und einmal biß er sich derart mit einem großen Hunde herum, daß man letzterem zu Hilfe eilen mußte, weil man für sein Leben fürchtete. Auch im Alter spielte er immer noch mit den bekannten Leuten; hielten ihm jedoch Unbekannte einen Stock vor, so knirschte er mit den Zähnen und ergriff ihn wütend mit den Klauen.

Solange ein gefangener Vielfraß jung ist, zeigt er sich höchst lustig, fast wie ein junger Bär. Wenn man ihn an einen Pfahl gebunden hat, läuft er in einem Halbkreise herum, schüttelt dabei den Kopf und stößt grunzende Töne aus. Vor dem Eintritte schlechter Witterung wird er launisch und mürrisch. Obgleich nicht eben schnell in seinen Bewegungen, ist er doch fortwährend in Thätigkeit, und bloß wenn er schläft, liegt er still auf einer und derselben Stelle. Einen Baum, welchen man in seinem Käfig angebracht hat, besteigt er mit Leichtigkeit und scheint sich durch die merkwürdigsten Turnkünste, welche er auf den Ästen ausführt, besonders zu vergnügen. Zuweilen spielt er förmlich mit den Zweigen, indem er mit Leichtigkeit und ohne jede Furcht aus ziemlichen Höhen herunter auf die Erde springt und an den eisernen Stäben seines Käfigs oder an seinem Lieblingsbaume rasch wieder emporklettert; zuweilen rennt er in einem kurzen Galopp im Kreise innerhalb seines Käfigs umher, hält jedoch ab und zu inne, um zu sehen, ob ihm nicht einer von den Zuschauern ein Stückchen Kuchen oder sonst einen Leckerbissen durch das Gitter geworfen habe.

Das eigentliche Wesen des Vielfraßes zeigt sich aber doch erst, wenn er Gesellschaft seinesgleichen hat. Im Berliner Tiergarten lebten drei Stück des in unseren Käfigen so seltenen Tieres und zwar ein altes und zwei noch nicht erwachsene, welche in früher Jugend ankamen. Etwas Lustigeres und Vergnügteres, als diese beiden Geschöpfe sind, kann man sich nicht denken. Nur äußerst selten sah man sie kurze Zeit der Ruhe pflegen; den größten Teil des Tages verbrachten sie mit Spielen, welche ursprünglich durchaus nicht böse gemeint zu sein schienen, bald aber ernster wurden und gelegentlich in einen Zweikampf übergingen, bei welchem beide Recken Gebiß und Tatzen wechselweise gebrauchten. Unter kaum wiederzugebendem Gekläff, Geknurr und Geheul rollten sie übereinander weg, so daß der eine bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche des anderen lag, von diesem abgeschüttelt und nun

seinerseits niedergeworfen ward, sprangen auf, suchten sich mit den Zähnen zu packen, zerrten sich an den Schwänzen und kollerten von neuem ein gutes Stück über den Boden fort. Endete das Spiel und beziehentlich der Zweikampf, so trollten beide hintereinander her, durchmaßen ihren Käfig nach allen Seiten, durchschnüffelten alle Winkel und Ecken, untersuchten jeden Gegenstand, welcher sich fand, warfen Futter- und Trinkgefäße über den Haufen, ärgerten die rechtschaffenen Waschweiber, welche ihre Käfige zu reinigen hatten, durch unstillbaren Forschungseifer nach Dingen und Gegenständen, welche sie unbedingt nichts angingen, erzürnten sich wiederum und begannen das alte Spiel, achtsame Beobachter stundenlang fesselnd. Ganz anders benahmen sie sich angesichts des futterspendenden Wärters. Alle Ungeduld, welche ein hungriges Tier zu erkennen gibt, gelangte jetzt bei ihnen zum Ausdrucke. Der Name Vielfraß wurde mir, als ich sie zum erstenmal füttern sah, urplötzlich verständlich. Winselnd, heulend, knurrend, kläffend, zähnefletschend und sich gegenseitig mit Ohrfeigen und anderweitigen Freundschaftsbezeigungen bedenkend, rannten sie wie toll und unsinnig im Käfig umher, gierig nach dem Fleische blickend, wälzten sich, wenn der Wärter dasselbe ihnen nicht augenblicklich reichte, gleichsam verzweifelnd auf dem Boden und fuhren, sobald ihnen der Brocken zugeworfen ward, mit einer Gier auf diesen los, wie ich es noch bei keinem anderen Tiere, am wenigsten aber bei einem so sorgsam wie sie gepflegten und gefütterten, beobachtet hatte. Der unstillbare Blutdurst der Marder schien bei ihnen in Freßgier umgewandelt zu sein. Sie stürzten sich, alles andere vergessend, wie sinnlos auf das Fleischstück, packten es mit Gebiß und Klauen zugleich und kauten nun unter lebhaftem Schmatzen, Knurren und Fauchen so eifrig, schlangen und würgten so gierig, daß man nicht im Zweifel bleiben konnte, die Fabelei der älteren Schriftsteller habe Ursprung und gewissermaßen auch Berechtigung in Beobachtung solcher gefangenen Vielfraße.

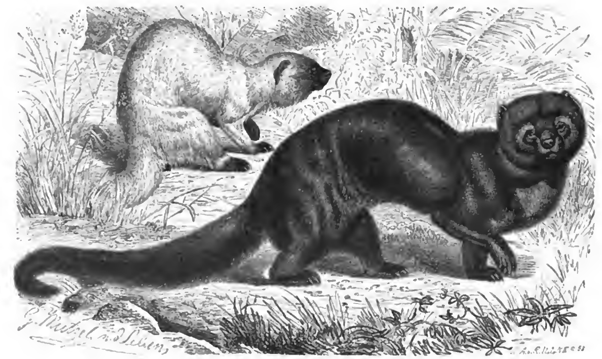
Nach Lomer gelangen jährlich etwa 3500 Vielfraßfelle im Werte von 32,000 Mark in den Handel, die meisten von Nordamerika her. Jedenfalls aber werden weit mehr Vielfraße alljährlich getötet und ihrer Felle beraubt; denn nicht allein die Kamtschadalen, sondern auch die Jakuten und andere Völkerschaften Sibiriens schätzen letztere ungemein hoch und zahlen sie mit guten Preisen. Nach Radde bleiben alle Felle der in Ostsibirien erlegten Vielfraße im Lande und kosten schon an Ort und Stelle 4—5 Rubel das Stück. Die asiatischen Völkerschaften und ebenso die Polen benutzen sie zu schweren Pelzen, Amerikaner und Franzosen dagegen zu Fußdecken, für welche sie sich der verschiedenen Färbung und Haarlänge wegen vorzüglich eignen.

*

In Brasilien lebende, schlank gebaute Mitglieder unserer Familie vom Ansehen der Marder sind die Huronen oder Grisons (Galictis). Sie kennzeichnen sich durch ziemlich dicken, hinten verbreiterten, an der Schnauze wenig vorgebogenen Kopf mit niedrigen, abgerundeten Ohren und verhältnismäßig großen Augen, niedrige Beine, mäßig große Füße mit fünf durch Spannhäute verbundenen Zehen, welche scharfe, stark gebogene Krallen tragen und nackte, schwielige, an den Hinterbeinen bis zur Fußwurzel unter die Fersen reichende Sohlen zeigen, mittel- oder ziemlich langen Schwanz, ein kurzes Haarkleid und durch ihr von dem der übrigen Marder erheblich abweichendes Gebiß. Dieses besteht wie bei den Stinkmardern aus 34 Zähnen, zeichnet sich aber besonders durch deren Stärke aus; namentlich gilt dies für die Schneide- und Eckzähne des Oberkiefers, weniger für die oberen 4 und unteren 5 Backenzähne. Neben dem After finden sich drüsige Stellen, welche eine stark nach Bisam riechende Feuchtigkeit absondern.

Man hat auch diese Gruppe in zwei Gattungen getrennt, die Unterschiede sind jedoch so unwesentlicher Art, daß wir sie nicht zu berücksichtigen brauchen.

Die Hyrare der Brasilier oder Tayra der Bewohner Paraguays (Galictis barbara, Gulo mustela und Galera barbara, Gulo barbatus, Mustela galera, gulina und tayra, Viverra poliocephala und vulpecula, Eira ilya, Galea subfusca ꝛc.) erreicht eine Länge von 1,1 m, wovon etwa 45 cm auf den Schwanz kommen. Der dichte Pelz ist am Rumpfe, an den vier Beinen und am Schwanze bräunlichschwarz, das Gesicht blaß braungrau, die übrigen Teile des Kopfes, der Nacken und die Seiten des Halses sind bald aschgrau, bald gelblichgrau; die Färbung des Ohres zieht sich etwas ins Rötlichgelbe. An der Unterseite des Halses steht ein großer, gelber Flecken. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht; wohl aber kommen Abänderungen in der Färbung vor, und namentlich ist die Färbung des Kopfes und des Nackens bald heller, bald dunkler und der Flecken am Halse zuweilen gelblichweiß. Auch Weißlinge oder Albinos sind nicht gerade selten.



Hyrare (Galictis barbara). ⅙ natürl. Größe.

Die Hyrare verbreitet sich über einen großen Teil von Südamerika, von Britisch-Guayana und Brasilien bis Paraguay und noch weiter südlich. Sie ist keineswegs selten, an manchen Orten sogar häufig. In den vom Prinzen von Wied bereisten Waldungen Brasiliens fehlt sie nirgends, ist auch allen Ansiedlern wohl bekannt. Moore behauptet, daß sie in Trupps von 15—20 Stück zusammen auf die Jagd ausgehe; diese Angabe ist aber jedenfalls nicht richtig, weil kein einziger der übrigen Beobachter solches erwähnt. Laut Rengger lebt sie teils in Feldern, welche mit hohem Grase bewachsen sind, teils in den dichten Waldungen. Dort dient ihr der verlassene Bau eines Gürteltieres, hier ein hohler Baumstamm zum Lager. Sie ist nichts weniger als ein bloß nächtliches Tier, geht vielmehr erst, wenn der Morgen bald anbricht, auf Raub aus und verweilt besonders bei bedecktem Himmel bis gegen Mittag auf ihren Streifereien. Während der Mittagshitze zieht sie sich in ihr Lager zurück und verläßt dasselbe erst wieder gegen Abend, dann bis in die Nacht hinein jagend. Sie wird als ein sehr schädliches Tier angesehen, welches sich kühn selbst bis in die Nähe der Wohnungen drängt.

Die Nahrung der Hyrare besteht aus allen kleinen, wehrlosen Säugetieren, deren sie habhaft werden kann. Hirschkälber, Agutis, Kaninchen, Apereas und Mäuse bilden wohl

den Hauptbestandteil ihrer Mahlzeiten; auf waldfreien Strecken geht sie den Hühnern und jungen Nandus nach, in den Wäldern besteigt sie die Bäume und bemächtigt sich der Brut der Vögel. In die Hühnerställe bricht sie nach Marderart ein, beißt dem Federvieh den Kopf ab und leckt das Blut mit derselben Gier wie Baummarder oder Iltis; denn auch sie ist blutdürstig und erwürgt, wenn es in ihrer Gewalt liegt, mehr Tiere, als sie zur Sättigung bedarf. Als ausgezeichneter Kletterer besteigt sie selbst die höchsten Bäume, um die Nester der Vögel zu plündern oder den Honig der Bienen aufzusuchen. Abwärts klettert sie stets mit dem Kopfe voran und zeigt dabei eine Fertigkeit, welche nur wenig andere kletternde Säugetiere besitzen. „Sie läuft", sagt der Prinz von Wied, „zwar nicht besonders schnell, hält aber sehr lange die Spur des angejagten Tieres ein und soll dadurch dasselbe oft ermüden und fangen. Man will gesehen haben, daß sie ein Reh jagte, bis dieses aus Ermüdung sich niederlegte und dann noch lebend von ihr angefressen wurde."

Ihre Lager oder Nester legt sie, laut Hensel, wohl immer in unterirdischen Bauen an; wenigstens fanden Hensels Hunde einst ein solches unter Felsen. „Es gelang nach vieler Mühe, durch abgehauene schwere Stämme, welche als Hebebäume benutzt wurden, die Felstrümmer auf die Seite zu schaffen und die Alten nebst zwei Jungen zu erhalten. Diese waren noch blind und vielleicht erst wenige Tage alt; sie glichen in Ansehen und Stimme ganz täuschend jungen Füchsen, und man mußte ziemlich genau zusehen, um an den etwas kürzeren Beinen und den längeren Krallen an allen fünf Zehen die Unterschiede herauszufinden."

Die Hyrare wird in ganz Südamerika ziemlich oft gezähmt. Schomburgk fand sie oft in den Hütten der Indianer, welche sie Maikong oder Hava nennen, und besaß, wie auch Rengger, selbst längere Zeit ein Stück lebend. Beide Forscher berichten uns darüber etwa folgendes: Man ernährt die Hyrare mit Milch, Fleisch, Fischen, gekochten Yams, reifen Bananen, kurz mit allem Möglichen, und kann sie somit sehr leicht erhalten. Wenn man ihr Speise zeigt, springt sie heftig danach, ergreift sie sogleich mit den Vorderpfoten und den Zähnen und entfernt sich damit soweit als thunlich von ihrem Wärter. Dann legt sie sich auf den Bauch nieder und frißt das Fleisch, es mit beiden Vorderpfoten festhaltend, ohne Stücke davon abzureißen, nach Katzenart, indem sie mit den Backenzähnen der einen Seite daran kaut. Wirft man ihr lebendes Geflügel vor, so drückt sie es in einem Sprunge zu Boden und reißt ihm den Hals nahe am Kopfe auf. Ein gleiches thut sie mit kleinen Säugetieren, ja, wenn sie nicht sorgsam genug gezogen worden ist, selbst mit jungen Hunden und Katzen. Sie liebt das Blut sehr, und man sieht sie dieses gewöhnlich, wenn sie ein Tier erlegt hat, auflecken, bevor sie von dem Fleische genießt. Stört man sie beim Fressen, so beißt sie wütend um sich. Flüssigkeiten nimmt sie lappend zu sich. Sie ist sehr reinlich und leckt und putzt ihr glänzend schwarzes Fell fortwährend. Im Zorne gibt sie einen eigenen Bisamgeruch von sich, welcher von einer Absonderung der in der Hautfalte unter dem After liegenden Drüsen herrührt. Behandelt man sie mit Sorgfalt, so wird sie gegen den Menschen sehr zahm, spielt mit ihm, gehorcht seinem Rufe und folgt ihm, wenn sie losgebunden wird, gleich einer Katze durch das ganze Haus nach. Dabei zeigt sie sich sehr spiellustig und leckt und kaut besonders gern an den Händen herum, beißt aber oft auch recht herzhaft zu. Im Spielen stößt sie, wie es die jungen Hunde zu thun pflegen, knurrende Töne aus; wird sie aber ungeduldig, so läßt sie ein kurzes Geheul hören. Ungeachtet ihrer Liebenswürdigkeit bleibt sie doch gegen alle kleineren Haustiere, namentlich gegen das Geflügel, ein gefährlicher Feind und springt, solange sie etwas Lebendes um sich sieht, auf dieses mit einer Art von Wut zu, um es abzuwürgen, alle früher erhaltenen Züchtigungen vergessend. Ihre Lebensart ändert sie in der Gefangenschaft, wenn sie immer angebunden bleibt oder in einem Käfig gehalten wird, insoweit, daß sie die ganze Nacht schlafend zubringt; läßt man sie aber in der Wohnung frei umherlaufen, so bringt sie dieselbe Ordnung

wie im Freien zu stande. Sie schläft dann bloß während der Mitternacht und in den Mittagsstunden und jagt vom frühen Morgen bis zum Abend den jungen Mäusen und Ratten nach, von denen sie besser als eine Katze das Haus zu reinigen versteht.

Bloß die wilden Indianer, für deren Gaumen keine Art von Fleisch zu schlecht zu sein scheint, essen den Maikong; die Europäer finden sein Fleisch abscheulich. Jene benutzen auch sein Fell, um kleine Säcke daraus zu verfertigen oder um es in Riemen zu zerschneiden, welche sie dann als Zierat gebrauchen; gleichwohl jagen sie das Tier nicht besonders häufig. Wenn sich die Hyrare verfolgt sieht, versteckt sie sich, falls sie Gelegenheit dazu findet, in einem Erdloche oder in einem hohlen Stamme oder klettert auf einen hohen Baum und setzt ihre Flucht durch die benachbarten Wipfel fort, um nach einiger Entfernung wieder den Boden zu gewinnen. Fehlt ihr aber ein solcher Zufluchtsort, so erreichen die Hunde sie sehr bald, da sie kein Schnellläufer ist, und überwältigen sie nach einer kurzen Gegenwehr.

Der Grison (Galictis vittata, Viverra, Mustela, Lutra und Grisonia vittata, Gulo vittatus, Ursus brasiliensis, Viverra und Mustela quiqui ꝛc.) ist kleiner als die Hyrare, etwa 65 cm lang, wovon auf den Schwanz ungefähr 22 cm kommen, und durch gedrungenere Gestalt und verhältnismäßig kurzen Schwanz, auch durch das dünnere, eng anliegende Haarkleid ausgezeichnet. Die Färbung erscheint besonders deshalb merkwürdig, weil die Oberseite des Körpers lichter gefärbt ist als die Unterseite. Die Schnauze, der untere Teil des Nackens, der Bauch und die Kiefer sind dunkelbraun, während die ganze Oberseite, von der Stirn an bis zum Schwanze, blaßgrau aussieht, da die Grannenhaare schwarze und weiße Ringe zeigen. Von der Stirn läuft über die Wangen eine hellockergelbe Binde, welche gegen die Schultern hin etwas stärker wird. Die Schwanzspitze und die kleinen Ohren sind ganz gelb, die Sohlen und die Fersen dunkelschwarz gefärbt, die kurzen Streifen der Stirn und Wange glänzend stahlgrau. Zwischen Männchen und Weibchen sowie zwischen alt und jung findet kein Unterschied in der Färbung statt. Eine nahe verwandte Art ist der Große Grison (G. allamandi).

Der Grison bewohnt so ziemlich dieselben Gegenden wie die vorhergehende Art. Schomburgk nennt ihn eines der gewöhnlichen Raubtiere der Küste. Er hält sich in den Pflanzungen und besonders gern in der Nähe der Gebäude auf, wo er unter dem Federvieh zuweilen großen Schaden anrichtet. In Brasilien findet er sich, laut Hensel, nicht so häufig wie die Hyrare und bewohnt lieber die Kamposgegenden, obwohl er auch tief im Urwalde angetroffen wird. Von den Hunden getrieben, bäumt er nicht, sondern verbirgt sich baldmöglichst unter Steinen und Baumwurzeln. Wenn die Hyrare unserem Edelmarder gleicht, ähnelt der Grison dem Iltis, mit welchem er auch in der Größe übereinstimmt. Hohle Bäume, Felsspalten und Erdlöcher sind seine Aufenthaltsorte. Das Tier macht den Eindruck eines unverschämten Wesens und hat eine eigentümliche Gewohnheit, den langen Hals emporzuheben, ganz wie giftige Schlangen zu thun pflegen; dabei blitzen die kleinen, dunkeln Augen unter der weißen Binde sehr lebendig hervor und geben der geistigen Regsamkeit sowie auch dem mordlustigen Wesen belebten Ausdruck. Der Grison soll ebenso blutgierig wie unser Marder sein und ohne Hunger so viele Tiere würgen, als er nur erhaschen kann; auch gilt er für recht mutig. Ein Grison, welchen ein Engländer zahm hielt, verließ einigemal seinen Käfig und griff einen jungen Alligator an, welcher sich in demselben Zimmer befand. Letzterer war, wie der Erzähler bemerkt, dummzahm und hatte sich an einem Abende in die Nähe des Feuers gelegt, um der willkommenen Wärme sich zu erfreuen. Als am nächsten Morgen der Eigner eintrat, fand er, daß der Grison die Flucht aus dem Käfig bewerkstelligt hatte, entdeckte auch zugleich die Spuren des Angriffs des kleinen Geschöpfes an der großen Panzerechse. Gerade unter den Vorderbeinen, dort, wo die starken

Blutgefäße verlaufen, hatte der Grison den Alligator so furchtbar zerfleischt, daß das arme Vieh an den Folgen seiner Wunden zu Grunde ging. Auch Cuvier berichtet von den Angriffen unseres Marders auf andere, verhältnismäßig stärkere Tiere. Ein Grison, welchem fortwährend Nahrung im Überflusse gereicht wurde, stillte seinen Blutdurst an einem armen Lemur, dessen Anblick ihn vorher so aufgeregt hatte, daß er endlich die Stäbe seines Käfigs zernagte und das harmlose Geschöpf überfiel und tötete. Gerade dieser Grison war sehr zahm und im hohen Grade spiellustig, seine Spielerei aber freilich eigentlich nichts anderes als ein versteckter Kampf. Sobald man ihm sich hingab, legte er sich auf den Rücken und faßte die Finger seines menschlichen Spielkameraden zwischen seine Klauen, nahm dieselben in das Maul und kniff sie leise mit den Zähnen. Niemals hatte er so heftig gebissen, daß solches Spiel gefährlich geworden wäre, und um so verwunderter war man, daß er sich Tieren gegenüber ganz abweichend benahm. Sein Gedächtnis war merkwürdig: der Grison erkannte seine alten Freunde an den Fingern, mit welchen er früher gespielt hatte. In seinen Bewegungen war er flink und anmutig, und während er sich in seinem Käfig bewegte, hörte man von ihm, solange er bei guter Laune war, beständig ein heuschreckenartiges Gezirpe. Gereizt, gab er einen ziemlich starken, doch keineswegs unerträglichen Bisamgeruch von sich, welcher nach einigen Stunden wieder verging. In der Provinz Rio Grande do Sul, besonders in der gleichnamigen Stadt, soll er, laut Hensel, nicht selten in großen Speichern wie bei uns die Katzen zum Vertilgen der Ratten gehalten werden. Ein zahmes Pärchen, welches ein Kaufmann in Porto Alegre von dorther sich kommen ließ, hielt sich einige Wochen in seinen Speichern, verschwand dann aber, angeblich infolge der Nachlässigkeit der schwarzen Bediensteten, auf Nimmerwiedersehen.

In unseren Käfigen sieht man den Grison selten; doch kommt dann und wann einer auf den europäischen Tiermarkt. Ich selbst habe eine Zeitlang einen gepflegt und mich an seiner munteren Beweglichkeit und anscheinenden Gemütlichkeit ergötzt. Auffallend war mir die Haltung im Vergleiche zu der seiner Verwandten, der Hyrare. Während diese beim Sitzen den ausgeprägtesten Katzenbuckel zu machen und sich in eigentümlichen Sprüngen immer mit mehr oder weniger krummgebogenem Rücken zu bewegen pflegt, hält sich der Grison gerade und läuft mit gestrecktem Leibe trollend seines Weges fort. Mein Gefangener war stets gut gelaunt und aufgeräumt, schien sich mit seinem Lose als Gefangener vollständig ausgesöhnt zu haben und machte wenig Ansprüche an Pflege und Nahrung, verlangte hinsichtlich der ersteren nur größte Reinhaltung des Käfigs nebst einem weichen Heulager und liebte hinsichtlich des Futters Abwechselung. Früchte verschiedener Art, insbesondere Kirschen, Pflaumen und Birnenschnitzel, fraß er mit demselben Appetit wie Fleisch, und gierig zeigte er sich überhaupt nur dann, wenn ihm ein lebendes Tier zum Futter geboten wurde. Äußerst gierig dagegen, wenn es Futter gab, war nach Haacke ein Grison des Frankfurter Tiergartens. Sobald sich der Wärter mit dem gefüllten Freßnapfe nahte, erhob er ein lautes, erregtes Gezwitscher; ungestüm fiel er über sein Futter her und verschlang es hastig unter fortgesetztem lauten Bekunden seiner regen Freßlust, das sich zu schmetterndem Wutgezeter steigerte, sobald man that, als ob man ihm das Futter streitig machen wolle. Im übrigen war aber auch dieser Grison ein gemütliches, liebenswürdiges Tierchen, das gern mit allen Leuten spielte, ohne dabei jemals ernstlich zuzubeißen.

Das Weibchen des Grison bringt im Oktober zwei Junge zur Welt und pflegt und liebt sie in ebendem Grade wie seine Verwandten. Auch er wird von Eingeborenen häufig in Gefangenschaft gehalten, manche essen auch sein Fleisch und verwenden seinen Pelz. Die Ansiedler töten ihn, wo sie ihn nur erlangen können.

Unserem Grimbarte zu Ehren nennen wir die aus Sohlengängern bestehende zweite Unterfamilie der Marder Dachse (Melidae) und vereinigen in ihr die plumpesten und gedrungensten Gestalten und die größten Stänker der ganzen Familie.

Das vollendetste Bild eines selbstsüchtigen, mißtrauischen, übellaunischen und gleichsam mit sich selbst im Streite liegenden Gesellen ist der Dachs. Hierüber sind so ziemlich alle Beobachter einig, obgleich sie den Nutzen, welchen dieser eigentümliche Marder gewährt, nicht verkennen. Der Dachs ist unter den größeren europäischen Raubtieren das unschädlichste und wird gleichwohl verfolgt und befehdet wie der Wolf oder der Fuchs, ohne daß er selbst unter den Weidmännern, welche doch bekanntlich diejenigen Tiere am meisten lieben, denen sie am eifrigsten nachstellen, viele Verteidiger gefunden hat. Man schilt und verurteilt ihn rücksichtslos, ohne zu bedenken, daß er nach seiner Weise schlecht und gerecht lebt und, so gut es gehen will, ehrlich und redlich sich durchs Leben schlägt. Nur die eigentümliche Lebensweise, welche er führt, trägt die Schuld der Härte des Urteils über ihn. Er ist allerdings ein griesgrämiger, menschen- und tierscheuer Einsiedler und dabei ein so bequemer und fauler Gesell, wie es nur irgend einen geben kann, und alle diese Eigenschaften sind in der That nicht geeignet, sich Freunde zu erwerben. Ich für meinen Teil muß gestehen, daß ich ihn nicht ungern habe: mich ergötzt sein Leben und Wesen.

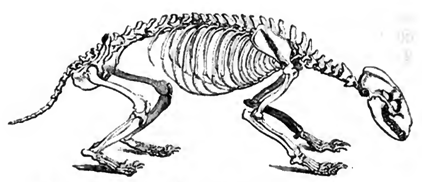
Gedrungener, starker und kräftiger Leib, dicker Hals und langer Kopf, an dem sich die Schnauze rüsselförmig zuspitzt, kleine Augen und ebenfalls kleine, aber sichtbare Ohren, nackte Sohlen und starke Krallen an den Vorderfüßen, der kurze, behaarte Schwanz und der dichte, grobe Pelz sowie eine Querspalte, welche zu einer am After liegenden Drüsentasche führt, kennzeichnen die Gattung Meles, welche der Dachs vertritt. Im Gebisse fällt die Stärke der Zähne, zumal die unverhältnismäßige Größe des einzigen oberen Kauzahnes oder die Abstumpfung des Fleischzahnes, als eigentümlich auf. Außer den Schneide- und Eckzähnen finden sich oben 4, unten 3 Lückzähne, oben 1, unten 2 Mahlzähne in jedem Kiefer; das ganze Gebiß besteht aus 36 Zähnen.

Der Dachs, Gräving oder Greifing (Meles taxus, Ursus taxus und meles, Taxus vulgaris, Meles vulgaris und europaeus) erreicht bis 75 cm Leibes- und 18 cm Schwanzlänge, bei ungefähr 30 cm Höhe am Widerriste. Alte Männchen erlangen im Herbste ein Gewicht bis zu 20 kg. Ein ziemlich langes, straffes, fast borstenartiges, glänzendes Haarkleid bedeckt den ganzen Körper und hüllt auch die Ohren ein. Seine Färbung ist am Rücken weißgrau und schwarz gemischt, weil die einzelnen Haare an der Wurzel meist gelblich, in der Mitte schwarz und an der Spitze grauweiß aussehen, an den Körperseiten und am Schwanze rötlich, auf der Unterseite und an den Füßen schwarzbraun. Der Kopf ist weiß, aber ein matter, schwarzer Streifen verläuft jederseits der Schnauze, verbreitert sich, geht über die Augen und die weiß behaarten Ohren hinweg und verliert sich allmählich im Nacken. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch geringere Größe und Breite sowie durch hellere Färbung, welche namentlich durch die weißlichen, durchschimmernden Wollhaare bewirkt wird. Sehr selten sind Dachse von ganz weißer Färbung, noch seltener solche, welche auf weißem Grunde dunkel kastanienbraune Flecken zeigen.

Neugeborene Dachse sind, nach Döbner, 15, mit dem Schwanze 19 cm lang und tragen ein dünnes, auf dem Bauche äußerst spärliches, aus straffen, verhältnismäßig dicken und borstenartigen, dicht anliegenden Haaren bestehendes, nur an den dunkel gefärbten Stellen des Körpers mehr oder weniger mit grauen und schwarzen Haaren gemengtes, übrigens weiß gefärbtes Fell. Der bei erwachsenen Dachsen zu beiden Seiten des Kopfes verlaufende schwarze Streifen ist bereits deutlich sichtbar, aber noch bräunlich gefärbt; ebenso sehen die

Füße und die Unterschenkel der Vorder- und Hinterbeine aus. Auch längs der Kehle und Brust zeigt sich schon die dunkle Färbung, doch finden sich hier noch keine dunkeln Haare.

In der Weidmannssprache nennt man das Dachsmännchen Dachs oder Rüde, das Weibchen Fähe oder Fehe, die Augen Seher, die Ohren Lauscher, die Eckzähne Fänge, die Beine Läufe, die Haut Schwarte, den Schwanz Bürzel, Rute, Zain, die Nägel auch Klauen, die Zugänge seiner Wohnung Röhren, Gänge, Geschleife und Einfahrten, den Ort, wo unter der Erde die Röhren zusammenlaufen, den Kessel, die Pfade, die außen vom Baue führen, Steige. Hat er den Bau erweitert, vertieft und die lockere Erde vor die Röhren geschafft, so hat er ausgeführt; hat er aber allerlei Pflanzenstoffe zum weichen Lager hineingeschafft, so hat er eingemoost. Man sagt, der Dachs bewohnt den Bau, befährt die Röhre, sitzt im Kessel, versetzt, verklüftet, verliert sich, wird vom Dachshunde im Kessel angetrieben, schleicht und trabt, weidet sich oder nimmt Weide an, sticht oder wurzelt, wenn er Nahrung aus der Erde gräbt, ranzt oder rollt,



Gerippe des Dachses. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

indem er sich begattet, verfängt sich, wenn er sich an Hunden fest beißt; er wird totgeschlagen, die Schwarte abgeschärft, das Fett abgelöst, der Leib aufgebrochen, zerwirkt und zerlegt.

Der Dachs bewohnt mit Ausnahme der Insel Sardinien und des Nordens von Skandinavien ganz Europa, ebenso Asien von Syrien an durch Georgien und Persien bis nach Japan sowie Sibirien bis zur Lena. Er lebt einsam in Höhlen, welche er selbst mit seinen starken, krummen Krallen auf der Sonnenseite bewaldeter Hügel ausgräbt, mit 4–8 Ausgängen und Luftlöchern versieht und innen aufs bequemste einrichtet. Die Hauptwohnung im Baue, der Kessel, zu welchem mehrere Röhren führen, ist so groß, daß er ein geräumiges, weiches Moospolster und das Tier selbst nebst seinen Jungen aufnehmen kann. Die wenigsten Röhren aber werden befahren, sondern dienen bloß im Falle der größten Not als Fluchtwege oder auch als Luftgänge. Größte Reinlichkeit und Sauberkeit herrscht überall, und hierdurch zeichnet sich der Dachsbau vor fast allen übrigen ähnlichen unterirdischen Behausungen der Säugetiere aus. Vorhölzer, welche nicht weit von Fluren gelegen sind, ja sogar unbewaldete Gehänge mitten in der Flur werden mit Vorliebe zur Anlegung dieser Wohnungen benutzt; immer aber sind es stille und einsame Orte, welche der Einsiedler sich aussucht. Er liebt es, ein beschauliches und gemächliches Leben zu führen und vor allem seine eigene Selbständigkeit in der ausgedehntesten Weise zu bewahren. Seine Stärke macht es ihm leicht, Höhlen auszuscharren, und wie einige andere unterirdisch lebende Tiere ist er im stande, sich in wenigen Minuten vollkommen zu vergraben. Dabei kommen ihm seine starken, mit tüchtigen Krallen bewaffneten Vorderfüße vortrefflich zu statten. Schon nach sehr kurzer Zeit bereitet ihm die aufgegrabene Erde Hindernisse; nun aber nimmt er seine Hinterfüße zu Hilfe und wirft mit kräftigen Stößen das Erdreich weit hinter sich. Wenn die

Aushöhlung weiter fortschreitet, schiebt er, gewaltsam sich entgegenstemmend, die Erde mit seinem Hinterteile nach rückwärts, und so wird es ihm möglich, auch aus der Tiefe sämtliche Erde herauszuschaffen.

Unter allen halbunterirdisch lebenden Tieren sowie unter denen, welche bloß unter der Erde schlafen, sieht der Dachs am meisten darauf, daß seine Baue möglichste Ausdehnung haben und entsprechende Sicherheit gewähren. Fast regelmäßig sind die Gänge, welche von dem Kessel auslaufen, 8—10 m lang und ihre Mündungen oft doppelt soweit voneinander



Dachs (Meles taxus). 1/5 natürl. Größe.

entfernt. Der Kessel befindet sich gewöhnlich 1,5—2 m tief unter der Erde; ist jedoch die Steilung, auf welcher der Bau angelegt wurde, bedeutend, so kommt er auch wohl bis auf 5 m unter die Oberfläche zu liegen. Dann aber führen fast regelmäßig einzelne Röhren, welche zur Lüftung dienen, senkrecht empor. Kann der Dachs den Bau im Geklüfte anlegen, so ist es ihm um so lieber: er genießt dann größere Sicherheit und Ruhe, Hauptbedingungen für die Behaglichkeit seines Daseins.

In diesem Baue bringt der Dachs den größten Teil seines Lebens zu, und erst wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen ist, verläßt er ihn auf weitere Entfernung. In sehr stillen Waldungen treibt er sich während des Hochsommers auch wohl schon in den späteren Nachmittagsstunden spazieren gehend außen umher, und ich selbst bin ihm in der Nähe von

Stubbenkammer auf Rügen am hellen, lichten Tage begegnet; solche Tagesausflüge gehören jedoch zu den Ausnahmen. „Von einem Jäger“, berichtet Tschudi, „dem das seltene Glück zu teil ward, einen Dachs im Freien ungestört längere Zeit beobachten zu können, erhalten wir anziehende Mitteilungen. Er besuchte wiederholt einen Dachsbau, welcher, am Rande einer Schlucht angelegt, von der entgegengesetzten Seite dem freien Überblicke offen lag. Der Bau war stark befahren, der neu aufgeworfene Boden jedoch vor der Hauptröhre so eben und glatt wie eine Tenne und so festgetreten, daß nicht zu erkennen war, ob er Junge enthalte. Als der Wind günstiger war, schlich sich der Jäger von der entgegengesetzten Seite in die Nähe des Baues und erblickte bald einen alten Dachs, welcher griesgrämig, in eigener Langweiligkeit verloren, dasaß, doch sonst, wie es schien, sich recht behaglich fühlte in den warmen Strahlen. Dies war nicht ein Zufall: der Jäger sah das Tier, so oft er an hellen Tagen den Bau beobachtete, in der Sonne liegen. In Wohlseligkeit und Nichtsthun brachte es die Zeit hin. Bald saß es da, guckte ernsthaft ringsum, betrachtete dann einzelne Gegenstände genau und wiegte sich endlich nach Art der Bären auf den vorderen Branten gemächlich hin und her. So große Behaglichkeit unterbrachen jedoch plötzlich blutdürstige Schmarotzer, welche es mit außergewöhnlicher Hast mit Nagel und Zahn sofort zur Rechenschaft zog. Endlich zufrieden mit dem Erfolge des Strafgerichtes gab der Dachs mit erhöhtem Behagen in der bequemsten Lage sich der Sonne preis, indem er ihr bald den breiten Rücken, bald den wohlgenährten Wanst zuwandte. Lange dauerte aber dieser Zeitvertreib auch nicht; mit der Langenweile mochte ihm etwas in die Nase kommen. Er hebt diese hoch, wendet sich nach allen Seiten, ohne etwas ausfindig zu machen. Doch scheint ihm Vorsicht ratsam, und er fährt zu Baue. Ein anderes Mal sonnte er sich wieder, trabte dann zur Abwechselung einmal thalabwärts, um in ziemlicher Entfernung Raum zu schaffen für die Äsung der nächsten Nacht, kehrte sogar, gemäß seiner gerühmten Vorsicht und Reinlichkeit, nochmals um und überwischte zu wiederholten Malen seine Losung, damit sie ja nicht zum Verräter werde. Auf dem Rückwege nahm er sich Zeit, stach hier und da einmal, ohne jedoch beim Weiden sich aufzuhalten, trieb dann noch ein Weilchen den alten Zeitvertreib, und als allmählich der Bäume Schlagschatten die Szene überliefen, fuhr er nach sehr schweren Mühen wieder zu Baue, wahrscheinlich, um auf die noch schwereren der Nacht zum voraus noch ein bißchen zu schlummern.“

Eigentümlich ist die Art und Weise, wie er aus dem Baue und in denselben fährt. „Ganz verschieden vom Fuchse“, sagt Adolf Müller, „welcher rasch aus der Röhre hervorkommt und dann erst sichert, kündigt sich dem aufmerksamen Jäger die Ankunft des unterirdischen Gesellen erst durch ein dumpfes Gerumpel in der Röhre an: er schüttelt den Staub von seinem Felle. Dann rückt er äußerst vorsichtig mit dem halben Kopfe aus der Röhre, sichert einen Augenblick und taucht wieder unter. Dies wiederholt sich oft mehrmals, bis der geheimnisvolle Bergbewohner sich höher aus der Röhre heraushebt, einen Augenblick noch mit Gehör und Nase die Umgebung prüft und dann, gewöhnlich trottend, den Bau verläßt. Das Einfahren geschieht in der Regel rasch und im Herbste wegen seiner Beleibtheit unter vernehmbarem Keuchen, langsamer nur bei besonders stillem Wetter und vollkommener Sicherheit, auffallend schnell dagegen, wenn es windig ist.“ Nur junge Dachse gehen in Gesellschaft zur Nahrung aus, alte stets allein.

Zur Zeit der Paarung lebt der Dachs mit seinem Weibchen gesellig, jedoch immer nur in beschränkter Weise; den ganzen übrigen Teil des Jahres bewohnt er für sich allein einen Bau und hält weder mit seinem Weibchen noch mit anderen Tieren Freundschaft. In alten, ausgedehnten Bauen drängt sich ihm zwar der Fuchs nicht selten als Gesellschafter auf; beide Tiere aber bekümmern sich wenig umeinander, und der Fuchs haust sodann regelmäßig in den oberen, der Dachs in den unteren Röhren und Kesseln. Daß Reineke durch

Absetzen seiner Losung den reinlichen Grimbart vertreibe, ist eine von neueren Beobachtern widerlegte Jägerfabel.

Die Bewegungen des Dachses sind langsam und träge; der Gang erscheint schleppend und schwerfällig; nicht einmal der schnellste Lauf ist fördernd: man behauptet, daß ein guter Fußgänger Grimbart einholen könne. Das Tier macht einen eigentümlichen Eindruck. Anfänglich meint man, eher ein Schwein vor sich zu sehen als ein Raubtier, und ich meine, daß schon eine gewisse Vertrautheit mit seiner Gestalt und seinem Wesen dazu gehört, wenn man ihn überhaupt erkennen will. An das Schwein erinnert auch seine grunzende Stimme.

Seine Nahrung besteht im Frühjahre und Sommer vorzüglich aus Wurzeln, Kerbtieren aller Art, Schnecken und Regenwürmern, gelegentlich aber auch aus jungen Hasen, Vogeleiern und jungen Vögeln. Die Regenwürmer bohrt er mit den scharfen, langen Nägeln seiner Vorderpfoten aus ihrem Verstecke sehr geschickt heraus, und derselben Werkzeuge bedient er sich beim Aufsuchen von Larven des Maikäfers und sonstiger schädlicher Kerbtiere, welche auf Äckern, Wiesen und anderem Gelände unter der Erde leben. Bei Erbeutung der letzteren sticht er aber nicht, wie der Jäger sagt, d. h. macht nicht trichterförmige, 3—5 cm tiefe und halb so weite Löcher wie beim Erbeuten der Regenwürmer, sondern wühlt öfters den Boden auf und wendet Raupen um. Hier und da scharrt er ein Hummel- oder Wespennest aus und frißt mit großem Behagen die larvenreichen und honigsüßen Waben, ohne sich viel um die Stiche der erbosten Eigentümer zu kümmern; sein rauher Pelz, die dicke Schwarte und die darunter sich befindende Fettschicht schützen ihn auch vollständig vor den Stichen der Immen. Schnecken, möglicherweise auch Raupen, Schmetterlinge und dergleichen sucht er, wie von Bischofshausen beobachten konnte, von den Bäumen ab. Genannter Weidmann sah zu seiner nicht geringen Überraschung an einem schönen Sommerabende eine Dachsfamilie von fünf Stück, welche auf einem Schlage in sichtlicher Eile, um einander zuvorzukommen, von Baum zu Baum rannten, mit den Vorderläufen, so hoch sie reichen konnten, daran hinaufkletterten und so, auf den Hinterfüßen stehend, jeden Stamm umkreisten. „Sie kamen", erzählt der Beobachter, „mir dabei sehr nahe und waren in ihrem Geschäfte so eifrig, daß sie meine Anwesenheit nur insofern beachteten, als sie wenigstens an dem Baume, an welchem ich stand, keine Kletterversuche machten, sondern, mich eine Sekunde neugierig betrachtend, zum nächsten Baume gingen. Was aber trieben sie überhaupt an den Bäumen? Zuerst glaubte ich, sie tränken das in den Baumrinnen herabfließende Regenwasser; dazu aber verweilten sie zu kurze Zeit auf einer Stelle und drehten sich zu schnell um den ganzen Stamm herum. Später, als ich nahe genug war, sah ich nun allerdings deutlich, daß sie nicht tranken, bemerkte vielmehr, wie einer von ihnen eine am Baume sitzende kleine Schnecke samt dem Gehäuse verschlang. Gleichzeitig fielen infolge des Regens öfters Schneckenhäuser vom Baume, unter welchem ich stand; ungeachtet aller Aufmerksamkeit konnte ich jedoch nicht entdecken, daß auch nur einer den Versuch gemacht hätte, solche aufzulesen. Sie schienen bloß darauf versessen, sich an den Stämmen aufzurichten, und zwar unbekümmert, ob dasselbe eben vorher schon von einem anderen Dachse an dem gleichen Baume bereits geschehen war oder nicht. Ihr Geschäft wurde von allen unter beständigem Gemurmel ausgeführt, welches in der Nähe wie ein dumpfes knurrendes ‚Bruno, Bruno' sich anhörte." Solches Treiben hat Pechuel-Loesche ebenfalls beobachtet und zwar einmal am Spätnachmittage an Kiefern, die auf dem Baue selbst standen. Ihm schien es jedoch nur Spielerei zu sein: die über halbwüchsigen Jungen umtanzten gleichsam die Stämme und zerkratzten dabei lustig die Borke.

Im Herbste verspeist Grimbart nicht Bucheln, Eicheln rc., wohl aber abgefallenes Obst aller Art, Möhren und Rüben; kleinere Säugetiere, Feldmäuse, Maulwürfe rc., werden auch nicht verschmäht, ja selbst Eidechsen, Frösche und Schlangen munden ihm. In den Weinbergen richtet er unter Umständen Verwüstungen an, drückt die traubenschweren

Reben ohne Umstände mit der Pfote zusammen und mästet sich förmlich mit ihrer süßen Frucht. Höchst selten stiehlt er junge Enten und Gänse von Bauernhöfen, welche ganz nahe am Walde liegen; denn er ist außerordentlich mißtrauisch und furchtsam, wagt sich deshalb auch bloß dann heraus, wenn er überzeugt sein kann, daß alles vollkommen sicher ist. Nicht selten geht er Aas an. Er frißt im ganzen wenig und trägt nicht viel für den Winter in seinen Bau ein; es müßte denn ein Möhrenacker in dessen Nähe liegen und seiner Bequemlichkeit zu Hilfe kommen. Merklichen Schaden verursacht der Dachs in Europa nicht, jedenfalls niemals und nirgends so viel, daß der Nutzen, welchen er durch Wegfangen und Verzehren von allerlei Ungeziefer im Walde und in der Flur uns bringt, jenen nicht reichlich aufwiegen sollte. Unter allen Mardern ist er der nützlichste und ein Erhalter, nicht aber ein Schädiger des Waldes: der Forstmann, welcher ihn zu vernichten sucht, sündigt also an sich selbst und an dem von ihm gepflegten Walde.

„Mit dem Igel", bemerkt Adolf Müller, „hat man den harmlosen Grimbart der Zerstörung der Waldsaaten bezichtigt. Beide Tiere sind von unkundigen, oberflächlichen Beobachtern beim emsigen Suchen nach Larven und Maden in den Rinnen der mit Buchen- oder Fichtensamen besäeten Flächen gesehen, für die Zerstörer der zerkanten Samen gehalten und verfolgt worden. Als ob die Tiere nicht vielmehr den in solchen Saaten und gerade hier vorzugsweise sich ansiedelnden schädlichen Engerlingen und anderen Larven oder gar Mäusen nachstellten. Schauet doch tiefer, ihr Pfleger und Erzieher der Wälder, die ihr nicht die Böcke von den Schafen scheiden könnt; thut Dachs und Igel aus dem abergläubischen Banne der alten Nimrode und in den Schutz der vorurteilslosen Naturwissenschaft. Betrachtet das Gebiß und vergleicht dies mit den Zähnen der Nager, und ihr werdet Dachs und Igel nicht mehr für Waldsamen- oder gar Nadelholzsamendiebe halten. Die Nahrung des Dachses ist und bleibt die von Gliedertieren, und dadurch, verbunden mit dem Umstande, daß er Mäuse fängt, bekundet er sich als eines der nützlichsten Tiere im großen Haushalte der Natur."

Nicht ganz so harmlos wie bei uns zulande tritt der Dachs in Asien auf. „In Ostsibirien", sagt Radde, „scheint er viel dreister und blutdürstiger zu sein als in Europa. Er bleibt in den besser bevölkerten Gegenden ausschließlich ein nächtliches Raubtier, was beispielsweise im Burejagebirge, wo wir ihn 14mal bei Tage gesehen, nicht der Fall war. Hier begnügte er sich mit Mäusen und Schlangen und hatte sicher keine Gelegenheit, das junge Rindvieh zu belästigen, wie er es überall in Transbaikalien thut. In den Hochsteppen Dauriens ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß er die Kälber seitwärts anspringt. Die größeren von diesen kommen gemeiniglich mit starken Schrammen und Kratzwunden davon, während Schwächlinge dem Raubtiere unterliegen. Nach der Ansiedelung der Kosaken am Amur belästigten die Dachse besonders in den Ebenen oberhalb des Burejagebirges die Herden dieser Leute."

Zu Ende des Spätherbstes hat sich der Dachs wohl gemästet. Jetzt denkt er daran, den Winter so behaglich wie nur irgend möglich zu verbringen, und bereitet das Wichtigste für seinen Winterschlaf vor. Er trägt Laub in seine Höhle und bettet sich ein dichtes, warmes Lager. Bis zum Eintritte der eigentlichen Kälte zehrt er von dem Eingetragenen. Nun rollt er sich zusammen, legt sich auf den Bauch und steckt den Kopf zwischen die Vorderbeine (nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, zwischen die Hinterbeine, die Schnauzenspitze in seiner Drüsentasche verbergend) und verfällt in einen Winterschlaf. Dieser aber wird, wie jener der Bären, sehr häufig unterbrochen. Bei nicht anhaltender Kälte oder beim Eintritte gelinderer Witterung, besonders bei Tauwetter und in nicht sehr kalten Nächten, ermuntert er sich, geht sogar zuweilen nachts aus seinem Baue heraus, um zu trinken. Bei verhältnismäßig warmer Witterung verläßt er schon im Januar oder spätestens im Februar zeitweise

den Bau, um Wurzeln auszugraben und, wenn ihm das Glück wohl will, auch vielleicht ein Mäuschen zu überraschen und abzufangen. Dennoch bekommt ihm das Fasten schlecht, und wenn er im Frühlinge wieder an das Tageslicht steigt, ist er, welcher sich ein volles Bäuchlein angemästet hatte, fast klapperdürr geworden.

Die Rollzeit des Dachses findet im Oktober, ausnahmsweise (zumal bei jungen Tieren) später statt. Nach 12—15 Wochen, also Ende Februar oder Anfang März, wirft die Mutter 3—5 blinde Junge auf ein sorgfältig ausgepolstertes Lager von Moos, Blättern, Farnkräutern und langem Grase, welche Stoffe sie zwischen den Hinterbeinen bis zum Eingange ihres Baues getragen und dann mit gegengestemmtem Kopfe und den Vorderfüßen durch die Röhre in den Kessel geschoben hat. Daß sie dabei einen eigenen Bau bewohnt, versteht sich eigentlich von selbst; denn der weibliche Dachs ist ebensogut ein eingefleischter Einsiedler wie der männliche. Die Jungen werden von ihr treu geliebt. Sie trägt ihnen nach der Säugezeit so lange Würmer, Wurzeln und kleine Säugetiere in den Bau, bis sie selbst sich zu ernähren im stande sind. Während des Wochenbettes wird es dem Weibchen schwer, die sonst musterhafte Reinlichkeit, welche im Baue herrscht, zu erhalten; denn die ungezogenen Jungen sind natürlich noch nicht so weit herangebildet, um jene hohe Tugend zu würdigen. Da hat nun die Alte ihre liebe Not, weiß sich aber zu helfen. Neben dem Kessel legt sie noch eine besondere Kammer an, die der kleinen Gesellschaft als Abtritt dienen und zugleich alle Nahrungsstoffe aufnehmen muß, welche die Jungen nur teilweise verzehren.

Nach ungefähr 3—4 Wochen wagen sich die kleinen, sehr hübschen Tierchen in Gesellschaft ihrer Mutter bereits bis zum Eingange ihres Baues, legen sich mit ihr auch wohl vor die Höhle, um sich zu sonnen. Dabei spielen sie nach Kinderart allerliebst miteinander und erfreuen den glücklichen Beobachter um so mehr, als diesem das anziehende Schauspiel selten geboten wird. Bis zum Herbste bleiben sie bei der Mutter, trennen sich sodann und beginnen nun ihr Leben auf eigene Hand. Alte Dachsbaue werden von ihnen mit Vorliebe bezogen; im Notfalle muß aber auch ein eigener gegraben werden. Bloß in seltenen Fällen duldet die Mutter, daß sie sich in ihrem Geburtshause einen zweiten Kessel anlegen und dann den unterirdischen Palast noch während eines Winters mit ihr benutzen. Im zweiten Jahre sind die Jungen völlig ausgewachsen und zur Fortpflanzung fähig, und wenn ihnen nicht der Schuß eines vorsichtig angestellten Jägers das Lebenslicht ausbläst, bringen sie ihr Alter auf 10 oder 12 Jahre.

Man fängt den Dachs in verschiedenen Fallen, gräbt ihn aus und bohrt ihn, scheußlich genug, mit dem sogenannten Krätzer an, einem Werkzeuge, welches einem Korkzieher in vergrößertem Maßstabe ähnelt, treibt ihn durch scharfe Dachshunde aus seinem Baue und erschießt ihn beim Herauskommen. Nur wenn er sich in seinem Baue verklüftet, d. h. so versteckt, daß sogar die Hunde ihn nicht auffinden können, ist er im stande, der drohenden Gefahr sich zu widersetzen; denn seine Plumpheit ist so groß, daß ihm eine Flucht vor dem Hunde nichts helfen würde. Er sucht sich deshalb, wenn er in seinem Baue verfolgt wird, gewöhnlich dadurch zu retten, daß er still, aber mit großer Schnelligkeit sich tiefer eingräbt und hierdurch wirklich oft genug den ihm nachspürenden Hunden entgeht.

Ganz früh am Morgen kann man dem heimkehrenden Dachse wohl auch auf dem Anstande auflauern und ihn erlegen. Abends ist der Anstand höchst langweilig; denn der mißtrauische Gesell erscheint regelmäßig erst mitten in der Nacht und geht so geräuschlos wie möglich davon. Gewöhnlich errichtet man zum Schießstande eine sogenannte Kanzel, d. h. man baut sich auf den nächststehenden Bäumen mit Stangen und Brettern einen Standort und schießt den zu Tage tretenden Dachs von hier aus nieder. Der dickfellige Gesell verlangt aber einen sehr starken Schuß oder verschwindet noch vor den Augen des Schützen in seinem

Baue. Zuweilen geschieht es auch wohl, daß ein Dachs dem anderen verwundeten zu Hilfe kommt. Einen solchen Fall hat, nach Karl Müller, ein Förster in Diensten des Grafen von Schlitz aufgezeichnet. Er schoß im Oktober abends auf einen Dachs, welcher kaum einen Schritt von der Röhre sich entfernt hatte. Das Tier wälzte sich klagend und schien dadurch die Teilnahme eines Gefährten im Baue erweckt zu haben, denn ehe der Schütze hinzueilen Zeit findet, steigt ein zweiter Dachs aus dem Baue, packt den klagenden, zieht ihn in die Röhre und verschwindet in der Tiefe. Wird der Dachs im Freien von einem Hunde überrascht, so legt er sich zuerst platt auf den Boden, als würde er dadurch geborgen, wirft sich dann aber auf den Rücken und verteidigt sich ebenso schnell wie mutig mit seinem scharfen Gebisse und seinen Klauen. Im Baue verwundet er die eingefahrenen Dachshunde oft fürchterlich an der Nase, und wenn er sich einmal verbissen hat, läßt er nicht sogleich los. Ein einziger Schlag auf die Nase genügt, um ihn zu töten, während an den übrigen Teilen des Leibes die heftigsten Hiebe keine besondere Wirkung hervorzubringen scheinen. Sobald er Nachstellungen erfährt, verdoppelt er seine Vorsicht, und es kommt nicht selten vor, daß ein Dachs 2—3 Tage ruhig in seinem Baue verbleibt, wenn dieser vorher von einem Hunde oder Jäger besucht wurde. In manchen Gegenden geht man nachts an den Bau, setzt dort scharfe Hunde auf seine Fährte und läßt ihn verfolgen. Nach kurzer Zeit kommt er zurück und kann von dem Jäger, welcher mit einer Blendlaterne versehen ist, erlegt werden, da ihn die Hunde gewöhnlich bald erreichen und festpacken.

Alt eingefangene, beim Ausgraben ihrer Baue erbeutete Dachse sind geradezu abscheuliche Tiere, jeder Behandlung oder Erziehung unzugänglich, faul, mißtrauisch, tückisch und bösartig. Sie rühren sich bei Tage nicht und kommen nur des Nachts zum Vorschein, fletschen bei jeder Gelegenheit die Zähne und beißen den, welcher unvorsichtig sich ihnen nähert, in gefahrdrohender Weise. Lenz erhielt einen alten, fetten, ganz unversehrten Dachs und that ihn in eine große Kiste. Hier blieb er ruhig in derselben Ecke liegen, rührte sich nicht, wenn man ihn nicht derb stieß, und wurde erst nachts nach 10 Uhr munter. „Wollte ich ihn", sagt unser Gewährsmann, „den Tag über in eine andere Ecke schaffen, so mußte ich ihn mit Gewalt vermittelst einer großen Schaufel dahin schieben. In solchen Fällen und überhaupt, wenn ich ihn durch Rippenstöße ꝛc. kränkte, fauchte er heftig durch die Nase, verursachte dann abwechselnd durch die Erschütterung seines Bauches ein ganz eigenes Trommeln, und wenn er, um zu beißen, auf mich losfuhr, gab er einen Ton von sich, fast wie ein großer Hund oder Bär in dem Augenblicke, wenn er einen Rippenstoß bekommt und losbeißt.

„Am ersten Tage gab ich ihm einige Möhren, zugleich aber auch eine lebende Blindschleiche nebst zwei Ringelnattern in seine Kiste. Am folgenden Morgen fand ich, daß er nichts gefressen, aber eine Ringelnatter in der Mitte tüchtig zerbissen hatte. Abends fügte ich zu diesen Speisen noch zwei große Kreuzottern, welche ich vor seine Schnauze legte. Er beachtete sie nicht im geringsten, ließ sich durch ihr Fauchen gar nicht in seiner Ruhe stören, obgleich er keineswegs schlief, und litt späterhin ganz geduldig, daß sie wie auch die Ringelnattern auf ihm herumkrochen. Am dritten Tage morgens fand ich noch immer alle Speisen unversehrt, nur hatte er von der tags zuvor angebissenen Ringelnatter ein etwa 7 cm langes Stück abgefressen. Zu den erwähnten Speisen fügte ich nun noch eine tote Meise, ein Stück Kaninchen und Runkelrüben. Am vierten Tage morgens fand ich, daß er die Blindschleiche nebst beiden Kreuzottern ganz aufgezehrt, von beiden Ringelnattern sowie vom Kaninchen ein tüchtiges Stück abgefressen, die Meise aber wie die Möhren und Rüben nicht angerührt hatte. Er zeigte sich nun überhaupt munter, und da ich sah, daß ihm Kreuzottern wohlbehagten, sehnte ich mich nach dem Schauspiele, ihn solche zerreißen und fressen zu sehen. Wie war dies aber anzufangen, da er seiner Natur nach nur des Nachts frißt und außerdem fast übermäßig scheu ist?

„Ich hatte schon im voraus auf eine List gesonnen. Der Dachs ist auf einen frischen Trunk sehr begierig, und wenn er durch eine Falle tagelang verhindert wird, seinen Bau zu verlassen, geschieht es oftmals, daß er dann, nachdem er endlich doch glücklich herausgekommen ist, sogleich zum Wasser eilt und dort so viel säuft, daß er tot auf dem Flecke bleibt (?). Ich hatte ihn deshalb 2 Tage lang dursten lassen, nahm jetzt aber eine große, matte Otter, tauchte sie in frisches Wasser und legte sie ihm vor. Sowie er das Wasser roch, erhob er sich und beleckte die Otter. Sie suchte zu entwischen; er aber trat mit dem linken Fuße fest auf sie, zerriß ihren Hinterleib und fraß vor meinen Augen ein tüchtiges Stück davon mit sichtbarem Wohlbehagen. Die Otter öffnete ihren Rachen weit und drohend, biß aber nicht zu. Jetzt setzte ich ihm einen Napf vor und goß Wasser hinein. Alsbald verließ er die Otter und soff mit großer Begierde alles, was da war, über 2 Nößel (2 Nößel = 1 Liter). Beim Saufen läßt er nicht, wie Hund und Fuchs, die Zunge vortreten, sondern steckt den Mund in das Wasser und bewegt die Unterkinnlade, als ob er kaue."

Ganz anders als die im Alter erbeuteten betragen sich jung eingefangene und sorgfältig auferzogene Dachse. Sie werden, insbesondere wenn man ihnen ausschließlich oder doch vorwiegend pflanzliche Nahrung reicht, zahm und anhänglich, können sogar dahin gebracht werden, ihrem Wärter zu folgen und auf den Ruf desselben vom Freien aus nach ihrem Käfig zurückzukehren. Im Berliner Tiergarten lebten ein paar Dachse, welche die Besucher regelmäßig zu begrüßen und anzubetteln pflegten. Sie hatten ihre Lebensweise merklich verändert und schliefen nur in den Vormittagsstunden, so daß die schönen, mit erbaulicher Nutzanwendung schließenden Fibelverse:

„Drei Viertel seines Lebens
Verschläft der Dachs vergebens"

bei ihnen vollständig zu schanden wurden. Solche Dachse halten auch keinen Winterschlaf mehr, sondern kommen selbst bei der strengsten Kälte täglich hervor, um ihre Nahrung in Empfang zu nehmen. Vor der Kälte schützen sie sich durch ein weiches und warmes Stroh- und Heulager, welches sie im Innern ihres Schlupfwinkels sorgfältig aufschichten, und dessen Zugang sie je nach Steigen oder Fallen der äußeren Wärme mehr oder weniger öffnen und verschließen. Achtsame Beobachter haben an solchen Gefangenen ein so feines Gefühl für Witterungsveränderungen wahrgenommen, daß sie Grimbart unter die Wetterpropheten zählen zu dürfen behaupten.

„Im Mai des Jahres 1833", erzählt von Pietruvski, „bekam ich zwei junge Dachse, ein Weibchen und ein Männchen, welche höchstens 4 Wochen alt waren. Während der ersten Tage ihrer Gefangenschaft waren diese Tierchen ziemlich scheu und aus Furcht Tag und Nacht in einen Ballen zusammengerollt. Binnen 5 Tagen verging ihnen jedoch diese Furchtsamkeit gänzlich, und sie kamen dahin, das ihnen vorgehaltene Futter aus der Hand zu nehmen. Sie fraßen alles, Brot, Früchte, Milch, am liebsten jedoch rohes Fleisch. Anfangs hielt ich sie in meinem Vorzimmer, und sie waren so treu und zutraulich, daß sie auf den ihnen gegebenen Namen hörten. Ich hatte sie deshalb drei volle Wochen auf meinem Zimmer, bis sie mir endlich durch die Unruhe bei Nacht und durch die immerwährende Lust zum Graben lästig wurden. Dieses bewog mich, für sie einen großen Käfig von Eisenstäben nach Art der Tierbehälter in Schaubuden anfertigen zu lassen. In ihm erhielt ich meine Dachse einen ganzen Sommer hindurch. Das Reinhalten des Käfigs wurde immer pünktlich beobachtet. Erst mit Annäherung des Herbstes fühlte ich die Unmöglichkeit, die Tiere länger hier beherbergen zu können; denn das Fell der Dachse wurde schon Anfang Oktober sehr schmutzig. Ich beschloß daher, sie ganz naturgemäß zu halten, und dieser Versuch glückte mir ausgezeichnet.

„Über einen ummauerten Graben, welcher 10 m im Durchmesser hatte, ließ ich noch einen ordentlichen Zaun ziehen, durch welchen man mittels einer Treppe in den Graben

gehen konnte. In der Tiefe des letzteren ließ ich ein 2 m langes, ebenso breites und 1/2 m hohes Häuschen mit einer Eingangsthüre bauen. Da hinein wurden meine Dachse gelassen, und sie gewöhnten sich sehr bald an den ihnen anfangs fremden Ort. Nach etwa zehntägigem Aufenthalte begannen sie schon, eine naturgemäße Höhle sich zu bauen. Bewunderungswürdig war dabei ihre unermüdliche Thätigkeit. Sie gruben immer mit ihren Vorderpfoten; der Hinterfüße bedienten sie sich, um die losgegrabene Erde aus dem Loche herauszuwerfen. Bei diesem Geschäfte war das Weibchen viel thätiger als das weit schönere und größere Männchen. Binnen zwei Wochen war schon die Höhle 2 m ausgetieft, verlief aber immer noch innerhalb des für die Tiere gemachten Häuschens. Jetzt wandten die Dachse alle mögliche Thätigkeit an, um sich ihren Bau um so viel zu erweitern, daß sie bequem in ihm schlafen konnten. Es mangelte ihnen noch an einem guten Lager, und als ich bemerkte, daß sie die in ihrem Bereiche befindlichen Grasbüschel ihrer Höhle zutrugen, ließ ich ihnen frisches Heu holen. Sie wußten dieses sehr gut zu benutzen, und es gewährte einen anziehenden Anblick, wenn man ihnen zusah, wie sie die ihnen vorgeworfenen Heubündel nach Art der Affen zwischen ihre Vorderpfoten nahmen und so ihrer Wohnung zuschleppten. Das Graben währte noch immer fort, und ich hatte das Vergnügen, zu bemerken, daß sich meine Tiere neben der ersten Höhle, welche zur Schlafkammer bestimmt wurde, eine andere gruben, welche sie als Vorratskammer zu benutzen gedachten. Bald darauf machten sie noch drei kleinere Höhlen, in denen sie sich dann regelmäßig ihres Kotes entledigten. Es war aber immer noch bloß ein Ausgang und zwar innerhalb des für sie gemachten Häuschens vorhanden. Doch nun wurde alle mögliche Mühe angewendet, um sich einen Ausgang außerhalb des Häuschens zu graben. Als sie dieses erreicht hatten, waren sie vollkommen frei und konnten, obgleich die Thüre des Häuschens zugemacht worden war, aus- und eingehen und, wenn sie einmal im Graben waren, auch in den Garten durch Zaunlöcher gelangen.

„Sehr schön war es anzusehen, wie sie hier in hellen und milden Nächten zusammen spielten. Sie bellten wie junge Hunde, murmelten wie Murmeltiere, umarmten einander zärtlich wie Affen und trieben tausenderlei Possen. Wenn ein Schaf oder Kalb in der Gegend zu Grunde ging, waren die Dachse immer die ersten bei seinem Aase. Es erregte aller Bewunderung, zu sehen, was für große Stücken Fleisch sie bis auf eine Viertelmeile weit zu ihrer Wohnung trugen. Das Männchen entfernte sich selten von dem Baue, außer wenn es der Hunger trieb; das Weibchen aber folgte mir auf allen meinen Spaziergängen nach.

„Die Monate Dezember und Januar verschliefen meine Dachse in der Höhle. Im Februar wurden sie lebendig. Zu Ende dieses Monates begatteten sie sich. Aber leider sollte ich nicht das Vergnügen haben, Junge von meinem Pärchen zu erhalten; denn das trächtige Weibchen wurde am 1. April in einem benachbarten Walde in einem Fuchseisen gefangen und von dem unkundigen Jäger erschlagen."

Über einen anderen gezähmten und gleichsam zum Haustiere gewordenen Dachs schreibt mir Ludwig Beckmann das Nachstehende: „Jung eingefangene Dachse werden bei guter Behandlung, namentlich im freien Umgange mit Haushunden, außerordentlich zahm. Ich habe früher eine völlig zum Haustiere gewordene Dächsin besessen und ihren Verlust tief betrauert. Kaspar, so wurde sie trotz ihres Geschlechtes genannt, war eine grundehrliche, wenn auch etwas plumpe Natur. Er wollte mit aller Welt gern im Frieden leben, wurde indes wegen seiner derben Späße oft mißverstanden und mußte dann unangenehme Erfahrungen machen. Sein eigentlicher Spielkamerad war ein äußerst gewandter, verständiger Hühnerhund, welchen ich von Jugend auf daran gewöhnt hatte, mit allerlei wildem Getiere zu verkehren. Mit diesem Hunde führte der Dachs an schönen Abenden förmliche Turniere auf, und es kamen von weit und breit Tierfreunde zu mir, um diesem seltenen Schauspiele beizuwohnen. Das Wesentliche des Kampfes bestand darin, daß der Dachs nach

wiederholtem Kopfschütteln wie eine Wildsau schnurgerade auf den etwa 15 Schritt entfernt stehenden Hund losfuhr und im Vorüberrennen seitwärts mit dem Kopfe nach dem Gegner schlug. Dieser sprang mit einem zierlichen Satze über den Dachs hinweg, erwartete einen zweiten und dritten Angriff und ließ sich dann von seinem Widerpart in den Garten jagen. Glückte es dem Dachse, den Hund am Hinterlaufe zu erschnappen, so entstand eine arge Balgerei, welche jedoch niemals in ernsten Kampf ausartete. Wenn es Kaspar zu arg wurde, fuhr er, ohne sich umzukehren, eine Strecke zurück, richtete sich unter Schnaufen und Zittern hoch auf, sträubte das Haar und rutschte dann wie ein aufgeblasener Truthahn vor dem Hunde hin und her. Nach wenigen Augenblicken senkte sich das Haar und der ganze Körper des Dachses langsam nieder, und nach einigem Kopfschütteln und begütigendem Grunzen ‚hu, gu, gu, gu‘ ging das tolle Spiel von neuem an.

„Den größten Teil des Tages verschlief Kaspar in seinem Baue, welchen er ziemlich geschickt unter seiner Hütte, inmitten einer etwa 6 m im Geviert haltenden Einzäunung, angelegt hatte. Der Bau bestand eigentlich nur in einem großen, unregelmäßigen Loche mit kurzer Einfahrt, und das Merkwürdige daran war nur, daß der Dachs an der Hinterwand des Kessels beständig, wahrscheinlich der Lüftung wegen, ein kaum handgroßes Loch unterhielt. Hinter der Hütte hatte er 3—5 Senkgruben, topfförmige Erdlöcher von etwa 25 cm Breite und Tiefe, angelegt, denen er eine komische Aufmerksamkeit widmete. Bald wurde eine derselben erweitert, bald eine verschüttet und geebnet, eine neue angelegt, dieselbe wieder zugeworfen &c. Nur in diesen Senkgruben setzte er Losung und Harn ab. Bei großer Kälte schleppte er Heu und Stroh aus der Hütte in den Bau hinunter, verstopfte die Löcher von innen, warf oft 24 Stunden vor Eintritt des Tauwetters plötzlich alles wieder hinaus und rannte dann fröstelnd im Zwinger auf und ab, bis er in das Haus oder einen frostfreien Stall gebracht wurde.

„Infolge seiner außerordentlichen Reinlichkeitsliebe durfte er im Hause frei umherwandern. Besonderes Vergnügen schien es ihm zu machen, auf den Treppen auf und ab zu trippeln; nicht selten trabte er aber auch ganz einsam und still auf dem Speicher umher, den Kopf neugierig in alle Ecken steckend. Als eine besondere Gunst betrachtete er es, wenn er während des Mittagsessens bei mir bleiben durfte. Er drängte dann den Hühnerhund einfach beiseite, richtete sich auf den Hinterläufen in die Höhe, legte die Vorderläufe und den bunten, glatten Kopf auf meine Schenkel und forderte unter dem üblichen ‚hu, gu, gu, gu‘ ein Stückchen Fleisch, welches er sodann sehr geschickt und zart mit den Vorderzähnen von der Gabel zog. Im Winter liebte er es, sich vor den Ofen platt auf den Rücken zu legen und den breiten, dünn behaarten Wanst der Wärme zuzukehren.

„Im Sommer begleitete er mich sehr gern zu einem Streifen dichten Gehölzes, in welchem er sich vollkommen heimisch fühlte und bei jedem Schritte neue Entdeckungen machte. Bald fing er eine Hummel oder zog einen Wurm aus der Erde, bald suchte er abgefallene Beeren auf, bald verarbeitete er eine braune Wegschnecke mit seinen Nägeln. Auf dem Heimwege folgte er mir verdrossen auf den Fersen, begann aber bald an meinen Beinkleidern zu zerren. Ein derber Tritt mit der Breitseite des Fußes ermunterte ihn nur noch, mit seinen plumpen Späßen fortzufahren; dagegen verstimmte ihn der leiseste Schlag mit der Hand oder einer Gerte aufs äußerste.

„Während der Dauer des Haarwechsels, etwa von Mitte April bis zu Anfang September, war der Dachs ziemlich dürr und mager. Dann mehrte sich plötzlich seine Eßlust und damit gleichzeitig seine Fettleibigkeit. Gegen Ende Oktober war er bereits so fett, daß er beim Traben keuchte. Als Allesfresser liebte er gemischte Kost: Küchenabfälle, Rüben, Möhren, Kürbis, Fallobst mit Hafermehl zu einem steifen Brei gekocht, dazu einige Stücke rohes oder gekochtes Fleisch bildeten seinen Küchenzettel. Pflaumen und Zwetschen, welche er

im Garten aufsuchte und, nach oberflächlichem Zerkauen, mit den Steinen verschluckte, waren seine Lieblingskost. Rohes Fleisch verdaute er weit langsamer als Füchse und Hunde, fraß es jedoch mit Gier, selbst das von Katzen, Füchsen und Krähen, welch letzteres ich ihm vorzugsweise reichte. Indes hatte sein ganzes Benehmen durchaus nichts Raubtierartiges, und wenn er zur Herbstzeit so still gefräßig an seinem Troge stand und im Vollgenusse mit den Lippen schmatzte, erinnerte er mich immer an ein kleines chinesisches Mastschweinchen.

„Die Ausführbarkeit einer förmlichen Dachszüchterei schien mir damals keine Schwierigkeiten zu haben, und ich möchte den Versuch, Dachse zu züchten, noch heute allen denen empfehlen, welche nicht, wie Schreiber dieser Zeilen, eine Abneigung gegen Dachsbraten haben. Zu Anfang Oktober stellte sich bei meiner Fähe unverkennbar der Fortpflanzungstrieb ein; doch schien es mir, als ob die Dauer der Ranzzeit nicht über einige Tage hinausginge. Leider wollte ein eigener Unstern, daß es mir trotz aller Bemühungen nicht gelang, in der Umgegend meines Wohnortes einen männlichen Dachs aufzutreiben. Mehrere junge Dachse, welche ich aufzuziehen versuchte, waren beim Einfangen beschädigt worden und gingen, trotz ihres anscheinend gesunden Äußeren, später an inneren Verletzungen ein: kurz, meine Fähe blieb ohne Gatten.

„Trotz vieler lobenswerten Eigenschaften des Dachses möchte ich denselben doch nicht als Haustier für jedermann empfohlen haben, am allerwenigsten aber als Spielkameraden für Kinder. Abgesehen von seinen oft sehr derben Späßen, hat er die üble Gewohnheit, vor unliebsamen Erscheinungen aufs heftigste zu erschrecken. Er fährt dann zitternd und schnaufend eine Strecke zurück, sträubt das Haar und schießt aus reiner Verzweiflung tollkühn auf den Gegenstand seines Schreckens los.

„Mein guter Kaspar fand an einem schönen Herbstmorgen ein schmähliches Ende. Er hatte, wahrscheinlich sanfteren Regungen folgend, über Nacht seinen Zwinger verlassen, war in allen umliegenden Gemüsegärten und Rübenfeldern umhergestreift und kehrte gegen Morgen ganz vertraut in einem etwa eine Viertelmeile von meiner Wohnung entfernten Gehöfte ein. Hier ward er von den zusammengelaufenen Bauern für ein ‚wildes Ferkel‘ gehalten und trotz verzweifelter Gegenwehr nach Bauernart mit dem gemeinen Knüppel erschlagen.“

Kjärbölling erhielt ein trächtiges Dachsweibchen, welches später zwei Junge warf, sie mit größter Zärtlichkeit und Fürsorge pflegte und währenddem alle frühere Schüchternheit ablegte. Gegen jede Störung zeigte sich die Fähe höchst empfindlich, stellte sich bei Annäherung eines Menschen zähnefletschend an das Gitter und suchte dem Wärter den Eintritt in den Käfig zu wehren. Als die Jungen herangewachsen waren, spielte die Mutter mit ihnen in anmutiger Weise.

Der Nutzen, welchen der getötete Dachs bringt, ist ziemlich beträchtlich. Sein Fleisch schmeckt süßer als Schweinefleisch, erscheint aber manchen Menschen als ein wahrer Leckerbissen. Die wasserdichten, festen und dauerhaften Felle, von denen, nach Lomer, jährlich 55,000 Stück im Werte von 123,000 Mark auf den Markt kommen, werden zu Überzügen von Koffern und dergleichen verwendet; aus den langen Haaren, namentlich aus denen des Schwanzes, verfertigt man Bürsten und Pinsel; das Fett gebraucht man als Arzneimittel oder benutzt es zum Brennen, manche essen es auch gern aufs Brot gestrichen und vergleichen es mit Gänsefett.

*

Eine andere Gattung wird gebildet durch die Honigdachse (Mellivora), breitrückige, kurzschnauzige und kurzschwänzige Tiere, hauptsächlich ausgezeichnet durch das Gebiß, welches nur aus 32 Zähnen und zwar der regelmäßigen Anzahl von Schneide- und Eck-, aber nur 3 Lückzähnen und je 1 Backenzahne in jedem Ober- und 2 Lück- und 2 Backenzähnen in jedem Unterkiefer besteht. Der Leib ist plumper als der unseres Dachses und seiner

nächsten Verwandten, erscheint auch von oben nach unten abgeplattet, der Rücken ist breit und flach, die Schnauze lang, die kleinen Ohren treten mit ihren Muscheln wenig über das Fell hervor, die Augen sind klein und tiefliegend, die Beine kurz und stark, nacktsohlig und die Zehen der Vorderfüße mit langen Scharrkrallen versehen.

Man hat mehrere Arten der Gattung unterschieden; wir beschreiben jedoch aller Lebensweise, wenn wir die der bekanntesten am Vorgebirge der Guten Hoffnung und in Mittelafrika sowie der in Indien lebenden Art schildern.

Der Honigdachs oder Ratel (Mellivora capensis, Gulo, Mustela, Viverra und Ratelus capensis, Ursus, Taxus, Meles, Viverra und Lipotus mellivora, Ratelus typicus) erreicht ausgewachsen eine Länge von reichlich 70 cm, wovon auf den verhältnismäßig sehr langen Schwanz etwa 25 cm zu rechnen sind. Die Behaarung ist lang und straff; Stirn, Hinterkopf, Nacken, Rücken, Schultern und Schwanz sind aschgrau, Schnauze, Wangen, Ohren, Unterhals, Brust, Bauch und Beine schwarzgrau gefärbt, scharf von der oberen Färbung abgegrenzt. Gewöhnlich trennt ein hellgrauer Randstreifen die Rückenfärbung von der unteren, und dieser Streifen ist es hauptsächlich, welcher den afrikanischen Honigdachs von dem indischen unterscheidet.

Der Ratel lebt in selbstgegrabenen Höhlen unter der Erde und besitzt eine unglaubliche Fertigkeit, solche auszuscharren. Langsam und ungeschickt, würde er seinen Feinden kaum entgehen können, wenn er nicht die Kunst verstände, wenigstens in mürbem Boden sich förmlich in die Erde zu versenken, d. h. sich so rasch eine Höhle zu graben, daß er sich unter der Erdoberfläche verborgen hat, ehe ein ihm auf den Leib rückender Widersacher nahe genug gekommen ist, um ihn zu ergreifen. Er führt eine nächtliche Lebensweise und geht des Tages nur selten auf Raub aus. Auf unserem Jagdausfluge nach den Bogosländern wurde er zweimal gesehen, jedesmal gegen Abend, jedoch ehe die Sonne niedergegangen war. Nachts dagegen streift er langsam und gemächlich umher und stellt kleinen Säugetieren, namentlich Mäusen, Springmäusen und dergleichen, oder Vögeln, Schildkröten, Schnecken und Würmern nach, gräbt sich Wurzeln oder Knollengewächse aus oder sucht Früchte. Eine Liebhaberei bestimmt seine ganze Lebensweise: er ist nämlich ein leidenschaftlicher Freund von Honig und aus diesem Grunde einer der eifrigsten Bienenjäger.

In baumleeren Gegenden Afrikas bauen die Bienenarten hauptsächlich in der Erde und zwar in verlassenen Löchern aller Art, wie es bei den Hummeln und Wespen ja auch der Fall ist. Solche Nester sind nun für den Honigdachs das Erwünschteste, was er finden kann, und er macht sich, wenn er einen derartigen Schatz entdeckt hat, mit Lust darüber her. Die Bienen wehren sich zwar nach Kräften und suchen ihn mit ihrem Stachel bestmöglichst zu verwunden; sein dicht behaartes, sehr starkes Fell aber ist gegen Bienenstiche der vorzüglichste Schild, welchen es gibt, weil es auf der Fettschicht unter ihm locker aufliegt wie kaum bei einem anderen Tiere. Man versichert, daß sich der Ratel förmlich in seinem Balge herumdrehen könne. Die Bienen sind vollkommen ohnmächtig solchem Feinde gegenüber, und dieser wühlt nun mit Gier in ihren Wohnungen umher und labt sich nach Behagen an dem köstlichen Inhalte derselben. Sparrmann berichtet über die Art und Weise der Jagden unserer Honigdachse ergötzliche Dinge, von denen weiter nichts zu bedauern ist, als daß sie bloß auf Erzählung der Hottentotten und holländischen Ansiedler gegründet und nicht wahr sind.

„Die Bienen“, sagt jener Reisende, „geben dem Honigdachse wenn auch nicht die einzige, so doch die hauptsächlichste Nahrung, und ihr Feind ist mit großer Schlauheit begabt, die unterirdischen Nester aufzuspüren. Gegen Sonnenuntergang verläßt er seine Höhle, in welcher er den Tag verträumte, und schleicht umher, um seine Beute von ferne zu beobachten, wie das der Löwe auch thut. Er setzt sich auf einen Hügel hin, schützt seine Augen

durch eine vorgehaltene Vorderpfote vor den Strahlen der tiefstehenden Sonne und paßt sorgfältig den Bienen auf. Bemerkt er nun, daß einige immer in derselben Richtung hinfliegen, so humpelt er diesen gemächlich nach, beobachtet sie und wird so allmählich bis zu ihrem Neste geleitet, in welchem nun ein gegenseitiger Kampf auf Leben und Tod stattfindet. Es wird erzählt, daß der Ratel ebensowohl wie der Eingeborene Südafrikas zuweilen auf der Suche nach Honig von einem Vogel, dem Honigangeber, geleitet werde, welcher Klugheit genug besitzt, um zu wissen, daß Menschen und Tiere nach jenem Leckergerichte verlangen.



Honigdachs (Mellivora capensis). 1/5 natürl. Größe.

Der kleine Bursche, unfähig, eine Bienenfestung durch eigene Macht zu erobern, sucht seinen Vorteil darin, aufgefundene Bienenstöcke anderen, stärkeren Wesen anzuzeigen, um dann bei der Räumung des Nestes mitzuschmausen. Zu diesem Zwecke erregt er durch sein Geschrei die Aufmerksamkeit der Honigliebhaber und fliegt in kurzen Absätzen gemächlich vor ihnen her, von Zeit zu Zeit sich niederlassend, wenn der schwerleibige Bodenbewohner ihm nicht so schnell folgen kann, und dann von neuem seine Führerschaft aufnehmend. In der Nähe eines Bienennestes angekommen, läßt er seine Stimme um so freundlicher vernehmen und zeigt endlich geradezu auf den niedergelegten Schatz. Während dieser gehoben wird, bleibt er ruhig in der Nähe und wartet, bis der habgierige Mensch oder Ratel genug hat, um dann sein Anteil für den geleisteten Dienst sich zu holen. Bei solchen Angriffen auf einen wütenden Schwarm von Bienen leistet dem Ratel die Dicke seines Felles vortreffliche Dienste, und es ist nicht bloß erwiesen, daß es den Bienen undurchdringlich ist, sondern auch wohl

bekannt bei allen Jägern, daß Hunde nicht im stande sind, das verhältnismäßig schwache, nichtssagende Tier zu bezwingen."

Der Ratel stellt übrigens nicht bloß dem Honig nach, sondern liebt auch kräftigere Nahrung. Carmichael sagt, daß er von den Besitzern der Hühnerhöfe als eines der schädlichsten Tiere betrachtet werde. In der Algoabai zankten sich einmal Bauern um das Eigentum der Eier, welche die Hühner verlegt hatten. Der Ratel machte in einer Nacht diesem Streite ein Ende, indem er einfach allen Hühnern, gegen 30 Stück, den Kragen abbiß und drei tote in seine Höhle schleppte.

Man versichert, daß der Honigdachs mit 2 oder 3 Weibchen lebe und diese niemals aus den Augen lasse. Zur Rollzeit soll er wild und wütend sein, selbst Menschen anfallen und mit seinen Bissen schwer verwunden. Übrigens wehrt er sich seiner Haut, wenn er angegriffen wird. Es ist nicht ratsam, ihn lebend packen zu wollen; denn er weiß von seinen Zähnen einen ungemein empfindlichen Gebrauch zu machen. Ehe er zum Beißen kommt, sucht er sich zu retten, indem er sich, wo es der Boden erlaubt, durch unglaublich rasches Eingraben in die Erde versenkt oder aber seine Stinkdrüsen gegen den Feind entleert.

Man sagt, daß der Honigdachs bloß im höchsten Notfalle sich seines Gebisses bediene. Wenn dies wahr ist, begreife ich ihn nicht; denn das Gebiß ist so kräftig, daß es jedem Jäger und jedem Hunde Achtung einflößen und beide zur Vorsicht mahnen muß. Dagegen bin ich von der Lebenszähigkeit des Tieres vollkommen überzeugt. An den beiden Schüssen, welche mein Freund van Arkel d'Ablaing eines Abends im Mensathale auf kaum 20 Schritt einem Honigdachse zukommen ließ, hätte ein Löwe genug haben können; der Ratel aber war davongegangen, als wäre ihm nichts geschehen. Wir durchstöberten am nächsten Morgen das Gebüsch. Hierbei brauchten wir bloß der Nase nachzugehen; denn der in der Nacht gefallene Regen hatte den Gestank wohl etwas gedämpft, aber keineswegs vernichtet. Es roch noch immer so abscheulich, daß nur unser Eifer die Suche uns erträglich machen konnte. Die Bauern des Kaplandes sollen sich ein „Vergnügen" daraus machen, dem Ratel ihre Messer in verschiedene Teile seines Leibes zu stoßen, weil sie wissen, daß sie hierdurch noch keineswegs seinen raschen Tod herbeiführen. Bei getöteten, welche von Hunden gebissen worden waren, konnte man niemals im Felle ein Loch bemerken. Starke Schläge auf die Schnauze sollen ihn jedoch augenblicklich töten.

Der indische Ratel (Mellivora indica, M. ratel, Ursus indicus, Ursitaxus inauritus) soll in seiner Lebensweise sich wie unser Afrikaner verhalten, auch ein sehr schädlicher Besucher der Geflügelhöfe sein. Er wird jedoch von den Eingeborenen überdies beschuldigt, die Gräber aufzuwühlen, um sich an den Leichnamen zu sättigen (?). Seine Verbreitung erstreckt sich über ganz Indien westlich und nordwestlich von der Bai von Bengalen bis zum Fuße des Himalaja, mit Ausnahme der Malabarküste und Unterbengalens. Auf Ceylon kommt er nicht vor.

Jung eingefangene Ratels werden zahm und ergötzen durch die Plumpheit und Absonderlichkeit ihrer Bewegungen. Sie pflegen höchst ernsthaft und unermüdlich in ihrem Gefängnis auf einem und demselben Pfade herumzulaufen und genau an bestimmten Stellen gleichmütig Purzelbäume zu schlagen. Haben sie es einmal vergessen, so stutzen sie, kehren um und holen das Versäumte gewissenhaft nach. Ich beobachtete an Gefangenen, daß sie mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit ihre höchst komischen Purzelbäume immer genau auf derselben Stelle ihres Käfigs machen, hundertmal nacheinander, falls sie die Laune anwandelt, ihren Käfig so oft zu durchmessen. Die beiden bekanntesten Arten sind im Londoner Tiergarten zusammengesperrt, vertragen sich vortrefflich und ergötzen durch ihren unverwüstlichen Humor. Ein Ratel, welchen ich pflegte, war viel langweiliger, unzweifelhaft nur

deshalb, weil ihm Gesellschaft fehlte. Im ganzen läßt unsere Kenntnis der Honigdachse noch sehr viel zu wünschen übrig.

*

Eine fernere Gattung wird gebildet durch den **Stinkdachs**, dessen Merkmale folgende sind: der Leib ist untersetzt, der Schwanz nur ein mit langen Haaren besetzter Stummel, der Kopf sehr gestreckt, die Schnauze rüsselartig verlängert; die Augen sind klein, die kurzen, länglichen Ohren unter den Haaren versteckt; die niederen und starken Beine tragen an den mäßig großen Füßen mächtige Scharrkrallen, die Vorderfüße doppelt so lange als die Hinterfüße; ihre Zehen sind bis zum letzten Gliede miteinander verwachsen. Das Gebiß besteht aus 34 Zähnen und zwar, außer der gewöhnlichen Anzahl von Schneide- und Eckzähnen, aus je 3 Lückzähnen im oberen und unteren Kiefer, 1 Backenzahn oben und 2 unten. In der Aftergegend ist keine Drüsentasche vorhanden, dagegen finden sich an der Mastdarmmündung Absonderungsdrüsen, welche durch einen besonders entwickelten Ringmuskel sehr stark zusammengepreßt werden und die in ihnen enthaltene Flüssigkeit hervorspritzen können.

Der **Stinkdachs**, auf Java **Teledu** und **Segung**, auf Sumatra **Tellego**, auf Borneo **Saat** und **Gobang** genannt (**Mydaus meliceps**, M. javanicus und telagon. Mephitis javanensis, Ursus foetidus), ist ein kleines Mitglied seiner Unterfamilie von 37 cm Länge, wovon auf das Stumpfschwänzchen etwa 2 cm kommen. Die Färbung des dichten, langen Felles ist, mit Ausnahme des Hinterhauptes und Nackens, ein gleichartiges Dunkelbraun. Ein weißer oder gelblichweißer Streifen verläuft längs des Rückens bis zur Spitze des Schwanzes. Die Unterseite des Leibes ist lichter als die obere. Der Pelz besteht aus seidenweichem Woll- und grobem Grannenhaar, das an den Seiten und auf dem Nacken eine Art von Mähne bildet. **Bock**, der unser Tier vornehmlich auf Borneo beobachtete, gibt noch an, daß das ganze Gesicht bis zu den Ohren unbehaart, die Schnauze rötlich fleischfarben sei. Der Stinkdachs bewohnt Sumatra, Java und Borneo; ob er auch auf der Malayischen Halbinsel und andern Teilen des Festlandes vorkommt, muß unentschieden bleiben. **Sterndale** hält es für möglich, daß er sich in Tenasserim findet; **Blanford** führt ihn nicht an.

Horsfield hat uns zuerst mit der Lebensweise des eigentümlichen Geschöpfes bekannt gemacht. Seinen Bau legt der Stinkdachs mit großer Vorsicht und vielem Geschick in geringer Tiefe unter der Oberfläche der Erde an. Wenn er einen Ort gefunden hat, welcher durch die langen und starken Wurzeln der Bäume besonders geschützt ist, scharrt er sich hier zwischen den Wurzeln eine Höhle aus und baut sich unter dem Baume einen Kessel von Kugelgestalt, welcher fast 1 m im Durchmesser hat und regelmäßig ausgearbeitet wird. Von hier aus führen Röhren von etwa 2 m Länge nach der Oberfläche und zwar nach verschiedenen Seiten hin, deren Ausmündungen gewöhnlich durch Zweige oder trockenes Laub verborgen werden. Während des Tages verweilt er versteckt in seinem Baue, nach Einbruch der Nacht beginnt er Jagd auf Larven aller Art und auf Würmer, zumal Regenwürmer, welche in der fruchtbaren Dammerde in außerordentlicher Menge vorkommen. Die Regenwürmer wühlt er wie ein Schwein aus der Erde und richtet dadurch Schaden in den Feldern an. Laut **Bock** wirft er 3—4 Junge; auch läßt er „ein Knurren hören wie ein Hund, bevor er zu bellen anfängt, und wenn er umherläuft, so grunzt und schnüffelt er beinahe wie ein Schwein". Nach **Horsfield** ist er auf Java ausschließlich auf Höhen beschränkt, welche mehr als 2000 m über dem Meere liegen, und kommt hier ebenso regelmäßig vor wie gewisse Pflanzen. Alle Gebirgsbewohner kennen ihn und seine Eigentümlichkeiten; in der Tiefe weiß man von ihm ebensowenig wie von einem fremdländischen Geschöpfe: in Batavia, Samarang oder Surabaya würde man vergeblich nach ihm fragen. Beobachtungen aus neuerer

Zeit widersprechen jedoch diesen Angaben ausdrücklich. H. O. Forbes sagt vom Stinkdachse: „Sein Vorkommen nach der Höhe ist durchaus nicht so beschränkt, wie behauptet wird, denn ich habe ihn auf Bergen und Hochebenen bis zu 500 Fuß über der See angetroffen; in Ostjava soll er nicht vorkommen." Karl Bock wendet sich ebenfalls gegen Horsfields Mitteilung und versichert, daß unser Tier im südöstlichen Borneo, „wo die Saats so häufig wie die Ratten sind", in Höhen gefunden werde, „die 80 oder 100 Fuß nicht übersteigen. Auch auf Sumatra", fährt er fort, „beträgt die höchste Erhebung, wo der Saat angetroffen wird, nicht 1000 Fuß, und in dieser Höhe kommt er nur selten vor."

Alle Bewegungen des Stinkdachses sind langsam, und er wird deshalb öfters von den Eingeborenen gefangen, welche sich keineswegs vor ihm fürchten, sondern sogar sein Fleisch



Stinkdachs (Mydaus meliceps). ¼ natürl. Größe.

essen sollen, weil sie laut Forbes glauben, daß, wer sich dazu überwinden könne, fortan gegen Krankheit gefeit sei.

Horsfield beauftragte während seines Aufenthaltes in den Gebirgen von Prahu die Leute, ihm behufs seiner Untersuchungen Stinkdachse zu verschaffen, und die Eingeborenen brachten sie ihm in solcher Menge, daß er bald keinen einzigen mehr annehmen konnte. „Ich wurde versichert", sagt dieser Forscher, „daß das Fleisch des Teledu sehr wohlschmeckend wäre; man müsse das Tier nur rasch töten und sobald wie möglich die Stinkdrüsen entfernen, welche dann ihren höllischen Geruch dem übrigen Körper noch nicht mitteilen konnten. Mein indischer Jäger erzählte mir auch, daß der Stinkdachs seinen Stinksaft höchstens auf 60 cm Entfernung spritzen könne. Die Flüssigkeit selbst ist klebrig; ihre Wirkung beruht auf ihrer leichten Verflüchtigungsfähigkeit, welche unter Umständen die ganze Nachbarschaft eines Dorfes verpesten kann und in der nächsten Nähe so heftig ist, daß einzelne Leute geradezu in Ohnmacht fallen, wenn sie dem Geruche nicht ausweichen können. Die verschiedenen Stinktiere in Amerika unterscheiden sich von unserem Teledu bloß durch die Fähigkeit, ihren Saft weiter zu spritzen." Junghuhn bestätigt diese Angaben und fügt hinzu, daß

man den heftigen, an Knoblauch erinnernden Gestank bei günstigem Winde eine halbe Meile weit wahrnehmen könne. Bock urteilt milder über den Geruch und vergleicht ihn mit „dem des peruanischen Guano, wenn derselbe mit Salpetersäure vermischt wird“. Forbes dagegen sagt vom Stinkdachse: „Er machte oft durch den heftigen Gestank, mit welchem er selbst in seiner besten Laune seine Dämmerungsspaziergänge wenigstens auf eine (englische) Meile weit ringsum verpestet, meine Abendstunden ganz unerträglich. Es war unnütz, ihn verscheuchen zu wollen, denn wenn sein Gleichmut gestört wurde, suchte er nicht sein Lager auf, wie man wünschte, sondern im Gegenteile verdickte er die Luft mit seinem boshaften Gestanke, welcher wochenlang an Kleidern, Geräten und Eßwaren festhing.“

„Der Stinkdachs“, fährt Horsfield fort, „ist sanft und mild in seinem Wesen und kann, wenn man ihn jung einfängt, sehr leicht gezähmt werden. Einer, welchen ich gefangen hatte und lange Zeit bei mir hielt, bot mir Gelegenheit, sein Wesen zu beobachten. Er wurde sehr bald liebenswürdig, erkannte seine Lage und seinen Wärter und kam niemals in so heftigen Zorn, daß er seinen Pestdunst losgelassen hätte. Ich brachte ihn mit mir von den Gebirgen Prahus nach Blederan, einer Ortschaft am Fuße dieses Gebirges, wo die Wärme bereits viel größer ist als in der Höhe. Um eine Zeichnung von ihm anzufertigen, wurde er an einen kleinen Pfahl gebunden. Er bewegte sich sehr rasch und wühlte den Grund mit seiner Schnauze und seinen Nägeln auf, als wolle er Futter suchen, ohne den Nebenstehenden die geringste Beachtung zu schenken oder heftige Kraftanstrengungen zu seiner Befreiung zu machen. Einen Regenwurm, welcher ihm gebracht wurde, verspeiste er gierig, das eine Ende desselben mit dem Fuße haltend, während er das andere hinterfraß. Nachdem er ungefähr 10—12 Würmer verzehrt hatte, wurde er ruhig und machte sich jetzt eine kleine Grube in die Erde, in welcher er seine Schnauze versteckte. Dann streckte er sich bedachtsam aus und war wenige Augenblicke später in Schlaf versunken.“

*

Man kann nicht sagen, daß irgend ein Mitglied aus der Familie der Marder Wohlgerüche verbreite; wir finden im Gegenteile schon unter den bei uns hausenden Arten solche, welche „Stänker“ benannt werden und diesen Namen mit Fug und Recht tragen. Was aber ist unser Iltis gegen einige seiner Verwandten, welche in Amerika und Afrika leben, und im Vergleiche mit dem oben besprochenen Stinkdachse des Südostens der Alten Welt! Sie sind die wahren Stänker. Wenn man liest, welches Entsetzen sie verbreiten können, sobald sie sich nur zeigen, begreift man erst, was eine echte Stinkdrüse besagen will. Alle Berichte von amerikanischen Reisenden und Naturforschern stimmen darin überein, daß wir nicht im stande sind, die Wirkung der Drüsenabsonderung dieser Tiere uns gehörig auszumalen. Keine Küche eines Scheidekünstlers, keine Senkgrube, kein Aasplatz, kurz, kein Gestank der Erde soll an Heftigkeit und Unleidlichkeit dem gleichkommen, welchen die äußerlich so zierlichen Stinktiere zu verbreiten und auf Wochen und Monate hin einem Gegenstande einzuprägen vermögen. Man bezeichnet den Gestank mit dem Ausdrucke „Pestgeruch“; denn wirklich wird jemand, welcher das Unglück hatte, mit einem Stinktiere in nähere Berührung zu kommen, von jedermann gemieden wie ein mit der Pest Behafteter. Die Stinktiere sind trotz ihrer geringen Größe so gewaltige und mächtige Feinde des Menschen, daß sie denjenigen, welchen sie mit ihrem furchtbaren Safte bespritzten, geradezu aus der Gesellschaft verbannen und ihm selbst eine Strafe auferlegen, welche so leicht von keiner anderen übertroffen werden dürfte. Sie sind fähig, ein ganzes Haus unbewohnbar zu machen oder ein mit den kostbarsten Stoffen gefülltes Vorratsgewölbe zu entwerten.

Die Stinktiere unterscheiden sich von den übrigen Dachsen durch merklich schlankeren Leib, langen, dicht behaarten Schwanz, große aufgetriebene Nase, schwarze Grundfärbung

und weiße Bandzeichnung. Der Kopf ist im Verhältnis zum Körper klein und zugespitzt, die Nase auffallend häßlich, kahl und dick, wie aufgeschwollen; die kleinen Augen haben durchdringende Schärfe; die Ohren sind kurz und abgerundet; die kurzen Beine haben mäßig große Pfoten mit fünf wenig gespaltenen, fast ganz miteinander verwachsenen Zehen, welche ziemlich lange, aber keineswegs starke, schwach gekrümmte Nägel tragen, und mindestens auf den Ballen nackten Sohlen. Das Gebiß besteht aus 32—34 Zähnen. Der Fleischzahn des Oberkiefers ist kurz, aber breit, sein innerer Zacken stark, jedoch flach; der untere Fleischzahn hat vorn drei kleine spitze Zacken und hinten eine große, vertiefte, die halbe Krone einnehmende Kaufläche; der Kauzahn des Oberkiefers ist sehr stark, fast quadratisch, nur wenig breiter als lang, innen bogig gerundet; der untere Kauzahn stellt einen kleinen, kreisrunden und vertieften Höcker dar. Durch diese Eigentümlichkeiten der Kauzähne läßt sich das Gebiß leicht und scharf von dem anderer Marder unterscheiden. Die Stinkdrüsen haben bedeutende Größe, öffnen sich innen in dem Mastdarme und können durch einen besonderen Muskel zusammengezogen werden. Jede Drüse stellt, laut Hensel, einen etwa haselnußgroßen Hohlraum vor, dessen Wand mit einer Drüsenschicht ausgekleidet und an der Außenseite mit einer starken Muskellage umgeben ist. Den Hohlraum füllt eine gelbe ölähnliche Flüssigkeit, welche von dem Tiere durch Zusammenpressen des Muskels mehrere Meter weit weggespritzt werden kann, unmittelbar hinter dem After einen dünnen, gelblichen Strahl bildet, bald in einen feinen Staubregen sich verwandelt, wie wenn jemand Wasser aus dem Munde hervorsprudelt, und somit einen großen Raum bestreicht. Bei älteren Tieren und bei Männchen soll dieser fürchterliche Saft stärker sein als bei jungen und bei Weibchen, seine Wirkung auch während der Begattungszeit sich steigern.

Als eigentliche Waldtiere kann man die Stinktiere nicht bezeichnen; sie ziehen vielmehr die Gras- und Buschgegenden den ausgedehnten vollwüchsigen Wäldern vor. Bei Tage liegen sie in hohlen Bäumen, in Felsspalten und in Erdhöhlen, welche sie sich selbst graben, versteckt und schlafen; nachts werden sie munter und springen und hüpfen höchst beweglich hin und her, um Beute zu machen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Würmern, Kerbtieren, Lurchen, Vögeln und kleinen Säugetieren; doch fressen sie auch Beeren und Wurzeln. Nur wenn sie gereizt werden oder sich verfolgt sehen und deshalb in Angst geraten, gebrauchen sie ihre sinnbetäubende Drüsenabsonderung zur Abwehr gegen Feinde. Sie halten selbst die blutdürstigsten und raubgierigsten Katzen nötigen Falls in der bescheidensten Entfernung, und nur in sehr scharfen Hunden, welche, nachdem sie bespritzt worden sind, gleichsam mit Todesverachtung sich auf sie stürzen, finden sie Gegner. Abgesehen von dem Pestgestanke, welchen sie zu verbreiten wissen, verursachen sie dem Menschen keinen erheblichen Schaden; ihre Drüsenabsonderung aber macht sie entschieden zu den von allen am meisten gehaßten Tieren. Gegenwärtig unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß die vielen Arten von Stinktieren, welche man unterschieden hat, auf wenige zurückgeführt werden müssen, weil sich die außerordentliche Veränderlichkeit derselben zur Genüge herausgestellt hat. In der Lebensweise ähneln sich alle bekannten Arten, und es genügt daher vollständig, eine oder zwei von ihnen kennen zu lernen.

Den größten Teil Südamerikas bewohnt ein Stinktier, der Surilho der Brasilier (Mephitis suffocans, M. nasuta, mesoleuca, marputio, molinae, patagonica, chilensis, amazonica, furcata, humboldtii und lichtensteinii, Conepatus nasutus, humboldtii und amazonicus, Thiosmus marputio und chilensis, Viverra marputio ꝛc.), dessen Gebiß aus 32 Zähnen besteht, ein Tier von 40 cm Leibes-, 28 cm Schwanzlänge und außerordentlich abändernder Färbung und Zeichnung. Das dichte, lange und reichliche, auf der Schnauze kurze, von hier allmählich länger werdende, an den Seiten 3, auf dem

Rücken 4, am Schwanze 7 cm lange Haar spielt, laut Hensel, vom Schwarzgrau und Schwarzbraun bis zum glänzenden Schwarz. Die weißen Streifen beginnen an der Stirn und laufen getrennt in etwa Fingersbreite bis zur Schwanzwurzel; zuweilen verbreitern sie sich, so daß der Zwischenraum fast ganz verloren geht, und verschwinden schon in der Gegend der letzten Rippen; in seltneren Fällen fehlen sie ganz, und das Tier sieht einfarbig schwarz aus. Der Schwanz ist meist an der Spitze weiß, oder die schwarzen und weißen Haare mischen sich so durcheinander, daß er grau erscheint; zuweilen, namentlich wenn die weißen Streifen des Rückens wenig entwickelt sind, ist er ebenfalls rein schwarz. Hensel



Surilho (Mephitis suffocans). ¼ natürl. Größe.

versichert, daß man kaum zwei Surilhos finde, welche vollkommen übereinstimmen. Unsere treffliche Abbildung überhebt mich einer weiteren Beschreibung.

„In der Lebensweise“, sagt Hensel, „unterscheidet sich der Surilho nicht wesentlich von den Mardern. Er lebt in den Kamposgegenden des Tieflandes und der Serra und vermeidet durchaus den dichten Urwald; doch ist er immer an den Wald gebunden, denn er findet sich bloß in vereinzelten Waldstellen der Kampos. Hier erkennt man seine Anwesenheit sehr leicht an kleinen trichterförmigen Löchern, welche er nahe am Waldrande in dem Grasboden macht, um Mistkäfer zu suchen. Diese Löcher gleichen denen des Dachses, wenn er ‚sticht‘, wie der Jäger sagt; nur sind sie weiter als diese, werden aber ohne Zweifel, wie auch vom Dachse, mit seinen Vorderpfoten, nicht mit der Nase gemacht.

„Den Tag über ruhen die Stinktiere wie der Iltis in unterirdischen Bauen unter Felsstücken oder Baumwurzeln. Mit der Dämmerung aber gehen sie ihrer Nahrung nach, welche

bloß in Mistkäfern zu bestehen scheint; wenigstens habe ich niemals etwas anderes in ihrem Magen gefunden."

Im Norden Amerikas lebt als Gegenstück des Surilho der übel berufene Skunk (Mephitis varians, M. macrura, vittata, mesomelas, occidentalis, mephitica, chinga, americana, hudsonica, mexicana, Viverra mephitis rc.), dessen Gebiß aus 34 Zähnen besteht. Die Leibeslänge beträgt 40 cm, die Schwanzlänge beinahe ebensoviel. Der glänzende Pelz hat Schwarz zur Grundfarbe. Von der Nase zieht sich ein einfacher, schmaler, weißer Streifen zwischen den Augen hindurch, erweitert sich auf der Stirn zu einem rautenförmigen Flecken, verbreitert sich noch mehr auf dem Halse und geht endlich in eine Binde über, welche sich am Widerriste in zwei breite Streifen teilt, die bis zu dem Schwanzende fortlaufen und dort sich wieder vereinigen. Am Halse, an der Schultergegend, an der Außenseite der Beine, seltener auch an der Brust und am Bauche treten kleine, weiße Flecken hervor. Über den Schwanz ziehen sich entweder zwei breite, weiße Längsstreifen, oder er erscheint unregelmäßig aus Schwarz und Weiß gemischt.

Der Skunk ist wegen der rücksichtslosen Beleidigung eines unserer empfindlichsten Sinneswerkzeuge schon seit langer Zeit wohl bekannt geworden und macht noch heutzutage fast in allen Reisebeschreibungen von sich reden. Sein Verbreitungskreis ist ziemlich ausgedehnt; am häufigsten wird er in der Nähe der Hudsonbai gefunden, von wo aus er sich nach dem Süden hin verbreitet. Seine Aufenthaltsorte sind höher gelegene Gegenden, namentlich Gehölze und Buschwaldstreifen längs der Flußufer, oder auch Felsengegenden, wo er in Spalten und Höhlen des Gesteins haust.

Das Stinktier ist sich seiner furchtbaren Waffe so wohl bewußt, daß es keineswegs scheu oder feig ist. Alle seine Bewegungen sind langsam. Es kann weder springen noch klettern, sondern nur gehen und hüpfen. Beim Gehen tritt es fast mit der ganzen Sohle auf, wölbt den Rücken und trägt den Schwanz nach abwärts gerichtet. Ab und zu wühlt es in der Erde oder schnüffelt nach irgend etwas Genießbarem herum. Trifft man nun zufällig auf das Tier, so bleibt es ruhig stehen, hebt den Schwanz auf, dreht sich herum und spritzt nötigen Falls den Saft gerade von sich. Wenn die Hunde es stellen, legt es, laut Hensel, den Schwanz wie ein sitzendes Eichhörnchen über den Rücken, kehrt das Hinterteil den andrängenden Rüden entgegen und führt zornig sonderbare, hüpfende Bewegungen aus, wie man sie zuweilen in den Käfigen von Bären sieht. Die Hunde kennen die gefährliche Waffe ihres Gegners sehr gut und halten sich meist in achtungsvoller Entfernung. Nur wenige von ihnen haben den Mut, das Stinktier zu greifen und zu töten. Niemals verschießt das angegriffene Tier seinen Pestsaft voreilig, sondern droht bloß, solange die Hunde einige Schritte sich entfernt halten.

Zuweilen greift das Stinktier an, ohne daß es irgendwie gereizt wurde, vielleicht weil es meint, in Gefahr zu kommen, möglicherweise aber auch aus reinem Übermute. „Als mein Sohn", so erzählt Siedhof, „eines Abends langsam im Freien umherging, kam plötzlich ein Stinktier auf ihn los und biß sich in seinen Beinkleidern fest. Er schüttelte es mit Mühe ab und tötete es durch einen Fußtritt. Als er aber nach Hause kam, verbreitete sich von seinen durch das gefährliche Tier benetzten Kleidern ein so durchdringender, abscheulicher Knoblauchsgeruch, daß augenblicklich das ganze Haus erfüllt wurde, die befreundeten Familien, welche gerade zu Besuch anwesend waren, sofort davonliefen und die Einwohner, welche nicht flüchten konnten, sich erbrechen mußten. Alles Räuchern und Lüften half nichts. Die Stiefel rochen, so oft sie warm wurden, noch 4 Monate lang, trotzdem sie in den Rauch gehängt und mit Chlorwasser gewaschen wurden. Das Unglück hatte sich im Dezember ereignet; das Tier war im Garten vergraben worden: aber noch im nächsten August konnte man seine Ruhestätte durch den Geruch auffinden."

Auch Audubon erfuhr die Furchtbarkeit des Stinktieres an sich selbst. „Dieses kleine, niedliche, ganz unschuldig aussehende Tierchen“, sagt er, „ist doch im stande, jeden Prahlhans auf den ersten Schuß in die Flucht zu schlagen, so daß er mit Jammergeschrei Reißaus nimmt. Ich selbst habe einmal, als kleiner Schulknabe, solch Unglück erlitten. Die Sonne war eben untergegangen. Ich ging mit einigen Freunden langsam meinen Weg. Da sahen wir ein allerliebstes, uns ganz unbekanntes Tierchen, welches gemütlich umherschlich, dann stehen blieb und uns ansah, als warte es, wie ein alter Freund, um uns Gesellschaft zu leisten. Das Ding sah gar zu unschuldig und verführerisch aus, und es hielt seinen buschigen Schwanz hoch empor, als wolle es daran gefaßt und in unseren Armen nach Hause getragen sein. Ich war ganz entzückt, griff voller Seligkeit zu — und patsch! da schoß das niedliche Vieh seinen Teufelssaft mir in die Nase, in den Mund, in die Augen. Wie vom Donner gerührt, ließ ich das Ungeheuer fallen und nahm in Todesangst Reißaus.“

Fröbel hörte einmal ein Geräusch hinter sich und bemerkte, als er sich umwandte, das ihm unbekannte Stinktier, welches, als er sich nach ihm hinkehrte, augenblicklich zu knurren begann, mit dem Fuße stampfte und, sobald er seinen Stock ergriff, ihm Kleider, Gesicht und Haare mit seiner entsetzlichen Flüssigkeit bespritzte. Voller Wut schlug er das Tier tot, eilte über den Platz und wollte dem Hause zu, verursachte aber allgemeine Furcht. Die Thür wurde verrammelt, und nur aus dem Fenster rief man ihm guten Rat zu. Wasser, Seife, Kölnisches Wasser halfen nichts; endlich wurde ein kräftiges Feuer angebrannt, und der arme, verstänkerte Reisende legte die ihm von einem Ansiedler geborgten Kleider an und räucherte die bespritzten, nebst Gesicht und Haar, im dichten Qualm einige Stunden lang, worauf dann wirklich der Geruch verschwand.

Die in Südamerika lebenden Stinktiere unterscheiden sich, was die Güte ihres Pestsaftes anlangt, durchaus nicht von den nordamerikanischen. Azara berichtet vom Surilho in Paraguay, daß er von Kerfen, Eiern und Vögeln lebt und sowohl tags wie nachts still umherschleicht. Er ergreift niemals die Flucht, nicht einmal vor dem Menschen. Sobald er bemerkt, daß man ihm nachstellt, macht er Halt, sträubt sein Haar, hebt den Schwanz in die Höhe, wartet, bis man nahe gekommen ist, dreht sich plötzlich um und schießt los. Selbst nach vielmaligem Waschen bleibt der Gestank noch so stark, daß er das ganze Haus erfüllt. Ein Hund, welcher 8 Tage vorher bespritzt, sehr oft gewaschen und noch öfter mit Sand gerieben worden war, verpestete eine Hütte noch derartig, daß man es nicht in ihr aushalten konnte. Azara glaubt, daß man den Gestank wohl eine halbe englische Meile weit riechen könne.

„Der Geruch des Pestsaftes“, sagt Hensel von dem Surilho, „ist ein überaus heftiger und durchdringender; doch hat man seine Stärke mitunter übertrieben, denn er ist nicht unbedingt unerträglich. Manche Personen bekommen allerdings Kopfweh und Erbrechen, wenn das Stinktier in ihrer Nähe seine Afterdrüsen ausleert; der Tierkundige aber wird sich schwerlich dadurch abhalten lassen, die beachtenswerten Tiere zu jagen und zu sammeln. Hunde, welche von dem Safte getroffen werden, scharren den Boden auf und wälzen sich wie rasend auf demselben umher, um den an ihrem Pelze haftenden Geruch zu entfernen. Ganz besonders haftet der Pestgeruch an Tuchkleidern, welche man in den Rauch zu hängen pflegt, um sie wieder zu reinigen. Wahrscheinlich wirkt dabei nicht der Rauch, sondern die Hitze des Feuers, durch welche der flüssige Stoff verdunstet. Der Geruch des Drüsensaftes eines Stinktieres ist, wie jede Sinneswahrnehmung, nicht zu beschreiben; allein man kann sich ihn vorstellen als einen Iltisgestank in vielfacher Verstärkung. Ungereizt riecht das Tier durchaus nicht.“ Pechuel-Loesche nennt den Geruch nicht so entsetzlich und unerträglich, wie er gemeiniglich geschildert wird, und vergleicht ihn mit dem Geruche eines Gemisches von Knoblauch und Schwefelkohlenstoff.

Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Stinktiere auch einander anspritzen, und es wäre jedenfalls wichtig, dies genau zu erfahren. Freilich finden wir, daß die Gerüche, welche ein Tier verbreitet, ihm gewöhnlich durchaus nicht lästig fallen, ja sogar gewissermaßen wohlriechend erscheinen: demungeachtet wäre es doch möglich, daß ein Stinktiermännchen durch eine gehörige Ladung Pestsaft von einem spröden Weibchen hinlänglich abgeschreckt werden könnte.

In der Gefangenschaft entleeren die Stinktiere ihre Drüsen nicht, falls man sich sorgfältig hütet, sie zu reizen. Sie werden nach kurzer Zeit sehr zahm und gewöhnen sich einigermaßen an ihren Pfleger, obgleich sie anfangs mit dem Hinterteile vorangehen, den Schwanz in die Höhe gerichtet, um ihr Geschütz zum Losschießen bereit zu halten. Nur durch Schlagen oder sehr starke Beängstigung sollen sie veranlaßt werden, von ihrem Verteidigungsmittel Gebrauch zu machen. Einzelne lassen sich, wie ihre Pfleger versichern, ohne alle Fährlichkeit behandeln. Heu ist ihr liebstes Lager. Sie bereiten sich ein ordentliches Bettchen und rollen sich dann wie eine Kugel zusammen. Nach dem Fressen putzen sie sich die Schnauze mit den Vorderfüßen; denn sie sind reinlich und halten sich stets zierlich und glatt, legen auch ihren Unrat niemals in ihrem Lager ab. Man füttert sie mit Fleisch; am liebsten fressen sie Vögel. Sie verzehren oft mehr, als sie verdauen können, und erbrechen sich dann gewöhnlich nach einer solchen Überladung. Ihre Gier ist aber immer noch so groß, daß sie das Erbrochene wieder auffressen, wie es die Hunde auch thun. Bei reichlicher Nahrung schlafen sie den ganzen Tag und gehen erst des Abends herum, selbst wenn sie keinen Hunger haben.

Das Fell des nordamerikanischen Stinktieres liefert einen recht guten Pelz; man muß jedoch beim Fange wie bei der Jagd sehr vorsichtig sein und das Tier schnell töten, bevor es sich ängstigt und die Drüse entleert. Anfang der sechziger Jahre kamen nach Lomer 120,000 Felle jährlich in den Handel zum Preise von 4—8 Mark; gegenwärtig ist die Ausbeute auf ungefähr das Sechsfache gestiegen, der Preis aber unverändert geblieben.

*

In Afrika finden wir statt der Stinktiere die Bandiltisse, jenen in Gestalt und Ansehen sehr nahe verwandte Tiere mit behaarten Sohlen und eher marder- als stinktierähnlichem, aus 34 Zähnen bestehendem Gebisse. Der innere Höckeransatz des länglichen Fleischzahnes richtet sich nach vorn. Die Wurzeln der niederen Kegelzacken der Lückzähne zeichnen sich durch ihre Dicke aus. Im Gerippe erscheinen die Bandiltisse als Mittelglieder zwischen Mardern und Stinktieren; in ihrer Lebensweise scheinen sie mehr den ersteren als den letzteren zu ähneln.

Die am besten bestimmte Art der Gattung ist die Zorilla, der „Maushund" der Ansiedler des Vorgebirges der Guten Hoffnung (**Rhabdogale mustelina**, Viverra, Mustela, Putorius und Mephitis zorilla, Viverra und Zorilla striata, Zorilla capensis und leucomelas, Ictonyx capensis 2c.), ein Tier von 35 cm Leibes- und 25 cm Schwanzlänge. Der Leib ist lang, jedoch nicht sehr schlank, der Kopf breit, die Schnauze rüsselförmig verlängert; die Ohren sind kurz zugerundet, die Augen mittelgroß mit längs gespaltenem Stern; die Beine sind kurz und die Vorderfüße mit starken, ziemlich langen, aber stumpfen Krallen bewehrt; der Schwanz ist ziemlich lang und buschig, der ganze Pelz dicht und lang. Seine Grundfärbung, ein glänzendes Schwarz, wird gezeichnet durch mehrere weiße Flecken und Streifen, welche mehr oder weniger abändern. Zwischen den Augen befindet sich ein schmaler, weißer Flecken, ein anderer zieht sich von den Augen nach den Ohren hin; beide fließen zuweilen zusammen und bilden auf der Stirn ein einziges weißes Band, welches nach der Schnauze zu in eine Schneppe ausläuft. Auch die Lippen sind häufig weiß gesäumt. Der obere Teil des Körpers ist sehr verschieden, immer aber nach einem gewissen Plane gezeichnet. Bei den einen zieht sich über das Hinterhaupt eine breite, weiße Querbinde, aus welcher vier Längsbinden entspringen, die über den Rücken verlaufen, sich in der Mitte

des Leibes verbreitern und durch drei schwarze Zwischenstreifen getrennt werden; die beiden äußeren Seitenbinden vereinigen sich auf der Schwanzwurzel und setzen sich dann auf dem Schwanze jederseits als weißer Streifen fort. Bei anderen ist der ganze Hinterkopf und Nacken, ja selbst ein Teil des oberen Rückens weiß, und dann entspringen erst am Widerriste die drei dunkeln Binden, welche sich nun seitlich am Schwanze noch fortsetzen. Letzterer ist bald gefleckt und bald längs gestreift.



Zorilla (Rhabdogale mustelina). ⅙ natürl. Größe.

Der Bandiltis verbreitet sich über ganz Afrika, geht auch noch über die Landenge von Suez weg, findet sich in Kleinasien, soll sogar in der Nähe von Konstantinopel, selbstverständlich nur auf der asiatischen Seite, vorkommen. Felsige Gegenden bilden seinen Lieblingsaufenthalt. Hier lebt er entweder im Geklüfte oder in selbstgegrabenen Löchern unter Bäumen und Gebüschen. Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche, und daher kommt es, daß er im ganzen nur selten gesehen wird. Kolbe ist der erste, welcher unser Tier erwähnt. Seine Nahrung besteht in kleinen Säugetieren, namentlich in Mäusen, kleinen Vögeln und deren Eiern, in Lurchen und Kerbtieren. Dem Hausgeflügel wird er nicht selten gefährlich, weil er nach Marderart in die Bauernhöfe einschleicht und wie ein Iltis mordet.

In seinen Bewegungen ähnelt er den Mardern nicht; denn er ist weniger behende und kann eher träge genannt werden. Das Klettern versteht er nicht, und auch vor dem Wasser hat er große Scheu, obwohl er, wenn es sein muß, recht fertig schwimmt. Seiner abscheulichen Waffen bedient er sich ganz in derselben Weise wie das Stinktier. „Befindet er sich auf einem Felde oder einer Wiese", sagt Kolbe, „und bemerkt er, daß sich ihm ein Hund oder ein wildes Tier nähert, welches ihn umbringen will, so spritzt er seinen Feinden einen so pestartigen Gestank entgegen, daß sie genug zu thun haben, die Nase an der Erde und den Bäumen abzureiben, um den Gestank nur einigermaßen wieder loszuwerden. Nähert sich ihm der Feind wieder oder kommt wohl noch ein zweiter hinzu, so schießt er zum zweitenmal auf die Gegner und gibt wieder einen Gestank von sich, welcher durchaus nicht besser ist als der erste. Auf diese Weise verteidigt er sich sehr tapfer gegen seine Widersacher. Nimmt ein Jäger einen erschossenen Bandiltis in die Hand, so hängt sich ein solcher Gestank an dieselbe, daß er ihn nicht los wird, selbst wenn er sich mit Seife wäscht. Daher läßt man ihn liegen, wenn man ihn geschossen hat. Denn wer nur einmal etwas von diesem Gestanke bekommen hat, wird ihm gewiß ein andermal von selbst aus dem Wege gehen und ihn ungehindert sein Wesen treiben lassen."

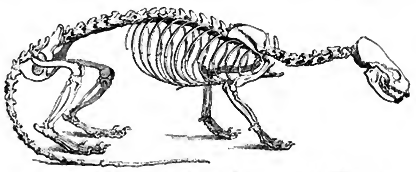
Wie bei den Stinktieren, sind auch bei der Zorilla hauptsächlich die Männchen die Stänker und zwar ganz besonders in der Paarungszeit, wahrscheinlich, weil dann ihr ganzes Wesen außerordentlich erregt ist. Möglich ist es auch, daß das Weibchen die Düfte, welche uns entsetzlich vorkommen, ganz angenehm findet.

Über die Fortpflanzung unserer Tiere weiß man leider nichts Sicheres. Dagegen ist es bekannt, daß die Zorilla in Südafrika von manchen holländischen Ansiedlern in ihren Häusern gehalten wird, um Ratten und Mäuse zu vertilgen. Man sagt, daß sie niemals einen höheren Grad von Zähmung erreiche, sondern immer stumpfsinnig und gleichgültig gegen Liebkosungen und gute Behandlung bleibe. Die vielen Namen, welche der Bandiltis außer dem genannten trägt, bezeichnen ihn in allen Sprachen als einen Stänker.

In der dritten Unterfamilie der Marder vereinigt man die Otter (Lutridae). Die hierher gehörigen Arten, einige 20 an der Zahl, kennzeichnen sich durch den gestreckten, flachen, auf niederen Beinen ruhenden Leib, den platten, stumpfschnauzigen Kopf mit kleinen vorstehenden Augen und kurzen, runden Ohren, die sehr ausgebildeten Schwimmhäute zwischen den Zehen, den langen, zugespitzten, mehr oder weniger flachgedrückten Schwanz und durch das kurze, straffe, glatte, glänzende Haar. Ihre Vorder- und Hinterbeine sind fünfzehig, die beiden mittleren Zehen nur wenig länger als die seitlichen. In der Aftergegend ist keine Drüsentasche vorhanden, es finden sich aber zwei Absonderungsdrüsen, welche neben dem After münden. Im Gebiß und Knochenbau ähneln die Otter noch sehr den übrigen Mardern; jedoch ist der letzte obere Backenzahn groß und viereckig, und gibt sich auch im Gerippe der auffallend flache Schädel mit breitem Hirnkasten, verengerter Stirngegend und kurzem Schnauzenteile als sehr eigentümliches Merkmal kund.

Die Otter bewohnen Flüsse und Meere und verbreiten sich mit Ausnahme von Australien und des höchsten Nordens über fast alle Teile der Erde. Nur gezwungen entfernen sie sich von dem Wasser und auch dann bloß in der Absicht, um ein anderes Gewässer aufzusuchen. Sie schwimmen und tauchen meisterhaft, können lange Zeit unter dem Wasser aushalten, laufen, ihrer kurzen Beine ungeachtet, ziemlich schnell, sind stark, mutig und kühn, verständig und zur Zähmung geeignet, leben aber fast überall in gespannten Verhältnissen mit dem Menschen, weil sie diesem einen so großen Schaden zufügen, daß derselbe durch den kostbaren Pelz, welchen sie liefern, nicht im entferntesten aufgewogen werden kann.

Europa beherbergt eine einzige Art der Unterfamilie, die, oder wie die meisten Jäger sagen, den **Fischotter, Fluß-** oder **Landotter** und **Fischdieb** (Lutra vulgaris, Mustela und Viverra lutra, Lutra nudipes), einen Wassermarder von reichlich 1,2 m Länge, wovon 40—43 cm auf den Schwanz zu rechnen sind. Der Kopf ist länglichrund, die Schnauze abgerundet, das Auge klein, aber lebhaft, das sehr kurze, abgerundete, durch eine Hautfalte verschließbare Ohr fast ganz im Pelze versteckt, der Leib ziemlich schlank, aber flach, der Schwanz mehr oder weniger rundlich, an der Spitze stark verschmälert; die sehr kurzen Beine, deren Zehen durch bis zu den Nägeln vorgezogene Schwimmhäute miteinander verbunden werden, treten mit der ganzen Sohle auf. In dem ziemlich kurzen und sehr flachen Schädel ist das Hinterhaupt ungewöhnlich stark und breit entwickelt, die Stirn nur wenig niedriger als der Scheitel, die Nase vorn kaum merklich abschüssig; im Gebisse, welches aus 36 Zähnen und zwar 3 Schneide-, 1 Eck-, 3 Lückzähnen, dem Höcker- und noch 1 Backenzahne oben und unten in jedem Kiefer besteht, ist der äußere obere Vorderzahn bedeutend stärker als die vier mittelsten, und tritt der zweite untere Vorderzahn aus der Zahnreihe



Gerippe des Fischotters. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

zurück; der sehr stark entwickelte Höckerzahn des Oberkiefers ist quergestellt, vierseitig, rhombischen Querschnittes und nur wenig breiter als lang. Als bezeichnend für die Gattung gilt noch die nackte, netzartig gerissene und flachwarzige Haut an der Nasenspitze über dem behaarten Lippenrande, zu deren Seiten die länglichen, bogigen Nasenlöcher sich öffnen, weil die Form dieses Nasenfeldes für die Unterscheidung anderer Otter von Wichtigkeit ist und zur Aufstellung besonderer Untergattungen Veranlassung gegeben hat. Ein dichter und kurz anliegender, aus derbem, starrem, glänzendem Oberhaare von dunkelbrauner Färbung bestehender Pelz deckt den Leib; seine Färbung lichtet sich nur auf der Unterseite etwas und geht unter dem Halse und an den Kopfseiten ins Weißlichgraubraune über, während der im Pelze versteckte Ohrrand lichtbraun aussieht; ein heller, verwaschen weißlicher Flecken steht über der Mitte der Unterlippe, einzelne unregelmäßige rein weiße oder weißliche Fleckchen finden sich am Kinne und zwischen den Unterkieferästen. Das sehr feine Wollhaar ist an der Wurzel lichtbraungrau, an der Spitze dunkler braun. Manche Tiere haben eine mehr graubraune als dunkelbraune Färbung. Abänderungen kommen ebenfalls vor: so wurde mir einmal ein Balg zugeschickt, welcher auf der ganzen Oberseite ziemlich große, runde, graugelblichweiße Flecken zeigte.

In der Weidmannssprache heißt der männliche Fischotter **Rübe**, der weibliche **Fähe** oder **Fehe**, der Schädel **Grind**, der Schwanz **Rute**, das Fleisch **Kern**, das Fell **Balg**, das weibliche Geschlechtsglied **Nuß**. Der Fischotter **ranzt** und die Fähe **bringt Junge**, er **steigt aus** oder **an das Land**, wenn er das Wasser verläßt, **geht über Land**, wenn er auf dem Trockenen eine Strecke zurücklegt, **steigt, fällt** oder **fährt in das Wasser**; er **wittert, scherzt** oder **spielt, pfeift, fischt**, hat eine **Fährte** und einen **Bau**, keine **Wohnung** oder **Höhle**.







FISCHOTTER

Unser Fischotter bewohnt ganz Europa und außerdem den größten Teil von Nord- und Mittelasien, sein Verbreitungsgebiet nach Osten hin bis zur Mündung des Amur, nach Südosten hin mindestens bis in die nordwestlichen Teile des Himalaja ausdehnend. Blanford ist sogar im Zweifel, ob zu seinem Wohngebiete nicht auch Indien überhaupt zu rechnen sei, da eine der dort vorkommenden Arten (Lutra nair, indica) im allgemeinen zwar von etwas geringerer Größe als unser Tier ist, aber nicht Merkmale aufweist, die beständig genug wären, um beim Vergleichen vieler Stücke eine Trennung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. In den Polarländern scheint unser Fischotter nicht weit nach Norden vorzudringen, obwohl er einzeln noch in Lappland lebt; in Sibirien geht er nur bis gegen den Polarkreis hinauf. In Indien, China und Japan wird er durch nahe verwandte Arten vertreten, in Afrika und Amerika durch solche, welche man besonderen Untergattungen zugezählt hat. In Mittel- und Südeuropa haust er in jedem nahrungversprechenden Gewässer, auch in Flüssen und Bächen der bewohntesten Teile stark bevölkerter Staaten, in Mittelasien fehlt er an geeigneten Orten ebensowenig. Der erwähnte indische Otter geht, laut Blanford, sogar in das Brack- und Seewasser, lebt in Flußmündungen, die unter der Herrschaft der Gezeiten stehen, in Priehlen, und besucht gelegentlich das Meer.

Der Fischotter liebt vor allem Flüsse, deren Ufer auf große Strecken hin mit Wald bedeckt sind. Hier wohnt er in unterirdischen Gängen, welche ganz nach seinem Geschmacke und im Einklange mit seinen Sitten angelegt werden. Die Mündung befindet sich stets unter der Oberfläche des Wassers, gewöhnlich in einer Tiefe von $^1/_2$ m. Von hier aus steigt ein etwa 2 m langer Gang schief nach aufwärts und führt zu dem geräumigen Kessel, welcher regelmäßig mit Gras ausgepolstert und stets trocken gehalten wird. Ein zweiter schmaler Gang läuft vom Kessel aus nach der Oberfläche des Ufers und vermittelt den Luftwechsel. Gewöhnlich benutzt der Fischotter die vom Wasser ausgeschwemmten Löcher und Höhlungen im Ufer, welche er einfach durch Wühlen und Zerbeißen der Wurzeln verlängert und erweitert; in seltenen Fällen bezieht er auch verlassene Fuchs- oder Dachsbaue, wenn solche nicht weit vom Wasser liegen. Unter allen Umständen besitzt er mehrere Wohnungen, es sei denn, daß ein Gewässer außerordentlich reich an Fischen ist, er also nicht genötigt wird, größere Streifereien auszuführen. Bei hohem Wasser, welches seinen Bau überschwemmt, flüchtet er sich auf nahestehende Bäume oder in hohle Stämme und verbringt hier die Zeit der Ruhe und Erholung nach seinen Jagdzügen im Wasser.

So viel Ärger ein Fischotter seiner großen Schädlichkeit wegen Besitzern von Fischereien und leidenschaftlichen Anglern verursacht, so anziehend wird er für den Forscher. Sein Leben ist so eigentümlicher Art, daß es eine eigene Beobachtung verlangt und deshalb jeden an der schädlichen Wirksamkeit des Tieres unbeteiligten Naturfreund fesseln muß. An dem Fischotter ist alles merkwürdig, sein Leben und Treiben im Wasser, seine Bewegungen, sein Nahrungserwerb und seine geistigen Fähigkeiten. Er gehört unbedingt zu den anziehendsten Tieren unseres Erdteiles. Daß er ein echtes Wassertier ist, sieht man bald, auch wenn man ihn auf dem Lande beobachtet. Sein Gang ist der kurzen Beine wegen schlangenartig kriechend, aber keineswegs langsam. Auf Schnee oder Eis rutscht er oft ziemlich weit dahin, wobei ihm das glatte Fell gut zu statten kommt und selbst der kräftige Schwanz zuweilen Hilfe gewähren muß. Dabei wird der breite Kopf gesenkt getragen, der Rücken nur wenig gekrümmt, und so gleitet und huscht er in wirklich sonderbarer Weise seines Weges fort. Doch darf man nicht glauben, daß er ungeschickt wäre; denn die Geschmeidigkeit seines Leibes zeigt sich auch auf dem Lande. Er kann den Körper mit unglaublicher Leichtigkeit drehen und wenden, wie er will, und ist im stande, ohne Beschwerde sich aufzurichten, minutenlang in dieser Stellung zu verweilen und, ohne aus dem Gleichgewichte zu kommen, sich vor- und rückwärts zu wenden, zu drehen oder auf- und niederzubeugen. Nur im höchsten Notfalle

macht er auch noch von einer anderen Fertigkeit landlebender Tiere Gebrauch, indem er durch Einhäkeln seiner immer noch ziemlich scharfen Krallen an schiefstehenden Bäumen, aber freilich so tölpisch und ungeschickt als möglich, emporklettert.

Ganz anders bewegt er sich im Wasser, seiner eigentlichen Heimat, welche er bei der geringsten Veranlassung flüchtend zu erreichen sucht, um der ihm auf dem feindlichen Lande drohenden Gefahr zu entgehen. Der Bau seines Körpers befähigt ihn in unübertrefflicher Weise zum Schwimmen und Tauchen: der schlangengleiche, breite Leib mit den kurzen, durch große Schwimmhäute zu kräftigen Rudern umgewandelten Füßen, der starke und ziemlich lange Schwanz, welcher als treffliches Steuer benutzt werden kann, und der glatte, schlüpfrige Pelz vereinigen alle Eigenschaften in sich, welche ein rasches Durchgleiten und Zerteilen der Wellen ermöglichen. Zur Ergreifung der Beute dient ihm das scharfe, vortreffliche und kräftige Gebiß, welches das einmal Erfaßte, und sei es noch so glatt und schlüpfrig, niemals wieder fahren läßt. In den hellen Fluten der Alpenseen oder des Meeres hat man zuweilen Gelegenheit, sein Treiben im Wasser zu beobachten. Er schwimmt so meisterhaft nach allen Richtungen hin, daß er die Fische, denen er nachfolgt, zu den größten Anstrengungen zwingt, falls sie ihm entgehen wollen; und wenn er nicht von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche kommen müßte, um Atem zu schöpfen, würde wohl schwerlich irgend welcher Fisch schnell genug sein, ihm zu entrinnen. Dem Fischotter ist vollkommen gleichgültig, ob er auf- oder niedersteigt, seitwärts sich wenden, rückwärts sich drehen muß; denn jede nur denkbare Bewegung fällt ihm leicht. Gleichsam spielend tummelt er sich im Wasser umher. Wie ich an Gefangenen beobachtete, schwimmt er manchmal auf einer Seite, und oft dreht er sich, scheinbar zu seinem Vergnügen, so herum, daß er auf den Rücken zu liegen kommt, zieht hierauf die Beine an die Brust und treibt sich noch ein gutes Stück mit dem Schwanze fort. Dabei ist der breite Kopf in ununterbrochener Bewegung, und die Schlangenähnlichkeit des Tieres wird besonders auffallend. Auch bei langem Aufenthalte im Wasser bleibt das Fell glatt und trocken. Zur Nachtzeit will man bemerkt haben, daß es bei raschen Bewegungen einen elektrischen Schein von sich gibt. Die Wasserschicht, in welcher ein Fischotter schwimmt, ist leicht festzustellen, weil von ihm beständig Luftblasen aufsteigen, und auch das ganze Fell eine Art Umhüllung von feinen Luftbläschen wahrnehmen läßt. Zur Zeit des Winters sucht er, wenn die Gewässer zugefroren sind, die Löcher im Eise auf, steigt durch sie unter das Wasser und kehrt auch zu ihnen zurück, um Luft zu schöpfen. Solche Eislöcher weiß er mit unfehlbarer Sicherheit wieder aufzufinden, und ebenso geschickt ist er, andere, welche er auf seinem Zuge trifft, zu entdecken. Ein Eisloch braucht bloß so groß zu sein, daß er seine Nase durchstecken kann, um zu atmen: dann ist das zugefrorene Gewässer vollkommen geeignet, von ihm bejagt zu werden.

Im Freien vernimmt man die Stimme des Fischotters viel seltener als in der Gefangenschaft, wo man ihn weit leichter aufregen kann. Wenn er sich recht behaglich fühlt, läßt er ein leises Kichern vernehmen; verspürt er Hunger, oder reizt man seine Freßgier, so stößt er ein lautes Geschrei aus, welches wie die oft und rasch nacheinander wiederholte Silbe „girrk“ klingt und so gellend ist, daß es die Ohren beleidigt; im Zorne kreischt er laut auf; verliebt, pfeift er hell und wohlklingend.

Die Sinne des Fischotters sind sehr scharf; er äugt, vernimmt und wittert ausgezeichnet. Schon aus einer Entfernung von mehreren hundert Schritt gewahrt er die Annäherung eines Menschen oder Hundes, und eine solche Erscheinung ist für ihn dann stets die Aufforderung zur schleunigsten Flucht nach dem Wasser. Die unablässigen Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, haben ihn sehr scheu und vorsichtig, aber auch sehr listig gemacht, und so kommt es, daß man tagelang auf ihn lauern kann, ohne ihn wahrzunehmen. Zwar trifft man ihn zuweilen auch bei Tage außerhalb seines Baues oder des Wassers, behaglich hingestreckt

auf einem alten Stocke oder einer Kaupe, hier sich sonnend, manchmal sogar so weit sich vergessend, daß er von heranschleichenden Menschen erschlagen werden kann: dies aber sind seltene Ausnahmen. In der Regel zieht er erst nach Sonnenuntergang zum Fischfange aus und betreibt diesen während der Nacht, am liebsten und eifrigsten bei hellem Mondscheine. Gelegentlich solcher Jagden nähert er sich den menschlichen Wohnungen nicht selten bis auf wenige Schritte, durchzieht auch Ortschaften, welche an größeren Flüssen oder Strömen liegen, regelmäßig, meist ohne daß man von seinem Vorhandensein etwas merkt. Unter Umständen legt er seinen Bau in der Nähe einer Mühle an. Jäckel berichtet, daß ein Müller drei junge, wenige Tage alte Otter in der Nähe seines Mahlwerkes erschlagen hat, und teilt noch mehrere andere ähnliche Fälle mit.

Alte Fischotter leben gewöhnlich einzeln, alte Weibchen aber streifen lange Zeit mit ihren Jungen umher oder vereinigen sich mit anderen Fähen oder um die Paarungszeit mit solchen und Männchen und fischen dann in Gesellschaft. Sie schwimmen stets stromaufwärts und suchen einen Fluß nicht selten auf Meilen von ihren Wohnungen gründlich ab, befischen dabei auch in dem Umfange einer Meile alle Flüsse, Bäche und Teiche, welche in den Hauptfluß münden oder mit ihm in Verbindung stehen. Nötigen Falls bleiben sie, wenn sie der Morgen überrascht, in irgend einem schilfreichen Teiche während des Tages verborgen und setzen bei Nacht ihre Wanderung fort. In den größeren Bächen, z. B. in denen, welche in die Saale münden, erscheinen sie nicht selten 20, ja an 30 km von deren Mündungen entfernt und vernichten, ohne daß der Besitzer eine Ahnung hat, in aller Stille oft die sämtlichen Fische eines Teiches. Obgleich der Fischotter zu weiteren Spaziergängen keineswegs geeignet erscheint, unternimmt er erforderlichen Falls weite Streifzüge zu Lande, um aus fischarmen in fischreichere Jagdgebiete zu gelangen: „er scheut dabei“, sagt Jäckel, „um beispielsweise in die Gebirgsbäche des bayrischen Hochlandes zu kommen, selbst hohe Gebirgsrücken nicht und übersteigt sie mit überraschender Schnelligkeit. Im Jahre 1850 überstieg nach Beobachtung des Forstwartes Sollacher von Staudach ein starker Otter bei mehr als 1,5 m tiefem Schnee den felsigen, von Gemsen bewohnten Siedleckrücken am Hochgerngebirge, etwa 1460 m über der Meeresfläche erhaben, um von dem Weißachenthale in das gegenüberliegende Eibelsbachthal auf dem kürzesten Wege zu kommen und in letzterem Bache zu fischen. Er mußte hierbei mindestens 3 Stunden an dem sehr steilen und felsigen Gehänge aufwärts und dann 2 Stunden ebenso steil abwärts bis zum Ursprunge des Eibelsbaches, welchen er bis zu seiner Einmündung in den Achenfluß ununterbrochen verfolgte. Ein kräftiger Gebirgsjäger kann unter den obwaltenden Verhältnissen die betreffende Wegstrecke kaum in 7 Stunden zurücklegen, während sie der schwerfällige, zu Gebirgswanderungen nicht geschaffene Otter einschließlich der seinem Fischfange geopferten Zeit in dem kurzen Zeitraume von 12 Stunden ausführte, wovon sich Forstwart Sollacher durch Hin- und Herverfolgen der frischen Fährte mit Staunen überzeugte. Im Jahre 1840 stieg nach der Beobachtung des Revierförsters Sachenbacher aus dem das Aurachthal bei Schliersee durchziehenden Aurachflüßchen bei sehr tiefem Schnee ein starker Otter an das Land und setzte unter den schwierigsten örtlichen Verhältnissen seinen Weg über das nahezu 1300 m über der Meeresfläche liegende Hohenwaldeckgebirge und den Rhonberg fort, um in den weit entgegengesetzt liegenden, sehr fischreichen Leitzachfluß zu gelangen. Diese durch den Otter in einer Nacht zurückgelegte Wegstrecke beträgt mit Rücksicht auf das steile Gebirgsgehänge und das damalige tiefe Schneelager für einen geübten Bergsteiger wenigstens 8 Gehstunden.“

Im Wasser ist der Fischotter dasselbe, was Fuchs und Luchs im Vereine auf dem Lande sind. In den seichten Gewässern treibt er die Fische in den Buchten zusammen, um ihnen die Flucht zu verlegen und sie desto leichter zu erhaschen, oder scheucht sie, indem er mehrmals mit dem Schwanze plätschernd auf die Wasseroberfläche schlägt, in Uferlöcher und

unter Steine, wo sie ihm dann sicher zur Beute werden. Nicht selten lauert er, auf Stöcken und Steinen sitzend, taucht, sobald er einen Fisch von ferne erblickt, plötzlich in das Wasser, jagt ihm in eiligster Hetzjagd eine Strecke weit nach und faßt ihn, falls er erschreckt sich zu verbergen sucht. Wenn ihrer zwei einen Lachs verfolgen, schwimmt der eine über, der andere unter ihm, und so jagen sie ihn so lange, bis er vor Müdigkeit nicht weiter kann und sich ohne Widerstand ergeben muß. Der Otter, welcher seine Jagd in tieferen Gewässern ohne Mithilfe anderer seiner Art ausüben muß, nähert sich den größeren Fischen, welche nicht gut unter sich sehen können, vom Grunde aus und packt sie dann plötzlich am Bauche. Kleinere Fische verzehrt er während seines Schwimmens im Wasser, indem er den Kopf etwas über die Oberfläche emporhebt, größere trägt er im Maule nach dem Ufer und verspeist sie auf dem Lande. Dabei hält er die schlüpfrige Beute zwischen seinen Vorderfüßen und beginnt in der Gegend der Schulter zu fressen, schält das Fleisch vom Nacken nach dem Schwanze zu ab und läßt Kopf und Schwanz und die übrigen Teile liegen. In fischreichen Flüssen wird er noch leckerer und labt sich dann bloß an den besten Rückenstücken. So kommt es, daß er an einem Tage oft mehrere große Fische fängt und von jedem bloß ein kleines Rückenstückchen verzehrt. Die in der Umgegend solcher Gewässer wohnenden Leute stören einen so leckeren Fischotter durchaus nicht, zumal wenn der Strom oder das Fischrecht darin nicht ihnen selbst gehört, betrachten vielmehr den Fischotter als einen höchst willkommenen Beschicker ihres Tisches und gehen des Morgens regelmäßig an die Ufer, um die angefressenen Fische aufzuheben und für sich zu verwerten. Bei Überfluß an Nahrung verleugnet der Otter die Sitten seiner Familie nicht. Auch er mordet, wie ich an Gefangenen beobachtete, solange sich in seiner Nähe unter Wasser etwas Lebendes zeigt, und wird durch einen an ihm vorüberschwimmenden Fisch selbst von der leckersten Mahlzeit abgezogen und zu neuer Jagd angeregt. Wenn er zufällig unter einen Schwarm kleiner Fische gerät, fängt er so rasch wie möglich nacheinander einen um den andern, schleppt ihn eiligst ans Land, beißt ihn tot, läßt ihn einstweilen liegen und stürzt sich von neuem ins Wasser, um weiter zu jagen.

Auch von Krebsen, Fröschen, Wasserratten, kleinen und sogar größeren Vögeln nährt sich der Fischotter, obschon Fische, zumal Forellen, seine Lieblingsspeise bleiben. Selbst durch außergewöhnliche Jagden wird er schädlich. „In den schönen Gartenanlagen zu Stuttgart", erzählt Tessin, „sind die Teiche stark mit zahmem und wildem Wassergeflügel sowie mit Fischen bevölkert. Unter ersterem trieb im Sommer 1824 ein Fischotter seine nächtlichen Räubereien 6—7 Wochen lang, ohne daß irgend eine Spur seiner Anwesenheit bemerkt wurde. Während dieser Zeit wurden alle Entennester sowohl auf dem Lande als auf den Inseln zerstört und die Eier ausgesaugt, auch die jungen Enten und Gänse schnell vermindert, ohne daß Überreste hiervon angetroffen worden wären, ebensowenig, als man solche von den gefressenen Fischen bemerkte. Dagegen fand man täglich 2—7 alte Enten, von denen nichts als Kopf und Hals verzehrt worden waren, desgleichen stark verletzte Gänse und Schwäne, welche infolge ihrer Wunden bald eingingen. In einer mondhellen Nacht entschloß sich endlich der in den Anlagen wohnende königliche Oberhofgärtner Bosch, auf dem Platze anzustehen. Von 9 Uhr an bis gegen 12 Uhr wurde das Wassergeflügel beständig beunruhigt und nach allen Richtungen hin umhergetrieben. Unaufhörlich tönte der Angstschrei, besonders der jungen Enten, und es fing erst an, ruhig zu werden, nachdem sich alle auf das Land geflüchtet hatten. Noch war es nicht möglich, zu entdecken, wodurch das Geflügel so in Angst gesetzt worden war, und vergebens versuchte Herr Bosch, dasselbe wieder in den Teich zu treiben. Nach 1 Uhr fiel eine wilde Ente in kurzer Entfernung von dem Verstecke des Jägers ins Wasser. Bald darauf bemerkte dieser im Wasser eine schmale Strömung, welche jedoch durchaus kein Geräusch verursachte und das Ansehen hatte, als ob ein großer Fisch hoch ginge, nur daß sich die Strömung weit schneller bewegte, als

es geschehen sein würde, wenn ein Fisch die Ursache gewesen wäre. Als die Ente diese Strömung wahrgenommen hatte, stand sie schnell auf und strich weg. Die Strömung kam Bosch immer näher, und er schoß endlich mit starken Schroten auf sie hin. Nach dem Schusse blieb das Wasser ruhig, Bosch nahm einen Kahn, fuhr damit an die Stelle und untersuchte mit dem Ladestocke, an dem sich ein Krätzer befand, das Wasser. Er verspürte bald eine weiche Masse, bohrte dieselbe an und brachte einen Fischotter männlichen Geschlechts empor. Von nun an hörten alle Verheerungen unter dem Wassergeflügel auf." Auch dieser Fall steht nicht vereinzelt da. Waltl nahm, wie Jäckel ferner mitteilt, einem Otter, welcher eine am Schwanze ergriffene Henne eben in seinen Bau unter einer Erle unter das Wasser ziehen wollte, die Beute wieder ab. Die Henne flatterte und breitete die Flügel aus; der Otter aber zerrte so lange, bis dem Huhne der Schwanz ausgerissen war. Im Jahre 1851 fand der Revierförster Schreck ein zufällig in ein Ottereisen gegangenes Wasserhuhn, welches nachts vorher von einem Otter zur Hälfte verzehrt worden war. Die andere Hälfte des Vogels wurde an dem Springer des Eisens befestigt, und am nächsten Morgen hatte sich der Otter, welcher ohne Zweifel den Rest seines gestrigen Nachtmahles holen wollte, glücklich gefangen. Ähnliches berichtet Blanford aus Indien als Augenzeuge. Nach ihm jagen die Otter dort häufig gemeinschaftlich zu fünf und sechs, töten raubgierig viel mehr, als sie verzehren können, und nehmen nicht nur Fische, Krebse, Frösche, sondern auch Eier und Wasservögel; er sah einmal sogar mehrere mit einem kleinen Krokodile beschäftigt, vermochte indessen nicht festzustellen, ob sie selbst es getötet hatten. McMaster beobachtete einmal mindestens sechs Otter, welche in einem weiten Halbkreise und in Abständen von etwa 50 m verteilt einen See regelrecht abjagten, schwimmend, tauchend und wieder an der Oberfläche erscheinend mit erhaschten Fischen, die sie töteten, aber nicht verzehrten, sondern sorglos fallen ließen.

Ob der Fischotter während seines Freilebens auch Pflanzenstoffe frißt, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen; wohl aber habe ich beobachtet, daß er solche in der Gefangenschaft durchaus nicht verschmäht. Eine Möhre war denen, welche ich pflegte, oft eine bevorzugte Speise, eine Birne, Pflaume, Kirsche eine Leckerei. Da nun die meisten übrigen Marder an Fruchtstoffen Gefallen finden, glaube ich annehmen zu dürfen, daß der Marder des Wassers auch im Freien Obst und dergleichen nicht liegen läßt.

Eine bestimmte Rollzeit hat der Otter nicht; denn man findet in jedem Monate des Jahres Junge. Gewöhnlich fällt die Paarungszeit in das Ende des Februars oder den Anfang des März. Männchen und Weibchen locken sich durch einen starken, anhaltenden Pfiff gegenseitig herbei und spielen allerliebst miteinander im Wasser umher. Sie verfolgen einander, necken und foppen sich; das Weibchen entflieht spröde, das Männchen wird ungestümer, bis ihm endlich Sieg und Gewähr zum Lohne wird. Neun Wochen nach der Paarungszeit, bei uns gewöhnlich im Mai, wirft das Weibchen in einem sicheren, d. h. unter alten Bäumen oder starken Wurzeln gelegenen, Uferbau, auf ein weiches und warmes Graspolster 2—4 blinde Junge. Die Mutter liebt diese zärtlich und pflegt sie mit der größten Sorgfalt. Ängstlich sucht sie das Lager zu verbergen und vermeidet, um ja nicht entdeckt zu werden, in der Nähe desselben irgend eine Spur von ihrem Raube oder ihrer Losung zurückzulassen. Nach etwa 9—10 Tagen öffnen die niedlichen Kleinen ihre Augen, und nach Verlauf von 8 Wochen werden sie von der Mutter zum Fischfange ausgeführt. Sie bleiben nun noch etwa ein halbes Jahr lang unter Aufsicht der Alten und werden von ihr in allen Künsten des Gewerbes gehörig unterrichtet. Im dritten Jahre sind sie erwachsen oder wenigstens zur Fortpflanzung fähig.

Junge, aus dem Neste genommene und mit Milch und Brot aufgezogene Fischotter können sehr zahm werden. Die Chinesen benutzen eine Art der Gattung zum Fischfange

für ihre Rechnung, und auch bei uns zulande hat man mehrmals Fischotter zu demselben Zwecke abgerichtet. Fischer in Indien, namentlich in den Sanderbans und am Indus, halten ebenfalls vielfach vollständig gezähmte Otter und lassen sich von ihnen die Fische regelrecht in aufgestellte Netze treiben.

Ein zahmer Otter ist ein sehr niedliches und gemütliches Tier. Seinen Herrn lernt er bald kennen und folgt ihm zuletzt wie ein treuer Hund auf Schritt und Tritt nach. Er gewöhnt sich fast lieber an Milch- und Pflanzenkost als an Fleischspeise und kann dahin gebracht werden, Fische gar nicht anzurühren. Ich habe viele gepflegt und bald in hohem Grade gezähmt, ziehe es jedoch vor, andere für mich reden zu lassen. Eine Dame hatte einen jungen Otter mit Milch aufgezogen und so gezähmt, daß er ihr überall nachlief und, sobald er konnte, an ihrem Kleide emporstieg, um sich in ihren Schoß zu legen. Er spielte mit der Herrin oder in drolliger Weise mit sich selbst, suchte sich einen zu diesem Zwecke hingelegten Pelz auf, wälzte sich auf demselben herum, legte sich auf den Rücken, haschte nach dem Schwanze, biß sich in die Vorderpfoten und setzte dies so lange fort, bis er sich selbst in Schlummer wiegte. Die Gebieterin konnte mit ihm thun, was sie wollte. „So sehr ich das liebe Tierchen", schrieb sie meinem Vater, „mit meinen Liebkosungen plagte, so ruhig duldete es dieselben. Ich legte es minutenlang um meinen Hals, dann auf den Rücken, ergriff es mit beiden Händen und vergrub mein Gesicht in seinem Felle; dann hielt ich es unter den Vorderfüßen umfaßt und drehte es wie einen Quirl herum: alles dieses ließ es sich geduldig gefallen. Nur wenn ich es von mir that, bekam es wieder eigenen Willen, den es dadurch kundgab, daß es an mir in die Höhe zu klettern suchte, dabei auch wohl in mein Kleid biß und dasselbe zerriß. Mit diesem Beißen und seinen schmutzigen Pfötchen konnte es mich recht plagen; denn nie blieb ein Unterkleid einen Tag lang sauber. Ich konnte aber doch nicht umhin, das Tierchen schlafen zu lassen, wo es wünschte. So gestaltete sich unsere gegenseitige Liebe immer inniger, je größer und verständiger der Otter wurde."

„Ein Fischotter", sagt Winkell, „welcher unter der Pflege eines in Diensten meiner Familie stehenden Gärtners aufwuchs, befand sich, noch ehe er halbwüchsig wurde, nirgends so wohl als in menschlicher Gesellschaft. Waren wir im Garten, so kam er zu uns, kletterte auf den Schoß, verbarg sich vorzüglich gern an der Brust und guckte mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Oberrocke hervor. Als er mehr heranwuchs, reichte ein einziges Mal Pfeifen nach der Art des Otters verbunden mit dem Rufe des ihm beigelegten Namens hin, um ihn sogar aus dem See, in welchem er sich gern mit Schwimmen vergnügte, heraus und zu uns zu locken. Bei sehr geringer Anweisung hatte er apportieren, aufwarten und nächstdem die Kunst, sich fünf- bis sechsmal über den Kopf zu kollern, gelernt und übte dies sehr willig und zu unserer Freude aus. Beging er, was zuweilen geschah, eine Ungezogenheit, so war es für ihn die härteste Bestrafung, wenn er mit Wasser stark besprengt oder begossen ward; wenigstens fruchtete dies mehr als Schläge. Sein liebster Spielkamerad war ein ziemlich starker Dachshund, und sobald sich dieser im Garten nur blicken ließ, war auch gewiß gleich der Otter da, setzte sich ihm auf den Rücken und ritt gleichsam auf ihm spazieren. Zu anderen Zeiten zerrten sie sich spielend umher; bald lag der Dachshund oben, bald der Otter. War dieser recht bei Laune, so kicherte er dabei in einem weg. Ging man mit dem Hunde in ziemlicher Entfernung vorüber, und schien er nicht willens, seinen Freund zu besuchen, so lud dieser durch wiederholtes Pfeifen ihn ein. Jener folgte, wenn es sein Herr erlaubte, augenblicklich dem Rufe."

Die Abrichtung eines Otters zum Fischfange ist ziemlich einfach. Das Tier bekommt in der Jugend niemals Fischfleisch zu fressen und wird bloß mit Milch und Brot erhalten. Nachdem es ziemlich erwachsen ist, wirft man ihm einen roh aus Leder nachgebildeten Fisch vor und sucht es dahin zu bringen, mit diesem Gegenstande zu spielen. Später wird der

Lehrfisch in das Wasser geworfen und schließlich mit einem wirklichen, toten Fische vertauscht. Nimmt der Otter auch diesen auf, so wirft man ihn ebenso in das Wasser und läßt ihn von dort herausholen. Schließlich bringt man lebende Fische in einen großen Kübel und schickt den Otter dahinein. Von nun an hat man keine Schwierigkeiten mehr, letzteren auch in größere Teiche, Seen oder Flüsse zu senden, und man kann ihn, wenn man die Geduld nicht verliert, so weit bringen, daß er in Gesellschaft eines Hundes sogar auf andere Jagd mitgeht und so wie dieser die über dem Wasser geschossenen Enten herbeiholt. Man kennt Beispiele, daß er wie der Hund zur Bewachung der Hausgegenstände verwendet werden konnte.

„Ein wohlbekannter Jäger“, erzählt Wood, „besaß einen Otter, welcher vorzüglich abgerichtet war. Wenn er mit seinem Namen, Neptun, gerufen wurde, antwortete er augenblicklich und kam auf den Ruf herbei. Schon in der Jugend zeigte er sich außerordentlich verständig, und mit den Jahren nahm er in auffallender Weise an Gelehrigkeit und Zahmheit zu. Er lief frei umher und konnte fischen nach Belieben. Zuweilen versorgte er die Küche ganz allein mit dem Ergebnis seiner Jagden, und häufig nahmen diese den größten Teil der Nacht in Anspruch. Am Morgen fand sich Neptun stets an seinem Posten, und jeder Fremde mußte sich dann verwundern, dieses Geschöpf unter den verschiedenen Vorsteh- und Windhunden zu erblicken, mit denen es in größter Freundschaft lebte. Seine Jagdfertigkeit war so groß, daß sein Ruhm sich von Tag zu Tag vermehrte und mehr als einmal die Nachbarn des Besitzers zu dem Wunsche veranlaßte: man möge ihnen das Tier auf einen oder zwei Tage leihen, damit es ihnen eine Anzahl von guten Fischen verschaffe.“

Die folgende hübsche Erzählung über einen gezähmten Fischotter rührt von dem polnischen Edelmann und Marschall Chrysostomus Passek her: „Im Jahre 1686, als ich in Ozowka wohnte, schickte der König den Herrn Strafzewski mit einem Briefe zu mir; auch hatte der Kronstallmeister mir geschrieben und mich ersucht, dem Könige meinen Fischotter als Geschenk zu bringen, indem mir dies durch allerlei Gnadenbezeigungen würde vergolten werden. Ich mußte mich zur Herausgabe meines Lieblings bequemen. Wir tranken Branntwein und begaben uns dann auf die Wiesen, weil der Fischotter nicht zu Hause war, sondern an den Teichen herumkroch. Ich rief ihn bei seinem Namen ‚Wurm‘; da kam er aus dem Schilfe hervor, zappelte um mich herum und ging mit mir in die Stube. Strafzewski war erstaunt und rief: ‚Wie lieb wird der König das Tierchen haben, da es so zahm ist!‘ Ich erwiderte: ‚Du siehst und lobst nur seine Zahmheit; du wirst aber noch mehr zu loben haben, wenn du erst seine anderen Eigenschaften kennst.‘ Wir gingen zum nächsten Teiche und blieben auf dem Damme stehen. Ich rief: ‚Wurm, ich brauche Fische für die Gäste, spring ins Wasser!‘ Der Fischotter sprang hinein und brachte zuerst einen Weißfisch heraus. Als ich zum zweiten Male rief, brachte er einen kleinen Hecht und zum dritten Male einen mittleren Hecht, welchen er am Halse verletzt hatte. Strafzewski schlug sich vor die Stirn und rief: ‚Bei Gott, was sehe ich!‘ Ich frug: ‚Willst du, daß er noch mehr holt? denn er bringt so viele, bis ich genug habe‘. Strafzewski war vor Freude außer sich, weil er hoffte, den König durch die Beschreibung jener Eigenschaften überraschen zu können, und ich zeigte ihm deshalb vor seiner Abreise alle Eigenschaften des Tieres.

„Der Fischotter schlief mit mir auf einem Lager und war dabei so reinlich, daß er weder das Bett noch das Zimmer beschmutzte. Er war auch ein guter Wächter. In der Nacht durfte sich niemand meinem Bette nahen; kaum daß er dem Burschen erlaubte, meine Stiefel auszuziehen, dann durfte er sich aber nicht mehr zeigen, weil das Tier sonst ein solches Geschrei erhob, daß ich selbst aus dem tiefsten Schlafe erwachen mußte. Wenn ich betrunken war, trat der Otter so lange auf meiner Brust herum, bis ich erwachte. Am Tage legte er sich in irgend einen Winkel und schlief so fest, daß man ihn auf den Armen umhertragen konnte, ohne daß er die Augen öffnete. Er genoß weder Fische noch rohes Fleisch.

Wenn mich jemand am Rocke faßte und ich rief: ‚Er berührt mich!‘ so sprang er mit einem durchdringenden Schrei hervor und zerrte jenen an den Kleidern und Beinen wie ein Hund. Auch liebte er einen zottigen Hund, welcher Korporal hieß. Von diesem hatte er alle jene Künste erlernt; denn er hielt mit ihm Freundschaft und war sowohl in der Stube als auf Reisen stets bei ihm. Dagegen vertrug er sich mit anderen Hunden gar nicht.

„Dieses Tierchen war auch auf der Reise sehr nützlich. Wenn ich während der Fastenzeit an einen Fluß oder Teich kam und den Fischotter bei mir hatte, so stieg ich ab und rief: ‚Wurm, spring hinein!‘ Das Tierchen sprang ins Wasser und brachte Fische heraus, soviel ich für mich und meine Dienerschaft brauchte. Auch Frösche, und was es sonst fand, schleppte es herbei. Die einzige Unannehmlichkeit, welche ich mit ihm auf Reisen hatte, war, daß allerwegens die Leute in Haufen zusammenströmten, als wenn das Tierchen aus Indien gewesen wäre. Ich besuchte einmal meinen Oheim Felix Chociewski, bei welchem sich auch der Priester Srebienski befand, welcher bei Tische neben mir saß, während hinter mir der Fischotter auf den Rücken gestreckt lag, weil er am liebsten auf diese Art ruhte. Als der Priester ihn bemerkte, glaubte er einen Muff zu sehen und faßte ihn an. Der Otter wachte auf, schrie und biß den Priester in die Hand, so daß dieser vor Schreck ohnmächtig wurde.

„Straszewski begab sich nun zum Könige und erzählte ihm alles, was er gesehen und gehört hatte. Der König ließ mich schriftlich befragen, wieviel ich für den Fischotter verlangte; auch der Kronstallmeister Piekarski schrieb an mich: ‚Um Gotteswillen, schlage dem Könige die Bitte nicht ab, gib ihm den Fischotter, weil du sonst keine Ruhe haben wirst!‘ Straszewski überbrachte mir die Briefe und erzählte, daß der König immer sagte: ‚Bis dat, qui cito dat‘. Der König ließ auch zwei sehr schöne türkische Pferde von Jaworow holen, sie mit prächtigem Reitzeuge versehen und mir als Gegengeschenk überschicken. Ich sandte nun den Otter in den neuen Dienst. Er bequemte sich ungern dazu, denn er schrie und lärmte in dem Käfig, als er durch das Dorf gefahren wurde. Das Tierchen grämte sich und wurde mager. Als es dem Könige überbracht wurde, freute er sich unmäßig und rief: ‚Das Tierchen sieht so abgehärmt aus, doch soll es schon besser mit ihm werden.‘ Jeder, der es berührte, wurde von ihm in die Hand gebissen. Der König aber streichelte es, und es neigte sich zu ihm hin; darüber erfreute er sich sehr, streichelte es noch länger, befahl, ihm Speisen zu bringen, reichte sie ihm stückweise, und er verzehrte auch einiges. Er ging in den Zimmern frei und ungehindert 2 Tage umher; auch wurden Gefäße mit Wasser hingestellt und kleine Fische und Krebse hineingesetzt. Daran ergötzte sich der Otter und brachte die Fische heraus. Der König sagte zu seiner Gemahlin: ‚Holde Maria, ich werde keine anderen Fische essen als die, welche der Otter fängt. Wir wollen morgen nach Wilanow fahren, um zu sehen, wie er sich aufs Fischen versteht.‘ Der Fischotter aber schlich sich in nächster Nacht aus dem Schlosse, irrte umher und ward von einem Dragoner erschlagen, welcher nicht wußte, daß er zahm war. Das Fell verkaufte er sogleich an einen Juden. Als man im Schlosse aufstand und ihn vermißte, wurde geschrieen, gejammert, nach allen Seiten ausgeschickt. Da findet man den Juden und Dragoner, ergreift sie und führt sie vor den König. Als dieser das Fell erblickte, bedeckte er mit einer Hand seine Augen, fuhr mit der anderen in seine Haare und rief: ‚Schlag zu, wer ein ehrlicher Mann ist; hau zu, wer an Gott glaubt!‘ Der Dragoner sollte erschossen werden. Da erschienen Priester, Beichtväter und Bischöfe vor dem Könige, baten und stellten ihm vor, daß der Dragoner nur in Unwissenheit gesündigt habe. Sie wirkten endlich so viel aus, daß er nicht erschossen, sondern nur durchgepeitscht wurde.“

Der Fischotter wird wegen der argen Verwüstungen, welche er anrichtet, zu jeder Zeit unbarmherzig gejagt. Seine Schlauheit macht viele Jagdarten, welche man sonst anwendet, langweilig oder unmöglich. Es ist schwierig, einen Otter auf dem Anstande zu erlegen; denn

wenn er die Nähe eines Menschen wittert, kommt er nicht zum Vorschein. Im Winter ist diese Jagdweise ergiebiger, zumal wenn man dem Tiere an den Eislöchern auflauert. Am häufigsten fängt man den Otter im Tellereisen, welches man vor seine Ausstiege ohne Köder so in das Wasser legt, daß es etwa 5 cm hoch überspült wird. Das Eisen wird mit Wassermoos ganz bedeckt. Kann man eine solche Falle in einem Bache oder Graben aufstellen, durch welche er fischend von einem Teiche zum anderen zu gehen pflegt, so ist es um so besser. Man engt alsdann den Weg durch Pfähle derart ein, daß der Otter über das Eisen weglaufen muß. Auf größeren Seen und Teichen verfolgt man ihn in leichten Kähnen und schießt auf ihn, sobald er auftaucht, um Luft zu schöpfen. Die aufsteigenden Luftblasen verraten den Weg, welchen er unter dem Wasser nimmt, und leiten die Jäger auf ihrer Verfolgung. In tiefem Wasser ist diese Jagdart nicht anwendbar, weil der Otter wie Blei zum Grunde und dadurch verloren geht; denn wenn er halb verfault wieder emporkommt, ist sein Fell natürlich nicht mehr zu gebrauchen. In Flüssen, in denen es viele Otter gibt, kann man noch eine andere Jagdweise anwenden. Man zieht in aller Stille große Netze quer durch den Fluß und läßt den Otter durch die erwähnten Hunde treiben. Mehrere Leute mit Gewehren und Spießen stehen an den Netzen oder gehen, wo dies thunlich, mit den Hunden im Flusse fort. Dann versucht man, das Raubtier entweder zu erlegen oder anzuspießen und trägt es dann stolz auf den Spießen nach Hause. So jagt man hauptsächlich in Schottland, aber auch in Deutschland, wo sich manche Jäger einen großen Ruf erworben haben. Der gefangene Otter zischt und faucht fürchterlich, verteidigt sich bis zum letzten Lebenshauche, wird auch unvorsichtigen Hunden höchst gefährlich, da er ihnen nicht selten die Beinknochen zerbeißt. Geübte Otterhunde wissen derartigen Unfällen freilich auszuweichen und werden ihres Wildes bald Herr. Im Augenblicke des Todes stößt der Otter klagende und wimmernde Laute aus.

Schon in den ältesten Jagdgesetzen wird die Ausrottung des Fischotters nachdrücklich befohlen und jedem Jäger oder Fänger möglichst Vorschub geleistet. In früheren Jahrhunderten zählte man, laut Jäckel, den Fischotterfang zur Fischerei, weil die schlimmen Räuber denjenigen zufallen sollten, welche von ihnen am meisten geschädigt wurden. Doch gab es eigene Otterjäger, die unter den Fischmeistern standen und minder angesehen waren als andere Weidmänner. Als Auslösung zahlte man ihnen sehr geringe Summen; doch hatten sie das Recht, Balg und Kern des Tieres zu eigenem Nutzen zu verwenden. Das Fleisch stand einst in Bayern und Schwaben in hohem Werte und wurde in die Klöster als beliebte Fastenspeise das Pfund zu einem Gulden verkauft, während gegenwärtig da, wo man solchen Braten zu schätzen vorgibt, höchstens der dritte Teil gedachter Summe dafür gezahlt wird, denn das Wildbret ist zähe und schwer verdaulich und kann nur durch allerlei Kochkünste einigermaßen schmackhaft gemacht werden. Wertvoller als der Kern ist der allerorten geschätzte Balg, für welchen bei uns zulande gegenwärtig 12—20 Mark gezahlt werden. Nach Lomer erbeutet man in Mitteleuropa jährlich ungefähr 12,000 Fischotterfelle, welche einen Gesamtwert von 135,000 Mark haben. Eine größere Anzahl gelangt deshalb nicht auf unseren Markt, weil das Fischotterfell bei fast allen nördlichen Völkerschaften sehr beliebt ist und fast ebenso hoch oder höher im Preise steht als bei uns. Fischotter und Luchs gelten, laut Radde, bei allen mongolischen Völkern als wertvolle Pelztiere und werden von ihnen ungleich teuerer als von den europäischen Händlern bezahlt; für gute Fischotter erlegen die Mongolen der Hochsteppen 20—25 Rubel Silber. Felle von amerikanischen Ottern, L. canadensis, werden viel höher als die der unseren und zwar mit 30—100 Mark das Stück bezahlt; es kommen davon gegenwärtig etwa 13,000 Felle im Werte von 600,000 Mark in den Handel. Man verwendet das Fell allgemein zu Verbrämungen der Pelze und Winterkleider, in Süddeutschland zu den sogenannten Ottermützen, wie sie von Männern

und Frauen in Hessen, Bayern und Schwaben getragen werden, in Norddeutschland zu Pelzkragen und dergleichen, in China zum Besatze der Mützen, in Kamtschatka endlich zum Einpacken der kostbarsten Zobelfelle, weil man annimmt, daß es alle Nässe und Feuchtigkeit an sich zieht und dadurch die Zobelfelle schön erhält. Aus den Schwanzhaaren fertigt man Malerpinsel und aus den feinen Wollhaaren schöne und dauerhafte Hüte. Wohl mit Unrecht gelten die Pelze der Fischotter, welche an kleinen Flüssen und Bächen wohnen, für besser als die solcher, welche an großen Flüssen und Seen leben. Früher wurden auch Blut, Fett und manche Eingeweide des Tieres als Arzneimittel gebraucht.

Der Fischotter war schon den alten Griechen und Römern bekannt, obwohl sie über sein Leben viel fabelten. So glaubte man, daß unser Tier selbst den Menschen anfalle und, wenn es ihn mit seinem fürchterlichen Gebisse erfaßt habe, nicht eher loslasse, als bis es das Krachen der zermalmten Knochen vernehme, und dergleichen mehr.

Zur Vervollständigung des Lebensbildes unseres Marders des Wassers will ich noch eine Art der Gattung, die Lontra oder Ariranha der Brasilier (Lutra brasiliensis, Lontra brasiliensis), mit den Worten des Prinzen von Wied und Hensels beschreiben. Die Unterschiede zwischen unserem und dem brasilischen Fischotter sind höchst gering und beschränken sich wesentlich auf die Bildung des Kopfes und Schwanzes: ersterer scheint im Vergleiche zu dem unseres Fischotters mehr rund und nicht so platt gedrückt, letzterer beiderseitig scharfkantig oder von oben nach unten abgeplattet. Das Gebiß hat keine wesentlichen Eigentümlichkeiten. Die Färbung des schönen kurzen Pelzes ist schokoladenbraun, unten etwas heller; der Unterkiefer sieht gelblich oder weiß aus, und der ganze Unterhals bis zur Brust zeigt längliche, oft sehr abwechselnde weißliche Flecken. Spielarten kommen ebenfalls vor. Verglichen mit unserem Fischotter erscheint die Ariranha als ein Riese: ihre Gesamtlänge beträgt 1,5—1,7 m, wovon auf den Schwanz 55—63 cm zu rechnen sind.

Die Ariranha bewohnt besonders die großen Flüsse der Tiefebene und hier am liebsten die ruhigen Seitenarme derselben, geht auch nicht hoch in das Gebirge hinauf. „In wenig besuchten Flüssen von Brasilien“, schildert der Prinz von Wied, „findet man diese Tiere in zahlreichen Banden. Selten haben wir den Belmonte, den Itabapuana, Ilheos und andere Flüsse beschifft, ohne durch die sonderbare Erscheinung solcher Gesellschaften von Fischottern unterhalten zu werden. Sie haben die Sitten unserer europäischen, sind aber vollständige Tagtiere, welche mit Beginn des Morgens auf ihr Tagewerk ausgehen, mit der Dunkelheit des Abends aber sich zur Ruhe begeben. Wenn eine solche Bande ankommt, hört man schon von fern laut pfeifende, an das Miauen der Katzen erinnernde Töne, von heftigem Schnauben und Schnarchen begleitet; das Wasser ist in Bewegung, und die äußerst gewandt schwimmenden Tiere kommen öfters mit dem Kopfe, ja mit dem halben Leibe über die Oberfläche empor, einen Fisch in dem Rachen tragend, als wollten sie ihre Beute zeigen. So steigen sie, gesellschaftlich fischend, die Ströme hinauf oder lassen sich von dem Wasser gemächlich hinabtreiben. Um die ihnen begegnenden Kähne tauchen sie gaukelnd umher, obschon man sie gewöhnlich mit der Flinte begrüßt.“

„Wenn man“, ergänzt Hensel, „in einer leichten Canoa die stillen Seitenarme des Jacuhy oder seiner Zuflüsse besucht und, geschützt von dem Dunkel überhängender Äste, geräuschlos dahingleitet, wird man leicht in einiger Entfernung von Zeit zu Zeit dunkle Punkte bemerken, welche, gewöhnlich zu mehreren vereinigt, den Fluß durchschwimmen. Sie verraten sich dem Auge des Jägers schon von weitem durch Wellenzüge, welche in Form eines spitzen Winkels durch das Wasser ziehen und an deren Scheitelpunkte dem bewaffneten Auge den kaum hervorragenden Kopf der Ariranha erkennen lassen. Hat man endlich den Ort erreicht, so ist alles verschwunden, und lautlose Stille, höchstens unterbrochen von dem

Schrei eines Eisvogels, lagert auf der dunkeln Wasserfläche. Unerwartet ertönt ein zorniges Schnauben neben der Canoa, und rechts und links, vor und hinter uns erheben sich senkrecht die Köpfe der riesigen Tiere, um blitzschnell mit einem zweiten Schnauben wieder in die Tiefe zu tauchen. Vergebens ist die Gewandtheit des Jägers: ehe er das Gewehr am Backen hat, ist die vielbegehrte Beute verschwunden, um ebenso unerwartet an einer entgegengesetzten Seite wieder aufzutauchen; und gelingt auch einmal ein Schuß, so verschwindet das verwundete Tier in dem unergründlich tiefen Wasser auf Nimmerwiedersehen.

„Die Ariranha lebt trotz ihrer Seehundsnatur von allem, was sie bewältigen kann. Eine tötete mir einst ein Beuteltier, welches sich im Tellereisen gefangen hatte, und fraß es zum Teil auf; eine andere fing in der Nähe eines Hauses in kurzer Zeit zwei Gänse, welche auf dem schmalen Flusse schwammen, und zwar indem sie sich der Beute unter Wasser näherte und diese am Bauche faßte. Groß ist ihre Abneigung gegen Hunde, und in Gegenden, in denen sie Menschen noch nicht fürchten gelernt hat, macht sie nicht selten, zu mehreren vereint, Angriffe auf die bei den Jägern in den Booten befindlichen Hunde. Einen sie im Wasser verfolgenden Hund bewältigt sie leicht.“

Wie der Prinz von Wied mitteilt, wandert auch die Ariranha über Land von einem Flusse zum anderen und fängt sich dann zuweilen in den Schlagfallen. Ihr Fell wird hier und da sehr geschätzt, stellenweise höher als ein Unzenfell.

„Aus einem Trupp von fünf Stück“, fährt Hensel fort, „waren bereits vier von mir und meinen Leuten aufgetrieben worden, ehe es endlich gelang, des fünften habhaft zu werden. Die Austrittsstellen dieses Otters sind, seiner Größe entsprechend, umfangreiche kahle Plätze unter dem dichten überhängenden Bambusrohre oder ebenso undurchdringliche Hecken. Man findet sie stets mit zahllosen Fischschuppen bedeckt, welche nicht bei dem Verzehren der Fische abfallen, sondern aus dem flüssigen Kote der Otter herrühren, in welchem sie unverdaut erhalten bleiben. An einer solchen Stelle hatte einst mein Diener ein Tellereisen ins Wasser dicht unter dem Uferrande gelegt. Als er nach einigen Stunden wieder hierherkam, um nach dem Eisen zu sehen, saß der Otter am Ufer und sonnte sich. Der Mann schoß mit der Kugel nach dem Tiere, welches sich auf den Schuß mit einem gewaltigen Satze in das Wasser stürzte, dabei aber glücklicherweise in das Eisen sprang. Obgleich der Otter, wie sich nachher herausstellte, von der Kugel getroffen war, hatte er doch noch die Kraft, die starke Leine, mit welcher das Eisen befestigt war, zu zerreißen und mit diesem in der Tiefe zu verschwinden. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß das Eisen mit einem Teile der Leine in den zahlreichen unter dem Wasser befindlichen Baumwurzeln sich verwickelte, so daß das gefangene Tier ertrank und samt dem Eisen an das Tageslicht befördert werden konnte.“

*

Unser Fischotter und mehrere seiner Verwandten wohnen hier und da und zeitweilig zwar auch im Meere, eine Art der Unterfamilie aber gehört diesem ausschließlich an. Der Seeotter oder Kalan (Enhydris lutris, Mustela, Lutra und Phoca lutris, Enhydra marina und stelleri, Latax marina), Vertreter einer besonderen Gattung, bildet vielleicht ein Mittelglied zwischen den Ottern und Robben. Der Kopf ist zwar noch etwas abgeplattet, jedoch rundlicher als bei den Süßwasserottern, der Hals sehr kurz und dick, der Leib walzig, der Schwanz kurz, dick, zusammengedrückt, keilförmig zugespitzt und dicht behaart, das vordere Fußpaar noch wenig, das hintere sehr abweichend gebaut. Während die Vorderfüße nur wegen ihrer verkürzten Zehen, welche vermittelst einer schwieligen, unten nackten Haut verbunden werden, und ihrer kleinen und schwachen Krallen von denen der Flußotter abweichen, erscheinen die hinteren gleichsam als Flosse und zwar mindestens in

demselben Grade wie bei den Seehunden, von deren hinteren Flossenfüßen sie sich dadurch unterscheiden, daß die Zehen gradweise von innen nach außen an Länge zunehmen. In mancher Hinsicht ähnelt der Hinterfuß des Seeotters dem des Bibers, ist jedoch oben und unten mit kurzen, dichten, seidigen Haaren besetzt. Der Pelz besteht aus langen, steifen Grannen von schwarzbrauner, der weißen Spitzen halber weiß gesprenkelter Färbung und äußerst feinen Wollhaaren. Junge Tiere tragen ein langes, grobes, weißes oder bräunlichgraues Haar, welches die feine braune Wolle vollständig versteckt. Ausgewachsene Seeotter erreichen eine Gesamtlänge von mindestens 1,5 m, wovon etwa 30 cm auf den Schwanz kommen, und ein Gewicht von 30—40 kg.

Der Verbreitungskreis des Seeotters beschränkt sich auf die nördlichen Teile des Stillen Weltmeeres, wo er im Norden ungefähr von der Inselkette der Aléuten und der



Seeotter (Enhydris lutris). 1/10 natürl. Größe. (Nach Wolf)

Beringinsel begrenzt wird. Längs der amerikanischen Küste geht er weiter nach Süden hinab als längs der asiatischen und zwar, nach Scammon, bis zum 28. Grad nördlicher Breite, wird aber auch hier von Jahr zu Jahr seltener.

Die beste Beschreibung des Seeotters hat Steller gegeben, der 1741 mit Bering an der Beringinsel Schiffbruch erlitt und ausgiebige Gelegenheit hatte, das Tier zu beobachten. „Der Pelz des Seeotters“, sagt Steller, „dessen Haut lose auf dem Fleische aufliegt und sich während des Laufens überall bewegt, übertrifft an Länge, Schönheit und Schwärze das Haar aller Flußbiber so weit, daß diese nicht mit ihm in Vergleichung kommen können. Die besten Felle werden auf Kamtschatka zu 30, in Jakutsk zu 40, an der chinesischen Grenze aber gegen Tausch in Waren zu 80—100 Rubel bezahlt. Das Fleisch ist ziemlich gut zu essen und schmackhaft. Die Weibchen haben es aber viel zarter und sind gegen den Gang der Natur kurz vor und nach der Paarungszeit am allerfettesten und schmackhaftesten. Die noch saugenden Jungen, welche ihrer schlechten Felle wegen Medwedki oder junge Bären genannt werden, können sowohl gebraten als gesotten immer mit einem Sauglamme um den Vorzug streiten. Das Männchen hat ein knöchernes Geburtsglied, wie alle anderen warmblütigen Seetiere, das Weibchen zwei Brüste neben der Scham. Sie begehen sich auf menschliche Weise.

„Im Leben ist der Seeotter ein ebenso schönes und angenehmes wie in seinem Wesen lustiges und spaßhaftes, dabei sehr schmeichelndes und verliebtes Tier. Wenn man ihn laufen sieht, übertrifft der Glanz seiner Haare den schwärzesten Samt. Am liebsten liegen sie familienweise: das Männchen mit seinem Weibchen, den halberwachsenen Jungen oder Koschlockis und den ganz kleinen Säuglingen, Medwedkis. Das Männchen liebkost das Weibchen mit Streicheln, wozu es sich der vorderen Tatzen wie der Hände bedient, und legt sich auch öfters darauf, und dieses stößt das Männchen scherzweise und gleichsam aus verstellter Sprödigkeit von sich und kurzweilt mit den Jungen wie die zärtlichste Mutter. Die Liebe der Eltern gegen ihre Jungen ist so groß, daß sie sich der augenscheinlichsten Todesgefahr für sie unterwerfen und, wenn sie ihnen genommen werden, fast wie ein kleines Kind laut zu weinen beginnen. Auch grämen sie sich dergestalt, daß sie, wie wir aus ziemlich sicheren Beispielen sahen, in 10—14 Tagen wie ein Gerippe vertrocknen, krank und schwach werden, auch vom Lande nicht weichen wollen. Man sieht sie das ganze Jahr mit Jungen. Sie werfen bloß eins und zwar auf dem Lande. Es wird sehend und mit allen Zähnen geboren. Die Weibchen tragen das Junge im Maule, im Meere aber, auf dem Rücken liegend, zwischen den Vorderfüßen, wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält. Sie spielen auch mit ihm wie eine liebreiche Mutter, werfen es in die Höhe und fangen es wie einen Ball, stoßen es ins Wasser, damit es schwimmen lerne, und nehmen es, wenn es müde geworden, wieder zu sich und küssen es wie ein Mensch. Wie auch die Jäger ihr zu Wasser oder zu Lande zusetzen, so wird doch das im Maule getragene Junge nicht, außer in der letzten Not oder im Tode, losgelassen, und deshalb kommen gar viele um. Ich habe den Weibchen absichtlich die Jungen genommen, um zu sehen, was sie thäten. Sie jammerten wie ein betrübter Mensch und folgten mir von ferne wie ein Hund, als ich sie forttrug. Dabei riefen sie ihre Jungen mit jenem Gewimmer, welches ich oben beschrieb. Als die Jungen in ähnlicher Weise antworteten, setzte ich sie an den Boden; da kamen gleich die Mütter herbei und stellten sich bereit, sie fortzutragen. Auf der Flucht nehmen sie ihre Säuglinge in den Mund, die erwachsenen aber treiben sie vor sich her. Einmal sah ich eine Mutter mit ihrem Jungen schlafen. Als ich mich näherte, suchte sie dieses zu erwecken; da es aber nicht fliehen, sondern schlafen wollte, faßte sie es mit den Vorderfüßen und wälzte es wie einen Stein ins Meer. Haben sie das Glück, zu entgehen, so fangen sie an, sobald sie nur das Meer erreicht haben, ihren Verfolger dergestalt auszuspotten, daß man es nicht ohne sonderliches Vergnügen sehen kann. Bald stellen sie sich wie ein Mensch senkrecht in die See und hüpfen mit den Wellen, halten wohl auch eine Vordertatze über die Augen, als ob sie einen unter der Sonne scharf ansehen wollten. Bald werfen sie sich auf den Rücken und schaben sich mit den Vorderfüßen den Bauch und die Scham, wie wohl Affen thun. Dann werfen sie ihre Kinder ins Wasser und fangen sie wieder ꝛc. Wird ein Seeotter eingeholt und sieht er keine Ausflucht mehr, so bläst und zischt er wie eine erbitterte Katze. Wenn er einen Schlag bekommt, macht er sich dergestalt zum Sterben fertig, daß er sich auf die Seite legt, die Hinterfüße an sich zieht und mit den Vordertatzen die Augen deckt. Tot liegt er wie ein Mensch ausgestreckt mit kreuzweise gelegten Vorderfüßen.

„Die Nahrung des Seeotters besteht in Seekrebsen, Muscheln, kleinen Fischen, weniger in Seekraut oder Fleisch. Ich zweifle nicht, daß, wenn man die Kosten daran wenden wollte, die Tiere nach Rußland überzubringen, sie zahm gemacht werden könnten; ja sie würden sich vielleicht in einem Teiche oder Flusse vermehren. Denn aus dem Seewasser machen sie sich wenig, und ich habe gesehen, daß sie sich mehrere Tage in den Inseln und kleinen Flüssen aufhalten. Übrigens verdient dieses Tier die größte Hochachtung von uns allen, da es fast 6 Monate allein zu unserer Nahrung und den an der Zahnfäule leidenden Kranken zugleich zur Arznei gedient.

„Die Bewegungen des Seeotters sind außerordentlich anmutig und schnell. Sie schwimmen vortrefflich und laufen sehr rasch, und man kann nichts Schöneres sehen als dieses wie in Seide gehüllte und schwarzglänzende Tier, wenn es läuft. Dabei ist es merkwürdig, daß die Tiere um so munterer, schlauer und hurtiger sind, je schöner ihr Pelz ist. Die ganz weißen, höchst wahrscheinlich uralte, sind außerordentlich schlau und lassen sich kaum fangen. Die schlechtesten, welche nur braune Wolle haben, sind meist träge, schläfrig und dumm, liegen immer auf dem Eise oder Felsen, gehen langsam und lassen sich leicht fangen, als ob sie wüßten, daß man ihnen weniger nachstellt. Beim Schlafen auf dem Lande liegen sie krumm wie die Hunde. Kommen sie aus dem Meere, so schütteln sie sich ab und putzen sich mit den Vorderfüßen wie die Katzen. Sie laufen sehr geschwind, jedoch mit vielen Umschweifen. Wird ihnen der Weg zum Meere versperrt, so bleiben sie stehen, machen einen Katzenbuckel, zischen und drohen, auf den Feind zu gehen. Man braucht ihnen aber nur einen Schlag auf den Kopf zu geben, so fallen sie wie tot hin und bedecken die Augen mit den Pfoten. Auf den Rücken lassen sie sich geduldig schlagen; sobald man aber den Schwanz trifft, so kehren sie um und halten, lächerlich genug, dem Verfolger die Stirn vor; manchmal stellen sie sich auf den ersten Schlag tot und — laufen davon, sobald man sich mit anderen beschäftigt. Wir trieben sie ziemlich in die Enge und hoben die Keule in die Höhe, ohne zu schlagen; da legten sie sich nieder, schmeichelten, sahen sich um und krochen sehr langsam und demütig wie Hunde zwischen uns durch. Sobald sie sich aber außer aller Gefahr sahen, eilten sie mit großen Sprüngen nach dem Meere.

„Im Juli oder August hären sich die Seeotter, jedoch nur wenig, und werden dann etwas brauner. Die besten Felle sind die aus den Monaten März, April und Mai; sie gehen meist nach China. In Kamtschatka gibt es keinen größeren Staat als ein Kleid, zusammengenäht aus weißem Pelze der Renntierfelle und mit Otterpelz verbrämt. Vor einigen Jahren trug noch alles Meerotterkleider; es hat aber aufgehört, seitdem sie so teuer geworden; auch hält man jetzt in Kamtschatka die Hundefelle für schöner, wärmer und dauerhafter.

„Der Seeotter, welcher wegen der Beschaffenheit seines Felles mit Unrecht für einen Biber angesehen und daher Kamtschatka-Biber genannt worden, ist ein echter Otter und unterscheidet sich von dem Flußotter allein darin, daß er sich in der See aufhält, fast um die Hälfte größer ist und an Schönheit der Haare einem Biber ähnelt. Er ist unstreitig ein amerikanisches Seetier und an den Küsten von Asien bloß ein Gast und Ankömmling, welcher sich in dem sogenannten Bibermeer unter dem 56.—50. Breitengrad aufhält. Vom 56.—50. Grad haben wir die Seeotter auf den Inseln am Festlande von Amerika und unter 60 Grad nahe am Festlande angetroffen. Die meisten Otter werden mit dem Treibeise von einer Küste des Festlandes zur anderen geführt; denn ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, wie gern diese Tiere auf dem Eise liegen, und obgleich wegen gelinden Winters die Eisschollen nur dünn und sparsam waren, wurden sie durch die Flut auf die Insel und mit abnehmendem Wasser wieder in die See geführt, im Schlafen sowohl als im Wachen.

„Als wir auf der Beringinsel anlangten (1741), waren die Seeotter häufig vorhanden. Sie gehen zu allen Jahreszeiten, doch im Winter mehr als im Sommer, aufs Land, um zu schlafen und auszuruhen, auch um allerlei Spiele miteinander zu treiben. Zur Zeit der Ebbe liegen sie auf den Klippen und auf den abgetrockneten Blöcken, bei vollem Wasser auf dem Lande im Grase oder Schnee bis auf eine halbe, ja eine Werst vom Ufer ab, gewöhnlich jedoch nahe an demselben. Auf Kamtschatka oder den Kurilischen Inseln kommen sie selten ans Land, so daß man hieraus sieht, sie seien auf unserer Insel niemals in ihrer Ruhe und ihren Spielen gestört worden.

„Wir jagten sie auf folgende Art: Gewöhnlich des Abends oder in der Nacht gingen wir in Gesellschaft von zwei, drei oder vier, mit langen, starken Stöcken von Birkenholz versehen,

gegen den Wind so still wie möglich dicht an dem Ufer hin und sahen uns allerorten fleißig um. Wo wir nur einen Seeotter schlafend liegen sahen, ging einer ganz stille auf selbigen los, kroch wohl auch auf allen vieren, wenn er nahe war; die anderen benahmen ihm einstweilen den Weg nach der See. Sobald man ihm so nahe kam, daß man ihn mit einem Sprunge zu erreichen dachte, fuhr man mit einem Male zu und suchte ihn mit wiederholten Streichen auf den Kopf zu töten. Entsprang er aber, ehe man ihn erreichen konnte, so jagten die anderen gemeinschaftlich ihn von der Seeseite weiter nach dem Lande und schlossen ihn im Laufen immer enger ein, da dann dieses Tier, so schnell und geschicklich es auch laufen kann, endlich ermüdete und leicht erschlagen wurde. Trafen wir, was oft geschah, eine ganze Herde an, so wählte sich jeder sein Tier, welches ihm am nächsten schien, und dann ging die Sache noch besser von statten. Im Anfange brauchten wir wenig Fleiß, List und Behendigkeit, weil das ganze Ufer von ihnen voll war und sie in der größten Sicherheit lagen; später aber lernten sie unsere Löffel dergestalt kennen, daß man sie bloß lauernd und mit der äußersten Vorsicht ans Land gehen sah. Sie schauten allenthalben um sich her, wandten die Nasen nach jeder Gegend hin, um Witterung zu bekommen, und wenn sie sich nach langem Umsehen zur Ruhe gelegt hatten, sah man sie manchmal im Schrecken wieder aufspringen und entweder nochmals sich umsehen oder wieder nach der See wandern. Wo eine Herde lag, waren allerorten Wachen von ihnen ausgestellt. So hinderten uns auch die boshaften Steinfüchse, welche sie mit Gewalt vom Schlafe erweckten oder wachsam erhielten. Deshalb mußten wir immer neue Stellen aufsuchen und immer weiter auf die Jagd gehen, auch die finstere Nacht der hellen und das ungestüme Wetter dem ruhigen vorziehen, um sie nur zu bekommen, weil unsere Erhaltung darauf beruhte. Aller dieser Hindernisse ungeachtet sind jedoch vom 6. September 1741 bis zum 17. August 1742 über 700 Stück von ihnen durch uns erschlagen, von uns verzehrt und ihre Felle von uns zum Wahrzeichen mit nach Kamtschatka genommen worden. Weil man sie aber öfters ohne Not nur der Felle wegen erschlagen, ja auch öfters, wenn diese nicht schwarz genug waren, mit Fell und Fleisch liegen lassen, kam es durch unsere heillose Verfolgung der Tiere dahin, daß wir im Frühjahre, nachdem unsere Mundvorräte verzehrt waren, die Otter schon auf 50 Werst von unseren Wohnungen abgetrieben hatten. Man hätte sich nun gern mit Seehunden begnügt; diese aber waren allzu listig, als daß sie sich weiter auf das Land hätten wagen sollen, und es war immer ein großes Glück, wenn man einen Seehund erschleichen konnte.

„Die Kurilen gehen im Frühjahre mit leeren Booten, worin 6 Ruderer, 1 Steuermann und 1 Schütze befindlich sind, auf 10 Werst und weiter in die See. Wenn sie einen Seeotter erblicken, rudern sie mit allen Kräften auf ihn los. Der Otter spart aber auch keinen Fleiß, um zu entkommen. Ist das Boot nahe genug, so schießen der Steuermann und die vornsitzenden Schützen mit dem Pfeile nach dem Tiere. Treffen sie es nicht, so zwingen sie es doch unterzutauchen, und lassen es nicht wieder aufkommen, ohne es gleich wieder durch einen Pfeil am Atemholen zu hindern. An den aufsteigenden Blasen bemerken sie, wo sich der Otter hinwendet, und dahin steuert auch der Steuermann das Fahrzeug. Der Vordermann aber fischt mit einer Stange, an welcher kleine Querstöcke wie an einer Bürste sitzen, die wieder emporkommenden Pfeile aus der See auf. Wenn der Otter ein Junges bei sich hat, kommt dieses zuerst außer Atem und ersäuft. Dann wirft es die Alte, um sich besser retten zu können, weg; man fängt es auf und nimmt es in das Boot, wo es nicht selten wieder zu sich kommt. Endlich wird auch die Mutter oder das männliche Tier so atemlos und matt, daß es sich keine Minute lang unter dem Wasser aufhalten kann. Da erlegen es die Jäger entweder mit einem Pfeile oder in der Nähe mit der Lanze. Wenn Seeotter in Stellnetze geraten, womit man sie auch zu fangen pflegt, verfallen sie in eine solche

Verzweiflung, daß sie sich einander entsetzlich zerbeißen. Zuweilen beißen sie sich selbst die Füße ab, entweder aus Wut oder, weil sie selbige verwickelt sehen, aus Verzweiflung.

„Nichts ist fürchterlicher anzusehen, als wenn der Eisgang ankommt, wobei man die Seeotter auf dem aus der See antreibenden Eise jagt und mit Keulen erschlägt. Gewöhnlich ist dabei ein solcher Sturm und ein solches Schneegestöber, daß man sich kaum auf den Füßen erhalten kann, und doch scheuen die Jäger es nicht, selbst in der Nachtzeit auf den Fang zu gehen. Sie laufen auch ohne Bedenken auf dem Eise fort, wenn es gleich im Treiben ist und von den Wellen so gehoben wird, daß sie zuweilen bald auf einem Berge erscheinen und dann wieder gleichsam in den Abgrund fahren. Jeder hat ein Messer und eine Stange in den Händen und lange Schneeschuhe an die Füße gebunden, woran sich Haken von Knochen befinden, um nicht auf dem Eise zu glitschen oder, wo es sich türmt, herunterzufallen. Die Häute müssen gleich auf dem Eise abgenommen werden, und darin sind die Kurilen und Kamtschadalen so fertig, daß sie in 2 Stunden oft 30—40 abziehen. Manchmal aber, wenn das Eis gänzlich vom Ufer getrieben wird, müssen sie alles verlassen und nur sich zu retten versuchen. Dann helfen sie sich mit Schwimmen und binden sich mit Stricklein an ihren Hund, der sie getreu mit an das Ufer zieht. Bei günstigem Wetter laufen sie so weit auf das Eis hinaus, daß sie das Land aus dem Gesichte verlieren; doch geben sie bei ihrer Jagd immer auf Ebbe und Flut Obacht und sehen auch zu, ob der Wind nach dem Lande geht oder nicht."

Gegenwärtig ist das viel und allenthalben verfolgte kostbare Pelztier nicht nur sehr selten, sondern auch äußerst scheu geworden, so daß ihm nur schwierig beizukommen ist. Pechuel-Loesche, der vor 25 Jahren den Seeotter bei den Alëuteninseln Amukta und Seguam beobachtete und gelegentlich jagte, erzählt, daß das wachsame Tier selbst das ruhig segelnde Schiff oder Boot höchst selten in Schußweite heranläßt. Nicht unter Feuer getötete Tiere gehen regelmäßig verloren, wenn man sie nicht hitzig verfolgen und die auftauchenden mit weiteren Kugeln begrüßen kann. Ein Boot allein hat wenig Aussicht, bei einer solchen Jagd erfolgreich zu sein, denn das Tier vermag eine gute Viertelstunde unter Wasser zu bleiben und erscheint oft an einer ganz anderen Stelle als der vermuteten wieder. Bei ruhigem Wetter treibt der Seeotter häufig still an der Oberfläche des Wassers, manchmal wie ein unförmlicher Klumpen, der durchaus nicht an ein lebendes Wesen erinnert, manchmal auf dem Rücken liegend, mit gerade freier Nase, aber die flossenähnlichen Hinterfüße so hoch und dazu gespreizt haltend, als wolle er den Wind fangen und sich von ihm fortbewegen lassen. Der eine und andere thut wohl auch einmal einen hohen Luftsprung und scheint ein besonderes Vergnügen daran zu haben, recht laut klatschend in das Wasser zurückzufallen. Nicht selten, namentlich wenn er etwas eräugt hat, steht er gewissermaßen aufrecht im Wasser, so daß der Kopf frei hervorragt, wie man es häufig beim Seehunde sieht; gleich diesem versinkt er in solcher Stellung auch ganz sacht mit der Nase zuletzt. Sind ihrer, was selten vorzukommen scheint, einmal mehrere beisammen und vielleicht auf der Wanderung, dann schwimmen sie nicht nur sehr schnell, sondern vollführen auch zeitweilig eine Reihe von übermütigen Sprüngen, ganz wie Delphine es zu thun pflegen.

H. Elliott, welcher die Wohngebiete unseres Tieres im vorigen Jahrzehnt besuchte, berichtet, daß fünf Sechstel aller in den amerikanischen Gewässern erbeuteten Seeotter östlich von der ersten Alëuteninsel Unimak und südlich von der Halbinsel Alaska auf einem verhältnismäßig kleinen Raume erlegt werden. Das Inselchen Sanak mit einer Anzahl südwärts vorgelagerter Felseilande und Klippen sowie die ähnliche Tschernabur-Gruppe, etwa 50 km in nordöstlicher Richtung liegend, sind die Hauptjagdplätze. Sanak ist unbesiedelt. Die Bewohner der Alëuten, welche allein der mühseligen Jagd obliegen, werden von Pelzhändlern Anfang Juni nach Sanak übergesetzt: etwa 50—60 Männer mit 20—30 Bidarkas, d. h. mit

den leichten Fellkähnen, die gewöhnlich zwei Mann aufnehmen können. Die Leute bleiben etwa 100 Tage auf Sanak, abgeschlossen von aller Welt und allen Unbilden des meist rauhen Wetters sowie großen Entbehrungen ausgesetzt. Die Jagdweisen sind verschieden. Bei einigermaßen ruhigem Wetter fahren die Leute in ihren Bidarkas in langer Linie über das Meer, bis sie einen Otter erspähen. Sowie dieser taucht, schließen die Jäger einen Kreis um die Stelle und halten scharfen Auslug. Das wieder erscheinende Tier wird durch Speerwürfe und gellendes Geschrei sofort in die Tiefe zurückgescheucht, um die Stelle ein neuer Kreis gebildet und damit fortgefahren, bis der Otter, da ihm nicht Zeit zum genügenden Atemholen gelassen wird, ermattet und endlich dem nächsten Jäger zur Beute fällt. Eine solche Jagd mag 2 und 3 Stunden dauern, wenn nicht ein gut gezielter Speer sie früher beendet. Auf diese Weise erlangen die Jäger in 3 Monaten, wenn sie vom Glücke recht begünstigt sind, vielleicht 40—50 Otter, davon jeder für sie mindestens 200 Mark wert ist.

Einzelne Jäger suchen die Tiere auch vom Lande aus zu schießen, wozu ihnen die Händler ausgezeichnete Gewehre übergeben. Bei schwerem Wetter wandert der Jäger auf den Felsen an der Wetterseite entlang und sucht irgend welchem Otter, der jenseits der Brandung im ruhigeren Wasser erscheint, seine Kugel durch den Kopf zu schießen. Das Tosen der Brandung, der umherfliegende Gischt hindern das so vorsichtige Tier am Erkennen der ihm drohenden Gefahr, so daß der beharrliche Schütze eine Kugel nach der anderen zu entsenden vermag. Trifft endlich eine das Ziel, so setzt er sich geduldig nieder, bis Wind und Wellen ihm die kostbare Beute zuführen. Die aufregendste und gefährlichste Jagdweise aber ist das „Schlagen" der Otter wegen der bedenklichen Umstände, unter denen es gegenwärtig nur noch betrieben werden kann. Wenn ein Sturm wütet, werden die Seeotter auf den entlegenen einsamen Klippen, wo sie sich noch vor den Menschen sicher glauben, durch die höher und höher waschende Brandung in ihrer Ruhe gestört und steigen weiter im Gefelse hinauf, als sie sonst zu thun pflegen. Sobald jedoch die Brandung sich beruhigt, verfügen sie sich wieder an die vertrauten Plätze in der unmittelbaren Nähe des Wassers. Nun gibt es tollkühne Jäger, welche ihr Leben wagen, um die vor der Brandung zurückgewichenen Tiere auf ihren höheren Rastorten überraschen zu können. Wenn sie zu bemerken glauben, daß der Sturm bald niedergehen wird, vertrauen sie sich in ihrer gebrechlichen Bidarka dem hochgehenden Meere an und suchen eine ihnen wohlbekannte Klippe, die 40 und 50 km entfernt sein mag, mit Wind und Wellen fahrend, zu erreichen. Verfehlen sie ihr Ziel, haben sie das Wetter unrichtig beurteilt, so wird wahrscheinlich niemand wieder von ihnen hören; glückt ihnen aber die Fahrt, so landen sie an der Leeseite der Felsen, eilen unter dem Winde hinauf und töten mit Keulenschlägen die etwa dort ruhenden Seeotter. Das Heulen des Sturmes, das Tosen der Brandung übertäubt alles Geräusch, das die Jäger etwa verursachen, Regen oder Dunst verhindert die entfernter liegenden Tiere, wahrzunehmen, was ihnen droht. Auf diese Weise haben einmal zwei Jäger in noch nicht einer Stunde 78 Seeotter erlegt.

Westwärts von Unalaschka, besonders auf Attu, der westlichsten der Alëuten, werden zum Fange der Seeotter auch weitmaschige Netze verwendet; sie sind bis 6 m lang, 2—3 m breit und werden über schwimmende Tangmassen ausgelegt, auf welchen die Otter zu ruhen und zu spielen lieben. Dabei verstricken sie sich in die Netze und scheinen hierdurch derartig erschreckt und verwirrt zu werden, daß sie kaum große Anstrengungen machen, sich aus den verhältnismäßig schwachen Fesseln zu befreien. Die Netzleger, die vom Lande aus ihr Fangzeug überwachen, eilen dann herbei und bemächtigen sich der Tiere, davon sie schon drei und manchmal sogar sechs in einem Netze gefangen haben sollen.

Elliott führt noch an, daß es bisher trotz vielfacher Versuche nicht gelungen sei, junge Seeotter aufzuziehen und zu zähmen. Sie verweigern die Annahme jeglicher Nahrung und

sterben eines freiwilligen Hungertodes. Übrigens ist ihm von allen Jägern übereinstimmend versichert worden, daß die Jungen niemals am Lande, sondern auf treibenden Tangmassen geboren werden, und daß Junge in allen Monaten das Licht der Welt erblicken. Erstere Angabe widerspricht allerdings der von Steller, doch wird sie ebenfalls richtig sein. Die unbarmherzig verfolgten Tiere mögen, auf ihre Sicherheit bedacht, in anderthalb Jahrhunderten ihre Gewohnheiten wohl verändert haben, obschon gleiches bei den beziehungsweise nicht minder eifrig verfolgten Robben noch nicht so durchgreifend beobachtet worden ist. Scammon, welcher über das Verhalten der Seeotter an der westamerikanischen Küste berichtet, bestätigt Elliotts Mitteilungen durchaus und sagt, daß die Jungen, gewöhnlich eins, selten zwei, auf Tangmassen und zwar zu allen Jahreszeiten geboren werden. Laut Scammon wird auch an der Westküste der Vereinigten Staaten der Seeotter regelrecht mit Booten verfolgt: die Weißen versuchen ihn dabei tags zu schießen, die Indianer aber ihn nachts zu speeren. Auch vom Lande aus wird die Jagd mit der Büchse betrieben. Da aber der Strand vielfach sehr flach ist, pflegt der Schütze eine leichte hohe Bockleiter mit sich zu schleppen, die er, sobald er einen Otter entdeckt, aufstellt, um aus der Höhe seine Kugeln zu entsenden.

Vor 25 Jahren wurden, nach Lomer, jährlich etwa 1500 Seeotterfelle auf den Markt gebracht. Diese hatten aber einen Gesamtwert von 600,000 Mark, da der Preis der guten bis zu den schönsten Stücken dieser Art zwischen 300 und 1500 Mark schwankte. Gegenwärtig kommen jährlich etwa 4000 Felle im Werte von 2,500,000 Mark in den Handel, und der Preis eines tadellosen Stückes ist bis auf 2500 Mark gestiegen. Im geschäftlichen Verkehre werden Seeotter auch Kamtschatkische oder Kamtschatka-Biber genannt.

Wenn die Jagd in der bisherigen Weise weiter betrieben, nicht gesetzlich beschränkt wird, dürfte der Seeotter in nicht zu langer Zeit ausgerottet sein und, wie Stellers Seekuh, dann zu den Tieren gehören, die wir gleichsam vor unseren Augen von der Erde verschwinden sahen.

Sach-Register.

A.

B.

H.

J (i).

J (j).

K.

L.

N.

O.

W.

X.

Y.

Z.

Autoren-Register.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.



